Aus fremden Zungen

1897

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt



Aus fremden Zungen.

Eine Halbmonatsschrift.

Siebenter Jahrgang.

Zweiter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1897.

Inhalts-Verzeichnis.

1897. Band II. (Heft 13—24.)

(Die mit * bezeichneten Arbeiten sind in der Rubrik „Lose Blätter" erschienen.)

Litterarische Artikel, Notizen und Mitteilungen.

(In der Rubrik „Lose Blätter".)

Ramuntcho.

Von

Pierre Loti.

Aus dem Französischen übersetzt von E. Philiparic.

(Fortsetzung.)

VII.

Bei grauer, kalter Morgendämmerung erwachte Ramuntcho in seiner Wirtsstube mit dem fortdauernden Gefühl des gestrigen Glückes — nicht mehr der wirren Angst, die ihn so häufig beim allmählichen Erwachen erfaßte.

Draußen hörte er das Schellengeklingel des zur Weide geführten Viehes; die Kühe brüllten dem anbrechenden Tage entgegen, die Glocken läuteten, und an der Mauer des großen Platzes prallte schon der baskische Ball an: das ganze Geräusch des beginnenden Tages im pyrenäischen Dorfe. Für Ramuntcho waren es Festklänge.

Frühmorgens stiegen die beiden Freunde wieder in ihren kleinen Wagen, und die Barette, wegen des Windes beim Fahren, tief über die Stirne ziehend, sausten sie im Galopp über die leichtbereiften Wege dahin.

Als sie gegen zwölf Uhr in Etchézar ankamen, hätte man glauben können, es sei Sommer geworden, so herrlich schien die Sonne.

Im Gärtchen vor ihrem Hause saß Graziella auf der steinernen Bank.

„Ich habe mit Arrochkoa gesprochen," sagte Ramuntcho mit einem glücklichen Lächeln, sobald er allein mit ihr war, „und er ist ganz auf unsrer Seite — du weißt?"

„O," entgegnete die kleine Braut mit traurig sinnender Miene, „o, natürlich . . . mein Bruder, ich wußte es! Das war sicher! Ein Ballspieler wie du, mußt du denken! — das gefällt ihm! Wenn man ihn hört, giebt es nichts Höheres!"

„Aber auch deine Mama, Gatchutcha, begegnet mir seit einigen Tagen viel freundlicher, finde ich... So zum Beispiel am Sonntag, als ich dich zum Tanz aufforderte."

„O, verlaß dich darauf nicht, mein Ramuntcho. Meinst du vorgestern, nach der Kirche? Sie hatte gerade mit der Schwester Oberin geredet, hast du's nicht gemerkt? Nun, die gute Schwester sagte sehr aufgebracht, ich sollte nicht mehr mit dir auf dem Platze tanzen — und nur um sie zu ärgern — du verstehst! Aber, wie gesagt, verlaß dich nicht darauf . . ."

„O," antwortete Ramuntcho, dessen Glück schon wieder zu sinken drohte, „'s ist wahr, sie stehen nicht gut zusammen . . ."

„Nicht gut? Mama und die Schwester Oberin? Wie Hund und Katze, ja! . . . Seitdem die Rede von meinem Eintritt ins Kloster war — erinnerst du dich nicht der Geschichte?"

Er erinnerte sich im Gegenteil sehr gut, und noch fühlte er den Schrecken. Die lächelnden, geheimnisvollen schwarzen Nonnen hatten es einmal versucht, den kleinen, eigenwilligen Blondkopf mit seinem maßlosen Bedürfnis nach Liebe in ihr friedliches Kloster zu locken.

„Gatchutcha, du bist stets mit den Schwestern zusammen! Warum? Erkläre es mir! Gefallen sie dir so gut?"

„Die Schwestern? Nein, Ramuntcho, besonders nicht die jetzigen, die neuen, die ich kaum kenne, — denn man schickt so oft andre her, du weißt es ja... Die Schwestern! . . . nein! . . . Ich muß dir sogar gestehen, daß ich, gerade wie Mama, die Schwester Oberin nicht leiden kann . . ."

„Weshalb also?"

„Nun, weißt du, mir gefallen ihre Lieder, ihre Kapellen, ihr Kloster, alles! . . . Ich kann es dir nicht auseinandersetzen. Und überhaupt . . . Jungen, die verstehen das nicht . . ."

Das leise Lächeln, mit dem sie es sagte, war bald wieder verschwunden und machte einem sinnenden oder vielmehr abweisenden Ausdruck Platz, den Ramuntcho oft an ihr wahrnahm.

Aufmerksam schien sie vor sich hinzuschauen, und doch war vor ihr nichts zu sehen als die einsame Straße, die entblätterten Bäume, die erdrückende braune Masse der Gizune; allein es war, als ob Graziella durch jenseits erblickte Dinge, welche Ramuntchos Augen nicht unterscheiden konnten, in wehmütige

Ekstase geraten sei. Während beide schwiegen, fing die Betglocke zu läuten an und erhöhte noch die friedliche Stimmung in dem stillen Dorfe, auf das die Mittagsonne ihre wärmenden Strahlen warf. Den Kopf niederbeugend, machten beide gleichzeitig andächtig das Zeichen des Kreuzes.

Nachdem die Glockentöne, die in den baskischen Dörfern gleich dem Gesang der Muezzins im Orient jedes menschliche Treiben unterbrechen, verklungen waren, nahm sich Ramuntcho ein Herz und sagte:

„Ich bin ängstlich, Gatchutcha, dich immer in ihrer Gesellschaft zu wissen. Ich kann nicht umhin, mich zu fragen, was du im Grund deines Herzens dabei denkst."

Ihn mit ihren dunkeln Augen fest ansehend, entgegnete sie sanft scheltend:

„Wo denkst du hin? Kannst du so mit mir sprechen, nach dem, was wir uns Sonntag abend gesagt haben? Ja, wenn ich dich verlieren sollte! ... Ja, dann vielleicht! ... Gewiß sogar! Aber bis dahin, o nein! ... o, sei unbesorgt, mein Ramuntcho!"

Lange sah er in ihre Augen, die ihm allmählich wieder entzückendes Vertrauen einflößten, und schließlich lächelte er wie ein Kind:

„Verzeih mir!" bat er. „Ich sage oft Dummheiten, weißt du! ..."

„Ja, das muß ich sagen — in der That!" und beide brachen in ein herzliches Lachen aus.

Ramuntcho rückte nun nach gewohnter Art seine Jacke auf die andre Schulter, zog sein Barett auf die Seite, und ohne andres Lebewohl als ein freundliches Zunicken trennten sie sich, weil dort drunten an der Straßenecke Dolores sich blicken ließ.

VIII.

Mitternacht. Eine Mitternacht schwarz wie die Hölle, mit starkem Winde, peitschendem Regen. Am Ufer der Bidassoa, mitten auf unsicherem Grunde, auf dem tückischen Boden, der Gedanken an ein Chaos wachruft, im Sumpfe, in den ihre Füße einsinken, tragen Männer große Kisten auf den Schultern. Bis zu den Knieen im Wasser watend, werfen sie ihre Last in ein langes Ding, dunkler noch als die Nacht, das ein Boot sein muß; ein verdächtiges, am Ufer mit einem Tau befestigtes Boot ohne Laterne.

Es ist abermals Itchouas Bande, welche diesmal ihren Weg durch den Fluß nehmen will. Einige Augenblicke haben sie angekleidet in einer Schmugglerherberge nächst dem Wasser geschlafen, und zur bestimmten Stunde hat der stets nur mit einem Auge schlafende Itchoua seine Leute aufgerüttelt. Alsdann sind sie wie die Füchse unter kaltem, dem Schmuggel günstigem Regen in die Finsternis hinausgeschlichen.

Jetzt geht es vorwärts auf das spanische Ufer zu, dessen Lichter von weitem, durch den Regen getrübt, herüberschimmern.

Das Unwetter ist furchtbar; schon sind die Hemden der Männer ganz durchnäßt, und unter dem tief heruntergezogenen Barett peitscht der Wind um die Ohren. Dank ihren kräftigen Armen jedoch kommen sie gut und rasch vorwärts.

Plötzlich gleitet in der Dunkelheit etwas wie ein Ungeheuer auf sie zu. Ein schlimmes Ding! Es ist das Schiff, das allnächtlich mit spanischen Zollbeamten die Runde macht. Eilig müssen sie jetzt eine andre Richtung einschlagen, schlau dem Feinde ausweichen und kostbare Zeit verlieren, obwohl es ohnehin schon spät ist.

Endlich sind sie jedoch ohne Störung an das spanische Ufer gelangt, zwischen die Fischerboote, die bei stürmischer Nacht hier angekettet vor der „Marine" von Fontarabia liegen. Jetzt kommt der wichtige Augenblick. Zum Glück bleibt ihnen der Regen treu und fällt strömend herab. Niedergeduckt im Boote, um nicht gesehen zu werden, nichts redend und mit den Rudern bis auf den Grund stoßend, um weniger Geräusch zu verursachen, kommen sie langsam, langsam, und jedesmal stillstehend, sobald etwas sich zu bewegen scheint, durch wirres Dunkel und formlose Schatten heran.

Jetzt, dem festen Lande ganz nahe, drücken sie sich gegen eines der großen, leeren Schiffe. Hier ist die verabredete Stelle; hier sollen sich die Kameraden vom andern Lande einfinden, um sie zu empfangen und ihre Kisten bis zum Schmugglerhause zu tragen. Niemand ist da ... Wo sind sie? Die ersten Momente vergehen in aufregender Erwartung und einem Lauern, welches die Sehkraft verdoppelt und das Gehör verschärft. Mit weit offenen Augen und Ohren lauern sie unter dem eintönig niederrauschenden Regen. Wo bleiben sie, die spanischen Kameraden? Wahrscheinlich ist die Stunde schon vorüber, infolge des langen, durch diese verwünschte Zollrunde verursachten Aufenthalts, der das ganze Unternehmen aus dem Geleise brachte; sie werden es für gescheitert gehalten haben und wieder abgezogen sein.

Abermals vergehen Minuten in derselben Stille und Unbeweglichkeit. Ringsum liegen große, leblose Boote gleich schwimmenden Tierleichnamen, und über den Wassern eine unbestimmte dunkle Masse, dunkler als der Himmel; es sind die Häuser, die Berge am Ufer ... Sie warten, ohne sich zu rühren, ohne zu sprechen — wie gespenstische Schiffer am Landungsplatze einer untergegangenen Stadt! ...

Allmählich erschlaffen die gespannten Sinne, Müdigkeit und Schlaf übermannen sie, und sie würden sogar hier unter dem kalten Regen schlafen, wäre ihre Lage nicht so gefährlich.

Itchoua hält endlich ganz leise in baskischer Sprache mit den Aeltesten Rat, und sie beschließen ein kühnes Wagnis.

Da die andern nicht kommen, müssen sie versuchen, die Kisten bis zum Schmugglerhaus dort drunten zu tragen. Es ist schrecklich gewagt, allein sie haben es sich in den Kopf gesetzt, und nichts kann sie mehr davon abbringen.

„Du," sagt Itchoua zu Ramuntcho, mit seiner eignen Art, die keine Widerrede erlaubt, „du, mein Junge, hütest das Boot, da du niemals den Weg gegangen bist, den wir einschlagen müssen. Binde es an, aber nur ganz lose, damit wir rasch und ohne Lärm entfliehen können, falls ein Grenzjäger in Sicht käme."

Alle andern machen sich also auf den Weg, die Schultern von der schweren Last niedergedrückt; das kaum hörbare Geräusch ihrer Schritte verliert sich alsbald auf dem menschenleeren und dunkeln Gestade, in dem noch immer rauschend herabströmenden Regen.

Ramuntcho ist nun allein; er kauert sich, um nicht bemerkt zu werden, auf den Boden des Bootes und bleibt unbeweglich im strömenden Regen liegen.

Die Kameraden bleiben lang aus, und nach und nach verfällt er in dieser stillen Unthätigkeit in schwere Erschlaffung, fast in Schlaf.

Jetzt naht sich eine langgeformte Masse, noch dunkler als die übrige Umgebung, zieht an ihm vorüber, rasch, sehr rasch — und stets mit unheimlicher Stille, die eine Eigentümlichkeit dieses nächtlichen Unternehmens geworden; es ist ein großes spanisches Boot! ... Aber, denkt er jetzt, da alle Schiffe vor Anker liegen, und dieses weder Segel noch Ruderer hat — wie? — also ist es mein eignes Schiff, das sich bewegt! Endlich hat er begriffen. Sein Boot war zu leicht befestigt, und die starke Strömung hat es fortgerissen ... Und er ist schon weit, er treibt der Mündung der Bidassoa, der Brandung, dem Meere zu. Große Angst, ja Schrecken erfaßt ihn. Was beginnen? Die Lage ist noch dadurch verschlimmert, daß er ohne Hilferuf, ohne das geringste Geräusch handeln muß, denn längs dieser Ufer, wo nur Nacht und Finsternis zu herrschen scheinen, lauern die Grenzjäger, in endloser Linie aufgestellt, Spanien wie ein verbotenes Land bewachend. Er versucht mit einem der langen Ruder bis auf den Grund zu stoßen, um das Boot aufzuhalten. Allein er findet keinen Grund mehr, ohne Widerstand taucht das Ruder hinab in die dunkle Strömung —: er ist im tiefen Fahrwasser... Jetzt heißt es um jeden Preis rudern, komme, was da wolle ...

Mit großer Anstrengung und schweißtriefender Stirn bringt er das schwere Boot gegen den Strom zurück, bei jedem Ruderschlag befürchtend, das leise Knarren könnte dort drunten von irgend einem lauschenden Ohr vernommen werden. Wegen des stets zunehmenden Regens kann er nichts mehr unterscheiden; alles ist schwarz — schwarz wie die Eingeweide der Erde, wo der Teufel haust. Er erkennt nicht mehr den Ausgangspunkt, wo ihn die andern finden sollen, und vielleicht verschuldet er dadurch ihr Unglück; er zögert, hält mit gespannt horchendem Ohr und klopfendem Herzen still und umklammert, um sich eine Weile zu besinnen, eines der großen spanischen Boote. Jetzt nähert sich etwas, mit unendlicher Vorsicht auf dem kaum bewegten Wasser dahingleitend. Ein menschlicher Schatten, so scheint es, eine aufrechtstehende Gestalt, gewiß ein Schmuggler, da er so geräuschlos ist! Beide verstehen sich und — Gott sei Dank! — es ist Arrochkoa, Arrochkoa, der einen leichten spanischen Kahn flott gemacht hat, um ihn zu suchen ... Nun haben sie sich gefunden, und wahrscheinlich sind alle wieder einmal gerettet.

Allein Arrochkoa stößt wütend, als er näher an ihn herankommt, mit erstickter Stimme durch die zusammengepreßten Zähne Schmähungen gegen ihn aus, die eine unmittelbare Antwort erheischen und wie eine Aufforderung zum Kampfe lauten. Es kommt so unerwartet, daß die Bestürzung Ramuntcho einen Moment lähmt und das Aufwallen des Blutes zum Kopfe hin aufhält. War es wirklich das, was sein Freund soeben sagte, und zwar mit einem solchen unleugbar beschimpfenden Tone?

„Du sagtest? ..."

„Nun ja!" fährt Arrochkoa etwas besänftigter und vorsichtiger fort, denn trotz der Finsternis merkt er Ramuntchos Erregung. „Freilich — beinahe wären wir durch deine Schuld alle erwischt worden, ungeschickter Mensch!"

Indessen tauchen aus dem nebenanstehenden Boote Gestalten auf.

„Da sind sie!" fährt er fort, „spute dich und suche in ihre Nähe zu kommen!"

Ramuntcho setzt sich auf seine Ruderbank, seine Schläfen sind heiß vor Zorn und seine Hände zittern ... Nein! ... es ist Graziellas Bruder: alles wäre verloren, wenn er mit ihm handgemein würde! Um ihretwillen neigt er den Kopf und antwortet nichts.

Jetzt entfernt sich das Boot mit kräftigen Ruderschlägen und führt sie alle weiter — der Streich ist gelungen! Es war die höchste Zeit; zwei spanische Stimmen schallen vom schwarzen Ufer herüber. Zwei Grenzjäger, die, in ihre Mäntel gehüllt, schlummerten und vom Geräusch geweckt worden sind! ... Sie beginnen das fliehende Boot, das keine Laterne führt und nicht zu sehen, sondern nur zu vermuten ist, anzurufen; doch es ist schnell in der allgemeinen nächtlichen Verwirrung verschwunden.

„Zu spät, meine Herren!" hohnlacht der mit aller Kraft rudernde Itchoua. „Ruft nur an, so

lange ihr wollt — der Teufel mag euch antworten!"

Die Strömung ist ihnen günstig, sie entfernen sich in dichter Nacht mit der Geschwindigkeit eines Fisches.

Heisa! jetzt sind sie in französischem Gewässer, — in Sicherheit unfern des sumpfigen Ufers.

„Halten wir einen Moment an, um Atem zu schöpfen!" schlägt Itchoua vor.

Keuchend und von Schweiß und Regen durchnäßt, bleiben sie unbeweglich im kalten Regen, den sie nicht zu fühlen scheinen. In der großen Stille hört man deutlich das allmählich ruhiger gewordene Atemholen und die kleine Musik der rieselnden Wassertropfen.

Plötzlich jedoch dringt aus dem stillen Boote, das vorher kaum noch die Bedeutung eines Schattens hatte, ein entsetzlich schriller Schrei in die dunkle Nacht hinaus; er erfüllt die weite Leere und schallt ohrzerreißend in die Ferne ... Ein hoher Ton, wie ihn gewöhnlich nur Frauen hervorbringen, aber die Stimme ist rauh und kräftig und kann nur von einem Manne ausgehen — helltönend und scharf wie das Gebell des Schakals, und doch liegt etwas Menschliches darin, was um so mehr entsetzt. Mit Bangen wartet man auf das Ende; der langanhaltende Schrei wirkt beängstigend. Gleich dem Klagen eines verendenden Wildes hat er begonnen, und nun endigt er mit wildem Lachen, das seltsam und gräßlich, wie das eines Wahnsinnigen klingt.

Jedoch keiner von den Gefährten scheint über den also schreienden, vorn im Boote sitzenden Mann erstaunt, und nach wenigen Sekunden des Stillschweigens antwortet ein andrer im Boote vom Heck her mit demselben Schrei, in denselben eigentümlichen Phasen, die eine alte Ueberlieferung sind.

Es ist ganz einfach der „Irrintzina", der große baskische Schrei, der sich bis heute seit den ältesten Zeiten treu überliefert hat. Eine Eigentümlichkeit dieser Rasse, deren Ursprung sich in der Nacht der Zeiten verliert.

Er gleicht dem Signalschrei gewisser Indianerstämme in den amerikanischen Wäldern; wenn man ihn in der Nacht hört, hat man das schaurige Gefühl, als stiege die Urzeit wieder herauf, die Zeit, da mitten in der Wildnis der alten Welt die Menschen ein Geheul wie das der Affen ertönen ließen.

Man stößt diesen Schrei bei Festen aus oder um sich abends in den Bergen ein Zeichen zu geben, und besonders um irgend ein freudiges Geschehnis, irgend ein unerwartetes Glück, eine erfolgreiche Jagd oder einen ergiebigen Fischzug zu feiern.

So vergnügen sich jetzt auch die Schmuggler mit diesem Freudengeschrei der Vorfahren; der Jubel über ihr geglücktes Unternehmen macht sich darin Luft, sie schreien aus dem physischen Bedürfnis, sich für das bis jetzt eben beobachtete Schweigen zu entschädigen.

Nur Ramuntcho bleibt stumm und verzieht keine Miene. Dieser plötzliche wilde Freudenausbruch macht ihn erstarren, obwohl er ihm längst bekannt ist; er versenkt ihn in eine unruhige, verworrene Träumerei.

Dazu hat er an diesem Abend von neuem erfahren, wie unzuverlässig und wandelbar seine einzige Stütze in der Welt ist, Arrochkoa, auf den er sich doch müßte verlassen können wie auf einen Bruder; mit seinem Heldenmut und seinen Erfolgen im Ballspiel wird er Arrochkoa zwar ohne Zweifel wieder für sich gewinnen, aber ein Mißerfolg, irgend eine Kleinigkeit kann in jedem Augenblick dazu führen, daß er ihn wieder verliert. Dann aber hat — das fühlt er — die Hoffnung seines Lebens keinen festen Boden mehr, — alles schwindet dahin wie ein wesenloses Trugbild.

IX.

Es war Sylvesterabend.

Den ganzen Tag hindurch blieb der Himmel, wie so häufig im baskischen Lande, in düsteres Grau gehüllt, das übrigens zu den herben Bergen, zum wildschäumenden, brausenden Meer dort drunten trefflich paßt.

Zur Dämmerstunde dieses letzten Tages im Jahr, zur Stunde, wo die lustige Reisigflamme die Männer am Herde zurückhält, — zur Stunde, wo das Heim behaglich und köstlich ist, wollten sich Ramuntcho und seine Mutter zum Abendessen setzen, als sie ein bescheidenes Klopfen an der Thür hörten.

Beim ersten Anblick schien ihnen der späte Besuch unbekannt; als er jedoch seinen Namen nannte: José Bidegarray aus Haspariß, erinnerten sie sich des Matrosen, der vor Jahren nach Amerika gereist war.

„Ich soll," sagte er, nachdem er sich auf den angebotenen Stuhl gesetzt, „ich soll Ihnen Grüße bringen. Als ich in Rosario in Uruguay war und mit andern ausgewanderten Basken eines Tags am Landungsplatz zusammentraf, gesellte sich ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren zu uns, da er mich von Etchézar sprechen hörte.

„‚Sind Sie aus Etchézar?' fragte er mich.

„‚Nein, aber aus dem Dorfe Haspariß, das nicht weit davon entfernt liegt.'

„Nachher fragte er mich über eure ganze Familie aus; ich sagte: ‚Die Alten sind tot, der älteste Bruder ist beim Schmuggel umgekommen, der zweite ist nach Amerika geflohen. Es bleibt nur noch Franchita und ihr Sohn Ramuntcho, ein hübscher, junger Bursche, der jetzt achtzehn Jahre alt sein kann.'

„Als er mich so reden hörte, wurde er ganz nachdenklich.

„‚Nun,‘ sagte er endlich, ‚da Sie dorthin zurückkehren, so sagen Sie ihnen, Ignacio lasse sie grüßen.‘

„Er bot mir noch einen Trunk an und entfernte sich.“

Franchita erhob sich zitternd und sah noch blasser als gewöhnlich aus. Ignacio, der seit zehn Jahren verschwundene Bruder, der niemals von sich hatte hören lassen!...

„Wie war er? Wie sah er aus? Wie war er gekleidet? Schien er wenigstens glücklich oder machte er den Eindruck eines Armen?“

„O,“ antwortete der Matrose, „er sah noch gut aus trotz der grauen Haare, und was seinen Anzug betrifft, so hatte es den Anschein, als ob es ihm recht gut gehe, auch trug er eine schwere goldene Kette am Gürtel.“

Dies war jedoch alles, was er außer dem einfachen, kurzen Gruß berichten konnte; weiter wußte er durchaus nichts über den Verbannten, und vielleicht sollte Franchita bis zu seinem Tode nichts mehr von diesem Bruder hören, der für sie fast wesenlos war wie ein Gespenst.

Nachdem er ein Glas Apfelwein geleert, machte sich der seltsame Bote wieder auf den Weg, um in sein hochgelegenes Dorf zurückzukehren.

Mutter und Sohn setzten sich, ohne zu reden, an den Tisch. Sie, die stille Franchita, war zerstreut, und Thränen glänzten in ihren Augen; er gleichfalls, jedoch auf andre Weise, bewegt durch den Gedanken an diesen Onkel, der weit von hier ein abenteuerliches Leben führte.

Als Ramuntcho, den Kinderschuhen entwachsen, sich dem Schulbesuch zu entziehen begann, um den Schmugglern ins Gebirg zu folgen, sagte oftmals Franchita kopfschüttelnd:

„Du bist wie dein Onkel Ignacio; du wirst es niemals zu etwas bringen.“

In der That hatte er das von seinem Onkel, daß ihn alles Gefährliche, Unbekannte und Ferne anzog.

Wenn sie also an diesem Abend mit dem Sohn nicht über die soeben gebrachte Botschaft sprach, so geschah das, weil sie sich den Sinn seiner Träumereien über Amerika wohl zu deuten wußte und ihr vor seiner Antwort bangte. Ueberdies spielen sich bei den Landleuten oder im Volke die kleinen häuslichen Dramen ohne Worte, mit Mißverständnissen, die nie aufgeklärt werden, mit bloßem Erraten der Gedanken und beharrlichem Schweigen ab.

Am Schlusse des Mahls jedoch hörten sie einen Chor lustiger junger Stimmen, der sich unter Trommelschlag dem Hause näherte. Es waren die Burschen aus Etchézar, die Ramuntcho zu einem Umzug durchs Dorf mit Musik abholten, wie es am Sylvesterabend Brauch ist. Sie treten in jedes Haus ein, trinken ein Glas Apfelwein und bringen, lustig ihre alten Weisen singend, vor jeder Thür ein Ständchen.

Ramuntcho vergaß den alten, halbverschollenen Onkel in Uruguay und ward wieder ein Kind in seiner Freude, mit ihnen zu ziehen, mit ihnen längs der dunkeln Wege zu singen, und besonders entzückt von dem Gedanken, in das Haus der Detcharrys einzutreten und Graziella einen Moment zu sehen.

X.

März, der Veränderliche, war gekommen und mit ihm berauschende Frühlingsstimmung, beseligend für die Jungen, wehmütig für die Alten.

Graziella saß wieder in der Dämmerstunde auf der alten steinernen Bank vor ihrem Hause.

O, diese alten steinernen Bänke vor den Häusern, die schon in früherer Zeit zur Träumerei am milden Abend und zum ewig gleichen Geflüster der Liebenden einluden!

Graziellas Haus war sehr alt, wie die meisten Häuser des baskischen Landes, wo die Jahre nicht wie anderwärts die Dinge verändern. Es hatte zwei Stockwerke, ein großes vorstehendes Dach, Mauern wie eine Festung, die jeden Sommer sorgfältig weiß übertüncht wurden, und sehr kleine Fenster mit Einfassungen von behauenem Granit und mit grünen Läden.

Die Oberschwelle an der Eingangsthüre war von Granit und trug eine Reliefinschrift, lange, verwickelte Worte, die für die Augen Fremder an nichts Bekanntes erinnerten. Sie besagten: „Unsre heilige Jungfrau segne dieses Haus, gebaut im Jahre 1630 von Pierre Detcharry, Kirchendiener, und seiner Frau, Damasa Irribarne, aus dem Dorfe Istaritz.“

Ein zwei Meter breites Gärtchen mit niedriger Mauer, über die man auf die Straße blicken konnte, lag vor dem Hause. Ein prächtiger Oleanderbaum breitete seine südländischen Blätter über die Bank; auch standen dort Yuccas, eine Palme und gewaltige Hortensienbüsche, welch letztere in dem schattigen Lande mit dem milden Klima zu riesenhafter Größe anwachsen. Hinter dem Hause lag ein schlecht geschlossener Baumgarten, der sich bis zu einem einsamen Pfad hinunterzog, ein günstiger Platz zum Stelldichein für Liebende, da man leicht aus- und einsteigen konnte.

Wie lichtstrahlend glänzte der Morgen in diesem Frühling, wie still und rosenfarben der Abend!

Nach einer Vollmondswoche, in welcher zur Nachtzeit das ganze Land bis zum Morgen mit blauen Lichtstrahlen überflutet war und die Leute Itchouas nicht arbeiteten, — so hell war der Schauplatz ihrer Streifereien, so lichterfüllt die großen, dunstigen Tiefen der Pyrenäen und Spaniens — nahm das Schmugglertreiben wieder seinen Fortgang, seit nur mehr früh-

morgens die schmale, sanft glänzende Mondsichel am Himmel erschien. Bei dieser schönen Jahreszeit waren die nächtlichen Wanderungen eitel Freude. Ein Leben der Einsamkeit und Träumerei, wo die Seele dieser naiven, im Grunde nicht schlechten Menschen beim Anblick des Himmels mit den unzähligen Sternen unbewußt größer wird, ebenso wie die Seele des Seemanns, der nachts auf dem dahinfahrenden Schiffe Wache hält, und wie ehemals die Seelen der chaldäischen Hirten ...

Auch für die Liebenden waren die milden Frühlingsnächte nach der Vollmondszeit günstig und einladend; denn überall herrschte Dunkelheit um die Häuser, auf allen baumüberwölbten Wegen und besonders hinter dem Baumgarten des Hauses Detcharry, auf dem verlassenen Pfade, wo nie jemand zu treffen war.

Graziella war immer häufiger auf der steinernen Bank vor ihrer Thür zu sehen.

Dort saß sie, um wie in jedem Jahr die Faschingstänzer zu empfangen und tanzen zu sehen, jene Gruppen junger Männer und Mädchen aus Spanien oder Frankreich, die sich jedes Frühjahr für einige Tage zusammenscharen und gleichmäßig gekleidet, entweder weiß oder rosa, durch die Dörfer ziehen und vor den Häusern Fandango mit Castagnettenbegleitung tanzen.

Immer länger blieb Graziella abends auf dieser Bank unter dem aufblühenden Oleander sitzen; manchmal sogar stieg die kleine Duckmäuserin, nachdem sich die Mutter schon gelegt hatte, geräuschlos aus dem Fenster, um hier noch länger frische Luft zu schöpfen.

Ramuntcho wußte es, und jeden Abend störte der Gedanke an diese Bank seinen Schlaf.

XI.

An einem klaren Aprilmorgen gingen Graziella und Ramuntcho der Kirche zu. Sie, halb ernst, halb spöttisch, mit ganz besonders schelmischer Miene, führte ihn dorthin, damit er eine von ihr auferlegte Buße thue.

Im Friedhofe blühten die Beete auf den Gräbern, die Rosen an der Mauer.

Wieder einmal war das Pflanzenleben über der Ruhestätte der Toten erwacht.

Sie traten zusammen durch das untere Thor in die menschenleere Kirche, in der sich nur eine alte Frau in schwarzer Mantille befand, mit dem Reinmachen der Altäre beschäftigt.

Nachdem Graziella ihrem Freunde das Weihwasser gereicht und beide das Zeichen des Kreuzes gemacht, führte sie ihn durch das alte, hallende Schiff bis zu einer dunkeln Ecke unter der Emporbühne der Männer, wo ein seltsam Bild an der Mauer hing. Es war ein dem alten Mysticismus entlehntes Gemälde: das Gesicht Jesu mit geschlossenen Augen, blutiger Stirn und sterbendem, wehklagendem Ausdruck. Der Kopf schien vom Rumpfe getrennt und ruhte auf einem grauen Tuche. Unter dem Bilde standen die langen „Litaneien des heiligen Antlitzes", die, wie jedermann weiß, bestimmt sind, von reuigen Gotteslästerern zur Buße hergesagt zu werden.

Tags vorher hatte Ramuntcho im Zorn sehr häßliche Flüche ausgestoßen, eine undenkbare Reihenfolge von Wörtern, worin die Sakramente und die heiligsten Dinge mit Teufelshörnern und andern, noch abscheulicheren Gottlosigkeiten vermengt waren. Deshalb fand Graziella, daß Buße not that.

„Geh nur, mein Ramuntcho," befahl sie ihm, „und laß von all dem, was zu sagen ist, nichts aus."

Sie ließ ihn dem heiligen Gesicht gegenüber allein, wo er mit leiser Stimme seine Litaneien begann, und gesellte sich zu der Alten, um ihr vor dem Altar der Mutter Gottes behilflich zu sein.

*

Als aber der träumerische Abend wieder kam und Graziella im Dunkeln sinnend auf ihrer Bank saß, tauchte plötzlich eine junge Menschengestalt vor ihr auf; jemand, der ebenso geräuschlos wie die seidenweiche Eule in der Luft, wahrscheinlich vom Hintergrund des Gartens, herbeigeschlichen kam und sich aufrecht mit der über die Schulter geworfenen Jacke vor sie hinstellte: er, an den sie mit ihrer ganzen Innigkeit dachte ... er, die Verkörperung des süßen Traumes ihres Herzens, ihrer Sinne...

„Ramuntcho," sagte sie, „o, wie bang hast du mir gemacht! Woher kommst du zu dieser Stunde? Was willst du? Weshalb bist du gekommen?"

„Weshalb ich gekommen bin? Um dir meinerseits eine Buße aufzuerlegen," erwiderte er lachend.

„Nein, sage mir die Wahrheit, was ist los? Was willst du?"

„Einfach bei dir will ich sein! Sonst nichts! Leider sehen wir uns niemals! Deine Mutter sucht mich mehr und mehr zu entfernen. Ich kann so nicht weiter leben! Es ist ja nichts Böses, da wir uns heiraten wollen, sag selbst! Und weißt du, ich könnte jeden Abend kommen, wenn es dir recht ist, und ohne daß es jemand merkt."

„O nein! Thue es nicht — niemals! — bitte, bitte ..."

Sie plauderten eine Weile, doch so leise, als ob sie befürchteten, die Vögel in ihren Nestern zu wecken. Sie erkannten nicht mehr den Ton ihrer Stimmen, so ganz anders klangen sie, so sehr bebten sie, als wäre es irgend ein entzückendes und strafbares Verbrechen, daß sie so bei einander standen in der großen,

geheimnisvollen Aprilnacht, die um sie herum so viele Pflanzenkeime und Liebesgefühle aufsprießen ließ...

Er wagte nicht einmal, sich neben sie zu setzen, und blieb stehen, bereit, beim geringsten Geräusch durch die Büsche zu entfliehen.

Als er jedoch fortgehen wollte, war sie es, die ihn zögernd und verwirrt, fast unverständlich fragte: „Und morgen? Kommst du wieder? Sag!“

Er mußte über diesen raschen Ideenwandel lachen und entgegnete:

„Freilich! Morgen und alle Abende! Jeden Abend komme ich, wenn wir keine Arbeit für Spanien haben ...“

XII.

Ramuntchos Stube im Hause seiner Mutter befand sich über dem Stalle; sie war weiß getüncht und sehr reinlich. Dort stand sein Bett, stets weiß und sauber, allein der Schmuggel ließ ihm jetzt wenig Zeit zum Schlafen. Bücher mit Reise- oder Erdbeschreibungen, die ihm der Pfarrer lieh, lagen auf seinem Tische, — eine seltsame Erscheinung in dieser Behausung. Verschiedene Heiligenbilder zierten die Wand, und etliche Weidenhandschuhe für Ballspieler, fast Jagd- oder Fischergeräten gleichend, hingen an den Balken der Decke.

Franchita hatte bei ihrer Rückkehr in die Heimat das Haus ihrer verstorbenen Eltern mit dem Gelde, das ihr der Fremde bei der Geburt des Sohnes gegeben, wieder angekauft. Den Rest der Barschaft hatte sie angelegt. Dabei nähte sie Kleider oder bügelte Wäsche für die Leute in Etchézar, auch vermietete sie an die Pächter nahgelegener Aecker zwei Zimmer zu ebener Erde mit der Stallung für ihre Kühe und Schafe.

Verschiedene vertraute Klänge wiegten Ramuntcho in Schlaf: das fortwährende Rauschen des nahen Baches, der Gesang der Nachtigall oder die Morgenständchen andrer Vögel, und besonders in diesem Frühjahr regten sich die ganze Nacht hindurch, unter stetem Schellengeläute, seine Nachbarinnen drunten, die Kühe, die offenbar den Duft des frischen Grases witterten.

Oftmals nach langen nächtlichen Märschen suchte er des Nachmittags, auf irgend einem moosbewachsenen Plätzchen im Schatten ausgestreckt, den verlorenen Schlaf wieder einzubringen.

Für gewöhnlich war er gleich den andern Schmugglern kein Frühaufsteher, und häufig erwachte er erst nach Tagesanbruch, wenn schon zwischen den Ritzen des Fußbodens helle Lichtstrahlen vom Stalle drunten heraufdrangen, da dessen Thür weit offen blieb, wenn das Vieh zur Weide gegangen war. Alsdann trat er an sein Fenster, stieß den kleinen hölzernen, olivengrün angestrichenen Fensterladen auf und stützte sich auf das breite Gesims, um die Wolken oder die Sonne des neuen Tages anzuschauen. Was er in der nächsten Umgebung des Hauses sah, war grün, herrlich grün, wie jedes Fleckchen Erde des schattigen, oft vom Regen befeuchteten Landes im Frühling. Das Farnkraut, das im Herbst so intensiv rotgelb wird, bedeckte mit seinem frischen Grün den Bergabhang wie mit einem riesigen Teppich von dichter, gekräuselter Wolle, rot gefleckt von Digitalisblüten. Unten in einer Schlucht rauschte der Bach zwischen mächtigen Bäumen; oben standen Gruppen von Eichen und Buchen an die Berge gelehnt, und zwischendrin lagen saftiggrüne Matten.

Ueber diesem stillen Eden ragte die große Gizune mit ihrem kahlen Gipfel als unumschränkte Herrin der Wolkenregion in den Himmel. Etwas weiter zurück sah Ramuntcho die Kirche, die Häuser — das abgeschiedene, hochgelegene Dorf, entfernt von allem, weit von den Verbindungslinien, die das flache Land drunten am Meere umgestaltet und verdorben haben; behütet vor fremder Neugier und Entweihung und noch der alten Sitte getreu.

In diesen Morgenstunden fühlte sich Ramuntcho an seinem Fenster von Frieden und Glück durchdrungen. Das Erwachen des jungen Bräutigams war eitel Lust und Wonne, seitdem er wußte, daß er Graziella des Abends am verabredeten Plätzchen treffen werde.

Die traurige Ungewißheit, die ihn sonst jeden Morgen beschlichen hatte, war verschwunden, und die Erinnerung an die Zusammenkünfte und die frohe Erwartung verscheuchten sie vollends. Sein Leben war ein andres geworden; sobald er die Augen öffnete, beseligte ihn das Gefühl eines herrlichen Geheimnisses und einer entzückenden, hohen Freude. Diese wohlthätige Ruhe, die er jeden Morgen wieder fand, schien ihm jedesmal etwas Neues, so ganz verschieden von dem, was er in früheren Jahren empfunden hatte, — unendlich süß seinem Herzen, voller Wonne für seine Sinne und voll unergründlicher, beglückender Hoffnungen.

XIII.

Osterabend. Die Dorfglocken sind verstummt, verklungen die vielen frommen Klänge in Frankreich und Spanien ...

Am Ufer der Bidassoa sitzen Ramuntcho und Florentino und lauern auf die Ankunft eines Bootes. Ringsum herrscht Stille. Die Glocken ruhen; länger als zuvor währt die milde Dämmerung. Schon beim Einatmen der Luft fühlt man den Sommer nahen.

Sobald es Nacht geworden ist, soll der mit Phosphor beladene Schmugglerkahn an der spanischen Küste erscheinen. Für Phosphor besteht ein sehr strenges Einfuhrverbot. Das Schiff soll nicht bis

ans Ufer fahren, sie müssen bis zu ihm durch den Strom waten und die Ware holen, große, zugespitzte Stöcke in den Händen haltend, um sich den Anschein zu geben, als fischten sie in aller Unschuld, für den Fall, daß sie dabei überrascht werden.

Heute nacht ist das Wasser der Bidassoa ein ungetrübter Spiegel, noch leuchtender als der Himmel; alle Sternbilder und der gegenüberliegende Berg mit seiner dunkeln Spitze spiegeln sich darin ab.

Der Sommer, der Sommer — mehr und mehr fühlt man ihn herannahen, so klar und mild ist die Nacht.

Doch Ramuntcho findet in diesem Augenblick das Watt zwischen den beiden Ländern noch trauriger als sonst, noch enger eingeschlossen in den schwarzen Bergen, an deren Fuß kaum zwei bis drei trübe Lichter schimmern — und es steigt wieder in ihm der Wunsch auf, zu wissen, was jenseits der Berge und jenseits dieses Jenseits ist. O, welches Glück müßte es sein, in die Ferne zu gehen ... für eine Zeitlang wenigstens aus dem eingeengten und doch so geliebten Lande zu fliehen ... vor dem Tode noch diesem bedrückenden, aussichtslosen Dasein zu entgehen ... andres zu versuchen ... fort von hier zu wandern, zu reisen, sich in der Welt umzusehen!

Während er fortgesetzt die Stelle, an welcher das Schiff sich zeigen soll, überwacht, erhebt er von Zeit zu Zeit die Augen zum Himmel, zum Unendlichen. ... Er betrachtet den neuen Mond, dessen Sichel untergeht und verschwindet; er betrachtet die Sterne, deren regelmäßige, langsame Bahnen er oft verfolgt hat, und fühlt sich beängstigt durch die Größenverhältnisse und die unbegreiflichen Entfernungen im Weltraum ...

Der alte Pfarrer im Dorfe, der ihm früher Religionsunterricht erteilte und an dem begabten, geweckten Jungen Gefallen fand, lieh ihm Bücher, plauderte manchmal mit ihm über verschiedene Gegenstände, gab ihm Bescheid über den Lauf der Sterne, ihre Entfernung und über die Unermeßlichkeit des Raumes und der Zeit. In seiner Seele erhoben sich alsdann die in ihr schlummernden angeborenen Gefühle, Zweifel, Schrecken, Trostlosigkeit, kurz, das ganze traurige Erbteil des Vaters, in düsterer Gestalt. Unter dem großen Sternenhimmel fing der Glaube des jungen Basken an zu wanken. Seine Seele war nicht mehr arglos genug, um die kirchlichen Dogmen und Satzungen blindlings anzuerkennen, und da sich alles unzusammenhängend und ungeordnet in dem so seltsam vorbereiteten und niemals geleiteten Kopfe bewegte, so konnte er nicht wissen, daß es höchste Weisheit sei, sich trotz allem mit Vertrauen den altehrwürdigen, geheiligten Formeln zu unterwerfen, hinter denen sich vielleicht alles, was wir von den unerforschlichen Wahrheiten ahnen, verbirgt.

Die Osterglocken, die ihn noch im vorigen Jahre mit Andacht erfüllten, hört er diesmal wie irgend eine beliebige Musik an und findet sie eher traurig, fast unnötig. Und jetzt, da sie verstummt sind, vernimmt er mit unerklärlicher Wehmut das mächtige, dumpfe Getöse der Brandung dort drunten, das, seitdem die Klippen des Biskayischen Meeres entstanden sind, beinahe unaufhörlich fortdauert und in stillen Nächten weit hinten in den Bergen gehört wird.

Doch jetzt wendet sich Ramuntchos flatternde Phantasie wieder andern Dingen zu ... Das Watt scheint sich jetzt zu verfinstern, man sieht nicht mehr die Menschenwohnungen, und alles ist dort anders geworden; ja, plötzlich erscheint es ihm — seltsam! — als ob irgend etwas Geheimnisvolles vorgehe; er sieht nur noch die großen, rauhen, ewig unveränderlichen Linien und wundert sich, daß er verworren an die graue Vorzeit denken muß ... Der Geist der alten Zeiten, der manchmal während stiller Nacht, zur Stunde, da die alles umstürzende Menschheit der Jetztzeit schläft, aus der Erde steigt, dieser Geist unzweifelhaft ist es, der ihn jetzt zu umschweben beginnt. Er kann sich davon keine Rechenschaft geben, denn sein Scharfsinn und seine Künstlernatur haben sich bei seiner mangelhaften Bildung nicht entwickeln können; er hat nur eine unklare, beunruhigende Vorstellung davon. In seinem Kopfe dreht sich ein Chaos von Gedanken, die sich fortwährend zu entwirren suchen, aber ohne daß es gelingt.

Nachdem der Mond langsam hinter dem schwarzen Berg verschwunden, sieht alles eine kleine Weile wild und urweltlich aus. Plötzlich taucht eine schwache Vorstellung von den urweltlichen Zeiten deutlicher in seinem Geiste auf und läßt ihn bis ins Innerste erschauern. Unwillkürlich denkt er jetzt an jene Waldmenschen, die in unberechenbaren, düsteren Zeiten hier lebten, — denn plötzlich schallt von einem entfernten Punkt des Ufers ein langer baskischer Schrei, mit schauerlicher Fistelstimme ausgestoßen, in die Nacht hinaus, der „Irrintzina“, die einzige Eigentümlichkeit seiner Heimat, mit der er sich niemals befreunden konnte ... In der Ferne erhebt sich jetzt ein andres mißtönendes Geräusch: Eisengeklirr — Pfeifen! ... Es ist der Zug von Paris nach Madrid, der dort drunten, hinter ihm, im Dunkel des französischen Ufers vorüberdampft ... Und der Geist der alten Zeiten faltet seine Schattenflügel zusammen und verschwindet.

Nachdem das seelenlose, eilige Ding vorübergebraust ist, kehrt allmählich die Stille wieder, aber der entflohene Geist kommt nicht zurück ... Endlich zeigt sich dort drunten das von Ramuntcho und Florentino erwartete Boot, andern Augen als den ihrigen kaum sichtbar — eine kleine graue Masse, winzige Wellen auf dem nachthimmelfarbenen Spiegel hinter sich lassend. Die Stunde ist übrigens gut gewählt,

es ist die Stunde, zu der die Grenzjäger nicht so wachsam sind, die Stunde, zu der die Dunkelheit am tiefsten scheint, da die letzten Sonnenstrahlen und die des Mondes erloschen und die Augen der Menschen noch nicht an die Finsternis gewöhnt sind.

Und nun nehmen sie ihre langen Stöcke zur Hand, um die verbotene Ware zu holen, und treten beide schweigend ins Wasser.

XIV.

Für nächsten Sonntag ist großes Ballspiel in Erribiague, einem entfernten Dorfe im Hochgebirge, angesagt. Ramuntcho, Arrochkoa und Florentino sollen gegen drei berühmte Spanier spielen, und heute abend wollen sie sich einüben und auf dem Platze die Arme gelenkig machen. Graziella und etliche andre junge Mädchen sind gekommen, um zuzuschauen, und setzen sich auf die Granitstufen — lauter hübsche, elegante Erscheinungen in hellen, nach der neuesten Mode geschnittenen Kleidern.

Fortwährend lachen und kichern die jungen Mädchen, nur weil sie einmal angefangen haben zu lachen, und ohne zu wissen warum. Ein Nichts, ein halbes Wort in ihrer alten, baskischen Sprache, ohne den geringsten Anlaß von einer unter ihnen ausgesprochen, — und sie können sich nicht mehr halten vor Lachen.

In diesem Erdenwinkel klingt das Lachen der Mädchen so köstlich wie sonst nirgends; krystallklar tönt es voller Jugendlust aus den frischen Kehlen.

Arrochkoa war schon eine Zeitlang mit dem angeschnallten Weidenhandschuh da und schlug allein den Ball, den ihm herumstehende Kinder aufhoben. Ramuntcho und Florentino aber, an was mochten sie denken? Wie lang blieben sie aus!... Endlich kamen sie schwerfällig und ungeschickt daher, die Stirnen voller Schweiß, und als die jungen, lachenden Geschöpfe sie mit dem spöttischen Ton anredeten, den die Mädchen, wenn ihrer mehrere beisammen sind, leicht dem Manne gegenüber anschlagen, lächelten sie und schlugen sich auf die Brust, aus der es metallen klang... Sie kamen zu Fuß über die Pfade der Gizune aus Spanien, mit Kupfermünzen beladen und behängt, auf welchen das Bildnis des kleinen Königs Alfonso XIII. geprägt war. Es war eine neue Schmugglerlist. Für Itchoua hatten sie dort drunten eine große Summe Silbergeld gegen Kupfergeld mit Vorteil ausgewechselt, und dieses sollte dann zu seinem richtigen Wert auf den nächsten Märkten in verschiedenen Dörfern der Landes,*) wo spanische Kupfermünze Kurs hat, umgesetzt werden.

Beide brachten in ihren Taschen, ihren Hemden, auf der Haut je vierzig Kilo Kupfer. Jetzt ließen sie alles wie einen Regen auf die alten Granitbänke zu Füßen der dadurch belustigten Mädchen fallen und baten diese, die Münze zu behüten und zu zählen; nachdem sie sich die Stirn getrocknet und etwas Atem geschöpft, fingen sie an zu spielen und zu springen und bewegten sich leicht und gewandt, da sie von der erdrückenden Last befreit waren.

Außer drei oder vier Schulkindern, die gleich jungen Katzen nach den gefallenen Bällen hüpften, waren nur die jungen Mädchen da, in Gruppen beisammen sitzend auf den unteren Reihen der leeren Stufen, deren alte, rötliche Steine mit Frühlingsblumen und Gräsern überwuchert waren.

Mit ihren hellen Kattunkleidern, weißen oder rosafarbenen Taillen waren sie die ganze Augenweide des feierlich ernsten Ortes. Neben Graziella saß Pantchika Dargaignaratz, eine andre fünfzehnjährige Blondine, die mit Graziellas Bruder, Arrochkoa, verlobt war und ihn schon bald heiraten sollte; denn als Sohn einer Witwe brauchte er nicht zu dienen.

Die Ballspieler kritisierend und die schweren Kupfermünzen aufstapelnd, lachten und tuschelten sie in ihrem singenden Tonfall, mit den steten Endungen in rra und rrik, wobei sie in solch lustiger Weise jedes r rollten, daß es jeden Augenblick in ihrem Munde wie das Geräusch flatternder Spatzenflügel ertönt.

Auch die jungen Leute waren froher Laune; hie und da kamen sie heran und setzten sich unter dem Vorwand, auszuruhen, zu den Mädchen.

Diese schüchterten sie beim Spielen dreimal mehr ein als das Publikum der großen Tage, so spöttisch waren sie alle...

Ramuntcho erfuhr hier von seiner kleinen Braut etwas recht Erfreuliches, das er nie zu hoffen gewagt. Sie hatte nämlich von ihrer Mutter die Erlaubnis erhalten, auch zu diesem Feste nach Erribiague zu gehen, dem Ballspiel beizuwohnen und die Gegend, die ihr unbekannt war, zu besuchen. Es war ausgemacht, daß sie im Wagen mit Pantchika und Frau Dargaignaratz hinfahren und man sich dort treffen sollte, ja möglicherweise sollten sie die Rückfahrt alle zusammen machen.

Beinahe zwei Wochen war es jetzt her, daß ihre abendlichen Zusammenkünfte begonnen hatten, und es war das erste Mal, daß Ramuntcho wieder Gelegenheit hatte, sie bei Tag mit andern zu treffen; ihre Art, zusammen zu verkehren, war nicht mehr dieselbe, sie war anscheinend zeremonieller, mit einem süßen Geheimnis jedoch in ihrem tiefsten Innern. Schon lang auch hatte er sie nicht so genau im hellen Lichte gesehen, und sie schien ihm bedeutend schöner geworden; ihre Taille runder und schlanker, ihre Haltung vornehmer. Immer noch hatte sie große Aehnlichkeit mit Arrochkoa, dieselben regelmäßigen Züge, dasselbe ovale Gesicht; allein die Verschiedenheit ihrer Augen trat stärker hervor: die des Bruders waren von blaugrüner Farbe, scheu und ausweichend,

*) Les Landes, der sandige Küstenstrich am Biskayischen Meerbusen zwischen Gironde und Pyrenäen.

die ihrigen dagegen mit den schwarzen Pupillen und schwarzen Wimpern blickten jedermann fest ins Gesicht und vergrößerten sich dabei noch. Niemals hatte Ramuntcho solch offene, innige Augen gesehen; sie entzückten ihn, wenn sie ihn lang und fragend anschauten. Schon in der Kinderzeit hatten sich diese Augen seiner kleinen Seele mit allem, was gut in ihm war, bemächtigt...

Die Ballspieler waren sehr zerstreut angesichts der Schar der jungen Mädchen mit ihren weißen und roten Taillen, und lachten oft über sich selbst, weil sie so viel ungeschickter als gewöhnlich spielten.

Ueber den Zuschauerinnen, die nur einen winzigen Platz im großen Amphitheater einnahmen, erhoben sich lange Reihen leerer Bänke, dann die Häuser des friedlichen, weltabgeschiedenen Dorfes, und endlich die dunkle Masse der den ganzen Himmel einnehmenden Gizune, die sich mit den dichten, an ihrem Abhang ruhenden Wolken vereinigte, unbeweglichen, harmlosen Wolken, die nicht mit Regen drohten, turteltaubenfarbigen Frühlingswolken, mild und ruhig gleich der Luft an diesem Abend. Und jetzt, da der Tag sich neigte, fing in einem Einschnitt, nicht so hoch wie der alles beherrschende Gipfel, die Mondscheibe an, sich zu versilbern.

Sie spielten in der köstlichen Dämmerung bis zur Stunde der Fledermäuse, bis zur Zeit, wo der Ball wirklich nicht mehr zu sehen war. Vielleicht fühlten alle unwillkürlich, daß eine so schöne Stunde nicht so leicht wiederkehre, und suchten sie so lang als möglich hinauszuziehen.

Schließlich machten sie sich auf, um Itchoua die spanischen Kupfermünzen zu bringen. In zwei gleiche Teile geteilt, wurden sie in dicke rote Servietten gelegt, welche die Burschen und Mädchen je an einem Zipfel trugen, und so zogen sie frisch und fröhlich dahin, das Lied der Spinnerin singend.

Wie lang, wie licht, wie entzückend war diese Aprildämmerung! Rosen und allerlei andre Blumen blühten vor den ehrwürdigen weißen Häusern mit braunen oder grünen Fensterläden. Jasmin, Geißblatt und Lindenblüte verbreiteten ihren Duft.

Für Graziella und Ramuntcho war es eine jener köstlichen Stunden, die man sich später im Moment des bangen, traurigen Erwachens mit zugleich herzzerreißendem und entzückendem Weh zurückruft.

O, wer es sagen könnte, warum es auf der Erde Frühlingsabende und so schöne Augen giebt! — warum das süße Lächeln der Mädchen! — warum den Gärten Blumendüfte entströmen, wenn es Abend wird! — warum der ganze entzückende Zauber des Lebens uns umgaukelt, da ja doch alles höhnisch, mit Trennung, Altersschwäche und Tod endigen muß!...

XV.

Am nächsten Tag, Freitag, treffen sie Anstalten zur Reise in das Dorf, in welchem am Sonntag darauf das Fest stattfinden soll. Es liegt sehr entfernt in schattiger Gegend, an der Biegung einer tiefen Schlucht, am Fuße hoher Berge. Arrochkoa ist dort zur Welt gekommen und hat die ersten Monate seines Lebens dort verbracht, die Zeit, da sein Vater als Brigadier bei den französischen Grenzjägern dort wohnte; doch ist er noch als Kind von dort fortgekommen und hat nicht die geringste Erinnerung daran behalten.

Im kleinen Wagen der Detcharry sitzen Graziella, Pantchika und, mit einer langen Peitsche in der Hand, Frau Dargaignaratz, ihre Mutter, welche kutschiert. So fahren sie zusammen zur Mittagszeit ab, und über die Bergstraßen direkt ans Ziel ihrer Reise.

Ramuntcho, Arrochkoa und Florentino dagegen, die in St. Jean de Luz noch einige Schmugglergeschäfte abzuwickeln haben, machen einen Umweg und werden erst in der Nacht mit der Bahn nach Erribiague kommen.

Heute sind alle drei glücklich und sorglos; niemals saßen baskische Barette über lustigeren Gesichtern.

Die Nacht sinkt herab, als sie mit dem Zug von Burguetta in das stille innere Land fahren. Die Wagen sind voll von vergnügten Leuten, die, wie es scheint, von einem Feste kommen; die jungen Mädchen mit dem seidenen Tuch auf dem Hinterkopf, die jungen Männer in Wollbaretten; alle singen, lachen und küssen sich. Trotz der alles einhüllenden Dunkelheit sind doch die blühenden Weißdornhecken und die kleinen, ganz weißen Wälder von Akazienblüten zu unterscheiden. In die offenen Wagen dringt der starke, würzige Walddust. Und durch diesen weißen Blütenflor des April zieht der vorübersausende Zug gleichsam ein Kielwasser der Luft hinter sich her, den Refrain einer alten navarresischen Weise, die immer wieder von vorn begonnen und von den Mädchen und Burschen aus voller Kehle, mitten unter dem Getöse der Räder und des Dampfes, gesungen wird.

Erribiague! An den Wagenthüren wird der Name laut ausgerufen, so daß die drei Freunde auffahren. Die singende Schar ist schon früher ausgestiegen und hat sie fast allein in dem stiller gewordenen Zug gelassen. Höhere Berge haben die Nacht noch undurchdringlicher gemacht, und fast hat die jungen Leute der Schlaf übermannt.

Ganz betäubt springen sie heraus; es ist so dunkel, daß sogar ihre Schmuggleraugen nichts unterscheiden können. Kaum sieht man einige Sterne flimmern, so sehr ist der ganze Himmel von den überhängenden Bergen eingenommen.

„Wo liegt das Dorf?“ fragen sie einen Mann, der allein dasteht, um die Reisenden zu empfangen.

„Eine Viertelstunde von hier, dort rechts.“

In der That wird jetzt das graue Band einer Straße sichtbar, das sich aber alsbald wieder im

Dunkel verliert. Und bei dieser großen Stille, in der frischen Feuchtigkeit dieser im Finstern liegenden Thäler, begeben sie sich lautlos auf den Weg.

Ihre Fröhlichkeit ist durch die düstere Majestät der die Grenze behütenden Höhen gedämpft.

Jetzt überschreiten sie auf einer alten Bogenbrücke einen Bach; und dann steht das eingeschlossene Dorf, das sich durch kein Geräusch mehr verrät, vor ihnen. Das Wirtshaus, in dem noch eine Lampe flimmert, ist nicht weit entfernt und liegt an den Berg gelehnt neben dem rauschenden Bach.

Man führt sie dort gleich in ihre kleinen Zimmer, die ehrbar und säuberlich aussehen, trotzdem sie uralt, niedrig und durch die ungeheuren Balken gedrückt sind; an den weißgetünchten Wänden hängen Christus-, Madonnen- und Heiligenbilder.

Zum Abendessen steigen sie wieder in den am Eingang gelegenen Saal herab, wo zwei oder drei altfränkisch gekleidete Alte sitzen, mit breiten Gürteln und in schwarzen, sehr kurzen Kitteln mit tausend Falten. Arrochkoa, der sich auf seine Familie etwas einbildet, kann die Frage nicht unterlassen, ob sie einen gewissen Detcharry gekannt, der früher als Grenzjäger, vor etwa achtzehn Jahren, hier war.

Einer der Alten, den Kopf vorbeugend und die Hand über die Augen haltend, sieht ihn scharf an: „O, ich wette, Sie sind sein Sohn, Sie sehen ihm auffallend ähnlich . . . Detcharry! und ob ich ihn kannte, und mich seiner erinnere! Er nahm mir zur Zeit mehr als zweihundert Ballen Ware ab; doch das ist schon lang her — hier, reichen Sie mir Ihre Hand, obgleich Sie sein Sohn sind."

Und der alte Schmuggler, der seinerzeit Anführer einer Bande gewesen ist, drückt ohne Groll, mit Wärme beide Hände Arrochkoas.

Detcharry ist nämlich in Erribiague noch immer berühmt wegen der Verschlagenheit und Schlauheit, womit er so oft den Schmugglern ihre Waren abnahm. Mit diesen erwarb er sich später ein kleines Vermögen, das jetzt Dolores und ihren Kindern zu gute kommt.

Arrochkoa wirft sich in die Brust, indes Ramuntcho den Kopf sinken läßt, denn schmerzlich fühlt er seine Herkunft, er, der keinen Vater hat . . .

„Sind Sie vielleicht auch beim Zoll, wie Ihr seliger Vater?" fragt der Alte schalkhaft.

„O nein, das gerade nicht, im Gegenteil sogar . . ."

„Ach so! . . . Verstanden! . . . da reichen Sie mir nochmals Ihre Hand! Sehen Sie, das rächt mich an diesem Detcharry, daß sein Sohn gleich uns ein Schmuggler geworden ist."

Sie bestellen nun Apfelwein und trinken zusammen, indessen die Alten ihre Abenteuer und Schliche aus ehemaliger Zeit, Nacht- und Gebirgsgeschichten, erzählen. Ihr Dialekt ist nicht der gleiche wie in Etchézar, wo sich die Sprache deutlicher, schärfer ausgeprägt, vielleicht reiner erhalten hat. Ramuntcho und Arrochkoa verwundern sich über diese Aussprache des Hochgebirgs, die weicher und singender ist. Die weißhaarigen Männer kommen ihnen wie Fremde vor; ihr Geplauder klingt wie eine Reihenfolge eintöniger, stets wiederholter Strophen, ähnlich den alten Klageliedern.

So oft sie zu reden aufhören, dringt aus dem friedlichen, kühlen Dunkel draußen das leise Gemurmel der Nacht. Grillen zirpen, am Fuß der Berge rauscht der Bach, und von den riesigen, mit dichtem Blätterwerk überwachsenen, quellenreichen Höhen hört man die Wasser herabträufeln.

Das kleine, eng eingeschlossene und abgeschiedene Dorf in der tief ausgehöhlten Schlucht schläft, und man hat das Gefühl, als sei hier die Nacht dunkler und geheimnisvoller als anderwärts.

„Mein Gott!" sagt endlich der alte Schmuggler, „Zolldienst und Schmuggel haben im Grunde viel Aehnlichkeit miteinander. Beiderseits gilt's, die andern zu überlisten und der Kühnste zu sein — nicht wahr? Ich finde sogar, daß ein entschlossener und schlauer Grenzjäger, wie Ihr Vater zum Beispiel einer war, ebensoviel gilt wie der nächstbeste der Unsrigen."

Es erscheint jetzt die Wirtin und bedeutet sie, daß es Zeit sei, das Licht auszulöschen — das letzte noch flackernde Licht im Dorfe. Die alten Schmuggler gehen fort. Ramuntcho und Arrochkoa steigen in ihr Zimmer hinauf, legen sich und schlafen unter fortdauerndem Grillengezirpe und dem Rauschen des fließenden oder herabrieselnden Wassers ein; Ramuntcho glaubt, wie in seinem Hause in Etchézar, während seines Schlafes ein undeutliches Schellengebimmel am Halse der Kühe, die sich unter ihm im Stalle bewegen, zu vernehmen.

XVI.

Jetzt öffnen sie am schönen Aprilmorgen die Läden der schmalen Fenster, die wie Stückpforten in die dicken, uralten Mauern gebrochen sind.

Ihre Augen sind plötzlich von ganzen Fluten Lichts geblendet. Draußen glänzt und leuchtet der Frühling. Niemals haben sie so hohe Berge in nächster Nähe gesehen, wie sie jetzt dort über ihren Häuptern sich erheben. Längs der buschbedeckten Abhänge, längs der braun bewachsenen Höhen gleitet die Sonne herab und strahlt in diesem tiefen Thalgrunde über das weiße Dorf, über die alten Häuser mit den grünen Fensterläden.

Beide erwachen mit Jugendlust und Freude. Sie haben nämlich für diesen Morgen geplant, dort drunten im einsamen Hause der Vettern der Frau Dargaignaratz die zwei Mädchen, die gestern im Wagen ankamen, zu besuchen.

Nachdem sie einen Blick auf den Spielplatz, wo sie sich des Nachmittags einüben wollen, geworfen, begeben sie sich auf den Weg über prächtig grüne Pfade, die sich im tiefsten Grunde des Thales, längs frischer Bäche verstecken. Ueberall schießen Digitalisblüten gleich langen, rosafarbenen Raketen aus der unabsehbaren Menge der Farnen hervor.

Das Haus der Vettern Olhagarray scheint weit entfernt zu liegen, und von Zeit zu Zeit bleiben sie stehen, um vorübergehende Hirten nach dem Weg zu fragen, oder sie klopfen an die Thür irgend einer der einsamen Behausungen, die hie und da unter den Bäumen stehen. Niemals haben sie solch alte Baskenhäuser gesehen, wie diese hier im Schatten der großen Kastanien.

Sie kommen durch seltsam eingeengte Schluchten. Noch höher als die überwölbenden Eichen- und Buchenwälder sind düstere, unbewachsene Gipfel sichtbar, eine rauhe, kahle Region von dunkelbrauner Färbung, die in den tiefblauen Himmel ragt.

Hier unten jedoch ist eine geschützte, moosige Welt, tiefes Grün, das die Sonne nie verdorrt, und in dem der April seinen frischen, reichen Schmuck versteckt.

Auch die zwei, die auf diesen von Digitalis und Farnen umsäumten Pfaden dahinwandern, nehmen ihren Anteil an der Lenzespracht. In ihrer Freude, hier zu sein, und unter dem Einfluß dieser von der Zeit nicht berührten Gegend erwachen nach und nach tief in ihrer Seele Jagd- und Zerstörungsgelüste. Arrochkoa besonders hüpft erregt von rechts nach links, entwurzelt Gräser und Blumen oder bricht sie ab, sucht nach allem, was sich unter den grünen Blättern regt, nach den Eidechsen, den Vögeln und den schönen, im hellen Wasser schwimmenden Forellen. Er hüpft und läuft, wünscht sich Fischergeräte, Stöcke oder eine Flinte. Die Wildheit des richtigen Naturkindes tritt in ihm zu Tage, die Triebkraft seiner blühenden achtzehn Jahre. Ramuntcho dagegen wird bald wieder ruhig. Er bricht nur ein paar Zweige ab, reißt eine Handvoll Blumen aus, und schon fängt er wieder an, sich zu sammeln, wird nachdenklich und träumerisch . . .

Jetzt bleiben sie an einem Kreuzweg im Thale stehen, — es ist eine stille, einsame Stelle, wo keine menschliche Wohnung zu entdecken ist. Ringsum dunkle Schluchten, in welchen sich mächtige Eichen übereinandertürmen, und über ihnen schwere Bergmassen von rotbrauner, sonnenverbrannter Färbung. Nirgends ein Zeichen der Neuzeit, völlige Stille, urweltlicher Friede.

Sie erheben die Köpfe zu den braunen Höhen und entdecken in weiter Ferne dort droben Menschen, die auf unsichtbaren Wegen dahinwandeln, kleine Schmuggleresel treibend. Die stillen Wanderer am Abhang des riesigen Berges, winzig, gleich Insekten, in dieser Entfernung, sind Basken; von hier aus betrachtet sind sie fast eins mit der roten Erde, aus der sie hervorgegangen sind, und in die sie wieder zurückkehren, nachdem sie wie die Vorfahren gelebt, ohne von dem Leben unsrer Zeit, von anderwärtigen Dingen etwas zu ahnen . . .

Arrochkoa und Ramuntcho ziehen ihre Barette ab, um sich die Stirn zu trocknen; es ist so heiß in der tiefen Schlucht, und sie sind so gelaufen und herumgehüpft, daß ihnen der Schweiß am ganzen Körper niederperlt. Obgleich ihr Weg kurzweilig ist, so möchten sie doch bald bei den zwei blonden Mädchen sein, die sie erwarten. Wen aber nach dem Weg fragen, da niemand hier zu sehen ist? . . .

„Ave Maria!“ schreit neben ihnen im dichten Buschwerk eine alte, heisere Stimme; und sie fährt fort, eine ganze Reihenfolge von Wörtern, die immer leiser werden, rasch, rasch herzuplappern: ein baskisches Gebet.

Aus den Farnen tritt jetzt ein alter Bettler, erdfahl, struppig, grau, auf seinen Stock gebeugt, wie ein Waldmensch aussehend.

„Ja!“ sagt Arrochkoa, die Hand in die Tasche steckend; „allein um unser Almosen zu verdienen, mußt du uns bis zum Hause Olhagarray führen.“

„Das Haus Olhagarray?“ entgegnet der Alte. „Ei, da komme ich gerade her — und, meine lieben Jungen, ihr steht gerade davor.“

Fürwahr, wie ist es möglich, daß sie den kaum hundert Schritte entfernten schwarzen Giebel zwischen den Kastanienzweigen nicht gesehen?

An einer Stelle, wo es um die Schleusen schäumt und braust, steht das alte, große Haus zwischen hundertjährigen Bäumen, mit dem Fuße im rauschenden Bache.

Ringsum ist die rote Erde kahl und vom Gebirgswasser unterwühlt. Ungeheure Wurzeln winden sich gleich riesigen grauen Schlangen drüber hin, und der ganze von den pyrenäischen Höhen eingeschlossene Platz ist unfreundlich und finster.

Allein dort sitzen zwei junge Mädchen im Schatten, mit blondem Haar und rosafarbenen Blusen; wunderbare, sehr moderne kleine Feen mitten in der alten, wilden Landschaft . . . Sie erheben sich mit freudigem Ruf und laufen den Ankömmlingen entgegen.

Freilich wäre es passender gewesen, vor allen Dingen ins Haus zu treten und die Alten zu begrüßen. Die jungen Leute sagen sich jedoch, daß man sie wahrscheinlich nicht gesehen, und beide fangen lieber damit an, sich an den Rand des Baches auf die großen Wurzeln zu setzen, jeder neben seine blonde Braut. Zufällig richten es die Paare so ein, daß sie sich gegenseitig nicht stören, und bleiben eines vor dem andern hinter Felsen und Zweigen versteckt.

Nun fangen sie ganz leise an zu flüstern, Arrochkoa mit Pantchika, Ramuntcho mit Graziella.

Was haben sie sich nur alles zu sagen, daß sie so viel, so eilig reden müssen?

Obgleich ihr Dialekt nicht so singend wie der des Hochgebirges ist, worüber sie sich gestern verwunderten, sollte man dennoch glauben, rhythmisch skandierte Strophen zu hören — eine unendlich süße Musik, bei welcher die Stimmen der jungen Leute sanft wie eine Kinderstimme werden.

Was haben sie sich nur alles zu sagen, daß sie so viel, so eilig am Rand des Baches, im wilden Hohlweg, unter der heißen Mittagssonne plaudern? Mein Gott, es ist kaum viel Sinn darin, es ist nichts als ein den Liebenden eignes Geflüster, etwa wie das leise Gezwitscher der Schwalben, wenn sie ihre Nester bauen. Es ist kindisch, unzusammenhängend und mit Wiederholungen durchwebt. Nein, es hat kaum viel Sinn, — wofern es nicht das Höchste auf der Welt ist, das Tiefste und Wahrste, was sich mit menschlichen Worten aussprechen läßt ... Es bedeutet nichts, — wofern es nicht die ewige, wunderbare Hymne ist, für die allein die Sprache der Menschen und Tiere geschaffen wurde, und neben der alles andre hohl, erbärmlich und eitel ist ...

Es ist drückend heiß in der von allen Seiten eingeschlossenen Schlucht. Trotz des Schattens der Kastanien brennen dennoch die von den Blättern gedämpften Strahlen, und der kahle, rotsteinfarbige Boden, das altertümliche, unsern stehende Haus, die alten Bäume machen das Bild der ganzen Umgebung etwas rauh und unfreundlich.

Niemals hat Ramuntcho seine kleine Freundin so rosig gesehen; auf ihren feinen, durchsichtigen Wangen liegt die frische Röte des gesunden Blutes — sie ist rosig wie die Blüte der Digitalis.

Mücken und Fliegen summen um ihre Ohren, und jetzt hat sogar eines dieser Tiere Graziella gestochen, — fast auf den Mund, oberhalb des Kinns, und sie versucht, mit ihrer kleinen Zunge dort hinzukommen, mit den oberen Zähnen die schmerzhafte Stelle zu kratzen.

Ramuntcho, der dies so nahe sieht, allzu nahe, fühlt sich plötzlich erschlafft, und um sich aufzumuntern, reckt und dehnt er ungestüm die Arme, wie einer, der eben erwacht.

Das junge Mädchen beginnt von neuem, da ihre Lippe sie fortwährend juckt, — und Ramuntcho reckt wieder die Arme, indem er den Rumpf zurücklehnt.

„Was hast du, Ramuntcho, daß du dich dehnst und streckst wie eine Katze? ..."

Als aber Graziella zum dritten Male sich an derselben Stelle beißt und noch einmal die kleine Spitze ihrer Zunge hervorstreckt, beugt sich Ramuntcho nieder, von einem unwiderstehlichen Verlangen ergriffen — auch er pickt mit den Zähnen an die Stelle, wo die Mücke sie gestochen, und zieht die frische Lippe leicht in seinen Mund, wie eine hübsche rote Frucht, die man genießt, doch ängstlich besorgt, sie nicht zu zerdrücken ...

Eine Weile bleiben sie stumm, es durchschauert sie Schrecken und Wonne ... Graziella zittert am ganzen Körper, sie hat bei diesem Kuß Ramuntchos schwarzes Schnurrbärtchen an ihrer Lippe gespürt.

„Bist du mir böse — sag?"

„Nein, Ramuntcho, o nein, ich bin nicht böse ..."

Und er, von heftiger Liebe erfaßt, beginnt von neuem; und in der warmen, drückenden Luft geben sie sich zum erstenmal in ihrem Leben lange Liebesküsse.

XVII.

Am nächsten Morgen, Sonntag, waren sie alle andächtig zur Frühmesse gegangen, und an demselben Tag gleich nach dem Ballspiel sollten sie abreisen, um Etchézar noch vor der Nacht zu erreichen. Nun war es diese Rückkehr besonders, mehr noch als das Spiel, welche Ramuntcho und Graziella beschäftigte, denn wie sie gehofft, blieben Pantchika und ihre Mutter in Erribiague, und sie sollten in dem kleinen Wagen, ganz nahe beisammen sitzend und unter der nachsichtigen und oberflächlichen Beaufsichtigung Arrochkoas, heimfahren. Fünf bis sechs Stunden Fahrt, alle drei allein, über Frühlingswege, unter neuem Grün und mit fröhlicher Rast in unbekannten Dörfern.

Schon um elf Uhr des Morgens füllten sich die Zugänge des Platzes mit Gebirgsleuten, die von allen Seiten, von den Höhen, von allen wilden Dörfern ringsum herbeigelaufen kamen. Es war eine internationale Partie, drei französische Ballspieler gegen drei spanische, und in der Versammlung sah man besonders spanische Basken, — ja, sogar Männer mit breiten Sombreros, mit Jacken und Gamaschen aus vergangener Zeit.

Die durch das Los bestimmten Richter beider Nationen begrüßten sich mit altfränkischer Höflichkeit, und die Partie begann unter großer, stiller Erwartung, unter drückender Sonne, welche die Spieler, trotzdem sie die Barette wie ein Schild über die Augen drückten, belästigte.

Bald jauchzte die Menge Ramuntcho und nach ihm Arrochkoa zu; sie waren die Sieger des Tages. Von allen Seiten schaute man die zwei kleinen, so aufmerksam zusehenden fremden Mädchen an, die so hübsch in ihren rosafarbenen Taillen aussahen; — man raunte sich zu: „Es sind die Bräute der beiden guten Spieler." Graziella, die alles hörte, war stolz auf ihren jungen Bräutigam.

Zwölf Uhr. Sie spielten schon fast eine Stunde. Die alte Mauer mit dem abgerundeten Giebel und dem gelben Anstrich war rissig vor Trockenheit und Hitze. Die großen Gebirgsmassen, hier noch näher, noch erdrückender und höher als in Etchézar, ragten

ringsum über die kleinen, menschlichen Gruppen empor, die sich in einer tiefen Falte ihrer Abhänge bewegten. Die Sonne fiel senkrecht auf die schweren Barette der Männer, auf die unbedeckten Köpfe der Frauen, das Gehirn erhitzend und die Begeisterung verstärkend. Die leidenschaftliche Menge schrie, und die Bälle flogen hin und her, als die Betglocke leise anfing zu erklingen. Ein alter, narbiger, sonnverbrannter Mann, der dies Signal erwartete, setzte seine Trompete an den Mund — seine alte afrikanische Zuaventrompete — und blies zum Gebet. Alle sitzenden Frauen erhoben sich, alle Häupter der Männer entblößten sich, das gesamte Volk machte das Zeichen des Kreuzes, indessen die Ballspieler mit schweißtriefender Brust und Stirn im heißesten Moment der Partie unbeweglich stehen blieben und andächtig den Kopf zur Erde neigten.

Schlag zwei Uhr war das Spiel glorreich für die Franzosen beendigt. Arrochkoa und Ramuntcho stiegen in ihren kleinen Wagen, und die sämtliche Jugend aus Erribiague begleitete sie und jauchzte ihnen zu. Graziella nahm zwischen beiden Platz, und fort ging's auf die lange, schöne Fahrt, die Taschen voll von dem gewonnenen Golde, von der Freude, dem Lärm und der Sonne berauscht.

Ramuntcho, dem die Erinnerung der gestrigen Küsse geblieben war, hatte große Lust, vor der Abfahrt den Leuten zuzurufen: „Die Kleine, die ihr hier so schön vor euch seht, gehört mir. Ihre Lippen sind mein. Gestern preßte ich die meinigen auf die ihrigen, und heute abend werde ich es wieder thun ..."

Sie fuhren ab und befanden sich bald wieder in stiller, ruhiger Umgebung in den schattigen Thälern, zwischen den mit Digitalis und Farnen bewachsenen Bergwänden ...

Stundenlang auf den schmalen pyrenäischen Wegen zu fahren, fast täglich anderswo zu sein, das baskische Land nach allen Seiten zu durchkreuzen, von einem Dorf zum andern zu wandern, heute wegen eines Festes, morgen wegen eines Grenzabenteuers — darin bestand jetzt Ramuntchos Leben. Ein wanderndes Dasein, bei Tag durch Ballspiel, bei Nacht durch Schmuggel ausgefüllt. —

Bald ging's bergauf, bald bergab, mitten in der grünen Pracht. Fast unberührt schienen hier die Eichen- und Buchenwälder, wie sie ehemals in stiller Vorzeit waren.

Wenn sie an irgend einer altertümlichen, in dieser Baumeinöde verirrten Behausung vorüberkamen, fuhren sie langsamer, denn es machte ihnen Vergnügen, über den Thüren die traditionellen, in den Granit eingehauenen Inschriften zu lesen:

„Ave Maria! Im Jahre 1600, oder im Jahre 1500, hat der und der, aus dem und dem Dorfe, dieses Haus gebaut, um dort mit der und der, seiner Ehefrau, zu leben."

Weit von jeder menschlichen Wohnung, an der Biegung eines Hohlwegs, begegneten sie einem Händler mit Heiligenbildern, der sich die Stirn abtrocknete. Er hatte seinen Korb auf die Erde gesetzt. Dieser war mit wertlosen Heiligenbildern in Goldrahmen angefüllt, welche die Basken gern zur Ausschmückung ihrer weißgetünchten Wände kaufen. Der Mann stand erschöpft von Hitze und Müdigkeit in den Farnen. Graziella wollte absteigen und ihm ein Muttergottesbild abkaufen.

„Es ist für später," sagte sie zu Ramuntcho, „für unser Heim, als Erinnerung."

Und das buntfarbige Bild in goldnem Rahmen fuhr mit ihnen weiter unter den langen, grünen Baumgängen ...

Sie schlugen nun einen Umweg ein, denn sie wollten durch ein gewisses Kirschenthal fahren, nicht daß sie hofften, jetzt schon, im April, reife Kirschen dort zu finden, sondern nur, um diese im ganzen Lande bewunderte Gegend Graziella zu zeigen.

Es war schon beinahe fünf Uhr und die Sonne dem Untergang nahe, als sie dorthin kamen. Eine schattige, stille Landschaft, wo in dieser Zeit die Dämmerstunde einschmeichelnd über die Pracht der Blüten und des jungen Grüns herabstieg. Die Luft war frisch und angenehm, Akazienblüten und frisches Gras dufteten lieblich. Ringsum schlossen die Berge, die besonders gegen Norden hoch hinaufragten und das Klima so mild gestalteten, das Thal ein und warfen über das Ganze die geheimnisvolle Melancholie eines verborgenen Edens.

Als die Kirschbäume in Sicht kamen, waren alle drei nicht wenig überrascht, sie schon jetzt, am zwanzigsten April, ganz rot zu finden.

Niemand war auf diesen Wegen zu sehen, über welche die großen Bäume ihre korallenroten Zweige ausbreiteten.

Hie und da nur standen einige noch unbewohnte Sommerhäuschen, etliche vernachlässigte Gärten, von hohem Gras und wilden Rosen überwuchert.

Das Pferd mußte nun im Schritt gehen; sie ließen ihm die Zügel und stellten sich, eins nach dem andern, in den Wagen; es belustigte sie, Kirschen im Vorüberfahren vom Baume zu essen. Nachher steckten sie ganze Büschel in die Knopflöcher und befestigten am Kopf des Pferdes, am Sattelzeug, an der Laterne große Zweige; — es war, als ob der Wagen zu irgend einem freudigen Jugendfeste geschmückt wäre.

„Jetzt aber eilig vorwärts!" bat Graziella, „damit wir noch vor der Nacht ankommen und die Leute in Etchézar unser schön verziertes Fuhrwerk sehen."

Ramuntcho aber dachte besonders bei dieser hereinbrechenden Dämmerung an die Zusammenkunft am Abend, an die Küsse, die er ihr, wie gestern, geben wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Diener.

Vier Porträts

von

J. A. Gontscharow.

Aus dem Russischen übersetzt von A. Olschwang und S. Kryzanowski.

II.

Anton.

Der Diener, der an Stelle Valentins provisorisch bei mir eingetreten war, erklärte mir nach drei Tagen, nicht länger bleiben zu können, da sein Herr vom Lande zurückkehre und er seinen Dienst wiederum aufnehmen müsse. Er versprach mir einen andern Diener zu schicken, einen Freigelassenen, der kürzlich vom Dorfe hereingekommen sei.

„Wer ist er? Kein Mensch kennt ihn hier. Kann ich ihn so ohne Empfehlung nehmen?“ fragte ich zweifelnd.

„Er hat im Freihaus seine eigne Ecke gehabt, bevor er in Stellung ging. Dort empfiehlt man ihn. Er soll ein ruhiger, unverdorbener Bursch sein, so ein rechter aus dem Dorf. Er ist kräftig gebaut. Heißt Anton.“

„Nun gut!“

Des andern Tags schickte er mir einen Menschen von kolossaler Größe, etwa fünfundvierzig Jahre alt, brünett, mit dichtem, buschigem Haar, langen, starken, muskulösen Armen und ebensolchen Beinen. Er steckte in einem langen, weiten, unförmlichen Kittel, der offenbar nicht für ihn geschneidert worden war, und blieb wie festgemauert an der Thür stehen. So schaute er demütig, fast ängstlich vor sich hin mit einem übrigens stumpfen, apathischen Blick, aus dem kein Strahl, ja nicht einmal ein Funke von innerem Licht leuchtete.

„Du heißt Anton? Bist aus dem Dorfe?“ fragte ich, während ich seinen Paß durchsah.

„Zu dienen!“ antwortete er demütig, mit leiser Stimme. „Habe bei der Herrschaft gedient und bin jetzt freigelassen auf Zins.“

„Als was hast du gedient?“

„Bei Tisch. Bin auch mit den Herrschaften zu Besuch gefahren — auch beim Jagdwesen —“

„Du bist also ein guter Schütze?“

„Das wieder nicht. Wild geschossen haben bei uns andre — selbe haben beim Hundewesen gedient — aber ich mehr, was die Wölfe anbetrifft —“

„Wölfe? Giebt's ihrer denn viel bei euch?“

„O, schwer viel in unserm Bezirk. Alles voll Wald, und da haben sie sich vermehrt — viel Vieh zerrissen. Da hat der Herr unser drei geschickt — handfeste Leut' miteinander“ — er streifte mit einem kurzen Blick seine Fäuste und schüttelte sie ein wenig — „und mit uns fünf Bauern, eher noch handfester — zu den Wölfen —“

„Man hat euch doch aber mit Flinten geschickt, nicht mit bloßen Händen?“

„Beileibe nicht! Mit Knüppeln —“

„Wie? Auf Wölfe mit —?“

„Zu dienen! Wie man hört, daß Wölfe zugelaufen sind, schickt man uns mit Netzen. Wir drei Mann stellen die Netze auf und warten. Jetzt fängt man drüben auf der andern Seite an und schreckt sie mit Klappern und Pfeifen — sie rennen, als ob ihnen der Balg brennen thät', wirren sich in die Netze, und wir mit unsern Knüppeln empfangen sie — so —“

Er reckte seine Fäuste und schwang sie wie zwei Blöcke, der echte Ilja Murowetz:*) „wo der hinschlägt, geht ein Glied weg.“

Nun, dachte ich bei mir, wenn er nicht mich selbst mit dem Knüppel empfängt, wird er mir eine zuverlässige Haus- und Leibwache abgeben. Einer wie der wird mit einer ganzen Diebsbande fertig.

„Wie war das mit den Wölfen?“ fragte ich weiter. „Habt ihr sie gleich getötet?“

„Jawohl! Man muß nur auf den Kopf zielen, sonst, wenn man auf einen andern Fleck — so wird er nicht gleich hin rennt herum — und dann, paß auf, wird er durch's Netz gleich einen zerreißen.“

„Sind auf deinen Teil viel Wölfe gekommen?“

„O, viel! Ich hab' ihrer vielleicht ein halbes

*) Sprichwörtlich. Ilja Murowetz eine Art von russischem Herkules.

Hundert totgeschlagen. So weit hab' ich gezählt, dann hab' ich die Rechnung verloren."

„Nun, schön! Bleib bei mir, und wenn Wölfe kommen, so sollst du sie tüchtig —"

„Was denn für Wölfe — hier?" versetzte er naiv und wollte lächeln, brachte es aber nicht zuwege.

„Von einer andern Gattung!" sagte ich. „Die hiesigen Wölfe schleichen sich in die Speicher und dringen in Kommoden, Schränke und Tische."

Ich behielt ihn also bei mir, und er begann mechanisch seinen Dienst zu verrichten, der übrigens keine großen Ansprüche an ihn stellte. Dabei hatte er trotz aller Schwerfälligkeit etwas Leises, Weiches, Behutsames in seinen Bewegungen und schlich auf seinen breiten Sohlen umher wie eine Katze oder vielleicht auch wie ein Wolf. Unhörbar räumte er, während ich schlief, in den Zimmern auf, brachte Holz herein, es sorglich an die Brust drückend, als ob die Scheite seine leiblichen Kinder wären, und schichtete dann Stück um Stück beim Ofen auf mit der Achtsamkeit einer Mutter, die ihr Kleines in die Wiege bettet. Er legte sie hin wie Flaumfederchen; niemals verursachte eins der Scheite ein Geräusch, niemals erlaubte er sich, mich anzureden, und antwortete mir nur leise und schüchtern.

„Hinter dem steckt etwas, aber was?" fragte ich mich, nicht ohne eine gewisse Besorgnis, indem ich ihm mit den Augen folgte, wenn er leise wie ein Schatten durch die Zimmer glitt.

„Trinkst du nicht, Anton?" fragte ich ihn eines Tages in aller Freundschaft.

Er schwieg ein Weilchen.

„Heutzutag trinkt auch ein Huhn," antwortete er dann ausweichend.

„Nun, wenn's nicht mehr ist, hat's keine Gefahr —"

Ich kam nicht dazu, meinen Satz zu vollenden, da Anton in seine Kammer entschlüpfte, um, wie er sagte, eine Bürste zu holen.

Wochen und Monate vergingen. Ich entdeckte nichts „hinter ihm" und war innerlich froh, einen so ruhigen, accuraten Diener zu haben.

Allerdings bemerkte ich dann und wann kleine Ungehörigkeiten, und zwar von jener gewissen Art, wie man sie namentlich an Gutsleibeignen beobachten kann. Ich speiste damals nicht zu Hause, aber ich frühstückte manchmal da, das heißt ich nahm Thee mit irgend etwas Kaltem: Käse, Kaviar und dergleichen.

Eines Tages ersuche ich Anton, mir den Thee zu bringen und dazu den Käse oder Kaviar, der von gestern übriggeblieben war.

„Gleich!" sagt er und geht ans Büffett. Nach einer Weile kommt er zurück. „Kein Käse da!" sagt er leise.

„Wo ist er denn? Gestern ist doch noch ein großes Stück übrig geblieben!"

„Ich — habe — ihn verwendet," sagt er, beschämt die Augen niederschlagend.

Ebenso ging es an andern Tagen mit dem Kaviar, mit dem kalten Fleisch und den Sardellen. Fragte man ihn danach, so ging er zunächst, als wolle er nachsehen. Dann sagte er leise: „Verwendet!"

Ich genierte mich, ihm etwas darüber zu sagen, daß diese Verwendung nicht am Platze sei. Vielleicht vervollständigte er seine ärmlichen Mahlzeiten, die er in irgend einem kleinen Laden oder bei einem Speisewirt in der Nachbarschaft einnahm, durch diese Ueberbleibsel meines Frühstücks. So dachte ich und schwieg deshalb. Ich war gern bereit, diese Kleinigkeiten mit ihm zu teilen.

Aber einmal war vom Tag vorher eine Menge Eingemachtes, Obst und Backwerk übriggeblieben. Ich erinnerte mich daran und wollte es mir zum Thee bringen lassen. Wie gewöhnlich ging Anton ans Büffett, klirrte da mit dem Geschirr herum und brachte mir dann zwei Stückchen Backwerk und den Topf mit Eingemachtem, das heißt den Topf. Von dem Eingemachten war kaum mehr ein Theelöffelchen voll vorhanden.

„Ich habe den Topf doch erst gestern geöffnet, und von Backwerk war ein ganzes Brett voll da," bemerkte ich. „Wo ist denn das alles?"

Er trat von einem Fuß auf den andern und schwieg verlegen. Endlich flüsterte er kaum hörbar: „Verwendet!"

Auch heute genierte ich mich, ihm eine Bemerkung zu machen. Ich zog ein andres Mittel vor. Von nun an pflegte ich nämlich, so oft ich mir etwas vom Frühstück auf ein andermal aufheben wollte, zu sagen: „Hebe das auf, verwende es nicht!"

Auf diesen Befehl antwortete er mit keiner Silbe, „verwendete" aber auch nicht.

Fand ich es dagegen nicht nötig, etwas aufzuheben, so sagte ich:

„Das verwende, wenn du willst."

„Zu Befehl!" antwortete er dann und „verwendete".

So wurde eine Ordnung eingeführt auch in dem, was das „Frühstückwesen" betraf.

Abermals verflossen einige Monate, und alles ging gut. In meiner Wohnung herrschte ungetrübte Ruhe. Anton ging selten aus, einmal in zwei Wochen. Untertags sah ich ihn wenig. Abends half er mir beim Auskleiden, begab sich dann in seinen Verschlag, und ich sah ihn nicht mehr bis zum Morgen, wußte auch nicht, was er treibe: ob er sich da ohne mich langweile oder nicht, ob jemand ihn besuche — ich wußte es nicht und war sehr zufrieden.

Aber „niemand hoffe auf ein dauernd Glück!"

singt uns als unerbittliche Wahrheit das bekannte Lied. Einmal im Winter — ich glaube, es war Dezember — kam ich um sieben Uhr abends heim, setzte mich zu einer dringenden Arbeit und trug Anton auf, mir um zehn Uhr den Thee zu bringen.

Lange saß ich und arbeitete. Es war ein Viertel über zehn, und noch kam weder Anton noch Thee. Doch drang ab und zu ein bekanntes Geräusch aus dem Vorzimmer, der dumpfe Schall leiser Tritte. Offenbar war er also noch wach und auf den Beinen. Ich läutete. Keine Antwort. Nach fünf Minuten schellte ich abermals und wieder und wieder und wieder.

Endlich öffnete sich leise die Thür, und herein trat oder schob sich vielmehr ein mir ganz unbekannter Mensch, das heißt dessen Kopf und Schultern.

„Was steht zu Diensten?" fragte er ehrerbietig.

„Wie — was? Natürlich Thee! Wo ist Anton? Warum kommt er nicht?"

„Gleich!" war die Antwort, und der Kopf mit den Schultern verschwand.

Ich glaubte, Anton sei irgendwohin gegangen, vielleicht nach der Küche oder ins Treppenhaus, und der Mensch sei ein Bekannter von ihm und bei ihm zu Gast. Ich vertiefte mich wieder in meine Arbeit. Es verging etwa eine halbe Stunde. Niemand kam. Ich wurde wütend und schellte aus aller Kraft. Nach einer kleinen Weile öffnete sich die Thür zur Hälfte, und wiederum erschien ein großer Kopf mit Schultern, aber nicht des vorigen, sondern eines andern Menschen, und dieser Kopf fragte ebenso:

„Was steht zu Diensten?"

„Was ist's mit dem Thee? Wo ist Anton?" rief ich ungeduldig.

„Gleich!" sagte der Kopf und verschwand.

Aber als nach zehn Minuten weder Thee noch Anton erschien, ging ich raschen Schritts nach dem Vorzimmer. Ich wollte sehen, was dort, bei Anton, vorgehe, öffnete die Thür und war — starr. Der kleine Raum war vollgestopft von Leuten: nicht weniger als sieben Mann waren da versammelt. Sie saßen auf zwei Stühlen, einem Schemel, einer Bank, einer war auf den Tischrand geklettert und zwei drängten sich von vorn auf dem Bett Antons. Es waren die beiden, die zu mir hereingesehen hatten. Auf dem Tische standen Flaschen, Glaskrüge, Teller mit Pirogen, Schinken, Wurst, Gurken und andern Speisen. Es gab auch Aepfel und Weinbeeren.

Anton selbst lag in seiner ganzen riesigen Größe auf dem Bett, die Füße auf den Boden hängend, den Kopf nach hinten über, mit offenem Mund und offenen Augen, besinnungslos. Man sah von den Augen nur das Weiße, die Pupillen waren unter die Stirn gerollt.

„Nun, da hast du aber tüchtig verwendet!" entfuhr es mir unwillkürlich. „Ach du Duckmäuser, du Duckmäuser! — Ist hier vielleicht eine Schenke?" fragte ich streng die ganze Gesellschaft. „Wer seid ihr, und was wollt ihr in solchem Haufen?"

„Heut ist der Namenstag Anton Tychonytschs," antwortete einer mit betrunkener süßlicher Stimme. „Wir sind hier versammelt, um zu gratulieren."

„Pirogen, Pirogen haben wir gebracht," wollte ein andrer mir energisch bedeuten, aber es gelang ihm nicht.

Ein dritter zeigte auf die Süßigkeiten, auf die Aepfel und Rosinen, und wies dann mit dem Finger stillschweigend auf seine Brust, als wollte er sagen: „Das habe ich gebracht."

„Fort, fort!" Ich zeigte nach der Thür.

„Ver—zei—hung! Ver—zei—hung!" wollte einer bemerken; „wir sind nicht um —"

Ich winkte mit der Hand.

Alle griffen nach den Mützen und drängten in einem Haufen, einer den andern stoßend und drückend, nach der Thür. Auf der Treppe gab es ein Gestampf, als hätten sie steinerne Stiefel an. Jeder wollte der erste drunten sein.

„Schicke mir sofort den Dwornik!" rief ich einem der Letzten zu.

Der Dwornik kam. Ich zeigte ihm Anton, der nach wie vor mit offenen weißen Augen und aufgesperrtem Mund besinnungslos dalag.

„Bitte, sieh zu, wie du ihn wieder zu sich bringst!"

„Er ist halt das Namenstagskind!" sagte der Dwornik, „und da hat er ein bißchen über die Schnur gehauen. Neulich hat er auch mir und Akim angeboten. Morgens ist er zur Frühmesse gegangen —"

„Leg ihn, wie's nötig ist," sagte ich. „Morgen bekommst du von mir ein Trinkgeld."

„Wie kann ich das, Herr? Ein Mensch allein bringt das nicht fertig. Sehen Sie nur diese Größe! Es fehlt nicht viel zu einem Saschen. Ich werde Akim holen."

Er brachte seinen Kameraden herbei, und beide gingen mit vereinten Kräften daran, das Namenstagskind ins Leben zurückzurufen. Sie gossen ihm Wasser über den Kopf, benetzten ihm Schläfen und Scheitel mit Essig, kleideten ihn aus und legten ihn dann nieder.

Ich ging indessen im Zimmer auf und ab, niedergeschlagen, ja betrübt über das alles. „Ach du!" seufzte ich, „du grüner Wein!*) Du Joch, du härtestes Joch der Leibeigenschaft! Wer wird dich vertilgen, und wann wird das geschehen? Wer wird dich, Mütterchen Rußland, von ihm befreien? Fürst Wladimir, der Große,**) sagte dereinst: ‚Die Freude

*) Branntwein.

**) Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts.

Rußlands ist das Trinken,‘ und dieses Wort ist zu einem schweren, ewigen Gebot für das russische Volk geworden. Warum hat er nicht gesagt: ‚Trinken, aber nicht Betrinken‘?“

Am nächsten Morgen kam Anton mit seinem Wolfstritt zu mir herein, den Kopf gesenkt, die matten Augen niedergeschlagen. Ich sah ihn scharf an. Er wollte sich entfernen.

„Halt,“ sagte ich. „Was war das gestern mit dir?“

Vorerst wußte er nicht, was antworten.

„War Namenstagskind,“ sagte er endlich leise.

„Schön! Aber warum hast du mir nichts mitgeteilt, mir nicht vorher gesagt, daß du Gäste einladen wolltest, daß eine Kneiperei stattfinden würde? Ich wäre dann weggegangen, irgendwohin, um diese Wüstheit nicht zu sehen.“

„Ich wußte nicht, daß sie kommen. Sie haben mir Wein, Eßwaren, Pirogen gebracht, und ich...“

„Habe dies alles verwendet,“ ergänzte ich.

„Eigentlich haben sie selbst alles verwendet,“ sagte er leise.

„Ich wußte nicht, daß du eine so zahlreiche Bekanntschaft hast. Was sind das für Leute?“

„Sie haben mit mir gewohnt, in derselben Wohnung, ehe ich in Stellung gekommen bin. Jetzt haben sie alle miteinander Stellen.“

„Verwendest du oft so?“

„Beileibe nicht! Selten! Es war halt Namenstag, und da hat es sich so gemacht. Wär' nicht Namenstag gewesen, so gab's das nicht.“

In Erwägung des Umstandes, daß in jedem Jahr nur einmal Namenstag sei, beschloß ich, der Sache keine Folge zu geben und Anton bis zum nächsten Namenstag in Ruhe zu lassen.

„Das soll mir aber das letzte Mal sein,“ sagte ich. „Ich müßte dich sonst entlassen. Es könnte ja ein Unglück geben. Geh!“

Alles ging wie früher, nur daß ich ihm, diesem stillen Wasser, nicht mehr so viel Vertrauen schenkte wie ehedem.

Der Winter zog vorbei. Es begann zu tauen. In der Luft roch es nach Frühling, das heißt nach Kanal- und Straßenschmutz. Damals war es noch nicht üblich, beizeiten das Eis zu brechen und wegzuschaffen, und in den Straßen gab es daher ganze Meere von Kot und eine Unzahl von Hügeln und Löchern, so daß der unglückliche Passant, gleichviel ob zu Fuß oder zu Pferd, kaum durchkonnte. Im April war es in den Straßen bereits warm, aber auf Fluß und Kanälen hielt das Eis noch fest.

So war es damals auch in der ganzen heiligen Woche (Osterwoche). Am Donnerstag gab ich dem Anton frei. Ich gedachte erst spät abends heimzukommen und riet ihm, sich die Zeit bis dahin zu nutze zu machen. Am Freitag hatte ich wieder zu Hause zu thun, Briefe, Pakete, Zeitungen und Besuche in Empfang zu nehmen und so weiter.

Anton nahm mein Anerbieten nicht an. Vielleicht, so sagte er, werde er zu den Buden gehen, die damals auf dem Admiralitätsplatze aufgestellt waren. Da wolle er sich alles ansehen und dann wieder heimkommen.

„Wie du willst,“ sagte ich und gab ihm Geld, um die Buden zu besuchen.

Als ich um Mitternacht heimkam, sagte mir der Dwornik, der am Thore saß, in seiner Kammer liege ein Kronspaket unter meinem Namen. „Ich bringe es gleich.“

„Warum liegt es da? Warum nicht in meiner Wohnung?“ fragte ich.

„Wahrscheinlich war Ihr Bursche nicht zu Haus, und da hat es der Bote mir gegeben.“

Ich nahm das Paket und stieg die Treppe hinauf. Ich wohnte damals in demselben Hause, wo ich noch jetzt wohne, und hatte meinen besonderen Eingang von der Straße aus, der weder von einem Schweizer, noch sonst wem gehütet und niemals verschlossen war. Unter mir, an derselben Treppe, wohnte eine alte Hofdame — wahrscheinlich noch aus der Zeit Katharinas I. — sonst niemand.

Sorglos stieg ich hinauf und klingelte. Niemand rührte sich. Die Thür öffnete sich nicht. Ich klingelte ein zweites Mal. Wiederum nichts. Ich drückte die Klinke nieder, die Thür ging auf, und ich trat ein. Im Vorzimmer keine Seele. Aus der Kammer Antons schimmerte Licht. Ich öffnete seine Thür und stieß unwillkürlich einen Schrei aus.

Auf dem Tisch schwalchte ein zerfließender Kerzenstumpf, hart darüber hingen auf einem aufgespannten Stricke Tücher und Lumpen. Anton selber lag schrägüber auf dem Boden, ausgekleidet, wieder mit offenem Munde und weißen, verdrehten Augen, besinnungslos.

„Verwendet! Er hat sich nicht enthalten können,“ sagte ich mit Kummer und Verdruß, indem ich ihn an der Schulter faßte und seinen Kopf aufzuheben versuchte.

Vergebliche Mühe! Er rührte sich nicht, gab keinen Laut von sich und schlug die Augen nicht auf.

„Das nennt man Feiertag! Heilige Woche! Heilige — das bedeutet es. Tragt die Heiligen hinaus!“ *) sagte ich ärgerlich. Ich glaube sogar, die Zähne knirschten mir. Aber die Ueberraschungen waren hiermit noch nicht zu Ende.

Ich nahm die Kerze vom Tisch, ging ins Vorzimmer und mußte zum zweitenmal aufschreien. Ich ging in den Salon, ins Kabinett, ins Schlafzimmer —

*) Russisches Sprichwort.

überall dasselbe: das war ja die reinste Verheerung. Alle meine Koffer, Schachteln, Körbe, Säcke waren in den Salon geschleppt und angefüllt mit Kleidern, Wäsche und andern meiner Sachen. Aus den Körben mit Wäsche ragten Leuchter, Lampen und allerlei Geschirr. Auf dem Fußboden lagen Spiegel und Nippsachen. Im Kabinett war mein Schreibtisch erbrochen, desgleichen der Bücherschrank und der Schrank mit den Mappen, und alles das war von der Stelle gerückt und stand mitten im Zimmer. Auf dem Boden waren Briefe, Pakete, Papiere umhergestreut, darunter etwa dreißig große Hefte des „Oblomoff",*) der bereits zum Druck fertig war.

Kurz, die vollständigste Zerstörung! Es waren die Wölfe, von denen ich Anton gesagt hatte, und er lag da wie ein Toter! Der Knüppel hatte ihm nicht genützt.

Das Herz zog sich mir zusammen. Ich fühlte, mein Hauswesen war von den guten Geistern der Ordnung und Zuverlässigkeit verlassen. Ich war auf mich selbst angewiesen, allem preisgegeben, ohne Schutz und Stütze. Wäre ich jünger gewesen, ich würde vielleicht geweint haben.

„Das ist Ihre Strafe dafür, daß Sie nicht geheiratet haben. Da haben Sie die Reize des Junggesellenlebens: Freiheit, Unabhängigkeit!" So sagte mir nachher eine gute Bekannte, Anna Petrowna, die es sehr liebte, Ehen zu stiften. „Hätten Sie eine Frau, so wären keine Wölfe gekommen. Heiraten Sie! Die Zeit ist noch nicht vorbei. Ich würde Ihnen eine gute Braut aussuchen."

„Vielleicht würden dann andre Wölfe kommen, und möglicherweise schlimmere als diese," antwortete ich melancholisch.

„N—u—n!" protestierte sie, das Wort dehnend und unsicher, wobei sie mit einem geheimnisvollen Lächeln und einem ebensolchen Blick an mir vorüber in den leeren Raum sah.

Ich habe diesen Blick bei allen Frauen bemerkt, bei klugen und unklugen, durchtriebenen und unschuldigen, von den vielerfahrenen Matronen bis zu dem zarten Geschlecht der schamhaften Cherubim. Er zeigt sich in verschiedenen Momenten ihres Lebens: zum Beispiel wenn sie einen Gedanken, ein Gefühl, einen stillen Wunsch oder eine Absicht verbergen wollen, oder wenn von dem Fehler einer andern Person die Rede ist, den sie in sich selber fühlen, oder wenn sie irgendwem ihr Mitleid aussprechen, ohne es zu empfinden und so weiter. Dann wird das Auge durchsichtig, gleichsam glasig, das Fluidum, das die Seelenvorgänge wiederspiegelt, verschwindet, und der Blick wird, wie gesagt, rätselhaft, geheimnisvoll oder, wenn man will, diplomatisch. Falsch möchte ich ihn nicht nennen — aus Höflichkeit.

Ein solcher Blick war es, der den Ausruf Anna Petrownas: „N—u—n!" begleitete. Ich erlaubte mir, aus diesem diplomatischen Blick eine geheime Antwort zu erraten: „Ja, freilich, das kommt vor. Das heißt, es kommen Wölfe vor, die den Ehefrieden zerstören, und das kann auch Ihnen passieren. Aber was liegt daran, wenn Sie nur heiraten?"

Ich bitte dieser Abschweifung halber um Entschuldigung und wende mich wieder zu meiner Geschichte.

Ich rührte von meiner zerstreuten Habe nichts an, sammelte nur die Hefte mit dem „Oblomoff", überzeugte mich, daß sie vollzählig und unversehrt waren, und beruhigte mich. Die Diebe hatten alles durchwühlt. Sie hatten augenscheinlich nach Geld gesucht, aber keines gefunden. Und doch war welches da; in einem Stoß Mappen mit verschiedenen alten Handschriften befanden sich, zwischen die Blätter eingelegt, einige große Banknoten, die den Dieben entgangen waren. Diese waren jedenfalls überrascht worden und hatten Reißaus genommen.

Wie ich später erfuhr, hatte derselbe Bote, der das Paket brachte, auch die Diebe verscheucht. Er hatte an der Thür geschellt und, da keine Antwort erfolgte, das Paket dem Dwornik übergeben. Die Diebe aber nahmen das Klingeln für ein Zeichen der Heimkunft des Hausherrn, ließen ihre Beute im Stich und verschwanden durch die Hinterthür in den Hof.

Ich schlief schlecht und erwachte vor Anton. Als ich hörte, daß er aufstand, begab ich mich zu ihm. Er war wieder nüchtern, benetzte sich den Kopf und zog sich an. Als er mich sah, stand er vom Bette auf, suchte aber meinen Blick zu vermeiden.

„Wo warst du gestern, Anton?" fragte ich.

„Bei den Buden, wie Sie befahlen," flüsterte er leise.

„Und wo noch?"

Er schwieg.

„Wer war bei dir zu Besuch?"

„Bei mir? Niemand," antwortete er ziemlich lebhaft.

„War's nicht dieselbe Gesellschaft, die im Winter an deinem Namenstag bei dir war?"

„Beileibe nicht! Die hab' ich seither nicht wiedergesehen," antwortete er bestimmt.

„Also sind Wölfe gekommen — was?"

„Was für Wölfe? Es war niemand hier."

Er blickte ratlos auf mich. Man sah ihm in der That an, daß er meine Frage nicht verstanden hatte.

„Komm her! Du kannst dich freuen. Was ist denn das?"

Ich führte ihn ins Vorzimmer, in den Salon, zeigte ihm die Bündel und Koffer mit meinen Habseligkeiten, und was auf der Diele umherlag — die Möbel —

*) Bekannter Roman Gontscharows.

„Herr des Himmels, Gott, Allmächtiger!“ rief er. Er drehte sich um sich selbst, mit stieren Augen, und breitete die Arme aus. Dann plötzlich begann er zu weinen und warf sich auf die Kniee.

„Christus ist mein Zeuge — ich habe keine Ahnung, gnädiger Herr! Nur das ist meine Schuld, daß ich mich betrank.“

„Steh auf und erzähle mir, was gestern geschehen ist. Ich werde es aufschreiben und der Polizei mitteilen.“

Er erzählte, er sei gestern in eine der Buden getreten. Da hätten drei ihm unbekannte Leute, vielleicht Händler, vielleicht auch Bediente, neben ihm gesessen. Zunächst hätten sie zusammen eine Affiche gelesen, dann hätten sie geplaudert, dann wären sie zu den Schaukeln spaziert und endlich in eine Theeschenke. Sie hätten ihn da eingeladen und Thee mit ihm getrunken, ihn gefragt, wer er sei, wo er wohne, wo er diene, wie es ihm in seiner Stelle gehe, ob der Herr zu Hause sei, ob er reich sei. Alles das hätte er ihnen gesagt. Dabei hätten sie ihn bewirtet und auch selber getrunken. Dann sei der eine weggegangen und zwei andre gekommen. Die hätten auch angefangen zu trinken und ihn zu bewirten, bis . . .

„Bis abends war ich ganz betrunken,“ schloß Anton, „und — und — weiß nicht mehr, was geschehen ist, und wie ich nach Hause gekommen bin.“

Von neuem sah er sich bestürzt um und wollte sich auf die Kniee werfen. Ich hielt ihn auf und befahl ihm, die Wäsche, die Kleider und alles übrige aufzunehmen und in Ordnung zu bringen.

Es ergab sich, daß zwei Dutzend Tischlöffel, eine billige hölzerne Standuhr und endlich ein vorzüglicher Tulup*) aus chinesischer Seide, mit Eichhörnchenfell gefüttert, den ich aus Sibirien mitgebracht, nicht mehr vorhanden waren.

Ich konnte das Gestohlene entbehren. Die Löffel, Familienstücke von alter Fasson, die ich für alle Fälle aus dem Elternhause mitgenommen, lagen, da ich nicht daheim aß, ungebraucht in meinem Tisch. Die Standuhr ging unrichtig und diente mir wenig. Den vorzüglichen Tulup aus Eichhörnchen legte ich niemals an, um nicht den Körper an überflüssige Wärme zu gewöhnen. Gleichwohl that es mir leid um ihn, weil es ein schönes Stück war.

Wenn also auch der Verlust kein sehr empfindlicher war, so machte ich doch bei der Polizei Anzeige, aber mehr der Abschreckung wegen, damit man wenigstens auf dem Hofe wisse, daß Leute im Hause seien.

Natürlich kam, wie gewöhnlich, bei der ganzen Sache nichts heraus. Es erschien ein Viertelsinspektor, nahm ein Protokoll auf und Anton ins Verhör. Dann rief man auch mich zur Polizei und zeigte mir da eine schwarz angestrichene Standuhr, mit der Frage, ob es die meine sei. Ich antwortete, die meine sei aus Palmenholz und gelb. Ebenso zeigte man mir einen Eßlöffel, ob es nicht der meine wäre. Da ich aber meine Löffel zehn Jahre nicht aus der Tischlade genommen, hatte ich vergessen, wie sie aussahen, konnte also auf die Frage weder ja noch nein sagen.

So endete die ganze Geschichte. Von Anton trennte ich mich in der vollen Ueberzeugung, daß er kein Dieb sei, daß Spitzbuben ihn bezecht hatten, um die Wohnung auszuplündern. Ich war froh, so leichten Kaufs losgekommen zu sein.

---

*) Pelzmantel mit großem Kragen.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Roman von

Erna Juel-Hansen.

Aus dem Dänischen übersetzt von Ernst Brausewetter.

(Fortsetzung.)

IX.

Im Laufe des Winters begann Margarete Botanik zu lernen. Mama hatte einen Lehrer nach ihrem Kopf ausfindig gemacht. Es war ein jüngerer Mann, der in den Mädchenschulen auf diesem Gebiet sehr beliebt war.

Ganz im geheimen stellte die Etatsrätin die eingehendsten und gründlichsten Nachforschungen an, bevor sie wagte, ihm den Unterricht ihrer Tochter anzuvertrauen. Und erst als er durch und durch als ein Prachtexemplar der seltenen Art „Tugendmuster" befunden wurde, ließ sie Margarete in einen der privatesten der privaten Zirkel hinein. Er bestand bisher nur aus zwei Schülerinnen, Margarete war die dritte.

Sie hatte Papas Mitteilung, daß sie nun „etwas lernen" sollte, als eine der unbehaglichsten Ueberraschungen aufgenommen, an denen dieses langweilige Leben so reich ist, hatte so lebhaften Widerstand geleistet, als sie konnte, versucht, sich davon loszuquälen und zu bitten, und da dies, unerwarteterweise, nichts half, war sie zwei, drei ganze Tage maulend umhergegangen. Sie hatte ihm, wenn er nach Hause kam, nicht seine Morgenschuhe gebracht, war nicht mit ihren Küssen und ihrer Hilfe dagewesen, wenn er seinen Ueberzieher anzog, um auszugehen.

Papa sollte schon merken, daß sie steinhart, granitfest sein könnte, bis er nachgab. Denn es war doch allzu unerträglich, nun, da man endlich ein erwachsenes Mädchen geworden war, auf der Schulbank sitzen und wieder lernen zu sollen — ihr wurde ganz übel, wenn sie nur daran dachte.

Aber Papa war taub und blind, und als der Tag kam, mußte sie zu dem Kursus. Und dann war es noch obendrein so früh morgens! Daß sie mitten im Winter um neun Uhr aufstehen sollte und in Schmutz und Nässe bis ans andre Ende der Stadt gehen, damit sie um zehn Uhr an Ort und Stelle sein könnte, das war einfach empörend. Das Stubenmädchen, das ein halbes Dutzendmal an ihrem Bett gewesen war, bis Margarete sich herbeiließ, aufzustehen, lernte sie von der liebenswürdigen Seite kennen. Das ganze Haus erbebte, als Margarete an diesem Morgen die Entreethüre hinter sich zuwarf.

Aber als sie dann um die Frühstückszeit wieder kam, welch eine Veränderung! Sie trippelte im Entree auf und ab, um auf Papa zu warten, und als er kam, empfing sie ihn ungemein vergnügt und gab ihm einen wohlgemeinten Kuß, der gleichsam um Verzeihung bat für all die sauern Mienen. Und die Morgenschuhe waren warm und der Hausrock ebenfalls, und ihre kleinen Aufmerksamkeiten beim Frühstückstisch, bei dem sie allein waren, wollten gar kein Ende nehmen. Mama war früh morgens zu Olivia geholt worden. Der Kleine litt an den Zähnen.

Als Papa sie mit leicht spöttischem Lächeln und jenem Blick aus den Augenwinkeln, der allerhand ausdrücken konnte, fragte: „Na, wie war es denn, in die Schule zu gehen, Fräuleinchen?" war ihr Gesicht ein einziges strahlendes Sonnenscheinlächeln.

Ach, es wäre so interessant gewesen, sie könnte sich gar nichts Amüsanteres denken. Sie hätten von Zellen und Blattgrün gehört, und das alles im Mikroskop gesehen — und dann wären die beiden, mit denen sie zusammen die Stunden nahm, solch reizende Mädchen!

Ellen Bramsen war gewiß furchtbar tüchtig und begabt — aber im übrigen ein kleiner Bandit, hätte die andre, Ludovika von Arndt, gesagt — ach Gott, was das für ein Mädchen war! Papa sollte sie nur sehen, ganz reizend — so hübsch und so weltklug! Sie hatten sogleich beschlossen, Freundinnen zu werden.

„Na, das ist ja nett!" meinte Papa, „und der Schulmeister?"

„Ach — der..." So ungern Margarete es wollte, wurde sie doch rot, beeilte sich aber, nach der Salatschüssel zu greifen und sich eine große Portion auf

ihren Teller aufzulegen, „ja, denke, Papa, er ist jung, das heißt, nicht so ganz jung — und dann ist er hübsch, du — ich glaube nicht, daß ich schon jemand gesehen habe, der so aussieht . . . und so ernst, aber ungeheuer interessant. Das heißt, er spricht ja nur von Botanik und lächelt niemals, wenn es auch etwas noch so Komisches giebt . . . aber, höre, Papa, du mußt mir bei meinen Lektionen helfen und mich überhören. Denn ich darf niemals dort hinauskommen, ohne meine Aufgaben zu können, bei Gott, solche Augen macht er einem, wenn man eine dumme Antwort giebt! Aber ich freue mich trotzdem ungeheuer auf die nächste Stunde — o, ich wünschte, es wäre morgen!"

„Hm!" Der Etatsrat machte ein sehr vielsagendes Gesicht, „sieh — sieh!"

Aber Margarete steckte den Arm unter den seinigen, legte den Kopf an seine Schulter, blinzelte mit den Augen und sagte zärtlich bittend:

„Lieber Papa — nicht necken! Es war dumm von mir, aber ich konnte ja nicht wissen . . ." so, nun hätte sie sich beinahe wieder verplappert, denn was sie um alles in der Welt nicht gestehen wollte, worüber sie aber später nachdachte, als sie in ihrem Zimmer auf dem Sofa lag, und was sie so vergnügt gemacht, und ihre ganze Anschauung von „dieser Schulbank und alle dem" ganz verändert hatte, das war gerade, daß er, statt eines alten, bebrillten, langweiligen Prachtexemplars von einem Lehrer, auf das sie gefaßt gewesen war, da Mama ihn ja ausfindig gemacht hatte — ein junger Mann war. Und er war obendrein hübsch, und so groß und stark mit breiten Schultern, eine großartige Figur und gekleidet — Gott, wie alles bei ihm saß! — geradezu imponierend, als er dastand und sich vor ihnen etwas steif verbeugte, und — fürchterlich ernst — aber, so gesetzt wie heute war er doch gewiß nicht immer. Er mußte doch aufgetaut werden können, dazu fühlte sie sich wohl im stande — und sie knipste mit den Fingern, wenn sie nur daran dachte. Wie amüsant sie es während des ganzen Winters zweimal in jeder Woche haben würden! Sie drei sollten ganz allein mit einem jungen Mann dasitzen — dabei war etwas, was an die Bälle erinnerte, so zwischen den Tänzen, wenn man so zu zweien oder dreien in einem Kabinett gemütlich plauderte, eine förmlich pikante Situation.

Und dann die Freundinnen. Gott, wie reizend war Ludovika! Und was sie alles wußte! Sie hatten bereits auf dem Heimwege von allem möglichen vertraulich gesprochen, da sie merkte, was Margarete noch für ein Kind war — und dann hatte sie versprochen, ihr bei Gelegenheit alles zu erzählen — alles — ach, wie sie sich auf dieses und all das andre freute!

Aber die Freude wurde doch keine unvermischte, denn es war ganz offenbar, daß er in jedem Fall sehr schwer „aufzutauen" war, obschon Margarete ihr möglichstes that. All die kleinen Pfiffe, die sie sich auf den Bällen einstudiert hatte, erwiesen sich als wirkungslos und prallten sämtlich an seinem unveränderlichen Lehrerernst ab.

Dann versuchte sie eine neue Taktik. Sie lernte ihre Lektionen bis aufs Tüpfelchen, konnte noch mehr, als im Buch stand, dank der Hilfe und Ueberhörung durch Papa, ihre Augen hingen an seinen Lippen, als wäre es das Höchste für sie, jedes Wort von ihm aufzufangen, das er von all diesen Pflanzen sagte, von den Geschlechtern, Arten und Individuen, obschon sie es nicht ein bißchen amüsanter fand als das meiste andre auf dieser langweiligen Welt. Und dann begann sie wirklich gleichsam Tauwetter in der Luft zu spüren.

Aber übrigens fand sie es doch auch nicht so uninteressant, als sie zu der Lehre vom Geschlecht und der Vermehrung der Pflanzen kamen. Daß es männliche und weibliche Blüten gab, daß einige, jedes Geschlecht für sich, auf demselben Baum wohnten, andre ganz getrennt, und daß sie doch einander fanden, wenn die Zeit kam, gerade wie die Menschen — so zum Beispiel die schöne Geschichte von Vallisneria spiralis — das waren ganze Romane.

Und dann, daß man davon so ganz ungeniert reden konnte, wie er es that, wenn er die Fruchtknoten öffnete, ihnen den Befruchtungsvorgang erklärte, von den Fortpflanzungsorganen der männlichen und weiblichen Blüten sprach und allem dem, ohne auch nur mit den Augen zu blinken, ohne rot zu werden, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt. Das war es ja freilich auch, das fühlte sie bis in die Tiefe ihres Herzens. Wenn man nur frei heraus von diesen Dingen sprach, ernst und vernünftig, wie er es that, dann war gar nichts Peinliches dabei — warum hatte das nur bisher noch keiner gethan?

Aber ob Mama eigentlich das alles wußte? Nein, aber sie sollte natürlich auch keinen Muck davon zu hören bekommen.

In besonders kritischen Momenten kniff Ludovika, die vor unterdrücktem Kichern ganz rot im Gesicht war, sie in den Arm, so daß sie blaue Flecken davon bekam, aber Margarete that, als wenn sie es nicht merkte, denn das war peinlich, und es störte sie in dem Genuß, den sie über das empfand, was er erzählte. Sie meinte, es wäre förmlich poetisch, wenn er schilderte, wie in der Pflanzenwelt das ganze große Fortpflanzungswerk so still und behutsam vor sich geht, ohne Leidenschaften, ohne Triebe; wie aus dem geöffneten Staubbeutel der befruchtende Staub über die Furche im Blütenkelch herniederrieselt, mit dem Winde oder dem Wasser oder den Flügeln der In-

selten von Blume zu Blume geführt wird. Und er wurde ganz beredt über das Thema, es kam Leben in seine Augen, und von hinter den Ohren her bis über die Schläfen wurde er ganz rot — er konnte also warm werden. Dann erglühten ihre Wangen, und sie suchte seinem Blick zu begegnen, ihm ihr Verständnis zu erkennen zu geben — und es war auch nicht ganz vergebens — das merkte sie wohl. Unwillkürlich richtete er die Rede häufiger an sie als an die andern, an diese blaugrauen Augen, die seine Worte mit so unverkennbar verständnisvoller Bewunderung zu verschlingen suchten, daß sie ihn aufmerksam machten und ihn anlockten, während er in Ludovikas kokettem Kichern und Ellen Bramsens praktischem und gesundem Wissen einen Widerstand fand, der ihn irritierte.

Ludovika hatte Wort gehalten und ihr volle Aufklärung über alles gegeben, was sie nicht wußte, und an dem Tage hatte sie in der Einsamkeit ihres blauen Zimmers geweint, fast wie sie in jener Nacht bei Olivia weinte. Es war ihr so schrecklich vorgekommen, so häßlich und abstoßend, daß sie sich abermals schwor, sich niemals zu verheiraten. Und doch brannte das neue Wissen sich in ihre Seele ein wie eine flammende Glut, die ihre Unruhe und ihr fieberhaftes Warten und ihre Sehnsucht erhöhte, die sie wie ein Alpdruck befallen konnte.

Ihre Phantasie umkreiste unaufhörlich dieses neue Mysterium, ihre Träume wurden unruhig, sie war herzenskrank, und doch fehlte ihr nichts. Sie wurde seltsam und unberechenbar und alle Augenblicke andrer Stimmung.

Das Leben war eine Plage, und die Liebe — sie schauderte bei dem Gedanken an das, was sie bringen konnte, und wünschte sich an die Stelle der Blumen und Pflanzen — und dann war das doch zu kalt und entsprach zu wenig alle dem, wovon ihr eignes Blut flüsterte und was es verlangte. Herrgott, was war die Welt doch für ein Durcheinander! — das war das einzige bestimmte Resultat, zu dem sie durch ihre Erfahrungen gelangte.

Eines Abends auf einem Familienball bekam sie einer der erwachsenen Vettern, ein guter Freund Christians, bei einem Tanz in einer Ecke allein zu sprechen und bat sie, „die ja ein vernünftiges Mädchen wäre und immer bei Kasse", mit ihm und einigen andern Freunden und Kameraden Christians „für das arme Mädchen und das Kind" etwas zusammen zu schießen, denn es stände ganz trostlos mit den Armen. Es wäre wohl etwas bei der Versteigerung seiner Bilder eingekommen, aber er hätte auch einige Schulden gehabt, und nun stände das Elend vor der Thür.

Margarete verstand ihn nicht. Christian hatte in letzter Zeit begonnen, aus ihrem Gedächtnis zu entschwinden.

„Was für ein Mädchen? Wessen Kind?"

„Na, zum Teufel, sein's ... ich glaubte, du wüßtest ..."

Sie war warm und vom Tanz erregt, hatte sich brillant amüsiert, war bei vorzüglicher Stimmung, und nun plötzlich ... hu! sie bebte wie Espenlaub vor Frost und fühlte, daß sie bleich wurde, und blickte mit einem seltsam hilflosen Blick zu ihm auf ... faßte sich dann aber und sagte schnell, indem sie nach Luft schnappte:

„Ja — ja — natürlich, alles, was ich habe, das ist ja nicht viel, aber ... ja, es ist wahr, ich habe ja zweihundert Kronen, ich bekam sie von Papa zu einem neuen seidenen Kleide. Willst du sie haben? Wart einmal — ja — komm morgen zu mir — oder soll ich es dir schicken? ..."

„Donnerwetter! Zweihundert Kronen! Du bist wirklich ein gutes Mädchen — aber geht es auch an? Dein Vater ..."

„Unsinn!" sagte sie scharf. „Ich kann damit machen, was ich will!"

„Die nächsten vier Paare! Austanzen, austanzen!" rief der anführende Herr und zupfte den Vetter am Aermel.

„Wir kommen an die Reihe," sagte er und legte den Arm um ihre Taille. Das kam ihr wohl unerwartet, dachte er, während sie tanzten, aber — zum Teufel! — er glaubte eben, alle wüßten es!

In dieser Nacht mußte der Wagen stundenlang auf Margarete warten, obschon sie Mamas strengsten Befehl hatte, spätestens um zwei Uhr nach Hause zu kommen, wenn sie allein aus war.

Aber sie war nicht fortzubekommen. Ausgelassener als jemals, brachte sie Leben in die ganze Gesellschaft. Noch niemals hatte sie solches Furore gemacht. Aber mitten in dem Gewimmel der Polkas und Galoppaden, und während man ihr beim Tanz ins Ohr flüsterte und sie lachte und ihnen mit brennendem Glanz im Blick in die Augen sah und keine Sekunde vergaß, durch Antworten und Widersprüche sie anzufeuern, umkreisten die Gedanken in ihrem Kopfe nur dieses eine, das ihr keinen Augenblick aus dem Bewußtsein kam — bisweilen meinte sie, das wäre alles nur Lüge, nicht ein Wort wahr von diesem Mädchen und diesem Kinde, welches das seinige sein sollte — alles nur Geschwätz und Lüge — dann aber schien es ihr wieder wahr — und es bedeutete für sie das tiefste Weh und trostlose Verzweiflung, gerade als wenn etwas in ihr wühlte und bohrte wie mit scharfen Krallen und Nägeln — und es war, als wenn er sie erst gestern geküßt hätte, und sie noch auf ihn wartete, und er nicht käme — und das war „ihre" Schuld, der andern ... „sie" hatte er auch geküßt ... und das Kind, das Kind! Sie weinte beinahe, sie schrie dabei auf, und sah sich um ...

„Wollen Sie Polka tanzen, Fräulein? Das ist Rheinländer," und sie wurde fortgeführt, so fest an ein steifes Chemisett gedrückt, daß sie die starken Herzschläge des atemlosen Mannes hörte: „Ja — die Arme in die Seite — hören Sie ... und dann trampeln wir ..." rief sie keck. Tramp, Tramp! Und sie lachte, daß es wiederhallte, und flog in seine Arme wie in eine Umarmung.

„Abtanzen, abtanzen!" Der Champagnergalopp knallte und gluckste. Sie tanzten die Treppen hinunter, in den Wagen hinein.

Als sie aber nach Hause kam, war sie allzu müde und betäubt, um etwas andres thun zu können, als sich ins Bett zu legen und zu schlafen. Und dann war es merkwürdig, wie schnell der Eindruck verblaßte. Schon am Tage darauf mußte sie sich fast zwingen zu weinen, und doch meinte sie, sie müßte weinen! Was zurückblieb, war ein zurückscheuender Widerwille, eine Art physischen Ekels bei der Erinnerung an den toten Vetter, seine Küsse und ihre Verliebtheit, und sie verabscheute es wie einen bösen Traum, ein giftiges, kriechendes Tier, das man tottreten konnte... und dann schlichen ihre Gedanken und Träume öfter und öfter zu der männlichen Erscheinung Doktor Henning Möllers hin.

Und nun widersprach sie Ludovikas ständigen Ausfällen gegen ihn um seiner Tugend und Kaltsinnigkeit willen mit großem Eifer.

Er wäre nur reiner, besser, edler als alle andern, erklärte sie mit erfahrener Richtermiene und war froh, daß sie Ludovika niemals etwas von Christian erzählt hatte.

Uebrigens vergingen die Tage wie gewöhnlich — nicht das geringste Neue, nichts, was einem Erlebnis ähnlich sah! Immer dieselbe unaufhörlich wiederholte Frage, wenn sie aufstand: wie sollte sie den Tag herumbringen — und den nächsten und den übernächsten? Hie und da ein Ball oder eine Gesellschaft und vor allem die botanischen Stunden brachten wohl ein bißchen Abwechslung; aber das war nur sehr wenig, und dann waren diese Tage mit der Unbequemlichkeit verbunden, daß sie früh aufstehen mußte, auch war der Tag auf diese Art noch länger — und dann die Lektionen! Sie meinte, sie würde von all der Arbeit ganz angegriffen.

Es war gegen Ausgang des Winters, und die langweilige Zeit war gekommen, wo es nach ihrem späten Mittagessen weder dunkel genug war, Licht anzuzünden, noch hell genug, um es zu unterlassen.

Olivia kränkelte wieder, und daher ging Mama zu ihr, sobald sie den letzten Schluck Kaffee ausgetrunken hatte. Papa zündete sogleich Licht an und setzte sich an den Schreibtisch. Er hatte eine neue Schrift in Arbeit gegen das Provisorium — uff! — diese widerliche Politik nahm ihn immer mehr und mehr in Anspruch. Und Margarete ging in ihre Stube unter dem Vorwande, daß sie ein bißchen schlummern wollte, entweder weil sie am Abend vorher lang auf geblieben oder an demselben Morgen „so sehr früh" aufgestanden wäre — eigentlich aber weil die Stunden doch noch am erträglichsten vergingen, wenn sie zwischen Schlaf und Wachen auf ihrem Sofa die Zeit verträumte, bis Mama nach Hause kam und es Theezeit war — was sollte sie außerdem mit solch einem dummen Abend anders anfangen, wenn man nicht ausgehen sollte?

Papa liebte gutes Mittagessen mit kräftigen Gerichten und reichlichem Wein dazu, und Margarete artete ihm in dieser Beziehung nach. Zu träge, um zu träumen, konnte sie sich gedankenleer nur in das einzige Gefühl von der Langweiligkeit des Daseins hineingleiten lassen, das sie wie in Nebel einhüllte, und aus dem sie nur mit einem Ruck erwachte, wenn sie fest eingeschlafen war und träumte, sie fiele zu Boden. Dann legte sie sich wieder ärgerlich zwischen den Kissen zurecht und duselte weiter. Oder sie folgte mit einem trägen Blick den Goldschnörkeln auf der imitierten Seidentapete, die sie im Dunkel gerade noch unterscheiden konnte — wenn sie die nur nicht immer vor sich gesehen hätte! — sie mußte die Augen schließen — uff, eigentlich mochte sie hier nicht liegen — aber aufstehen mochte sie auch nicht — alles war langweilig, langweilig, langweilig ... ach, wenn nur etwas geschehen wollte — ach, wenn nur etwas geschehen wollte!

Zweites Buch.

I.

Und dann geschah endlich etwas.

Es war eines Abends auf einem Ball des Studentenvereins. Ein „Fuchs", ein Vetter Margaretens, hatte sie unter dem Schutze der Mutter mitbekommen.

Vor dem Ball wurde eine Studentenkomödie gespielt, und in ihr hatte Herr Henning Möller eine Rolle. Er war Gladiator, eine der Hauptpersonen des Stückes, welches eine sentimentale griechische Heldenkomödie travestierte, die im Augenblick in dem Königlichen Theater Furore machte.

Erst wurde ihr ganz flau zu Mut, als sie ihn erblickte. Er war nur in Tricot, mit einem kleinen Mantel darüber, so gut wie nackt — und als sie Mama ihrer Nachbarin zuflüstern hörte, das wäre schon beinahe anstößig, wenn man in Betracht zöge, daß junge Mädchen anwesend wären und so weiter — meinte sie beinahe, Mama hätte recht, und vermied es, ihn anzusehen.

Aber dann hörte sie ein Flüstern hinter sich: „Gott, Karoline, wie schön er gewachsen ist! Diese Brust und diese Arme!“ Und rund um sie ertönten halblaute Rufe der Bewunderung: ein Herkules! ein Achilles! und dann gingen ihr nach und nach die Augen für die Schönheit dieses kräftigen, fast übertrieben entwickelten männlichen Körpers auf.

Ja, das war schön, wunderlich ergreifend schön, ihr wurde gleichsam ganz angst und bange, wenn sie das ansah — und doch sah und sah sie und hörte nicht auf das Geschwätz der andern Darsteller. Die Witze verstand sie nicht, da ihr das Drama, das sie parodierten, unbekannt war, und das Gelächter im Saal verletzte sie, namentlich wenn es ihm galt.

Die Bühne war für sie leer, wenn er nicht da war; war er aber zugegen, dann saß sie atemlos da und verfolgte jede Bewegung seines Körpers, das Spiel seiner Muskeln unter dem dünnen, strammsitzenden Stoff, der breiten Brust, die sich bei den Atemzügen hob und senkte, so taktfest und regelmäßig, als wäre Müdigkeit und Anstrengung etwas Unmögliches für ihn. Und die ganz nackten Arme, wie sahen sie stark aus, als wenn man in ihrer Umarmung zerdrückt werden müßte! Es wurde ihr dabei ganz beklommen zu Mut — und doch — Gott, wie schön er war! Wie sahen die andern neben ihm dünn und unbeholfen aus . . . ja, er war ein Mann, wie kein, kein andrer!

Wenn er sich nur rührte, ging oder lief, welche Geschmeidigkeit, welche Kraft in jedem Gliede . . . o, es war eine wahre Augenweide sondergleichen, — wenn es nur niemals aufhören wollte!

Als er endlich nach dem fingierten Kampf zum Schluß in grandioser Attitude das kurze Schwert in die Brust des Schurken bohrte und den Fuß auf seinen Nacken setzte, brach Beifall und Gelächter im Saal los, und es war deutlich ersichtlich, daß noch andre als sie anwesend waren, die auch gesehen und bewundert hatten. Da wehten Spitzentaschentücher und klatschten behandschuhte Damenhändchen, und die Huldigung galt offenbar ihm. Wieder und wieder mußte der Vorhang in bengalischer Beleuchtung sich heben.

Aber Margarete fand es allzu brutal, zu klatschen, sie bewegte ihre Hände nur ganz sachte im Schoß gegeneinander — wie bezaubert, ergriffen, gleichsam liebkosend. Und als der Vorhang zum letztenmal fiel, schloß sie die Augen, um die Gestalt festzuhalten — ein Mann, das war ein Mann!

Sie war ganz verwirrt, als sie sich erhob, ihr war ganz sonderbar zu Mut, in ihrem Augenwinkel perlte sogar eine Thräne hervor . . . so was Dummes! Wenn das jemand bemerkt hätte! Niemals hatte sie aber auch etwas gesehen, was so — so . . . Gott, wie schön er war!

Der Saal sollte zum Tanz geräumt werden, Mama zog sich mit ihr in ein Seitenzimmer zurück, und während sie dastand, gegen ihre Gewohnheit ganz stumm und still, hinter einer Schar Herren und Damen, die mitten im Courschneiden und beim Ausfüllen der Tanzkarten waren, kam Ludovika zu ihr hin, gab ihr einen kleinen Klaps mit dem Fächer und sagte:

„Was stehst du da und hältst Maulaffen feil? Auf diese Weise bekommst du niemals all deine Tänze belegt — hier sind zu viel Damen, man muß sich umthun!“

„Ach was,“ versetzte Margarete gleichgültig, als wenn sie gerade erwachte, und fügte, fast gegen ihren Willen, hinzu: „du — war er nicht schön?“ — das mußte heraus.

Ludovika lachte laut auf: „Ach — Möller? Ja, Körper hat er genug, hübsch ist er auch, aber das, was all dem Fleisch erst Leben verleihen sollte — pah! Nein, danke schön, lieber den häßlichsten kleinen Knirps mit — aber höre —“ brach sie ab, als sie Margaretens aufgebrachte Miene sah, „du denkst doch nicht gar daran, dich in ihn zu verlieben, in diese Holzpuppe — bei Gott, du bist doch auch wie ein neugeborenes Kind —“

Margarete wollte etwas antworten, aber im selben Augenblick verneigte sich vor ihr eine hohe Gestalt.

„Haben Sie noch einen Tanz übrig, Fräulein?“

Er war es.

Margarete holte schnell ihre Tanzkarte vor, und während sich ihre Köpfe suchend über dieselbe neigten, sah Ludovika die Röte und den strahlenden Ausdruck ihres Gesichtes. Sie zuckte mit ärgerlich verächtlicher Gebärde, die fast etwas wie Mitleid ausdrückte, die Achseln.

So ein Gänschen! dachte sie, wandte dem Paar den Rücken und rauschte davon.

Sie tanzten einen Tanz zusammen und dann die Tischtour, und mit süßem, beklemmendem Gefühl bemerkte Margarete, daß er keine andre zu einem ganzen Tanze engagierte als sie. Im übrigen sah er zu oder tanzte hie und da eine Extratour mit der einen oder andern Dame, die er kannte.

Einmal auch mit Ludovika. Und diese benutzte dann einen günstigen Augenblick, um Margarete ins Ohr zu flüstern: „Das muß man ihm lassen, tanzen kann er — er führt geradezu göttlich, aber zu was anderm taugt er auch wirklich nicht!“ Und als Margarete nichts antwortete, fuhr sie fort: „Herrgott! Fasse dich doch, Kind! Die Leute beobachten dich schon und lachen über dich. Ich habe den Naseweisesten was aufgebunden und gesagt, das käme daher, weil du deinen Drachen mithast. Aber du mußt dich ermannen, hörst du — na, ihr seid ein Paar seltsame Tröpfe . . . wann soll es denn

bekannt gemacht werden?" und dann lachte sie neckisch; und fort war sie.

Aber Margarete bekümmerte sich nicht um ihr Geschwätz, ebensowenig wie um die Sticheleien und kleinen anzüglichen Ausfälle ihrer Kavaliere, die sich vergebens bemühten, sie zu erheitern. Mama war mit, und wenn Mama mit war, konnte sie sich nicht amüsieren — aber sie machte sich auch nichts daraus, sich zu amüsieren — ihr lag nur an einem, und das war, in diese ruhigen, hellen Augen hineinzuschauen, die so klug und streng blickten, daß sie die ganze Zeit, während sie zusammen sprachen, voll Angst dasaß, ob sie auch selbst klug genug antwortete, und es war nicht leicht darauf aufzupassen.

Denn beständig eilten ihre Gedanken von dem fort, was er sagte, weil sie trotz seiner schwarzen, eleganten Kleidung es nicht unterlassen konnte, ihn sich vorzustellen, wie sie ihn vorher in der Gladiatorentracht gesehen hatte, und ihr war so bange, er könnte es bemerken, daß sie gewaltiges Herzklopfen bekam, wenn das Gespräch stockte oder er nur ein wenig weiter rückte.

Und doch hätte sie wer weiß was darum geben mögen, ihm sagen zu können, wie hübsch sie ihn fand. Aber das war unmöglich. Die Worte blieben ihr im Halse stecken, und ihr fiel nichts andres ein, als eine langweilige Phrase, daß das Stück sehr amüsant gewesen und sehr gut gespielt wäre, „besonders von Ihnen," fügte sie hinzu — aber er that das Ganze mit der höhnischen Bemerkung ab, es wäre der reine Blödsinn.

Meist saßen sie still. Er liebte das Tanzen nicht, erzählte er ihr sogleich, dieses thörichte Herumhüpfen wäre ihm zuwider — nicht einmal als Leibesübung hätte der moderne Tanz einen Wert, er schwächte, anstatt zu kräftigen. Ob sie nicht derselben Meinung wäre?

„Ja—a." Sie wurde rot, als sie das sagte, denn sie tanzte sehr gern, die Bälle waren ja die einzigen Erlebnisse ihres Lebens — und dann mit ihm zu tanzen! Es war ein Genuß ohnegleichen. Selbst in dem jagendsten Galopp war so ein beherrschter Rhythmus in seinen Bewegungen, daß man kaum atemlos wurde. Das sagte sie ihm — „und Sie tanzen doch so ausgezeichnet, wie kein andrer," und ihre Augen leuchteten den seinen entgegen; er aber machte nur eine leichte Verbeugung gegen sie und sagte trocken: „O ja — ich bin gut trainiert."

Und dann begann er zu erzählen, was für Leibesübungen und Sport er betrieben hätte. Als Junge hätte er absolut Trapezkünstler werden wollen. Er wäre aus einer Provinzialstadt und hätte seine meiste freie Zeit als Kind unter den umherreisenden Kunstreitern, welche seine Vaterstadt bisweilen besuchten, zugebracht. Als er vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, konnte er ihnen bereits die meisten gymnastischen Kunststücke nachmachen, und diese Passion hatte ihn noch verfolgt, als er schon sein Studium gewählt hatte. Es verging noch jetzt fast kein Tag, an dem er sich nicht Zeit nahm, wenigstens ein paar Stunden seine Fertigkeit am Trapez zu üben — und ohne ein paar Meilen gegangen zu sein, legte er sich niemals zu Bett. Von frühester Jugend an hätten ihn Bergtouren interessiert. Es wäre daher ganz natürlich, wenn er zum Botanisieren Ausflüge machte. Und er erzählte von gefahrvollen Expeditionen nach den höchsten Punkten, die noch kein Tourist erreicht hatte, den einen Sommer im Norden, den andern in den Alpen. Und Margarete lauschte gespannt und voll Angst, wenn die Gefahr besonders groß zu sein schien, und sie mußte sich damit beruhigen, ihn lebendig und wohlerhalten neben sich sitzen zu sehen — er war also lebend davongekommen.

Er sprach mit einer gewissen dozierenden Langsamkeit in breiten, langen Sätzen, die das Resultat unendlich in die Länge zogen. Aber für Margarete hatte alles, was er sagte, das höchste Interesse, war neu und fesselnd, und daß er sprach und fortfuhr zu sprechen, beständig von sich selbst, erschien ihr als die schmeichelhafteste Vertraulichkeit. Sie fand nur wenig Veranlassung, etwas zu sagen; hie und da eine Frage, ein Ausruf, das war alles, was er brauchte, um im Zuge erhalten zu werden.

Von den Tanzenden rund um sie herum waren sie allmählich auf ihrem Platze dicht zusammengedrängt, und einmal, bei einem unerwarteten Stoß von einem Paar, das beinahe gefallen wäre, wurden seine Schulter und sein Arm fest gegen die ihrigen gedrückt. Er erhob sich schnell und sagte übertrieben förmlich: „Ich bitte sehr um Verzeihung, Fräulein!" mit so unmotiviert heftigem Zornesausdruck im Gesicht, daß förmlich die hübschen Züge entstellt wurden, und mit bösem Blick in den Augen. Und er versetzte dem armen Tölpel einen hitzigen Stoß.

Aber das sah Margarete nicht, denn in dem kurzen Augenblick, da sein Körper den ihren berührt hatte, hatte sie gleichsam eine süße, verwirrende Angst überkommen, ihr war zugleich warm und kalt, und nun, als es vorbei war, mußte sie sich anstrengen, um klar zu hören und dem folgen zu können, was er sagte. Nach der Tischtour ging er sogleich fort. Er hätte heute noch seine zwei Meilen zu laufen, sagte er.

Als sie dann an diesem Abend nach Hause kam, war sie sich ganz klar darüber, daß sie verliebt sei — und es hämmerte und pochte mit Jubel und Entzücken in jedem Schlag ihres Herzens — denn sie glaubte, auch er wäre es ein kleines bißchen — warum hätte er sonst dieses gesagt und jenes gethan? Und

obschon es nur eine kleine Hoffnung war, an die sie sich halten konnte, tröstete sie sich doch damit; denn, sagte man nicht, Liebe erzeugt Liebe? — und dieses Mal war es die wahre, echte Liebe, was sie empfand, und keine bloße Einbildung, die ebenso schnell verging, wie sie gekommen war — nein, ihn — ihn in alle Ewigkeit — war es nicht, als wenn sie vor Glück vergehen sollte, wenn sie sich in die fast beängstigende Kraft dieser Arme gepreßt dachte — ja, ihn wollte sie haben — ihn und keinen andern — und so mußte sie ihn auch bekommen ... nie war sie mit rosigeren Träumen eingeschlafen, als diese Nacht.

II.

Und was für eine Spannung das hervorrief, — es gab dem ganzen Dasein Inhalt. Gar keine Rede mehr von Langweile jetzt!

Sie hatte vorigen Winter von Papa Schach spielen gelernt und schnell darin eine große Gewandtheit erlangt; nun war sie Papa schon beinahe überlegen, und sie war noch eifriger dabei, abends eine Partie zu stande zu bekommen, als er. Das Spiel war ihr fast zur Leidenschaft geworden, und wenn sie die Schachfiguren von Feld zu Feld zog, den Angriffen des Vaters entgegen, oder diese mit den schlauesten Manövern abwehrte, dann erschien ihr das wie ihr eignes Leben, es galt die Eroberung des Königs, und der König war Herr Henning Möller — und was war er nicht außerdem alles?

Ihre Phantasie stattete seinen schönen Körper, der sie zuerst entzückt hatte, mit allen den Eigenschaften aus, die sie bei ihm zur Anfeuerung ihrer Verliebtheit finden mußte.

Sie wußte bestimmt, welche warme Seele sich in dieser kühlen Hülle barg. Hatte das nicht in den zwei bis drei Dutzend englischen Romanen gestanden, die Mama ihr in den letzten paar Jahren um der Sprache willen gestattet hatte, zu lesen? Er paßte genau zu den Beschreibungen der englischen Lords in denselben — und was hatten die nicht für glühende Herzen in ihren korrekten evening dresses, welche Fülle von Zärtlichkeit barg sich nicht hinter ihren steifen Verbeugungen und ihrem hochmütigen Wesen! Wenn die glückliche Gouvernante endlich an die Brust des Lords sank, was für feurige Liebesworte flüsterte er ihr dann nicht ins Ohr! Die Worte selbst standen dort freilich nicht — aber vor Margaretens Ohren klangen sie wie ferne, wirre Musik, ihr Blut brannte, und ihre Wangen glühten, wenn sie daran dachte, daß sie all das erleben sollte, wenn der rechte Augenblick kam, und sie — sie selbst sich an dem männlichen Herzen ihres Lords, des Herrn Henning Möller, wiederfand.

Und diesen Augenblick malte sie sich wieder und wieder aus. War er eines Tages kälter als gewöhnlich gewesen, so tröstete sie sich damit, sich die Lösung um so viel wärmer vorzustellen, und hatte eine Verbeugung, ein Lächeln oder ein vorübergehender Schimmer von diesem „Etwas“, das sie beständig in seinen Augen suchte, ihre tausend kleinen Kunstgriffe, es hervorzurufen, belohnt, dann nahm die leidenschaftliche Erregtheit des Augenblicks gar kein Ende.

In der ersten Zeit nach dem Balle war er, wenn möglich, noch zugeknöpfter und frostiger als sonst. Aber dann veränderte sie die Taktik, stellte sich gleichgültig, war träge und unaufmerksam in den Stunden, gähnte und erlaubte sich sogar, eine Stunde zu schwänzen. Da wurde er aufmerksam. Er vermißte ihren Eifer, die unverkennbare Bewunderung ihrer hübschen, warmen Augen. Es ärgerte ihn, dort zu langweilen, wo er früher Interesse erweckt hatte. Er kroch urplötzlich aus seiner Schale heraus, wurde lebhaft, wich von seinem Lehrstoff ab, zog Schubladen aus, nahm seine Herbarien von den Regalen herab, erzählte die Geschichte besonders seltener Exemplare, ganze kleine Romane. Sie genoß ihren Triumph, war aber klug genug, sich lange locken zu lassen, ehe sie nachgab, und dann zeigte sich, daß sie nichts versäumt hatte, daß sie weiter war, als die andern.

Aber du lieber Gott, was ihr das zu Hause auch für Kopfzerbrechen kostete! Papa war überaus verwundert über all das Studieren, freute sich aber über ihren Fleiß, obschon die Buchhändlerrechnung dieses Mal zu Neujahr unverhältnismäßig hoch war infolge all der botanischen Werke, die auf dem Conto des Fräuleins aufgeführt waren.

Herr Henning Möller war mit Etatsrats auf den Visitenfuß gekommen. Margarete hatte bei Papa so geschickt manövriert, daß er einmal den Wunsch aussprach, den Lehrer seiner Tochter bei einer Mittagsgesellschaft bei sich zu sehen. Mama hatte diesen Vorschlag überaus eifrig gebilligt. Herr Henning Möller hatte eine Einladung bekommen, war erschienen, hatte Mama zu Tisch geführt, und sie erklärte ihn für einen überaus decenten jungen Mann und für sehr interessant.

Papa hatte ihm im Rauchzimmer auf den Zahn gefühlt und meinte bei sich im stillen, er wäre ein Stockfisch, aber davon sagte er kein Wort, da er bei Mamas Lob Margaretens Wangen erröten und ihre Augen aufleuchten sah. Na, es konnte ja sein, daß er dem jungen Mann unrecht that — aber er beschloß doch bei Gelegenheit seiner wohl ein wenig zu leicht feuerfangenden Tochter einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. Er entsann sich noch des Maskenballes und Christians — da war sie ja noch gut davongekommen, und dies hatte wohl nicht viel mehr zu bedeuten.

Und damit schrieb es Papa ins Buch des Vergessens — das gehörte eigentlich zu Mamas Gebiet. Er hatte eine neue Arbeit unter der Feder, die ihn völlig in Anspruch nahm.

Als es Frühjahr wurde, erforderte es Margaretens Gesundheit plötzlich, daß sie nach den Anstrengungen des Winters, wie sie sagte, Morgenspaziergänge machte. Und sie, die früher erst spät am Tage aus dem Bett herauszubringen war, war nun schon um sieben Uhr auf den Beinen und fort, ehe ein andrer im Hause sich recht zu rühren begonnen hatte. Und da Mama sogleich erklärte, daß sie unmöglich das Ausrennen vertragen könnte, bekam Margarete Erlaubnis, allein auszugehen. Sie war ja nun auch so alt, daß sie auf sich selbst mußte aufpassen können — und dann blieb Mama im Bett.

Es war freilich ein merkwürdiger Einfluß, den diese Frühspaziergänge auf Margaretens Gesundheitszustand hatten. All das Vertanzte, Abgebleichte verschwand wie im Fluge, und wenn sie um neun Uhr beim Morgenkaffee erschien, gratulierte Papa sich im stillen zu seinem hübschen Töchterchen. Und was für ein Leben in das Mädchen gekommen war! Mama vergaß die Köchin, die auf den Speisezettel wartete, und Papa seine Schreiberei über all dieser zwitschernden Munterkeit, die sie mit sich nach Hause brachte. „Bei Gott, es wäre ja gerade, als wenn man dem Frühjahr zuniesle, wenn man sie nur ansähe," sagte Papa nnd kniff ihr in die frischen Wangen.

Herr Henning Möller wohnte in einer der Querstraßen der Oesterjö-Promenade. Er war in seinen Gewohnheiten so pünktlich wie ein Uhrwerk und machte regelmäßig vor und nach seinen Stunden Spaziergänge — sehr häufig denselben Weg um einen bestimmten Glockenschlag.

Das hatte Margarete zufällig in Erfahrung gebracht und benutzte die Gelegenheit. Die botanischen Stunden und die wenigen Male, daß sie sich in ihrem Heim sahen, waren ihr ein zu kleines Operationsfeld — und dann hatte sie einen unlöschbaren Durst danach, ihn zu sehen. Es brannte und peinigte sie wie eine Wunde von einem Mal zum andern. Aber sobald ihre Augen nur seine Gestalt gewahr wurden — ach, was für eine Erquickung und für ein Genuß das war!

Da erdachte sie die Frühspaziergänge. Und aus diesen flüchtigen Begegnungen — im Anfang wagte sie sich niemals in seine Nähe, hie und da folgte sie ihm ungesehen — sog sie eine Freude und ein Glück, das Papa wohl recht an den Lenz erinnern konnte.

Als sie sich die ersten Male trafen, stutzte er ein wenig und ging mit einem Gruß vorüber. Aber eines Tages — er hatte ihnen in den vorhergehenden botanischen Stunden von einer seltenen Pflanze erzählt, die gerade im Treibhause des Botanischen Gartens in Blüte stand — blieb er vor ihr stehen und fragte, ob sie Lust hätte, sie zu sehen. Sie befänden sich dort ganz in der Nähe. Natürlich hatte sie große Lust dazu. Und dann erhielt sie dort drinnen eine ganze botanische Stunde.

Dasselbe ereignete sich mehrmals. Sie wäre eine so angenehme und weit vorgeschrittene Schülerin, sagte er, daß er mit Freude jede Gelegenheit ergriffe, ihre Kenntnisse zu erweitern, auch außerhalb ihrer Stunden, und Margarete war darüber ganz stolz und sehr glücklich.

Es herrschte eine solche laue, feuchte Wärme in diesem Treibhaus, es war so still darin und so gewürzt vom Duft nasser Erde und der vielen Blumen, und sie waren allein dort, ganz allein — ach, sie hätte dort bis in alle Ewigkeit mit ihm weilen mögen, meinte sie, und sie dachte oft, wenn sie zu Hause abermals die Ereignisse durchlebte, nun müßte gewiß der „Augenblick" kommen.

Jedesmal, wenn sie sich jetzt trafen, wechselten sie ein paar Worte über Wind und Wetter, über eine Pflanze, die er gefunden hatte, und mehr dergleichen — und in der allerletzten Zeit kehrte er sogar mit ihr um, oder sie ließ sich von ihm einholen, und sie gingen zusammen die Promenade entlang an den Seen hinauf nach Oesterbro oder auch am Westrande, je nachdem es sich traf.

Dann plauderten sie, meist übrigens von Botanik. Sie hatte so vieles gelernt, daß sie sich auch auf wissenschaftliche Details einlassen konnte. Er war im Augenblick eifrig interessiert für das Thema einer Preisabhandlung, die er ausarbeiten wollte: „Der Einfluß des arktischen Klimas auf das Verhältnis zwischen Blumen und Insekten", und sie vertieften sich häufig in das Thema von entomophilen und anemophilen Pflanzen.

Er hoffte im nächsten Frühjahr mit der Staatsexpedition nach Grönland gesandt zu werden, um dort in dieser Richtung Studien zu machen. Vor dieser Reise graufte ihr. Es war, als wenn eine kalte Hand sie ums Herz packte, wenn er davon sprach . . . aber bis dahin war es, Gott sei Dank, noch lange, noch so lange!

Er bot meist recht magere Kost, aber Margaretens verliebtes Herz sog sie wie den lieblichsten Honigseim in sich. Schon allein die tägliche Spannung und Erwartung von dem Augenblick an, da sie zur Hausthüre hinaustrat: würde sie ihn zu sehen bekommen? Und dann, wenn sie bereits von weither seine hohe, kräftige Gestalt sah, in der sie sich niemals irrte, weil keine andre ihr ähnelte! Der Augenblick war es fast wert, dafür zu sterben.

Ihre Kniee zitterten, und ihre Augen wurden förmlich naß dabei, und doch wußte sie, daß ihr

Gesicht vor Freude strahlte, obschon sie sich große Mühe gab, recht ernst auszusehen und gleichgültig zu thun. Sie hätte die größte Lust gehabt, sobald sie ihn nur erblickte, sich in Lauf zu setzen, so schnell ihre Füße sie tragen mochten, und es kostete sie jedesmal große Ueberwindung, nicht wenigstens ihren Schritt zu beschleunigen, um in Eile die Entfernung zwischen ihnen abzukürzen. Dann zählte sie die Bäume am Wegrande. Sie meinte, das hülfe für die Ungeduld. Nun war er nur noch zehn Bäume entfernt, nun acht, nun sieben ... nun vier, nun: „Guten Morgen, Fräulein Holm!"

Ihr „Guten Morgen, Herr Möller," verschwand in einem Luftschnappen, so seltsam trocken war ihr im Halse geworden! Er lüftete den Hut, so daß sie um die Stirn den roten Rand von demselben und das glatte, blonde Haar erblickte, an dem der Wind zauste, während er zeremoniell, fast steif grüßte. Und dann trat für einen Augenblick atemlose Angst ein; würde er gehen ... oder? ... Er schloß sich ihr an!

Aber die ersten hundert Schritte gingen sie in verlegenem Schweigen nebeneinander her. Es überkam sie ein lächerlich flaues, leeres Gefühl der Enttäuschung — aber dann begann er zu reden, ihr Gemüt beruhigte sich, und sie konnte genießen — ja, mit jedem Atemzug das Glück genießen, neben ihm zu gehen, allein schon der Versuch, mit ihm Schritt zu halten, barg ein freudiges Vergnügen in sich! Und dann, als er es merkte und seinen Gang dem ihrigen anpassen wollte, es aber nicht konnte, wie laut sie da beide lachten! Es war das erste Mal, daß sie ihn lachen hörte. Sie meinte auch, er bereute es hernach, denn er verabschiedete sich an diesem Tage ungewöhnlich schnell und machte den Versuch niemals wieder. So mußten sie in Zukunft in verschiedenem Tritt gehen.

Machte er sich etwas aus ihr? Sie glaubte es wohl ... wenn auch nicht gerade in der Weise, wie sie es wünschte. Aber das kam schon noch — das mußte kommen!

An dem Tage hatte er ihr die Hand gegeben, oder richtiger, sie hatte ihm ganz unwillkürlich die ihrige gereicht, als sie sich trennten; denn er hatte gegen seine Gewohnheit von seinen persönlichen Verhältnissen gesprochen, ihr von seiner Kindheit erzählt, die ungewöhnlich streng und hart gewesen wäre, und das hatte sie gerührt — ach, so unbeschreiblich — und dann hatte sie ihm ihre Hand hingestreckt, und er hatte sie genommen — zwar in seltsam kalter, ehrerbietiger Art, aber dann hatte sie gewiß betrübt ausgesehen, und die dummen Thränen! — und er hatte sie angesehen, und es hatte Wärme in seinen Blicken gelegen, als er sagte: „Danke, Fräulein, für dieses Zeichen Ihrer freundlichen Gesinnung für mich," und seitdem hatten sie einander die Hand gereicht, wenn sie sich trafen, und auch beim Abschied.

Er hatte auch einmal gesagt, daß sie der einzige Mensch wäre, dem gegenüber er sich jemals ausgesprochen hätte, wie er es nun so häufig thäte, von alle dem, was ihn persönlich anbetraf, von seinen Zukunftsaussichten als Gelehrter und Forscher, von Werken, die er schreiben wollte, und so weiter. Und entschieden war in der letzten Zeit in seinem Benehmen ihr gegenüber eine Veränderung zu spüren, die bedeuten konnte ... guter Gott! Sie hielt die Hände vor die Augen, Thränen stürzten über ihre Wangen herab, und es war, als wenn sich alles in ihr in Glück und Erwartung auflösen wollte, wenn sie daran dachte, was es möglicherweise zu bedeuten haben könnte.

Er sprach nicht mehr so viel wie früher — sie konnten jetzt hie und da geradezu die ganze Promenade von Oesterbro bis Nörrebro entlang gehen, ohne auch nur zehn Worte miteinander zu reden, aber in dem Schweigen lag etwas — etwas, das sie hundertmal mehr bewegte und verwirrte als zehntausend Worte.

Sie hatte gewagt, ihren Blick vorsichtig unter dem Sonnenschirm von seiner Schulter bis zu seinem Gesicht hinaufgleiten zu lassen, und dann war es mehr als einmal geschehen, daß ihre Augen den seinigen begegneten, und obschon sie sich beeilt hatte, die ihrigen abzuwenden, sah sie doch, daß er rot wurde. Er ließ jetzt auch nicht ihre Hand sogleich los, und sein Gruß — ja, er war freilich fast noch zeremonieller als früher, aber in seiner Ehrerbietung lag etwas, was ihr Herz rührte. Sie hatte gefühlt, daß sie das letzte Mal, als sie voneinander Abschied nahmen, ganz bleich geworden war.

Aber warum sagte er nichts, wenn er doch —? Er mußte ja wissen — o, er wußte, daß sie ... Ja, warum, warum sagte er nichts?

III.

Es hatte begonnen, Sommer zu werden. In den Alleen standen die Kastanien in voller Blüte, und von den Gärten sandten die Fliederbüsche Wogen von Wohlgeruch über die Spaziergänger hin.

Ungefähr eine Woche lang hatte Henning Möller seine Frühspaziergänge allein gemacht. Die ersten Tage, ohne der Sache besondere Aufmerksamkeit zu schenken, aber später mit fortwährend wachsender Ungeduld.

Er hatte, wie er sich mit einer gewissen Gereiztheit gestehen mußte, begonnen, mehr an sie zu denken, als es für seine Studien gut war.

Besonders jetzt, da sie fortblieb.

Bisher waren ihm diese Begegnungen mit ihr nur eine Zerstreuung gewesen — eine Zerstreuung,

die er suchte und die ihm mit jedem Tage mehr zur Gewohnheit wurde — fast ein Bedürfnis, und nun merkte er mit Verwunderung, eine wie große Leere es in ihm zurückließ, daß er sie nicht mehr sah. Ein sehr unbehagliches und peinliches Gefühl der Enttäuschung, der verletzten Eigenliebe klärte ihn darüber auf, daß sein Verhältnis zu ihr mehr Bedeutung für ihn erlangt hatte, als er selbst wußte.

Und dann begann er über die Sache nachzudenken, ernst, praktisch, wie über ein wissenschaftliches Problem.

Die Lösung war nicht schwer zu finden.

Dann traf er sie endlich ganz unvermutet um die Mittagszeit, als er von seinen Stunden heimkehrte.

Er sah sie schon von weitem. Sie ging in derselben Richtung wie er, langsam, sehr langsam, als wenn sie auf jemand wartete. Auf ihn, natürlich... und er fühlte, wie aus seinem Herzen das Blut in ungewöhnlich eiliger, warmer Weise in die Adern hinausströmte. Er schritt unwillkürlich weit aus und war bald an ihrer Seite.

Sie fuhr zusammen, als sie seinen Schritt erkannte, und doch wandte sie ihm nicht sogleich das Gesicht zu. Indem er aber grüßte, sah er es um ihre Lippen zittern, und der Blick, der dem seinigen aus den feuchten Augen begegnete, war so seltsam verzweifelt in all seiner Verzagtheit, daß seine Stimme ein wenig unsicher wurde, als er fragte: „Sind Sie — krank gewesen, Fräulein?"

Es klang, als wäre sie heiser, und die Worte bekamen fast keinen Ton, als sie antwortete: „Ach nein — durchaus nicht — aber — aber —" sie drückte ihre behandschuhten Fingerspitzen gegen die Augen, und er sah eine klare Perle an der lichten Haut hinabgleiten.

Es war fast peinlich, mit einem weinenden jungen Mädchen so auf einer belebten Straße zu gehen, was fehlte ihr heute nur?

Er hätte am liebsten mit einer Entschuldigung den Hut abgenommen und — es auf ein andres Mal verschoben.

Aber es war, als hätte sie erraten, was er dachte, denn sie blickte auf, zwang sich zu lachen, es wurde aber nur ein Glucksen zwischen Weinen und Lachen, und sagte leise und bittend: „Warten Sie ein wenig, achten Sie nicht auf mich — es ist dumm, aber — aber — ich bin hier so lange gegangen. Reden Sie nicht mit mir! Lassen Sie mich nur einen Augenblick so ganz still dahingehen. Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was — was —"

Nein, es war jetzt unmöglich, das konnte er der Stimme anhören, die überschlug.

Er selbst war ganz ruhig. Er wollte es sein. Wozu diente all diese unnütze Aufregung um einer so einfachen Sache willen? Es schoß in ihm das triumphierende Gefühl empor, daß er der Herr ihres Schicksals wäre, die Thränen in diesen hübschen Augen trocknen könnte, ihr Gesicht in jedem beliebigen Augenblick dazu bringen, vor Glück zu strahlen. Diese Gewißheit bereitete ihm einen Genuß — den er noch eine Weile verlängern wollte. Und außerdem mußte die Zeit wahrgenommen werden. Es war zwischen zwei und drei Uhr an einem sehr warmen Tage. Es waren nur wenige Spaziergänger auf der Straße, aber er wußte aus Erfahrung, daß es binnen kurzem belebter sein würde, und dann — aber nun begann sie zu reden.

Sie hatte nun die Selbstbeherrschung wiedergewonnen, aber in der Stimme lag unterdrückte Erregung, und hie und da mußte sie tief hinunterschlucken, um für die nächsten Worte den Ton hervorzubringen. Sie strich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen, die immer wieder trocken wurden und nicht gehorchen wollten. Sie blickte zu Boden, aber hie und da glitt ihr Blick mit ängstlichem Spähen zur Seite, wenn jemand vorbeikam.

„Ja — ich habe Ihnen etwas zu sagen, und — ich weiß nicht recht, wie ich es sagen soll. Es ist so dumm und so — so — aber ich muß," sie holte tief Atem: „wir — wir — können nicht — das heißt, ich kann morgens nicht länger hier spazieren gehen! Papa hat es mir verboten, er verbietet mir sonst niemals etwas. Mein Onkel... Es ist jemand — man hat uns hier zusammen gesehen, und man hat dem eine — eine peinliche, sinnlose Auslegung gegeben — und — und — ach, Sie wissen nicht," kam es mit plötzlichem Ausruf, „wie schrecklich es ist, ein junges Mädchen zu sein — das ist das Schrecklichste von allem in der Welt; es ist gerade, als wenn man ständig in der Zwangsjacke steckte — nichts darf man, alles ist unpassend oder unanst... Und dann — dann sehen wir uns niemals mehr, nun, da die botanischen Stunden ein Ende haben, und das —" sie wurde sehr rot und zitterte, so daß er den Sonnenschirm in ihrer Hand erbeben sah, sie seufzte tief und sagte tonlos, aber fest: „Ja — Sie sollen es wissen. Das sind die besten Stunden, die ich noch verlebt habe, hier zusammen mit Ihnen — das einzige, was..." dann brach ihre Stimme um, und sie schwieg.

Sie waren nach Oesterbro hinaufgelangt. Etwas weiterhin kamen einige Spaziergänger ihnen entgegen.

„Kehren wir um!" sagte er kurz.

Sie kehrten um, gingen rasch vorwärts und waren bald den andern aus dem Gesichtskreis. Sie preßte die Augenlider fest zu über die Thränen, die sie nicht fallen lassen wollte, und kam sich wie eine Gefangene vor, die ihr Urteil erwartet.

Aber es war gleich, heute mußte es zur Entscheidung kommen. Sie hielt es nicht länger aus. Nun

war sie jeden Tag in dieser Woche hier auf und ab gegangen und hatte gewartet. Lange durfte sie nicht fortbleiben, zu Hause wurde auf sie aufgepaßt, seit Papa Skandal gemacht hatte, und über Möllers Nachmittagsspaziergänge wußte sie nicht genau Bescheid. Sie war so müde und vergrämt vom Warten, nun hieß es biegen oder brechen.

„Sagen Sie mir, Fräulein — Margarete," er zögerte ein wenig vor dem Vornamen. Er hatte sie noch niemals mit demselben angesprochen, sie fuhr daher zusammen und mußte nach Luft schnappen. Sie sah auf. Er fing den Blick auf und wurde rot. Er suchte nach Worten in den ersten paar Sätzen, aber dann bekam seine Rede ihre gewöhnliche vortragsmäßige Sicherheit.

„Haben Sie niemals darüber nachgedacht, wozu unsre — wozu diese Begegnungen führen könnten — ja führen müßten?"

Sie beugte den Kopf tief herab und sagte leise und zögernd: „Nein," aber sie wurde glühend rot. Sie konnte doch unmöglich „ja!" sagen. Aber in ihr jubelte es: ja! — es schrie fast in wilder Freude: Endlich! Endlich!

„So—o? Na, dann ist es ja gut, daß ich für uns beide gedacht habe. Ihr Vater hat vollkommen recht. Ein junger Mann und eine junge Dame können sich nicht im Freien treffen und zusammen spazieren gehen, wie wir es in der letzten Zeit gethan haben, ohne für ein so vertrauliches Verhältnis, wie es dadurch angedeutet wird, einen legitimen Hintergrund zu haben. Sie erraten wohl, daß ich eine Verlobung meine?" Er schwieg, als erwartete er eine Antwort.

Aber sie sagte nichts.

Sie war sehr bleich geworden und schritt wie taumelnd dahin. Der Weg schien ihr plötzlich in einem großen Bogen nach rechts in den See hinauszubiegen. Das Blut summte vor ihren Ohren, seine Stimme erklang zu ihr wie durch Baumwolle, und obschon sie jedes Wort hörte und wie mit allen Nerven lauschte, konnte sie es nicht unterlassen, die Baumstämme am Wegrande zu zählen: eins, zwei, drei, vier, fünf — bis sie vor ihren Augen in der Ferne in einen Strich zusammenliefen.

Er fuhr fort: „Ich bin immer allein gewesen. Ich hatte bis auf diesen Augenblick oder vielleicht richtiger bis vor ganz kurzem mein Leben darauf eingerichtet, es auch fernerhin zu bleiben. Das paßte am besten für meine Natur, meinte ich. Ich habe niemals Freunde gehabt. Ich habe keine Zeit gehabt, mich der Kultivierung von Freundschaften zu widmen. Meine Studien und meine Thätigkeit als Lehrer haben mich bisher ganz und gar in Anspruch genommen. Und außerdem — es ist nicht viel Vergnügen dabei zu finden. In den meisten Menschen steckt so verteufelt wenig drin! Man ist selbst mit den besten Exemplaren der Rasse in vierzehn Tagen fertig. Mit einer merkwürdigen Indiskretion plappern sie ihr bißchen Inhalt bereits in den ersten Gesprächen aus, und dann drischt man leeres Stroh auf den alten Geschichten. Daß ich eine traurige Kindheit gehabt habe, habe ich Ihnen wohl schon erzählt. Mein Vater verbitterte uns das Leben durch eine brutale Tyrannei, die ihresgleichen suchte. Ich habe ihn gehaßt, ich glaube, vom ersten Augenblick an, da ich denken konnte. Glücklicherweise ist er schon vor vielen Jahren gestorben, nachdem er erst meine brave Mutter zu Tode gequält hatte. Ich habe eine verheiratete Schwester — aber ich sehe sie niemals. Ihr Mann ist ein Lumpenkerl, den ich nicht ausstehen kann. Sie entschuldigen, daß ich hier all diese persönlichen Verhältnisse berühre, aber ich hielt es für notwendig, Ihnen einige Aufklärungen über mich zu geben, ehe — ehe ich zu dem eigentlichen Thema unsers Gespräches übergehe." Er räusperte sich und schwieg einige Augenblicke.

Ach, warum dauerte das so lange? Sie mußte ja zum Mittag zu Hause sein und durfte nicht weiter als bis zum Ende des Weges gehen — warum sagte er es denn nicht gleich? All dieses konnte ja später an die Reihe kommen. Und doch rührte es sie in einer eigentümlichen Weise. Es war, als würde das Herz ihr so weit in der Brust. Ach, wie sie ihn lieb haben wollte, wenn sie nur durfte!

Dann sprach er wieder weiter. Aber bereits die ersten Worte jagten ihr das Blut in heißen Strömen zum Kopf und in die Wangen hinauf.

„Ich bin niemals verliebt gewesen, und ich sage es mit einem gewissen Stolz: es giebt kein Weib auf der Welt, das irgend welche Rechte auf mich hat, nicht eines, das auch nur den flüchtigsten Eindruck auf mich gemacht hat. Ich habe keine Dummheiten begangen — das physische und psychische Ich eines jungen Mädchens kann in der Beziehung nicht reiner und unberührter sein als das meinige — und das ist mehr, glaube ich wohl, als die allermeisten Männer in meinem Alter von sich rühmen können —"

Ach Gott, wie sie sich schämte! Sie entsann sich, als wäre es gestern gewesen, des bärtigen Mannes, den sie damals geküßt hatte, und der Verliebheit — o, wenn sie es hätte ungeschehen machen können ... und dann die Bälle — die Händedrücke — die Worte, die ihr zugeflüstert waren und die sie beantwortet hatte — alles, alles zusammen tauchte wieder vor ihr auf und ängstigte sie. Sie suchte mit Gewalt die Röte zu unterdrücken und neigte den Kopf so tief, daß der Schatten des Strohhutes ihr Gesicht verbarg. Wenn er es ihr nur nicht ansehen oder anmerken konnte! Wenn er sie jetzt bat — durfte sie dann

ja sagen? Ach, aber sie konnte, konnte nicht nein sagen!

„Ich darf nicht mit Bestimmtheit sagen, daß ich in Sie verliebt bin —“

Sie wurde ganz kalt, und ihr Herz schlug so langsam, als wenn es stillstehen wollte, nur mit Mühe vermochte sie die Füße von der Stelle zu bringen.

Er sah den Schatten des Schmerzes, den er ihr bereitete, über ihr Gesicht hinziehen und fuhr fort: „Ich gebe im ganzen genommen nicht viel für den Rausch, den man Verliebtheit nennt —“

Nein, das war nicht auszuhalten! Nun wußte sie, wo er hinaus wollte. Ludovika hatte sie gewarnt — ach, daß sie so dumm gewesen war, sich zum Narren halten zu lassen! Sie hob den Kopf empor, sah ihn an und fragte — es kam wie in einem Schnappen nach Luft, aber recht scharf und sicher:

„Wollen Sie etwa mit mir experimentieren?“

Er stutzte, runzelte die Stirn und sagte verletzt: „Wie kommen Sie zu der Frage, Fräulein? Was berechtigt Sie zu glauben —“

„Ach, man beschuldigt Sie, mit jungen Mädchen zu experimentieren — sie in Sie verliebt zu machen und — und sie dahin zu bringen, daß sie ihre Gefühle ausplappern ... und dann — dann sich hernach über sie lustig zu machen.“

„So, dessen beschuldigt man mich wirklich? Ei, ei!“ Er strich sich das Kinn und um den Mund, um das Lächeln gekitzelter Eitelkeit zu verbergen, das er nicht unterdrücken konnte. „Und nun meinen Sie,“ fuhr er fort, „daß alle unsre Gespräche, die Befriedigung, die wir empfunden haben, wenn wir uns trafen, von meiner Seite nur ein Experiment gewesen sein sollten, um Ihnen Ihren seelischen Inhalt auszupressen, wie man eine Zitrone auspreßt — hm! Das verspricht nichts Gutes für den Ausfall dieser Unterredung,“ er beugte sich über sie und sah sie mit einem Blick an, dem er einen zweifelnden Ausdruck geben wollte; aber sie wandte den Kopf von ihm ab.

Schmerz, Scham und Verlegenheit rangen in ihr. Es war, als hätte sie die größte Lust, sich von diesem Menschen loszuringen. Er war in diesem Augenblick ein fremder Mann für sie — ach, wie dumm sie gewesen war, und wie weh das that!

Er beobachtete den Ausdruck auf ihrem Gesicht. Es war nicht ganz das, was er erwartet hatte. Sollte er sich möglicherweise geirrt haben? War sie nur kokett — oder ... Der Zweifel regte ihn an, und es lag mehr Gefühl in seiner Stimme, als er fortfuhr: „Ich will Ihnen gegenüber ehrlich sein. Dabei stehen wir uns beide am besten. Ich habe mich bisweilen mit — mit jungen Damen in meiner Weise amüsiert. Aber, glauben Sie mir, es ist weniger meine Schuld als die der jungen Damen gewesen, und ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich mir nichts, absolut nichts vorzuwerfen habe. Aber Fräulein Margarete, mit Ihnen ist das anders gewesen. Ich habe geglaubt, bei Ihnen ein wärmeres, tieferes Interesse für mich zu spüren, als ein andres Mädchen es mir erwiesen hat, und ich selbst — Sie sind nicht ganz so wie andre, es ist etwas in Ihrer Natur, etwas Neues, das —“

„So—o?“ unterbrach sie ihn kurz, und es lag Bitterkeit in ihrem Ton, „mit mir sind Sie also noch nicht fertig geworden — obschon es mehr als vierzehn Tage her ist —“

„Warum wappnen Sie sich plötzlich mit so viel Mißtrauen gegen mich? Sie wissen ja gut, daß meine Worte von vorhin nicht Ihnen galten. Unser Verhältnis ist keine Tagesfreundschaft — nicht wahr?“

Er sah sich eilig um, um sich zu vergewissern, daß niemand in der Nähe wäre, trat ihr ein wenig näher und ergriff ihre Hand, die schlaff an der Seite herabhing. „Liebes Fräulein Margarete — ich meinte ja gerade, daß diese Unterredung dazu führen sollte, daß von heute ab zwischen uns eine geistige, unauflösliche Kameradschaft bestehen sollte, ein Dasein en deux, ideeller und dauernder, als die gewöhnlichen Verbindungen zwischen den Geschlechtern. Was wir zu erreichen wünschen, ist ja eine Legitimierung des Verhältnisses, das schon in diesem Augenblick zwischen uns besteht, und das vermutlich auf der sympathischen Anziehungskraft beruht, die überall in der Natur zwischen dem männlichen und weiblichen Element entsteht. Mein Leben ist bisher leer und nüchtern gewesen, wenn Sie wollen, aber in diesen Tagen, da ich Sie nicht sah, wurde es mir klar, daß — daß — es — wenn Sie wollten, einen reicheren und gehaltvolleren Inhalt bekommen könnte. Ich habe in dieser Richtung sicher mancherlei zu lernen — wollen Sie diejenige sein, die es mich lehrt — wollen Sie, Margarete?“

Endlich, endlich! Das mußte Liebe sein, das war sie — natürlich! Sie atmete tief auf, als fiele eine schwere Last von ihrer Brust herab, indem sie halb flüsternd, halb lachend einige verwirrte Worte sprach, deren Bedeutung sie selbst nicht kannte. Ihre Augen schwammen in Thränen, das Sonnenlicht glitzerte vor ihnen, so daß alles zusammenlief, indem sie sich unwillkürlich fester an ihn drückte. Als er ihr fragend ins Gesicht blickte, lag über ihren Zügen ein Ausdruck, der ihn so stark ergriff und bewegte, daß er, fast gegen seinen Willen, die Hand, die er noch in der seinigen hielt, an seine Lippen hinaufführte — aber er ließ sie augenblicklich wieder los. Und obschon die Berührung so flüchtig war, daß sie eigentlich sie nicht bemerkte, durchfuhr doch ein Beben des Glückes ihren Körper.

Es waren nur noch wenige Schritte, bis sie Nörrebro erreicht hatten, wo sie sich trennen mußten, und das fiel ihr mit einem schmerzlichen Stich durchs Herz ein.

Ein paarmal blickte sie nach seinem Arm hin — dann schob sie schüchtern ihre Hand darunter. Er zögerte einen Augenblick wie in Ueberraschung, bog dann aber den Ellbogen. Im selben Augenblick preßte sie ihr Gesicht und ihre Lippen in einer plötzlichen, unwiderstehlichen Liebkosung in seinen Rockärmel hinein, dicht unter der Schulter, und fühlte den festen, harten Muskel, — und dann waren sie am Ende der Promenade.

„Nun müssen wir scheiden," sagte er, „ich möchte Sie gern weiter begleiten, aber — es hat ja keinen Zweck, das Volksgerede herauszufordern, bevor Sie — bevor ich bei Ihrem Herrn Vater gewesen bin."

Er ließ den Arm sinken. Sie wurde rot und zog den ihrigen an sich.

„Sie werden Ihren Vater ja wohl darauf vorbereiten — ich werde suchen, mir Zeit zu verschaffen, und komme schon heute abend —"

Sie blickte ihn mit feuchten, warmen Augen an. „Ja — ach ja, danke! Kommen Sie heut abend!"

Dann lachte sie, weich, gluckend, halblaut. Sich zu denken, daß sie sagen konnte: „Adieu — auf heut abend!"

Er lüftete den Hut, und sie ging. Aber nicht ohne sich umzudrehen und seiner verschwindenden Gestalt einen Blick nachzuwerfen. Wie groß, stark und stolz er dahinschritt und den Kopf hoch über allen andern trug. Es war, als wenn ihr Herz vor Zärtlichkeit und vor Glück überströmte, während sie dastand und ihm nachblickte ... und dann lief sie davon, nach Hause, so schnell sie konnte, um nicht zu spät zum Mittagessen zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von G. Coșbuc.

Aus dem Rumänischen übersetzt von W. Rudow.

I.

In der Frühe.

Mit Peitschenknall, so zog er heut
Schon früh vorbei an unserm Haus;
Und an der Peitsche kannt' ich ihn
Und eilt' hinaus.

Ich weiß es selbst nicht, wie es kam:
Am Webstuhl ließ ich alles stehn —
Sprang auf und stürzte zu der Thür,
Um ihn zu sehn.

Den Faden hab' ich ganz verwirrt,
Zerbrochen gar ein Fensterlein:
So eilig hatt' ich's, ihn zu sehn,
Bei ihm zu sein.

Weiß nicht mehr, wo der Kopf mir steht —
Was wollt' ich nur so unbedacht?
O, nichts! Nur fragen, ob er sanft
Geruht die Nacht.

So ist er nun! Er faßte mich
Zuerst nur bei der Hand — und sieh!
Auf einmal hielt er mich im Arm,
Weiß selbst nicht wie!

Ich aber hab' mich losgemacht,
Gab harte Wort' ihm zum Geleit,
Doch war es mir nicht ernst — und jetzt,
Jetzt thut's mir leid.

Nicht, weil ich an der Schwelle mir
Den Fuß gestoßen und verrenkt —
Nein, weil ich unrecht ihm gethan
Und ihn gekränkt.

So gut wie er ist keiner mehr;
Wenn ich ein böses Wort ihm sag',
So hat er keine Freude mehr
Den ganzen Tag.

II.

Fresko-Ritornelle.

Ich finde, daß es keinen Klugen giebt,
Der durch die Liebe nicht ein Narr geworden;
Jedoch auch keinen Klugen, der nicht liebt.

•

Viel Liebchen hab' ich drin und draußen auf der Gasse,
Doch keine will, daß ich sie küsse noch ihr folge;
Noch wen'ger aber, daß ich ungeküßt sie lasse.

•

Die Rose rühmte sich, sie sei so weiß wie du;
Der Wind vernahm's und gab ihr einen Backenstreich,
Da ward die Rose rot vor Scham und schwieg dazu.

•

Du bist verdreht! Ich hab' dich bei der Hand genommen:
Umfassen wollt' ich dich — das hat dich so erzürnt:
Acht Tage bist du drauf nicht mehr zu uns gekommen.

•

„Leicht steigst du auf, vermagst du Widerstand zu zwingen."
„Die Leute schmähen mich!" — „Es wissen ja die Kinder:
Wenn man am Drachen zieht, wird er sich höher schwingen."

•

„Wir zankten gestern. Schlimm, daß ich so schnell vergesse,
Erst eben, da du mich geküßt, fällt mir es ein,
Es sollte gestern ja zum letztenmal sein!"

•

Gelb ist die Sonn' im Nebel, gelb das Korn,
Durch das du Gelbgezopfte wandelst hin,
Weißt du, woher auch ich so gelb geworden bin?

„Frauenlieb“.

Von

Rudyard Kipling.

Aus dem Englischen übersetzt von Leopold Lindau.

Der Schrecken, die Verwirrung, die Verhaftung des Mörders, alles war vorbei, als ich kam. Auf dem Kasernenhof konnte man nur noch das Blut des Ermordeten sehen, das zum Himmel um Rache schrie. Die heiße Sonne hatte es schnell getrocknet, es sah jetzt aus wie ein dünnes Blättchen dunkler Goldschlägerhaut, und die Hitze hatte es in kleine, rautenförmige Täfelchen geteilt, die, vom Winde nach oben gehoben, wie eine stumme Zunge den Himmel zum Zeugen anriefen. Dann kam ein heftiger Windstoß und blies alles fort, in kleinen, dunkeln Staubkörnchen. Die übermächtige Hitze ließ kein Verweilen auf dem Hofe zu. Die Mannschaften waren in ihren Stuben und unterhielten sich über das Ereignis des Morgens. Eine Gruppe von Soldatenfrauen stand am Eingange der Abteilung für verheiratete Leute, von wo aus die schrille Stimme eines zeternden Weibes zu hören war, die böse und schmutzige Worte sprach.

Ein Sergeant, ein ruhiger, anständiger Mann, der sich eines tadellosen Rufes erfreute, hatte soeben im hellen Tageslicht einen seiner eignen Korporale totgeschossen, war dann ruhig in seine Stube gegangen, hatte sich auf sein Bett gesetzt und ganz unbefangen und ohne die geringste Aufregung zu zeigen, gewartet, bis die Wache kam, um ihn zu arretieren.

Nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge wird er einem Gerichtshof überwiesen werden. Ferner — aber daran hat er wahrscheinlich in seiner Aufregung nicht gedacht — wird er mir eine Masse unangenehmer Arbeit aufbürden; ich werde über den Prozeß zu berichten haben, ohne jedwede Hilfe; und was der Prozeß bringen wird, das weiß ich aus eigner, trauriger Erfahrung: die übliche Untersuchung seines Gewehrs, das Verhör eines halben Dutzends seiner Kameraden, die erstickende Hitze im Gerichtssaal, bis der Bleistift aus den schweißtriefenden Fingern auf das Papier fällt; das einförmige Geräusch des Punkah,*) das Geschwätz der Zeugen auf der Veranda u. s. w. Der Oberst seines Regiments wird über die moralische Führung des Angeklagten Zeugnis ablegen; die Geschwornen schwitzen und stöhnen, und die Sommeruniformen der Zeugen riechen nach Schweiß und billiger Seife; der unselige Kasernenfeger, der als Zeuge geladen ist, wird sich in dem Kreuzverhör verwirren, das der ehrgeizige, junge Advokat mit ihm anstellt, der stets die Verteidigung der gemeinen Soldaten übernimmt, bloß wegen des Ruhmes, den sie ihm nie einbringt, und der stets auf mich wütend ist, weil ich seine demosthenischen Leistungen nicht korrekt berichte. Schließlich werde ich den Angeklagten wieder treffen als Schreiber im Gefängnis — denn er wird ganz gewiß nicht gehängt werden — und ihn mit der Hoffnung trösten, daß er in einigen Jahren Gefängniswärter auf den Andamanen*) werden wird.

Das indische Strafgesetzbuch und die Richter betrachten den Mord unter allen Umständen und bei jedweder Provokation als keinen Spaß. Sergeant Raines, der seinen Kameraden totgeschossen hatte, konnte sich glücklich schätzen, wenn er mit sieben Jahren Strafarbeit davonkam. Er hatte die vorhergehende Nacht über das Unrecht, das ihm geschehen war, gebrütet und sein Opfer am nächsten Morgen erschossen, ehe er mit irgend jemand darüber hätte reden können. Davon war ich überzeugt: sieben Jahre würden das Geringste sein, das Raines erwarten durfte.

Kein Tag ist so lang wie der eines Mordes. Am Abend dieses Tages traf ich Ortheris**) mit den Hunden.

„Ich werde einer von den Zeugen sein,“ sagte er, ohne daß ich ihn aufgefordert hatte, über die Sache zu sprechen. „Ich war auf der Veranda, als Mackie aus Frau Raines' Stube kam. Quigley, Parsons und Trot waren auf der inneren Veranda, wo sie nichts hören und sehen konnten. Sergeant Raines war auf der Veranda und unterhielt sich mit mir, und als Mackie über den Hof kam und Raines

*) Großer indischer Fächer.

*) Inselgruppe im Meerbusen von Bengalen.

**) Ein Soldat in der anglo-indischen Armee, der in Kiplings Novellen eine hervorragende Rolle spielt.

sah, sagte er zu ihm: ‚Na, Sergeant, haben sie Ihnen schon Ihren Helm abgestoßen?‘ Darüber wird Raines wütend, er holt tief Atem und sagt: ‚Mein Gott, das ist zu viel, das kann ich nicht ertragen!‘ Mit den Worten reißt er mir mein Gewehr aus der Hand und schießt Mackie nieder. Comprenez-vous?“

„Aber was thaten Sie denn mit Ihrem Gewehr auf der äußeren Veranda, eine Stunde nach der Parade?“

„Was ich mit meinem Gewehr that? — ja, ich machte es rein — natürlich,“ sagte Ortheris mit dem trotzigen, unverschämten Blick, der gewöhnlich seine frechsten Lügen begleitet.

Er hätte mir ebensogut sagen können, daß er eine Polka mit seinem Gewehr getanzt hätte, denn zwanzig Minuten nach der Parade konnte er absolut nichts mit seinem Gewehr zu thun haben. Der Gerichtshof jedoch konnte das nicht wissen. „Und wollen Sie bei dieser Aussage bleiben? — auf Ihren Eid?“ sagte ich.

„Ja, da können Sie sich verdammt drauf verlassen.“

„Gut, das ist Ihre Sache, ich will weiter nichts wissen. Aber vergessen Sie nicht, daß Quigley und Parsons und Trot etwas gehört haben müssen, wo sie waren; und Sie können sich darauf verlassen, daß irgend ein Kasernenfeger oder sonst ein Arbeiter auf dem Hof gewesen sein muß; die Kerle sind fast immer da.“

„Es war nicht der Feger, es war der ‚Beastie‘,*) und auf den kann man sich verlassen, der schwatzt nicht.“

Daraus konnte ich schon merken, daß beim Prozeß recht gesunde Aussagen gemacht werden würden, und der Staatsanwalt, der die Anklage vertrat, that mir wirklich leid.

Als der Prozeß anfing, that er mir noch mehr leid. Er war ein Mann, der sehr leicht heftig und gereizt wurde und jede verlorene Sache als seine eigne betrachtete.

Raines' junger Advokat hatte diesmal seine Passion für Alibis und Unzurechnungsfähigkeit vergessen, ließ alle gymnastischen und pyrotechnischen Kunststücke aus dem Spiele und arbeitete ruhig und gemessen für seinen Klienten. Es war glücklicherweise erst der Anfang des heißen Wetters, und bis jetzt war noch kein Mordanfall in der Kaserne zur Kenntnis der Behörde gekommen; die Jury war eine gute, sogar für indische Verhältnisse. Ortheris stand fest und ließ sich durch nichts in seiner Aussage erschüttern ... Der eine schwache Punkt in seinem Zeugnis war der Umstand, daß er sein Gewehr auf der äußeren Veranda hatte, und dies wurde von dem Anwalt nicht beachtet; — es war eine Sache, welche die Weisheit des Zivilisten überstieg, obgleich einige der Zeugen nicht umhin konnten, über diese Beschränktheit zu lächeln.

Der Vertreter der Regierung beantragte Todesstrafe und bestand darauf, daß es ein Fall von vorsätzlichem Mord sei. Er bestritt durchaus, daß das Unrecht, welches dem Mörder widerfahren sei, ein Milderungsgrund für eine solche That sei. In Anbetracht dieses Unrechts jedoch, das niemand in Abrede stellen konnte, sowie des vortrefflichen Zeugnisses, das ihm sein Regimentskommandeur ausstellte, erhielt der Gefangene nur zwei Jahre Gefängnis. Der Vertreter der Regierung war entrüstet über dies allzu milde Urteil und verließ den Saal in großer Wut. Der Gefangene wurde abgeführt und den Zeugen, die zum Regiment gehörten, anbefohlen, bis zur Abendkühle zu warten und dann nach ihren Kantonnements zurückzumarschieren. Sie sammelten sich auf der breiten Veranda und unterhielten sich über den Prozeß, das Gefängnis und andre das Tagesereignis betreffende Fragen. Man gratulierte Ortheris, der die Hauptrolle in diesem Drama gespielt hatte und die ihm erwiesenen Ehrenbezeigungen mit geziemender Bescheidenheit in Empfang nahm.

„Das ist ein ekelhafter kleiner Kahlkopf,“ sagte Ortheris, als er den Regierungsanwalt, der zu seinem Frühstück fuhr, bemerkte. „Ich kann ihn wahrhaftig nicht ausstehen, aber er hat einen hübschen, kleinen Hund, den ich sehr gut leiden mag.“

Ortheris war im ganzen Kantonnement als großer Hundeliebhaber und als sehr geschickter Hundedieb bekannt.

„Nächste Woche muß ich nach Murree,*) — der Hund ist immerhin seine fünfzehn Rupien wert.“

„Gieb sie nur für Messen für dein Seelenheil aus,“ sagte Terenz Mulvaney,**) der drei Stunden lang Wache gestanden hatte.

„Na, ganz gewiß nicht,“ sagte Ortheris übermütig. „Du siehst müde aus, Terenz.“

„Das bin ich auch, bei Gott! Das Wachestehen greift die Fußsohlen an, aber hier ist das Sitzen beinahe ebenso unbequem.“

„Warten Sie einen Augenblick, Terenz, ich werde Ihnen einige Kissen aus meinem Gig holen,“ sagte ich.

„Bei Gott,“ sagte Ortheris, als sich Mulvaney auf die Kissen warf, „wir werden sehr fein! Ich wünsche dir, Terenz, daß du stets einen so weichen

*) Korruptes anglo-indisches Wort für Bhersty = Wasserträger.

*) Berühmtes Sanatorium im nordwestlichen Punjab.

**) Irischer Soldat in der anglo-indischen Armee, eine in Kiplings Novellen häufig vorkommende Figur.

Platz finden mögest, wie du ihn jetzt hast, und ihn mit einem Freunde teilen kannst."

„Hier ist ein Kissen für dich, Stanley, — so, nun gieb mir meine Pfeife; ja, ja, hier ist wieder ein guter Kerl zum Teufel gegangen, und nur wegen eines Frauenzimmers. Ich muß wenigstens vierzig bis fünfzig Mal bei Gefangenen Wache gestanden haben, und ich hasse es jedesmal mehr und mehr."

„Ich erinnere mich an vier oder fünf Fälle, Terenz; bei Losson, bei Lancey Dugard und bei Stebbin, wenn ich nicht irre," sagte ich.

„Ach! und lange vor der Zeit," sagte der alte Soldat mit einem müden Lächeln. „'s ist wahrhaftig besser, mit ihnen zu sterben, als sie alle zu überleben. Wenn Raines aus dem Gefängnis kommt, wird er ein ganz andrer Mensch geworden sein. Er hätte zuerst das Frauenzimmer und dann sich selbst totschießen sollen. Jetzt hat er seine Frau allein zurückgelassen, die noch vorigen Sonntag mit Dina Thee getrunken hat. Mackie ist am besten daran."

„Der wird es auch ziemlich heiß haben, wo er hingegangen ist," bemerkte ich, denn mir war etwas von dem Lebenswandel des Ermordeten bekannt.

„Ja, da haben Sie allerdings recht," sagte Terenz, indem er über das Geländer der Veranda spuckte. „Aber was er da kriegt, ist doch nichts im Vergleich zu dem, was er hier gekriegt haben würde, wenn er gelebt hätte."

„Ach, dummes Zeug! Er würde ruhig so weiter gelebt und alles vergessen haben!"

„Haben Sie Mackie gut gekannt?" sagte Terenz.

„Ja, ich habe ihn mal einen Tag zur Jagd bei mir gehabt, er war ein recht amüsanter Kerl."

„Die Amusements werden sie ihm jetzt wohl ein bißchen hoch hängen; ich habe Mackie recht gut gekannt und ich habe zu viel seinesgleichen gesehen, um mich in ihm zu irren. Er würde, wie Sie sagen, die ganze Geschichte vergessen haben, das heißt nur anscheinend. Er war ein Mann von guter Erziehung und machte in seinen Affairen mit den Frauenzimmern einen glücklichen Gebrauch davon. Aber manchmal gelang es ihm doch nicht so recht, und es kam vor, daß eine, die sich das ihr geschehene Unrecht nicht gefallen lassen wollte, sich wie eine Furie auf ihn stürzte und ihm drohte, ihn zu zerfleischen. Ich kann es Ihnen nicht so recht beschreiben, wie es mir so in den Kopf gekommen ist, aber Mackie war die lebende Kopie eines Mannes, den ich gekannt habe und der ungefähr dasselbe Leben führte, und es ist jammerschade, daß er nicht dasselbe Ende genommen hat wie Mackie. Wie hieß er doch gleich . . . ach ja: Larry, Larry Tighe, das war sein verfluchter Name. Einer der Rekruten, der mit ihm eingezogen war, sagte, Larry wäre von guter Familie und beabsichtige, Offizier zu werden — und Larry hat ihn dafür halb totgeschlagen. Er war ein schöner, großer Mann, und bei manchen Frauenzimmern macht das einen großen Eindruck, — vielleicht nicht bei allen; aber bei Larry war es wirklich immer der Fall. Er verstand allen zu schmeicheln, und kein Mädchen, — und, wenn man die Wahrheit sagt, keine Frau, die auf Gottes Erde lebt — konnte ihm widerstehen. Und er wußte es, er wußte es geradeso, wie Mackie es wußte, der jetzt wo anders gebraten wird. Und er hat nie versucht, eine zu überreden, wenn er nicht die schlechtesten Absichten dabei hatte. Es ziemt mir wahrhaftig nicht, darüber zu reden, der liebe Gott weiß es, aber ich muß sagen, die meisten meiner Affairen — wie soll ich sie nennen — ‚Mesalliancen' — kamen vom reinen Uebermute, und recht herzlich leid hat es mir immer gethan, wenn irgendwie etwas Schlimmes daraus entstand. Und wie oft, wenn ich es dem Mädchen an den Augen ansehen konnte, daß ich mehr Unheil anrichtete als ich glaubte, habe ich die ganze Geschichte abgebrochen, besonders wenn ich an meine gute, alte Mutter dachte, die nun tot ist! Aber Larry, wie es mir schien, — der mußte mit der Milch einer Teufelin gesäugt sein, der hat nie eine gehen lassen, bis er sie an Leib und Seele zu Grunde gerichtet hatte. Und er nahm das alles so leicht und ruhig hin, als wenn er seinen gewöhnlichen Kasernendienst thäte. Und, bei Gott, er war ein schneidiger Soldat. Da war zum Beispiel die Gouvernante des Obersten, die niemand je in der Kaserne gesehen hatte, und er war doch nur ein gemeiner Soldat; und eine von des Majors Dienstmädchen, die sich schon einem andern versprochen hatte — und Gott weiß, wie viele noch, von denen wir nichts wußten ... und wie's kam, daß er sie alle in seiner Macht hatte, das wußte niemand. Es war eben in seiner Natur, es war ihm angeboren, sie alle zu überreden. Und nicht immer die hübschesten — Gott bewahre! — sondern solche, von denen Sie bei allen Heiligen geschworen haben würden, daß sie nie etwas Unrechtes oder Unbesonnenes thun könnten. Und so kam es auch, daß er niemals abgefaßt wurde. Ein paarmal war er allerdings dicht daran, aber so recht haben sie ihm doch nie etwas anthun können. Und, wissen Sie, das hat ihm zuletzt mehr Schaden als alles gethan. Er hat sich oft und gern mit mir unterhalten; er sagte oft, wenn ich eine ebenso gute Erziehung gehabt hätte wie er, würde ich ein ebenso großer Lump geworden sein. ‚Ist es denn wahrscheinlich,' sagte er, als wenn er sehr stolz darauf wäre — ‚ist es denn wahrscheinlich, daß ich abgefaßt werde? Und am Ende aller Enden, was bin ich denn? Ein verlumpter, verkommener gemeiner Soldat. Glaubst du denn, Terenz, daß die, die mich wirklich kennen, mit einem gemeinen

Soldaten etwas zu thun haben würden? Für die bin ich nur Nummer 10407.' Ich konnte an seiner Sprache merken, wenn er sich nicht verstellte, daß er ein Gentleman war. ‚Ich weiß nicht, was du meinst,' sagte ich, ‚aber eines weiß ich: daß dir der Teufel aus den Augen guckt, und ich will nichts mit dir gemein haben; ein bißchen Spaß von Zeit zu Zeit ist alles recht schön und gut, das kann niemand schaden, aber ich müßte mich sehr irren, Larry, wenn dir dies wirklich Spaß macht.' — ‚Du irrst dich sehr!' sagte er, ‚und ich rate dir, diejenigen, die besser sind als du, nicht zu kritisieren.' — ‚Besser sind als ich? Ach, du lieber Gott, Larry, in dieser ganzen Geschichte ist nichts besser, es ist alles gleich niedrig und schlecht, und das wird dir eines Tages klar gemacht werden!' — ‚Entschuldige mich,' sagte er, indem er seinen Kopf stolz zurückwarf — ‚du bist nicht im geringsten wie ich!' — ‚Gott und alle Heiligen seien gelobt, daß ich nicht wie du bin! Was ich Unrechtes gethan, habe ich von ganzem Herzen bereut,' sagte ich, ‚und du wirst eines Tages daran denken.' — ‚Und wenn die Zeit kommt, ehrwürdiger Vater Terenz, werde ich zu Ihnen um Rat und Hilfe kommen.' — Und mit den Worten ging er fort, voller böser Gedanken. Er war ein schlechter Kerl; schlecht und durch und durch verdorben, wie die Hölle selbst. Es liegt nicht in meiner Natur, vor irgend etwas Bange zu haben, aber — bei Gott! — mir war in diesem Augenblick bange vor Larry. Er kam in die Kaserne mit seiner Mütze auf einem Ohr und warf sich auf sein Bett und starrte nach der Decke hinauf. Von Zeit zu Zeit hörte man ihn lachen, ein kleines, höhnisches Lachen, das klang, als käme es aus dem Abgrund der Hölle herauf, und ich wußte, daß er über neue Niederträchtigkeiten nachdachte, und dann war mir bange vor Larry. Das ist lange, lange her, und es hat mir wirklich gut gethan — auf einige Zeit wenigstens.

„Ich glaube, ich habe Ihnen gesagt, daß man mich höflichst und freundlichst ersuchte, aus den ‚Tyronern'*) auszutreten, wegen einer kleinen Unannehmlichkeit, die ich dort hatte."

„Ja, hatte es nicht etwas zu thun mit einem Manne, dem Sie den Kopf aufgespalten hatten?" Terenz hatte mir schon einmal die Details der Geschichte erzählt.

„Ja, und wahrhaftig — jedesmal, wenn ich Wache bei einem Gefangenen habe, wundere ich mich immer, daß ich nicht der Gefangene bin. Aber es war alles im ehrlichen, offenen Zweikampf, und der Mann, dem ich den Kopf zerschlug, war vernünftig genug, nicht zu sterben. Denken Sie nur, was aus der Armee geworden wäre, wenn ich ihn totgeschossen hätte! Und so hat man mich ersucht, besonders mein Oberst, aus dem Regiment zu treten. Ich ging auch, um nicht unhöflich zu sein; Larry sagte mir, daß es ihm sehr leid thäte, von mir zu scheiden. Ich habe keine Ahnung davon, warum es ihm leid thun sollte, und so kam ich denn wieder zu dem alten Regiment und ließ Larry dort, um auf seinem eignen Wege zum Teufel zu gehen. — Wer ist denn das, der da eben aus dem Gehege geht?" Terenz' geübtes Auge hatte einen Mann in weißer Uniform bemerkt, der versuchte, unbemerkt um die Ecke zu schleichen.

„Der Sergeant macht seine Runde," sagte einer von den Umstehenden.

„Dann habe ich das Kommando," sagte Terenz, „und ich verbitte mir, daß einer von euch den Kasernenhof ohne Erlaubnis verläßt. Ich habe keine Lust, heute um Mitternacht eine Patrouille nach dem Bazar hinunter zu schicken. Nelson, ich weiß, Sie sind es, kommen Sie sofort hier auf die Veranda zurück!"

Nelson, der sich ertappt sah, kam räsonnierend auf die Veranda zurück, und Terenz fuhr fort: „Nach dem habe ich lange Zeit nichts von Larry gesehen. Wenn man seinen Abschied nimmt, ist es ebenso, als wenn man gestorben wäre. Man vergißt alle und wird von allen vergessen. Und dann heiratete ich meine Dinah — und so kam es, daß ich gar nicht mehr an die alten Zeiten dachte. Kurz darauf wurde das Regiment an die Front kommandiert, und es brach mir beinahe das Herz, daß ich meine junge Frau im Depot in Pindi lassen mußte.

„Sie erinnern sich, Herr, was ich Ihnen von dem Gemetzel bei Silver's Theatre erzählt habe. Mein Regiment und die Tyroner waren zusammen, und nach dem Kampf wurde ich kommandiert, mich um die Toten zu bekümmern. Ich sah mich um, ob ich nicht jemand von den Tyronern fände, der sich meiner erinnerte. Der zweite Mann, den ich traf, war Larry, und ich wunderte mich, wie es kam, daß ich ihn nicht im Gefecht bemerkt hatte. Er war noch immer ein schöner Mann, nur ein bißchen älter geworden. ‚Larry', sagte ich, ‚wie geht es dir?' — ‚Sie irren sich,' sagte er mit seinem vornehmen Lächeln, ‚Larry ist schon seit drei Jahren tot. Es ist „Frauenlieb", mit dem Sie reden.' — Daran konnte ich merken, daß er den alten Teufel noch in sich hatte; aber das Ende einer Schlacht ist gerade nicht die beste Gelegenheit, sich gegenseitig Offenheiten zu sagen, und so setzten wir uns hin und schwatzten ein bißchen.

„‚Ich habe gehört, du hast dich verheiratet,' fing er an, ‚bist du glücklich mit deiner Frau?'

„‚Ich werde es sein, wenn ich nach dem Depot zurückkomme,' sagte ich; ‚dies ist eine Art Reconnaissance-Honigmond.'

*) Name eines anglo-indischen Regiments.

„‚Ich bin auch verheiratet,‘ sagte er, indem er langsam und nachdenklich seine Pfeife paffte.

„‚Ich gratuliere dir von ganzem Herzen! Das ist wirklich eine gute Nachricht, die beste, die ich seit langer Zeit gehört habe.‘

„‚Meinst du wirklich?‘ sagte er, und dann fing er an, von der Campagne zu sprechen. Das Blut und der Schweiß von dem Kampfe bei Silver's Theatre waren noch nicht trocken, und er fing schon an, um neue Arbeit zu beten. Ich wäre froh genug gewesen, still zu liegen und dem Singen des Theekessels und dem Klappern der Küchentöpfe zuzuhören.

„Als er aufstand, bemerkte ich, daß er beim Gehen hin und her schwankte und sein Körper ganz verdreht zu sein schien.

„‚Du hast mehr weg gekriegt als du glaubst, Larry,‘ sagte ich; ‚laß dich mal ordentlich untersuchen. Es kommt mir vor, als ob es schlimmer mit dir stände, als es scheint.‘

„Er drehte sich herum und stand gerade und stramm, wie ein Ladestock, vor mir und nannte mich einen impertinenten irländischen Affen, der sich lieber um sich selbst bekümmern sollte. Wenn dies in der Kaserne oder irgendwo anders gewesen wäre, so würde ich ihn für seine Frechheit gehörig verhauen haben; aber vor dem Feinde und nach einer solchen Affaire, wie das Gefecht bei Silver's Theatre, konnte man niemand wegen seiner schlechten Laune zur Rechenschaft ziehen — und ich war später sehr froh, daß ich nichts weiter sagte. Während wir noch da saßen und schwatzten, kam unser Kapitän — Crook hieß er — auf uns zu. Er hatte sich mit dem kleinen Offizier von den Tyronern unterhalten. ‚Wir sind alle in Stücke gehauen, und die Tyroner haben fast gar keine Unteroffiziere mehr. Gehen Sie 'rüber, Mulvaney, und sehen Sie zu, was Sie dort thun können.‘

„Ich that, wie mir befohlen war, und ich fand, daß vom ganzen Regiment ein einziger Sergeant dienstfähig war, und dem wollten sie nicht gehorchen. Der ganze Dienst fiel also auf meine Schultern, und es war die höchste Zeit, daß ich kam. Aber vor dem Abend hatte ich schon Disciplin in die Kerle gebracht, und es dauerte nicht lange, so war ich es eigentlich, der das Regiment kommandierte. Und das war Crooks Absicht gewesen, und der kleine Offizier wußte es, und ich auch, aber die Leute in der Compagnie wußten es nicht und — sehen Sie — das ist gerade, was ein alter Soldat wert ist und was kein Geld in der Welt bezahlen kann: daß er den Dienst des Offiziers kennt und ihn thut, ohne daß die Leute es merken.

„Bald darauf wurden die Tyroner und das alte Regiment auf Rekognoscierungsdienst über die Grenzhügel geschickt. Wissen Sie, es ist meine unmaßgebliche Meinung, daß es sehr häufig vorkommt, daß ein General in vielen Fällen nicht weiß, was er mit seinen Leuten anfangen soll. Dann schickt er sie links und rechts herum auf alle möglichen Exkursionen. Ich weiß aber, daß bei diesen Geschichten mehr Leute umkommen als bei einer großen Schlacht. Und was hatten wir von diesen verfluchten Scharmützeln? Einer nach dem andern unsrer besten Leute wurde uns des Nachts von hinten weggeschossen. Wir waren alle der Sache herzlich müde, — bloß nicht ‚Frauenlieb‘. Für den war es das größte Vergnügen! Ich habe die Tyroner wohl zwanzigmal zum Rückzug geführt, aber ‚Frauenlieb‘ konnte ich nie fortkriegen. Der blieb zurück, bis er beinahe allein war; dann stand er auf, so groß, wie er gewachsen war, im schlimmsten Feuer. Oder des Nachts feuerte er auf seine eigne Faust, denn er hat nie auch nur eine halbe Stunde geschlafen. Mein kommandierender Offizier — Gott segne den lieben, kleinen Kerl! — konnte auch nicht das Geniale meiner Taktik verstehen, und wenn wir mit dem alten Regiment zusammenkamen, lief er herüber zu Crook und beschwerte sich über mich. Ich hörte ihn einmal von meinem Zelte aus und mußte herzlich lachen. ‚Er läuft fort wie ein Hase,‘ sagte der Kleine. ‚Er demoralisiert meine ganze Mannschaft.‘

„‚Sie dummer kleiner Kerl!‘ sagte Crook lachend, ‚im Gegenteil, er lehrt Sie, was Sie zu thun haben! Haben Sie schon mal einen nächtlichen Ueberfall erlebt?‘

„‚Nein,‘ sagte der Kleine ganz traurig; ‚ich möchte, wir hätten einen erlebt.‘

„‚Haben Sie Verwundete gehabt?‘ sagte Crook.

„‚Nein,‘ antwortete das Kind, ‚das war gar nicht möglich, die Kerle laufen zu schnell hinter Mulvaney her!‘

„‚Na, was wollen Sie denn mehr? Terenz weiß, was Sie noch nicht wissen: daß es eine Zeit für alles giebt; Sie können sich auf ihn verlassen, er wird Sie nicht irre führen. Aber ich gäbe einen Monat meines Gehaltes, wenn ich wüßte, was er von Ihnen hält.‘

„Das beruhigte den Kleinen auf einen Monat. Aber ‚Frauenlieb‘ hielt sich über alles auf, was ich that, besonders über meine Taktik.

„‚Herr Mulvaney,‘ sagte er eines Abends in sehr verächtlicher Weise, ‚Sie sind verdammt flink auf den Beinen. Unter Gentlemen benennt man das mit einem sehr häßlichen Namen.‘

„‚Unter Gemeinen nennt man es anders,‘ sagte ich sehr ruhig und ernst. ‚Gehen Sie jetzt in Ihr Zelt — ich bin der Kommandierende hier!‘ Er merkte wohl am Ton in meiner Stimme, daß ich seine Worte gerade nicht sehr freundlich aufnahm. Als er von mir fortging, bemerkte ich wieder den eigentümlichen Gang, der mir schon mehrere Male

aufgefallen war. Er schob langsam dahin, als ob ihn jemand von hinten getreten hätte.

„In derselben Nacht machten die Afghanen eine kleine Landpartie. Das erste, was ich davon bemerkte, waren die Kugeln, die in meinem Zelte wie Hagelkörner herumflogen. ‚Bleibt ruhig liegen,‘ kommandierte ich; ‚rührt euch nicht, laßt sie nur ihre Munition verplempern!‘ — Ich hörte ganz deutlich, wie einer meiner Leute aufgestanden war, und konnte ebenso bestimmt den Knall eines ‚Tini‘*) erkennen. Ich hatte gemütlich und warm im Zelt gelegen und an meine Dinah gedacht; ich kroch aber jetzt vorsichtig heraus, um mich doch ein bißchen umzusehen, im Falle sie einen Sturm auf das Lager machten. Ich konnte das Feuer des ‚Tini‘ am äußersten Ende des Lagers erkennen. Beim Sternenlicht sah ich ‚Frauenlieb‘. Er saß auf einem kleinen Felsenblock und hatte seinen Helm und Gürtel abgenommen. Von Zeit zu Zeit stieß er ohne jede Veranlassung einen lauten Schrei aus. ‚Sie hätten die Distanz längst ausfinden müssen,‘ hörte ich ihn zu sich selbst sagen. ‚Vielleicht werden sie sie an meinem Feuer erkennen.‘ Dann feuerte er mehrere Schüsse ab, deren jeder wiederum eine Salve vom Feinde zurückbrachte, und ich hörte, wie ihre Kugeln gegen die Felsen rasselten wie die Baumfrösche in einer heißen Nacht. ‚Ah, das ist besser,‘ sagte ‚Frauenlieb‘. ‚O Herr! O Herr! Wie lange! Wie lange!‘ Dann zündete er ein Streichholz an und hielt es über seinen Kopf. ‚Verrückt!‘ dachte ich — ‚ganz und gar verrückt!‘ — Ich ging einen Schritt vorwärts; in demselben Augenblick fühlte ich, wie alle Knochen in meinen Beinen prickelten. Es war eine Kugel, die mich — Gott sei Dank! — nicht einmal berührte, sondern an dem Felsblock, gegen den ich mich lehnte, abprallte. Ich aber packte Frauenlieb beim Kragen und schmiß ihn unter den großen Stein. ‚Du kannst hier deine schlechten Witze machen, ich aber habe keine Lust, mich zu deinem Vergnügen totschießen zu lassen.‘ — ‚Du bist zu früh gekommen,‘ sagte er, ‚einen Augenblick zu früh. Noch eine Minute, und sie könnten mich nicht verfehlt haben. Heilige Mutter Gottes! Nun muß ich noch einmal von vorne anfangen. Warum hast du mich nicht gewähren lassen?‘ Er verbarg sein Gesicht in seinen Händen. — ‚So,‘ sagte ich und schüttelte ihn tüchtig, ‚und deshalb willst du nicht Ordre parieren?‘ — ‚Terenz, sagte er, ‚ich habe nicht den Mut, mich selbst zu töten, ich kann es nicht mit eigner Hand thun, und schon seit einem Monat habe ich alles versucht, aber keine Kugel will mich berühren, es ist gerade, als wenn ich gefeit wäre. Es ist mein Schicksal, langsam und qualvoll zu sterben. O,‘ schrie er wie ein Frauenzimmer, ‚ich leide jetzt schon die Qual eines Verdammten!‘ — ‚Gott beschütze dich, Larry,‘ sagte ich, als ich sein erbärmliches Gesicht sah. ‚Willst du mir nicht sagen, was mit dir los ist? Wenn es kein Mord ist, kann man dir am Ende noch helfen.‘ — ‚Mord?‘ sagte er mit einem schrecklichen Lachen, ‚Mord? Entsinnst du dich nicht, was ich dir einmal in der Kaserne sagte, daß ich zu dir kommen würde, wenn ich deines Rates bedürfte? Die Zeit ist jetzt gekommen, die Zeit ist da; seit Monaten und Monaten habe ich mich dagegen gesträubt, aber es geht nicht mehr. Terenz, der Schnaps hat keine Wirkung mehr, ich kann mich nicht mehr besaufen.‘ Da wußte ich, daß er die Wahrheit gesprochen hatte und daß er wirklich Höllenqualen litt, denn wenn der Schnaps nicht mehr wirkt, so ist das ein Beweis, daß ein Mann durch und durch vernichtet ist. Aber, was konnte so einer, wie ich bin, ihm sagen? — ‚Diamanten und Perlen,‘ fing er wieder an, ‚Diamanten und Perlen habe ich fortgeschmissen, mit vollen Händen fortgeschmissen, und was ist mir noch in dieser Welt geblieben?‘ — Er lehnte seinen Kopf an meine Schulter, und ich konnte merken, wie er am ganzen Körper zitterte und bebte. Und ich hörte, wie die blauen Bohnen so recht lustig über uns hinpfiffen, und ich wunderte mich, daß mein kleiner Offizier vernünftig genug war, seine Leute bei all diesem Feuer ruhig zu halten. — ‚Solange ich nicht anfing, über mein Leben nachzudenken,‘ fuhr ‚Frauenlieb‘ fort, ‚solange ich nichts sah, nichts sehen wollte, war es erträglich; aber jetzt kann ich sehen, was ich verloren habe. Jetzt kann ich verstehen, was ich sagte, daß es mir gefiel, allein meinen Weg zur Hölle zu gehen. Aber sogar dann,‘ sagte er und zitterte mehr als je — ‚sogar dann würde ich nicht glücklich gewesen sein. Wie konnte ich ihrem Schwure glauben? Ich, der ich meinen Eid so oft gebrochen hatte, bloß um das Vergnügen zu haben, sie weinen zu sehen! Und dann sind noch all die andern! O, was soll ich anfangen — was soll ich thun?...‘ Er wiegte sich hin und her, und ich glaube, er weinte wie eines von den Frauenzimmern, von denen er sprach. Das meiste von dem, was er sprach, war mir unverständlich, aber ich konnte mir doch so ungefähr klar machen, was ihn quälte: es war das Gericht Gottes, das über ihn gekommen war, wie ich ihm in der Tyroner Kaserne gesagt hatte. Die Kugeln kamen immer dichter, und ich sagte zu ihm: ‚Ach, denke jetzt nicht an diese Geschichten; wir können jeden Augenblick einen Sturm auf das Lager erwarten!‘ Ich hatte dies kaum gesagt, als ich einen Afghanen bemerkte, der auf uns zukroch mit seinem Messer zwischen den Zähnen. Er war höchstens fünfzig Fuß von uns entfernt. ‚Frauenlieb‘ sprang

*) Martinigewehr, in der englischen Infanterie im Gebrauch.

auf und stieß einen lauten Schrei aus, und der Feind sah ihn und stürzte auf ihn los mit dem Messer. ‚Frauenlieb‘ blieb vollständig gleichgültig, aber der Afghane stolperte und fiel lang hin, und ich hörte das Klirren seines Messers auf den Steinen. — ‚Ich sagte dir ja,‘ sagte ‚Frauenlieb‘, ‚ich bin wie Kain; was nützt es, den Kerl tot zu schlagen? Er ist am Ende ein besserer Mensch als ich.‘ — Ich hatte keine Lust, gerade in diesem Augenblick mit ihm über die Moral der Afghanen zu streiten, ich riß ‚Frauenliebs‘ Gewehr aus seinen Händen und zerschmetterte mit dem Kolben den Kopf des Afghanen. ‚Schnell, schnell! ins Lager zurück!‘ rief ich ihm zu, ‚das ist wahrscheinlich der Anfang eines Sturms!‘ — Wir blieben noch lange Zeit unter Waffen, aber es kam kein Sturm. Der Afghane muß allein gekommen sein, aus eigner, persönlicher Niederträchtigkeit. Bald darauf ging auch ‚Frauenlieb‘ in sein Zelt, mit dem verfluchten schiefen Gang, den ich nie verstehen konnte. Wahrhaftiger Gott, er that mir leid; ich konnte auch nicht schlafen.

„Sie können sich wohl denken, daß wir nach dieser Nacht oft und viel miteinander sprachen, und nach und nach kam es denn auch alles heraus, wie ich vermutete. Alle seine Frauenzimmergeschichten, alles, was er gesagt und gethan hatte — und er allein wußte, was es war — waren ihm wieder durch den Kopf gegangen, und er konnte keinen Augenblick Ruhe finden. Es war eine Art Säuferwahnsinn, an dem er litt, ohne Schnaps getrunken zu haben — ach Gott, was sag' ich denn? — er würde froh gewesen sein, wenn es bloß Delirium gewesen wäre. Aber es war schlimmer, zehnmal schlimmer als das. All die Frauenzimmer, mit denen er zu thun gehabt hatte — und Gott weiß, wie viel das waren — kamen ihm wieder ins Gedächtnis, und er bereute sein Unrecht, wie ich es noch nie von jemand gesehen hatte. Unter den Dutzenden von Frauenzimmern, an die er dachte, war ganz besonders eine, die seine Seele mehr quälte als alle andern. Und wie oft hat er mir gesagt, er hätte so glücklich mit ihr sein können, er, der an kein irdisches Glück glaubte . . . ‚Diamanten und Perlen‘ nannte er sie und sagte, er hätte Hände voll davon weggeschmissen. Und dann fing er wieder von vorne an; und so ging es herum und immer wieder herum, wie ein blindes Pferd in einer Oelmühle. Und je mehr er über alles nachdachte, je elender fühlte er sich und je mehr weinte er, — es war wirklich zum Herzbrechen! Wie oft habe ich gesehen, daß er ohne besonderen Grund sich tief bückte, und als ich ihn fragte, was das bedeuten solle, sagte er: alles Unrecht, was er im Leben gethan hätte, alles Gute, was er verloren hätte, stände vor ihm und quälte ihn wie mit glühenden Zangen. Was er den andern gethan hätte, bereute er auch, aber das Unrecht, das er dieser einen Frau zugefügt habe, das könnte er sich nie vergeben. Nie in meinem Leben habe ich einen Mann gesehen, der sich so gequält hat wie dieser. Ich habe viel durchgemacht im Leben und viel gelitten, aber das ist ja alles Kinderspiel im Vergleich zu dem, was dieser arme Kerl zu ertragen hatte. Und was konnte ich für ihn thun? Für ihn beten vielleicht, aber ich fürchte, das würde nicht genützt haben. —

„Die Campagne ging nun zu Ende, die Regimenter wurden zusammen gerufen und wieder nach ihren verschiedenen Kantonnements gesandt. ‚Frauenlieb‘ war in Verzweiflung, denn es gab nichts mehr zu thun, und desto mehr Zeit hatte er zum Nachdenken. Ich habe den Mann beobachtet, wie er sich mit seinem Gewehr und seinem Säbel unterhalten hat, bloß um nicht zu denken. Und mit seinem Gang wurde es immer schlimmer und schlimmer; seine Beine baumelten vom Rückgrat herunter wie die eines Hampelmannes. Aber ich konnte ihn nie bewegen, zum Doktor zu gehen, und wenn ich ihm dazu riet, wurde er bitterbös und schimpfte und fluchte wie ein Verrückter. Aber ich wußte sehr wohl, daß man ihn nicht mehr wie einen vernünftigen Menschen behandeln konnte. So ließ ich ihn räsonnieren, soviel er wollte. Eines Tages kamen wir beide von einem Spaziergange um das Lager zurück, als er plötzlich stehen blieb und mit seinem rechten Fuße drei oder viermal den Erdboden zu berühren suchte. ‚Was ist denn los?‘ fragte ich. — ‚Ist das der Erdboden?‘ sagte er. Ich glaubte, er wäre geradezu verrückt geworden. In dem Augenblick kam der Doktor auf uns zu. ‚Frauenlieb‘, der jetzt immer tödlich blaß aussah, wurde mit einem Male feuerrot, und seine Beine baumelten mehr wie je hin und her. ‚Halt da!‘ sagte der Doktor, ‚still gestanden!‘ sagte er zu ‚Frauenlieb‘. ‚Machen Sie die Augen zu und halten Sie sich nicht an Ihrem Kameraden fest!‘ — ‚'s ist alles vorbei mit mir,‘ sagte ‚Frauenlieb‘ mit einem herzbrechenden Lächeln, ‚ich werde fallen, wenn ich meinen Kameraden loslasse; das wissen Sie am besten, Herr Doktor.‘ — ‚Was? fallen, wenn du die Augen zuschließest,‘ sagte ich; ‚was meinst du denn?‘ — ‚Der Herr Doktor weiß, was ich meine,‘ sagte er. ‚Ich habe mich stramm gehalten solang es ging, aber bei Gott im Himmel, es geht nicht mehr! Und ich bin froh, daß alles vorbei ist. Ich werde sterben, langsam, langsam sterben.‘ — Ich konnte dem Doktor ansehen, daß ihm der Mann sehr leid that; er kommandierte ihn sofort ins Lazarett. Ich brachte ihn dorthin und war im höchsten Grade erstaunt. ‚Frauenlieb‘ stolperte und strauchelte bei jedem Schritt. Er ruhte mit einer Hand auf meiner Schulter, und sein rechtes Bein baumelte willenlos hin und her, wie das eines lahmen

Kamels. Ich konnte es nicht fassen, was denn eigentlich mit ihm los war. Es war gerade, als wenn des Doktors Worte das ganze Unheil angerichtet hätten, als ob ‚Frauenlieb' bloß auf diese Worte gewartet hätte, um ganz und gar zusammenzufallen.

„Als wir ins Lazarett kamen, sagte er etwas zum Doktor, was ich nicht verstehen konnte. — ‚Heiliger Antonio!' sagte der Doktor, ‚wer sind Sie denn und was fällt Ihnen ein! Ihre Krankheit beim Namen zu nennen, das ist gegen alles Reglement!' — ‚Ich werde nicht lange mehr Soldat sein, Herr Doktor,' sagte ‚Frauenlieb' in seiner vornehmen Manier. Der Doktor stutzte. ‚Behandeln Sie mich des Studiums wegen, Herr Doktor — und — lebe wohl, Terenz! Es ist ein toter Mann, der zu dir spricht, und du mußt von Zeit zu Zeit kommen und ein bißchen bei mir sitzen um meines Seelenfriedens willen.'

„Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, den Hauptmann zu bitten, mich zu dem alten Regiment zurückzuschicken, denn es gefiel mir hier bei den Tyronern ganz und gar nicht; aber jetzt entschloß ich mich, noch zu bleiben, und besuchte ‚Frauenlieb' im Lazaret, so oft ich konnte. Wie ich Ihnen schon sagte, der Mann brach mit einem Male ganz und gar zusammen. Ich weiß nicht, wie lange er diese fürchterlichen Anstrengungen gemacht hatte, seinen eigentlichen Zustand so zu verheimlichen, aber wie er kaum zwei Tage im Lazarett war, war er fast nicht mehr zu erkennen. Mit seinen Armen und Händen ging es jetzt ebenso, wie mit seinen Beinen, sie wackelten hin und her, als wenn er nicht die geringste Gewalt über sie hätte. Er konnte schon seinen Rock nicht mehr zuknöpfen. — ‚Es wird noch lange genug dauern,' sagte er, ‚ehe ich sterbe, denn der Lohn der Sünde ist wie die Zinsen bei der Regimentssparkasse: sicher! Aber es dauert verflucht lange, ehe sie bezahlt werden.' —

„Eines Tages sagte der Doktor zu mir im geheimen: ‚Hat denn Ihr Freund Tighe irgend etwas auf dem Herzen? Es scheint mir, als ob er von irgend etwas im Innern gequält würde.' — ‚Nicht daß ich wüßte, Herr Doktor,' sagte ich ganz unschuldig. — ‚Sie nennen ihn „Frauenlieb" bei den Tyronern, nicht wahr? Es war sehr dumm von mir, zu fragen. Bleiben Sie bei dem armen Kerl, so viel wie Sie können! Sie thun ihm wirklich Gutes.' — ‚Aber was fehlt ihm denn eigentlich, Herr Doktor?' fragte ich. — ‚Man nennt es Locomotiv attaxus',*) sagte er, ‚weil es uns wie eine Lokomotive attackiert,' sagte er. ‚Und es kommt davon,' sagte er und guckte mich mit seinem seltsamen Lächeln an — ‚wenn man „Frauenlieb" genannt wird.' — ‚Ach, Sie spaßen, Herr Doktor!' — ‚Kein Spaß!' sagte er, ‚und wenn Sie jemals ein Gefühl in Ihren Füßen haben, als ob Sie eine Filzsohle in Ihren Stiefeln hätten, anstatt vorschriftsmäßiger Strümpfe, dann kommen Sie so bald wie möglich zu mir und ich will Ihnen zeigen, ob es ein Spaß ist.' — Sie werden mir kaum glauben, Herr, aber als ich den Doktor so sprechen hörte und sah, wie diese Krankheit so plötzlich über ‚Frauenlieb' kam, habe ich meine Zehen den ganzen Tag gegen einen Stein oder einen Baumstamm gestoßen, bloß um zu fühlen, daß es noch weh that.

„‚Frauenlieb' hätte längst mit den Verwundeten zurückgehen können, aber er bat so rührend und so dringend, man möchte ihn doch hier mit mir zurücklassen, daß man dem Wunsche des sterbenden Mannes nachkam. Und so lag er denn in seinem Bett Tag und Nacht, und Gott allein weiß, was in seinem Herzen vorging. Er schrumpfte zusammen wie unsre Fleischrationen in der heißen Sonne, und seine Hände und Beine waren in fortwährender Bewegung. Er konnte sie eben nicht mehr still halten.

„Wie gesagt, die Campagne war jetzt zu Ende, und die Regimenter sollten so schnell wie möglich in ihre Kantonnements zurückgehen. Aber es war grade wie es immer ist, als ob noch nie ein Regiment vorher in Bewegung gesetzt worden wäre. Wir haben hier ungefähr neun Monate im Jahre Krieg, seit Gott weiß wie vielen Jahren. Aber hier war wieder dieselbe Konfusion, als wenn alles zum erstenmal passierte. ‚Heilige Mutter Gottes!' sagte das Kommissariat und die Eisenbahndirektion und die Intendantur, — ‚was sollen wir jetzt anfangen?' — Wir — ich meine die Tyroner und das alte Regiment — hatten den Befehl erhalten, zu marschieren. Und weiter hörten wir nichts. Wir gingen also aufs Geratewohl durch den Kyber Paß. Wir hatten unsre Kranken mit uns, und ich glaube heute noch, daß viele von ihnen in den Dhoolys*) auf dem Marsche zu Tode geschüttelt wurden. Aber daraus machten sie sich nichts, wenn sie nur nach Peschawur kamen, tot oder lebendig. Ich marschierte den ganzen Tag neben ‚Frauenliebs' Sessel. ‚Ach, wenn ich nur da oben gestorben wäre!' seufzte er die ganze Zeit, und dann verbarg er seinen Kopf wieder hinter dem Vorhang des Sessels, als wenn ihm vor etwas bange wäre.

„Dinah war im Depot in Pindi, ich war aber sehr vorsichtig, denn ich wußte aus Erfahrung, daß das Schlimmste in der Regel unerwartet kommt, wenn man schon am Ende zu sein glaubt. Ich habe gesehen, wie ein Artillerist, der gemütlich auf seinem Pferde saß und sich ein Lied aus der Heimat sang, mitten in seinem Liede von seinem Pferde unter die

*) Mulvaney meint „Locomotor ataxy", eine Form von Paralysis der Rückenmarksnerven.

*) Indische Tragsessel mit Vorhängen zum Schutz gegen die Sonne.

Kanonenräder geworfen wurde und, breitgequetscht, wie ein Pfannkuchen wieder herausgezogen wurde. Darum sah ich mich vor — ich wollte mich nicht übereilen, obgleich mein Herz, Gott weiß es, in Pindi war. ‚Terenz‘, sagte ‚Frauenlieb‘ eines Tages, ‚mach doch, daß du vorwärts kommst, ich weiß, wer in Pindi auf dich wartet.‘ — ‚Ich habe Zeit genug,‘ sagte ich; ‚was auf mich wartet, läuft mir nicht davon.‘ — Sie kennen doch die scharfe Biegung, die der Paß bei Peschawur macht? Die ganze Stadt war uns entgegengekommen. Sie hatten schon mehrere Tage und Nächte im Freien zugebracht. Jeder erwartete irgend einen, den er liebte, Freunde, Brüder, Söhne, Männer, Liebhaber. Und die Musikcorps hatten sie auch mitgebracht. Es war frühmorgens, als wir aus dem Paß herauskamen und geradewegs in die Mitte der Wartenden hineinmarschierten. Heilige Mutter Gottes! Werde ich je diese Scene vergessen? Es war noch nicht ganz Tageslicht, und das erste, was wir hörten, war ein englisches Volkslied. Sie glaubten, wir wären die vier Compagnien des Lincolnshire-Regiments. Wir mußten ihnen zuschreien, wer wir waren, und dann spielten sie das gute alte, irische Volkslied: ‚The wearing of the Green‘. Ich zitterte am ganzen Leibe, als ich das Lied hörte. Und hinter uns kam, was von den schottischen Regimentern übrig geblieben war, mit vier Sackpfeifern, — die letzten, die noch am Leben geblieben waren — und die bliesen, was sie konnten, und bewegten ihre Körper hin und her wie Kaninchen. Und ein Regiment Eingeborener, das keine Musik hatte, schrie aus voller Kehle dazwischen. Ich habe nie so etwas gehört; und die Männer weinten wie Kinder und, bei Gott, ich kann mich nicht darüber wundern. Was mich aber am meisten packte, war die Kapelle der Ulanen, die den Feldzug nicht mitgemacht hatte und in glänzender, neuer Parade-Uniform mit den silbernen Kesselpauken auf ihre Kameraden wartete. Sie spielten den Regimentsmarsch, und, bei Gott, diese armen Klepper, die sich kaum auf den Beinen halten konnten, und die Leute, die in den Sätteln hin und her wackelten wie Gespenster, versuchten Takt zu halten — es war ein grausiger Anblick. Wir thaten unser Bestes, ihnen ‚Hurra!‘ zuzurufen, als sie vorbeigingen, aber es wollte nicht recht gehen; es klang wie ein heiserer, melancholischer Husten, und ich weiß, es waren viele unter uns, die es ebenso fühlten wie ich. Die ‚Nachtschwärmer‘*) warteten auf ihre zweite Compagnie. Als sie näher kamen, sahen wir, daß das Pferd des Obersten an der Spitze des Bataillons geführt wurde, aber mit leerem Sattel. Das war einer von den Offizieren, die von ihren Leuten vergöttert wurden. Er war bei Ali Musjid auf dem Heimwege gestorben. Sie warteten, bis die übrigen Mannschaften des Bataillons heraufkamen, und dann, ganz und gar gegen allen Befehl — denn wer wollte solche Musik an diesem Tage haben? — marschierten sie nach Peschawur zurück mit der Musik eines Trauermarsches. Sie marschierten im langsamen Tempo in ihren schwarzen, traurigen Uniformen bei uns vorbei, als wollten sie uns das Herz aus dem Leibe reißen; wie Gespenster schlichen sie dahin. Die anderen Musikcorps schrieen ihnen zu, sie sollten was andres spielen, aber sie achteten nicht darauf, sie hatten die Leiche ihres alten Kommandeurs mit sich, und die würden sie so begleitet haben, wenn sie zu einer Krönung marschiert wären. Unsre Ordre war, nach Peschawur zu marschieren, und wir überholten die ‚Nachtschwärmer‘ — aber wir sagten ihnen nicht, sie sollten andre Musik spielen. — Der Trauermarsch klang mir noch in den Ohren, und ich fühlte es in mir, daß Dinah nicht weit von mir war. Und auf einmal hörte ich einen lauten Schrei, und dann sah ich ein Pferd und einen Pony mit Weibern darauf wie die wilde Jagd den Hügel herabstürmen. Ich wußte sofort, wer es war, es war die Frau des Obersten des Tyroner Regiments, des alten Becker Frau. Ihre grauen Haare waren aufgelöst und flogen um ihr dickes, rotes Gesicht, — und Dinah, die ich in Pindi glaubte, war auch da. Die Frau des Obersten stürmte auf unsre Kolonne los, wie auf einen Festungswall, und rannte den alten Becker beinahe vom Pferde herunter und umklammerte ihn mit ihren Armen und weinte und weinte. ‚Mein Junge! Mein geliebter, alter Junge!‘ — Und Dinah stürmte auf mich los, und ich stieß einen Schrei aus vor Freude, den ich seit Monaten in mir hatte. Werde ich es je in meinem Leben vergessen? — Sie war von Pindi gekommen, und die Frau Oberst hatte ihr den Pony geliehen; sie hatten die ganze Nacht Arm in Arm gelegen und geweint. Und ich marschierte weiter an ihrer Seite, Hand in Hand mit ihr, und fragte fünfzig Sachen auf einmal, und sie beschwor mich bei der heiligen Jungfrau, ihr die Wahrheit zu sagen: ob ich nicht irgendwo, vielleicht ohne es zu wissen, eine Kugel im Leibe habe? — Da fiel mir mit einmal ‚Frauenlieb‘ ein. Er beobachtete uns, und sein Gesicht sah aus, wie das eines Teufels, der zu lange am höllischen Feuer gebraten ist. Ich wollte nicht, daß Dinah ihn sehen sollte, denn wenn das Herz einer Frau von Glückseligkeit überströmt, macht alles, besonders etwas Unangenehmes, einen tiefen Eindruck auf sie, den sie vielleicht ihr ganzes Leben lang nicht vergißt. Ich zog also die Gardine zu, und ‚Frauenlieb‘ warf sich ins Bett zurück und stöhnte. Als wir in die Stadt marschierten, lief Dinah voraus nach der Kaserne.

*) Name eines berühmten Kavallerieregiments.

wo sie auf mich warten wollte. Ich fühlte mich so glücklich und so froh an diesem Tage, daß ich mir vornahm, ‚Frauenlieb‘ selbst ins Lazarett zu bringen. Es war am Ende das wenigste, was ich für ihn thun konnte. Ich konnte ihm wenigstens den Staub und die Hitze der Chaussee ersparen. Ich führte die Träger auf eine ruhige Seitenstraße, und wir gingen friedlich dahin und unterhielten uns, so gut es ging, durch die Gardine. Auf einmal rief er: ‚Halt! Warte mal! Laß mich mal sehen! Um Himmels willen, laß mich mal sehen!‘ Ich hatte den Kopf so voll mit dem Gedanken, ihn aus dem Staub zu bringen, und an mein Wiedersehen mit Dinah, daß ich gar nicht bemerkte, was um mich herum vorging. Ich sah jetzt erst eine Frau, die hinter uns herritt, und nach dem, was ich von Dinah hören konnte, als wir abends darüber sprachen, muß diese Frau einen weiten Weg geritten sein. Dinah sagte mir, sie hätte wie ein Raubvogel auf der linken Flanke der Kolonne gelauert. Ich hielt die Träger an und zog die Gardinen zusammen. Sie ritt bei uns vorbei in langsamem Schritt, und ‚Frauenlieb‘ folgte ihr mit den Augen, als wenn er sie mit seinen Blicken aus dem Sattel reißen wollte. — ‚Folge ihr! folge ihr!‘ war alles, was er sagte; aber ich habe nie einen Mann mit solcher Stimme sprechen hören, nie in meinem ganzen Leben, vorher oder später — und nach dem, was ich hörte, und nach dem Ausdruck in seinen Augen, war ich ganz sicher, daß diese Frau ‚Diamanten und Perlen‘ war. — Wir folgten ihr, bis sie in ein kleines Haus, das dicht am Edwardsthor lag, eintrat. Auf der Veranda waren zwei Frauenzimmer, die in das Haus hineinliefen, als sie uns sahen. Ich versichere Sie, man brauchte keine sehr scharfen Augen, um zu erkennen, was für ein Haus es war. Als wir an der Veranda angekommen waren, bat uns ‚Frauenlieb‘, zu halten, und mit einer großen Anstrengung, als wenn ihm das Herz im Leibe brechen wollte, schwang er sich aus dem Dhooly heraus. Der Schweiß lief in Strömen über sein Gesicht, aber er stand stramm und schneidig da, als wenn er auf der Parade wäre. Bei Gott! Wenn ich jetzt Mackie hereinkommen säh', würde ich mich weniger wundern. Wo er die Kraft herkriegte, das weiß Gott allein — oder der Teufel! Aber er war eher ein toter Mann mit dem Gesicht und dem Atem eines Toten, der nur von seinem eisernen Willen aufrecht gehalten wurde, dem die Arme und Beine einer Leiche gehorchten. Die Frau, der wir gefolgt waren, blieb auf der Veranda stehen; sie muß eine Schönheit gewesen sein, obgleich jetzt ihre großen, dunkeln Augen tief eingesunken waren. Sie blickte ‚Frauenlieb‘ von oben bis unten mit einem schrecklichen Ausdruck an. Dann sagte sie, indem sie die Schleppe ihres Reitkleides mit ihrem Fuße beiseite stieß: ‚Was wollen Sie denn hier, Sie, ein verheirateter Mann?‘ ‚Frauenlieb‘ schwieg; ein bißchen rötlicher Schaum trat auf seine Lippen, den er mit seiner Hand abwischte. Kein Wort sagte er; aber er blickte sie an mit einem unaussprechlich traurigen Ausdruck, den ich nie vergessen werde. — ‚Und doch,‘ sagte sie mit einem wilden Lachen, — haben Sie Raines' Frau lachen hören, als Mackie starb? — ‚und doch,‘ sagte sie, ‚wer hat mehr Recht, hier zu sein, als Sie? Sie, der mir den Weg hierher gezeigt hat! Ja‘, sagte sie, ‚Sie allein haben mir den Weg gezeigt, erinnern Sie sich noch? Sie waren es, der mir sagte: eine Frau, die falsch zu einem Manne ist, kann es auch zu mehreren sein. Das ist es, was ich gethan habe. Sie haben mir oft gesagt, daß ich eine gelehrige Schülerin sei, Ellis, — erinnerst du dich wohl, daß ich mich im Angesicht Gottes dein Weib nennen durfte?‘ und sie lachte wieder. — ‚Frauenlieb‘ stand still in der Sonne, als wenn er versteinert wäre; er ächzte und stöhnte, als wenn er den Geist aufgeben wollte, und er verwandte seine Augen keinen Augenblick von ihrem Gesicht. — ‚Was willst du hier, der mir meine Glückseligkeit gestohlen hat, der meinen Leib getötet und meine Seele zur Verdammnis gebracht hat — bloß aus Spaß, bloß um zu sehen, wie es gemacht wird? Hast du in deinem Leben ein andres Weib gefunden, das mehr für dich gethan hätte als ich? Würde ich nicht mit Freuden mein Leben gegeben haben für dich, Ellis? Das weißt du, Ellis — wenn je dein schlechtes Herz im Leben die Wahrheit erkannt hat, dann weißt du es.‘ — ‚Frauenlieb‘ stand aufrecht und stramm da, wie in Reih' und Glied; er hob seinen Kopf nicht hoch und sagte nur kaum verständlich: ‚Ja, das weiß ich.‘ Er stand immer noch still, wie festgenagelt, aber der Schweiß strömte ihm übers Gesicht unter seinem Helm hervor. Es machte ihm die größte Mühe, zu reden, seine Lippen bewegten sich krampfhaft hin und her, ohne daß er einen Laut hervorbringen konnte. — ‚Was willst du hier?‘ rief sie nun in einem lauteren Tone. ‚Es gab eine Zeit, wo du mir viel schneller antworten konntest, wo du viel geläufiger mit deinen Worten warst. Du, der du mich mit deinen Worten zur Hölle hinabgeredet hast, bist du jetzt stumm?‘ — ‚Darf ich hereinkommen?‘ war alles, was ‚Frauenlieb‘ sagen konnte. — ‚Das Haus ist Tag und Nacht offen,‘ sagte sie wieder mit ihrem häßlichen Lachen; er bückte sich, als wenn er fürchtete, einen Schlag zu kriegen — und — bei meiner Seele! — er ging die Stufen hinauf. Er, der schon einen ganzen Monat lang wie eine lebende Leiche im Lazarett gelegen hatte. — ‚Und nun?‘ sagte sie und starrte ihn an — und die rote Schminke trat auf ihrem blassen Gesicht hervor, wie das Zentrum auf einer Scheibe. Er

hob seine Augen langsam, langsam empor und blickte sie lange, lange an; dann brachte er mit großer Mühe die folgenden Worte heraus: ‚Ich sterbe, ach, ich sterbe!' Er war seit langer Zeit schon immer leichenblaß gewesen, jetzt wurde sein Gesicht aschgrau. Seine Augen bewegten sich nicht, sondern waren starr auf sie gerichtet. Ohne ein Wort zu reden, öffnete sie ihre Arme weit und preßte ihre Hand auf ihren Busen und sagte — o, was für ein himmlischer Ausdruck war in ihrer Stimme! —: ‚Hier, hier! stirb hier, das ist der beste Platz für dich!' ‚Frauenlieb' fiel vorwärts in die Arme des großen, starken Weibes; sie mußte ihn aufhalten, sonst wäre er lang hingefallen. — Ich wußte, daß er in diesem Augenblick gestorben war — es war, als wenn seine Seele im Todesröcheln aus seinem Körper schied. Sie legte ihn auf den langen Stuhl und sagte zu mir: ‚Herr Soldat, wollen Sie nicht einen Augenblick warten? Gehen Sie hinein und unterhalten Sie sich einen Augenblick mit den Mädchen, die Sonne ist hier zu heiß für ihn.' Ich wußte sehr wohl, daß ihm keine Sonne mehr was anthun konnte, aber ich konnte nicht sprechen, und ich ging fort, um den Doktor aufzusuchen. Der hatte während der ganzen Zeit beim Frühstück gesessen und war besoffen wie eine Kanone. ‚Sie haben sich verdammt schnell besoffen,' sagte er zu mir. ‚Der Mann war schon eine Leiche, als er aus dem Lazarett kam. Ich habe große Lust, Sie ins Loch stecken zu lassen.' — ‚Herr Doktor,' sagte ich feierlich, ‚hier ist genug zu trinken, es fragt sich nur, wer zu viel genommen hat. Aber wollen Sie nicht mit mir kommen und die Leiche sehen?' — ‚Es ist eine Schande,' sagte er, ‚daß man von mir erwartet, daß ich in ein solches Haus gehe. Sagen Sie mal, Mulvaney, ist es ein hübsches Frauenzimmer?' und mit diesen Worten marschierte er im Schnellschritt fort. Als ich näher kam, konnte ich sehen, daß die beiden noch auf der Veranda waren, wo ich sie gelassen, und das Krächzen der Raben, die um sie herumflogen, sagte mir, was vorgefallen war. Ihr Kopf war auf seine Schulter gefallen, und ihr langes schwarzes Haar fiel über seinen Rock. Dies ist das erste- und das letztemal in meinem Leben, daß ich gesehen habe, daß eine Frau Gebrauch von der Pistole gemacht hat. In der Regel ist ihnen vor dem Schuß bange. Aber ‚Diamanten und Perlen' war nicht bange, nein, nicht bange. Der Doktor berührte ihre Hand, und das schien ihn nüchtern zu machen. Er stand lange vor ihr mit beiden Händen in den Taschen; endlich sagte er: ‚Dies ist ein doppelter Todesfall aus natürlichen Ursachen, — verstehen Sie wohl, Mulvaney? Und wie die Sachen jetzt stehen, wird das Regiment ganz zufrieden sein, ein Grab weniger graben zu müssen. Verstehen Sie mich, Mulvaney? Diese beiden sollen auf meine Kosten auf dem Kirchhof begraben werden; und möge der Allmächtige dafür sorgen, daß mir ein Gleiches geschehe, wenn meine Zeit kommt. Gehen Sie nach Haus zu Ihrer Frau, gehen Sie und amüsieren Sie sich, ich werde für alles hier sorgen.' — Er war noch tief in Gedanken verloren, als ich fortging.

„Die beiden wurden auf dem Kirchhof nach dem englischen Ritus begraben. Der Doktor, ja, der Doktor, der brannte in demselben Sommer mit Major Van Dyces Frau durch, aber er hat alles, was das Begräbnis anbetraf, bestens besorgt. Was eigentlich mit ‚Diamanten und Perlen' losgewesen ist, das habe ich nie erfahren, und kein andrer hier weiß mehr davon als ich. Ich habe es Ihnen so erzählt, wie es mir eingefallen ist. Und deshalb sage ich, daß Mackie, der tot ist und in der Hölle schwitzt, am besten daran ist. Es kommt vor, mein Herr, daß es besser ist für einen Mann, zu sterben, als zu leben, und folglich millionenmal besser für eine Frau."

*

„Kommt, Kinder," sagte Ortheris, „wir müssen uns fort machen."

Die Zeugen und die Wache stellten sich in Reih' und Glied in dem dicken, weißen Staub des brennenden Zwielichtes und marschierten ab.

Unten bei der Kirche konnte ich Ortheris noch hören, mit der schwarzen Bibellüge auf seinen Lippen, wie er mit wunderbar feinem Geschmack sang:

„Ach, bitter bereut, wer der Weisen Rat scheut
Und vom Alter sich nicht läßt beraten,
Ach, zu hoch nicht hinaus, es geht übel aus!
So sprach die Dirn' zum Soldaten,
Soldaten, Soldaten!
So sprach die Dirn' zum Soldaten!"

Lose Blätter.

Vater geht auf die Jagd.

Von

K. Murai.

Aus dem Ungarischen übersetzt von W. Rudow.

Vater wurde immer dicker, und das Atmen wurde ihm immer schwerer. Er schnob so sehr, daß die Mutter nach dem Arzte schickte; und der kam auch alsbald. Man nötigte ihn, in dem bequemen Armstuhle Platz zu nehmen, und bot ihm eine Zigarre an. Als er sie angezündet und den Sofabezug mit kunstverständigen Fingern untersucht hatte, erzählte er allerlei Geschichtchen über die Bekannten, zur großen Freude der Mutter, welche für die Angelegenheiten andrer Leute das lebhafteste Interesse hegt. Fast hatte er seinen Glimmstengel schon zu Ende geraucht und wollte eben aufbrechen, da fiel ihm ein, daß man ihn gerufen und daß also jemand im Hause krank sein könne. Er legte daher seinen Hut wieder auf den Tisch und fragte: „Wer ist denn krank?"

Darauf berichtete ihm die Mutter, dem Vater werde das Atmen schwer, und das mache ihr Sorgen. Vater trat in dem Augenblick ein und schnaufte wie gewöhnlich. Als er den Arzt erblickte, kam er sogleich auf sein Uebel zu sprechen und erklärte genau alle Begleiterscheinungen. Wir glaubten, der Onkel Doktor würde seine Zunge untersuchen, ihm den Puls fühlen und in der Herzgegend horchen, wie der andre Onkel Doktor früher gethan, der noch nicht Universitätsprofessor war und keinen so schönen goldgelben Bart hatte. Aber wir täuschten uns. Der Onkel Doktor mit dem goldgelben Barte riß Witze, belachte sie behaglich und anerkennend, und bemerkte erst beim Fortgehen nebenbei, der Vater würde sehr gut thun, wenn er auf die Jagd ginge. Besonders da, wo das Land nicht allzu eben ist, und wo man auch etwas steigen kann.

Der hingeworfene Rat des Onkel Doktors — der mich keineswegs befriedigte — gewann im übrigen jedermanns Beifall. Die Mutter erklärte kurz und bündig, Vater werde auf die Jagd gehen, worauf auch Vater bestätigte: Gewiß, er werde auf die Jagd gehen. Diese Aussprüche erregten allgemeines Entzücken. Mutter freute sich im voraus darauf, daß Vater einen Bären schießen und sie dessen Fell auf das Sofa breiten werde. Ich freute mich auf die Fasanfedern, und mein kleines Brüderchen war ganz weg vor Glück in dem Gedanken, daß Vater ihm auch ein Eichhorn und eine Elster bringen würde. Das Gesinde freute sich ebenfalls, und der Diener bemerkte vergnügt, Vater werde künftig oft abwesend sein.

Da aber das Haus uns gehörte, und der Hausmeister ebenfalls erfuhr, Vater gehe auf die Jagd, wußte nunmehr das ganze Haus, Vater gehe auf die Jagd.

Aber das ging nicht so leicht. Zunächst mußte er sich nach einem Jagdgrunde umsehen. Er beauftragte mehrere Leute damit und setzte es auch in die Zeitungen. Nach langem Hin und Her gelang es dem Vater endlich, einen solchen Grund zu pachten, und er war damit sehr zufrieden, denn es gab dort auch Berge; außerdem führte die Bahn dahin. Der Verpächter behauptete, es gebe dort viel Wild, auch gehe das der Nachbargebiete dorthin zu Besuch, besonders Sonntag nachmittags, wenn die Herren aus der Hauptstadt zu jagen pflegen.

Als Vater seinen Jagdgrund hatte, sah er sich nach den übrigen Erfordernissen um. Vom Schneider ließ er sich drei Jagdanzüge machen und kaufte apfelsinengelbe Gamaschen mit dreisohligen, auf englische Art gefütterten Schnürstiefeln. Und als er den Jagdanzug zur Probe anlegte und sich uns zeigte, waren wir ganz weg. Hinten auf seinem Lodenhute schwankten allerlei Federn, die dem Hute ein so kriegerisches Aussehen gaben, daß alles Wild bei seinem Anblicke die Geistesgegenwart verlieren mußte. Der graue Rock war kurz und mit teuerm Pelze gefüttert. Ueber den Hüften hielt ihn ein Gurt zusammen, und in dem Gurte staken Dolche, Hirschfänger und Bärenmesser, infolgedessen mein Brüderchen erklärte, Vater sehe aus wie ein Räuber. Die Tuchhosen reichten fast nur zum Knie, von da begann der dicke Strumpf, und dann kamen die apfelsinenfarbenen Gamaschen.

Vater machte in diesem Anzuge einen sehr kriegerischen Eindruck und zog das Gesicht dazu in finstere Falten. Das rechte Bein straff, das linke nach vorn ausschreitend, so stand Vater da, während er den Griff des Nickfängers umklammerte. In dieser Stellung ließ er sich noch vor den Jagden aufnehmen. Auf dem Bilde freilich hat er in der andern Hand schon die Waffe, zu seinen Füßen liegt ein ausgestopfter Steinadler, auf den Vater siegesfreudig niederblickt.

Nach dem Anzuge kaufte er Waffen ein. Der Händler, ein Bekannter von ihm, gab ihm die teuersten amerikanischen Hinterlader und Drehgewehre, mit der Bemerkung, daß ähnliche Waffen nur der Prinz von Wales besitze. Auch kaufte er eine Unmenge Schießbedarf, eine gestickte Jagdtasche und einen Sitzstock. Er schaffte sich Jagdflasche, Jagdpeitsche, Jagdmesser, eisenbeschlagenen Bergstock, Jagdhandschuhe für den Winter, Unterzeug von Jäger und hunderterlei andre Sachen an, deren ein heutiger Weidmann nach europäischer Mode bedarf.

Der Diener, der ihn auf der Jagdreise begleitete,

erhielt ebenfalls einen eignen Jagdanzug und besondere Bezahlung, denn es war doch nicht zu verlangen, daß er das zu erlegende Wild umsonst sammeln und sich umsonst anstrengen solle.

Als Vater zum erstenmal auf die Jagd ging, gab es ein Fest im Hause. Die Bewohner kamen vom ersten bis zum letzten und ließen ihn hochleben. Vater war aber auch wirklich eine Gestalt zum Malen. Nur daß er gewaltig schnaufte und sich schon daheim die Stirn wischte. Nachdem jeder ihn angestaunt, jeder ihn begrüßt und jeder ihm Glück gewünscht, fuhr die Droschke vor. Als er dann zum Bahnhof fuhr, war kein Mensch auf der Straße, der ihm nicht nachgeblickt hätte. Im Zuge — erzählte er — schaute ihn alles mit bewunderungsvoller Furcht an, und die Mitreisenden wagten sich nur flüsternd zu unterhalten.

Ich habe vergessen, zu bemerken, daß, als die Hausbewohner auf dem Hofe Vater in seinem vollen Jagdanzuge bewunderten, aus seiner Thür der lahme Schuster heraushumpelte, der nebst Frau und Kindern im Erdgeschoß ein enges Loch bewohnte. Er trug ärmliches, abgetragenes Zeug und hatte einen einläufigen, altmodischen, rostbedeckten Vorderlader auf der Schulter hängen, an der Seite einen alten Futtersack. Vater schüttete sich aus vor Lachen, als er den lahmen Schuster mit seinem einläufigen Vorderlader ebenfalls auf die Jagd gehen sah, ebenso alle andern, um was sich jedoch der auf die Jagd gehende lahme Schuster nicht sonderlich kümmerte. Er ging seinen eignen Weg, allein und zu Fuß, im Gegensatz zu Vater, den der Diener begleitete, und auf den der Wagen wartete.

Der arme Papa hatte kein Glück. Er sagte, alles habe sich gegen ihn verschworen. Kam das Wild ihm nahe, so versagte das Gewehr; ging es aber los, so ging das Wild eben auch los. Hätte es nicht Vater selbst gesagt, ich würde nie geglaubt haben, wie gewitzigt das Wild in der Umgebung der Hauptstadt ist. Aber soviel ist gewiß, und das bemerkte auch die Mutter, daß Vater sich tüchtig auslief, und das war seiner Gesundheit förderlich. Ich glaubte es zwar nicht, denn wenn Vater von der Jagd heimkam, schnaufte er noch stärker als sonst. Er konnte sich kaum noch fortschleppen, auch die Seite schmerzte ihn, denn als er einem Hasen nachlief, war er über einen Baumstumpf gestolpert und hatte sich arg gestoßen.

So viel aber wußte er von der Jagd zu erzählen, daß wir kaum wußten, wohin vor Entzücken. Er berichtete, er habe auf einen Hasen geschossen, und dieser sei fortgelaufen. Natürlich dachte er, er habe ihn nicht getroffen, doch hatte er ihn wirklich getroffen, was er erst gewahrte, als der Hase urplötzlich sich in die Seite faßte.

Unsre Fröhlichkeit aber nahm ein jähes Ende. Die Mutter war die Ursache, denn zum Fenster hinausblickend, rief sie auf einmal: „Es giebt keine Gerechtigkeit auf Erden!" Sie sah den lahmen Schuster nämlich mit seinem einläufigen Vorderlader heimhumpeln. Sein Futtersack war voller Hasen und Rebhühner. Das Blut tropfte noch von dem armen, niedergeschossenen Wilde.

„Nein, keine Gerechtigkeit!" wiederholte Mutter, sich an mich wendend. „Vater hat neunhundert blanke Gulden ausgegeben, und jeder muß zugestehen, daß er ein Jäger zum Malen ist. Er hat einen Jagdgrund, vorzügliche Waffen und schießt nichts, obgleich er mit der Droschke und sogar mit der Bahn fährt. Und dieser lumpige, lahme Mensch, den nur anzusehen ein Jammer ist, und der mit seinem Trödlergewehr zu Fuß hinausgeht, bringt die Beute futtersackweise heim!"

Vater gab der Mutter recht, und auch wir stellten uns auf ihren Standpunkt. Es giebt wahrhaftig keine Gerechtigkeit mehr auf Erden, und die Ungerechtigkeiten sind nicht mehr zu ertragen! Und wer daran zweifelt, der komme Sonntag nachmittag zu uns und sehe Vater sowie den lahmen Schuster. Er wird sehen, daß Vater recht gut auf die Löwenjagd gehen könnte, der Schuster dagegen sich kaum für ein Schneiderlein ausgeben kann. Und trotz alledem schießt der Vater nie etwas, während der Schuster seine Beute kaum heimschleppen kann.

Mutter wollte dem Schuster schon kündigen, weil er nach ihrer Ansicht Vater lächerlich mache. Aber Vater erlaubt es nicht. O, Vater erlaubt das nicht, denn er hat ein wahres Goldherz. Er verzeiht alles und könnte auch seinem Todfeinde Gutes thun. Nicht genug, daß er ihm nicht kündigt, er kauft ihm auch die Hasen und Hühner ab. Und nicht nur, daß er sie kauft, sondern er verspeist sie auch mit Wohlgefallen.

Dann erzählt er uns seine Jagderlebnisse, die wir mit offenem Munde anhören. Dann schweigt er plötzlich und starrt in Gedanken auf das große Lichtbild, das ihn im Jagdanzuge vorstellt, zu seinen Füßen der erlegte Steinadler. Und auch wir blicken auf das Bild. Und wenn wir darauf blicken und uns daran erfreuen, wandelt uns ein gewisses Bedauern für den armen, lahmen Schuster an, der ewig in seinem abgeschabten Zeuge bleiben und niemals ein so malerischer, ein so schmucker Jägersmann sein wird wie Vater, der übrigens schon leichter atmet und nur dann noch schnauft, wenn er von der Jagd heimkehrt.

Frankreich und die Litteratur des Auslandes. Ueber die Wertschätzung, welche man in neuerer Zeit in Frankreich der Geisteskultur des Auslandes entgegenbringt, schreibt der bekannte französische Romancier Marcel Prévost im „Journal":

„Eine italienische Künstlerin*) giebt im ‚Théâtre de la Renaissance' Vorstellungen in ihrer Muttersprache, und ganz Paris gerät in Aufregung; die ganze Aufmerksamkeit des Publikums und der Blätter konzentriert sich im Augenblick auf dieses Ereignis. Vor kurzem sprach alles von Spanien; zwei Bühnen projektierten die Aufführung moderner spanischer

*) Eleonora Duse.

Stücke, und Camille Vergniol gab ihnen den Rat, das klassische spanische Drama nicht zu vergessen. In der Akademie wird Herr Hérelle für eine Uebersetzung von D'Annunzios ,Vergini delle Rocce' mit dem Preise gekrönt; Sudermann und Hauptmann sind in Frankreich ebenso berühmt wie in Deutschland. Die russische Litteratur, die uns bis 1885 als Stern erster Größe galt, ist bei uns nur deswegen in eine leichte Ungnade gefallen, weil sie thatsächlich in Rußland selbst an Geltung verloren hat. In Frankreich hat Oskar Wilde, kaum aus dem Gefängnis entlassen, eine Gemeinde um sich versammelt. Was die Dänen und Skandinavier betrifft, so sind sie bei uns die Könige des Tages; und das Jahrhundert wird nicht zu Ende gehen, ohne daß Paris sich an der litterarischen Blüte Finnlands begeistert.

„Diesen kosmopolitischen litterarischen Geschmack brauchen wir nicht zu beklagen. Der Protektionismus ist vor allem auf dem Gebiete der Kunst zu verwerfen, und — noch mehr — er ist dort lächerlich. Die Vorstellung, daß eine einzige Nation, die eigne, genügen könne, um dem Bildungsdrang der Welt Nahrung zu geben, ist ein Zeichen von großer Kurzsichtigkeit. Vor fünfzig Jahren konnte die französische Nation den andern Völkern voranschreiten, weil sie die einheitlichste und zugleich die gebildetste war. Heute liegt die Sache anders. Durch die gewaltigen Völkergruppen, welche uns umgeben, sind wir an Zahl und an Landgebiet ein kleines Volk geworden. Es nützt nichts, sich dagegen zu sträuben: es ist so und es ist unabänderlich. Es steht nicht in unsrer Macht, ebenso zahlreich zu werden, wie die Anglo-Saxonen, die Slaven, die Germanen. Es steht nicht in unsrer Macht, zu verhindern, daß die Gedanken der Anglo-Saxonen, der Slaven, der Germanen unter uns eindringen und ihren Einfluß ausüben. Also fort mit dem Protektionismus auf dem Gebiet der Litteratur und der Kunst!... Freudig begrüßen sollten wir dieses Aufblühen der fremden Geisteskultur in Frankreich: die Litteraturgeschichte unsers Landes zeigt, daß solche Bewegungen fast immer eine Erneuerung unsers nationalen Geisteslebens zur Folge hatten.

„Dafür sollte man aber auch im Auslande endlich die Behauptung fallen lassen, die seit einem halben Jahrhundert in den europäischen und amerikanischen Blättern ständig wiederkehrt: daß Frankreich für die Geisteskultur des Auslandes kein Verständnis habe. Unter unsern Nachbarvölkern ist nach meiner Ansicht das deutsche das einzige, das es in Bezug auf Interesse für die im Auslande entstandenen Geistesschöpfungen mit uns aufnehmen könnte. Und außerdem hat dieses Interesse in Deutschland eine von dem unsrigen sehr verschiedene Form. Auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst ist Deutschland, wie auf dem der Wissenschaft, immer das gelehrte Deutschland. Es verfährt mit Vorliebe wissenschaftlich. Es sammelt seine Beobachtungen, handhabt die Analyse und die Synthese und arbeitet bewundernswerte Encyklopädien aus. Um welche Gegenstände aus dem Reich der Künste es sich auch handeln mag — es findet sich stets über dem Rhein drüben ein Burckhardt, um seinen „Cicerone“ darüber zu schreiben, einen mit Thatsachen gespickten Katalog, voll knapper und wie Lehrsätze gefaßter Urteile, aber ohne jeden künstlerischen Reiz. Ganz anders ist die Art, mit der man in Frankreich der fremden Geisteskultur gegenübertritt. Dort findet sie begeisterte Freunde oder erbitterte Gegner. Eine gut nationale, gut französische Kritik beschäftigt sich damit, die flüchtigsten Nuancen des Gedankenganges aufzuspüren, sie ist mehr bestrebt, diese Nuancen zu definieren, als den Leser unter einer Lawine von Thatsachen und Titeln zu begraben. Eine solche Färbung mildert die Härte der Urteile; mit dem ,Que sais-je?' Montaignes als unsichtbarem Motto entschuldigt man von vornherein materielle Irrtümer und die eine oder andre Unwissenheit, während sie der deutsche Kritiker hervorhebt, um seine Ueberlegenheit darzuthun. Kurz, man kennt in Deutschland einen ausländischen Schriftsteller, man kennt ihn durch und durch, man könnte eine Prüfung über seine Werke bestehen, aber mir scheint, daß man ihn in Frankreich mehr liebt oder haßt, ihn tiefer auf die Seele wirken läßt; er übt dort, alles in allem, einen tieferen Einfluß.

„Ein andrer Vorwurf, welchem man von Zeit zu Zeit sogar in der französischen Presse begegnet, richtet sich gegen das Fehlen oder die schlechte Beschaffenheit der französischen Uebersetzungen ausländischer Schriftsteller. Nichts scheint mir unberechtigter zu sein. In Wirklichkeit veröffentlichen wenige Länder so zahlreiche und überdies so wohlgelungene Uebersetzungen ausländischer Romane und Novellen, wie Frankreich. Große Tagesblätter machen sich das zur speziellen Aufgabe. Zu behaupten, daß die Wahl der übertragenen Werke immer durchaus glücklich ist, wäre allerdings unverständig; die Initiative ist in diesen Fällen fast immer Sache des Uebersetzers, und dieser hat manchmal einen etwas sonderbaren Geschmack. Dafür muß man jedoch andrerseits den Bestrebungen der großen Zeitschriften, wie der ,Revue de Paris', Anerkennung zollen, die in Wahrheit mustergültige Uebersetzungen, namentlich von Sudermann, Fogazzaro und Gabriel D'Annunzio, veröffentlicht haben. Welcher französische Romanschriftsteller hätte beim Lesen derselben nicht gewünscht, dem Auslande in gleich vorzüglicher Uebertragung vorgeführt zu werden!

„Frankreich ist recht eigentlich das Land der guten litterarischen Uebersetzungen. Es war dies schon zur Zeit Perrot d'Ablancourts; und diese Tradition hat sich bis zur Zeit Leconte de Lisles, bis zur unsrigen forterhalten. Diese Spezialität, in künstlerischem Geiste zu übersetzen, müssen wir uns in der gegenwärtigen Blütezeit der ausländischen Geistesbildung zu erhalten suchen. Lassen wir den Nachbarländern die eilfertigen Bearbeitungen litterarischer Werke, die von hungrigen Studenten dutzendweise aufs Papier gesudelt werden. Und was die Anzahl und die Wahl der übersetzten Autoren betrifft, so brauchen wir bloß

zu erwähnen, daß Balzac bisher nur ins Englische übersetzt worden ist, um das Ausland in dieser Hinsicht zur Bescheidenheit zu mahnen.

„Die letzte Behauptung endlich, die es einmal definitiv aus der Welt zu schaffen gilt, bezieht sich auf die Unkenntnis der fremden Sprachen in Frankreich. Man muß diese Frage hier von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachten. Die Beherrschung einer fremden Sprache gehört nicht zu den Kenntnissen, auf die man Ursache hat, besonders stolz zu sein. Gouvernanten und Hotelkellner thun es darin den gelehrtesten Doktoren leicht zuvor, und nichts befähigt besser zur schnellen Aneignung des Wortschatzes und der Aussprache eines fremden Idioms als eine gewisse intellektuelle Passivität. Am Ende eines in einem deutschen Institut verbrachten Jahres wird jeder französische Junge deutsch sprechen. Die Aneignung einer fremden Sprache geht also sozusagen von selbst, je nach Maßgabe des Bedürfnisses, vor sich. Bei den Völkern, deren Muttersprache eine Art von Weltvolapük ist, wird sich selten ein solches Bedürfnis lebhaft fühlbar machen. Ein Engländer, ein Franzose, der die Welt durchreist, schlägt sich fast überall mit den Wörtern und der Syntax seiner Muttersprache durch, während ein Slave oder ein Rumäne kaum die Grenze seines Vaterlandes überschreiten kann, wenn er nicht wenigstens die eine der großen internationalen Sprachen kennt. Diese Umstände haben zur Folge, daß der Franzose und der Engländer nicht leicht eine andre Sprache spricht als die eigne. Dank dem beständigen Ideenaustausch zwischen diesen beiden Völkern wird indessen, in Paris wenigstens, jetzt fast überall englisch gesprochen. Das Deutsche, das weniger notwendig ist, ist auch weniger bekannt. Das Russische beginnt sich in neuerer Zeit, infolge der enger gewordenen Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich, bei uns rasch einzubürgern ... Die Behauptung, daß ein Volk mehr linguistische Begabung besitzt als ein andres, ist im Grunde recht albern. Die Physiologie lehrt, daß die Sprachzentren und Sprachorgane keinen Unterschied bei den verschiedenen Völkern aufweisen. Ein französisches Kind, das in Rußland erzogen wird, wird in sprachlicher Beziehung Russe und umgekehrt. Mit Fug und Recht läßt sich nur sagen, daß die Sprachen nur unter dem Einfluß einer Notwendigkeit erlernt werden, und diese Notwendigkeit ist eben bei den Völkern je nachdem mehr oder weniger dringend. Die Zeit modifiziert sie, ebenso Ereignisse im politischen und künstlerischen Leben. Es gab eine Zeit, in der jeder gebildete Franzose spanisch konnte, und vor fünfzig Jahren sprachen alle der guten Gesellschaft angehörigen französischen Damen italienisch.

„Kurz, weder Anschauungen und Gewohnheiten, noch die Unzulänglichkeit der Uebersetzungen, noch auch Mangel an Begabung zur Erlernung und zum Lesen fremder Sprachen hindert die französische Nation, sich mit fremder Geisteskultur zu befassen. Oeffnen wir ihr die Thüren und suchen wir sie uns nutzbar zu machen. Ein Volk, das sich mit fremden Litteraturen vertraut macht, verliert ebensowenig seine geistige Eigenart wie ein Schriftsteller, der die Werke seiner Berufsgenossen liest. Und ein Schriftsteller, welcher sich der internationalen Bewegung auf dem Gebiete der Kunst entgegenwerfen wollte, wäre ein ebensolcher Narr wie jener Mann bei Erckmann-Chatrian, der mit einem Spieß eine Lokomotive aufhalten will. Die Zeit ist nahe, in der die verschiedenen Staaten Europas in Hinsicht auf das Geistesleben nur mehr Provinzen eines und desselben Landes sein werden — bis sie es endlich auch politisch sind."

—r.

*

Ein Brief Ouidas. In einem von der „Review of Reviews" veröffentlichten Briefe äußert sich die bekannte englische Schriftstellerin Ouida (Louise de la Ramée) in höchst drastischer Weise zu der Idee, eine Akademie zur Reinhaltung der englischen Sprache zu begründen. Der Brief lautet:

„Geehrter Herr! Sie ersuchen mich, einige praktische Vorschläge zur Reinigung der englischen Sprache von Dialekten, ‚Slang' und andern Verunstaltungen zu machen. Ich schlage folgende Maßregeln vor: Neun Verlegern von je zehn und neunundneunzig Schriftstellern von je hundert in Großbritannien wird ein gnädiger Tod gegeben. Mittels des Großen und des Atlantischen Ozeans werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika unter Wasser gesetzt. Das kann keine großen Schwierigkeiten machen; mit der Insel Atlantis*) ist es bekanntlich schon geschehen. In gleicher Weise wird Australien durch den Indischen Ozean und den südlichen Teil des Großen Ozeans beseitigt. Den vereinzelten Amerikanern und Australiern, die allenfalls dem Verderben entronnen sind, wird eine dreijährige Quarantäne auferlegt, während welcher sie weder Telegramme noch Zeitungen lesen dürfen, auch nichts Litterarisches, ausgenommen die Psalmen, die Essayisten**) und die Dramatiker des Elisabethanischen Zeitalters. Es bleiben nun noch jene großen Missethäter übrig, die man unter dem Namen ‚die gute Gesellschaft' zusammenfaßt. Da es doch aussichtslos wäre, sie bessern zu wollen, so kann ich nur raten, ihnen insgesamt, anstatt ihren Hunden, Maulkörbe anzulegen. Sie würden es in viel höherem Grade verdienen. Wollen Sie diese Zeilen veröffentlichen, so thun Sie es, bitte. Mit den besten Empfehlungen Ihre Ouida."

R. D.

*) Mythische Insel im Atlantischen Ozean, die infolge eines Erdbebens versunken sein soll.

**) Als „Essayisten" im besonderen Sinne werden gewisse englische Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts bezeichnet, welche vorzugsweise Essays schrieben, und denen die Einführung und Ausbildung dieses litterarischen Genres zu verdanken ist. Zu den berühmtesten „Essayisten" gehören Bacon, Cowley, Dryden, Temple, Addison, Steele, Johnson.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Wolhoevener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ramuntcho.

Von

Pierre Loti.

Aus dem Französischen übersetzt von E. Philiparie.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Mai! Das Gras wächst auf allen Seiten wie ein prachtvoller Teppich in die Höhe, wie langhaariger Sammet, von selbst aus der Erde aufgesproßt.

Um das baskische Land zu bewässern, das den ganzen Sommer über grün und feucht bleibt, — gewissermaßen eine wärmere Bretagne — sammeln sich die über das Biskayische Meer hinziehenden Dünste in diesem Winkel des Golfs, hängen sich an die Gipfel der Pyrenäen und kommen als Regen herab. Lange, unangenehme Regengüsse fallen nieder, aber nachher duftet die Erde wieder herrlicher nach Blumen und jungem Gras.

In den Feldern, längs der Wege, ist das Gras frühzeitig dicht, jeder Pfad ist mit prächtigen Blumen eingefaßt, überall eine Fülle von großen Maßliebchen, Butterblumen auf hohen Stengeln, Pfingströschen und breiten, rosafarbenen Malven, gleich denen, die man in Algerien findet.

In den langen, linden Dämmerstunden von blasser Irisfarbe hört man die festlichen Glockentöne des Marienmonats jeden Abend unter den dichten, an den Bergen hängenden Wolken lange Zeit erklingen.

Während dieses Monats Mai begleitete Graziella die schwarzen, schweigsamen, starr lächelnden Nonnen zu jeder Stunde in die Kirche. Eiligen Schrittes gingen sie in dem strömenden Regen über den rosenbedeckten Friedhof, zusammen, stets zusammen: die kleine heimlich Verlobte im hellen Anzug neben den eingemummten, schwarzverschleierten Schwestern. Am Tage brachten sie große Sträuße weißer Blumen, Maßliebchen, ganze Garben weißer Lilien; am Abend sangen sie in dem noch stärker als bei Tage hallenden Kirchenschiff süßandächtige Lieder zu Ehren der Jungfrau Maria:

„Sei gegrüßt, Königin der Engel! Stern des Meeres, sei gegrüßt!“

O, diese weißen, kerzenbeleuchteten Lilien! Diese weißen Blätter mit dem gelben Blütenstaub! Wie herrlich dufteten sie am Frühlingsabend im Garten oder in der Kirche!

Wenn Graziella dort am Abend beim verklingenden Glockengeläute aus dem bleichen Halbdunkel des Kirchhofs voller Rosen in die im Kerzenlicht strahlende Kirche trat, aus dem würzigen Kräutergeruch in den Weihrauch- und Lilienduft, aus der milden, belebenden Frühlingswärme in die erstarrte, grabeskühle Luft, welche die Jahrhunderte in den alten Gotteshäusern erzeugen, dann kam sofort eine eigentümliche Ruhe über sie, eine Beschwichtigung aller ihrer Wünsche, eine Entsagensfreudigkeit allen irdischen Freuden gegenüber. Dann, wenn sie sich niedergekniet hatte und die ersten Lieder unter der hallenden Wölbung verklungen waren, kam sie nach und nach in eine Ekstase, einen Traumzustand, in dem verworren weiße Erscheinungen vorüberzogen: alles war weiß, überall Lilien, Myriaden von Lilien und weiße Flügel, weiße, zitternde Engelsflügel! ...

O, wie schön, in dieser Verzückung zu verharren, alles zu vergessen, sich rein, fromm und unbefleckt zu fühlen unter dem unsagbar süßen, zauberhaften, unwiderstehlich anziehenden Blick, den die heilige Jungfrau, in langen, weißen Gewändern, hoch vom Tabernakel herniedersandte!

Wenn sie aber dann wieder draußen war, wenn Frühlingsluft sie mit ihrer belebenden, linden Wärme umgab, verjagte der Gedanke an das verabredete Stelldichein gleich einem Gewittersturm alle diese Traumgebilde. Bei der Voraussicht, Ramuntcho nun bald neben sich zu sehen, seinen Kuß zu erwidern, fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe und fürchtete, wie eine Verwundete unter den seltsamen Gefährtinnen, den friedlichen, gespenstischen Nonnen, die sie heimbegleiteten, hinzusinken.

Und wenn die Stunde da war, lauschte sie auf jeden Schritt und war voller Beklemmung trotz aller Vorsätze. Ihr Herz klopfte, wenn ein Zweig sich rührte — die geringste Verspätung des Vielgeliebten marterte sie.

Er kam stets mit demselben geräuschlosen Schritt,

die Jacke über die Schulter geworfen, und mit ebensoviel List und Vorsicht, als gälte es, das gefährlichste Schmugglergeschäft auszuführen.

In regnerischen Nächten, die zur Frühlingszeit so häufig im Baskenlande sind, blieb sie in ihrem Zimmer zu ebener Erde, und er setzte sich auf das Gesims des offenen Fensters, nicht wagend, einzutreten, wozu ihm übrigens die Erlaubnis wäre verweigert worden. Dort verweilten sie, er draußen, sie innen, jedoch Wang' an Wang' lehnend und mit den Armen sich umschlungen haltend.

Bei schönem Wetter stieg sie zum Fenster hinaus, um ihn draußen zu erwarten, und in langem Beisammensein saßen sie, fast ohne zu reden, auf der steinernen Gartenbank. Sogar das leise Liebesgeflüster hatte zwischen ihnen aufgehört, sie verharrten in Schweigen. Anfangs geschah es aus Furcht, sich zu verraten, daß sie nicht zu reden wagten, denn in der Nacht hört man das leiseste Murmeln; dann, seitdem nichts Neues mehr ihr so gestaltetes Leben bedrohte, hatten sie fast kein Bedürfnis mehr, miteinander zu sprechen. Was hätten sie sich sagen können, das besser gewesen wäre, als Hand in Hand nebeneinander zu sitzen?

Die Möglichkeit, überrascht zu werden, hielt sie in einer gewissen Unruhe, und oft lauschten sie mit gespanntem Ohr; doch um so entzückender waren dann die Momente, wo sie sich mit erneutem Vertrauen gehen ließen. Vor niemand war ihnen übrigens so bange wie vor Arrochkoa, der sich selbst so gut auf nächtliche Schleichwege verstand und stets wußte, wo Ramuntcho zu finden war. Trotz seiner Nachsicht für ihre Pläne mußten sie sich immer wieder fragen, wie er sich verhalten würde, wenn er alles entdecken sollte ...

O, wie traulich sind sie, die alten steinernen Bänke vor den Häusern unter den Zweigen, wenn der milde Frühlingsabend herniedersinkt! Die ihrige war das richtige Versteck für Liebende. Dazu kam, daß sie allabendlich das Konzert der unter allen Steinen der benachbarten Mauern singenden Laubfrösche hörten, der Tierchen des Südens, die, sobald die Nacht gekommen, von Minute zu Minute einen kurzen, leisen, sonderbaren Laut ausstoßen — er erinnert an das Klingen einer Krystallglocke oder an eine Kinderstimme.

Ueberall ringsum gab es solche Laubfrösche, die in verschiedenen Tonarten einander antworteten; sogar unter der Bank sangen sie von Zeit zu Zeit, indem sie, dank der Unbeweglichkeit der beiden Liebenden, immer wieder neuen Mut faßten. Diese erschraken leicht und lächelten, wenn sich der kleine, helle Laut wieder so plötzlich in ihrer nächsten Nähe vernehmen ließ. Die köstliche Dunkelheit ward durch diese kleine Musik belebt, die sich in der Ferne, unter den geheimnisvollen Blättern und Steinen, im Innern all der schwarzen Spalten der Felsen und Mauern fortsetzte. Es war wie zartes Glockengeläute oder vielmehr wie ein kleines, etwas spöttisch klingendes Lied — nur ganz wenig und ohne jede Bosheit — als ob es von schalkhaften Gnomen gesungen würde. Die Nacht ward dadurch belebter und wonniger.

Nach der liebestrunkenen Kühnheit der ersten Male wurden sie ängstlicher, und wenn eines von ihnen etwas Besonderes zu sagen hatte, zog es das andre lautlos an der Hand; das bedeutete, es solle gehen, leise, leise folgen, gleich den Katzen auf der Jagd, bis zum Baumgang hinter dem Garten, wo man in aller Ruhe reden konnte.

„Wo werden wir wohnen, Graziella?“ fragte eines Abends Ramuntcho.

„Bei dir, denke ich.“

„Ach ja, auch ich dachte so ... Nur befürchtete ich, du würdest es zu traurig und einsam finden, so weit von der Kirche und dem Platze zu sein.“

„Wo denkst du hin! Wie könnte ich es traurig finden mit dir?!“

„Da müßten wir also den Leuten unten kündigen, sag! — und das große Zimmer mit der Aussicht auf die Straße nach Hasparitz für uns nehmen.“

Daß Graziella in sein Haus ziehen wollte, war ihm eine weitere Freude, in dem sichern Gefühl, daß sie durch ihre Gegenwart Sonnenschein in die alte, geliebte Wohnung bringen und sie dort ihr Nest fürs ganze Leben bauen würden! ...

XIX.

Die lange, blasse Junidämmerung, etwas verschleiert wie die des Monats Mai, nur noch wärmer, kam heran.

In den Gärten blühten die Oleander in ihrer ganzen Pracht und waren nur noch herrliche rosafarbene Garben.

Am Schlusse jedes arbeitsvollen Tages setzten sich die guten Leute vor ihre Thüren und sahen die Nacht herabsinken — die Nacht, welche die zur wohlthätigen Ruhe Versammelten bald unter den gewölbten Platanen in völliges Dunkel hüllte. Stille Wehmut breitete sich während dieser Abende über das Dorf.

Für Ramuntcho war es die Zeit, in der der Schmuggel leicht war und ihm herrliche Stunden bereitete: welche Lust, so auf die Höhen zu steigen, durch Frühlingswolken zu ziehen, über Gräben zu springen, in der Region der Quellen und wilden Feigenbäume umherzuirren, auf Teppichen von würzigen Kräutern oder Nelken bis zu der mit den Gefährten verabredeten Stunde zu schlafen! ... Der Wohlgeruch der Pflanzen durchduftete seine Kleider, seine stets nur übergehängte Jacke, die ihm als Kissen oder Decke diente — und Graziella sagte manchmal des Abends: „Ich weiß, wo du in vergangener Nacht

in Geschäften warst — deine Kleider riechen nach der Würze des Berges oberhalb Mendiazpi;" oder ein andres Mal: „Heute riechst du nach dem Wermut des Sumpfes Subernoa."

Graziella that es leid, daß der Monat Mai mit dem Mariendienste in der mit weißen Blumen geschmückten Kirche schon vorüber war. Zur Dämmerstunde, wenn es nicht regnete, setzte sie sich mit den Schwestern und einigen „Großen" der Schule unter den Kirchenbogen an die niedere Mauer des Friedhofs, wo man einen hübschen Ausblick auf die unten gelegenen Thäler hatte. Sie verbrachten die Zeit mit Geplauder oder mit kindlichen Spielen, bei welchen die Nonnen stets bereitwillig sich beteiligten. Nachdem sie geplaudert oder gespielt, sagten sie lange, seltsame Gebete her; der sich neigende Tag, die Nähe der Kirche, der Gräber und Blumen stimmten zu entsagender Ruhe, machten frei von allen Banden der Sinne.

In ihrer ersten mystischen Mädchenschwärmerei, besonders durch den prunkvollen Gottesdienst, die Orgeltöne, die weißen Blumen, die tausend flammenden Kerzen genährt, erschienen ihr nur Bilder, freilich sehr strahlende Bilder: Altäre auf Wolken, goldene Tabernakel, um welche Musik rauschte und große Engelscharen sich niederließen. Aber aus diesen Traumgebilden waren nun Ideen geworden: sie bekam eine Ahnung von dem Frieden und der höchsten Entsagung, welche die Gewißheit eines ewigen himmlischen Lebens giebt, sie bekam einen höheren Begriff von der wehmutsvollen Freude, alles zu verlassen, alles, um nur noch ein unpersönlicher Teil dieses Ganzen, dieser weißen, schwarzen oder blauen Nonnen zu sein, welche aus zahllosen Klöstern der Erde fortwährend Fürbitten für die Sünden dieser Welt emporsenden . . .

Sobald jedoch die Nacht völlig herabgesunken war, wurde ihr Gedankengang wieder unwiderstehlich auf berauschende, irdische Dinge gelenkt. Von Minute zu Minute ward ihre Sehnsucht ungeduldiger und fieberhafter. Kaum konnte sie erwarten, daß ihre kalten, schwarzen Gefährtinnen wieder in ihr trauriges Kloster zurückkehrten, um allein in ihrem Zimmer, frei endlich im schlafenden Hause zu sein, bereit, ihr Fenster zu öffnen, um auf den leichten Schritt Ramuntchos zu lauschen.

Der Kuß der Liebenden, der Kuß auf die Lippen, war jetzt ein erworbenes Gut, dem zu entsagen sie nicht mehr den Mut fanden, — sie verlängerten ihn sehr, denn aus zarter Scheu und keuscher Zurückhaltung wollten beide sich nicht mehr gewähren.

Uebrigens, mochte auch vielleicht ihr Rausch ein wenig sinnlich sein, so waren doch beide von jener schrankenlosen, einzigen, unendlichen Liebe beseelt, die alles erhebt und veredelt.

XX.

Ramuntcho kam eines Abends früher als gewöhnlich — daher sein zögernder Gang, denn an diesen Juni-Abenden konnte man verspätete Mädchen längs dieser Wege, oder junge Burschen, die auf Liebesabenteuer ausgingen, antreffen.

Zufällig war Graziella schon unten und sah hinaus, jedoch ohne ihn schon zu erwarten.

Sofort erkannte sie seine aufgeregte oder freudige Stimmung und erriet, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse. Er wagte nicht, zu nahe heranzukommen, und machte ihr ein Zeichen, schnell zum Fenster herauszusteigen und in den dunkeln Baumgang zu kommen, wo sie ungestört reden könnten. Als sie dann unter den finsteren Schatten der Bäume bei ihm war, umfaßte er ihre Taille und kündigte ihr rasch die große Begebenheit an, die ihn und Franchita schon den ganzen Tag erregt hatte.

„Onkel Ignacio hat geschrieben!"

„Wirklich? Der Onkel Ignacio?"

Sie wußte nämlich, daß dieser abenteuerliche Onkel in Amerika schon vor vielen Jahren in die Ferne gezogen war und bis jetzt nur daran gedacht hatte, den seltsamen Gruß durch den Matrosen zu schicken.

„Ja — und er schreibt, er habe Besitzungen dort drüben, die zu bewirtschaften seien, große Wiesen, ganze Herden Pferde; daß er keine Kinder habe, und wenn es mir recht wäre, sollte ich eine nette Baskin im Lande heiraten und mit ihr zu ihm kommen, er würde uns beide an Kindes Statt annehmen . . . O, ich glaube, sogar meine Mutter würde mit uns gehen! Also wenn du wolltest — so könnten wir gleich heiraten; du weißt, es ist erlaubt, Brautleute in unserm Alter zu trauen . . . Nun, da mich der Onkel adoptieren will und ich eine richtige Stellung haben werde, wird deine Mutter hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben, — wenn jetzt nur nicht der Militärdienst wäre!"

Sie setzten sich auf die moosigen Steine, die hier herumlagen; der Kopf schwindelte ihnen, so sehr erregte beide das unverhoffte nahe Glück. Jetzt also lag es nicht mehr in ungewisser Ferne, nach seiner Dienstzeit, sondern gleich, in zwei, höchstens drei Monaten konnte ihre so heiß ersehnte, gestern noch so fernliegende und bis heute ihnen verwehrte Verbindung vor sich gehen, ohne Sünde, ehrbar in aller Augen, erlaubt und gesegnet . . . Ach, niemals hatten sie dieses Glück in so naher Zeit ins Auge gefaßt . . . Sie lehnten die von der Ueberfülle der Glücksgefühle schwer gewordenen Stirnen aneinander, und beide waren wie gelähmt im Taumel des Entzückens. Ringsum stieg Blumenduft von der Erde auf und erfüllte lieblich die Nacht, und als ob noch nicht genug Wohlgerüche verbreitet wären, strömten der Jasmin und das Geißblatt dort an den Mauern ihre stärksten

Düfte aus. Es war, als ob unsichtbare Hände in aller Stille Räucherfässer im Dunkeln zu einem verborgenen Feste oder zu einer heimlichen, entzückenden Freude hin und her wiegten.

Oftmals und überall giebt es solch geheimnisvolle, hohe Freuden, die aus der Natur selbst hervorgehen, und die von einem hohen Willen mit unergründlicher Absicht angeordnet sind, um uns alle auf unserm Todesweg in Täuschungen zu wiegen.

„Du antwortest mir nicht, Graziella, du sagst nichts? . . .“

Er sah wohl, daß sie gleich ihm vom Glück berauscht war, und doch erriet er an ihrem langen Schweigen, daß sich ein Schatten über den schönen, süßen Traum geworfen habe.

„Aber,“ fragte sie endlich, „wie ist es mit den Papieren, deiner Naturalisierung — hast du sie nicht schon erhalten?“

„Ja, sie sind vorige Woche gekommen, du weißt doch! Und du selbst bist es doch gewesen, die mich bat, diesen Schritt zu thun . . .“

„Und folglich bist du jetzt Franzose — und wenn du deiner Militärpflicht nicht nachkommst, bist du fahnenflüchtig!“

„Freilich! gewiß . . . ja! . . . nicht gerade fahnenflüchtig, aber, wie sie, glaube ich, sagen: ich würde mich dem Heeresdienst entziehen — was nicht viel besser ist, da man nicht mehr ins Land zurückkommen darf — und ich dachte nicht daran! . . .“

Wie folterte es jetzt Graziella, daran schuld zu sein, ihn zu diesem Schritt veranlaßt zu haben, der jetzt eine so schwerdrohende Gefahr über ihr Glück heraufbeschwor, kaum daß es sich verwirklichen zu wollen schien! O Gott! Fahnenflüchtig! Er! Ihr Ramuntcho! Das hieß verbannt auf immer aus dem geliebten baskischen Lande! — und diese Reise nach Amerika ward plötzlich zu etwas entsetzlich Ernstem, Feierlichem — eine Art von Tod, da es von ihr keine Rückkehr mehr geben sollte! . . . Was nun thun? . . .

Angstvoll, stumm blieben sie nebeneinander. Jedes wollte sich dem Willen des andern fügen; mit Bangen warteten sie auf einen Entschluß. Aus der Tiefe ihrer jungen Herzen stieg dieselbe Not und dieselbe Bangigkeit. Vergiftet war das Glück, das sich ihnen dort drüben, in diesem Amerika bot, wenn sie von dort nicht wieder zurückkehren durften . . . Und aus den kleinen, nächtlichen Räucherbüchschen des Jasmins, des Geißblatts, der Lindenblüte strömte fortgesetzt entzückender Wohlgeruch, um sie zu berauschen; immer einschmeichelnder wurde die sie umhüllende Dunkelheit. Mitten in der Stille ertönten von Minute zu Minute die kleinen Flötentöne der Laubfrösche wie leises Liebeslocken unter dem moosigen Sammet, und durch das schwarze Blätterwerk hindurch sahen sie am klaren Junihimmel, der ewig unveränderlich schien, die ungeheure Menge der Welten flimmern.

Die Feierabendglocke fing an zu läuten. Der Klang dieser Glocke, besonders des Nachts, bedeutete für sie etwas Einziges auf dieser Erde. In diesem Moment schien es ihnen sogar, als ob durch ihren Laut ihrer Unschlüssigkeit liebevoller Rat gebracht würde. Stumm hörten sie, mit wachsender Erregung, Kopf an Kopf gelehnt, dem Glockengeläute zu, und die raterteilenden Klänge, die lieben, beschirmenden Klänge sagten: „Nein, gehet nicht für immer fort... die fernen Länder sind nur für die Jugendzeit! Ihr müßt nach Etchézar zurückkommen! Hier müßt ihr alt werden und sterben; nirgends werdet ihr so sanft gebettet sein wie auf dem Friedhof bei der Kirche! -- sogar unter der Erde könnt ihr mich noch läuten hören, immer hören! . . .“

Die beiden Kinder, mit ihren naiven, gottesfürchtigen Seelen, waren mehr und mehr geneigt, der Glocke Gehör zu schenken. Ramuntcho fühlte auf seiner Wange eine Thräne Graziellas fließen.

„Nein,“ sagte er endlich, „fahnenflüchtig werden — nein! Weißt du, ich glaube, dazu hätte ich nicht den Mut.“

„Ich dachte dasselbe, mein Ramuntcho,“ erwiderte sie. „Nein, das wollen wir nicht thun . . . Ich wollte nur warten, bis du es selber sagtest . . .“

Auch er weinte jetzt . . .

*

Der Entschluß war gefaßt, sie wollten das Glück vorüberziehen lassen, das schöne Glück, das so nahe an ihnen vorbeiging, fast in ihrer Hand lag. Sie wollten alles wieder auf die ungewisse, ferne Zukunft verschieben.

Traurig, doch nach der großen Entscheidung etwas gesammelter, berieten sie, was nun zu thun sei.

„Man könnte deinem Onkel Ignacio,“ sagte sie, „mit einem schönen Brief antworten, ihm schreiben, daß du annimmst, daß du mit großem Vergnügen zu ihm kommst, sobald du deiner Militärpflicht Genüge geleistet hast; du kannst sogar hinzufügen, wenn du willst, daß deine kleine Braut herzlich dankt und sich bereit hält, dir zu folgen, — aber fahnenflüchtig werden — nein, das ginge nicht!“

„Wie wäre es, Gatchutcha, wenn du jetzt schon mit deiner Mutter redetest, um zu hören, was sie dazu sagt? Denn jetzt ist es nicht mehr wie früher, du verstehst! — ich bin nicht mehr der verlassene Junge von ehemals . . .“

Da — leichte Schritte hinter ihnen im Weg — und über der Mauer erschien die Gestalt eines jungen Mannes, der auf seinen Strohschuhen leise herangeschlichen kam, um sie zu belauschen . . .

„Fort, Ramuntcho, flieh! Auf Wiedersehen morgen abend!“

In einer halben Sekunde ist niemand mehr da. Er im Gebüsch versteckt, sie in ihr Zimmer geflohen.

Ihre ernste Unterredung war beendigt. Beendigt bis zu welcher Zeit? Nur bis morgen oder für immer? Ueber ihrem eiligen oder lang hinausgezogenen, erschrockenen oder friedlichen Abschied schwebte jedesmal, in jeder Nacht, dieselbe Ungewißheit des Wiedersehens.

XXI.

Die Glocke von Etchézar, dieselbe geliebte alte Glocke, die am ruhigen Feierabend, an jeglichem Feste und auch zur Sterbestunde läutet, klang heute lustig hinaus in die schöne Junisonne. Das Dorf war überall mit weißen Tüchern, weißen Stickereien behängt, und die Prozession des Fronleichnamstages zog langsam auf grünbestreuten Wegen hin. Die Berge schienen nah und dunkel; düster braun gefärbt ragten sie empor über diesem Zuge weißgekleideter Mädchen, die auf dem grünen Blätterteppich dahinwandelten. Alle alten Fahnen der Kirche waren hervorgeholt und wieder einmal von der Sonne beleuchtet, die sie schon jahrhundertelang kannte, sie aber nur ein- bis zweimal im Jahr an sehr hohen Festtagen sah.

Die größte, die der heiligen Jungfrau Maria, aus weißer, mattgoldbestickter Seide, rückte heran, getragen von Graziella. Diese war ganz weiß gekleidet und schritt mit traumverlorenen Augen einher.

Hinter den Mädchen kamen die schwarzverschleierten Frauen, alle Frauen des Dorfes, auch die beiden Feindinnen Dolores und Franchita. Männer, in ziemlich großer Zahl, beschlossen den Zug mit einer Kerze in der Hand und entblößtem Haupte, meist mit grauem Haar, Gesichter mit lebensmüdem, resigniertem Ausdruck, Greisenköpfe.

Graziella, die Fahne der heiligen Jungfrau hoch haltend, war in dieser Stunde eine Gottbegeisterte. Sie hatte das Gefühl, als wäre sie gestorben und auf dem Wege zu dem ewigen Tabernakel, und wenn die Erinnerung an Ramuntchos Küsse ihren Traum durchkreuzte, so überkam sie mitten in dieser ganzen weißen Umgebung ein brennendes, aber doch entzückendes Gefühl ... Von Tag zu Tag veredelten sich ihre Gedanken, und immer weniger waren es die bei ihr leicht bezwungenen Sinne, die Graziella zu ihm hinzogen, aber dafür wachsende, echte, tiefe Liebe, jene Liebe, die nicht der Zeit und den Enttäuschungen der Sinne erliegt. Und diese Liebe erhöhte sich noch dadurch, daß Ramuntcho weniger begütert war als sie und verlassener im Leben stand, weil er keinen Vater hatte.

XXII.

„Nun, Gatchutcha, hast du deiner Mama vom Onkel Ignacio erzählt?"

„Noch nicht, nein; ich hatte nicht den Mut ... Wie sollte ich ihr erklären, woher ich alle diese Dinge weiß, da sie mir doch verboten hat, mit dir zu reden? Denke nur, wenn sie Argwohn schöpfte! Alles wäre verloren, wir könnten uns nicht mehr sehen! Ich möchte die Mitteilung lieber auf später verschieben, wenn du fort bist, denn dann ist mir alles gleichgültig."

„Du hast recht — warte lieber, da ich ja doch bald fortgehe."

In der That, er sollte bald abreisen, und ihre Abende waren gezählt.

Nun, da sie das angebotene Glück an sich hatten vorbeiziehen lassen, glaubten sie, es sei besser, Ramuntchos Eintritt in die Armee zu beschleunigen, damit er um so früher wieder zurückkäme. Es ward also beschlossen, daß er der Einberufung zuvorkommen und bei der Marine-Infanterie eintreten solle, der einzigen Truppe, bei der die Dienstzeit nur drei Jahre beträgt, und da sie eine bestimmte, lang vorher ins Auge gefaßte Zeit brauchten, um sich Mut zu sammeln, so hatten sie Ende September festgesetzt, die Zeit nach den großen Ballspielen.

Sie betrachteten übrigens diese dreijährige Trennung mit völligem Vertrauen in die Zukunft — so sicher glaubten sie eines des andern, ihrer selbst und ihrer unvergänglichen Liebe zu sein.

Dennoch war das eine lange Wartezeit; ihr Herz war sonderbar beklommen, und der Gedanke daran ließ ihnen sonst gleichgültige Dinge unsagbar traurig erscheinen: die Flüchtigkeit der Tage, die geringsten Anzeichen der kommenden Jahreszeit, das Aufblühen gewisser Blumen, alles, was den raschen Verlauf ihres letzten Sommers andeutete.

XXIII.

Schon haben lustig und rot die Johannisfeuer in klarer, blauer Nacht geflammt, und der spanische Berg dort drüben schien am Sonnwendabend lichterloh zu brennen, so zahllos glänzten die Freudenfeuer auf dem Abhange. Sie hat begonnen, die Zeit der großen Hitze und der Gewitter, nach welcher Ramuntcho Abschied nehmen muß.

Der im Frühjahr so rasch emporsteigende Pflanzensaft verliert seine strotzende Kraft, die Entwicklung des Grüns hat ihr Ende erreicht, die Blumen haben sich voll entfaltet.

Die viel heißeren Sonnenstrahlen überhitzen alle Köpfe unter den Baretten, erhöhen das Feuer und die Leidenschaft und erwecken in allen baskischen Dörfern außerordentliche Erregung und lärmende Fröhlichkeit.

Währenddem in Spanien die großen, blutigen Stiergefechte beginnen, ist hier eine Zeit lustiger Feste, großer Ballspiele und vieler am Abend getanzter Fandangos.

Bald naht die heiße Julipracht des Südens. Der Biskayische Golf ist tiefblau geworden, und die Küste von Cantabrique hat für eine Zeitlang die rötlichgelbe Farbe Algeriens und Marokkos angenommen.

Mit schweren Gewitterregen wechselt wunderbar schönes Wetter bei völlig klarer Luft ab. Dann giebt es auch Tage, an welchen die entfernt gelegenen Dinge wie von der Hitze aufgezehrt und mit Sonnenstaub überstreut scheinen.

Die über den Wäldern und dem Dorfe Etchézar sich erhebende Gizune mit dem spitzen Gipfel wird alsdann dunstiger und höher. Kleine, vergoldete weiße Wölkchen, mit etwas Perlmuttergrau an den dunkeln Stellen, schweben am Himmel und heben sein tiefes Blau noch mehr hervor.

Die Quellen unter den dichten Farnen sprudeln leiser und langsamer, und die von halbnackten Männern begleiteten, mückenumschwärmten Ochsenwagen ziehen bedächtiger auf den Straßen dahin.

*

In dieser Jahreszeit führte Ramuntcho bei Tage das aufregende Leben des „Pelotari“; fortwährend war er mit Arrochkoa unterwegs, von Dorf zu Dorf wandernd, um ein Ballspiel ins Werk zu setzen oder auszuführen.

Doch in seinen Augen hatten nur noch die Abende Wert.

Die Abende ...! Da saß er in der duftenden, warmen Dunkelheit des Gartens neben Graziella, er hielt sie mit seinen Armen umschlungen, zog sie allmählich immer fester an seine Brust. So hielt er sie lange, ohne ein Wort zu reden, das Kinn auf ihr Haar gelegt, und atmete den jugendfrischen Duft, der von der Geliebten ausströmte.

Ramuntcho hatte einen schweren Kampf zu bestehen bei diesen lange währenden, wonnigen Umarmungen, die sie ihm nicht verwehrte. Er fühlte, daß sie jetzt Vertrauen und Hingebung genug für ihn hatte, um ihm nichts mehr zu versagen; aber jugendliche Scham, ein Gefühl der Ehrerbietung vor seiner Braut und seine unendliche, tiefe Liebe hielten alle seine Wünsche nach den höchsten Freuden der Liebe im Zaum. Manchmal sprang er jäh auf, um seine Glieder zu dehnen — „wie eine Katze, die sich streckt“, sagte Graziella, wie damals in Erribiague — wenn ihn das gefährliche Beben befiel und die übermächtige Versuchung, die Geliebte an sich zu reißen um einer Minute höchster, unaussprechlicher Seligkeit willen ...

XXIV.

Franchita indessen beunruhigte sich über das unerklärliche Benehmen ihres Sohnes. Anscheinend sah er Graziella niemals, und er sprach nicht mehr von ihr. Tiefe Trauer über den nahen Abschied sammelt sich in ihr an, und dabei beobachtete sie ihn still und geduldig.

Eines Abends — es war einer seiner letzten — als er geheimnisvoll und eilig, lange vor der nächtlichen Schmugglerstunde, ausgehen wollte, stellte sie sich vor ihn hin und sah ihn scharf an:

„Wohin gehst du, mein Sohn?“

Und da er rot und verlegen den Kopf abwandte, war sie plötzlich ihrer Sache gewiß.

„'S ist gut! Jetzt weiß ich alles! Ah, ich weiß alles! ...“

Die Entdeckung des großen Geheimnisses erregte sie; daß es nicht Graziella, sondern eine andre sein könnte, daran dachte sie nicht im entferntesten, dazu war sie zu scharfsinnig. Und nun erwachten christliche Skrupel in ihr; ihr Gewissen erschrak über das Unrecht, das sie vielleicht begangen — zugleich aber stieg aus ihrem tiefsten Innern ein Gefühl auf, dessen sie sich wie eines Verbrechens schämte, eine Art wilder Freude; denn schließlich, wenn sich die Liebenden vergessen hatten, so war es sicher, daß die Zukunft des Sohnes sich so gestaltete, wie sie immer geträumt... Sie kannte überdies ihren Ramuntcho zu gut und wußte, daß er treu bleiben und Graziella nie verlassen würde.

Schweigend standen sie einander gegenüber. Sie versperrte ihm den Weg.

„Was habt ihr gethan?“ entschloß sie sich endlich zu fragen. „Sag mir die Wahrheit, Ramuntcho, was habt ihr Schlimmes gethan?“

„Schlimmes? O, nichts, Mutter! Nichts Schlimmes, ich schwöre es dir! ...“

Ohne im geringsten gereizt über die Frage zu sein, hielt er den Blick der Mutter mit guten, offenen Augen aus. Es war ja die Wahrheit, und sie glaubte ihm.

Allein da sie noch immer, mit der Hand auf der Thürklinke, vor ihm stehen blieb, fuhr er mit dumpfer Heftigkeit fort:

„Du wirst mich hoffentlich nicht abhalten wollen, zu ihr zu gehen, da ich in drei Tagen abreisen muß?!“

Angesichts des jungen, sich auflehnenden Willens verschloß die Mutter den Tumult der widersprechenden Gefühle in sich selber, beugte den Kopf, und ohne ein Wort zu sprechen, trat sie beiseite und ließ ihn fortgehen.

XXV.

Es war der letzte Abend der Liebenden, denn vorgestern hatte Ramuntcho mit zitternder Hand auf der Bürgermeisterei von St. Jean-de-Luz die Ordre unterschrieben, durch die er für dreijährigen Militärdienst in das in einer nördlichen Hafenstadt in Garnison stehende zweite Marine-Infanterieregiment eingereiht wurde.

Es war ihr letzter Abend! ... und sie hatten

ausgemacht, länger als gewöhnlich beisammen zu bleiben — bis Mitternacht, hatte Graziella beschlossen. Mitternacht ist im Dorfe eine ungewöhnliche, schwarze Stunde, eine Stunde, nach welcher sonderbarerweise der kleinen Braut alles ernster und strafwürdiger erschien.

Trotz des brennenden Verlangens ihrer Sinne war weder ihm noch ihr die Idee gekommen, daß sie bei diesem letzten Beisammensein im Schmerz über den Abschied mehr als sonst begehren könnten.

Ihre Empfindungen waren im Gegenteil in diesem andachtsvollen Augenblick des Scheidens noch reiner als sonst, so wahr und treu liebten sie einander.

Weniger vorsichtig jedoch, da sie keine Rücksicht wegen des kommenden Abends zu nehmen brauchten, wagten sie es, auf der steinernen Bank zu flüstern, was sie nie gethan. Sie sprachen von der Zukunft, von der nun so fernen Zukunft; denn in ihrem Alter erscheinen drei Jahre als eine unendlich lange Zeit.

Wenn Ramuntcho in drei Jahren wieder heimkehrte, so war Graziella gerade zwanzig Jahre alt, und sollte alsdann ihre Mutter immer noch nicht einwilligen, so wollte sie nach einem weiteren Jahr von ihrem Recht als großjähriges Mädchen Gebrauch machen. Das war unter ihnen eine abgemachte und versprochene Sache.

Auch ihr zukünftiger Briefwechsel beschäftigte sie. Alles schien so verwickelt, voller Hindernisse und Heimlichkeiten. Arrochkoa, der allein ihr Vermittler sein konnte, hatte wohl seinen Beistand zugesagt; er war jedoch so wankelmütig, so unzuverlässig! Großer Gott, wenn er sie im Stiche ließe! Ob er überhaupt die Verpflichtung übernehmen würde, die Briefe versiegelt hin und her zu besorgen? Sonst war ja alle Freude des Briefschreibens dahin! In unsern Tagen, bei den vielen, bequemen Verkehrswegen, giebt es keine vollständige Trennung mehr, wie bald die ihrige sein sollte. Es war daher ein feierlicher Abschied, gleich dem der Liebenden aus ehemaliger Zeit, als es noch Länder ohne Post, schreckenerregende Entfernungen gab. Das glückliche Wiedersehen schien ihnen in ferne, ferne Zeit hinausgerückt, doch ihr gegenseitiges Vertrauen ließ sie mit stiller Zuversicht darauf hoffen wie die Gläubigen auf das ewige Leben.

Jede Kleinigkeit wurde für sie an diesem Abend von großer Bedeutung; der nahe Abschied ließ alles wichtiger und erheblicher erscheinen, wie es beim Nahen des Todes geschieht. Das nächtliche Geräusch und alles um sie herum kam ihnen so ganz anders vor, und unwillkürlich prägte es sich in ihr Gedächtnis... Das Gezirpe der Grillen hatte etwas Eigentümliches, wie sie es früher nie gehört. Das Geheul eines Hundes, das in der hallenden Nacht von einem entfernten Meierhof bis zu ihnen drang, flößte ihnen schauerlichen Schrecken ein. Und Ramuntcho nahm in die Verbannung einen im Garten abgeknickten Pflanzenstengel, mit dem er mechanisch den ganzen Abend gespielt, mit; er bewahrte ihn später als tieftrauriges Andenken.

Ein Abschnitt ihres Lebens endigte mit diesem Tage; ein Stück ihres Daseins lag hinter ihnen — es war vorbei mit der Kinderzeit...

Es bedurfte für sie keiner langen Versicherungen, so gewiß war eines des andern, ja, sie hatten sich nicht soviel wie gewöhnliche Brautleute zu sagen, weil sie gegenseitig ihre innersten Gedanken kannten, und nach einer Stunde des Plauderns blieben sie Hand in Hand, ernst und still nebeneinander sitzen, indes die unerbittlichen Minuten dahinschwanden.

Um Mitternacht, wollte sie, sollte er fortgehen, wie es im voraus in ihrem verständigen Kopf fest beschlossen war. Nachdem sie sich lang geküßt, trennten sie sich, als ob der Abschied zu dieser bestimmten Stunde etwas Unvermeidliches und unmöglich zu verschieben sei.

Indes sie in ihr Zimmer zurückging und plötzlich in ein Schluchzen ausbrach, das bis zu ihm drang, überstieg er die Mauer und befand sich bald auf der einsamen Straße unter den weißen Strahlen des Mondes. Bei dieser ersten Trennung litt er weniger als sie, weil er es war, der wegzog, und ihm die folgenden Tage Neues und Unbekanntes bringen sollten. Als er auf dem staubigen, hellen Wege dahinschritt, war er von dem mächtigen Zauber des Reisens und der Veränderung gleichsam betäubt, und ohne bestimmte oder zusammenhängende Gedanken sah er seinen im Mondschein scharf und deutlich gezeichneten Schatten vor sich hergehen. Und die große Gizune beherrschte mit kalter, gespenstischer Ruhe die ganze, mondbeschienene Gegend.

XXVI.

Der Tag der Abreise. Da und dort nimmt Ramuntcho Abschied von Freunden; alte, vom Regiment heimgekehrte Soldaten geben ihm herzliche Glückwünsche mit auf den Weg. Seit dem Morgen ist er in fieberhafter Betäubung; vor ihm liegt die unbekannte Welt!

Arrochkoa, der sehr freundlich an diesem letzten Tag gegen ihn war, hatte ihn inständig gebeten, ihn mit seinem Wagen bis St. Jean-de-Luz fahren zu dürfen, und zugleich ausgemacht, daß sie bei Sonnenuntergang abreisen wollten, damit er gerade rechtzeitig zum Nachtzug käme.

Der Abend war herangekommen; Franchita wollte ihren Sohn bis zu dem Platze begleiten, wo der Wagen bereit stand, und hier, trotzdem sie sich mit aller Gewalt zu beherrschen suchte, überwältigte sie der Schmerz, und ihr Gesicht zog sich zusammen; er hielt sich gewaltsam straff, um sich das kühne

Aussehen zu geben, das sich für einen zum Regiment abziehenden Rekruten schickt.

„Machen Sie mir ein wenig Platz, Arrochkoa!" sagte sie plötzlich, „ich will mich zwischen euch beide setzen und bis zur Kapelle des heiligen Bitchentcho mitfahren. Von dort komme ich zu Fuß zurück."

Sie fuhren ab. Die untergehende Sonne breitete über sie wie über alles andre ihre goldne und kupferrote Pracht.

Am Eichwald vorüber kamen sie zur Kapelle, aber die Mutter wollte noch weiter mitfahren; von einer Biegung zur andern schob sie die schreckliche Trennung hinaus und bat, sie den Sohn weiter begleiten zu lassen.

„Jetzt aber, Mutter, oben auf der Anhöhe von Issaritz mußt du aussteigen," sagte Ramuntcho mit Herzlichkeit. „Hörst du, Arrochkoa, dort hältst du an! Ich will nicht, daß meine Mutter noch weiter mitfährt."

Das Pferd ging nun viel langsamer bergauf. Der Mutter und dem Sohne brannten die Augen von den zurückgehaltenen Thränen; Hand in Hand saßen sie da, und langsam, langsam fuhren sie stillschweigend dahin, als wären sie auf einer Wallfahrt begriffen.

Als sie endlich oben angelangt waren, zog der gleichfalls stumm gewordene Arrochkoa sacht die Zügel an mit einem einfachen: „Ho—la!" Es klang still wie ein Trauersignal, das man nur zögernd giebt, — und der Wagen hielt an.

Ramuntcho sprang schweigend ab, half seiner Mutter absteigen, gab ihr einen langen, langen Kuß und stieg rasch wieder auf.

„Fahre zu, Arrochkoa! Rasch, weiter!"

Und in zwei Sekunden verlor er auf dem nun abwärts führenden Weg die Mutter, deren Gesicht jetzt Thränen überströmten, aus den Augen.

•

Immer mehr wuchs die Entfernung zwischen Franchita und ihrem Sohne. In entgegengesetzter Richtung zogen sie auf der Straße von Etchézar, in der Pracht des Sonnenuntergangs, in einer Welt von rosafarbenem Heidekraut und gelblichen Farnen, weiter.

Langsam ging Franchita dem Dorfe zu, sie begegnete nur einigen Ackersleuten und einigen, von kleinen baskischen Hirten durch den goldnen Abend getriebenen Herden.

Ramuntcho fuhr indessen abwärts und sehr rasch durch dunkle Thäler dem flachen, von der Eisenbahn durchkreuzten Lande zu.

XXVII.

Franchita kam zur Dämmerzeit ins Dorf zurück und bemühte sich dort, ihre gewöhnliche stolze und gleichgültige Haltung anzunehmen.

Vor dem Hause Detcharry begegnete sie Dolores, die gerade heimkam; diese drehte sich um, blieb in der Thür stehen und sah die Feindin scharf an. Es mußte etwas vorgekommen sein; sie mußte irgend etwas gehört haben, daß sie sich in solch auffallender, herausfordernder Weise benahm.

Franchita blieb gleichfalls stehen, und fast unwillkürlich stieß sie die zwischen den Zähnen gemurmelten Worte aus:

„Was hat sie, diese Frau, daß sie mich in dieser Weise ansieht?"

„Aha, heute abend wird er wohl nicht mehr kommen, der feine Liebhaber — nicht wahr?" rief Dolores.

„So, du weißt es also, daß er immer hierher kam und mit deiner Tochter zusammentraf?"

In der That, sie wußte es seit diesem Morgen. Graziella hatte es ihr gesagt; nach langem Sträuben hatte sie sich dazu entschlossen, nun sie keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte — allein es war alles umsonst gewesen, was sie von Onkel Ignacio berichtete, was sie von Ramuntchos besseren Aussichten zu sagen wußte, alles, was ihre Sache hätte fördern können.

„So, du weißt es also, daß er mit deiner Tochter hier zusammenkam?"

Aus alter Gewohnheit sagten sie du zu einander, wie zur Zeit, als sie noch zusammen in die Schule gingen, die beiden Frauen, die nun schon seit zwanzig Jahren kein Wort mehr ausgetauscht hatten.

Weshalb sie sich so sehr haßten? Fürwahr, sie wußten es selber nicht recht. Oftmals fängt so etwas mit einem Nichts an, mit kindischer Eifersüchtelei oder Rivalität, und schließlich, nach täglichem Begegnen ohne Aussprache, nach vielen bösen Blicken wächst es bis zum unversöhnlichen Haß . . .

Sie standen eine vor der andern, ihre Stimmen zitterten vor Groll und böswilliger Erregung.

„Freilich!" entgegnete die andre, „du wußtest es vor mir, das denke ich mir wohl; du warst es, die ihn zu uns schickte! . . . Man begreift übrigens, daß du vor keinem Mittel zurückschreckst, nach dem, was du damals gethan hast . . ."

Franchita, die von Natur weit mehr Würde und Anstand besaß, blieb stumm und entsetzt über den ungeahnten Streit auf offener Straße, während Dolores fortfuhr:

„Nein, das wäre noch schöner! Meine Tochter die Frau dieses Bastards mit keinem Heller Vermögen!"

„Ich meine aber, er wird sie trotzdem heiraten! Versuche es doch, ihr einen Mann nach deiner Wahl vorzuschlagen, und du wirst schon sehen!"

Damit eilte Franchita weg; es schien ihr unter ihrer Würde, den Streit weiter fortzusetzen, und sie hörte hinter sich die zornige Stimme und die Schmähworte der andern.

Sie zitterte an allen Gliedern, und einer Ohnmacht nahe, taumelte sie bei jedem Schritt.

Welch traurige Heimkehr! Welche Leere fand sie! Diese dreijährige Trennung erschien ihr jetzt als etwas entsetzlich Neues, als ob sie kaum darauf vorbereitet gewesen wäre — gerade wie man bei der Rückkehr vom Friedhof die Abwesenheit des teuern Toten zum erstenmal in ihrer ganzen Schmerzlichkeit fühlt.

Dazu kam jetzt noch diese Beschimpfung auf offener Straße — diese Worte, die um so peinlicher waren, als sie sich im innersten Herzen ihres Fehltritts mit dem Fremden grausam bewußt war. Wie konnte sie, statt ihres Weges zu ziehen, wie sie hätte thun sollen, vor dieser Feindin stehen bleiben und durch die leise geflüsterten Worte diesen schmachvollen Streit heraufbeschwören! Wie konnte sie sich zu etwas derartigem erniedrigen, sich so sehr vergessen, sie, die seit fünfzehn Jahren durch ihre vollständig würdige Haltung nach und nach die Achtung aller erworben hatte! ... O, warum mußte sie sich diese Beschimpfung von Dolores bieten lassen, deren Vergangenheit tadellos war und die wirklich ein Recht hatte, sie zu verachten!

Bei weiterer Ueberlegung erschrak sie immer mehr über diese Herausforderung, besonders wegen der Zukunft; wie unklug war es von ihr, sie hinzuwerfen! Es war ihr nun, als hätte sie alle teuern Hoffnungen, die ihr Sohn hegte, aufs Spiel gesetzt, da sie den Haß dieser Frau reizte. Ihr Sohn, ihr Ramuntcho, den ein Wagen zu dieser Stunde weit weg von hier der Gefahr, dem Krieg entgegenführte! ...

Wahrlich, sie hatte eine große Verantwortung auf sich geladen, als sie sein Leben nach ihren Ideen, mit Eigensinn, Stolz und Egoismus leiten wollte. Und jetzt, an diesem Abend vielleicht, hatte sie das Unglück über ihn heraufbeschworen, während er voller Vertrauen in die Zukunft von dannen fuhr.

Sicherlich war ihr das als ihre härteste Strafe zugedacht. Es war ihr, als hörte sie im leeren Hause, wie ihr mit dieser Buße gedroht ward, und sie fühlte ihr langsames, aber sicheres Nahen.

Sie fing an, Gebete für Ramuntcho herzusagen, mit bitterm, aufrührerischem Herzen jedoch, weil die Religion, wie sie dieselbe verstand, ihr weder Trost noch Erleichterung verschaffte, ihr kein Vertrauen einflößte und ihr Herz kalt ließ. Ihre Not und ihre Verzweiflung waren grenzenlos, ja, sogar die Wohlthat der Thränen blieb ihr versagt.

*

Ramuntcho war in dieser Abendstunde noch immer unterwegs; durch dunkle Thäler fuhr er weiter, dem Lande zu, welches die Bahnen durchkreuzen, die Menschen weit wegführend, alles verändernd und umwälzend.

Ungefähr eine Stunde lang war er noch auf baskischem Gebiete — alsdann hatte er die Heimat im Rücken. Auf seinem Wege begegnete er noch etlichen schwerfälligen Ochsengespannen, die an das beschauliche Dasein in alten Zeiten gemahnten, oder undeutlichen menschlichen Gestalten, die ihm im Vorbeigehen den traditionellen Guten Abend boten, das altertümliche „Gaou-one“, das er morgen nicht mehr hören sollte. Und dort drüben links zeichneten sich am Himmel noch die Höhen Spaniens ab, das nun für lange Zeit seine Nächte nicht mehr beunruhigen sollte ...

XXVIII.

Drei Jahre sind vergangen, in reißender Schnelle.

Ein Novembertag geht zur Rüste. Franchita ist allein zu Hause, krank und bettlägerig.

Es ist der dritte Herbst seit der Abreise des Sohnes. Ihre fieberglühenden Hände halten einen Brief von ihm — einen Brief, der nur wolkenlose Freude hätte bringen müssen, da er seine Rückkehr ankündigt, dennoch aber sie sorgenvoll stimmt, denn das Glück des Wiedersehens ist durch Leid und Unruhe, schreckliche Unruhe, vergiftet.

O, sie hatte an jenem Abend, als sie ihn zum Abschied begleitet hatte und so angstvoll nach Hause kam, eine richtige Ahnung der trüben Zukunft. Ja, es ist grausame Wahrheit geworden, damals hat sie mit der Herausforderung auf offener Straße des Sohnes Glück für immer zerstört ...

Monate scheinbarer Ruhe waren auf diesen Streit gefolgt, indessen Ramuntcho, weit von der Heimat entfernt, die ersten Kämpfe mitmachte. Alsdann bewarb sich ein reicher Freier um Graziella, und alle Welt wußte, daß sie ihn, trotz Zuredens ihrer Mutter, beharrlich abwies.

Eines Tages reisten Mutter und Tochter, unter dem Vorwand, nahe Verwandte im Hochgebirge zu besuchen, plötzlich ab. Die Reise dauerte lange, und diese Abwesenheit ward immer mehr in großes Dunkel gehüllt. Mit einem Male verbreitete sich die Kunde, Graziella sei als Novize bei den Schwestern der heiligen Maria des Rosenkranzes in einem Kloster der Gascogne, wo die frühere Schwester Oberin nun Aebtissin war.

Dolores kam allein in ihr Haus zurück; sie blieb stumm und schien verdrossen und unglücklich. Niemand erfuhr, welche Beeinflussungen auf die Kleine mit den goldnen Haaren gewirkt, noch wie sich die leuchtenden Thore des Lebens vor ihr verschlossen hatten, — kurz, wie sie sich in dieses Grab konnte einmauern lassen. Allein gleich, nachdem die regelrechte Probezeit verstrichen war, und ohne ihren Bruder wiedergesehen zu haben, legte sie ihr Gelübde ab, während Ramuntcho fern in einer der Kolonien, weit von allen Verbindungen mit Frankreich, inmitten der Wälder

einer Insel Australiens, den Unteroffiziersrang und die Militärmedaille errang.

*

Schon fürchtete Franchita fast, daß Ramuntcho nie wieder in die Heimat zurückkehren werde ... Und jetzt sollte er endlich kommen! In ihren abgemagerten, heißen Händen hielt sie den Brief, der ihr sagte: „Ich reise übermorgen und werde Samstag bei Dir sein.“

Was wird er beginnen, wenn er wieder hier ist? Zu was wird er sich für die Folge seines so traurig veränderten Lebens entschließen? In seinen Briefen bewahrte er tiefes Schweigen über diesen Punkt.

Auch sonst war ihr alles fehlgeschlagen. Die Pächter, welche ihre untere Wohnung inne gehabt, hatten Etchézar verlassen, und der Stall stand leer, das Haus war einsam und ihr bescheidenes Einkommen natürlich sehr geschmälert. Dazu kam noch, daß sie durch unvorsichtige Anlage einen Teil des von dem Fremden für den Sohn bestimmten Geldes einbüßte.

Wahrlich, klagte sie sich an, sie war eine zu ungeschickte Mutter, die in jeder Weise das Glück ihres geliebten Ramuntcho aufs Spiel gesetzt ... oder vielmehr, sie war eine Mutter, auf der die göttliche Gerechtigkeit, ihrer vergangenen Schuld wegen, schwer lastete!

Das alles hatte sie überwältigt, das alles hatte ihre Krankheit beschleunigt und verschlimmert, und es gelang dem zu spät gerufenen Arzt nicht mehr, ihr Einhalt zu thun.

So lag sie jetzt da, in heftigem Fieber auf ihrem Bett ausgestreckt, um den heimkehrenden Sohn zu erwarten.

XXIX.

Ramuntcho war nach seiner dreijährigen Dienstzeit aus dem Regiment in der nördlichen Garnisonstadt entlassen. Mit zerrissenem Herzen, mit einem Herzen voller Aufruhr und Weh, kehrte er in die Heimat zurück.

Sein zweiundzwanzigjähriges Gesicht war durch die heißen Sonnenstrahlen gebräunt, sein sehr lang gewordener Schnurrbart gab ihm ein stolzes, vornehmes Aussehen, und den Aufschlag des Zivilanzugs, den er im Moment vor der Abreise gekauft, zierte das ehrenvolle Band der Verdienstmedaille. Nach einer Nachtfahrt war er in Bordeaux angelangt und bestieg dort mit wachsender Erregung den Zug nach Irun, der ihn durch die einförmigen, endlosen Landes direkt in den Süden führte. Er hatte sich in die Ecke rechts gesetzt, um sofort den Biskayischen Golf und die Höhen Spaniens zu sehen.

In der Nähe von Bayonne erbebte sein Herz, als er die ersten baskischen Barette und an den Haltestellen die ersten baskischen Häuser zwischen Fichten und Korkeichen wieder sah. In St. Jean-de-Luz endlich, als er ausstieg, fühlte er sich gleichsam berauscht ... Nach dem Nebel und der Kälte, die schon im Norden Frankreichs herrschen, befand er sich hier plötzlich in einem wonnigen warmen Klima und hatte das Gefühl, als ob er in ein Treibhaus trete. Es war ein sonniger Tag; der Südwind, der entzückende Südwind wehte, und die Pyrenäen ragten in herrlichen Farbenstimmungen in den hohen, freien Himmel. Dazu kam noch, daß junge Mädchen vorübergingen, deren fröhliches Lachen an den Süden oder an Spanien erinnerte, und welche die ungezwungene, vornehme Anmut der Baskinnen hatten. Nach den schwerfälligen Blondinen des Nordens gefielen sie ihm noch mehr als alle diese sommerliche Stimmung ... Rasch jedoch fiel er in sein tiefes Brüten zurück; wie mochte er nur daran denken, sich je wieder vom Zauber dieses Landes einnehmen zu lassen, da die wiedergefundene Heimat nun immerdar leer und öde für ihn war? Wie konnte die reizvolle Natürlichkeit dieser Mädchen, die ironische Heiterkeit des Himmels, der Menschen und Dinge seine unendliche Verzweiflung ändern?

Nein! Schnell heim in sein Dorf! Schnell seine Mutter umarmen! ...

Wie er vorhergesehen, war der Eilwagen nach Etchézar schon vor zwei Stunden abgefahren. Ohne Anstrengung jedoch konnte er diesen langen, vertrauten Weg zu Fuß unternehmen, er konnte trotzdem noch vor Nacht ankommen. Er kaufte sich Strohschuhe, seine Fußbekleidung bei den früheren Märschen, und mit seinem raschen Gebirgsgang, mit den langen, kräftigen Schritten war er bald im Herzen des Landes, auf Straßen, die liebe Erinnerungen weckten.

*

Der November ging zu Ende. Warm strahlte die Sonne, die hier auf den pyrenäischen Abhängen immer lange verweilt. Seit vielen Tagen schon lag derselbe klare Himmel über den halbentblätterten Wäldern und über den von der intensiven Farbe der Farne geröteten Bergen. Am Rande des Wegs wuchsen hohe Gräser wie im Monat Mai, sowie große, schirmartige Blumen, die sich in der Jahreszeit geirrt zu haben schienen. In den Hecken hatten Rainweiden und wilde Rosen wieder Blüten getrieben, Bienen summten um sie herum und auch beharrliche Schmetterlinge, denen der Tod noch für einige Wochen Schonung angedeihen ließ.

Hie und da sahen baskische Häuser aus den Bäumen hervor, sehr hoch, mit vorspringendem Dach, grell weiß trotz ihres hohen Alters, mit braunen oder grünen Fensterläden, von altem, verblaßtem Grün. Ueberall trockneten auf den Holzbalkonen goldgelbe Kürbisse und Garben rosafarbener Bohnen; auf allen Mauern hingen, gleich schönen Rosenkränzen aus Korallen, Guirlanden von hochrotem spanischem Pfeffer:

alle die Spenden der fruchtbaren Erde, des nährenden alten Bodens, die seit Menschengedenken als Vorräte für die sonnenlosen trüben Monate gesammelt werden.

Nach dem herbstlichen Nebel des Nordens erweckten diese klare Luft, diese südliche Sonne, jede kleine Eigentümlichkeit der Heimat Gedanken voller Wehmut in Ramuntchos Seele.

Es war auch die Zeit gekommen, wo man die Farne schneidet, mit denen die rotbraunen Hügel wie mit einem Vließ bedeckt sind. Große, ochsenbespannte Wagen fuhren damit beladen langsam in der schönen melancholischen Sonne, eine Spur des würzigen Duftes hinter sich lassend, den einsam gelegenen Meierhöfen zu. Sehr langsam bewegten sich diese ungeheuern Lasten von Farnen auf der Bergstraße vorwärts, — langsam, mit Schellengeklingel. Starke, schläfrige Zugtiere, mit dem traditionellen braunen Schaffell auf den Köpfen, das ihnen eine Aehnlichkeit mit Auerochsen oder amerikanischen Büffeln giebt, zogen die schweren Fuhrwerke, deren Räder volle Scheiben sind, gleich denen der antiken Wagen. Die Ochsentreiber, mit langen Stöcken bewaffnet, gingen geräuschlos in Strohschuhen voraus, im rosafarbenen, auf der Brust geöffneten Hemd, die Jacke über die Schulter geworfen, das wollene Barett tief in das bartlose, magere Gesicht gedrückt, dem die große Kinnlade, die breiten Halsmuskeln ein festes, starkes Aussehen gaben.

Es kamen auch Zwischenpausen völliger Einsamkeit, wo man auf diesen Wegen nur noch das Summen der Mücken im gelblichen, schon schwindenden Schatten der Bäume hörte.

Ramuntcho musterte die seltenen, seine Wege kreuzenden Vorübergehenden und war erstaunt, noch keinen Bekannten unter ihnen gesehen zu haben. Kein vertrautes Gesicht, kein Freund, der in herzlicher Weise mit ihm gesprochen hätte! Niemand — nur das banale „Guten Tag" von Leuten, die sich wohl umdrehten, weil sie glaubten, ihn schon irgendwo gesehen zu haben, aber sich nicht erinnern konnten wo, und wieder in stiller Träumerei durch Feld und Wald weiterschritten, — und mehr denn je fühlte er die Verschiedenheit zwischen sich und diesen Feldarbeitern.

*

Dort drunten jedoch zeigte sich jetzt ein Wagen mit so hoch aufgetürmter Last, daß er an den Baumzweigen im Vorüberfahren anstreifte. Voraus ging der Führer, der ruhig und gelassen dreinschaute, ein breitschulteriger, gemütlich aussehender Bursche, rot wie die Farnkräuter, rot wie der Herbst, mit rotem, struppigem Pelz auf der nackten Brust. Gemächlich schritt er dahin, die Arme über den quer auf der Schulter liegenden Treibstachel gekreuzt. Ebenso gingen ohne Zweifel am Abhang derselben Berge schon seine Vorfahren, Ackerer und Ochsentreiber wie er, ungezählte Jahrhunderte zuvor.

Als der Bursche Ramuntcho erblickte, berührte er seine Ochsen an der Stirn und hielt sie mit einer Bewegung und einem kurzen, befehlenden Ruf an; alsdann ging er auf den Wanderer zu und streckte ihm bieder die Hände entgegen ...

Florentino! Ein sehr veränderter Florentino! Er war breiter geworden und sah männlicher aus; dazu kam noch, daß er viel freier und sicherer auftrat. Die beiden Freunde umarmten sich und sahen sich schweigend an, eingeschüchtert plötzlich durch die aus dem tiefsten Innern der Seele steigende Flut der Erinnerungen. Keiner von beiden wußte ihr Ausdruck zu geben, Ramuntcho ebensowenig wie Florentino; war auch seine Sprache unendlich mehr ausgebildet, so war auf der andern Seite sein tiefes, geheimnisvolles Seelenleben viel unergründlicher. Es lag ihnen schwer auf dem Herzen, daß sie nicht im stande waren, ihre Gefühle auszusprechen, und verlegen blickten sie auf die beiden stillstehenden Ochsen.

„Die gehören mir," sagte Florentino. „Vor zwei Jahren habe ich mich verheiratet ... Meine Frau hat ihrerseits zu thun ... und da wir beide arbeiten, geht es uns leidlich gut. — Ah!" fuhr er mit naivem Stolz fort, „ich habe noch ein andres Paar Ochsen, wie diese, zu Haus."

Plötzlich hielt er inne und ward über und über rot, denn er besaß den Takt, der aus dem Herzen kommt. Die einfachsten Menschen haben denselben oft von Natur, und die Erziehung kann ihn niemals beibringen, sogar den feinsten Weltmenschen nicht. Er dachte an die traurige Heimkehr Ramuntchos, sein zerstörtes Glück, an seine bei den Nonnen begrabene Braut, seine sterbende Mutter, und befürchtete schon zu grausam gewesen sein, als er von seinem eignen Glück sprach.

Sie schwiegen wieder und sahen sich noch eine Weile gutmütig lächelnd an, aber sie fanden keine Worte. Hatte sich doch auch zwischen beiden die Kluft der Begriffsverschiedenheit in diesen drei Jahren noch vertieft! Florentino berührte wieder seine Ochsen an der Stirn, und mit der Zunge schnalzend, setzte er sie in Bewegung, nachdem er die Hand des Freundes warm gedrückt.

„Wir sehen uns bald wieder, — nicht wahr?"

Das Schellengeklingel seines Gespanns verlor sich in der Stille des schattigen Weges, wo allmählich die Hitze des Tages abnahm.

„Ja, der hat Glück gehabt!" dachte Ramuntcho und ging traurig sinnend unter den herbstlichen Zweigen weiter.

*

Die fortwährend bergauf führende Straße ist hie

und da von Quellen unterwühlt, manchmal von dicken Baumwurzeln durchkreuzt.

Bald wird Etchézar sichtbar sein, und noch ehe er es erblickt hat, steht sein Bild klar vor ihm; die ganze Umgebung ruft es ins Gedächtnis und belebt es. Sein Schritt wird eiliger, sein Herz klopft stärker.

Oede ist es jetzt für ihn, das ganze Land — Graziella ist nicht mehr dort! Oede, schmerzlich zu durchwandern, wie ein geliebtes Heim, in dem der große Schnitter Einkehr gehalten hat . . .

Und dennoch wagt Ramuntcho im Innern seiner Seele daran zu denken, daß in irgend einem kleinen Kloster dort drunten, unter der Nonnenkapuze, die lieben, schwarzen Augen noch leuchten und er sie wenigstens wiedersehen kann — daß ein Klostergelübde im Grund noch nicht der Tod ist, und vielleicht das Schicksal das letzte Wort noch nicht gesprochen hat . . .

Alles wohl erwogen — wie konnte Graziellas Herz, das ihm früher so ganz zu eigen war, sich so plötzlich umstimmen lassen? O, entsetzliche, fremde Beeinflussung mußte auf sie gedrückt haben, und wer weiß — wenn sie sich wiedersehen, sich Aug' in Aug' beraten könnten? . . . Allein was konnte er Vernünftiges, Mögliches hoffen? Sah man je hierzulande eine Nonne ihrem Gelübde untreu werden, um ihrem Bräutigam zu folgen? Wohin überdies konnten sie zusammen gehen? Alle Welt würde ihnen ausweichen, sie wie Abtrünnige fliehen! Nach Amerika vielleicht! — und da fragte es sich! Schließlich, wie an sie herankommen und sie wieder aus dem weißen Totenhause holen, in dem die Nonnen leben, ewig überwacht und belauert! . . . Nein, nein! Das alles waren unausführbare Hirngespinste! Alles war zu Ende, hoffnungslos!

Für einen Moment vergißt er jetzt die Trauer um Graziella — es zieht ihn von ganzem Herzen zu seiner Mutter, die ihm geblieben, die hier ganz in der Nähe und ohne Zweifel durch die freudige Erregung, ihn so bald zu sehen, etwas erschüttert ist.

Links auf der Straße erscheint jetzt halb versteckt zwischen Buchen und Eichen ein armes Dorf mit einer alten Kapelle und mit einer von hohen Bäumen umgebenen Mauer zum Ballspiel. Alsbald tritt wieder Wandel in dem Gedankengang des jungen Kopfes ein. Beim Anblick der kleinen, oben abgerundeten Mauer erwachen in Ramuntcho stürmische Erinnerungen, Leben, Freude und Kraft. Mit kindlichem Vergnügen sagt er sich, daß er morgen wieder mit dem baskischen Spiele beginnen kann, sich tummeln in raschen, gewandten Bewegungen. Er gedenkt der großen Spielpartien an den Sonntagen nach dem Gottesdienst, an den Sieg nach schönen Kämpfen mit den Spielern Spaniens, lauter Dinge, die er in den letzten drei Jahren der Verbannung so sehr vermißt hat und durch die er jetzt sein Fortkommen finden kann.

Allein es dauert nur eine kurze Weile, und Schmerz und Verzweiflung kehren wieder in sein Herz ein. Seine Triumphe auf dem Platz! . . . Graziella wird sie nicht mehr mit ansehen! . . . Wozu also? Mein Gott! . . . Ohne sie ist alles auf der Welt, selbst das, farblos, unnötig und eitel, alles das hört auf, für ihn vorhanden zu sein . . .

*

Etchézar! An der Biegung dort drunten wird es plötzlich sichtbar. Es liegt in rotem Scheine, gleich einem Zauberbilde, und als ob es absichtlich, auf ganz besondere Weise, inmitten der schattigen, abendlichen Umgebung beleuchtet wäre. Die Sonne ist im Untergehen. Um das einsame Dorf mit dem alten, schwerfälligen Glockenturm zeichnen die letzten Strahlen einen Hof von Gold- und Kupferfarbe, indes Wolkenballen und ein von der Gizune herkommendes gewaltiges Dunkel die Erde oben und unten verfinstern! . . .

O, mit welch wehmütiger Stimmung sieht er die Heimat, wie traurig ist diese Erscheinung für den heimkehrenden Soldaten, der seine Braut nicht mehr findet! . . .

Drei Jahre sind vergangen, seitdem er von hier fortzog . . . Drei Jahre, wenn auch ein flüchtiges Nichts im späteren Leben, sind in seinem Alter doch eine lange Zeit, eine Periode, in der sich vieles verändert. Wie vermindert, wie klein, wie sehr in die Berge eingeengt, wie traurig, wie verlassen erscheint ihm nach der langen Verbannung das Dorf, das er trotzdem von ganzer Seele liebt! . . . Im Innern des großen, noch wenig entwickelten Jungen beginnt, um seine Leiden noch zu vermehren, von neuem der Kampf der beiden ihm angeborenen Gefühle — hier eine fast krankhafte Anhänglichkeit an sein Haus, seine Heimat — dort ein Erschrecken vor dem Gedanken, sich hier wieder einschließen zu sollen, nun, da er weiß, daß die Welt so groß, so weit ist.

Trotz des warmen Nachmittags macht sich schon der Herbst fühlbar durch den früh abnehmenden Tag, durch plötzlich eintretendes kühles Wetter mit einem Geruch welker Blätter und feuchten Mooses. Tausend kleine Erinnerungen aus früheren Herbstzeiten im Baskenlande, aus verflossenen Novembertagen treten klar vor seinen Geist: die kalten, nebligen Abende nach den schönen, sonnigen Tagen, die in tintenfarbigen Dunst gehüllten oder auch stellenweise als schwarze Silhouetten von dem blaßgoldnen Himmel sich abhebenden Pyrenäen; rings um die Häuser die späten, hier vom Reif lang verschonten Sommerblumen und vor jeder Thür die dicke Blätterschicht der Platanen, die unter dem Schritt des zum Abendessen heimkehrenden Mannes raschelt . . . O, dieses Wohlgefühl

und diese sorgenlose Freude, dieses fröhliche Nachhausekommen nach langen Märschen in den rauhen Bergen! O, wie lustig flackert zur Winterszeit das erste Feuer im hohen, mit weißen Leinwandzacken verzierten Kamin! Nein, in der Stadt mit der Unmasse von Häusern, diesen aufeinander sitzenden Wohnungen hat man nicht das wirkliche Gefühl eines Heims wie hier in dem einsamen Dorfe, mitten in der freien Natur, mit der großen Finsternis ringsum, dem schwarzen, zitternden Laubwerk, dem großen, wechselnden Dunkel der Höhen und Wolken. Doch jetzt haben ihm Entfernung, Reisen und neue Begriffe sein Heim in den Bergen verleidet und verdorben; sicherlich wird er es fast traurig finden, besonders bei dem Gedanken, daß seine Mutter nicht immer und Graziella niemals dort sein wird.

Sein Schritt wird durch die Ungeduld, seine Mutter wiederzusehen, immer eiliger. Um das abgelegene Haus zu erreichen, schlägt er einen Weg oberhalb des Platzes ein und geht um die Kirche und das Dorf herum. Schnell vorübereilend sieht er alles mit unsäglicher Erregung an. Friede und Stille umschweben die kleine Gemeinde Etchézar, die im Herzen des französischen Baskenlandes liegt und die Heimat aller in der Vergangenheit berühmten Pelotaris ist, die jetzt schwerfällige Großväter sind oder schon längst im Grabe ruhen.

Die stets unveränderte Kirche, in welcher seine gläubigen Träume begraben liegen, ist noch immer von dunkeln Cypressen umgeben, wie eine Moschee. Den Ballspielplatz beleuchtet, während Ramuntcho eilig vorüberschreitet, ein letzter Sonnenstrahl, der auf die von den alten Inschriften bedeckte Mauer fällt — gerade wie an jenem Abend seines ersten großen Erfolges. Vier Jahre ist es her, daß Graziella im blaßblauen Kleide hier unter der fröhlichen Menge saß — sie, die jetzt eine schwarze Nonne geworden! . . .

Auf den leeren Sitzreihen, auf den grasbewachsenen Granitstufen sitzen drei oder vier Greise, welche früher zu den Kühnsten und Gewandtesten des Ortes gehörten. Ihre Erinnerungen führen sie stets wieder hierher, und bei herabsinkender Dämmerung plaudern sie von ehemaliger Zeit . . .

O, diese kleinen Wirtshäuser, diese kleinen, erbärmlichen Buden mit den altfränkischen kleinen Dingen für den Bedarf der Gebirgsleute! Wie fremd wandelt ihn dies alles an, als ob es in den Hintergrund längst vergangener Jahre geschoben wäre! Gehörte er wirklich nicht mehr zu den Leuten von Etchézar? War er nicht mehr der Ramuntcho von ehedem? Wie außergewöhnlich mußte seine Seele beschaffen sein, daß er sich hier nicht ebenso wohl fühlte wie die andern! Warum? O, mein Gott! warum war ihm allein versagt, das stille, geträumte Glück zu erreichen, da doch alle seine Freunde das ihrige erreicht hatten!

Endlich ist er bei seinem Hause! Hier, vor seinen Augen steht es! Es ist ganz so, wie er es wiederzufinden dachte. Längs der Mauer erkennt er alle die ausdauernden, von seiner Mutter gepflegten Blumen, dieselben Arten, die im Norden längst der Reif zerstört hat: Heliotrope, Geranien, hohe Dahlien und Kletterrosen. Und die liebe Blätterschicht, die jedes Jahr von der Wölbung herabfällt, ist auch da und raschelt traulich unter seinen Füßen.

Im unteren Saal ist es bei seinem Eintritt schon grau und dunkel. Der hohe Kamin, auf den sein Blick zuerst fällt — denn instinktiv erinnert er sich der schönen, hellen Flammen in früheren Tagen — ist derselbe mit seinen weißen Verzierungen, jedoch kalt, voller Schatten, als ob er Abwesenheit oder Tod verriete.

XXX.

Ramuntcho irrte am nächsten Morgen im Dorfe und der Umgebung umher unter einer Sonne, welche die Wolken durchdrang und wie am Tage vorher glänzte.

Sorgfältig gekleidet, mit hinaufgestrichenem Schnurrbart, stolz und vornehm aussehend, ernst und schön, ging er dahin, um zu sehen und um gesehen zu werden; in seinen Ernst mischte sich ein wenig Kinderart, in seinen Kummer ein wenig Wohlbehagen. Seine Mutter hatte ihm beim Erwachen gesagt:

„Ich versichere dich, ich fühle mich besser. Heute ist Sonntag, gehe spazieren, ich bitte dich inständig."

Die Vorübergehenden drehten sich um und sahen ihm nach, flüsterten eine Weile und trugen alsdann die Neuigkeit im Dorfe herum: „Franchitas Sohn ist wieder da; welch prächtiger Mensch er geworden ist!"

Ueber der ganzen Gegend lag Sommerstimmung, doch mit der unergründlichen Wehmut des langsam nahenden Absterbens. Trotz der Sonnenstrahlen sah das pyrenäische Land traurig aus. Alle Pflanzen, alle Gräser schienen in eine eigentümliche, lebensmüde Ergebung, in Todesahnung versunken.

Jede Biegung des Weges, jedes Haus, der geringste Baum, alles erinnerte Ramuntcho an ehemalige Tage, an die Tage, da Graziella an allem teil hatte. Bei jeder Erinnerung, bei jedem Schritt prägte und hämmerte sich unter neuer Form der unumstößliche Urteilsspruch in seinen Geist: Alles ist zu Ende! Du bist allein auf immerdar... Graziella ist dir genommen und in ein Kloster gesperrt . . .! Alles auf seinen Wegen erneuerte und vermehrte sein Weh, und im tiefsten Innern quälte ihn die andre bittere Sorge, um seine Mutter, seine gute Mutter, die so krank schien, vielleicht lebensgefährlich . . .

Er begegnete Leuten, die ihn anhielten und

freundlich und gut einige Worte in der lieben baskischen Sprache an ihn richteten... Alte Barettträger mit grauen Häuptern sprachen über das Ballspiel mit dem bewährten Spieler, der zu ihrer Freude nun wieder heimkam... Aber sofort nach den ersten Begrüßungen wurden sie trotz der hellen Sonne am blauen Himmel ernster, und der Gedanke an Graziella im Kloster, an die sterbende Franchita machte sie verlegen.

Alles Blut stieg ihm plötzlich zu Kopf, als er von weitem Dolores kommen sah. Er fand sie sehr gealtert und sehr gedrückt aussehend. Auch sie erkannte ihn sicherlich, denn rasch wandte sie den eigensinnigen, bösen, mit einer Trauermantille bedeckten Kopf zur Seite. Als er sie so elend und unglücklich vorbeigehen sah, kam helles Mitleid über ihn, denn er mußte sich sagen, daß sie zugleich sich selbst gestraft hatte und nun in ihrem Alter allein sein würde, allein, wenn der Tod herankommen würde.

Auf dem Platze traf er Marcos Iragola. Dieser teilte ihm mit, daß er gleich Florentino verheiratet sei, natürlich mit seiner kleinen Geliebten, die er schon als Kind gern hatte.

„Ich brauchte nicht beim Militär zu dienen," erklärte er ihm, „weil wir, wie du weißt, Guipuzcoaner sind; daher konnte ich früher heiraten."

Er war einundzwanzig, sie achtzehn Jahre alt. Beide hatten weder Gut noch Geld. Trotzdem waren Marcos und Pilar fröhlich und guter Dinge, gleich zwei Spatzen, die ihr Nest bauen.

Und lachend setzte der junge Ehemann hinzu:

„Was willst du? Der Vater hatte zu mir gesagt: ‚So lange du, mein Aeltester, nicht heiratest, mache dich darauf gefaßt, daß du jedes Jahr einen kleinen Bruder kriegst.' Und das wäre auch so geworden, das kannst du glauben! Wir sind jetzt glücklich vierzehn, alle gesund und munter!..."

O, diese einfachen Naturmenschen, wie sind sie zu beneiden, diese frommen, in ihrer Anspruchslosigkeit glücklichen Menschen!

Ramuntcho verließ ihn etwas eilig, denn er fühlte sich jetzt womöglich noch unglücklicher. Dennoch wünschte er dem jungen Pärchen, das sich so sorglos sein Nest gebaut, von ganzem Herzen Glück.

Hie und da saßen die Leute vor ihrer Thür in dem Atrium aus Zweigen, das vor allen Häusern steht. Durch die Wölbungen der Platanen, im Sommer undurchdringlich und sehr durchsichtig in dieser Jahreszeit, fielen große Lichtstrahlen. Die Sonne brannte zerstörend und traurig auf die gelben, welkenden Blätter.

Schon bei seinem ersten Spaziergang fühlte Ramuntcho mehr und mehr, welch eigentümliche, beharrliche Bande ihn an diesen eingeschlossenen Erdenwinkel knüpften, selbst wenn er allein und verlassen wäre, ohne Freundin, ohne Gattin und ohne Mutter. Jetzt läutete es zur Messe. Die Klänge erregten ihn auf seltsame Weise, wie er es nie empfunden hatte. Ach, früher war der wohlvertraute Ton ein Ruf zu Freuden und zu Festen! — Er blieb stehen, er zögerte trotz seines jetzigen Unglaubens, trotz seines Grolls gegen diese Kirche, die ihm seine Braut geraubt. Die Glocke schien ihm heute ganz besonders mit einschmeichelnden, beruhigenden Klängen zuzurufen: „Komm, komm! Laß dich einwiegen, wie deine Voreltern! Komm, komm, armer Betrübter, laß dich vom süßen Wahn einnehmen! Deine Thränen werden ohne Bitterkeit fließen, und er wird dir in der Todesstunde helfen!..."

Unschlüssig und immer noch widerstrebend, ging er schließlich der Kirche zu, als Arrochkoa auf ihn zukam. Arrochkoa, dessen Katzenschnurrbart sich ansehnlich verlängert und dessen katzenartiger Gesichtsausdruck sich noch schärfer ausgeprägt hatte, eilte mit ausgestreckten Händen auf ihn zu, mit einer unerwarteten Herzlichkeit und einer vielleicht aufrichtigen Begeisterung für den Exsergeanten, der so flott aussah, mit dem Band der Medaille geschmückt, und dessen Waffenthaten in die Heimat gedrungen waren.

„Ah, Ramuntcho, seit wann bist du hier? O, wenn ich hätte alles verhindern können, mein Lieber! Was sagst du zu meiner alten, gefühllosen Mutter und all diesen alten Betschwestern?... O, ich habe dir ja noch nicht gesagt, ich habe einen Sohn, seit zwei Monaten, ein famoser kleiner Kerl!... So viel haben wir uns zu erzählen, so viel, armer Freund!"

Hastig steigt er zum Zimmer seiner Mutter hinauf.

Von ihrem Bette aus hat sie den Schritt des Sohnes erkannt und sich aufrecht gesetzt, ganz gerade, ganz weiß im Dämmerlichte.

„Ramuntcho!" ruft sie mit dumpfer, altersmüder Stimme.

Sie streckt ihm die Arme entgegen, und sobald sie ihn hält, umschlingt sie ihn und drückt ihn an sich.

„Ramuntcho!"

Und nachdem sie den Namen ausgesprochen, lehnt sie, ohne weiter zu reden, ihren Kopf an seine Wange, wie sie früher in den Momenten großer Zärtlichkeit gethan... Er fühlt das Gesicht der Mutter brennend heiß an dem seinen ruhen. Durch das Hemd hindurch spürt er die Fieberhitze der abgemagerten Arme. Unsäglicher Schrecken befällt ihn beim Gedanken, daß sie sehr krank sein müsse, — und die Möglichkeit, die plötzliche Angst, sie werde sterben, entsetzen ihn.

„Ah! du bist ganz allein, Mutter! Wer pflegt dich? Wer wacht bei dir?"

„Bei mir wachen?" antwortet sie etwas schroff, in einer Anwandlung bäuerlicher Sinnesart. „Wie? ich sollte Geld ausgeben und jemand bei mir wachen lassen? Wozu denn? Die alte Doyamburu kommt bei Tage

und reicht mir alles, was ich brauche und was der Arzt anordnet ... Obgleich ... weißt du, die Arzneien! ... Zünde die Lampe an, mein Ramuntcho! Ich möchte dich sehen und kann es nicht!"

Als er mit einem geschmuggelten Streichholz Licht gemacht, fährt sie mit liebkosender, unendlich sanfter Stimme fort, wie man mit einem noch ganz kleinen, vielgeliebten Kinde redet: „Ah, dein Bart! Wie lang dein Schnurrbart geworden ist, mein lieber Sohn! Ich erkenne ja gar nicht mehr meinen Ramuntcho... Bringe die Lampe näher her ... daß ich dich besser sehen kann!"

Er sieht sie nun auch besser im Schein der Lampe, indessen sie ihn betrachtet und voll Liebe bewundert. Und seine Angst verstärkt sich, weil die Wangen der Mutter so hohl, ihre Haare so weiß geworden sind; ja sogar der Ausdruck ihrer Augen ist ein andrer, sie sind wie erloschen ... Auf ihrem Gesicht liegt ein tiefbetrübendes und unheilbares Weh, von der Zeit, der Arbeit und dem Kummer aufgeprägt. Jetzt fließen zwei schwere, rasche Thränen aus Franchitas Augen, welche plötzlich durch Verzweiflung, Haß und Empörung größer, lebendiger und jünger werden.

„O, diese Frau!" ruft sie aus. „O, wenn du wüßtest, diese Dolores!"

Ihr unvollendeter Ausruf drückt den ganzen dreißigjährigen Groll gegen die Feindin aus, der es endlich gelungen, das Leben ihres Sohnes zu zerstören.

Beide sind stumm. Er hat sich gebeugten Hauptes an das Bett gesetzt und hält die fieberglühende Hand seiner Mutter in der seinen. Sie atmet tiefer, sie steht, wie es scheint, eine Zeitlang unter dem Drucke des Gedankens, den auszusprechen sie zögert.

„Sag mir, mein Ramuntcho, ich möchte dich fragen — was gedenkst du jetzt zu thun, mein Sohn? Welche Pläne hast du für die Zukunft gemacht?"

„Ich weiß noch nicht, Mutter! Wir werden uns darüber bereden — es wird sich alles finden. Du fragst so schnell danach! Wir haben ja alle Zeit, nicht wahr? Nach Amerika, vielleicht ..."

„Ach ja!" fährt sie langsam fort, doch mit dem ganzen Schrecken, der schon viele Tage in ihr brütet, „nach Amerika! ... Ja, ich dachte es wohl! Ach ja! das wirst du thun! ... Ich wußte es! ... Ich wußte es wohl! ..."

Ihre Worte endigen mit einem tiefen Seufzer, und sie faltet die Hände zum Gebet.

Die Glocke läutete und läutete und erfüllte mehr und mehr die Luft mit ihrem sanften, ernsten und zugleich gebieterischen Ruf.

„Du wirst doch nicht da hinein gehen, denke ich?" fragte Arrochkoa, auf die Kirche deutend.

„Nein, o nein!" antwortete Ramuntcho, der jetzt düster entschlossen dastand.

„Nun, so komm mit mir, wir wollen den neuen Apfelwein versuchen!"

Er zog ihn mit sich ins Schmugglerwirtshaus; beide setzten sich ans offene Fenster, wie ehedem, und sahen hinaus; auch dieser Ort, die alten Bänke, die in geordneten Reihen liegenden Fässer, die Bilder an der Wand, erinnerten Ramuntcho an die entzückende frühere Zeit, die nun dahin war.

Das Wetter war köstlich, der Himmel von seltener Klarheit — in der Luft schwebte der Duft der Herbstzeit; der Geruch der sich entblätternden Wälder, der von der Sonne erhitzten welken Blätter am Boden.

Nach der vollständigen Windstille des Morgens erhob sich nun ein leichter Herbstwind, ein Novemberschauer, der klar und deutlich, Wehmut erregend, den Winter ankündigte — wohl ein südlicher Winter, ein sehr gemäßigter, der kaum das Leben im Freien unterbricht. Uebrigens waren die Gärten und alle alten Mauern noch über und über mit Rosen bedeckt.

Zuerst redeten sie von gleichgültigen Dingen, ihren Apfelwein trinkend, von Ramuntchos Reisen, von dem, was sich unterdessen im Dorfe zugetragen, von den Heiraten, die sich vollzogen oder sich wieder gelöst; und zu den beiden die Kirche fliehenden Widersetzlichen drang jedes Geräusch der Messe: das Klingeln mit der Schelle, die Orgeltöne, die Jahrhunderte alten Gesänge.

Schließlich berührte Arrochkoa die brennende Frage.

„O, wärest du hier gewesen! Niemals hätte es dazu kommen können, glaube mir! Und jetzt noch, wenn sie dich wiedersähe! ..."

Ramuntcho sah ihn an und erbebte vor dem Gedanken, den er zu erraten glaubte.

„Jetzt noch? ..."

„O, mein Lieber, die Frauen! Lernt man sie jemals verstehen? ... Sie hing zwar sehr an dir, das kann ich dich versichern, auch daß es schwer hielt! In unsern Tagen jedoch giebt es kein Gesetz mehr, das jemand zurückhalten könnte, zum Teufel! ... Ich für meinen Teil würde mich nicht darum scheren, wenn sie ihr Kloster verließe! O, la la!"

Ramuntcho wandte den Kopf ab. Er sah zu Boden, antwortete nicht und klopfte mit dem Fuße auf den Boden auf. Während beide schwiegen, erschien ihm die gottlose Eingebung, die er sich kaum selbst einzugestehen gewagt hatte, nicht mehr so chimärisch, nicht unausführbar, fast leicht... Nein, wahrlich, es wäre nicht undenkbar, sie wiederzubekommen... Im Notfall würde ohne Zweifel Arrochkoa, ihr eigner Bruder, die Hand dazu bieten. O, welche Versuchung, welch neue Seelenerregung!

Er fragte kurz:

„Wo ist sie? Weit von hier?"

„Ziemlich! Dort drunten gegen Navarra; es

sind fünf bis sechs Stunden Wagenfahrt. Zweimal schon, seitdem sie in ihrer Gewalt ist, mußte sie das Kloster wechseln. Jetzt ist sie in Amezqueta, jenseits des großen Eichwaldes von Oyanzabal. Man gelangt über Mendichoco dahin, du weißt, wir haben den Weg schon einmal zusammen in Geschäften mit Itchoua gemacht."

Der Gottesdienst war zu Ende. Gruppenweise zogen die Leute vorüber: Frauen, schöne Mädchen mit vornehmer Haltung, unter welchen Graziella nicht mehr war; dann die Männer, die Barette über die gebräunten Stirnen gezogen. Jeder wandte sich um und betrachtete die beiden am Fenster des Wirtshauses. Der nun heftiger wehende Wind wirbelte große, welke Platanenblätter auf, die um ihre Gläser herumtanzten.

Eine ältere Frau warf ihnen unter der Trauermantille hervor einen bösen, traurigen Blick zu.

„Aha!" sagte Arrochkoa, „dort geht meine Mutter; wie seltsam schaut sie uns an! ... Ja, ja, sie hat an jenem Tag schöne Dinge angerichtet! ... sie kann sich dessen rühmen ... Uebrigens ist sie damit am meisten gestraft, denn sie wird nun ihr Leben in Einsamkeit beschließen ... Die Katharine, — du weißt, die alte Elsagarray — ist ihre Zugängerin; außerdem hat sie niemand, mit dem sie die Abende verbringen könnte ..."

Plötzlich wurden sie von einer Baßstimme unterbrochen, die ein baskisches, hohlklingendes „Guten Tag" ausrief, indessen eine schwere, große Hand sich auf Ramuntchos Schulter legte, als ob sie Besitz von ihm ergreifen wollte. Es war Itchoua, der soeben mit seinem Kirchengesang fertig geworden war. Er war ganz unverändert. Immer dasselbe farblose Gesicht, dieselbe Physiognomie, halb Mönch, halb Straßenräuber, dieselben tiefliegenden Augen mit dem geistesabwesenden Blick. Auch in seinem Wesen schien er derselbe geblieben zu sein — er, der im stande war, in aller Gelassenheit zu morden, und zur gleichen Zeit aus der Andacht einen Fetischdienst machte.

„Ah!" sagte er mit einem Ton, der gutmütig klingen sollte, „da wärest du ja wieder bei uns, Ramuntcho. Ich denke, wir arbeiten jetzt wieder zusammen! Nicht? Im Augenblick blüht das Geschäft mit Spanien, und man braucht Arme an der Grenze. Du gehörst doch noch zu uns? Wie? ..."

„Mein Gott, vielleicht!" antwortete Ramuntcho. „Man kann ja noch darüber reden und sich verständigen ..."

Seit einigen Minuten nämlich war in seinem Geiste die Abreise nach Amerika wieder hinausgerückt worden ... Nein! lieber im Lande bleiben! Das frühere Leben wieder aufnehmen, überlegen, beharrlich warten ... Uebrigens nun, da er wußte, wo Graziella war, mußte er viel und mit gefährlichen Absichten an dieses Amezqueta, das nur fünf bis sechs Stunden fern von hier gelegene Dorf, denken, und er faßte jetzt allerlei frevelhafte Pläne, an die er bis zum heutigen Tag kaum zu denken gewagt.

(Schluß folgt.)

Sonnenuntergang.

Von

E. B. Koster.

Aus dem Holländischen übersetzt C. Plaim.

Du Sonnenflamm', am Horizonte sinkend
Still in dein goldnes Grab im blauen Aether,
Wie feierlich ist deines Todes Stunde!
Das stille Wasser schläft in deinem Lichte
Und sendet zart sein rosenrotes Lächeln,
Entzückt von deinem Bild, zu dir empor.
Das silberhelle Schilf am Ufer rauschet
Noch einen zarten Abschiedsgruß dir zu.
Der Wipfel, den du rötlich-golden färbest,
Erschauert leis im sanften Abendwinde
Und bebet leicht in seligem Entzücken,
Indem er dir ins Rosenantlitz sieht. —
Nun stirbt allmählich auch der Wind, und alles
Erwartet ehrfurchtsvoll dein letztes Licht.
Noch eine Weile glüht der Himmel nach
Und spricht von deiner hehren, zarten Pracht.
Und wenn die fahle Nacht gekommen ist,
Die Erde deckend mit dem dunkeln Schleier,
Verfolgst du deine Bahn still durch den Raum.

Diener.

Vier Porträts

von

J. A. Gontscharow.

Aus dem Russischen übersetzt von A. Olschwang und S. Kryzanowski.

III.

Stjepan mit der Familie.

Wo seid ihr, meine Diener, meine Leibwächter? Ihr Hüter meines Geldes und meiner Wäsche? — „Einige sind nicht mehr da, und die andern weit."

Aber wenn meine Erinnerung bei dem einen oder andern verweilt, erscheinen vor mir, aus der Finsternis auftauchend, gleichsam lebendig die Gesichter von Michejs, Jegors, Maxims, Pawels und so weiter. Ich sehe sie vor mir mit Präsentierbrettern und Tassen, Bürsten in den Händen, und höre förmlich ihre Gespräche. Von einigen, die mir nur kurze Zeit dienten, ist nicht viel zu sagen. Sie bilden eine ziemlich einförmige Gesellschaft und lassen sich kurz bezeichnen als die Gruppe der Trinkenden. Sie haben mir viel Blut verdorben und mein Junggesellendasein gründlich vergällt. Ich wähle aus dieser Zahl ein paar Silhouetten als Gegenstücke zu Anton.

Da war ein gewisser Pjotr, der mich nachts, sobald er mit der Bedienung fertig war, in der Wohnung einschloß und irgendwohin wanderte, um Branntwein zu trinken oder Karten zu spielen. Ich erfuhr dies später von einer alten Frau, die bei mir, in der Küche, einen Winkel hatte, damit die Wohnung nicht ganz leer stünde, wenn ich und der Diener nicht da waren.

Ich stellte ihn darüber zur Rede. Er leugnete jedoch hartnäckig. Ganz besonders wollte er vom Branntwein nichts wissen.

„Nie, nie! Ich bin zweimal weggegangen, aber nicht, um Branntwein zu trinken. — Nein!"

„Weshalb denn also? Was thatest du?"

„Ich ging nicht, um Branntwein zu trinken," wiederholte er starr und steif. „Ich ging aus andern Gründen — aus geschäftlichen."

„Aus was für Gründen?"

„Aus andern, nur nicht, um Branntwein zu trinken."

Einmal wollte ich kontrollieren, ob die alte Frau recht habe, und ging spät in der Nacht, als ich mit meiner Arbeit zu Ende war, ins Vorzimmer, um durch seine Kammer in die Küche zu kommen. Pjotr war nicht da und die Thür — verschlossen.

Kaum war ich zu Bett, als ich hörte, wie er zurückkam und in der Finsternis herumhantierte. Ich begab mich mit einer Kerze zu ihm. Er war eben dabei, sich auszukleiden.

„Wo warst du?" fragte ich streng. „Es ist gleich drei Uhr."

„Das geht Sie gar nichts an," antwortete er frech. Er war in sehr erregtem Zustande.

„Wie? Was? Du wohnst bei mir und streichst nachts herum!"

„Wie können Sie sich unterstehen, mich einen Herumstreicher zu nennen?" schrie er aus vollem Halse und mit solcher Wut, daß die alte Frau aus der Küche hereingelaufen kam. Er hörte nicht auf zu schreien und mich mit Grobheiten zu bewerfen.

„Nun geh schlafen!" sagte ich ruhig und entfernte mich.

„Ich werde von selber schlafen gehen, ich brauche Sie nicht dazu!" rief er hinter mir drein. „Ich werde mir dieses Kujonieren nicht gefallen lassen. Ich bin kein Herumstreicher. Ich gehe zu anständigen Leuten, aber nicht, um Branntwein zu trinken. Das giebt's nicht, nein!"

Früh klingelte ich. Er brachte mir den Thee und die Zeitungen, als ob nichts vorgefallen wäre. Ich gab ihm seinen Paß, seinen Lohn und bemerkte, daß er sofort gehen solle.

Er stutzte einigermaßen und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Verzeihen Sie, warum denn?" fragte er endlich mit leiser Stimme.

Ich erwiderte nichts. Er nahm den Paß, das Geld und ging.

„Erlauben Sie nur, daß ich meine Sachen für

einen oder zwei Tage hier lasse, bis ich eine Stelle finde!" sagte er, sich in der Thür umwendend.

„Schön! Sag der Frau, daß sie auf die Sachen achtgiebt. Du begreifst, daß du nicht mehr bei mir bleiben kannst."

„Sehr wohl!" Er sprach leise, den Kopf gesenkt. „Verzeihen Sie wegen des gestrigen ..." fügte er hinzu, indem er die Thür öffnete.

Ich winkte mit der Hand, und er verschwand.

Später erzählte mir die alte Frau, er hätte, als er erfuhr, was und wie er mit mir geredet, sich mit beiden Händen am Kopfe gefaßt: „Ist es wahr? Das hab' ich alles gesagt?"

Er war sonst ein ruhiger, anständiger, diensteifriger Mensch, dreißig Jahre alt, blond, hübsch gewachsen und mit etwas groben, aber regelmäßigen Gesichtszügen. Als er nach zwei Tagen kam, um seine Sachen abzuholen, fragte ich ihn nochmals, weshalb er sich nachts entfernt hätte.

„Was war das für ein Geschäft, das du nicht nennen wolltest?"

„Branntweintrinken," gestand er aufrichtig, indem er die Augen niederschlug.

Einen Tag darauf trat ein neuer Diener bei mir ein, Maxim, ein kleiner, untersetzter Mann mit starken Muskeln und vielen Pusteln. Mit ihm dauerte es etwa drei Monate. Einmal, als ich spät in der Nacht heimkam, fand ich die Thür unverschlossen. Maxim schlief noch nicht und schien mir in großer Erregung zu sein. Da er jedoch sonst munter auf den Beinen war, mir wie gewöhnlich beim Auskleiden half, Rock und Schuhe abnahm, so schenkte ich dem keine Beachtung. — Am andern Morgen benachrichtigte er mich, daß mein Ueberrock mit dem Biberkragen verschwunden sei.

„Wie? Wohin verschwunden? Warst du daheim oder bist du ausgegangen? Ist jemand bei dir gewesen?"

„N—nein! Wahrscheinlich bin ich nicht ausgegangen. Ich glaube, ich war zu Haus. Und bei mir dürfte niemand gewesen sein — ich kann mich nicht erinnern. Wer könnte denn zu mir kommen?" stammelte er wie ein Kind.

„Warum war die Thür denn nicht zu, als ich gestern kam?"

„Weiß nicht ... kann mich nicht erinnern, ob sie zu war oder nicht," rechtfertigte er sich, zur Seite blickend.

„Suche! Frage, erkundige dich! ... Wenn jemand bei dir war, so geh und frage nach. Ich werde bei der Polizei Anzeige machen," drohte ich. „Bis morgen gebe ich dir Zeit."

Er erwiderte nichts darauf. Am nächsten Morgen war es mein erstes, ihn nach dem Ueberrock zu fragen.

„Weiß nicht das Geringste. Nirgends aufzufinden. Fragte beim Dwornik, ob niemand gekommen wäre — ob man nicht den Ueberrock weggetragen hätte. Er hat niemand gesehen."

„Nun, dann muß ich mich an die Polizei wenden. Dort wirst du dich vielleicht erinnern, warum die Thür nicht zu war."

„Ganz nach Wunsch, wie's beliebt," antwortete er gleichgültig.

Ich machte jedoch keine Anzeige bei der Polizei, da mir aus zahlreichen Fällen bekannt war, wie zwecklos eine solche sei, sondern gab dem Maxim sofort seine Entlassung.

Ich kam zu dem Entschluß, daß mit einem einzelnen Menschen nicht gut zu hausen sei — selbst für einen Junggesellen. Er wird sich langweilen und auswärts Unterhaltung suchen wie Pjotr, oder es werden ungebetene Gäste zu ihm kommen, wie ich es bei andern Dienern erlebt hatte.

Man gab mir den Rat, einen Verheirateten zu nehmen, zumal ich ja in der Küche Platz genug für eine ganze Familie hatte, und empfahl mir einen Mann von fünfundsechzig Jahren, zwar schon etwas verschrumpft und runzelig im Gesicht, sonst aber noch gesund und frisch. Er war ein Freigelassener, hatte meist als Koch gedient, fühlte sich nun aber, wie er sagte, zu alt für die Hitze und zog eine Beschäftigung vor, bei der es kühler herging.

Er stand vor mir und blickte mich gutmütig und fest mit seinen hellen blauen Augen an, ohne zu zwinkern — wie ein Hund, der einen Befehl erwartet.

„Ich werde alles thun, was Sie mir befehlen," las ich in seinem Blick und seiner Haltung. „Und was Sie nicht befehlen, werde ich um keinen Preis thun," ergänzte ich die stumme Verheißung seiner Augen.

Den folgenden Tag fand er sich mit seinem Weibe Matrjona bei mir ein, einem Frauenzimmer von fünfzig Jahren mit einem gesunden Gesicht, dessen Nase, Kinn und Wangen wie aus Guttapercha gemacht waren. Ihre Augen sahen nicht geradeaus, sondern seitwärts. Die Unterlippe war fest an die Oberlippe gedrückt und nach Altweiberart in die Höhe geschoben. Sie verneigte sich vor mir bis zum Gürtel und überreichte mir den Paß ihres Mannes, den sie in Verwahrung hatte.

Nach ein paar Tagen lernte ich bei einem gelegentlichen Blick in ihr Gelaß auch das bunte Allerlei ihrer Einrichtung kennen: das Bett mit dem Unterbett und einem Berg von Kissen, der bis nah an die Decke reichte, eine Menge von verschiedenem Geschirr, Pfannen, Töpfen und so weiter. Was aber am reichlichsten vorhanden war, waren Heiligenbilder und Lampen dazu, Ostereier, vertrocknete Osterzöpfe und Palmzweige um den Heiligenschrein.

Matrjona war eine echte fromme Russin und verwendete für den Kiot*) und die Heiligtümer nicht nur die ganze vordere Ecke der Küche, sondern auch einen Teil der Garderobe und des Badezimmers Lange Zeit hörte ich das Einhämmern der Näge für all die vielen Heiligen und andre Bildnisse der Gottesfurcht, und jeder Schlag befestigte sozusagen auch in mir die beruhigende Ueberzeugung, daß ich es mit einer ordentlichen Familie zu thun habe. — Sie hatten auch einen Sohn von siebzehn Jahren, Petruscha. Er lernte die Schlosserei und besuchte die Eltern nur an hohen Feiertagen.

Die Einrichtung war beendet, und alles ging seinen alten Gang. Das heißt, nicht so ganz: mit der Ruhe und Stille von früher war es nämlich vorbei. Wenn ich jetzt in meine Garderobe trat, hörte ich regelmäßig ein Gespräch. Nun, wo zwei zusammenwohnen, ist das ganz natürlich, aber was mich dabei befremdete — dieses Gespräch war unwandelbar ein zänkisches. Es gab Geschrei, auch Schimpfwörter, und zwar allemal auf seiten Matrjonas.

Stjepan — so hieß mein neuer Diener. Vielleicht hieß er außerdem Michailo oder Petrow. Ich habe das vergessen. Bei unsern Leibeignen und Hofleuten gab es keine Familiennamen. Man nannte sie nach dem Vater oder mit einem Spitznamen. Stjepan, sage ich, bewahrte für gewöhnlich ein vollkommenes Schweigen. Nur zuweilen knurrte er als Antwort auf die Bosheiten, mit denen seine Frau ihn reizte.

„Daß dich! Schweig doch einmal, du Satan!“

„Nichts schweigen! Du mich einen Satan heißen!“ versetzte sie in einem Ton, der förmlich ätzte und schnitt. „Was sitzest du da und streckst die Beine von dir? Hast du nirgends hinzugehen?“

Er zog die Beine ein, stand auf und wollte in mein Zimmer gehen.

„Wohin? Wohin?“ fuhr sie ihn giftig an. „Was bringst du kein Holz? Soll ich vielleicht das Holz holen? Ich soll kochen, was? Und du willst fressen und faulenzen? Wie? Na, darauf kannst du warten! Eine solche Gans hast du an mir nicht gefunden. Ich bin nicht deine Sklavin!“

„Herrgott, was für eine Hexe ist diese Alte!“ stöhnte Stjepan und machte sich auf, um Holz zu holen.

„Ich werde dir die ‚Hexe‘ geben, du . . .“ zischte sie auf ihn los und schlug ein Kreuz. „Gott steh mir bei, eine schöne Last hab' ich mir auf den Hals geladen mit dir!“

Machte jedoch Stjepan den wohlgemeinten Versuch, ihr an die Hand zu gehen: „Gieb mal die Pfanne her! Ich werde die Kartoffeln rösten“ — so stürzte sie auf ihn los.

*) Heiligenschrein.

„Misch dich nicht in meine Sachen!“ herrschte sie ihn an. „Hat dich jemand drum gebeten?“

„Ich würde sie mit geriebenem Zwieback bestreuen — dicken Rahm darüber gießen — Zwiebelchen bräunen — sie sollten schmecken, daß man sich die Finger danach leckt!“ fügte er hinzu.

„Nimm dich in acht! Ich werde dir mit dem Schüreisen einheizen, wenn du mir etwas anrührst. Ich schwör's dir bei der heiligen Mutter Gottes, ich werde dir einheizen,“ drohte sie.

„Nun, so hol dich der Teufel, der Waldteufel soll dich mitnehmen!“

Wenn ich neben der Küche im Bade saß, wenn ich mich aus- und anzog, hörte ich stets nur Zwiegespräche dieser Art. Sie fraß ihn einfach auf, und er ließ sie gleichmütig gewähren, lächelte oder schüttelte den Kopf. Nur dann und wann knurrte er vor sich hin. Zuweilen, wenn ihm die Kraft fehlte, das Gespräch auszuhalten, schlich er sich ins Vorzimmer. — Aus seiner großen Ruhe konnte ich ersehen, daß ihm diese Art zu leben zur Gewohnheit geworden war.

Unter anderm bat mich Matrjona eines Tages, den Lohn ihr einzuhändigen und nicht ihrem Mann.

„Warum?“ fragte ich. „Ist er vielleicht . . .“

„Er verschwendet,“ bemerkte sie, indem sie die Unterlippe hochschob und aus den Augenwinkeln zu Stjepan hinübersah. Er schüttelte ergeben den Kopf und lächelte.

„Er giebt das Geld für Näschereien aus,“ fügte sie hinzu.

„Ich habe nicht das Recht, den Lohn einem andern als ihm zu geben. Wenn er einverstanden ist . . .“

„Bitte, ja, ihr den Lohn zu geben. Sie ist meine Kassierin,“ sagte er mit demselben ergebungsvollen Lächeln.

„Bei mir hält es sich besser,“ fügte sie mit halber Stimme hinzu und sah nach der Seite. Damals wußte ich nicht, was sie damit sagen wollte.

Ohne besondere Zwischenfälle lebten wir so bis in den Winter hinein, das heißt, es gab wohl einige Unannehmlichkeiten: zum Beispiel kamen einen Monat, nachdem die Familie sich bei mir eingerichtet hatte, Schwaben zum Vorschein. Sie wimmelten nicht nur in der Küche, sondern auch in der Garderobe und dem anliegenden Korridor, sowie im Vorzimmer. Zu guter Letzt zeigten sie sich auch in meinen Zimmern.

Ich machte das Ehepaar auf diese Erscheinung aufmerksam. „Was soll denn das sein?“ fragte ich.

„Das sind Schwaben,“ antworteten sie wie aus einem Munde, ohne im allermindesten aus der Fassung zu kommen. Zugleich sammelte Stjepan mit der Hand das herumkriechende Ungeziefer und

warf es zum Teil aus dem Schiebfenster, zum Teil in den Waschtrog.

„Das darf nicht mehr sein," sagte ich. „Man muß das ausrotten. Bevor ihr gekommen seid, habe ich nie solche Tiere gesehen."

„Ach, wie ist denn so was möglich?" sagte Matrjona, zu mir herüberschielend. „Wir haben sie doch nicht mitgebracht. Wo giebt's denn die nicht? Wo wir gewohnt haben, hat's überall Wanzen und Schwaben gegeben."

„Vor euch waren keine da," wiederholte ich streng. „Man muß sie ausrotten. Ich werde Insektenpulver kaufen."

Aber das Pulver half nicht. Die Schwaben hielten bei mir aus, solange Stjepan und Matrjona bei mir blieben. Und das dauerte etwa zwei Jahre.

Da Stjepan sich rühmte, ein vorzüglicher Koch zu sein, suchte ich ab und zu von seiner Kunst Nutzen zu ziehen. Und in der That, er rühmte sich nicht umsonst, sondern machte seine Sache gut. Auch ein paar Bekannte, die ich mir einlud, konnten seine Zubereitung der Nationalgerichte nicht genug loben.

Mir selbst sagte dies Essen am eignen Tisch mehr und mehr zu, und ich dachte daran, meinen Stjepan wieder seinem alten Berufe zuzuführen, ihn zum Koch zu machen und seinen Lohn zu erhöhen. Ich wollte ganz und gar häuslich werden, und Stjepan schien meinem Vorhaben, soweit es ihn betraf, nicht abgeneigt.

„Warum denn nicht? Ich kann es," sagte er mit einem Tone, der nicht daran zweifeln ließ, daß er seiner Sache sicher sei. „Ich kann alles ... Suppen, Pürees ... wie's beliebt ... Saucen zu Fisch ... zu Spargeln ... Kuchen, die Möglichkeit ... Waffeln, Schokoladecreme, Vanillecreme ..."

Er nahm das ganze Kochbuch durch.

„Ja! Nur heißt es dann Tiegel kaufen, Pfannen und andres Geschirr," fügte er hinzu.

„Schön! Das wollen wir alles kaufen."

„Dann haben wir keinen Keller," fiel ihm plötzlich ein. „Gelee, Eingemachtes ... auch wenn was bei Tisch übrig bleibt ... Wir haben ja keinen kühlen Raum, es aufzuheben."

„Ich werde auch einen Keller mieten," sagte ich.

„Nun, mir ist's recht. Ihre Wirtschaft ist ja nicht Gott weiß wie groß. Sie haben keine Familie, selten Gäste. Ich werde zurechtkommen."

Auch seine Frau drückte, wenn auch etwas zögernd, mit einigen „Hm, hm!" ihr Einverständnis aus. Sie hatte sich's übrigens nicht versagen können, während der ganzen Unterredung höhnische Seitenblicke auf Stjepan zu schießen. Warum — das sollte mir erst später klar werden.

Weihnachten kam heran. — Bis jetzt hatte ich nur zuweilen und versuchshalber zu Hause gespeist; das Essen war stets gut und schmackhaft. Jetzt kaufte ich Tischwäsche, Geschirr, Messer, Gabeln und so weiter. Dann lud ich eines Tages zwei Freunde ein, um ihnen meine Wirtschaft zu zeigen. Dem Stjepan gab ich Geld, besprach mit ihm, was er einkaufen und auf den Tisch bringen sollte, und ging dann weg.

Als ich zur Essenszeit, um fünf Uhr, heimkam, erfuhr ich zu meinem Schreck, daß nichts hergerichtet, ja nicht einmal der Ofen geheizt und Stjepan selbst seit Vormittag verschwunden sei.

„Er ist einkaufen gegangen und seither nicht wiedergekommen," sagte Matrjona düster. Es war nicht zu entscheiden, was in ihrer Stimmung vorwog: Kummer oder Aerger.

„Was soll ich thun?" fragte ich. „Die Gäste werden gleich da sein. Und das Essen — selbst wenn Stjepan jetzt heimkäme — es könnte doch nicht fertig werden. Was soll man thun?"

„Der kommt heut nicht. — Vielleicht in der Nacht!" antwortete Matrjona, ohne mich anzusehen.

„Was soll das heißen?" fragte ich. „Wo ist er hin?"

„Warum haben Sie ihm auch Geld gegeben?" fuhr sie plötzlich streng und vorwurfsvoll heraus. „Ich hatte Sie doch gebeten, es mir zu geben! Ich wäre auf den Markt gegangen, hätte eingekauft, und Sie hätten jetzt zu essen, und das Geld wäre nicht verthan."

„Hat er's denn auch früher so gemacht?"

„Immer! Wie er noch Koch war, da passierte es — wenn er seinen Lohn kriegte, zwanzig Rubel — daß er in eine Schenke fiel und keine Kopeke heimbrachte."

„Ist's möglich? Wie kann er auf einen Sitz zwanzig Rubel durchbringen? Trinkt er denn Champagner?"

„Ach wo, gnädiger Herr! Bei dem thun's zwei Gläschen Branntwein — die steigen ihm in den Kopf, und dann fängt er eben an, alles freizuhalten — und wenn ihm dabei noch was in der Tasche bleibt, so ziehen sie's ihm 'raus."

„Wo ist er? Suchen Sie ihn und bringen Sie ihn mir!" sagte ich ratlos.

„Ach, wo wird er denn viel sein? In einer Schenke oder in einer Speisewirtschaft. Zu finden wäre er wohl. Aber wozu? Lassen Sie ihn lieber dort! Gott behüte, er soll bleiben, wo er ist. Ich lasse ihn nicht herein. Wenn er getrunken hat, ist er bös. Meinetwegen soll er auf der Straße übernachten oder auf der Polizei."

„So so! Also er trinkt! Das ist Ihr Geheimnis?"

Sie schielte schweigend in die Ecke.

„Wenn er nicht trinken thäte, glauben Sie, man hätte ihn so aus der Stelle gelassen? Man hätte

ihn doch mit beiden Händen gehalten ... Was für schöne Stellen hat er nicht gehabt! Bei was für hohen Herren! In einem fürstlichen Haus hat er gedient, in so einem Haus! Einen Monat, zwei Monate, dann — und wenn er dann seine Entlassung hat, dann fällt er wieder mir zur Last, dieser Schatz, und ich Unglücksweib muß mich in meinen alten Tagen so mit ihm durchschlagen."

Sie versuchte zu weinen, es wollten jedoch keine Thränen kommen, und sie wischte trockene Augen.

„Wenn er nur hin würde, der Lump, der verfluchte!" schloß die zärtliche Gattin.

Dies war das Ende meines Traums von einem eignen Haushalt.

Der Abend verging, und Stjepan war noch nicht zu Hause. In finsterer Nacht klopfte er mit Macht an die Thür, fand jedoch keinen Einlaß. Er mußte diese Nacht in der kalten Kammer und die folgende beim Dwornik im Heuschuppen zubringen. Wie der arme Alte das aushielt, wie er aus solcher Kälte mit dem Leben davonkam, ist mir bis heute rätselhaft, unbegreiflich.

Uebrigens bekam ich, solange die Feiertage dauerten, keinen Stjepan zu Gesicht. Die Bedienung wurde von Matrjona und ihrem Sohn Petruscha besorgt, der während dieser Zeit bei seinen Eltern war. Petruscha bestätigte mir, daß „Papachen trinke, sobald er Geld bekomme. Dann werde er wütend, raufe mit Mamachen, zerre auch ihn selber an den Haaren herum und zerschlage und zerbreche alles, was ihm in die Hände falle". — Mit einem Wort, der sanfte, ruhige Alte wurde zu einem wilden Tier.

„Ich und Mamachen schließen uns vor ihm die ganze Nacht ein und lassen ihn nicht herein," fügte Petruscha hinzu. „Dann, wenn er das Geld vertrunken hat oder seine Saufbrüder es ihm aus der Tasche gestohlen haben, wenn's mit dem Trinken also nichts mehr ist, geht er ein paar Tage herum wie ein Irrsinniger und murmelt unverständliches Zeug vor sich hin. Dann kommt er endlich nach und nach wieder zu sich und nimmt seine sanfte Gestalt wieder an mit dem gutmütigen Blick und Lächeln."

So erschien er nach den Feiertagen auch wieder vor mir und machte sich an seine Verrichtungen, als wäre nichts vorgefallen.

Zu Fastnacht dasselbe. Am letzten Tag betrug er sich wie ein Rasender, wollte die Küchenthür zertrümmern und ging, als er trotzdem nicht eingelassen wurde, auf den Hof, wo er ein heidenmäßiges Lärmen und Schimpfen vollführte, bis ihn endlich die Dworniks mit Mühe und Not hinausschafften.

Ich war Zeuge von alledem, und als Stjepan, bereits in nüchternem Zustand, sich wieder vor mir sehen ließ, bedeutete ich ihm, daß ich mir einen andern Diener suchen würde. Auch drohte ich ihm für den Fall, daß er noch einmal solchen Aufruhr und Skandal mache, mit Polizei und Arretierung.

Er warf sich vor mir auf die Kniee, kreuzte die Hände über der Brust und sagte im Tone innigster Zuversicht:

„Nein, eine solche Gemeinheit werden Sie gegen mich nicht begehen!"

Nun, ich beging in der That diese Gemeinheit nicht, seiner Gutmütigkeit zulieb. Ich nahm sogar dann und wann wieder seine Kochkunst für häusliche Mahlzeiten in Anspruch. Nur hütete ich mich natürlicherweise, ihm das Einkaufsgeld in die Hand zu geben; und dank dieser Vorsicht ging jetzt alles glatt und gut.

Indes neue Verdrießlichkeiten sollten nicht ausbleiben. Jedesmal, wenn zwei oder drei Feiertage einfielen, machte sich Stjepan unsichtbar und überließ es seiner Familie, den Dienst bei mir zu versehen. Manchmal, wenn ich nach Hause kam, war niemand da als Petruscha, und der vertrieb sich die Zeit damit, in einem Winkel des Hofes mit Straßenjungen Steinchen zu spielen, oder er lag im Bett und schlief, daß er durch kein Klingeln zu wecken war.

Einmal saß er auf der Vortreppe und weinte.

„Warum weinst du?" fragte ich ihn.

„Ach, alle sind fort, und ich bin allein und fürchte mich ..."

„Wo ist denn Vater und Mutter?"

„Papachen ist im Kabak*), und Mamachen ist zur Messe und bis jetzt nicht da."

Sie kam erst abends zurück, und zwar, wie ich bemerkte, ebenfalls in angeheitertem Zustande. Nach ihrem Mann fragte ich gar nicht.

„Wo warst du, Matrjona? Alles ist weg, das Haus steht leer. Wie kann man denn so etwas ...?"

„Heut ist Iljá-Feiertag. Ich war draußen bei den Poróchoff-Fabriken," versetzte sie in beleidigtem Ton. „Man muß doch auch einmal ... Mensch ist Mensch. Bin ich vielleicht keiner? Ich hab' ebenfalls mein Kreuz zu tragen."

Derlei wiederholte sich von nun an immer häufiger. Bald war Geburtssamstag, bald Dreifaltigkeitstag, bald Himmelfahrt, bald Allerheiligen, bald dies, bald das — und bei all diesen Gelegenheiten verschwand sie nach dem Smolensk-Kirchhof oder sonst wohin. Ganz besonders häufig waren die Ausgänge während der großen Fasten.

„Wo warst du?" fragte ich.

Und sie antwortete:

„Auf der Station der heiligen Maria von Aegypten," oder: „Beim heiligen Kreuz. Es ist ja die Kreuzwoche."

---

*) Schenke.

Sie ging am Lazar-Samstag, um Palmzweige zu holen, sie ging am Lazar-Sonntag; in der heiligen Osternacht wanderte sie dahin mit einer ganzen Tracht von Evangelienbüchern und so weiter. Und all diese Feiertage benutzte sie, wie ich nicht umhin konnte, zu bemerken, weniger um Gott zu dienen als ihrem „Mammon", denn wenn sie nach Hause kam, roch sie keineswegs nach Heiligkeit. Unterdessen saßen Gatte und Sohn daheim in ihrer Klause und fasteten, bis es ihnen zuviel ward. Dann verzog sich auch der Gatte, und ich saß hilflos in der öden Wohnung wie ein Waisenkind.

Die letzten drei Tage vor den großen Feiertagen war ich beinah obdachlos. Es war dies die Zeit des großen Fegens und Reinmachens, des Möbelrückens und Abstäubens, des Osterbrotbackens und Eierfärbens und endlich, was das Wichtigste war, des Putzens der Heiligenbilder. Hatte ich vorher, im Herbst oder Winter, auf Spinngewebe in den Ecken, auf Staub und Schmutz auf den Schränken, oder sonstige Unsauberkeit und Unordnung aufmerksam gemacht, so bekam ich unwandelbar zur Antwort: „Es kommen ja die Feiertage" — mochte es auch bis dahin noch ein Vierteljahr dauern — „dann werden wir die Heiligenbilder putzen und Ordnung machen, dann werden wir abstäuben und die Spinngewebe wegschaffen."

Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß kein einziger meiner Diener aus freien Stücken und ohne meinen ausdrücklichen, positiven Befehl jemals von Möbeln und dergleichen den Staub wischte. Man reinigt wohl den Fußboden; was aber die sonstige Unsauberkeit betrifft, so muß der russische Diener sozusagen mit der Nase draufgestoßen werden, wenn er sie sehen und beseitigen soll.

Merkwürdigerweise hörten mit der Zeit die Zänkereien zwischen Matrjona und Stjepan auf, und in der Küche herrschte Eintracht und Ruhe. Eines Tages traf ich die ganze Familie beim Thee, sah bei dieser Gelegenheit aber auch auf dem Tisch Branntweinflaschen und Gläser. Alle drei, Vater, Mutter und Kind, waren sichtlich angeheitert. Mir schwante denn auch Unheil angesichts dieses Friedens, und meine Sorge wurde nur zu bald gerechtfertigt. Eines Abends, im Winter, sah ich zu ihnen hinein und erblickte eine heitere Familienscene, wie nach einem Gemälde von Teniers. Stjepan saß da, ganz betrunken, fuchtelte mit den Armen umher und kommandierte Petruscha:

„Tanz, Petjka, tanze, du Hundesohn!"

„Bin ich, seine Mutter, vielleicht eine Hündin?" sagte Matrjona.

„Du, du bist ein alter Köter."

„Wart, ich werde dich! — tanz nicht, Petjka! — folg ihm nicht!"

„Tanze, du gemeiner Kerl!" kommandierte Stjepan. „Tanz! Ich befehle es."

„Tanz nicht!" verbot sie. „Da, trink lieber!"

Mit zitternder Hand füllte sie ein Glas.

„Auch ich werde trinken, gieb auch mir!" lallte der ganz bezechte Stjepan.

Sie schob hurtig den Branntwein beiseite. „Du hast genug. Du bekommst nichts. Schau, wie du aufgeladen hast! Für eine ganze Woche!"

„Schenk ein, du Sklavin! Was bist du denn? Meine Sklavin bist du. Wie steht in der Schrift? ‚Das Weib soll dem Manne dienen, und er soll dein Herr sein.' — Schenk ein, sonst werde ich dich . . ."

Er stand auf, holte mit dem Schemel aus und ging mit schwankenden Schritten auf sie los, wobei er unterwegs die Kerze vom Tisch warf. Der Junge heulte: „Papachen, Papachen, thu Mamachen nichts!"

Ich sah, in der Thür stehend, das alles, sah, daß alle drei betrunken waren, und beeilte mich, der häßlichen Scene ein Ende zu machen.

Bald darauf entließ ich das Paar und hörte erst zwei Jahre später von meinen Freunden, die Stjepan vom Sehen kannten, sie hätten ihn in der Kasankirche betteln gesehen. Wiederum ein oder zwei Jahre später kam Matrjona zu mir, um „für arme Leute" zu bitten, und nicht lange darauf bat sie um einen Beitrag zum Begräbnis des Alten. Sie erzählte mir von ihm, wie er immer trank und trank, bis er endlich ganz schwach wurde und nicht mehr ausgehen konnte, wie ihm Arme und Beine zitterten, dann steif wurden, und wie er endlich sanft und ruhig entschlief, nachdem er die heiligen Sakramente empfangen, und wie er, dem Tode nahe, die Worte gesprochen: „Verflucht derjenige, der den Branntwein erfunden hat!"

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Roman von

Erna Juel-Hansen.

Aus dem Dänischen übersetzt von Ernst Brausewetter.

(Fortsetzung.)

IV.

Margarete kam im letzten Augenblick nach Hause. Sie riß in aller Eile den Hut vom Kopf und konnte gerade noch ihr Haar ordnen, bis sie zum Mittag hineingerufen wurde. Aber erst küßte sie noch den Handschuh, den er mit seinen Lippen berührt hatte, strich das Leder liebkosend zärtlich glatt und küßte ihn wieder. Dann steckte sie ihn in den Busen und ging zu Tisch.

Papa war neulich sehr streng zu ihr gewesen, als Onkel Hans geschwatzt hatte, aber, Gott sei Lob, nicht zu Mama — er war dem Etatsrat auf der Straße begegnet — und dadurch war es vermieden. Margarete war sehr unglücklich gewesen, und Papa hatte sein allerernstestes Gesicht gemacht, wie seit langer Zeit nicht.

Aber nun war alles gut — ach, so gut!

Es sah nun auch danach aus, als hätte Papa seinen Zorn vergessen, und als er sie zum Willkomm küßte, hätte sie ihm beinahe gleich alles gesagt, so gerührt und bewegt war sie. Der Etatsrat merkte dem Kusse an, daß es bei ihr etwas Ungewöhnliches gab, aber er schrieb es ihrem kleinen Scharmützel zu, strich ihr über das Haar und flüsterte ihr ins Ohr, daß sie ein gutes Mädchen wäre, sein liebes, kleines Gretchen — und dann setzten sie sich zu Tische.

Während der ganzen Mahlzeit sah sie die sonnenbeschienene Allee und die Bäume, die sie gezählt hatte, und hörte ihn sagen: „Wollen Sie es mich lehren, Margarete?“ Und dann war es wieder, als wenn ihr Herz so groß würde und sie kaum Raum für all das Glück hätte. Ach Gott, ob sie wollte? Ja und ja, und tausendmal ja!

In den letzten Tagen hatte sie nichts essen können, alles war ihr zuwider, jeder Laut war ihr unerträglich gewesen. Aber heute war sie hungrig, richtig hungrig, lobte das Essen und bat zum zweitenmal um Suppe. In ihr herrschte ein so schöner Friede und solch eine Stille und gleichwohl solch brodelnde Freude, daß sie fast ganz keck wurde.

Na, da war endlich der Kaffee. Und nun nahm Mama den Löffel und steckte das letzte Bißchen Zucker vom Tassenboden in den Mund und sprach davon, daß sie am liebsten zu Hause bliebe, da es so warm wäre. Aber da bekam Margarete plötzlich einen Anfall liebevoller Angst und Fürsorge für Olivia. Sie bangte sich natürlich nach Mama und würde unruhig werden, wenn sie nicht zur gewöhnlichen Zeit käme, und das könnte Olivia unter den jetzigen Umständen doch unmöglich gut sein. „Ach nein, das arme, liebe Kind!“ — und dann ging Mama.

Der Etatsrat saß in seinem Zimmer, den Rücken der Thür zugewandt, als sie hineinkam. Sie ging rasch zu ihm hin, umfaßte von hinten her seinen Hals, legte ihre Wange an die seinige und sagte: „Papa, nun ist alles in Ordnung.“

Er blickte erstaunt auf, und sie beeilte sich hinzuzufügen: „Das, du weißt doch — das, wovon wir neulich sprachen, als du böse warst — weil — Papa, ich habe mich verlobt — mit Doktor Möller — darf ich — er —“ Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte, ob sie um Erlaubnis bitten — oder —

Er fuhr zusammen, legte schnell sein Buch beiseite, zog sie zu sich herab und begann zu fragen, und sie antwortete, indem sie mit dem Kopf an seiner Brust lag und abwechselnd lachte und weinte, bis er sie endlich fest an sich drückte, küßte und sagte:

„Na — ja, ja, mein Zipfel! Es war ja gut, daß es so endete! Mögest du glücklich werden!“

Es kam mit einem Seufzer, und seine Augen waren feucht.

„Das bin ich, Papa — ach, so glücklich!“ flüsterte sie.

Es sah aus, als wenn seine Gedanken weit fort wären, als er antwortete: „Ja, damit beginnt es — damit beginnt es bei uns allen — und doch ... Na, wann kommt er denn, dein Doktor?“

„Heute abend.“

„Weiß Mama etwas davon?“

„Ach, wo denkst du hin, Papa, nicht das geringste! Du mußt es ihr sagen.“

„Ich? — hm! Es wäre doch wohl richtiger, wenn du selbst . . .“

„Ach nein, Papa, ich kann das nicht. Ich geniere mich so schrecklich vor Mama — du mußt es.“

Der Etatsrat schüttelte den Kopf und versank in Gedanken. Es war eigentlich ein komisches Verhältnis, daß die Tochter mit ihren Herzensangelegenheiten zu ihm kam und nicht zur Mutter. Aber deshalb hatte er sie gern, sie war sein Augenstern, sein Herzenskind, das ihm sozusagen in seinen alten Tagen geschenkt war, so spät nach Olivia. Und nun sollte er sie abtreten, sie einem Manne übergeben! Es erhob sich etwas wie Zorn in seiner Seele gegen diesen fremden Menschen, der sich so eindrängte und sie ihm raubte. Er hatte nicht das geringste der Art empfunden, als der Pastor kam und Olivia von ihm verlangte, eher ein gewisses Erstaunen darüber, daß sie jemand haben wollte. Sie war nicht recht nach seinem Geschmack — und doch sah sie Mama in ihrer Jugend ähnlich — ja, so konnte man sich verändern! Mit Margarete war das etwas andres. Sie war solch ein süßes, kleines, lustiges Ding und so — hm. Es war natürlich unrecht, einen solchen Unterschied zwischen seinen Kindern zu machen. Aber was konnte er dafür? Triebe, Instinkte, Anti- und Sympathien — puh, welche Macht hatte man schließlich über all den Kram? Man mußte noch froh sein, wenn man seine Handlungen einigermaßen beherrschen konnte; seine Gefühle — das mußte man hübsch bleiben lassen!

„So, du willst also deinen alten Vater verlassen?“

Er rieb zärtlich seine Wange gegen die ihrige. Dann hielt er sie ein wenig vor sich hin und blickte sie an: „Es ist außerordentlich schnurrig, sich zu denken, daß solch eine Dirn' sich verheiraten will!“

Hochzeit — sich verheiraten — richtig in der Kirche getraut werden wie Olivia — und dann — dann — mit ihm, diesem fremden Manne, Kinder bekommen! Ein Schauder überlief sie. Es war wie eine Sturmflut verwirrter Gedanken, die über sie hereinbrach. Ja, damit mußte es ja endigen. Wo hatte sie nur ihre Gedanken gehabt — ihn, ihn heiraten! Und abermals überkam sie dies sonderbare Gefühl, das sie bereits früher einmal ergriffen hatte, daß er ein fremder Mann wäre — wie war das nur möglich? Aber sie liebte ihn ja — und dann — dann machte es sich wohl von selbst, wenn die Zeit kam — und —

Sie faßte plötzlich ihren Vater um beide Wangen, küßte ihn heftig und sagte:

„Ach, Papa, sprich nicht davon, das ist gewiß noch lange hin, und außerdem . . .“

Der Etatsrat lachte: „Ja, ja, mein Zipfel, erfreuen wir uns an der Sonne, solange sie scheint. Je länger ich dich behalte, desto besser. Obschon ich dir sagen muß, daß lange Verlobungen mir zuwider sind. Na, aber ich spreche ja hernach selbst mit ihm.“

Doktor Henning Möller kam im Laufe des Abends. Margarete empfing ihn im Entree und wies ihn in Papas Studierzimmer hinein. Und dort blieb er mehr als eine Stunde.

Wovon in aller Welt konnten sie nur so lange zu reden haben? Papa machte doch nicht etwa Schwierigkeiten? Ach nein, Papa war so gut — aber selbst wenn — ja, dann brach sie mit Papa, denn nun sollte keine Macht der Welt sie trennen. Sie wollte ihn jeden Tag sehen, jeden, jeden Tag, und wenn sie noch so viel ausgescholten werden sollte — ja, selbst wenn Papa sie aus dem Hause jagte! Aber dann mußte sie lachen: Papa sie aus dem Hause jagen! Nein, das war ja alles dummes Zeug, aber wovon konnten sie denn zu reden haben! Und dann legte sie das Ohr an die Thür, konnte aber nichts weiter hören als eine gleichmäßige Rede zweier ruhiger Stimmen. Sollte sie hineingehen? Aber gesetzt, er hatte noch nichts gesagt oder — nein, sie mußte warten, bis sie riefen — ach, was für eine Pein das war!

Endlich hörte sie die Stühle drinnen rücken. Sie erhoben sich. Sie beeilte sich, sich so weit wie möglich von der Thür hinzusetzen. Nein, was für ein komisches Gesicht Papa machte, als er sie ansah! Er sah halbwegs verlegen aus, und doch lagen um seine Augen all die kleinen Runzeln, die dem Gesicht einen so amüsanten, fuchsschlauen Ausdruck verliehen.

Aber gerade als die Herren in die Wohnstube hineintraten, kam Mama zur andern Thür herein. Margarete hatte sich erhoben und warf Papa einen flehenden Blick zu. Er nickte, ging zu seiner Frau hin, faßte sie um die Schultern und sagte:

„Na, Mutter, ich habe eine große Neuigkeit für dich — kannst du raten?“

„Gott, Holm, du kommst immer so mit allem ins Haus gefallen! Hast du — hast du das Großkreuz bekommen?“

„Ach, den Teufel auch! Du hast niemals was andres als die Kinkerlitzchen im Kopf — nein, dann darfst du nicht raten. Darf ich dir ein neuverlobtes Paar vorstellen: Herr Dr. phil. Henning Möller und Fräulein Margarete Holm!“

Einen Augenblick war die Etatsrätin wie aus den Wolken gefallen; aber dann that sie, als wenn sie durchaus nicht überrascht wäre: Ihre mütterlichen Augen hätten natürlich schon lange — Margarete wäre ja ein so offenes Gemüt, daß . . . Und dann umarmte sie die Tochter, gab ihrem zukünftigen Schwiegersohn die Hand und bat Gott, ihren Pakt zu segnen, indem sie sich die Augen wischte. Und

dann eilte sie in die Küche hinaus, um die Neuigkeit weitergehen zu lassen und für einige kleine Aenderungen der Abendmahlzeit zu sorgen.

Als sie fort war, entstand eine Pause zwischen den dreien in der Wohnstube. Der Etatsrat wußte nicht recht, ob er hinausgehen oder bleiben sollte. Die beiden wollten wohl am liebsten allein sein, aber andrerseits konnte es unhöflich aussehen ...

Er blieb, und bald waren er und Möller an einem Fenster im lebhaftesten Gespräch.

Margarete kehrte enttäuscht in ihre Ecke zurück. Sie hatte so bestimmt gehofft, daß Papa gehen würde.

Der Friede und die Ruhe, die über ihr geruht hatten, seitdem sie nach Hause gekommen waren, nun, da er hier war, völlig fort. Ah, wie sie sich danach sehnte, hier in der Stube mit ihm allein zu sein — denn dann würde das ja kommen, wonach sie sich so lange gesehnt hatte — er würde sie in seine Arme nehmen, und sie fühlte gleichsam, wie sie in seinen großen, starken Männerarmen ganz die Besinnung verlor. — es nagte und brannte in ihr, so daß sie vor Ungeduld hätte weinen können, während die beiden bis in die Unendlichkeit weiter schwatzten und schwatzten.

Wie konnte er da so ruhig stehen und sich förmlich für das, wovon sie sprachen, interessieren — weiß Gott, was es war? Sie mochte nicht einmal zuhören. Ach, er wußte nicht, daß, wenn sie sich hier zu Hause die Augenblicke nicht stahlen, die sich darboten, ihnen keine blieben. Mama würde in der Wohnstube aufgepflanzt sitzen von dem Augenblick an, da er kam, bis er ging — ach, Papa, Papa, warum gingst du doch nicht!

Alles war heute so anders gewesen, so ganz anders, als sie es sich gedacht hatte, und ein Gefühl der Leere und Traurigkeit überschlich sie, während sie dort am Fenster schwatzten und schwatzten. Ganz gegen ihre Gewohnheit war ihr heute den ganzen Tag das Weinen so nahe gewesen; auch nun quollen ein paar Tropfen aus den Augenwinkeln hervor — ach, wenn Papa nun doch ginge und er zu ihr hinkäme und vor ihr stände, ganz dicht, und sich über sie neigte, die Thränen von ihren Augen fortküßte und sie fragte ...!

„Darf ich bitten — ein Täßchen Thee!" sagte die Etatsrätin und öffnete die Flügelthüren zum Eßzimmer.

Dort drinnen waren Lichter angezündet, alle Lichter an der großen Hängekrone.

Ein wenig festlich müßten sie es doch an diesem feierlichen Abend haben, meinte Mama. „Das sticht in die Augen," sagte Margarete und hielt die Hand vors Gesicht.

Der Etatsrat bot Mama den Arm. „Die Verlobten sollen zusammen sitzen!" Margarete legte ihren Arm in den ihres Bräutigams, und sie gingen zu Tisch.

Es wurde eine lebhafte Mahlzeit. Herr Henning Möller fühlte sich offenbar sehr behaglich und sprach sehr viel. Frau Holm war eine äußerst gastfreie Wirtin und sorgte speziell für den Teller ihres neuen Schwiegersohnes. Er wäre sehr einfach in seinen Gewohnheiten, sagte er, und nähme täglich ein ganz bestimmtes Quantum Fleisch mit vielem Gemüse zu sich. Frau Holm gelobte sich selbst, ihren Speisezettel danach einzurichten, denn am Sonntag, sagte sie zu ihm, würde er doch wohl bei ihnen essen; er müßte ja Margaretens Familie kennen lernen. Er wäre natürlich auch an jedem beliebigen andern Tage willkommen, aber am Sonntag sollte es eine feste Verabredung sein. Herr Möller verneigte sich dankend, Margarete wurde glühend rot und dachte an das Kabinett, in dem Pastor Schou und Olivia ihre Verlobungstage zugebracht hatten.

Aus Wein machte er sich nicht viel, merkte der Etatsrat, aber — vielleicht wollte er einen Schnaps haben? Ja, er räumte ein, daß er ein gutes Schnäpschen gern hätte — und der Schwiegerpapa holte selbst die Geneverflasche. Er hat brillanten Appetit, dachte Mama, als sie zum dritten Male und nicht vergebens ihm die Schüssel mit den Hühnchen reichte — aber, Gott, man wurde ja auch nicht von nichts so groß!

Margarete aß fast nichts und mußte deshalb verschiedene Spitzworte von Papa über sich ergehen lassen. Aber es geschah eigentlich nicht, weil sie keinen Appetit hatte, sondern weil sie sich genierte. Es erschien ihr so peinlich, da neben ihrem Verlobten zu sitzen und Essen in den Mund zu stopfen. Nichts von dem, was heute abend geschah, entsprach ja dem, was sie sich gedacht und erträumt hatte. Papa hätte es auch gut bleiben lassen können, von „Liebe und Quellwasser" und all dergleichen dummem Zeug zu reden.

Und dann, gerade als sie begonnen hatte, ein wenig ihre Verlegenheit abzuschütteln, wurde es ganz schlimm. Ihr Bräutigam hatte sie nach diesem und jenem gefragt, und sie hatte geantwortet; da legte Papa im selben Augenblick den Löffel mit den Erdbeeren beiseite, den er gerade zum Munde führen wollte, und rief:

„Nein, so etwas habe ich doch noch niemals gehört! Ich glaube gar, die beiden sitzen da und sagen noch ‚Sie' zu einander — Mutter, her mit der Flasche! — wollt ihr augenblicklich nach allen Regeln der Kunst auf ‚Du' miteinander trinken ..."

Alle beide wurden rot. Möller lachte gezwungen, und die Zeremonie ging von statten, aber keineswegs zur Zufriedenheit des Etatsrats. „Das Wichtigste fehlte," sagte er, „aber das wollten sie vielleicht lieber

allein abmachen!“ fügte er hinzu und nickte Margarete pfiffig zu. Ihre Hand zitterte infolgedessen so stark, daß sie Wein auf dem Tuch vergoß. Aber von nun an mußte sie jedesmal, wenn sie mit ihrem Bräutigam reden wollte, den Satz im voraus präparieren, um das „Du“ zu umgehen, das ihr gleichsam im Halse stecken blieb. Es war ihr unmöglich, jetzt gleich — solange er ihr noch so fremd war, und ehe sie recht empfunden hatte ...

Ihm fiel es leichter. Nur ein- oder zweimal stolperte er über das „Du“, aber dann kam es mit um so größerem Nachdruck.

Die Etatsrätin ging in ihrer Liebenswürdigkeit so weit, daß sie den Herren gestattete, im Wohnzimmer zu rauchen. Dort führte Herr Möller das Wort, erzählte lang und breit von seinen Reisen und Studien, kam auf die Frage der gymnastischen Erziehung der Jugend, die ihm sehr am Herzen lag, und ließ den Etatsrat seine Oberarmmuskeln betasten.

Punkt zehn Uhr erhob er sich und verabschiedete sich. Sieben Stunden Schlaf wären ihm Bedürfnis, er wäre ein Frühaufsteher, „ob Fräul ... ob Margarete morgen ihren Frühspaziergang machte?“

Margarete sah halb erschreckt nach Papa hin, besann sich aber im selben Augenblick, daß nun — und Papa lachte und drohte ihr mit dem Finger. „Ja, sie dächte wohl ...“ Und währenddessen durchzuckte es sie, ob sie ihn hinausbegleiten dürfte — sie allein! Sie war schon an der Thür.

Aber Mama sagte trocken: „Ach, Margarete, klingle nach Anna, daß sie Herrn Doktor Möller die Hausthür aufschließt!“

Er gab der Etatsrätin und Margarete die Hand — und fort war er.

An diesem Abend weinte Margarete sich in Schlaf. Es war dumm und thöricht, zu weinen, aber sie konnte nicht anders, obschon alles, was sie gewünscht hatte, in Erfüllung gegangen war. Sie hatte ihn, sie waren verlobt — Mama und Papa waren zufrieden — sie waren so gut gewesen, so gut — sie durfte ihn jeden Tag sehen — jeden einzigen Tag — schon morgen — und dann — dann ... Aber trotzdem weinte sie, vielleicht weil sie so glücklich war oder — es werden würde!

Mama und Papa sprachen noch lange zusammen im Schlafzimmer, welches vor Sauberkeit glänzte. Die Etatsrätin forderte Auskunft und Rechenschaft darüber, was zwischen ihm und Doktor Möller vor sich gegangen wäre, bevor sie nach Hause kam, welche Aussichten er hätte, wann er sich verheiraten könnte und so weiter.

Der Etatsrat saß in Unterbeinkleidern auf der Bettkante und zog jenseits des Vorhangs, durch den Mama, seitdem die Töchter heranwuchsen, ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer getrennt hatte, seine Socken aus. Er strich sich mit nachdenklicher Miene das dichte, krause, graue Haar über dem einen Auge empor, so daß es wie ein schiefer Hahnenkamm in die Höhe stand, und antwortete ein bißchen verlegen:

„Ja — du, eigentlich sagte er gar nichts.“

„Was soll das heißen?“ fragte die Etatsrätin und zog den Vorhang fort, daß die Ringe rasselten, „er muß doch, weiß Gott, um deine Zustimmung gebeten und dir über seine Aussichten Rechenschaft abgelegt haben.“

„Ja — a, das hat er eben nicht. Siehst du, Margarete hatte mir im voraus einige Worte davon ins Ohr geflüstert — und dann sagte er, als er kam, meine Tochter hätte mich vermutlich auf seinen Besuch vorbereitet. Na, das hatte sie ja — und dann — ja — dann sagte er etwas davon, daß wir die Sache wohl als abgemacht betrachten könnten, und da weiß ich zum Teufel nicht, wie es zuging, daß wir anfingen, von Politik zu reden. Das ist heutzutage ja nicht anders möglich. Und kannst du dir denken, er ist in allen wichtigsten Fragen indifferent — oder thut in jedem Fall so. Er ist sich nicht einmal im allgemeinen über seinen Standpunkt zum Provisorium klar. Das ist doch zu toll für einen jungen, begabten Kerl — und klug ist er. Aber ich habe ihn ordentlich gefaßt, das kannst du dir wohl denken.“

„Gott, Peter — daß du so leichtsinnig sein kannst! Die Politik richtet uns schließlich noch alle zu Grunde. Erst kürzlich hat sie dir dein Amt gekostet ...“

„Na, das war nun ziemlich gleichgültig, es war eine schiefe Stellung und auf die Dauer unerträglich. Jetzt habe ich freie Hand, und du sollst nur sehen, was sie zu hören bekommen werden. Ich habe einen Artikel geschrieben, der Hand und Fuß hat ...“

„Ach, verschone mich damit, Peter! Du weißt, ich teile durchaus nicht deine Anschauungen!“ Die Etatsrätin hatte die Nachtjacke gerade über dem Kopf und zerrte so an den Knöpfen, daß einer von ihnen losriß. „Na, dem mag nun sein, wie ihm wolle, das ist deine Sache, aber daß du die Wohlfahrt deiner Tochter über der abscheulichen Politik vergessen kannst, das geht mich an — dann weißt du wohl nicht einmal, wann er sich verheiraten kann?“

„O, das macht sich schon. Margarete kann gut noch warten. Und so viel erfuhr ich doch von ihm, daß er ‚summa cum laude‘ bei allen Examina hatte — er ist ein Pfiffikus — er will sich mit der Regierung gut stellen, um vorwärts zu kommen, und kümmert sich den Teufel darum, wer regiert oder wie regiert wird —“ damit stieg der Etatsrat ins Bett.

Mama zog den Vorhang wieder vor und seufzte

erleichtert auf. Das war doch immer ein Trost. So müßten alle Männer denken, die Familie hätten oder sie begründen wollten. Aber dann fing sie an zu erzählen, was sie von ihrem zukünftigen Schwiegersohn wußte: daß er einiges Vermögen besäße, gute Verbindungen hätte, brillant bezahlte Stunden und so weiter. Und als der Etatsrat erstaunt fragte, wo sie all die Kenntnisse her hätte, antwortete sie unwillig, daß sie sich natürlich gründliche Auskunft über den Lehrer ihrer Tochter verschafft hätte — man könnte ja niemals wissen, was geschehen könnte, und eigentlich verdanke Margarete ihr Glück ihr.

Zu all dem schwieg der Etatsrat. Aber gerade als Mama im Begriff war einzuschlafen, wurde sie dadurch aufgeschreckt, daß ihre Ehehälfte so lachte, daß sie fühlte, wie das Bett unter ihm erzitterte.

„Aber, du lieber Gott, Peter, was lachst du denn so um diese Nachtzeit?"

„Ach, du — ha, ha, ha! Mir fielen gerade — ha, ha, ha! — die Hanteln ein ..."

„Ich glaube, bei Gott, du sprichst im Schlaf, Peter. Hanteln? Was meinst du damit?"

Der Etatsrat lachte noch immer. „Ja — siehst du — das ist etwas, was du vielleicht nicht weißt — er erzählte — unser neuer Schwiegersohn — na ja, — er ist keusch wie eine Jungfrau, mußt du wissen — und das, sagte er, hätte er seinen Hanteln zu verdanken — verstehst du, wenn die Versuchung über ihn kommt, nimmt er eine Uebung mit ihnen vor — und dann — ha, ha, ha!"

„Nein, Peter, weißt du was — daß du darüber lachen kannst! Der brave junge Mann! Er ist ein Schwiegersohn nach meinem Herzen, denn es ist, weiß Gott, selten, daß ein Mann das von sich sagen kann ..."

„Verdammt selten — leider!" sagte der Etatsrat mit Nachdruck, „aber ich kann es wahrlich nicht unterlassen, zu lachen, wenn ich daran denke, daß so ein Riesenkerl — hm! Ein Mann ist nun einmal ein Mann — und ..."

„Hu, Peter, wie abscheulich du bist! Du weißt, ich mag auf das Thema nicht eingehen — deine physiologischen Auseinandersetzungen kannst du für dich behalten — ich kenne sie. Nein, Margarete ist ein glückliches Mädchen! Wenn ich daran denke, daß die arme Olivia nun wieder — sie ist, Gott helfe uns, bereits wieder über die halbe Zeit hinaus. Das muß ich sagen, das hätte ich niemals von einer meiner Töchter gedacht — zwei Kinder in neunzehn Monaten und das dritte zu erwarten, das ist, bei Gott, geradezu unanständig, das mußt du doch einräumen ..."

Aber nun schlief Peter — oder war in jedem Fall taub auf beiden Ohren.

V.

Die am nächsten Sonntag der ganzen Familie feierlich bekannt gegebene Verlobung brachte Margarete nicht das Glück, das sie erhofft, von dem sie geträumt, nach dem sie getrachtet hatte, ja es trat eigentlich keine Aenderung in ihrem Verhältnis ein.

Er kam freilich mehrmals in der Woche zu ihnen ins Haus, aber das hätte er ebenso gut unterlassen können, meinte sie. Denn sie waren niemals allein. Immer zu dreien mit Mama in der Wohnstube — und es war erstaunlich, wie gut Mama und er zusammenpaßten — sie waren in so vielen Dingen einig. Nur über zweierlei gerieten sie beinahe in Streit, nämlich über die Verlobungsringe und über die Besuche. Möller wollte sich auf beides nicht einlassen. Die Ringe gehörten zur Trauung, erklärte er, und die Besuche wären verlorene Zeit. Mama mochte reden, was sie wollte — sie brachte ihn nicht davon ab.

Oft hatte Margarete die größte Lust, ihnen zu widersprechen, ihre Meinung vorzubringen, wenn sie gar zu einig waren. Aber sie wagte es nicht recht. Er konnte keinen Widerspruch vertragen; das hatte sie schon jene wenigen Male bemerkt, da sie es versucht hatte. Er wurde so leicht beleidigt und redete dann so rücksichtslos, daß sie ebenfalls verletzt den Kopf hängen ließ und schwieg. Und dann war er so starr in seiner „formalen Logik", von der sie, wie er behauptete, keine Ahnung hätte, und ihr „mir scheint aber doch!" wurde mit einer sehr langen und sehr schlagenden Beweisführung zurückgewiesen. Aber nichtsdestoweniger wußte sie sehr häufig bei sich im stillen, daß sie recht hatte, ja, sie hatte doch recht!

Drinnen bei Papa, während sie ihre Zigarren rauchten, war es auch nicht viel besser, denn da gab es endlose politische Diskussionen, so daß ihr die Ohren sausten.

Und das Kabinett — ach, das Kabinett schien ihn durchaus nicht zu verlocken. Keiner ihrer listigen kleinen Winke und ihrer darauf bezüglichen Hindeutungen wurde von ihm verstanden. An einem Sonntagnachmittag, als er da war, hatte sie sich allein dort hineingesetzt und gehofft und gewartet und gewünscht aber es half nichts, bis Mama sie vom Wohnzimmer her rief und sie fragte, ob sie schliefe. Sie — schlafen? O nein — sie weinte, bittere Thränen der Sehnsucht und Ungeduld: das sollte die Brautzeit sein!

Täglich einmal trafen sie sich und gingen zusammen spazieren. Aber — das wurde auch nicht so, wie sie es erwartet hatte. Sie war freilich von derselben unruhigen Freude und Erwartung wie früher erfüllt, und im Anfang schien es auch, daß er an diesen Zusammenkünften Gefallen fand. Aber bald merkte sie, daß sie für ihn etwas Alltägliches wurden: sie konnte es seinen unveränderlichen Mienen ansehen, in seinen Augen lesen — während es in ihr

wie zum Fest aufjubelte, sobald sie ihn nur in der Ferne gewahrte.

Und dann war es oft schwierig, Stoff zur Unterhaltung zu finden, und das Schweigen, das ihr vor der Verlobung so inhaltreich erschienen war, sagte ihr nun nichts mehr. Dann griff sie nach dem ersten besten, um nur das Gespräch wieder in Gang zu bringen, am liebsten etwas aus dem Gebiet seiner Wissenschaft, denn über dies Thema konnte er unermüdlich sprechen. Aber sie wollte davon eigentlich nicht reden.

Die Frühspaziergänge hatte sie aufgegeben. Jetzt, da der Winter kam, war es ihr allzu unbequem, so früh auf zu sein, und wenn sie nicht genau zur verabredeten Zeit da war, war er fort. Als sie das erste Mal vergebens kam, hatte es ihr eine bittere Enttäuschung bereitet. Sie kam nur einige Minuten zu spät, aber er war schon fort — und an dem Tage sah sie ihn nicht mehr. Ihre zärtlich vorwurfsvolle Frage am Tage darauf hatte er mit einem verdrießlichen: „Meine Zeit ist kostbar, ich kann nicht auf dich warten," abgethan.

Da setzte sie die Zeit für ihre Zusammenkünfte auf später am Tage fest und war dann immer die erste am Platze.

Denn sie mußte ihn sehen. Wenn sie ihn erblickte, seinen Schritt hörte oder sein Klingeln erkannte, überkam es sie momentweise wie ein milder Trost. Es war, als wenn das Dasein plötzlich reich, licht und strahlend würde, ein Vorgeschmack des Glückes. Aber dann, im nächsten Augenblick, wenn er da war, litt und sehnte sie sich in seiner Nähe nach dem, was niemals kam.

Ob er wie sie litt? Ob er wußte, daß sie litt? Sie glaubte es nicht. Denn in seiner sicheren Ruhe, in seiner leidenschaftslosen Hingebung lag ein solcher Gegensatz zu dem nervösen, unruhvollen Gemütszustand, in dem sie sich befand, wenn sie ihn nur im nächsten Zimmer wußte, daß es unmöglich etwas andres zu bedeuten haben konnte, als daß er zufrieden war und nichts vermißte.

Und doch wußte sie, daß er sie liebte, sie nicht entbehren wollte, sie ganz und gar als sein Eigentum betrachtete, auf das kein andrer das geringste Recht hätte. Und er war eifersüchtig — sogar auf ihren Vater.

Auf Papa! Wie lächerlich! Aber er konnte es zum Beispiel nicht leiden, daß sie Papa in seiner Gegenwart liebkoste oder sie sich auf seinen Schoß setzte und wie ein kleiner Junge geklopft und gestreichelt wurde.

Er hatte ihr darüber etwas Unfreundliches, Scharfes gesagt, was sie kränkte und verletzte, und doch hatte ihr Herz dabei geklopft — er war eifersüchtig, also liebte er sie.

Und wenn sie mit andern zusammen waren, mit ihren jungen Vettern oder in Gesellschaft, und ihr, gerade wie vor ihrer Verlobung, der Hof gemacht wurde, oder sie sich einem von ihnen gegenüber irgend eine kleine Freiheit erlaubte, dann sah sie es auf seinem Gesicht wie ein Donnerwetter heraufziehen, seine Augen funkelten, daß ihr ganz bange wurde — und dann konnte er hernach so eilig sein, daß sie darüber weinen mußte und doch einen stillen Jubel in dem Bewußtsein empfand, Macht über ihn zu besitzen.

Aber warum zeigte er ihr seine Liebe nicht so, wie sie es wünschte, in Worten und Liebkosungen? Warum hörte sie es nicht seiner Stimme an — sie hatte ihr gegenüber denselben Klang wie allen andern gegenüber — oder sah es in seinen Augen? Wie ungern sie auch daran dachte, mehr als einmal mußte sie an den warmen Blick aus ein Paar andern Augen denken, der ihr durch Mark und Bein gegangen war, so daß ihr noch jetzt das Herz erbebte.

Was half es ihr, daß sie die Seinige war, wenn sie ein ständiges Vermissen empfand und sich so sehnte, daß ihr das Blut aus den Wangen schwand und sie ganz herzenskrank wurde.

Sie meinte, sie hätte ihr Leben hingeben können, um sich nur einmal in seine Arme gepreßt zu fühlen und seine Küsse auf ihren Lippen zu spüren — aber das geschah nicht, in jedem Fall nicht so, wie sie es wünschte. In der Beziehung bestand ein großer Unterschied zwischen ihnen; das merkte sie an der Art und Weise, wie er sie bei der Hand faßte, oder wenn sie beisammen standen und zum Beispiel mit Papa sprachen, und ihr Bräutigam recht vertraulich, ach ja — aber als wenn er nicht wüßte, was er that — den Arm um ihre Schultern legte oder über ihr Haar hinstrich.

In solchen Augenblicken war es, als wenn eine magnetische Kraft ihren Körper zu dem seinigen hinzog, und es überkam sie eine wilde Sehnsucht danach, sich an ihn zu schmiegen, ihn mit Küssen und Liebkosungen zu überschütten, ihm einige von jenen dummen, sonderbaren Worten zuzuflüstern, die ihr auf den Lippen brannten und von denen sie meinte, es müßte so süß sein, sie zu sagen — aber sie wagte es nicht. Es stand gleichsam wie eine unüberschaubare, unübersteigliche Mauer zwischen ihnen; das rührte von ihm her und hielt sie von ihm fern.

Die Bewegung in ihrer Seele konnte so stark sein, daß sie sich selbst der leichten Berührung entzog, wenn er seinen Arm um ihre Schulter legte — lieber ihm gar nicht nahe sein, als so — so kalt und fremd! Ein schwerer, dumpfer Schmerz ergriff sie dann, und während sie ihm oder Papa antworten und lächeln oder lachen mußte, war es, als weinte sie innerlich, fühlte die Thränen in ihrem Herzen brennen.

Würde er sie jemals lieben wie sie ihn? Und wenn nicht — Sie durfte den Gedanken nicht ausdenken, so unglücklich und verzweifelt machte er sie. Aber hatte er nicht selbst gesagt, sie müßte ihn erst lieben lehren? — ja, wenn sie nur dürfte! Aber daran war die Verlobung und die ewige Bewachung durch Mama schuld. Wenn sie nur einmal so richtig mit ihm allein sein könnte, dann würde schon alles anders werden. Und sie suchte sich in das hineinzuträumen, was dann kommen würde, ihn nach dem Bedürfnis ihres warmen Herzens umzuschaffen — aber auch das erhöhte nur die Sehnsucht und machte die Enttäuschung, welche die Wirklichkeit ihr bereitete, um so fühlbarer.

VI.

Es ging zum Frühjahr, und mit jeder Woche rückte die Zeit näher, da Möllers Reise nach Grönland vor sich gehen sollte, diese Reise, vor der sie sich immer gefürchtet hatte.

Mehr als ein halbes Jahr lang sollte sie ihn nicht sehen! Wie sollte sie das Leben ertragen, wenn alles fort war, was ihrem Dasein Inhalt verlieh?

Und gerade jetzt, da nur noch einige Tage bis zur Trennung waren, hatte er ihr durch ein paar Zeilen im Telegraphenstil mitgeteilt, daß er sich erkältet hätte und zu Hause bleiben müßte. Weiter ließ er kein Wort von sich hören.

In den ersten Tagen glaubte sie gar nicht an die Erkältung. Er pflegte sonst niemals Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen. Aber er hatte ihr einmal gesagt, daß sein hypochondrisches Temperament es ihm zeitweise unerträglich erscheinen ließ, Menschen zu sehen, und daß er sich dann einschloß, seine Stunden versäumte, ohne Mittagessen blieb, ja sogar ohne frische Luft, nur um dem Anblick seiner zweibeinigen Mitgeschöpfe zu entgehen.

Das war es natürlich, was jetzt vorlag. Er mochte sie nicht sehen — nicht einmal sie!

Sie versuchte sich gegen ihn mit Kälte und Bitterkeit zu wappnen. Aber es glückte ihr nicht. Sie sehnte sich förmlich die Seele aus dem Leibe. Sie ging ihren gewöhnlichen Weg, spähend und um sich blickend — und doch so voll Angst, ihm unvermutet zu begegnen. Jede Männergestalt, die mit ihm nur die entfernteste Aehnlichkeit hatte, flößte ihr einen solchen Schreck ein, daß sie Kehrt machte und, so schnell sie konnte, in entgegengesetzter Richtung davonlief.

Aber er kam nicht — viele Tage hintereinander nicht.

Da blieb sie zu Hause, und die Tage vergingen in ständigem Warten, in fortwährender Enttäuschung, bis eine ganze Woche verflossen war. Ihr erschien sie wie ein Jahr!

Was hatte das zu bedeuten? Eine schreckliche Angst ergriff sie. Er mußte also wirklich ernstlich krank sein. Er lag da vielleicht allein, ohne Hilfe, ohne Pflege!

Sie wußte über seine häuslichen Verhältnisse nichts weiter, als daß eine alte Frau, die in seinem Hause wohnte, seine Aufwartung besorgte.

Sie hatte ihn einmal gebeten, ob sie ihn besuchen dürfte. Sie wollte seine Zimmer sehen, wissen, wo er saß, wenn er schrieb oder las, alles kennen, was ihn dort umgab, entdecken, was ihm dort an Bequemlichkeiten fehlte, und was sie ihm schenken könnte.

Denn sie empfand den ständigen Drang, ihm etwas zu schenken, Gebrauchs- oder Luxusgegenstände, am liebsten etwas, was er täglich vor Augen hätte, „denn dann mußt du an mich denken, wenn du es siehst," sagte sie zu ihm, mit dem halb unbewußten Gefühl, sich ihm aufdrängen zu müssen, wenn er sich ihrer Existenz erinnern sollte.

Sie überwand ihre Abneigung gegen Handarbeit, um hie und da etwas zu seinem persönlichen Gebrauch selbst anzufertigen, und sie empfand eine besondere Befriedigung, wenn sie ihn davon Gebrauch machen sah. Es war wie eine Liebkosung, die endlich bis zu ihm gelangte.

Er hatte ihre Bitte, ihn besuchen zu dürfen, so kurz und mit solchem Erstaunen über ihr unmotiviertes Verlangen zurückgewiesen, daß sie ihren Wunsch niemals wiederholt hatte. Sie wußte außerdem, daß er wie Mama es als geradezu vernichtend für ihren guten Namen und Ruf ansah, wenn sie es allein thun würde. Und mit Mama als sauvegarde — nein, dann lieber gar nicht!

Aber nun fragte sie nach allem dem nicht mehr. Ihre Angst, nachdem sie sich erst in den Kopf gesetzt hatte, daß er ernstlich krank wäre, brach mit jeder Bedenklichkeit und jeder Rücksicht. Sie mußte hingehen und ihn sehen. Unter solchen Umständen hatte sie das Recht dazu, sie war ihm die nächste — sie hatte in jedem Fall keine näheren Angehörigen.

Und sie ging zu ihm.

Plötzlich war neues Frostwetter angebrochen; es war glatt, und sie kam nur schlecht vorwärts gegen den scharfen Ostwind, der ihr den losen Schnee von den Hausdächern und Gassen wie Flugsand ins Gesicht trieb und ihr den Atem benahm, so daß sie mehrmals umkehren mußte, um nach Luft zu schnappen. Das peinigte und reizte sie, als stritte sie gegen einen bösen Willen, der ihren Schritt hemmte. Nun, da sie auf dem Wege war, konnte sie nicht schnell genug vorwärts kommen. Und doch hatte sie in ihrer Seele ein Gefühl, als wäre das, wozu sie hinging, ein Verbrechen, etwas Unrichtiges. Und dazu kam die Furcht, wie er sie empfangen würde, die noch fast größer war, als ihn sehr krank zu finden.

Willkommen würde sie ihm nicht sein. Darüber hegte sie keine thörichten Hoffnungen, und sie fürchtete

sich vor dem Schmerz, der sie so oft angesichts dieser kalten Augen überkam, unter deren Blick ihr Herz sich zusammenkrümmte und die fast böse wurden, wenn sie, selbst ohne es zu wollen, ihm zuwiderhandelte.

Als sie aber die Straße erreichte, in der er wohnte, sank plötzlich ihr Mut völlig zu Boden. Nein, sie wagte es nicht, zu ihm hinaufzugehen — nicht gleich! Sie wollte sich damit begnügen, seine Aufwärterin aufzusuchen und dieselbe erst nach seinem Befinden zu fragen. Aber wo sollte sie sie suchen? Sie wußte nicht einmal, wie sie hieß. Er that selbst mit den geringsten Details seines Privatlebens so geheimnisvoll.

Es war ein großes, kasernenartiges Haus mit schmalen Treppen und Entreethüren zu drei und vier verschiedenen Wohnungen in jeder Etage. Sie las die Namen. Vor jeder Thüre war ein Porzellanschild und zwei bis drei Visitenkarten. Hoch oben im Hause fand sie den Namen „Frau Petersen". Vielleicht war sie es?

Sie klingelte — klingelte wieder. Niemand kam. Sie stieg noch höher hinauf. Da wohnte er. Sein Name stand auf der Thüre.

Alles Blut strömte ihr zum Herzen, und unwillkürlich kehrte sie um, um zu flüchten. Hatte er sie gehört?

Von drinnen war kein Laut zu vernehmen. Vielleicht war er gar nicht zu Hause? Und abermals durchfuhr sie ein zorniger Schmerz, daß es so wäre, wie sie es sich gedacht hatte: er wollte niemand sehen — selbst sie nicht!

Aber darüber wollte sie ins klare kommen!

Es war keine Glocke da. So klopfte sie. Keine Antwort. Er war also nicht da, ihm fehlte nichts, er war ausgegangen! Der Zorn lief gleichsam mit ihr davon, es kochte in ihr. Hart, heftig klopfte sie noch einmal.

„Zum Donnerwetter — herein!" erklang es von drinnen so heiser und ärgerlich, daß sie darüber zusammenfuhr. Gott im Himmel, er war da!

Dann drehte sie den Thürgriff herum, die Thür war nicht verschlossen, und ging hinein.

Das Zimmer war groß und hell, mit einem dreifachen Fenster der Thür gegenüber, Bücherregale längs der Wände, ein großer Arbeitstisch mit Reagenzgläsern, Mikroskop und aufgeschlagenen botanischen Bildwerken, alles in peinlichster Ordnung. Er war nicht da. Aber die Thür zu einem andern Zimmer, seiner Schlafstube, stand offen, und dort lag oder richtiger saß er aufrecht im Bett und rang mit einem heftigen Hustenanfall, der durch sein Rufen entstanden war.

Als er sie erblickte, machte er eine ungeduldige, abwehrende Bewegung und wollte etwas sagen, aber es war ihm infolge des Hustens unmöglich.

Sie war verwirrt an der Schlafzimmerthür stehen geblieben, von unsäglichem, ratlosem Mitleid ergriffen. Sie hatte Thränen in den Augen und leistete ihm in ihrem Herzen die demütigste Abbitte wegen des Verdachtes, den sie gegen ihn gehegt hatte.

Aber ihr Blick reizte ihn nur. Er war ärgerlich, verlegen, schämte sich, im Bett angetroffen zu werden, und empfand doch eine gewisse Rührung darüber, daß sie kam. Aber er liebte es nicht, krank gesehen zu werden, er verbarg sich am liebsten, wie ein verwundetes Tier, bis es vorüber war. Und nun dazu noch dieser verdammte Husten!

Sein Aerger wuchs, und als er endlich fühlte, wie sich der Schleim löste, winkte er ihr zornig, fast drohend, daß sie gehen sollte — gehen!

Aber das konnte sie nicht, gehen, ohne mit ihm gesprochen zu haben oder zu erfahren, was ihm fehlte! — das mußte ja ein Brustleiden sein. Sie schlich sich von der Thüre fort und in der andern Stube zum Fenster hin, wo er sie nicht sehen konnte. Und dort blieb sie, von Angst überwältigt, stehen. Es kam ihr so viel schlimmer vor, als sie geglaubt hatte.

Von dort, wo sie stand, konnte sie gerade das Fußende seines Bettes mit dem Stuhl daneben sehen, und auf demselben eine henkellose Theetasse, die zur Hälfte mit Hafersuppe gefüllt war. Um den Hals hatte er einen alten, grauwollenen Shawl, aber unten stand das Hemd offen, so daß die entblößte Brust zu sehen war. Es war kalt im Raume, und trotz der peinlichen Ordnung sah es etwas rumpelkammerartig aus.

Endlich war der Hustenanfall vorbei. Sie stand noch ein Weilchen und bedachte sich, bis seine Atemzüge ruhiger geworden waren. Ob er glaubte, daß sie gegangen wäre? Sie ging leise zur Thüre hin. Dort stand sie eine Weile am Thürpfosten und sah ihn an, ehe sie sich näher wagte.

Er lag ermattet infolge der Anstrengung, mit geschlossenen Augen, gegen das Kissen zurückgelehnt. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er sah mit seinem unrasierten Gesicht und dem häßlichen grauen Halstuch nicht gut aus. Unwillkürlich maß sie die Länge des Bettes. Seine Gestalt hatte etwas fast Riesenhaftes an sich.

Aber es rührte sie in besonders inniger Weise, daß dieser große, kräftige Mann so hilflos wie ein Kind dalag und der Pflege bedurfte. Unwillkürlich trat sie näher zu ihm hin, beugte sich über ihn und trocknete mit ihrem Taschentuche die Schweißtropfen von seiner Stirn ab.

Als sie ihn berührte, schlug er die Augen auf. Es lag eine so zärtliche, liebevolle Frage in dem Blick, der dem seinigen begegnete, daß seine reizbare Ungeduld über die Störung entwaffnet wurde. Aus Furcht, daß durchs Reden der Husten wieder

hervorgerufen werden könnte, bildete er mit den Lippen lautlos die Worte: „Erkältung — nicht reden — besser —“

Sie legte ihre Hand weich und behutsam auf die seinige und lächelte ihm mit nassen Augen zu.

„Ach, Gott sei Lob — aber laß mich — nein, sage nichts, antworte nur mit den Augen. Laß mich bei dir bleiben — und — und dich pflegen. Hier ist niemand — und —“

Er schüttelte unwillig den Kopf mit solch abweisendem Ausdruck, daß sie es sogleich beschämt und erschreckt aufgab.

„Hast du keinen Arzt?“

Er schlug verächtlich mit der Hand aus.

„Darf ich dir unsern schicken?“ Es kam mit furchtsamer Bitte.

„Nein!“ erwiderte er verdrießlich.

Es arbeitete wieder in seiner Brust. Er entzog seine Hand der ihrigen mit heftigem Ruck:

„Geh — geh nun! Der verdammte Husten —“

Der Rest ertrank in einem neuen Anfall.

Dann war sie fort. Von der Thür her warf sie ihm einen letzten, betrübten Blick zu und wanderte mit dem Weinen im Halse durch den tiefen Schnee und den eisigen Wind nach Hause.

Warum war sie nur so dumm gewesen, dorthin zu gehen? Sie wußte ja — ach, sie wußte —

Das that sie niemals wieder — nein, niemals!

VII.

An diesem Nachmittag wollte das Gespräch zwischen ihr und Papa nicht recht in Gang kommen, obschon sie ganz für sich allein waren. Mama war ausgegangen.

Sie kam ihm in letzter Zeit so bleich und verstimmt vor. Er hatte schon lange darüber nachgedacht, was mit ihr sein könnte. Aber wenn er sie fragte, errötete sie sogleich und sagte, ihr wäre nichts, oder sie hätte Kopfschmerzen. Na, damit gab er sich zufrieden. Er hatte in dieser Zeit so viel andres im Kopf. Und nun, da sie verlobt war — er wußte nicht, woher es kam, aber es war ihm gleichwohl gerade so, als wenn sie ihn nun weniger anginge, da sie sich für diesen Menschen interessierte, den er niemals recht als zu ihnen gehörig zu betrachten vermochte.

Dann kratzte er sich hinterm Ohr und gab der Verlobung die Schuld. Junge Mädchen wurden immer bleichnäsig, wenn sie verlobt waren, und das war kein Wunder. Das Ganze war eigentlich eine unmoralische Einrichtung. Obschon er von Margaretens Verlobung eigentlich nicht sagen konnte, daß sie sie in der Beziehung angreifen könnte. Er hatte sich im Gegenteil gewundert, daß der junge Mann so wenig . . .

Aber heute sah sie wirklich miserabel aus und hatte offenbar geweint.

Er blieb vor ihr stehen, neigte sich über sie und hob ihr Gesicht mit dem Zeigefinger unter dem Kinn empor. Ja, wirklich, sie weinte. Ein paar warme Thränen liefen über seine Finger herab.

„Was ist dir denn, Gretchen?“ fragte er weich.

Und dann hing sie im nächsten Augenblick an seinem Halse und weinte und schluchzte, als wenn ihr das Herz brechen sollte, und ihr ganzer Körper zitterte.

„Na — na — na — Gretchen, was giebt es denn? Was giebt es denn?“

Aber sie weinte unaufhörlich und drückte sich nur fester und heftiger an ihn.

Er zog sie zu sich in den Lehnstuhl herab, nahm sie auf den Schoß und fragte dann, da das Weinen endlich ein wenig nachließ:

„Handelt es sich um deinen Liebsten, Margarete?“

Sie biß in einen Zipfel des Taschentuches und nickte, indem sie wieder zu schluchzen begann.

Er gedachte die Sache als Scherz zu behandeln, kniff sie in die Wange und fragte mit blinzelnden Augen:

„Habt ihr euch ein bißchen gezankt?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Na, was ist denn, Margarete?“

„Er — er — ist — krank,“ stammelte sie.

„Gefährlich?“ fragte er plötzlich ernst.

„Nein — das wohl nicht, — eine starke Erkältung —“

Er zog sie scherzend und liebkosend an einem Ohrläppchen: „Na, Zipfel, wozu denn die Thränen? Ist es denn so schlimm, ihn einige Tage zu entbehren? Bist du aber ein verwöhntes Kind!“

Aber da brach das Weinen abermals hervor; in einem Anfall wilden Schmerzes preßte sie sich an ihn und flüsterte schluchzend: „Ach, Papa, ich bin so unglücklich — so unglücklich!“

Das traf sein Herz, die Thränen traten ihm ins Auge, er klopfte und streichelte sie: „Armes kleines Mäuschen!“

Aber was gab's denn nur? Doch nicht etwa gar — das Blut stieg ihm einen Augenblick zu Kopf — aber ein Blick auf ihr Gesicht beruhigte ihn. Was Teufel war ihr denn aber? Sollte sie des Menschen überdrüssig sein? Das würde ihn wirklich nicht in Erstaunen versetzen — oder wollte er . . .

„Liebst du ihn nicht mehr?“ fragte er.

„Ja — ach ja, ja!“ kam es so leidenschaftlich innig, daß ein Zweifel nicht wohl entstehen konnte.

„Hat er denn etwa . . .“

„Ich — ich weiß es nicht — denn — ach — Papa, — er ist so hart gegen mich — und so kalt. Errührt mich niemals an, und e r — ja, er küßt mich fast niemals — und ich warte doch immer darauf. Ich glaube, daß er sich aus mir gar nichts macht — obschon er bisweilen — ach, Papa, du

weißt nicht, wie schrecklich es ist, so unglücklich in seinen eignen Liebsten verliebt zu sein! Das ist ja geradezu lächerlich — wenn es nicht so — nicht so traurig wäre . . ."

Obschon sie sich Mühe gab, ein wenig zu lächeln, und eigentlich verlegen war, nachdem sie es gesagt hatte, klangen ihre letzten Worte doch so qualvoll und hoffnungslos. Und obwohl er auch lächeln mußte, begriff er sie doch und das, was sie litt, durch das Verwandte in ihrer Natur und seine Liebe zu ihr.

Und indem er sie in seine Arme schloß, glühte ein fast unbändiger Zorn in seiner Seele gegen diesen Menschen auf — diesen Holzbock, der, weiß der Teufel wie, das Mädchen in sich verliebt gemacht hatte und sie dann unglücklich machte. Dann begann er ihr zuzureden, wollte sie zur Vernunft bringen und sie veranlassen, die Verlobung aufzuheben, da der augenblickliche Schmerz nicht so schlimm wäre, wie ein ganzes unglückliches Leben. Er wurde ganz erregt — bekam aber auf alle seine Vorstellungen nur hartnäckig die eine Antwort: „Papa — ich kann nicht — ich kann nicht! Ich sterbe, wenn — wenn" — Aber ob er nicht auch glaubte, daß es anders werden würde, wenn — wenn . . .? Und sie könnte sich nicht von ihm trennen, nein, sie könnte es nicht. Papa müßte gut und lieb sein und nichts zu ihm sagen, und ihn auch nichts merken lassen — und ebensowenig Mama!

Nein, davor würde er sich wohl hüten. Na, was war da weiter zu thun, als sie zu trösten, sie zu streicheln, ihr nach dem Munde zu reden, zu sagen, er glaubte wohl, daß es anders würde, wenn — wenn sie sich verheirateten. Aber er gelobte sich doch, bei Gelegenheit mit ihm zu reden. Das Mädchen war wirklich in seinem Recht, und sie sollte ihm nicht zu Grunde gerichtet werden. Sie sah beinahe aus, als wollte sie sich die Schwindsucht antrauern.

„Sag mal, hat er nichts davon gesagt, wann ihr euch verheiraten könnt?" fragte er plötzlich.

„Ja — sie glaubte, wenn er von Grönland zurückkehrte."

„Hm!" Dann konnte man sie vielleicht noch vorher zur Vernunft bringen. Es war nur gut, daß er bald reisen sollte.

Dann beruhigte er sie endlich und plauderte mit ihr von andern Dingen. Er ruhte nicht eher, als bis er sie zum Lachen gebracht hatte, aber das Lachen hatte keinen rechten Klang.

Als sie die Etatsrätin kommen hörten, sputete sich Margarete, ins Bett zu kommen, damit Mama nicht ihre verweinten Augen sehen sollte. Als sie ihm aber gute Nacht sagte und die Arme um seinen Hals schlang, legte sie ihre Wange an die seinige und flüsterte: „Und dann, Papa, sprechen wir niemals mehr — niemals mehr — von — von . . ."

Nun, da es geschehen war, bereute sie bitterlich, daß sie davon zu Papa gesprochen hatte, und kam sich so seltsam entblößt und fremder Kontrolle preisgegeben vor. Ach, es war eigentlich schrecklich, verlobt zu sein! Hätte sie gewußt! — aber man wußte ja nichts — gar nichts. Das Leben war nicht so, wie man glaubte und hoffte. Und wenn selbst die Liebe nicht das Glück brachte, was konnte man dann noch erwarten? . . .

VIII.

Henning Möllers Erkältung hielt lange an. Vierzehn Tage später erhielt sie ein paar Zeilen von ihm, daß es ihm besser ginge, daß er zum ersten Male ausgegangen wäre und sie bäte, mit ihm am nächsten Tage zu gewöhnlicher Zeit und am bekannten Ort zusammenzutreffen.

Als sie die Adresse auf dem Couvert sah, stieg ihr plötzlich das Blut in die Wangen empor, alle Pulse schlugen, und eine seltsame, ganz thörichte Freude durchrieselte sie.

Ach, wie lange es noch bis zum nächsten Tage war!

Obschon sie beschlossen hatte, erst so spät von Hause fortzugehen, daß sie genau zur bestimmten Zeit da war — denn es war so unerträglich, auf der Straße zu warten — war sie doch schon lange vor der Zeit auf dem Platze und ging mit der Uhr in der Hand auf und ab. Es war unglaublich, wie viel Schritte man in einer Minute gehen konnte.

Sie durfte sich nicht weit vom Platze entfernen — denn womöglich kam er inzwischen! Aber übrigens wußte sie ja, daß er keine Minute zu früh noch zu spät kam, sondern gerade auf den Glockenschlag.

Sie war nahe daran, vor Ungeduld außer sich zu geraten, und trippelte mit kleinen, stampfenden Schritten das kleine Stück Wegs hin und her. „Ihn — ihn wiedersehen!" jubelte es in ihr, und doch lag ihr ein solcher Druck auf dem Herzen: Wie würde er heute aussehen? Wie würde er sie empfangen?

Der Frühlingsglanz der Märzsonne, die kühle Frische der Luft waren so festlich — es war gründlich kühl hie und da, wenn ein Sturmwind daherfegte, so daß sie ein Stück laufen mußte, ob sie wollte oder nicht. Ach, es war schön, hier so zu gehen, schön zu leben, sich zu sehnen und — ja — da kam er!

Sie fühlte, wie das Blut sie heiß durchströmte und eine eigentümliche, bebende Mattigkeit sie überkam. Sie flog ihm entgegen, reichte ihm ihre Hand hin, blieb mit strahlenden Augen vor ihm stehen und vermochte im ersten Augenblick vor Herzklopfen und Erregung nichts zu sagen. Auch über sein Gesicht zog ein vergnügtes Lächeln hin, indem er nickte und ihr die Hand reichte; und sein „Guten Tag, Margarete!" klang so warm, daß ihre Wangen dabei glühend rot wurden. Aber dann fuhr ein kalter

Windstoß sausend über sie hin und drängte sie so dicht an ihn heran, gleichsam in eine halb unfreiwillige Umarmung hinein. Ihre Kleider und ihr Mantel wickelten sich um ihn. Sie lachte und blickte ihm ganz glücklich ins Gesicht. Allein dieses hatte plötzlich den Ausdruck gewechselt.

Verdrießlich und gereizt rief er, indem er sich losmachte und den Rock um den Hals zusammenzog: „Ich muß nach Oesterbro — aber vielleicht willst du in entgegengesetzter Richtung? In dem Fall muß ich dir Lebewohl sagen. Ich bin krank gewesen — wie du dich vielleicht entsinnst" — dies wurde mit Nachdruck gesagt — „in diesem verwünschten Zug kann ich nicht stehen bleiben, ohne es wieder zu werden!"

Seine Worte senkten sich wie eiskalte Tropfen über sie herab — ach, wie weh das that! Ob sie sich darauf besann, daß er krank gewesen war!

Sie gingen rasch zu, ganz stumm. Ohne aufzusehen kam sie halb widerstrebend mit. War es nicht besser, adieu zu sagen und umzukehren? Am liebsten ging er gewiß allein. Aber warum hatte er dann an sie geschrieben — ja, warum?

Da bedeckte eine kalte, graue Wolke die Sonne, und feine Hagelkörner sprühten herab, die der Wind ihnen entgegentrieb.

„Ein schauderhaftes Wetter!" brummte er und hustete.

Sie sah ihn in plötzlichem Schreck an. Ach, er hatte ja recht. Er war noch nicht gesund, er war bleich — und das Gesicht magerer. Es rührte sie, als sie das sah.

Es war wirklich unverantwortlich, unbesonnen von ihr, da stehen zu bleiben. Sie wollte es ihm sagen, ihn um Verzeihung bitten, sie kam sich so demütig schuldig vor. Aber es war so schwer, das erste Wort zu finden. Sie kam ihm ein wenig näher, sah nicht auf, aber steckte verstohlen ihre Hand in die seinige und drückte sie leise an sich. Er ließ ihr seine Hand.

„Wie nett es ist, dich wiederzusehen!" sagte sie halblaut und blickte mit warmen, feuchten, frohen Augen zu ihm auf. Er nickte ihr versöhnt zu:

„Ja, es ist wirklich angenehm, wieder auf den Beinen zu sein."

Sie ging so dicht neben ihm, daß ihre Wange fast seinen Arm berührte, wenn sie hie und da den Kopf auf die Seite legte. Unwillkürlich seufzte sie.

„Wie schön es ist, wieder mit dir zu gehen! — ach, das war für mich eine schreckliche Zeit, kannst du mir glauben! Es ist mir wirklich schmerzlich gewesen, als ich dich so krank sah — und ich dir gar nicht helfen konnte . . ."

Abermals fuhr über sein Gesicht ein düsterer Schatten hin:

„Reden wir nicht von meiner Krankheit. Ich vertrage kein Bedauern — und, apropos, für ein andermal, ich liebe keine unerwarteten Besuche, namentlich nicht, wenn ich bettlägerig bin, und außerdem — ja, mißverstehe mich nur nicht, wie du es so gern thust, aber ich halte es für richtig, es dir zu sagen. Wir haben schon früher davon gesprochen. Eine junge Dame muß in der Beziehung äußerst vorsichtig sein — die Leute aus dem Hause — dein Besuch bei mir — so lieb er mir natürlich sein würde — könnte leicht mißdeutet werden . . ."

Sie ließ plötzlich seine Hand los. Sie war zornig, verletzt, verwundet, gebrauchte bei sich im stillen harte Worte gegen ihn, sagte, er wäre lieblos, böse, abscheulich. Sie könnte ihn gar nicht mehr leiden, sie hätte Lust, jetzt gleich ihres Weges zu gehen und ihn gar nicht mehr wiederzusehen.

Aber warum that sie es denn nicht? Nein, sie konnte nicht. Und es peinigte und ärgerte sie, daß sie ihm gegenüber nicht konnte, was sie wollte — nicht einmal ihrem Zorn und ihrem Schmerz recht Luft machen — allen andern gegenüber konnte sie es, aber nicht ihm gegenüber. Es war etwas an ihm, was ihren Zorn niederzwang, so daß sie vor einem bösen Worte aus seinem Munde verstummte — nur leiden konnte sie — weil sie glaubte, wußte, daß er sich nicht so viel aus ihr machte, wie sie aus ihm, und weil sie sich von ihm doch nicht losreißen konnte, denn — was dann? Gott im Himmel, was dann?

An was er wohl dachte, während er da so dahinschritt und aussah — aussah, als hätte er sie vergessen, als wäre sie gar nicht mehr da?

Sie guckte ihn von der Seite an — und war ganz betroffen über das, was sie sah. Es war, als sähe sie ihn plötzlich in ganz neuem Lichte. Er war ja gar nicht mehr hübsch. Etwas Schweres, Träges, fast Schläfriges lag in den großen Linien dieses Gesichtes, zu dem sie bisher niemals ohne herzensinnige Bewunderung aufgeblickt hatte. Und sie sah genauer hin und untersuchte kritisch und aufmerksam jeden Zug. Seine Nase war an der Wurzel zu dick, der Mund zu schmal — sie sah es von unten, trotz des Bartes — fast ohne Lippen, und dann hing er so mürrisch an den Mundwinkeln herab.

Sonst war ihr sein Lächeln melancholisch erschienen. Aber nein, das war keine Melancholie, das war — und plötzlich hatte sie ein Gefühl, als würde sie von ihm fortgerückt, sähe ihn als Fremden, der sie nichts anging, und den sie demgemäß beurteilte.

Unwillkürlich trat sie ein wenig von ihm zurück. Indem sie vor einer Pfütze auf dem Wege ausbog, kam sie ganz auf die andre Seite des Promenadenweges hinüber. Es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie sich langweilte, und sie ertappte sich über dem Wunsche, daß sie Oesterbro schon erreicht hätten und sie nach Hause gehen könnte.

Da fragte er plötzlich — es klang ihr, als wenn es aus weiter Ferne herkäme:

„Giebt es nichts Neues? Ich habe in der ganzen Zeit weder Zeitungen gesehen noch etwas gehört.“

„Nichts Besonderes.“

Sie erzählte kurz die kleinen Begebenheiten des öffentlichen und privaten Lebens, die sich während seiner Krankheit ereignet hatten. Er knüpfte hie und da eine Bemerkung daran, so daß es zu einer Art Gespräch wurde.

Sie erreichten das Ende der Allee.

Er hatte sie einige Male forschend angeblickt. Es lag etwas ihm Fremdes in ihrem Ton — derselbe klang so gleichgültig. Er wußte gut, daß er sie vorhin verletzt hatte, und kannte die Wirkung, die es auf sie hatte, und daß sie ihrem Zorn nicht Luft zu machen wagte. Und diese seine Macht über sie bereitete ihm ein gewisses Behagen. Ihr „Maulen“, wie er es nannte, pflegte niemals lange anzuhalten und schlug immer in die eine oder andre demütige, liebevolle Annäherung um, die gleichsam um Verzeihung bat. Aber heute — hm!

„Ich muß noch ein Stückchen laufen. Ich will auf den Strandweg hinaus — du mußt wohl nach Hause?“

Es lag in den Worten eine Art Bitte verborgen, das merkte sie wohl.

„Ja—a, ich müßte eigentlich,“ kam es leichthin, mit kühler Sicherheit. Da war es wieder. Der Ton war ihm neu.

Ihre Blicke begegneten sich. Auch ihre Augen sahen anders aus. Sie pflegten ihn sonst mit ihrem schnell wechselnden Ausdruck — da sie bisweilen von zurückgehaltenen Thränen verschleiert, bisweilen mit düsterer Glut erfüllt waren, auf die er keine Antwort hatte — zu genieren, da immer etwas wie ein verborgener Vorwurf darin lag. Nun war nichts davon da — ruhig und stumm blickten sie in die seinigen hinein. Ihre ganze Gestalt erschien plötzlich gleichsam neu in einer gewissen kühlen, vornehmen Anmut, die ihn besonders anzog. Zum erstenmal, seit er sie kannte, merkte er bei ihr einen Widerstand, etwas, das überwunden werden mußte. Er räusperte sich:

„Du — du solltest wenigstens bis Vibenshus mitkommen. Es ist dir auch gut, ein Stück zu gehen. Du kannst ja mit der Pferdebahn nach Hause fahren.“

Am liebsten hätte sie nein gesagt. Sie hatte keine Lust dazu. Sie antwortete nicht, aber sie ging zögernd ein paar Schritte nach Oesterbro mit.

„Willst — willst du nicht mich unterfassen?“

Sie sah ihn erstaunt an. Er hatte ihr früher lange Vorträge darüber gehalten, wie unbequem und unfrei es wäre, so Arm in Arm zu gehen. Sie könnten ja doch nicht Schritt halten. Aber daran schien er sich nicht zu erinnern. Er war plötzlich mitteilsam geworden. Er sprach von seiner Reise nach Grönland, das Schiff ginge in drei bis vier Wochen ab. Er schilderte die Natur dort oben, die Pflanzen, und dann erzählte er von seinem Aufenthalt in London hinterher, wo er die botanischen Sammlungen besuchen wollte, und daß er mindestens acht bis zehn Wochen darauf verwenden müßte. Dann würde er gemäß den gewonnenen Resultaten seine Preisaufgabe fertig machen. Er würde also fast ein Jahr fortbleiben. Er wunderte sich, was aus ihrem Schmerz geworden war, mit dem sie ihn früher von dieser Reise hatte reden hören — und nun wurde die Trennung doch eine so viel längere, als sie vermutet hatte — und wenn er dann heimkehrte — es durchzuckte sie fast wie ein Schreck, was dann geschehen sollte.

Es war nur gut, daß er so viel sprach, denn sie hatte so wenig zu antworten, aber er schien es nicht zu merken. Denn als er ihr bei Vibenshus in die Pferdebahn half, drückte er mit ungewöhnlicher Wärme ihre Hand und sagte sichtlich aufgeheitert und eifrig:

„Ich besuche dich morgen — seid ihr zu Hause?“

„Ja.“

„Dann komme ich zum Mittag.“

Es war das erste Mal, daß er sich bei ihnen so ohne weiteres zu Gast lud. Aber darüber dachte sie gar nicht nach, sondern antwortete nur mit erzwungenem Lächeln: „Ja, thue das!“

Schlaff und müde kam sie nach Hause und dünkte sich doch wie befreit — von was? Danach fragte sie nicht, ihr war nur alles so zuwider, so zuwider, das ganze Dasein und sie sich selbst, sie mochte weder denken noch träumen, sank aber auf dem Sofa in Papas Zimmer in Schlaf.

Sie wäre mit Möller so weit gegangen, sagte sie in entschuldigendem Tone zu Papa, und er käme morgen.

„Na, dann bist du wohl wieder froh?“ fragte er und kniff sie in die Wange.

„Ja — ich bin froh —“ erwiderte sie und hatte bereits die Augen geschlossen.

Drittes Buch.

I.

Möller war abgereist. Ihr schien, als wäre es bereits lange her. Wie ein schwerer, trüber Regentag lag die Erinnerung an ihn über ihr und bedrückte ihre Seele. Ihre Gedanken waren nicht oft bei ihm.

Nun hatte sie andres zu thun.

Da hatte sie nun den ganzen Winter gesessen und im Winkel gehockt, weil er keine neuen Bekanntschaften anknüpfen wollte und sich nur mit Gewalt in die intimsten Familienkreise schleppen ließ. Auch

nicht zu einem Ball oder einer ordentlichen Gesellschaft mit jungen Leuten wollte er mit. Daher blieb auch sie zu Hause.

Aber jetzt nicht mehr! Es waren noch einige Wochen der Saison übrig, und während dieser eilte sie von Ball zu Ball und Gesellschaft zu Gesellschaft, trotz der Proteste Mamas. Diese fand es schrecklich unpassend, daß ein verlobtes Mädchen nicht zu Hause säße, wenn der Bräutigam fort wäre. Aber Papa lachte nur über das Geschwätz: „Laß das Kind sich doch amüsieren, solange es kann — man ist ja nur einmal jung!“

Und Margarete amüsierte sich oder erlangte wenigstens, was sie suchte, daß ihre Seele von Unruhe erfüllt würde. Es war wieder ein heißes Bedürfnis nach Erregung über sie gekommen, danach, dort zu sein, wo es Lärm, Licht und viele Menschen gab. Sie griff nach allem möglichen, selbst wenn sie bisweilen sich ein wenig ermüdet fühlte, wenn sie nur nicht in ihrer Wohnstube daheim war. Selbst die Plauderstunden mit Papa verlockten sie nicht mehr.

Wenn sie nur in einen Ballsaal oder zu einer Mittagsgesellschaft der Jugend hineinkam, war sie sogleich wie ein andrer Mensch, oder richtiger, sie fand sich selbst, ihr eignes, richtiges Selbst von den Bällen und Gesellschaften in den „alten Tagen“ wieder, wie sie es bereits nannte, obschon nur ein Jahr dazwischen lag. Denn dieses Jahr — ach, bisweilen glaubte sie, sie wäre schon ganz alt und häßlich — aber nun erfuhr sie etwas andres. So war sie noch niemals gefeiert worden! Es war dasselbe belebende, erregende Spiel mit Courschneiden und Flirtation — es machte nicht das Geringste, daß sie verlobt war, so viel merkte sie wohl — und sie wurde dreister, ihrer selbst mehr sicher, nachdem ihr klar geworden war, daß Männer selten in ihre Nähe kamen, ohne sich ein bißchen die Flügel zu verbrennen.

Das bereitete ihr Vergnügen, solange es dauerte — aber hernach, ach ja, hernach war es leer wie immer und ebenso langweilig.

Aber dann geschah etwas, was für einige Zeit ihre Stimmung verbesserte.

Ihre Freundin Ludovika verheiratete sich mit einem nicht mehr jungen, aber sehr reichen und hohen Diplomaten bei einer ausländischen Gesandtschaft in Kopenhagen.

Sobald das Paar von der Hochzeitsreise zurückkehrte, noch im Anfang des Frühjahrs, suchte Ludovika Margarete auf und zog sie sogleich in eine wahre Flut des Gesellschaftslebens hinein. Sie waren täglich beisammen. Margarete hatte Ludovika niemals so gern gehabt wie jetzt. Sie hatten sich seit Margaretens Verlobung nicht mehr ordentlich gesehen. Aber nun begann sie förmlich für sie zu schwärmen und verschwendete an sie eine Bewunderung und Anbetung, welche — obschon sie zum großen Teil erkünstelt war — doch ein wenig ihre innere Leere ausfüllte.

Unter der Decke einer gebildeten Sprache und abgeschliffener Formen herrschte in Frau Ludovikas Haus ein ziemlich freier Ton. Margarete fühlte sich dort in ihrem richtigen Element und machte stehenden Fußes in dem etwas blasierten Kreise der jungen Männer der Hautevolée, die sie „verteufelt niedlich, aber kokett wie einen Satan“ fanden, Eroberungen.

Es herrschte dort eine eigne Atmosphäre. Die späte Liebe des älteren Mannes für das junge, kokette Weib, das er jeden Tag, ja fast jeden Augenblick fürchten mußte zu verlieren, das er gleichsam erobern mußte, und das sich scheinbar erobern ließ, erfüllte das Haus wie mit verborgenem Feuer und machte die Atmosphäre gleichsam elektrisch. Selbst die Sattesten unter den Gästen wurden davon erfaßt, und mit Ausnahme einiger Freunde aus seiner Junggesellenzeit versammelten sich meist junge Leute in dem eleganten Hause, das nach neuestem Pariser Geschmack möbliert war: warm und weich, mit Draperien an den Wänden und um die Thüren, mit einer Ueberfülle von Möbeln in matten Farben, einer Unmenge Blumen, großen Pflanzen, und mit französischen Kunstwerken der Plastik wie der Malerei, sowie einer Unmasse kostbarer, fremdartiger Nippsachen.

Anfangs hatte sie nicht begreifen können, daß Ludovika sich mit einem alten Manne verheiraten konnte. Er war freilich fein und stattlich anzusehen, sogar hübsch — oder war es gewesen. Aber er war doch ziemlich dünnhaarig, hatte einen allzu großen Bart, viele Runzeln und — was das Schlimmste war — ihm fehlten Zähne.

Aber als sie sie innerhalb ihrer vier Wände beisammen sah, begriff sie es eher. Denn er war so verliebt in seine Frau, daß es sich lohnte. Ihr konnte ganz heiß werden, wenn sie sah, wie er Ludovika liebkoste. Ja, er war verliebt.

Und das erzählte Ludovika auch, wenn sie am Vormittag beisammen saßen und plauderten, während der Gatte aus war; und sie gab ihr mit offenherziger Vertraulichkeit Beispiele davon, wie sie geliebt wurde, oft so intimer Natur, daß sie sich bisweilen unterbrach, da ihr einfiel, daß Margarete ja nur verlobt war — aber ach was, sie sollte sich ja bald verheiraten, und dann erfuhr sie ja doch alles. Und Margarete saugte diese Mitteilungen in sich ein, zwar mit geheimer Scheu und leichter Scham, aber wie ein süßes Gift, das im Blut blieb und nebelhafte, lockende Gestalten in einem verzauberten Lande schuf.

Dann konnten die Gedanken, die heiß und durstig

waren infolge des nie gestillten Sehnens, zu ihrem Bräutigam zurückkehren. Aber nun träumte sie sich nicht mehr in liebesheiße Situationen mit ihm hinein; sie führte in ihren Gedanken nur stürmische Scenen auf, in denen all ihr verborgener Schmerz und Zorn in schwulstigen Erklärungen zu Worte kam, daß er sie für das ganze Leben unglücklich gemacht hätte, daß er kalt und herzlos wäre und ihre Liebe niemals verstanden hätte. Und sie wußte nicht oder wollte es nicht wissen, daß diese Liebe tot und erloschen war, als wenn sie niemals existiert hätte. Sie fragte sich nur wieder und wieder selbst in qualvollem Herzeleid, ob sie denn niemals das Leben genießen sollte . . . ?

II.

Aber dann plötzlich wurde alles anders. Auf einem Ball bei Ludovika, gerade auf dem, mit welchem die Saison schließen sollte, traf sie Otto Krog wieder, Christians Freund, den „Straßensänger" vom Maskenball vor drei Jahren. Und obschon sie die ganze Zeit einander nicht gesehen hatten, wurden sie doch beide wie von einem Rausch des Entzückens über dies Wiedersehen ergriffen.

Er hatte in jener Nacht, da er sie zum erstenmal sah, sich in sie mit der plötzlichen Leidenschaft einer stillen, träumerischen Natur verliebt. Etwas von dieser Verliebtheit saß ihm noch im Blut und glühte wieder empor, als er sie sah, wie eine Flamme, die neue Nahrung bekommt. Damals, nach dem Tode des Vetters, hatte er sie überall gesucht — aber sie war und blieb verschwunden. Dann hatte er unter dem Nachlaß des Freundes die kleine Skizze von ihr, „Révélation", gefunden, sie gekauft und sich niemals recht von dem Zauber losreißen können, den sie in ihm erregte, und hatte sich in sie Zug für Zug vertieft — es lag für ihn etwas beinahe dämonisch Lockendes in dem Bilde, das so einfach und doch so bezaubernd lebensvoll gemacht war.

Und nun fand er alles bei ihr wieder: diese wunderlich suchenden, lockenden Augen, halb verschleiert von langen Wimpern, Augen, die zugleich die des Weibes und die des Kindes waren, gleichsam taubenetzt von der ersten Ahnung der Liebe, den kleinen, geschweiften, leichtgeöffneten Mund mit dem verlockenden Lächeln, das eine eigne, unbewußt sinnliche Anmut hatte. Es war, als könnte man den Seufzer hören, der sich in neugierig träumender Sehnsucht hervorschlich. Die ganze Gestalt, die erst halb entfaltet war, erschien lockend durch die Verheißungen dessen, was sie werden wollte und was sie geworden war — ja, denn wie hübsch war sie erst jetzt! Mehr Weib, weniger Kind, verführerisch, bezaubernd schön! Bis auf die Tracht war sie leibhaftig das Bild. Die Seide schmiegte sich so eng und dicht um sie, daß es war, als wenn nur ein fließendes Gewebe von Rosenrot das Auge von all dieser frischen Jugendsfülle trennte, es harmonierte in Ton und Farbe mit dem feinen Schimmer der Haut wie von Apfelblüten über den entblößten Hals, die runden Schultern und die vollen, schöngeformten Arme.

Das entzückte Erstaunen in seinem Blick, als Ludovika sie einander vorstellte: „Herr Krog, Fräulein Holm," drang ihr warm und verwirrend bis in das Herz hinein.

Ob sie ihn wiedererkenne, fragte er.

O ja, sie erkannte — seine Augen, hätte sie beinahe gesagt.

Es durchfuhr ihn wie ein elektrischer Schlag, als er das Lächeln, dieses Lächeln um ihre Mundwinkel beben sah. Unwillkürlich drückte er die Hand, die sie ihm entgegengestreckt hatte, und erhielt einen leichten, zögernden Gegendruck. Ihre Augen trafen sich, aber die ihren wichen der dunkeln Glut in seinen Augen aus, die ihr das Blut in die Wangen trieb.

Ludovika sah äußerst erstaunt von einem zum andern, dann lachte sie: „Ah, alte Bekannte!" sagte sie, „davon hast du mir ja niemals etwas erzählt, du Galgenstrick —!"

Dann wollten sie beide gleichzeitig erklären, aber es kam nur zu einigen verwirrten Worten von einem Maskenball und einer Nacht und Christian — „mein Vetter, du weißt doch — und —" und dann endigte es mit einem lustigen Lachen, denn Ludovika verstand nicht einen Muck; sie hatte niemals von einem Vetter gehört.

„Das muß vor meiner Zeit gewesen sein," sagte sie zu Margarete und drohte ihr schelmisch mit dem Finger.

Margarete wurde glühend rot, und ein eigner, klingender Laut lag in dem Lachen.

„Na, also — vergnügte Fortsetzung der Freundschaft!" sagte Ludovika und nickte ihnen zu, indem sie sich abwandte, um andre Gäste zu empfangen.

Oho! dachte sie, das wäre wohl der rechte — aber was in aller Welt will sie denn mit dem andern? Sie soll mir morgen ordentlich Rede stehen!

Die beiden setzten sich in eine Ecke und fanden sogleich den Ton von alten Bekannten. Sie hatten von so vielem zu reden, sie wurden nicht fertig, aber immer kamen sie auf die Freude zurück, daß sie sich wiedergesehen hatten — „und dann, daß es gerade heute abend war!" sagte er.

„Warum gerade heute abend — ist der Tag besonders merkwürdig?" fragte sie.

Ja, mit ihm hätte ein ganz neues Dasein auch in andrer Beziehung für ihn begonnen. Er wurde rot, als er dies sagte; sie sah es, und dann durchfuhr es sie glühend heiß, was in den Worten lag, auch in andrer Beziehung.

„Was denn — ach, erzählen Sie, wollen Sie!"

sagte sie flehend und wagte nicht, den Blick zu erheben. Sie fühlte nur durch ihre Augenlider, wie er sie anblickte. Gott im Himmel — war es denkbar, daß — daß —?

Und dann erzählte er, im Anfang etwas kurz und wortkarg, nur weil sie fragte, aber später hingerissen von der fast exaltierten Stimmung, in der er sich gerade an diesem Abend befand.

Bis zu diesem Tage hätte er nur das stagnierende Leben eines armen, noch unbeachteten Künstlers gelebt, ohne Aussichten, unter Entbehrungen — bisweilen in Not — fast ohne Hoffnung — nicht eine gewonnene Schlacht in all diesen Jahren — zuletzt fast ohne Glauben an sein Talent.

Und dieses Leben im Dunkel hatte ihn zu ersticken gedroht, hatte ihm seinen Mut, seine Begeisterung geraubt; aber dann, als es am allerschlimmsten stand, hatte er, er wußte nicht wie oder warum, sich zu einem großen Werke gesammelt, alles auf eine Karte gesetzt, wie ein Wahnsinniger gearbeitet, sich fast alles versagt — nur gemalt, gemalt vom Morgengrauen, bis das letzte bißchen Licht des kalten, elenden Himmels hier im Norden erloschen war — gehofft, geglaubt, gezweifelt — meist gezweifelt — und dann war es geglückt über alle Erwartung. Das Bild war fertig geworden, ausgestellt — nur einen einzigen Tag — und dann war es ihm ergangen, sagte er scherzend, wie Byron, der eines Tages erwachte und ein berühmter Mann war — das geschah gestern; heute früh war das Bild von Ludovikas Mann gekauft und hing nun drinnen in dem großen Salon — ob sie es schon gesehen hätte?

Sie nickte. „Ja, o, das ist von Ihnen — das schöne neue Bild?"

Ja — es wäre von ihm. Er selbst hätte den Platz ausgewählt und es aufgehängt, und diesem Umstande hätte er wohl auch die Einladung für heut abend zu verdanken gehabt. Und nun segnete er sein Schicksal, daß er sie angenommen hätte und nicht gleich abgereist wäre, wie er am liebsten gewollt hätte, denn das war es ja, wofür er gearbeitet hatte. Er mußte von hier fort, um etwas zu werden, den Heimatstaub abschütteln, hinaus in lichtere Luft, zu reicherem Leben, seine Seele mit dem wahrhaft Großen in der Kunst und Natur erfüllen. Bei dem bloßen Gedanken daran fühlte er in sich neue Kräfte sprießen, den Glauben an sich und an das, was er erreichen könnte —

Er hatte wie im Traume vor sich hingeblickt; sein Antlitz leuchtete. Das plötzliche Glück, die reiche Umgebung, die Musik, der Wirbel der Tanzenden — alles wirkte magisch auf ihn, als stände er mitten im Märchen und brauchte nur zu wünschen, dann wäre alles da, wovon er geträumt, worauf er gehofft, wonach er sich gesehnt hatte, gleich ihr, diesem jungen Weibe, das in seiner Phantasie gelebt hatte, seit jenem Maskenball, und das ihn jetzt wieder gefangen nahm.

Margarete war ganz stumm und verzagt geworden. Herrgott, er sollte fort?! Dann wurde ja nichts daraus, wie aus allem andern — es war, als säh' sie etwas versinken, in weiter Ferne versinken, und es preßte ihr so seltsam das Herz zusammen.

Sie war nahe daran, in Thränen auszubrechen, und schloß die Augen. „Sie wollen fort?" fragte sie, ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Würden Sie — würden Sie — o, das ist ja unmöglich!" stammelte er, tief über sie geneigt, und versuchte, ihr in die Augen zu sehen. Sie leuchteten auf, sie lächelte schwach und wurde ein wenig gerührt:

„Wollen wir tanzen? — wir sind gewiß an der Reihe," sagte sie flüsternd und schmiegte sich in seinen Arm.

Es war, als wenn die Luft plötzlich um ihn heiß würde, das Blut jagte ihm in Strömen zum Kopf, er drückte sie fest an sich, und sie glitten zwischen die andern hinein.

Und dann war es allmählich, als wöbe das Damals und das Jetzt sich ineinander, nur war es nicht Christian, sondern er, den sie auch damals geliebt hatte. Daß sie das so lange vergessen hatte — o, es war ja nicht vergessen — es lebte, es war in ihr — alles — nur tausendmal heißer, süßer — auch in ihm. Sie fühlte die Wärme hinter seinen Worten; die infolge der Erregung ein wenig verschleierte Stimme ließ sie so tief, so bedeutungsvoll erscheinen — oder waren es die Augen, von denen es herrührte, diese „Hirschaugen", die sie nicht losließen und sie gleichsam an sich saugten, so daß sie ihnen nicht entschlüpfen konnte — nein, nicht konnte?

Der Ball rings um sie her nahm seinen Verlauf, ohne daß sie darauf achteten. Sie waren nur füreinander da. Er that seine Pflicht als tanzender Kavalier, aber die Damen, die ihn sogleich reizend gefunden hatten, meinten zu einander, die Augen täuschten — er wäre geradezu langweilig und machte dem Fräulein Holm allzu offenbar die Cour. Und dann zischelten sie über Margarete, wenn sie in den Tanzpausen die Köpfe zusammensteckten. Die Männer wären zu dumm, sagten sie; was denn eigentlich an ihr zu sehen wäre — mit der Nase, und den schiefen Augen, und dieser geschnürten Taille? Aber die Herren fanden sie, wie gewöhnlich, bezaubernd, sie hatte Chic, verstand sich zu benehmen, sprudelte von Leben, und es ruhte heute abend gleichsam eine neue verführerische, lodernde Anmut über ihr — im Kotillon stritten sie sich förmlich um sie. Sie flog von Arm zu Arm, aber hernach hatte sie keine Ahnung, mit wem sie getanzt hatte.

Es waren kleine Tische in dem großen, halbrunden

Speisesaal gedeckt. Krog hatte Frau Ludovika zu Tisch geführt. Margaretens Herr war ein junger Attaché, der ganz vernarrt in sie war — sie saßen zu vier an einem Tisch, aber er wußte sich nicht ordentlich auszudrücken, und ihm fiel nichts weiter ein, als daß er ihr jeden Augenblick ins Ohr flüsterte, sie wäre bezaubernd schön und könnte einen Mann mit ihren Augen ganz verrückt machen — und dann wäre sie grausam — o, so grausam! Es war nicht möglich, ihn zum Schweigen zu bringen! Sie war mutwillig in ihrem überströmenden Glück, und schließlich band sie ihm die Serviette um den Mund. Der Lärm von all den lachenden Menschen schwirrte ringsum im Saal, überall strahlten Augen und glühten Wangen, aber nirgends war das Lachen lustiger, die Stimmung lebhafter als an ihrem Tisch.

Als der Champagner kam, erhob Ludovika ihr Glas gegen das Margaretens, blinzelte ihr schelmisch zu und rief:

„Du, vive la liberté!“

Margarete begriff, wurde sehr rot, hielt das Glas in die Höhe, warf den Kopf trotzig zurück und antwortete triumphierend: „Ja — vive la liberté!“ und setzte den Mund ans Glas.

„Et l'amour!“ tönte es in weichem Flüstern von der andern Seite in ihr Ohr.

Sie wandte sich nach ihm um, ihre Blicke ruhten ineinander, wieder war es, als sollte sie weinen, fast schmerzhaft stark schlug ihr Herz: „Et l'amour!“ wiederholte sie nur mit einer Bewegung der Lippen, die er sah, ohne zu hören —dann schloß sie die Augen wie im Schwindel und trank das Glas aus. Ihr war es, als gäbe sie in diesem Augenblicke sich ihm hin und wäre sich dessen bewußt.

Und ihr war es, wenn er nur ihre Hand ergriff oder den Arm um sie legte, wenn sie tanzten, als sollte sie ohnmächtig werden vor Glück. Er war nur ein wenig größer als sie, so daß ihr Gesicht dem seinigen ganz nahe war — und diese Nähe war ein neues Glück — einmal fühlte sie seine Lippen ihr Haar streifen wie einen Kuß — er fühlte sie dabei erbeben und preßte sie fester an sich. Ach Gott, wie sie sich gesehnt hatte, sich gesehnt nach dem, was nun gekommen war — war es gekommen? Sie blickte auf — und las die Antwort in der milden, strahlenden Glut unter den halb geschlossenen Lidern.

Und dann hatten sie getanzt, gesprochen, geschwiegen — am meisten geschwiegen — Auge in Auge, Seel' in Seele die ganze Nacht.

Dann saßen sie nebeneinander, drinnen im Salon. Die Musik tönte vom Ballsaal zu ihnen herüber, wo die Paare — es waren bald nicht mehr viel übrig — im Getümmel des letzten Extratanzes sich herumschwangen. Hin und wieder kam einer der Herren und forderte sie auf. Aber sie wollte nicht mehr tanzen, sagte sie, sie wollte sich ausruhen, sich abkühlen, bevor sie heimfuhr. Zwei-, dreimal wurde gemeldet, der Wagen warte, und jedesmal bat er: „Bleiben Sie noch!“

Und sie blieb.

Sie wollten das stumme Glück in diesen letzten Minuten genießen, die zu einer Viertelstunde, einer halben Stunde wurden, ohne daß sie wußten, wie. Sie sprachen nur wenig. Sie fühlten, etwas war nahe, wollte geschehen — und dieses Etwas machte die Worte so weich, zart, daunenleicht, und schien die Luft um sie her zu erfüllen mit hellem Feuer.

„Wann reisen Sie?“ fragte sie plötzlich.

Sie hatten lange geschwiegen.

„Ja — wann —“ er blickte sie von der Seite an und konnte die Augen von den kleinen rosenroten Ohren, die von so feiner Zeichnung waren, nicht losreißen, noch von den Linien am Hals hinunter, und dem Nacken und der Beugung des Hauptes, welches sie jetzt ein wenig zu ihm hinüber auf die Seite legte, — wie anmutsvoll weiblich es in der Form war! Nun entsann er sich: das war es, was zuerst seinen Blick auf sie hingezogen hatte, bereits damals unter der Maske — nun zog es seine Lippen dorthin — er mußte die Stelle, dort gerade, wo das lichte Haar sich über dem Halse zu kräuseln begann, küssen. Er that es. Sie wandte nur den Kopf und sah ihm mit einem Lächeln in die Augen hinein.

„Kommen Sie, gehen wir!“ flüsterte sie.

Sie gingen hinaus ins Entree, der Diener reichte ihnen die Mäntel, sie gingen wie im Traume, sie voran, er hinten nach, zum Wagen hinunter. Er half ihr hinein und legte den Pelzmantel um sie. Dann reichte sie ihm die Hand zum Lebewohl. Er ergriff sie mit seinen beiden Händen, schob den langen Handschuh bis zum Handgelenk hinab und drückte in einem Augenblick mit trockenen, heißen Lippen Kuß auf Kuß auf den entblößten Arm.

Dann hatte er die Empfindung, als zöge sie ihn sanft an sich. Er blickte auf — begegnete wieder ihren Augen und sprang mit einem halb erstickten Ausruf zu ihr hinein und schlug die Wagenthüre hinter sich zu.

Der Kutscher lächelte in seinen Bart und fuhr zum Thorweg hinaus.

Er schlang die Arme um sie, sie glitt in seine Umarmung hinein, und dann küßte er sie — wieder und wieder reichte sie ihm ihren Mund und stammelte halb im Lachen, halb im Weinen, gleichsam entschuldigend: „O, ich habe mich so gesehnt — so gesehnt —“

„Nach mir?“ fragte er, „sage es — nach mir!“

„Ja — nach dir —“ und sie glaubte, was sie sagte.

Er hätte sie beinahe mit seinen Liebkosungen

erstickt. Ein Regen von Küssen senkte sich über ihr Gesicht, ihren Hals und ihre Arme herab. Es war, als sollte sie vor Glück vergehen. Endlich, endlich!

„Wir müssen uns wiedersehen, Margarete, wir müssen uns treffen — du bist jetzt ja mein — mein — willst du?"

„Ja — aber — aber —"

„Aber was? Du Süße — du kannst alles sagen, hörst du, alles!"

„Nichts — nichts, als —" sie flüsterte es so leise, daß er es kaum hörte. Die Erinnerung an Möller und ihre Zukunft, an unbequeme Onkels und vieles andre strich wie ein kalter Hauch über sie hin. Nein, sie wollte es haben wie jetzt — ja, gerade so — und dann durfte es niemand wissen, nur sie beide ganz allein.

Er sah sie mit einem Blick an, ganz dumm vor Entzücken über die naive Hingabe, die er in ihren Worten zu finden glaubte, und preßte sie so fest an sich, daß es sie fast schmerzte.

„O Margarete — du bist — du bist —" dann legte er seine Lippen dicht an ihr Ohr und flüsterte, ob sie zu ihm kommen wollte — morgen, ob sie wollte?

Seine Stimme bebte vor Leidenschaft, seine Hand, welche die ihre hielt, brannte; sie begann selbst zu zittern, wurde ganz kalt von etwas, was sich ihr fast wie ein Schrecken um das Herz legte — sie zog sich ein wenig von ihm zurück, vermochte kaum zu atmen, ihr Herz schlug beinahe nicht — aber das war nur einen Augenblick, dann ergoß sich eine glühende Wärme durch alle ihre Glieder, das Blut sauste ihr vor den Ohren, es war wie ein wilder Wirbel, der sie zu ihm hinzwang, und sie hatte nur einen Wunsch, einen Willen, der dem seinen entgegenkam:

„Ja — ja —"

Dann saßen sie stumm, ganz still lächelnd, Hand in Hand, das letzte Stück Weges. Plötzlich sagte sie:

„Wo wohnst du?" und dann lachten sie darüber, daß sie es nicht wußte — es war hohe Zeit, sie war gleich daheim.

„Nun mußt du gehen — das Mädchen ist unten, um mich zu empfangen."

„Ja —" er sah ihr tief und ernst in die Augen. „Nicht wahr, du kommst, du vergißt dein Versprechen nicht?"

Sie schüttelte den Kopf: „Ich komme — glaubst du, ich würde —" und dann in einem plötzlichen Ausbruch: „Ich kann nicht anders —" verbarg sie das Gesicht an seiner Brust. Noch einen Kuß, dann ließ er sie los, der Wagen hielt, und er war verschwunden.

Das schläfrige Stubenmädchen, das mit einer flackernden Stearinkerze in der Hand sie an der Thür in Empfang nahm, wurde ganz wach, als es sie sah — ein solcher Schimmer neugeborenen, strahlenden Glückes lag auf dem glühenden Antlitz.

„Na — Fräulein, Sie haben sich wohl ordentlich amüsiert?"

„Herrlich — Anna — herrlich!"

Es klang wundersam wie Gesang in der Stimme und die Augen glänzten, als wäre sie im Begriff, in Thränen auszubrechen — sie taumelte fast in den Flur hinein.

Gott erbarme sich! — das Fräulein scheint nicht ganz nüchtern zu sein, dachte Anna; da muß es lustig zugegangen sein — ja, ja, die Fräuleins!

Margarete hatte die Empfindung, als hätte sie Anna an sich drücken und ihr alles erzählen können — alles, es war, als wollte das Glück sie ersticken, als hätte sie nicht Raum genug für den Jubel da drinnen, sie konnte kaum atmen, so schlug ihr das Herz.

Sie mußte Luft haben, und sie ergriff Anna, drehte sie im Kreise herum, so daß ihr das Stearin an den Fingern herablief, lachte, ohne Lust zum Lachen, laut — so daß Anna ganz böse wurde und sie zum Schweigen bringen wollte: „Fräulein, Sie sind ja ganz verrückt —"

„Ach, Anna, du weißt nicht — du weißt nicht —" und dann fuhr sie wild die Treppe hinauf, hinein in ihr Zimmer, und fertigte Anna an der Thür ab; sie wollte sich selbst auskleiden, sagte sie. Aber sie blieb auf und ging tanzend im Zimmer hin und her. Es war warm und hell darin, ein weiches, träumendes Licht von der blauen Ampel. Sie ging und summte kleine Stücke eines Liedes vor sich hin, von dem sie nicht mehr als eine Zeile kannte.

„Die Lieb' ist wie ein Vögelein — Die Lieb' ist —" sie konnte sich nicht still verhalten. Sie ging, saß, erhob sich wieder, legte die Ellbogen über die Lehne eines Stuhles, blickte hinaus in den Raum, ohne etwas zu sehen, fühlte seine Küsse, seine Liebkosungen wieder, verbarg ihr glühendes Gesicht in den Händen und flüsterte, daß sie liebe — liebe — geliebt wäre — der bloße Laut des Wortes blendete, berauschte sie. Das war Leben — und sie wollte leben! Dann senkte sich eine müde Sehnsucht über sie. Sie wurde so sonderbar still und froh, sie sputete sich ins Bett, sie wollte schlafen — denn nun kam ein „Morgen", und mit ihm begann das Leben.

Aber sie konnte noch nicht schlafen, wenigstens nicht gleich, sie lag und starrte mit offenen Augen in das graulichte Dunkel der Frühlingsnacht hinein, wohl ein wenig beklommen, aber glücklich, o so glücklich, und dann — ein ganz klein wenig neugierig.

Erst als der Tag richtig graute, schlief sie ein.

III.

Und sie hatte lange geschlafen, war aufgestanden, hatte mit Papa gesprochen, vernünftig auf alles geantwortet, wonach er sie fragte, das wußte sie, denn er hatte sie nicht ein einzigesmal verwundert

angesehen, und sie hatten gelacht und gescherzt, wie sie es zu thun pflegten.

Aber wovon sie gesprochen oder worüber sie gelacht, wie der Tag sonst vergangen war, ob Mama zu Hause war oder sie allein in der Wohnstube saß — davon hatte sie keine Ahnung.

Die ganze Zeit war es, als wenn sie träumte. Sie war sie selbst und doch eine andre, und diese andre war es, die sprach, lachte, sich anzog und sagte, sie ginge zu Ludovika und käme zu Mittag nach Hause — oder vielleicht auch nicht.

Sie errötete nicht einmal, als sie das sagte, bevor sie zur Thür hinaus war; dann aber glühten ihre Wangen auf, obschon sie sich damit tröstete, daß sie ja wirklich zu Ludovika sollte, aber hernach — ja, es handelte sich gerade um dieses Hernach!

Auch wußte sie nicht, welchen Weg sie ging, ob die Sonne schien, ob es warm war oder kalt, ob Menschen um sie her waren, ob sie jemand begegnete, — einmal besann sie sich auf das Gesicht eines Bekannten, lange, lange, nachdem der Betreffende an ihr vorbeigegangen war — oder war das gestern?

Sie hörte nichts, außer daß sie ging, gehen mußte, obschon die Füße so wunderlich schwer waren, daß sie sie gleichsam nicht mitschleppen konnte, aber das Herz klopfte und das Atmen fiel ihr schwer, sie hatte Stiche in der Seite — vor Angst, glaubte sie, aber die Angst war ein Sehnen, das sie durch ein verwirrtes Gewebe von Fäden vorwärts trieb, welche sie zurückhielten, die ihr Wille aber zerriß, einen nach dem andern — denn sie wollte, sie mußte!

Dann war sie dort.

Ein niedriges, villenartiges Haus an der Ecke einer grünen Allee. Und dort oben ein Altan, hinter demselben ein großes, über den Dachgiebel hinausragendes Fenster, das von einem grünen Vorhang verdeckt wurde, der auf der einen Seite ein wenig in die Höhe gehoben war. Dort sah sie ihn oder nur seine Augen — der Vorhang fiel zu, und im selben Augenblick war es, als wenn der letzte Faden des Gewebes riß; die Angst war fort, sie atmete tief auf, sie war frei, jubelnd froh, sie war die Seine — wie von einer Welle getragen, war sie oben und stand vor der Thür, die bereits geöffnet war.

Eine Hand, die seinige, ergriff sie — es ruhte wie Sonnenschein über seinem Gesicht, dünkte ihr, und dann diese halb geschlossenen Augen — wie sie lächelten! Ein Finger wurde, Schweigen gebietend, sanft auf ihren Mund gelegt. Er zog sie mit sich, durch einen halbdunkeln Gang schleichend — dann noch eine Thür — und sie war drinnen bei ihm, in einem hohen Atelier mit grünen, schrägen Wänden, von einem gedämpften, grünlichen Licht überflutet, welches durch den Vorhang hindurchschimmerte, den sie von unten gesehen hatte. Eine Scheibe mußte offen sein, denn man hörte die Vögel laut zwitschern, und die Luft war drinnen lind und warm von der Frühjahrssonne, die auf dem Schieferdach brannte. Wieder war es ihr, als wenn sie träumte — und als wenn sie dies alles schon früher gesehen hätte — aber wo, darauf konnte sie sich nicht besinnen.

Sie stand einen Augenblick still und sah sich um, während er die Thür hinter ihr abschloß. Dann half er ihr mit linkischen, bebenden Händen die Ueberkleider ablegen — Mantel, Hut und Schleier, der gar nicht aufgehen wollte — er war im Nacken gebunden. Auch sie zitterte, so daß sie sich nicht helfen konnte — aber endlich glückte es.

Dann nahm er sie in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sie erbebte noch stärker dabei und hatte ein wunderliches Gefühl im Halse, als wenn sie nicht schlucken könnte. „Mein zitterndes Vögelchen," sagte er, „mein süßes Mädchen — o, daß du hier bist, daß du kamst —" sie behutsam liebkosend, glättete er ihr Haar und streichelte ihre Wangen.

In seiner Stimme lag solch ein eigner, sanfter Jubel, der ihr zu Herzen ging, dann traten ihr die Thränen in die Augen, wunderlich selige, freudige Thränen, die er fortküßte, indem er flüsterte: „Ich liebe dich — ich liebe dich — mein mutiges, leidenschaftliches Mädchen." Dann ließ er sie auf einem kleinen grauen Sofa Platz nehmen, das in einer Ecke stand, und fing an zu erzählen, wie er sie erwartet hätte, wie er hier die ganze Nacht in einem beständigen Fieber der Glückseligkeit auf und ab gegangen wäre — daß er auch in seinen kühnsten Jugendträumen nicht gewagt hätte zu hoffen, daß das geschehen würde, was nun geschehen war, daß ein liebenswertes, warmherziges Weib kommen würde, wie sie heute gekommen, „weil sie nicht anders konnte!" Die Worte würde er niemals vergessen — das wäre die natürliche Stimme der Liebe, die in ihnen aus ihr gesprochen — er hätte ihr zu Füßen fallen können, in Anbetung vor ihr knieen, denn was sie heute gethan hätte, dafür wollte er ihr sein ganzes Leben lang danken, seine wärmste Liebe sollte sie belohnen, sie hätte ihn zum glücklichsten Menschen auf Erden gemacht . . .

(Schluß folgt.)

Herrn Walters List.

Von

E. Sas.

Aus dem Ungarischen übersetzt von W. Rudow.

Eben wurde bei Walters der Kaffee auf den Tisch gesetzt, als eine Drahtnachricht ankam. In dem Telegramm stand:

„Heute vormittag habe ich die Doktorprüfung bestanden. Mit tausend Küssen Euer Sohn."

Vater Walter schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß die kleinen Majolikatassen rasselnd aufsprangen. Lange blickten die übrigen auf; welch schlimme Nachricht giebt es? Der Ausdruck unsagbarer Glückseligkeit jedoch, welcher Herrn Walters Antlitz überströmte, die Freudenthränen in seinen Augen widerlegten sofort die donnernde Faust, und er rief:

„Lest, lest doch! Warum lest ihr denn nicht? Liegt euch nichts an dem Erfolge unsers Jungen?" Als ob sie nicht eifrig genug danach griffen, obgleich sie das Blatt einander fast aus der Hand rissen!

„Doktor ist er geworden, Doktor!" rief er aus und fuhr fort, wütend auf und ab gehend: „Wie ärgerlich ich über ihn bin! Ich wollte ihn besuchen, um ihn zu umarmen, sobald er Doktor geworden, und der Nichtsnutz schreibt, daß die Prüfung erst nach einer Woche sein wird. Er wollte uns überraschen, der schlechte Kerl!"

O, wie sie alle dem schlechten Kerl zürnten! Die kranke Mutter, seit Jahren an den Stuhl gefesselt, fühlte sich auf einmal so leicht wie die von der Muttergottes geheilten Kranken in Zolas „Lourdes". Als ob die Fessel der Krankheit von ihren Füßen gefallen, als ob sie um zehn Jahre jünger geworden wäre! Und sie begann einen hartnäckigen Kampf mit ihren erwachsenen Töchtern, welche ihr das Blatt entreißen wollten, worauf sie doch das größte Recht hatte.

Herrn Walter wurden die vier Zimmer seiner Wohnung für seine weltumhalsende Stimmung zu eng. Er ging also in das Wirtshaus, das er seit Jahrzehnten gepachtet hatte, und sofort erfuhr jeder Gast die große Neuigkeit. Der leidenschaftlichste Billardspieler legte mitten im Spiel den Stock aus der Hand, die Schachfexen, welche sich durch den Untergang der Welt nicht hätten stören lassen, erwachten aus ihrem Brüten; selbst die halb nach Gigerln, halb nach Barbiergesellen aussehenden jungen Leute an der Kasse vergaßen einen Augenblick die glutäugige, verführerische, duftende, Liqueur schenkende Büffettdame. Die Nachricht erregte überall die größte Freude — und nun gar, als Herr Walter versprach, zu Ehren seines Sohnes ein fürstliches Mahl geben zu wollen, zu dem alle Gäste geladen seien! Ja, alle, selbst die Herren Studenten, die seit acht Wochen ihre Schnäpse schuldig waren, dafür aber um so mehr mit dem Kellner zankten.

Herrn Walters Freude fühlte sich bald selbst im geräumigen Wirtshause beengt. Er warf seinen Ueberzieher um, und das kleine rote Männchen eilte durch die Stadt, besuchte seine Verwandten und Freunde, ja er stellte sich sogar fremden Menschen vor und reichte ihnen das Blatt mit der Freudenbotschaft: „Bitte, lesen Sie, mein Sohn ist Doktor geworden!" Das war für das Städtchen ein solches Ereignis, daß andern Tags sogar die Blätter in auszeichnender Weise erwähnten: Der Sohn unsers wackeren, beliebten Gasthauspächters hat mit hervorragendem Erfolge die Doktorprüfung bestanden. Und schon am Abende sah das Blatt mit der Freudenbotschaft aus wie eine zerfetzte Siegesfahne, eines ehrenwerten, liebenden, vorwärtsstrebenden Vaters Siegeszeichen.

*

„Packt meine Sachen ein, heute abend reise ich zu unserm Jungen!" befahl Herr Walter. „Ich will ihn feierlich einholen. Warum sollte ich nicht? Er ist ja schon Doktor, ich aber bin nur Gastwirt."

Seine kranke Frau vergoß ihre bittersten Thränen — vergeblich, die Freudenbotschaft vollbrachte kein Wunder, und so konnte sie ihrer gelähmten Füße wegen nicht mitreisen.

„Gräme dich nicht!" tröstete sie ihr Mann, „dein Sohn kommt und wird dich schon heilen. Du weißt doch, wie begabt er ist — hast ja gelesen, wie ihn seine Lehrer rühmen! Wie kannst du also jetzt weinen?"

Die kranke Mutter weinte auch nicht länger, sondern bat ihren Mann nur schluchzend, ihr den Sohn so bald wie möglich heimzubringen — wenn er sie auch nicht werde heilen können. Die schwarzäugige, flinke Gisela aber vollbrachte ein Wunder

ihrer Kunst — wie war es nur möglich, in den wenigen Stunden einen solchen Berg Kuchen und Gebäck zu bereiten! Freilich hat es keinen Zweck, das alles mitzunehmen, da ein Mensch es kaum in einer Woche bewältigen kann, und Herr Walter sofort heimkehrt. Aber womit soll sich die große, große Liebe bethätigen, wenn nicht im Backen und Braten?

Herr Walter wurde in den Zug gepackt. Er aber kroch sogleich unter seinen zahllosen Gepäckstücken hervor, die Drahtnachricht in der Hand, und weihte den Schaffner in seine Freude ein:

„Hier, mein Freund, ein Gulden. Mein Sohn ...“

*

Ein blendend heller Wintertag goß sein kaltes Gold über die Hauptstadt aus. Schon der bloße Anblick dieser Häusermassen stimmte Herrn Walters Freude herab, denn hier hatte er keinen einzigen Bekannten, dem er die große Neuigkeit mitteilen konnte. Diese auf und ab wogende Menge würde sein Glück nicht würdigen können, er steckte also das Blatt in seine Rocktasche, als ob er sein Glück vor dieser ihm feindseligen Riesenstadt verschließen wolle, damit ihr lärmender Strom es ihm nicht raube.

Mit vor Erregung bebender Stimme rief er dem Droschkenkutscher die Adresse seines Sohnes zu, mahnte ihn zur größten Eile und versprach ihm ein fürstliches Trinkgeld. Der Kutscher also jagte, jagte ... Aber trotzdem, wie endlos lang waren die Straßen! Die Leute, welche sie gebaut hatten, dachten gewiß nicht daran, was für Qualen sie einem Vater verursachen können, der seinen Doktor gewordenen Sohn heimzuholen gekommen ist.

Endlich hielt der Wagen. Herr Walter fuhr plötzlich zusammen: Wie, schon am Ziele? Im nächsten Augenblicke wird er seinen Sohn, den neugebackenen Doktor, im Arme halten!

Er mußte sich Gewalt anthun, seine Haltung zu bewahren. Es ist nicht gut, wenn das Kind sieht, daß der Vater seinetwegen bis zu Thränen gerührt ist.

Er stieg die Treppen zur Wohnung seines Sohnes hinauf, bis ins dritte Stockwerk.

Unangenehm berührt ihn, daß mit ihm zugleich düstere, verdächtige Gestalten in die alte, abgenutzte Mietkaserne hinaufsteigen. An ihren Mützen glänzt das Abzeichen des Todesheeres: Beerdigungsanstalt. Gerade heute ist also jemand in diesem Hause gestorben. Auch ein Schutzmann geht mit ihnen; dieser Jemand ist also keines natürlichen Todes gestorben. Gewiß gehen sie in das erste Stockwerk. Nein, in das zweite. Aber sieh! auch hier bleiben sie nicht. Auch sie steigen in den dritten Stock. Wo sein Sohn wohnt! Großer Gott!

Sie gehen in die Wohnung seines Sohnes!

*

„Sehen Sie ihn nicht mehr an, Herr Walter!“ sagte in dem verdunkelten engen Zimmerchen vor dem verhängten Bette ein Freund des jungen Arztes zu dem Vater. „Die Kugel hat sein Gesicht furchtbar entstellt.“

Herr Walter zwang sich zur Festigkeit. Wie er sich eben gesagt hatte: es ist nicht gut, wenn das Kind sieht, daß der Vater seinetwegen weint ...

Oder darf er jetzt weinen? Jetzt sieht es ja sein Kind nicht mehr! ...

Nach der Beerdigung begleitete den Vater ein guter Freund seines Sohnes zur Bahn. Erst da kam er so weit zu sich, daß er fragen konnte: „Aber, mein Gott, warum denn ...“

„Er war in ein schönes, vornehmes Mädchen verliebt. Die Eltern wollten es ihm nicht geben. Ihr Sohn wartete, hoffte und glaubte, wenn er Doktor sein würde, werde er die Hand seiner Geliebten bekommen. Er wurde Doktor und hielt von neuem um sie an ...“

„Und ...“

„Bekam einen Korb.“

„Und deshalb?“

Der Zeitungsschreiber blickte ergriffen auf den Alten. Dessen Augen aber schweiften in die Ferne, als wolle er sich die Gestalt vorzaubern, seine Todfeindin, die so schön, so wunderschön sein mußte, daß ihretwegen sein Sohn die neuerworbene Doktorwürde samt den Seinigen verließ.

Der gute Freund philosophierte gern. Auch jetzt brach diese Leidenschaft bei ihm durch, und er sagte:

„Das ist das Trauerspiel der Väter, mein lieber Herr! Der Sohn tritt ins Leben hinaus und wird von neuen Banden gefesselt, welche stärker sind, als die ihn an das Elternhaus knüpfen ... Dieses Gesetz des menschlichen Herzens, das unerbittliche Schicksal der Väter, hat sich auch in diesem Falle erfüllt.“

O, welcher Trost liegt nicht in der Philosophie!

*

Der Zug schnob durch die Nacht dahin. Der Schaffner bekam wieder ein Trinkgeld, damit er Herrn Walter allein lasse.

*

„Du kommst allein? Wo ist unser Sohn?“ rief an der Bahn das ganze Haus dem Heimkehrenden entgegen.

Sogar die alte Mutter hatte sich hinausfahren lassen und in der schneekalten Nacht auf die Ankunft ihres Sohnes, des Doktors, gewartet.

„Unser Sohn?“

„Aber warum bist du so blaß? Warum siehst du so traurig aus?“

„Ja, traurig, laßt mich in Frieden!“ schnob Herr Walter. „Wie soll ein Mensch nicht traurig sein, wenn er seinen Sohn im Glanze des Ruhmes sieht, um ihn sofort zu verlieren!“

„Verlieren? Was redest du?“

„Nun ja ... das heißt ... nur ... was rede ich doch? Die Sache steht nämlich so, daß ein berühmter Lehrer unsers Jungen eine Studienreise ins Ausland unternimmt und ihn aufgefordert hat, mitzugehen. Ein solches Glück konnte er doch nicht von sich stoßen! Ins Ausland mit diesem berühmten Mann!“

Die schwarze, behende Gisela fragte betrübt:

„Und kommt er bald zurück?“

„Zurück? Als berühmter Mann kommt er zurück — hört ihr? — als berühmter Mann!“

Nur die alte Mutter konnte sich nicht darein finden, sie brach in ihrer bitteren Enttäuschung heraus:

„Aber wenn er fortging, sich Ruf und Ruhm zu erwerben, hätte er vorher wenigstens seine arme kranke Mutter besuchen sollen! Wer weiß, wann er heimkommt! Vielleicht wird der berühmte Mann dann nur noch mein Grab finden!“

Herr Walter wurde wieder fast zornig: „Siehst du, wie selbstsüchtig auch du bist, Mutter! Er wollte ja herkommen, ganz entschieden sogar; er sagte: ‚Was ist mir Ehre und Name, was die ganze Welt, wenn ich nur einmal meine lieben Eltern umarmen kann!‘“

„Hat er das gesagt? Wirklich?“

„Gewiß! Aber ich habe ihm befohlen, streng befohlen — du weißt, wie streng ich immer zu ihm gewesen bin —: ‚Du wirst mit dem Herrn Professor nach England gehen, nach Spanien, oder ich weiß nicht wohin. Das Glück, den Finger Gottes abzuweisen, wäre Dummheit, ja sogar Sünde.‘ — Also ging er mit. Aber er kehrt wieder! Freilich, ein, zwei Jährchen werden darüber hingehen; eher dürfen wir ihn nicht zurück erwarten. So lange müssen wir also geduldig warten.“

Und so wartete, wartete die alte Mutter geduldig. Und in dem Städtchen fragten die Leute Herrn Walter nach seinem Sohn und nach dem versprochenen Abendessen. Und der Alte erzählte jedem das Märchen, erzählte, sein Sohn sei auf einer weiten Reise, von welcher er ruhmbedeckt heimkehren werde. Er ging damit bei seinen Bekannten herum, wie er mit dem guten Freunde in der Hauptstadt bei den Blättern herumgegangen war mit der Bitte, daß sie über den Fall nichts mitteilen möchten.

Leidenschaftliche innere Kämpfe wühlten eben damals das Volk auf, und in der Sündflut wichtiger Nachrichten konnten die Zeitungen das Trauerspiel des kleinen Arztes leicht entbehren.

So vergingen ein, zwei Jahre. Die alte Mutter verlangte immer dringender nach ihrem Sohne. Sie sagte, sie fühle des Todes Nahen und wolle ihn unbedingt noch einmal sehen. Wenigstens wollte sie seine Briefe lesen, die von Zeit zu Zeit gekommen waren. Der Mitschuldige an dieser Fälschung war der gutherzige Freund aus der Hauptstadt.

„Aber, hat sich seine Handschrift verändert!“ sagte die Mutter verwundert.

„Warum nicht? Jedes Menschen Handschrift ändert sich, wenn er erwachsen ist. Er kann doch nicht mehr schreiben wie ein Schuljunge. Alle großen Menschen schreiben unleserlich.“ —

Schließlich wurde die alte Mutter krank, sehr krank, so daß die Aerzte sie aufgaben. Mit kaum hörbarer Stimme diktierte sie einen Brief an ihren Sohn:

„Wenn in deinem Herzen noch ein Funke kindlicher Liebe ist, so komme sofort heim zu deiner sterbenden Mutter!“

„Dies schickt ihm!“ fügte sie hinzu. „Ob er darauf heimkommen wird?“

„Gewiß wird er kommen,“ tröstete ihr Gatte. „In drei Tagen ist er hier.“

Drei Tage lang kämpfte die arme Frau mit übermenschlicher Kraft gegen den Tod. Drei Tage lang hatte der gebrochene Leib die Kraft, den Sensenmann fernzuhalten, daß er sie verschone, bis ihr Sohn heimkehre.

Die drei Tage vergingen, und er kam nicht. O, welch undankbares Kind! Zum drittenmal schon bricht die Nacht herein!

Herr Walter trat ein, in der Hand einen Brief. Herrn Walters Gesicht glänzte vor Freude.

„Hier ist der Brief! Der Brief deines Sohnes, Mutter! Er schreibt, daß er kommt, daß er schon unterwegs ist. Und binnen kurzem wird er ein berühmter, reicher Mann sein. Hier, lies!“

„Wann wird er kommen?“

„Morgen früh!“

„Morgen früh! Das werde ich nicht mehr erleben!“ —

Das hatten auch die Aerzte als gewiß erklärt...

Herr Walter setzte sich neben ihr Bett und streichelte mit seinen großen, roten Händen sanft die schweißbedeckte Stirn derer, die vierzig Jahre lang seine treue Gefährtin gewesen war.

„Du wirst es noch erleben, Mutter. Morgen übermorgen und noch viele, glückliche Tage. Du wirst auch das noch erleben, daß unser Sohn die Gisela heimführt; denn er schreibt, daß er sie nicht vergessen hat und sie heiraten will. Wie glücklich werden sie sein! Von dir, von uns werden sie noch ihren Enkelkindern erzählen!“

„Ich erlebe es nicht mehr!“ flüsterte seine Frau. Und sie erlebte es auch nicht mehr.

*

„Sie ist tot!“ rief Herr Walter, aufspringend. Und er hob die gefalteten Hände zum Himmel, als wolle er Gott für etwas danken.

Die Menschen blickten ihn sehr unzufrieden, mißbilligend an. Sie hatten geglaubt, er habe seine Frau sehr lieb; hatte er sie doch aus Liebe geheiratet und war immer um sie besorgt gewesen, hatte sie auf Händen getragen. Und jetzt?

Herr Walter kümmerte sich nicht um das Kopfschütteln und das Flüstern der Leute, sondern ging um den Sarg herum, als ob er sich über etwas freue, als ob ihm ein großes Unternehmen geglückt wäre. Er beschleunigte die Beerdigung so sehr wie möglich, als könne er es nicht erwarten, daß die Leiche hinausgeschafft würde, als fürchte er, die alte Frau möchte aufwachen und sehen, wie er zu Boden stürzte, um sich über seine beiden Toten endlich auszuweinen.

Lose Blätter.

Drei Bani.

Von

A. Vlahutza.

Aus dem Rumänischen übersetzt von Max Schroff.

Wir waren bei der fünften Tasse Thee angelangt und sprachen von Träumen, Vorahnungen und Vorbedeutungen.

„Da muß ich euch etwas erzählen, was mir vor vier Jahren begegnet ist," sagte Ghemisch, zündete sich eine Zigarette an und schob seine Tasse beiseite.

„Ich war Staatsanwalt in Falticeni. Eines Abends, als ich mit mehreren Freunden in einem Wirtshaus speiste, überfiel mich plötzlich inmitten des Gesprächs eine Unruhe, eine Beängstigung, welche ich mir in keiner Weise erklären konnte. Es scheint, daß sich auch meine Gesichtsfarbe verändert hatte, denn einer der Freunde fragte mich, ob mir nicht gut sei. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm antwortete, die Gabel entfiel meiner Hand, ich nahm den Hut und entfernte mich eilig, als wenn mich jemand gerufen hätte. Zu Hause angelangt, erkundigte ich mich unwillkürlich, ob jemand nach mir gefragt habe, obgleich ich niemand erwartete. Ohne zu wissen, warum, kam es mir sonderbar vor, daß meine Frage verneint wurde. Die Unruhe verließ mich auch zu Hause nicht; mit großen Schritten durchmaß ich mein Zimmer, und eigentümliche Gedanken stiegen in mir auf. Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein, als ich eine Depesche erhielt. Fieberhaft pochte mein Puls, als ich sie entgegennahm. Mit zitternden Händen öffnete ich sie. Sie kam von meinem Bruder in Bukarest — „Komme sofort. Zinkutza ist gestorben." — Ich war wie versteinert. Mein Bruder hatte keinen edeln Charakter. Er war roh und ein durchaus prosaischer Mensch. Im Alter von vierzig Jahren heiratete er ein wohlerzogenes, gebildetes, sechzehnjähriges Mädchen, ein naives und poetisch angehauchtes Kind, wie ich selten eines gesehen habe. Ihr könnt euch denken, was dieses gute, zarte, träumerische Wesen in der Gesellschaft eines Mannes, welcher nur an Geld und gutes Essen glaubte, dulden mußte. Als sie heiratete, war sie eine Schönheit, und nach weniger als einem Jahre war nur noch ein Schatten ihrer selbst übrig. Dennoch glaubte ich nicht, daß sie so bald sterben werde. Mit dem nächsten Zug reiste ich ab und langte, überwältigt von Müdigkeit und Aufregung, an. Das Thor war schwarz verhängt. Meine arme Schwägerin lag auf einem weißen Katafalk aufgebahrt im Salon. Zu Häupten der Toten brannten zwei Kerzen. Eine alte Frau schützte das Gesicht der Entseelten vor Fliegen; als sie mich erblickte, fing sie an zu weinen. Und wie glaubt ihr, daß ich meinen Bruder gefunden habe? Ganz unverändert. Um neun Uhr morgens saß er im Speisesaal und aß — aß mit einem empörenden Appetit. Er erklärte mir ganz ruhig, daß er mich gerufen habe, um ihm beizustehen ... ‚Es kommen bei einem Begräbnisse so viele Widerwärtigkeiten vor; alles ist so geldgierig und sucht dich zu betrügen, zu bestehlen; denk dir einmal ... kaum schloß die arme Zinkutza die Augen, als mir schon die Leichenbestatter auf den Hals kamen — acht sind gekommen ... Der erste verlangte von mir dreitausend Lei; ich wies ihm die Thüre ... Und auf wie viel glaubst du, daß schließlich einer herunterging? Auf vierhundert Lei; Begräbnis erster Klasse! Das macht die Konkurrenz.'

„Wir stellten miteinander die Liste der Personen zusammen, welchen man Einladungen zum Begräbnis zusenden mußte. Es waren dreihundert. Ich kaufte schwarzumränderte Couverts, schrieb den Tag über ganz allein die dreihundert Adressen und klebte die Marken darauf. Abends brachte man mir die Einladungen aus der Buchdruckerei; ich faltete sie zusammen, steckte sie in die Couverts, machte drei Pakete, nahm sie unter den Arm und ging fort. Die Hälfte warf ich in den Briefkasten an der Ecke der Dionysiusstraße, und da nicht mehr hineinging, begab ich mich mit der

andern Hälfte in die Siegesallee und warf sie in den gegenüber dem königlichen Palaste gelegenen Kasten. Ihr werdet euch wundern, daß ich all diese Einzelheiten erzähle. Das hat jedoch seinen Grund, wie ihr später sehen werdet. Ich kehrte nach Hause zurück, unterhielt mich mit meinem Bruder noch ungefähr eine Stunde lang und begab mich sodann abends zehn Uhr zur Ruhe. Mein Zimmer lag gerade neben dem Salon, in welchem die Tote aufgebahrt lag. Ich bin weder abergläubisch noch furchtsam, aber in jener Nacht war es mir unangenehm, allein zu sein. Ich fühlte in der Atmosphäre des Zimmers etwas Unbestimmtes, Geheimnisvolles, was mir eine Kälte im Rücken verursachte, etwas von dem Gefühl, welches man empfindet, wenn man die Hand eines Toten berührt.

„Der Tisch, auf welchem ich die Adressen geschrieben hatte, stand neben dem Bett. Auf dem Tische befanden sich ein Leuchter, ein Tintenfaß, eine Wasserflasche und ein zerknittertes Couvert mit einer verschriebenen Adresse. Ich zog mir schnell die Decke über den Kopf und war überzeugt, daß, wenn ich die Augen geöffnet und in das Dunkel des Zimmers geschaut hätte, ich etwas Schreckliches erblickt haben würde. Trotz meiner Müdigkeit dauerte es lange, bis ich einschlief. Ich hatte einen höchst sonderbaren Traum. Und ihr glaubt nicht, wie klar, wie überzeugend sich mir alles vorstellte. Es schien mir, als wäre die Tote aufgestanden und zu mir ins Zimmer gekommen. Ich lag im Bette. Sie stand vor mir, auf den Tisch gestützt, sah mir in die Augen und erzählte mir, daß sie uns getäuscht habe, daß ihr Tod nur Verstellung sei, die wir für Wirklichkeit gehalten hätten. Sie war so heiter, und auch ich freute mich über ihr Wiedererwachen. Auf der linken Schläfe hatte sie einen blutroten Fleck.

„‚Weiß es mein Bruder?‘ fragte ich sie, ohne meine Stimme zu hören, sowie ich auch ihre nicht hörte . . .

„‚Nein, er schläft —‘

„Und plötzlich nahmen ihre Gesichtszüge einen Ausdruck wehmütiger Trauer an.

„‚Es schmerzt mich sehr,‘ sagte sie seufzend, ‚daß ihr allen Leuten schon Einladungen gesendet habt. Was wird meine Mutter sagen, wenn sie das sieht?‘

„Sie versuchte, das zerknitterte Couvert zu glätten, und heftete den Blick starr auf die Adresse.

„Ob dieser Traum nur einen Augenblick gedauert hat, ob er sich während meines Schlafes mehrmals erneuerte — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich mit dem Bewußtsein aufwachte, die Tote sei auferstanden. Doch diese Täuschung verflog bald. Ich sah durchs Fenster — die Sonne schien — und ich wurde mir der traurigen Wirklichkeit bewußt. Doch, eigentümlich, ich konnte mich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß ich geträumt habe. Ich erinnere mich, daß mein Bruder mir am Abend vorher gesagt hatte, das Begräbnis werde um zwölf Uhr stattfinden, obgleich dasselbe in den Einladungen auf zwei Uhr nachmittags festgesetzt war. Wie viel Uhr mochte es wohl sein? Ich erhebe mich und — entsetzt starre ich auf den Tisch . . . Dort lagen die Einladungen, welche ich mit eigner Hand in den Briefkasten geworfen hatte! Einen Augenblick glaubte ich den Verstand zu verlieren. Ich rieb mir die Augen und suchte mir Rechenschaft abzulegen über das, was ich gethan, geträumt und gesehen hatte. Vielleicht sind es andre Couverts — ich springe auf. Nein, kein Zweifel, es sind die von mir geschriebenen Adressen, es sind die Couverts, welche ich mit meiner Hand in den Briefkasten geworfen hatte. Mein Gott, was soll das bedeuten? Ich griff mir an die Stirn und dachte nach . . . Ja, ich erinnere mich doch, daß ich einige Adressen in dem Augenblicke gelesen hatte, als ich die Couverts in den Kasten schob und da — da erkenne ich ja noch eines, bei welchem ich eine Ecke umgebogen hatte, weil es nicht mehr hineingehen wollte.

„Und nun — sinnverwirrt stürze ich gegen die Salonthür, reiße sie auf. Zu Häupten der Toten brannten die Kerzen. Die alte Frau schlief auf einem Stuhl, den Kopf an den Katafalk gelehnt. Sie wachte auf und sah mich erschreckt an.

„‚War jemand hier . . . bei mir, heute nacht?‘

„‚Nein, gnädiger Herr, ich habe niemand gesehen . . .‘

„Ich glaube, ich wäre wahnsinnig geworden, wenn nicht in diesem Augenblicke die Köchin eingetreten wäre.

„‚Herr, der Postbote hat diese vielen Briefe gebracht. Er hat gesagt, daß man Drei-Banimarken darauf kleben müsse . . .‘

„Ich hatte sie, wie Drucksachen, nur mit anderthalb Bani frankiert; — mein Bruder wollte auch mit den Einladungen sparen.“

Fremdländische Sinnsprüche.

Sprichwörtern nachgebildet von Maximilian Bern.

Aus russischem Volksmunde.

Die Welt kann nur das Gute loben,
Das du ihr sichtbar schon beschert;
Das Gold auch hat erst einen Wert,
Wenn aus der Erde es gehoben.

*

Oft früher als das Alter
Sinkt Jugend in das Grab;
Der Hagel schlägt mehr frische
Als welke Rosen ab.

*

Nicht auf die Sense allein kommt es an,
Sondern auch stets auf den mähenden Mann.

*

Wer auf das Hemd, das er erben soll, harrt,
Nackt geht, bis man ihn selber verscharrt.

*

Nicht jede Liebe läuft aufs Eheglück hinaus,
Nicht jeder grüne Hanf wächst sich zum Brauthemd aus.

Vom Krieg der Eulen und der Raben
Wird stets der Landwirt Vorteil haben.

Nie zu Inseln der gelangt,
Dem vor jedem Wasser bangt.

Du kannst schon nach den Netzen
Den Fischer richtig schätzen.

Ist der Tod nicht mehr entfernt,
Selbst der Teufel beten lernt.

Ein jeder glaubt, daß ihm das Schicksal
Das langersehnte Glück verbürgt;
Die Hoffnung ist ein Leckerbissen,
An dem man sich zu Tode würgt.

Aus italienischem Volksmunde.

Die ganze weite Welt
Aus Treppen nur besteht:
Hinauf der eine steigt,
Hinab der andre geht.

Ohne gesät zu werden,
Keimen stets Wunder auf Erden.

Dem Vogel wird sein schönster Sang nicht frommen,
Wenn er in ödem Thal zur Welt gekommen.

Wenn jeder fegte vor seinem Haus,
Die ganze Stadt sähe sauber aus.

Den schönsten Sang erschallen läßt
Der Vogel nur im eignen Nest.

Zur Entwicklung des modernen Romans. Ueber Emile Zolas Bedeutung für die moderne Litteratur schreibt Paul Mathiez in der „Nouvelle Revue Internationale“:

„Wie Balzac mit seinem außerordentlichen Genie alle Romanschriftsteller der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts überragt, so hat sich in der zweiten Hälfte Emile Zola unbestritten den ersten Platz errungen, durch seine gewaltige Begabung wie durch sein unermüdliches litterarisches Schaffen. Während der Verfasser der ‚Rougon-Macquart‘ in der lebendigen, kraftvollen Darstellung und der Zeichnung von Typen wie Coupeau und Nana, die klassische Figuren bleiben werden wie Gaudissart oder Grandet, seinem Lehrer und Vorbild gleichkommt, übertrifft er ihn durch stilistische Schärfe und Klarheit und durch den einheitlichen Charakter seines ganzen Schaffens.

„Zola hat nicht nur den Ruhm, der Schöpfer einer neuen Schule zu sein und die Legion der ‚Naturalisten‘ ins Feld geführt zu haben, die sich auf seine Theorien stützen, sondern er hat auch das Verdienst, eine vor ihm nur unentwickelt vorhandene Gattung des Romans geschaffen zu haben, indem er ihr die eigentliche, vollkommene Form gab: den sozialen Roman.

„Dieser ist bei Zola nicht mehr der soziale Thesenroman, der dem Verfasser vor allem als Mittel dient, seine Anschauungen eindrucksvoll vorzutragen, sondern der soziale Roman, der durch ein getreues Bild von Zuständen, durch eine unparteiische Schilderung des Lebens und der Menschen den Leser zum Nachdenken zwingt, ihn anregt, um sich zu schauen und im Geiste an allem menschlichen Elend Anteil zu nehmen.

„Eugène Sue hatte in seinen ‚Mystères de Paris‘ Studien über das Volk machen wollen, aber seine Feuilletonistenphantasie verführte ihn unglücklicherweise, mit trefflichen, wahrheitsgetreuen Schilderungen unwahrscheinliche Abenteuer und rein erfundene Typen, wie den Prinzen Rodolphe, zu verquicken.

„Als Zola seinen ‚Assommoir‘ schrieb, hütete er sich sorgfältig, in einen derartigen Fehler zu verfallen; dieser Roman enthält keine jener konventionellen Figuren, die bestimmt sind, durch ihren Mut und ihre Vorzüge sentimentale Leserinnen zu enthusiasmieren, und keine wunderbaren Abenteuer, sondern volle, ungeschminkte Wirklichkeit, wogendes, zuckendes Leben. Die Handlung des Romans stellt ein furchtbares Drama dar, tausendmal erschütternder als alles, was sich in Sues Werken abspielt — ein herzbewegendes Drama aus dem Alltagsleben, das den Leser ängstigt und beklemmt, weil er weiß, daß es wahr ist und alle Tage vorkommt; er weiß, daß sich derartiges täglich in den Arbeitervierteln abspielt, daß es vor den Schenktischen in den Weinstuben seinen Anfang nimmt, sich zu Hause, in Gegenwart der Frau und der Kinder, fortsetzt und im Hospital oder vor dem Schwurgericht und im Zuchthaus endigt — es ist das Drama des Trinkers, in dem der Alkohol sein Opfer in Schmach und Tod führt.

„Aus dem Buch entwickelt sich eine Lehre; der Verfasser läßt die Thatsachen reden, er selbst tritt dabei völlig zurück; man sieht nur die Personen, deren Thun und Treiben er belauscht und die er mit solcher Lebenswahrheit in seinem Roman geschildert hat, daß wir sie kennen, ihnen zuhören, sie beobachten, ihr Dasein mitleben, ihre Leiden und ihr Elend mitdurchmachen. Wir bekommen Mitleid für diesen Coupeau, der, ursprünglich ein fleißiger Arbeiter, durch das Verhängnis in eine unfreiwillige Unthätigkeit versetzt und schließlich dem Müßiggang in die Arme geführt wird; die Trägheit führt ihn ins Wirtshaus, hält ihn dort in langem, abstumpfendem Stillsitzen beim vollen Glase fest, das schnell geleert, dann wieder gefüllt und von neuem geleert wird, stundenlang, während um ihn her in dichtem Qualm

lärmende Gespräche und Wortwechsel geführt werden. Man braucht nur in ein Arbeiterviertel zu gehen; dort wird man ‚Bec-Salé‘ und ‚Mes bottes‘ gestikulieren sehen und wiedererkennen, wie sie Zola in seinem Buch geschildert hat.

„Dann wird man sich von einem tiefen Mitleid mit diesen Unglücklichen ergriffen fühlen; denn wenn man den Roman ihres harten Daseins gelesen hat, kennt man die Ursachen ihrer sittlichen Verkommenheit, die geheimnisvolle Macht, die sie dem Verderben zuführt. Coupeau trinkt, um sich auf andre Gedanken zu bringen, um die Zeit totzuschlagen, dann aus Gewohnheit und endlich aus Bedürfnis; der Alkohol wird ihm ebenso unentbehrlich wie das Brot, sogar in noch höherem Grade — ihm ersetzt das Getränk fast die Nahrung; Gervaise, seine Frau, trinkt, um sich zu trösten, um ihre Sorgen zu ertränken, um den Jammer ihrer traurigen Lage zu vergessen; das Resultat ist das gleiche: bald kann auch sie das tödliche Gift nicht mehr entbehren.

„Das ist der soziale Roman, der unvergleichlich beredter wirkt, als alle Tageschroniken in den Zeitungen, alle Rekriminationen der Moralisten, alle ärztlichen Statistiken; der ‚Assommoir‘ schildert nicht nur das Uebel, sondern er legt auch dessen Ursachen bloß, und zwar nicht in einer kühlen Aufzählung von Thatsachen, sondern in einem packenden, nach dem Leben gemalten Bilde von der Hand eines Mannes, der gesehen und, was er gesehen, getreu gemalt hat...

„Der ‚Assommoir‘ hat Zolas Ruf begründet; als dieses Buch erschien, wurde er mit allen denkbaren Angriffen, Schmähungen und Beleidigungen überschüttet. Man beschuldigte ihn, er suche den Skandal, er gefalle sich im Schmutz. Der große Schriftsteller hatte ein Meisterwerk geschaffen, das andre hervorrufen mußte; er hatte den Schriftstellern der Zukunft den Weg gewiesen. Zola wurde angegriffen wie alle Neuerer — wie Victor Hugo, als er den Klassikern den Krieg erklärte, die ihm nicht verzeihen konnten, daß er einen neuen Ton in die Litteratur gebracht hatte.

„Zola hatte alle diejenigen gegen sich, die nur einen Roman à la Dumas oder Feuillet verstehen: die alten, ewigen Liebesgeschichten eines jungen Mannes und eines jungen Mädchens, oder die ewigen Ehebrüche, oder auch Geschichten von Abenteurern, Eisenfressern, Musketieren, Verrätern und ritterlichen Helden.

„Man wollte nicht verstehen, daß der gewaltige Einfluß der sozialistischen Ideen sich nicht auf das enge Gebiet der Politik beschränken konnte, daß er auch in der Litteratur eine neue Strömung hervorbringen mußte. Auf dem Felde der Politik hatten die neuen Theorien beredte Verteidiger und Erklärer gefunden, und so war es nur ganz natürlich, daß Romanschriftsteller die Verhältnisse untersuchten, welche die neue Lehre erzeugt, die Ursachen, welche zu dem Kampf zwischen dem bestehenden Régime und dem Volke geführt hatten.

„In der gegenwärtigen, unruhigen, fieberhaften Zeit offenbart sich in allen Schichten der Gesellschaft ein Gefühl der Angst, der Bangigkeit vor einer stürmischen Zukunft; aufrührerisch gärt und brodelt es in dem Gewühl des Proletariats; ab und zu werden Drohungen im Volke laut; die Volkslava scheint sich in verderblichen Strömen über die luxuriösen Stadtteile ergießen zu wollen, in denen die glücklichen Besitzenden lachen und lärmende Feste feiern. Dann wird alles wieder still und die Ordnung kehrt wieder; aber diese Ruhe an der Oberfläche ist beängstigender als der Lärm, denn man spürt unter dieser scheinbaren Gelassenheit den unterdrückten Groll und die verhaltene Wut...

„In einem Roman, der vielleicht sein schönstes Werk ist, hat Zola die großen Arbeiterzentren geschildert; im ‚Assommoir‘ hatte er den durch die Laster der großen Städte verdorbenen Arbeiter dargestellt; im ‚Germinal‘ schildert er die Welt der Grubenarbeiter, jene Menschen, die ihr Leben unter der Erde, fern von den Freuden der Sonne und der freien Luft verbringen, in engen Gängen sich abquälen, deren Steinkohlenwände sich wieder zusammenschließen zu wollen scheinen, wo eine erstickende Hitze herrscht und die Atmosphäre durch die aus den Höhlungen aufsteigenden Gase verdorben ist.

„Trotz der gewollten Objektivität der Darstellung geht ein Schauer des Mitleids durch das Buch; manche Schilderungen empören, andre rühren; wenn man diese Kapitel gelesen hat, in denen das qualvolle Leben und die harte Arbeit der Minenarbeiter beschrieben ist, versteht man erst das Ungestüm, mit dem gewisse Forderungen vorgebracht werden. Der Verfasser hat jedoch kein Wort aus seiner Feder schlüpfen lassen, das seine Ansichten erraten lassen könnte; er ist kühl geblieben wie ein Registrator, der die Resultate einer Enquete zusammenstellt; er will dem Leser keine Meinung aufdrängen, er überläßt es ihm, aus dem Buche Lehren zu ziehen und Betrachtungen darüber anzustellen. Dieses großartige, gewaltige Werk durchzieht der ‚Geruch des Volkes‘; wenn man es gelesen hat, so kann man sich den Haß und die Wutausbrüche dieses ‚Menschenviehs‘ erklären, dessen erzwungene Resignation plötzlich in das furchtbare Toben des Aufruhrs umschlägt.

„Im ‚Germinal‘ hat der Dichter die Arbeiterwelt in allen ihren Manifestationen geschildert: Streiks, Tumulte, Meetings, Wahlen, Kämpfe gegen die Armee. Nach diesem Buche würde es Thorheit sein, einen andern Roman über denselben Gegenstand schreiben zu wollen: alles ist hier in fertiger, vollkommener Weise gesagt.

„Mit dem ‚Germinal‘ hatte Zola, mehr als mit seinen andern naturalistischen Studien, die junge Generation zum Schaffen angeregt; er wies ihnen darin den Weg, den er durch eine tiefe Furche bezeichnet hatte. Aber was auch daraufhin in diesem Genre noch geschaffen werden mag, — ‚Germinal‘ wird immer der Typus und das Meisterwerk des sozialen Romans bleiben.

— — —

„Der Anstoß ist also jetzt gegeben. Die alten Formen, in die man bislang den Roman gegossen hatte, sind erweitert. Mit Dumas hat der historische Roman, den er mit seinem bedeutenden Genie belebt hatte, sein Ende gefunden; seine Nachahmer sind lächerlich und ihre Erzählungen kindisch. Die heutigen Feuilletonisten lassen sich mit Ponson du Terrail*) nicht im entferntesten vergleichen; ihre Verbrechen, ihre Attentate sind schon unzählige Male dagewesen; ihre Stoffe sind abgenützt — nur litterarisch ungebildete Leser können sich für ihre Geschichten interessieren. Der psychologische Roman wird nicht lange leben; seine Beliebtheit ist künstlich gemacht, wie die Marionetten, die er auftreten ließ, und die Empfindungen, die er ihnen beilegte.

„Ganz allein der naturalistische Roman hat uns in den letzten dreißig Jahren Meisterwerke beschert. In der gegenwärtigen Zeit der großen sozialen Bewegungen müssen sich die Leser mehr als je von den banalen Geschichtchen angewidert fühlen, die nur darauf ausgehen, zu unterhalten; man will, daß der Autor zum Denken anregt, indem er dabei zugleich unterhält; und fesselt nicht in der That ‚Germinal' mehr als das abwechslungsreichste Feuilleton, und unterrichtet es nicht besser über die Bergwerke als das ausführlichste Spezialwerk?

„Den sozialen Roman ins Leben gerufen zu haben, wird immer das Verdienst der naturalistischen Bewegung in der Litteratur bleiben. Man wird dem Naturalismus verzeihen, daß er eine Anzahl von seichten Tröpfen ermutigt hat, auf gewisse Sensationsgelüste zu spekulieren und gemeine Schmutzgeschichten zu schreiben: alle diese unzüchtigen Produkte erscheinen in den Auslagen der Buchhandlungen nur, um bald darauf wieder in die Gosse zu fallen, aus welcher Individuen ohne Vorurteile sie herausgezogen hatten. Uebrigens bekommt man in Frankreich diese unsaubere „Litteratur" bereits satt (?); heutzutage ist es das Ausland, wo derartige Sachen Anklang finden. (?)

„Aber die Namen dieser schamlosen Pornographen werden längst vergessen sein, wenn man noch immer die großartigen sozialen Studien der naturalistischen Schriftsteller liest, die ihre Würde gewahrt und ihren Beruf in Ehren gehalten haben. Das sichert der naturalistischen Periode einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Litteratur."

*) Ein in Deutschland nur wenig bekannt gewordener französischer Romanschriftsteller (1829—1871), der sich durch große Erfindungsgabe auszeichnete.

*

Kleine Mitteilungen. In Victor Hugos Geburtsstadt Besançon wird die Errichtung eines Denkmals für den Dichter geplant. Der Stadtrat hat die Subskription dafür mit dem Betrage von fünftausend Franken eröffnet. — Auf der Place Malesherbes in Paris soll ein Denkmal Alexandre Dumas des Jüngeren errichtet werden. Eine Subskription für diesen Zweck ist bereits im Gange, und da Dumas in Frankreich noch immer sehr populär ist, wird es voraussichtlich weniger Schwierigkeiten machen, das nötige Geld zusammenzubringen, als dies in Frankreich für derartige Zwecke gewöhnlich der Fall ist. — Der in Not geratene amerikanische Humorist Mark Twain hat es abgelehnt, das Ergebnis einer von dankbaren Lesern für ihn veranstalteten Sammlung in Empfang zu nehmen. In einem an den „Herald" gerichteten Schreiben sagt er, es sei noch Zeit genug, Hilfe anzunehmen, wenn einmal wirklich erwiesen sei, daß er nicht mehr arbeiten könne. Die eingelaufenen Gelder sollen an die Geber zurückerstattet werden.

Eingesandte Bücher und Schriften.

Geschichte der Weltlitteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Julius Hart. Heft 1. Verlag von J. Neumann in Neudamm.

Das auf 40 Hefte berechnete, populär gehaltene und mit instruktiven Illustrationen versehene Werk verspricht nach dem vorliegenden 1. Heft für weite Kreise ein erwünschtes, brauchbares Haus- und Familienbuch zu werden.

Krasiński, Graf Sigmund. Drei Gedanken des Heinrich Ligieza. Poetische Erzählungen. Aus dem Polnischen übersetzt und mit einer litterar-historischen Einleitung versehen von Vincenz Stroka. Krakau. Im Verlage des Verfassers.

Schwabenland. Illustrierte Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Eugen Palmer. I. Jahrgang 1897. Nr. 5 und 6. Verlag von Brügel & Pfister in Stuttgart.

Unsre verehrlichen Mitarbeiter werden freundlichst ersucht, den für die Zeitschrift „Aus fremden Zungen" bestimmten Uebersetzungen

1) **Angaben über Jahr und Ort des Erscheinens des Originals,** sowie
2) **kurze biographische Daten über den Verfasser**

beizulegen.

Die Redaktion behält sich vor, den Einsender im Falle der Annahme einer Arbeit mit der Erweiterung der biographischen Daten zu einem biographischen Aufsatz für die Rubrik „Lose Blätter" zu beauftragen.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
Litterarische Abteilung.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Bolhoevener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Ramuntcho.

Von

Pierre Loti.

Aus dem Französischen übersetzt von E. Philiparie.

(Schluß.)

XXXI.

Um zwölf Uhr kehrte Ramuntcho in sein einsames Haus, zu seiner Mutter zurück.

Die fieberhafte, künstliche Besserung des Morgens dauerte fort. Die alte Doyamburu pflegte Franchita, und diese behauptete, sie werde nun genesen. In ihrer Sorge, ihn unbeschäftigt und nachsinnend zu sehen, wollte sie durchaus, daß er auf den Platz gehe, um dem sonntägigen Ballspiel beizuwohnen. Von Süden her wehte ein warmer Wind; nichts mehr war von dem kühlen Schauer des Morgens zu spüren. Im Gegenteil, über den roten Wäldern, den rostgelben Farnen, auf den Wegen, wo der traurige Blätterfall fortdauerte, lag eine Sonne und eine Atmosphäre wie im Sommer. Allein der Himmel verhüllte sich mit dicken Wolken, die plötzlich hinter den Bergen hervorkamen, als ob sie dort gelauert hätten, um alle auf ein gegebenes Signal zu erscheinen.

Die Ballpartie war noch nicht festgestellt; einige Männergruppen redeten heftig hin und her, als Ramuntcho auf dem Platze erschien. Schnell war er umringt, alle riefen ihm freudig zu und forderten ihn einstimmig auf, in das Spiel einzutreten und die Ehre der Gemeinde zu retten.

Er getraute sich nicht, da er schon seit drei Jahren nicht gespielt hatte und sein Arm ungelenkig geworden war.

Schließlich gab er nach und fing an, sich seiner Jacke zu entledigen ... Allein, wem sie jetzt anvertrauen? Das Bild Graziellas, wie sie in den ersten Reihen saß und die Arme ausstreckte, um seine Jacke in Empfang zu nehmen, erschien ihm plötzlich! Wem denn sie heute zuwerfen? Gewöhnlich vertraute man sie jemand Befreundetem an, wie es die Toreadore mit ihren goldbestickten seidenen Mänteln thun ... Er warf sie dieses Mal aufs Geratewohl, einerlei wohin, auf den Granit der alten, mit Herbstskabiosen bedeckten Bänke. Die Partie begann. Anfangs wußte er sich nicht zurecht zu finden und verfehlte einige Mal das kleine, tolle, hüpfende Ding, das in der Luft aufgefangen werden soll. Nachher jedoch bot er alles auf, und es gelang ihm wieder, gewandt und sicher wie früher zu spielen. Seine Muskeln hatten an Kraft gewonnen, was sie vielleicht an Gewandtheit eingebüßt. Neuerdings jauchzte die Menge ihm zu, und er schwelgte wieder im physischen Rausche, in der Freude, sich zu bewegen, zu hüpfen, zu fühlen, wie seine Glieder gleich starken elastischen Federn aufschnellten, und ringsum den begeisterten Applaus zu hören ...

Dann kam die Ruhepause, wie gewöhnlich in der Hälfte lang bestrittener Partien ... Es war der Moment, wo sich die Pelotaris außer Atem, mit wallendem Blute, roten, zitternden Händen hinsetzten und den durch das Spiel unterbrochenen Gedankengang wieder aufnahmen ...

Wieder überkam ihn das Weh des Alleinseins ...

Ueber all den Köpfen, über den Wollbaretten, den bunten, leichtgeschlungenen Tüchern zog sich am Himmel ein Unwetter zusammen, wie meistens nach langem Südwind. Die Luft war völlig klar, als ob sie dünner geworden sei, dünn bis zur Leere. Die Berge schienen außerordentlich nahe gerückt. Die Pyrenäen erdrückten das Dorf; die spanischen sowie die französischen Höhen waren alle gleich nahe, als ob sie aneinandergerückt wären. Ihr ausgebranntes Braun schien schärfer, ebenso das intensive Dunkelviolett. Dicke Wolken, anscheinend greifbar wie irdische Materie, entfalteten sich zu einem großen Fächer, verschleierten die Sonne und erzeugten das Dunkel einer Sonnenfinsternis. Hie und da durch einen scharf gezeichneten, silberglänzend eingefaßten Riß sah man den tief blaugrünen, fast afrikanischen Himmel ... Die ganze Gegend, in welcher das unbeständige Klima oft vom Morgen bis zum Abend sich plötzlich verändert, war auf einige Stunden, was Anblick, Temperatur und Luft betraf, echt südlich. Ramuntcho atmete die belebende, aus dem äußersten Süden gekommene trockene, milde Luft ein. Es war die richtige Witterung seiner Heimat, das charakteristische Wetter

dieses Landstrichs am Biskayischen Meere. Ein Wetter, das er immer vorzog und das ihn auch heute mit physischem Wohlbehagen erfüllte, ihn aber auch in große Seelenerregung versetzte, denn alles, was sich dort oben vorbereitete, alles, was sich dort oben so düster drohend anhäufte, gab ihm das Gefühl, als ob der Himmel taub für der Menschen Gebet sei, ohne Plan und ohne Leitung einfach ein befruchtender Herd von Gewittern, von blinder Schaffens- und Zerstörungskraft; — und als ihn während dieser Träumereien, noch atemlos, die Männer in Baretten, von andrem Schlag als er, beglückwünschend umringten, antwortete er nichts, hörte er nichts. Er empfand nur die vergängliche Ueberfülle seiner Kraft, seiner Jugend, seines Willens und sagte sich, daß er sein Leben noch genießen wolle, alles versuchen, ohne sich von eitlen Befürchtungen, von eitlen, religiösen Skrupeln zurückhalten zu lassen, um Graziella wieder zu gewinnen, — sie, der Wunsch seiner Seele und seiner Sinne, — seine einzige Braut.

Nachdem die Partie siegreich beendigt war, kehrte er allein, traurig, aber fest entschlossen heim, — stolz auf seinen Sieg und die wiedergefundene Gewandtheit, wohl begreifend, daß es ein Erwerbsmittel, eine Goldquelle und eine Macht sei, einer der ersten Spieler im baskischen Lande zu sein. Unter dem schwarzen Himmel überall dieselben stark markierten Tinten, dieselben scharfen, dunkeln Horizonte, immer derselbe heftige, heiße, trockene Südwind, der Muskeln und Gedanken anregt.

Nach und nach jedoch senkten sich die Wolken immer tiefer herab, was für die allernächste Zeit dauernden Wetterumschlag anzeigte. Er wußte es wohl, wie alle, die es gewohnt sind, den Himmel zu beobachten. Herbststurm kündigt sich an, der den warmen, linden Lüften ein Ende bereiten und heftig an den Wäldern rüttelnd sie vollends entblättern wird. Nachher kommt die lange, kalte Regenzeit; dichter Nebel läßt die Berge wirr und entfernt erscheinen, und die traurige Winterzeit beginnt, trocknet den Pflanzensaft ein, erschlafft die kühnen Pläne, löscht Eifer und Erregung.

Die ersten Regentropfen fielen schwer und weit voneinander auf die dicke Blätterschicht. Seine Mutter war allein, wie gestern, als er zur Dämmerstunde heim kam.

Leise sich hinaufschleichend, fand er sie in aufgeregtem Schlummer und brennend heiß.

Im Hause umherirrend, versuchte er, damit es weniger traurig hier aussehe, ein großes Reisigfeuer im hohen Kamine anzuzünden, allein es wollte nicht brennen und ging rauchend aus.

Draußen fiel jetzt der Regen in Strömen herab. Kaum noch erblickte man das Dorf, wie durch ein graues Bahrtuch hinter den Fensterscheiben. Wind und Regenguß peitschten die Mauern des einsamen Hauses, um welches wieder einmal das tiefe Dunkel sich gelagert hatte, und dazu noch die große Stille, an welche Ramuntcho nicht mehr gewöhnt war. In sein Kinderherz schlich sich nach und nach ein banges Gefühl der Einsamkeit, des Verlassenseins; ja er verlor sogar seine Energie, das Bewußtsein seiner Liebe, seiner Kraft und Jugend, und vor dem nebeligen Abend schwanden seine Kampfes- und Widerstandsgelüste. Seine vor einigen Minuten noch freudig ins Auge gefaßte Zukunft schien ihm nun erbärmlich und chimärisch, — seine Zukunft als Ballspieler, als armer Belustiger der Menge, von dem Zufall einer Krankheit oder eines schwachen Moments abhängend; seine Hoffnungen zerrannen, da sie zweifellos auf keinem festen Grunde standen und in die Nacht entflohen waren.

Da nahm er wie früher, als er noch ein Kind war, seine Zuflucht zum Mutterherzen; er stieg leise hinauf, um sie wenigstens zu sehen, wenn auch schlafend, und neben ihr am Bette zu sein.

Als er in ihrem Zimmer, weit von ihr, eine kleine Lampe angezündet, schien sie ihm durch das Fieber noch mehr verändert als gestern. Die Möglichkeit, sie zu verlieren, trat in seinem Geiste in noch viel schrecklicherer Weise auf, fortan allein zu sein, niemals mehr auf seiner Wange die Liebkosung ihres an ihn gelehnten Hauptes zu fühlen ... Zum erstenmal fand er sie alt aussehend, und beim Gedanken an die vielen Enttäuschungen, die sie seinetwegen erlebt, kam tiefes Mitleid über ihn, — zärtliches, unendliches Mitleid angesichts dieser Falten, die er noch nicht bemerkt hatte, der ergrauten Haare an ihren Schläfen.

O, ein tiefbetrübtes, hoffnungsloses Mitleid, mit der Ueberzeugung, daß es jetzt zu spät sei, das Leben anders zu gestalten, und tiefer Schmerz, den er unmöglich bewältigen konnte, rüttelte an seiner Brust und verzog sein junges Gesicht. Ringsum wurde alles trüb vor seinen Augen; mit einem unwillkürlichen Bedürfnis zu beten, um Gnade zu bitten, fiel er auf die Kniee, legte sein Gesicht auf das Bett der Mutter und weinte endlich, heiße, heiße Thränen ...

XXXII.

„Wen hast du im Dorfe gesehen, mein Sohn?" fragte Franchita am nächsten Morgen während der Besserung, die sich stets in der Frühe nach dem Fieber einstellte. „Wen hast du im Dorfe gesehen, mein Sohn?"

Sie bemühte sich, heiter zu scheinen, von gleichgültigen Dingen zu reden; es war ihr sichtlich bang, die ernsten Dinge zu berühren und damit seine schmerzerfüllten Antworten heraufzubeschwören.

„Ich sah Arrochkoa, Mutter," antwortete er in einem Tone, der sofort die brennende Frage zurückrief.

„Arrochkoa? Und wie war er mit dir?"

„O, er sprach mit mir wie mit einem Bruder.“

„Ja, ja, ich weiß! O, er gehörte nicht zu denen, die sie überredeten!“

„Er sagte mir sogar ...“

Ramuntcho getraute sich nicht, weiter zu reden, und ließ den Kopf sinken.

„Was sagte er dir, mein Sohn?“

„Nun ... daß es sehr hart gewesen sei, sie dort einzuschließen ... daß vielleicht ... daß vielleicht jetzt noch — wenn sie mich wiedersähe ... nimmt er keinen Anstand zu glauben ...“

Erregt über diese Mitteilung, setzte sich Franchita im Bette auf. Mit den mageren Händen strich sie die weißen Haare zurück, und ihre Augen wurden plötzlich jung und lebhaft; mit einem fast bösen Ausdruck der Schadenfreude und des gerächten Stolzes rief sie:

„Das hat er dir gesagt?“

„Würdest du mir verzeihen, Mutter, wenn ich es versuchte?“

Sie ergriff seine Hände, und beide schwiegen, da keines wagte, den frevelhaften Gedanken auszusprechen. Fromme Skrupel bewegten ihr Herz.

In ihren Augen erlosch der böse Blick.

„Dir verzeihen?“ hob sie mit leiser Stimme an. „O ja, das weißt du ... Allein thue es nicht, ich bitte dich inständig, mein Sohn; es würde euch beiden Unglück bringen. Denke nicht mehr daran, mein Ramuntcho, denke niemals daran!“

Jetzt hörten sie den Schritt des Arztes, der seinen täglichen Besuch machte. Es war das einzige, letzte Mal, daß sie im Leben darüber sprechen sollten.

Ramuntcho wußte aber von nun an, daß sie ihm sogar nach dem Tode weder des Versuchs noch der Ausführung wegen fluchen würde. Ihre Vergebung genügte ihm, und jetzt, da er sich derselben bewußt fühlte, war die große Scheidewand zwischen ihm und seiner Braut plötzlich gefallen.

XXXIII.

Am Abend bei wiederkehrendem Fieber schien Franchita gefährlicher krank.

Bei ihrer kräftigen Konstitution war die Krankheit um so mächtiger aufgetreten, dabei war sie ihres bäuerlichen Eigensinns wegen ungenügend gepflegt und hatte dem Arzt und seinen Mitteln gleich anfangs nur Mißtrauen entgegengebracht. Der schreckliche Gedanke, sie verlieren zu müssen, gewann nach und nach bei Ramuntcho die Oberhand. Während der langen Stunden, die er an ihrem Bette still und allein verbrachte, fing er an, die Wirklichkeit dieser Trennung, den Schrecken des Todes, des Begräbnisses ins Auge zu fassen, ja sogar die traurige, darauffolgende Zeit — sein ganzes zukünftiges Leben, das Haus, das er verkaufen müßte, ehe er die Heimat verließe, nachher vielleicht der verzweifelte Versuch im Kloster Amezqueta, und alsdann wahrscheinlich die Reise, allein und mit zerrissenem Herzen, nach Amerika...

Auch der Gedanke an das große Geheimnis, das sie für immer mit sich nehmen würde, das Geheimnis seiner Geburt, beschäftigte ihn mit steigender Qual.

Endlich sich über sie beugend und zitternd, als ob er einen Kirchenfrevel beginge, getraute er sich zu sagen:

„Mutter, sage mir doch, wer mein Vater war!“

Sie erbebte bei dieser großen Frage, denn sie begriff wohl, daß sie verloren sein müsse, da er es wagte, sie darnach zu fragen. Zögernd schwieg sie eine Weile; in ihrem fieberglühenden Kopfe kämpfte sie einen harten Kampf. Sie war nicht mehr im stande, ihre Pflicht zu erkennen, zu unterscheiden; ihr langjähriger Starrsinn kam angesichts des Todes beinahe ins Wanken.

Allein endlich entschlossen, antwortete sie im barschen Ton der bösen Tage:

„Dein Vater? Und wozu denn, mein Sohn? Was willst du mit deinem Vater, der nun seit länger als zwanzig Jahren nicht an dich gedacht?“

Nein, es war entschieden, zu Ende — sie war entschlossen, es nicht zu sagen. Ueberdies war es jetzt zu spät. Im Augenblick, wo sie verschwinden, dem Tode anheimfallen würde, wie sollte sie es da wagen, das Leben des Sohnes, das sie nicht mehr zu überwachen im stande war, so vollständig zu ändern? Wie konnte sie ihn dem Vater überlassen, der vielleicht einen glaubenslosen, verdrossenen Menschen, gleich ihm selbst, aus ihm machen würde! Welche Verantwortung! Welch entsetzlicher Gedanke!

Nachdem ihr Entschluß unwiderruflich gefaßt war, dachte sie an sich selbst, denn sie fühlte zum erstenmal, daß das Leben sich hinter ihr verschließen würde, und sie faltete die Hände zum Gebet. —

Nach diesem Versuch, der ihm beinahe gottlos vorgekommen war, beugte sich Ramuntcho vor dem Willen der Mutter und fragte nichts mehr.

XXXIV.

Es ging sehr rasch mit ihr zu Ende; bald hatte sie verzehrendes Fieber, das ihr die Wangen rötete, bald verfiel sie schweißgebadet in einen Schwächezustand, und ihr Puls war kaum fühlbar. Ramuntcho hatte nur mehr für seine Mutter Gedanken. Graziellas Bild umschwebte ihn nicht mehr während dieser entsetzlichen Tage.

Franchita war dem Tode nahe — stumm und anscheinend gleichgültig verlangte sie nichts und klagte niemals ... Einmal jedoch, bei einer Nachtwache, rief sie plötzlich den Sohn mit schmerzerfüllter Stimme, warf die Arme um ihn, zog ihn an sich und lehnte den Kopf an seine Wange. In dieser Minute sah Ramuntcho in ihren Augen den großen Schrecken vorüberziehen — den Schrecken des Fleisches vor dem

nahen Ende, der bei Menschen wie bei Tieren entsetzlich und der gleiche für alle ist . . . Sie war wohl gläubig — oder vielmehr sie beobachtete die kirchlichen Gebräuche, wie so viele andre Frauen um sie herum, — äußerst gewissenhaft, was Dogmen und Gottesdienst betraf, allein ohne klaren Begriff vom Jenseits, ohne lichte Hoffnung . . . Der Himmel mit all den schönen, verheißenen Dingen . . . ja, vielleicht . . . Allein das schwarze Grab, wo nur Verwesung ist, war dort, nahe und sicher. Gewiß, unerbittlich gewiß war auch, daß sie nie mehr ihr zerstörtes Gesicht an Ramuntchos Wange lehnen würde, und im Zweifel, ob sie eine Seele habe, im Schrecken und der Not vor der Vernichtung, Staub und Nichts zu werden, verlangte sie noch einmal nach den Küssen des geliebten Sohnes — und sie klammerte sich an ihn wie der Schiffbrüchige, der im dunkeln, tiefen Wasser untergeht.

Er verstand recht gut, was ihm die armen, ihrem Ende nahen Augen sagten; und das innige Mitleid, das er schon gefühlt, als er die Falten und das weiße Haar seiner Mutter gesehen, ergoß sich gleich einer Flut aus seinem noch so jungen Herzen. Er antwortete auf ihren Ruf mit allem, was sein vom tiefsten Weh überfülltes Herz an zärtlichen Liebkosungen geben konnte.

Aber das war nur von kurzer Dauer. Sie gehörte niemals zu denen, die lange weich sind, oder die es zeigen.

Sie ließ die Arme los, warf ihren Kopf zurück, schloß die Augen, bewußtlos jetzt, — oder stoisch . . .

Ramuntcho, vor ihr stehend, getraute sich nicht mehr, sie anzurühren und weinte lautlos mit abgewandtem Kopfe — indes die Feierabendglocke zu läuten anfing, den stillen Frieden des Dorfes besang und die Luft mit milden, beschützenden Klängen erfüllte, als ob sie denen, die noch einen andern Morgen erleben, gute Nacht wünschte.

In der Frühe, nachdem sie gebeichtet, verschied sie still und stolz, wie wenn sie sich ihres Leidens, ihres Röchelns schämte, und die Glocke dort drunten ließ langsam, traurig Sterbegeläute erklingen. Am Abend war Ramuntcho allein mit dem Leichnam, dem kalten starren Körper, den man noch einige Stunden bei sich behält und ansieht, dann aber so eilig der Erde übergeben muß.

XXXV.

Acht Tage später.

Ein böser Sturmwind rüttelte die Zweige der Bäume, als Ramuntcho eines Abends in sein Haus voller Todesgrauen kam. Schon lag als Vorzeichen des Winters ein leichter Reif im baskischen Lande, der die Blumen zerstörte und dem sommerlichen Trugbild im Dezember ein Ende machte.

Vor Franchitas Thür waren die Dahlien und Geranien abgestorben, und der zum Hause führende, nicht mehr gepflegte Pfad verschwand unter einer Unmasse welker Blätter.

In dieser ersten Trauerwoche mußte sich Ramuntcho mit tausend den Schmerz einwiegenden Kleinigkeiten beschäftigen. Auch er hatte eine gewisse Eitelkeit und wollte, daß alles auf luxuriöse Weise und nach den alten Gebräuchen des Dorfes vor sich gehe. Der Leichnam wurde in einem mit schwarzem Sammet und silbernen Nägeln verzierten Sarge fortgetragen. Alsdann kamen die Totenmessen, zu welchen die Nachbarn in langen Kappmänteln, die Nachbarinnen in langen schwarzen Gewändern und mit der Trauerkapuze erschienen. Lauter Dinge, die ihm bei seiner Armut zu große Kosten verursachten. Von der ehemals bei seiner Geburt von dem unbekannten Vater gegebenen Summe war nur wenig übrig, da der größte Teil bei einem unredlichen Notar verloren gegangen war. Und jetzt galt es, das Haus zu verlassen, die lieben alten Möbel zu verkaufen — kurz, so viel Geld als möglich für die Flucht nach Amerika flüssig zu machen.

Diesesmal kam Ramuntcho besonders erregt nach Hause, weil er ein Vorhaben ausführen wollte, das er von Tag zu Tag verschoben hatte und worüber sein Gewissen in Unruhe war. Alles, was von seiner Mutter herrührte, hatte er durchgesehen und sorgfältig geordnet; allein das Kästchen mit ihren Papieren und Briefen war noch unberührt, und an diesem Abend wollte er es öffnen.

Er war sich nicht klar, ob der Tod, wie so viele glauben, den Zurückgebliebenen ein Recht giebt, die Briefe zu lesen, die Geheimnisse der Abgeschiedenen zu durchwühlen. Verbrennen, ohne zu lesen, schien ihm ehrfurchtsvoller, erhabener. Jedoch hieße es zugleich alles zerstören, was dem verlassenen Sohne einen Anhalt geben konnte, um seinen Vater aufzufinden. Was nun thun? Und wer hätte ihm raten können, da er niemand mehr auf der Welt hatte?

Im hohen Kamine zündete er ein großes Feuer an und holte aus einem der oberen Zimmer das beunruhigende Kästchen, stellte es auf einen Tisch ans Feuer und setzte sich, um nochmals zu überlegen.

Gegenüber diesen fast geheiligten, fast verbotenen Papieren, die er nun berühren wollte und die der Tod allein in seine Hände gab, wurde er sich in noch schmerzlicherer Weise der unwiderruflichen Trennung von der Mutter bewußt; und er saß in der großen Stille allein und weinte bitterlich . . .

Endlich öffnete er das Kästchen . . .

Seine Schläfen pochten. Es schien ihm, als ob draußen unter den Bäumen, in der dunkeln Einsamkeit Gestalten auftauchten, als bewegten sie sich und sähen ihn durchs Fenster an. Er hörte ein der eignen Brust fremdes Atmen, wie wenn hinter ihm jemand keuchte. Schatten versammelten sich, als ob sie bei seinem Vorhaben beteiligt seien.

Es waren Briefe von derselben Hand, die schon seit zwanzig Jahren hier aufbewahrt und mit der nachlässigen, leichten Schrift, welche den Leuten aus der Gesellschaft eigen und in den Augen der Ungebildeten ein Zeichen des großen Standesunterschiedes ist. Ein kurzer, unbestimmter Traum von Protektion, hoher Stellung und Reichtum gab seinen traurigen Gedanken auf einen Augenblick eine andre Wendung... Es war zweifellos, von welcher Hand die Briefe herrührten, — diese Briefe, die er zitternd in der Rechten hielt und sich nicht getraute zu lesen, ebensowenig den Namen, mit dem sie unterschrieben waren.

Ein einziger noch war in einem Couvert, und es stand darauf: „Frau Franchita Duval", — ach ja, er entsann sich, gehört zu haben, daß seine Mutter, als sie die Heimat verließ, eine Zeitlang diesen Namen angenommen hatte... Es folgte die Bezeichnung der Straße, der Hausnummer, was ihm peinlich zu lesen war und ihm, er wußte nicht warum, das Blut ins Gesicht trieb; alsdann der Name der großen Stadt, in welcher er zur Welt gekommen war... Starr vor sich hinsehend, saß er da und sah nichts weiter an ... Plötzlich trat vor seinen Geist das entsetzliche Bild dieses heimlichen Haushalts: wie in einer Vorstadtswohnung seine Mutter, jung und elegant, als Geliebte irgend eines reichen Müßiggängers oder vielleicht eines Offiziers lebte. Beim Regiment hatte er solche Haushaltungen kennen gelernt, die wahrscheinlich alle einander gleichen ... Schwindel erfaßte ihn, als er die, welche er so sehr verehrte, in diesem neuen Lichte flüchtig zu sehen glaubte: die geliebte Vergangenheit wankte hinter ihm, als ob sie in einen trostlosen Abgrund sinken wollte. Seine Hoffnungslosigkeit verwandelte sich plötzlich in Abscheu gegen den, der ihm das Leben geschenkt. O, verbrennen, so schnell als möglich verbrennen! Alle diese unglückseligen Briefe!... Und er begann sie nacheinander ins Feuer zu werfen, wo sie rasch in Flammen übergingen.

Eine Photographie fiel jedoch heraus, und er konnte nicht umhin, sie näher an die Lampe zu halten und sie zu betrachten. Der Eindruck war ein schmerzlich ergreifender, als seine Augen in die des halbverwischten und vergilbten Bildes blickten!... Es sah ihm ähnlich!... Mit tiefem Schrecken fand er etwas von sich selbst in dem Unbekannten. Instinktiv drehte er sich um, fürchtend, die Gespenster in den dunkeln Ecken seien näher gekommen, um auch das Bild zu betrachten.

Diese stille, einzige und letzte Begegnung mit seinem Vater war von kaum abschätzbarer Dauer. Rasch war sein Entschluß gefaßt: ins Feuer auch mit dem Bilde! Und er warf es halb zornig, halb entsetzt in die Glut der letzten Briefe; von allem war bald nur noch ein Häuflein schwarzer Asche übrig.

Fertig! Das Kästchen war leer. Er warf sein Barett, das ihm Kopfschmerzen verursachte, zu Boden und richtete sich auf. Schweiß stand auf seiner Stirne, seine Schläfen pochten.

Fertig!... Zerstört alle diese Erinnerungen von Schuld und Schande! Und jetzt schien wieder alles ins frühere Gleichgewicht zu kommen. Er fühlte wieder die süße Ehrfurcht vor seiner Mutter, deren Gedächtnis durch den stolzen Akt, den er vollzogen, in seinen Augen gereinigt und ein wenig gerächt schien.

Sein Schicksal war also an diesem Abend für immer entschieden worden. Er wollte der Ramuntcho von ehedem bleiben, der Sohn Franchitas, Ballspieler und Schmuggler, ein unabhängiger Mensch, der niemand etwas schuldete und an niemand ein Verlangen stellte.

Er fühlte sich aufgeheitert, frei von Gewissensbissen und auch ohne Furcht in dem Sterbehause, aus welchem die Schatten, beruhigt und versöhnt, gewichen waren...

XXXVI.

An der Grenze, in einem Gebirgsdorf. Schwarze Nacht, gegen ein Uhr des Morgens. Eine Winternacht, von kaltem, strömendem Regen überschwemmt. An einem übel aussehenden Hause, aus dem kein Lichtschein fällt, ladet Ramuntcho eine schwarze Schmugglerkiste mitten im Grabesdunkel auf seine Schultern. Itchouas Stimme teilt leise die Befehle aus, mit einem Laut, wie wenn mit dem Bogen die letzten Saiten einer Baßgeige berührt würden. Ringsum in dieser vollständigen Finsternis befinden sich andre Schmuggler, ebenso beladen und bereit, zum Abenteuer auszuziehen.

Diese Märsche füllen jetzt mehr denn je Ramuntchos Leben aus — besonders in den bewölkten Nächten ohne Mondschein, in denen die Pyrenäen nur ein ungeheures dunkles Chaos bilden. Da er so viel Geld als möglich für seine Flucht zusammensparen will, so beteiligt er sich bei jedem Schmugglerunternehmen, ebensowohl an denen, die einen anständigen Verdienst abwerfen, als an solchen, bei welchen man für fünf Franken das Leben aufs Spiel setzt. Gewöhnlich begleitet ihn Arrochkoa, nicht daß er es nötig hätte, sondern mehr aus Liebhaberei oder zum Spaß.

Arrochkoa und Ramuntcho sind übrigens unzertrennlich und reden unumwunden von ihrem Vorhaben, Graziella betreffend. Arrochkoa ist besonders durch den Gedanken, eine schöne Heldenthat auszuführen, angezogen, auch durch das Vergnügen, der Kirche eine Nonne zu entreißen und die Pläne seiner alten, gefühllosen Mutter zu durchkreuzen. Ramuntcho knüpft, trotz seiner manchmal wiederkehrenden Skrupel, an dieses gefährliche Unternehmen seine einzige Hoffnung, ja, es ist der Beweggrund jeder seiner Handlungen geworden.

Seit bald einem Monat ist der Plan in der Hauptsache festgestellt, und bei jeder Zusammenkunft an den Dezemberabenden, auf den Straßen, wo sie spazieren gehen, oder auch in den Wirtsstuben des Dorfes, wo sie sich abseits setzen, besprechen sie die Mittel zur Ausführung, als ob von einem gewöhnlichen Grenzabenteuer die Rede sei.

„Es muß besonders sehr rasch gehandelt werden," sagt immer wieder Arrochkoa. „Während der Ueberraschung einer ersten Zusammenkunft, die für Graziella eine unsägliche Aufregung sein wird, muß man, ohne ihr Zeit zur Ueberlegung noch zur Fassung zu lassen, den Versuch machen, sie zu entführen...

„Wenn du wüßtest, wie dieses kleine Kloster von Amezqueta, wo man sie hingebracht, aussieht! Vier alte Schwestern sind in einem einsamen Hause bei ihr. Ich habe, wie du weißt, ein rasches Pferd, und wenn einmal die Nonne mit dir in meinem Wagen sitzt, wer könnte sie, ich bitte dich, wieder einfangen?..."

An diesem Abend beschlossen sie, Itchoua ins Vertrauen zu ziehen, als einen Mann, der vor bedenklichen Unternehmungen nicht zurückschrak, der brauchbar bei solch nächtlichen Handstreichen war und der für Geld alles that.

Der Ort, von welchem sie heute auf den gewohnten Schmuggel ausziehen, heißt Landachkoa und liegt in Frankreich, zehn Minuten von der Grenze entfernt. Die einsame Herberge sieht, sobald es dunkelt, wie eine Mördergrube aus. In dem Moment, wo die Schmuggler durch eine Hinterthür verschwinden, kehren spanische Grenzjäger hier ein, die gemütlich über die Grenze gekommen sind, um sich hier singend und trinkend zu belustigen.

Die mit den nächtlichen Heimlichkeiten und Umtrieben vertraute Wirtin ist soeben vergnügt zu den Leuten Itchouas gekommen und berichtet in baskischer Sprache:

„Alles geht vortrefflich! Sie sind alle betrunken, ihr könnt fortgehen!..."

Aber das ist leichter gesagt als gethan. Nach den ersten Schritten schon sind alle durchnäßt, und trotz ihrer eisenbeschlagenen Stöcke gleiten sie auf den steilen, klebrigen Pfaden aus. Keiner kann den andern sehen, man sieht überhaupt nichts, weder die Mauern des Dorfes, längs welcher sie gehen, noch später die Bäume, noch die Felsen. Sie tappen wie Blinde herum und stolpern jeden Augenblick unter einer wahren Sündflut, und als zweiter erschwerender Umstand betäubt sie das entsetzliche Rauschen des Regens.

Ramuntcho, der zum erstenmal diesen Weg zurücklegt, hat keine Vorstellung von den steilen Gemspfaden, auf denen sie gehen; er stößt hie und da mit seiner Last an schwarze Dinge, — es sind Baumzweige — und gleitet mit beiden Füßen aus, wankt, stemmt sich und stößt aufs Geratewohl mit der einen freien Hand den spitzen Stock in die Erde.

Arrochkoa und Ramuntcho beschließen den Zug und folgen der Bande mit Aufbietung ihres ganzen Spür- und Gehörsinns; die Vorausgehenden machen mit ihren Strohpantoffeln kaum so viel Lärm wie ein Wolf im Walde.

Im ganzen sind es fünfzehn Schmuggler auf der etwa fünfzig Meter langen Strecke, staffelförmig im schwarzen Dunkel des Gebirgs unter dem unaufhörlichen Regenguß aufgestellt. Sie tragen Kisten voller Juweliergegenstände, Uhren, Ketten, Rosenkränze oder in Wachstuch eingehüllte Ballen Lyoner Seide. Voran gehen zwei Männer als Rekognoscierer, welche mit Waren von geringerem Werte beladen sind, im Notfall die spanischen Flintenschüsse auf sich lenken und alsdann die Flucht ergreifen, nachdem sie alles zu Boden geworfen. Selbstverständlich spricht alles nur leise, trotz des trommelnden Regens, der jeden Laut erstickt.

Ramuntchos Vormann dreht sich um und flüstert ihm zu, er solle auf seiner Hut sein.

„Vor uns ist ein Bach," — der schäumende Bach verrät sich übrigens durch sein starkes, den Regen übertönendes Rauschen — „wir müssen ihn passieren!..."

„So, und wie passieren? Durchs Wasser gehen?"

„Nein, nein, das Wasser ist tief. Folge uns! Es liegt ein Baumstamm über dem Bach."

Ramuntcho, herumtastend, findet in der That den nassen, schlüpfrigen, runden Baumstamm. Jetzt steht er darauf und geht vorwärts auf dieser Affenbrücke im Walde, immer mit der schweren Last, indessen unter ihm der unsichtbare Strom schäumt und braust. Er kommt, weiß der Himmel wie, mitten in der dunkeln Nacht über das rauschende Wasser.

Am andern Ufer müssen sie mit verdoppelter Vorsicht und Stille weitergehen. Die Bergpfade, das steile Absteigen, das Ausgleiten sind zu Ende, und sie sind jetzt in der noch beklemmenderen Nacht des Waldes. Jetzt kommen sie in eine vom Regen durchweichte Ebene, wo die Füße einsinken. Die mit Bändern an die sehnigen Beine gebundenen Strohpantoffeln lassen ein kleines Plätschern verlauten, ein „Flock! Flock!" wie gepeitschtes Wasser. Die Augen der Schmuggler, wahre Katzenaugen, die sich in der Dunkelheit erweitern, sehen undeutlich, daß sie ringsum freier Raum umgiebt, daß sie nicht mehr eingeschlossen unter Bäumen gehen. Sie atmen leichter und nehmen eine regelmäßigere Gangart an, bei der sie ausruhen.

Jetzt erschallt Hundegebell sehr weit dort drunten, und plötzlich bleiben alle unbeweglich, wie wenn sie unter dem Regenguß versteinert wären. Sie warten eine Viertelstunde lang, ohne zu reden, ohne sich zu bewegen. Auf ihrer Brust perlt der Schweiß und

vermischt sich mit dem vom Himmel herabfallenden Wasser, das durch die Hemdkragen eindringt und bis zum Gürtel fließt. Bei dem fortgesetzten Horchen hören sie die eignen Ohren brausen, die eignen Adern klopfen.

Diese Spannung der Sinne gehört übrigens zu den Dingen, die ihnen am meisten bei ihrem abenteuerlichen Leben gefallen. Sie bereitet ihnen eine fast tierische Freude, verdoppelt die Muskelkraft und ruft in ihnen die ursprünglichsten menschlichen Eindrücke in den Wäldern oder in den Schilfgegenden der ersten Zeiten zurück. Es wird noch Jahrhunderte von Zivilisation bedürfen, um diesen Hang zu gefährlichen Ueberlistungen, welcher manche Kinder zum Versteckenspielen, manche Männer zu hinterlistigen Nachstellungen, zu Scharmützeln, oder zum Schmuggel treiben, zu unterdrücken. — Die Hofhunde schweigen endlich beruhigt oder abgelenkt, weil sie andres wittern. Tiefe Stille kehrt wieder zurück, jedoch nicht beruhigend, da dort drunten die Tiere wachen. Auf ein dumpfes Kommandowort Itchouas nehmen die Männer eine langsamere und zögernde Gangart an; alle gehen gebeugt, in sich gesunken gleich einem wilden Tiere auf der Lauer.

Wie es scheint, kommen sie jetzt an die Nivelle; man sieht den Fluß nicht, da man gar nichts sieht, allein man hört ihn rauschen, und jetzt verhindern sie lange, biegsame Dinge am Gehen und streifen die menschlichen Körper; es ist das Schilf am Ufer. Die Nivelle bildet hier die Grenze. Sie müssen durch das Wasser auf einer Reihe schlüpfriger Felsstücke von einem Stein zum andern hüpfen, trotz der Last, die ihren Gang erschwert. Allein vorher halten sie am Ufer an, um sich zu sammeln und auszuruhen. Vor allen Dingen zählen sie sich mit leiser Stimme; alle sind zugegen. Die Kisten sind ins Gras gelegt worden und erscheinen dort als etwas Helleres, dem menschlichen Auge einigermaßen Erkennbares, indes auf dem Hintergrund der Finsternis die stehenden Männer lange gerade Streifen, schwärzer noch als der leere Raum der Ebene, bilden. Als Itchoua an Ramuntcho vorüberkommt, flüstert er ihm ins Ohr:

„Wann erzählst du mir von dem Streich, den du auszuführen gedenkst, Kleiner?"

„Nachher, bei unsrer Rückkehr! ... O, seien Sie ohne Sorgen, Itchoua, ich erzähle Ihnen alles."

In diesem Moment, wo seine Brust keucht, jede Muskel in Thätigkeit, seine ganze Kampfesfähigkeit verdoppelt und durch die ihm zugemutete Beschäftigung gereizt ist, zögert Ramuntcho nicht mehr. In der gegenwärtigen Anspannung seiner Kraft und Kampfeslust erkennt er weder moralische Fesseln noch Skrupel an. Der Vorschlag seines Freundes, Itchoua ins Geheimnis zu ziehen, stößt ihn nicht mehr ab.

Was liegt daran? Er wird sich an den Rat des listigen, gewaltthätigen Mannes halten, sollte es bis zur Entführung, zum Einbruch kommen. In dieser Nacht ist er der zügellose Rebelle, dem man die Gefährtin seines Lebens, die Angebetete, die Unersetzliche, geraubt hat, und er will sie haben, koste es, was es wolle.

Die Unbeweglichkeit dauert fort, der Atem wird ruhiger, und indessen die Männer die durchnäßten Barette abschütteln, mit der Hand über die Stirn fahren, um die augenverschleiernden Schweiß- und Regentropfen abzuwischen, überkommt sie ein frostiges Gefühl — feuchte Kälte durchdringt sie; ihre nassen Kleider liegen eiskalt auf ihnen, ihre Kräfte schwinden, und es bemächtigt sich ihrer nach und nach infolge dieser Anstrengung nach so vielen andern eine Art Betäubung in diesem schwarzen Dunkel, unter dem fortdauernden Regenguß.

Uebrigens sind sie, als verhärtete Landstreicher, die zu Stunden und an Orte kommen, wo andre Menschen nie erscheinen, an Wind und Wetter gewöhnt, jeder Furcht in der schwarzen Nacht unzugänglich und im stande, ohne Obdach, wo es auch sei, bei Nacht und Regen, im gefährlichen Sumpfe oder in einsamer Schlucht zu schlafen ...

Vorwärts jetzt, die Reise hat lange genug gedauert! Es kommt nun der ernste, entscheidende Moment der Grenzüberschreitung. Alle Muskeln sind angespannt, die Ohren lauschen, die Augen erweitern sich.

Zuerst kommt der Vortrab, alsdann einer nach dem andern die Träger der Ballen, der Kisten, jeder vierzig Kilo auf dem Kopf oder der Schulter tragend. Hie und da auf den runden Kieselsteinen ausgleitend oder im Wasser stolpernd, erreichen alle mit heiler Haut das andre Ufer. Jetzt sind sie auf spanischem Boden. Es bleiben noch ungefähr zweihundert Meter Marsch, und es heißt nun, ohne Flintenschuß oder schlimme Begegnung bis zum einsamen Pächterhaus, dem Hehlermagazin des Anführers der spanischen Schmugglerbande zu gelangen, und wieder einmal ist der Streich gelungen!

Selbstverständlich ist dieses Haus nicht beleuchtet; es sieht dunkel und traurig aus. Lautlos und herumtastend treten sie einer um den andern ein, und nach dem zuletzt Eingetretenen werden die großen Riegel der Thüre zugeschoben ...

Fertig! Verbarrikadiert und gerettet, alle! Der Schatz der Königin ward in dieser Nacht wieder um tausend Franken betrogen.

Sie zünden nun ein Feuer im Kamin an, stellen ein Licht auf den Tisch, sehen sich, erkennen sich und lachen über den gelungenen Streich. Die Sicherheit, die tanzende, erwärmende Flamme, der Apfelwein und der Branntwein rufen bei diesen Leuten lärmende Freude nach dem langen, durch die Umstände gebotenen

Stillschweigen zurück. Sie plaudern lustig, und der alte, weißhaarige Führer, der sie zu dieser vorgerückten Stunde alle beherbergt, kündigt ihnen an, daß er für sein Dorf einen schönen Platz zum Ballspiel stiften will, und daß die Kosten sich auf ungefähr zehntausend Franken belaufen.

„Jetzt erzähle mir dein Anliegen, Kleiner," flüstert Itchoua Ramuntcho zu. „O, ich kann mir halb und halb denken, was du vorhast! Graziella! Nicht? ... Gelt, das ist es? ... Ein schweres Unternehmen, verstehst du mich? ... Ueberdies möchte ich der Kirche nichts anhaben, du begreifst ... denn ich setze bei dieser Geschichte meine Stelle als Vorsänger aufs Spiel ... Laß einmal sehen — wieviel willst du mir geben, wenn ich alles zu einem guten Ende führe, um dich zu befriedigen?"

Ramuntcho hat vorausgesehen, daß diese Mithilfe teuer zu stehen kommen würde, da Itchoua in der That ein Diener der Kirche, dessen Gewissen vor allen Dingen bezahlt werden muß; und sehr verwirrt, mit dem Blut in den Wangen, bewilligt er nach vielem Hin- und Herreden tausend Franken. Uebrigens sammelt er sein Geld einzig und allein nur zu dem Zwecke, Graziella wiederzugewinnen, und wenn ihm nur genug bleibt, um mit ihr nach Amerika zu fliehen — was liegt an allem andern!

Jetzt, da Itchoua um sein Geheimnis weiß, jetzt, da sein lieber Plan in dem halsstarrigen, listigen Kopfe Itchouas ausgearbeitet wird, glaubt er, daß ein entscheidender Schritt zur Ausführung gethan und plötzlich alles wirklich und nahe bevorstehend geworden ist.

Mitten in dem verwahrlosten Raume, unter den Männern, zu denen er weniger denn je paßt, sondert er sich mit seiner unendlichen Liebeshoffnung ab.

*

Sie trinken ein letztes Glas zusammen, nachdem sie lärmend angestoßen, und fort geht's durch die dunkle Nacht und den unaufhörlichen Regen.

Dieses Mal jedoch bleiben sie auf der Landstraße, und zwar laut singend. Nichts in der Hand, nichts in der Tasche, gleich irgend beliebigen Leuten, die von einem Spaziergang zurückkommen.

Ganz zuletzt, etwas abseits von den übrigen, geht Itchoua auf seinen langen Stelzenbeinen und lehnt die Hand auf Ramuntchos Schulter.

Seitdem die Summe bestimmt ist, zeigt er sich mit Eifer und Interesse auf den Erfolg erpicht und flüstert ihm seine gebieterischen Ratschläge zu.

Gleich Arrochkoa will er, daß mit niederschmetternder Geschwindigkeit und in der Erregung einer ersten Zusammenkunft gehandelt wird. Diese muß am Abend und zwar so spät, wie es die Klosterregel zuläßt, stattfinden; zur Dämmerstunde, wenn das unter dem schlechtbehüteten kleinen Kloster gelegene Dorf schon eingeschläfert ist.

„Besonders aber, lieber Junge," sagt er, „zeige dich nicht, ehe du den Streich unternimmst! Sie darf dich vorher nicht gesehen haben, hörst du? Ja, sie darf nicht einmal deine Heimkehr erfahren! ... Sonst verlierst du jeden Vorteil der Ueberraschung!"

Indes Ramuntcho ihn anhört und schweigend nachsinnt, singen die andern am Anfang des Zuges immer dasselbe alte Lied und gehen im Takte voran. So kehren sie nach Landachkoa, in das französische Dorf, über die Brücke der Nivelle, und den spanischen Grenzjägern dreist ins Gesicht sehend, zurück.

Uebrigens wissen die Grenzjäger auf der Wache recht gut, was diese durchnäßten Männer in so dunkler Stunde in ihrem Lande getrieben haben ...

XXXVII.

Nach dem leichten Reif, der die Pflanzen vernichtete und den trügerischen Anblick des Feldes veränderte, breitete sich allmählich der Winter über das baskische Land aus, um den kommenden Lenz vorzubereiten.

Ramuntcho nahm langsam seine Gewohnheiten als Verlassener an und bestellte ohne irgend eine Bedienung sein allein bewohntes Haus wie in den Kolonien oder der Kaserne, denn er kannte die hundert wirtschaftlichen Einzelheiten, die ein sorgsamer Soldat sich aneignet.

Immer noch hielt er etwas auf sein Aeußeres, kleidete sich sorgfältig, trug stets das Band der Tapferen im Knopfloch und um den Arm den schwarzen Kreppstreifen.

Anfangs ging er selten ins Wirtshaus, wo die Männer in der kalten Jahreszeit sich des Abends versammeln. Während der letzten drei Jahre, in denen er viel gesehen, viel gelesen und oft Gelegenheit gehabt hatte, mit dem oder jenem ernste Gespräche zu führen, waren zu viele neue Ideen in seinen schon geweckten Geist gedrungen; mehr denn je fühlte er sich den ehemaligen Genossen entfremdet, und er konnte den hundert kleinen Dingen, die sie beschäftigten, kein rechtes Interesse abgewinnen.

Nach und nach jedoch, da er stets allein war und häufig an diesem Wirtslokal vorbeiging, wo er durch die dunstigen Scheiben die Barette sah, gewöhnte er sich schließlich daran, dort einzukehren und sich unter die andern zu mischen.

Es war die Zeit, zu der die pyrenäischen Dörfer, befreit von den vielen, durch die schöne Jahreszeit herbeigelockten Touristen und eingeschlossen von Wolken, Dunst oder Schnee, wieder zu dem werden, was sie in den alten Zeiten waren.

In diesen Apfelweinstuben — die einzigen, kleinen, belebten und beleuchteten Pünktchen in der großen, leeren Dunkelheit — erwachte an den langen

Winterabenden etwas von dem Geist der Vergangenheit. Vor den großen, im Hintergrund aneinander gereihten Fässern, wo es ganz dunkel ist, wirft die von den Balken herabhängende Lampe ihren Schein auf die Heiligenbilder an der Wand, auf die Gruppen der schwätzenden, rauchenden Gebirgsleute.

Manchmal erhebt sich einer und singt ein Lied aus der grauen Vorzeit; das Getrommel auf einem Tamburin ruft den alten, vergessenen Rhythmus zurück; traurig gemahnt Guitarrenspiel an die Zeit der Mauren... Oder einer vor den andern sich stellend, fangen zwei Burschen plötzlich an, Fandango zu tanzen, und wiegen und drehen sich mit antiker Grazie, bei fortwährendem Geklapper der Castagnetten. Nach diesen unschuldigen Zusammenkünften gehen sie beizeiten auseinander — besonders bei schlechter, regnerischer, dem Schmuggel günstiger Nacht. Jeder hat irgend etwas Geheimnisvolles dort drunten in Spaniens Nähe zu thun.

*

An diesen Orten, und stets in Arrochkoas Gesellschaft, beredete Ramuntcho seinen teuren, frevelhaften Plan — auch gingen sie oftmals zur Zeit des Mondscheins, da an der Grenze nichts unternommen werden konnte, auf den Straßen hin und her.

Immer noch hielten ihn religiöse Skrupel zurück, ohne daß er sich Rechenschaft darüber ablegen konnte — Skrupel, die sich nicht erklären ließen, da er aufgehört hatte, zu glauben. Sein ganzer Wille jedoch, sein Mut und seine Kühnheit, jeder Gedanke strebte diesem einzigen Ziel entgegen.

Das Verbot Itchouas, Graziella vor dem großen Unternehmen zu sehen, verstärkte seine Ungeduld.

Der Winter, launisch wie immer in diesem Lande, setzte seinen unregelmäßigen Gang fort. Hie und da überraschte Sonne und warmes Wetter, oder der Regen fiel wie eine Sündflut; gewaltige, reinigende Windstöße stiegen vom Meere herauf, verfingen sich in den Thälern und schüttelten und rüttelten mit Wut die Bäume. Alsdann plötzlicher Südwind, warme Luft wie im Sommer und an Afrika gemahnend, unter einem zugleich freien und düstern Himmel, zwischen Bergen von intensiv brauner Farbe. Auch gab es manchmal eisige Frühstunden, und beim Erwachen sah man weiße, schneebedeckte Höhen.

Oftmals war Ramuntcho nahe daran, alles zu überstürzen... Allein im letzten Moment erfaßte ihn schreckliches Bangen, es könne mißlingen, er werde auf sich selbst angewiesen, allein sein für immer und ohne jedwede Hoffnung in seinem Leben.

Uebrigens fehlte es nicht an vernünftigen Gründen, die Sache hinauszuschieben. Die Geschäfte mußten abgewickelt, das Haus verkauft sein und er alles Geld zur Flucht in Händen haben.

Auch Onkel Ignacios Antwort wollte er abwarten; Ramuntcho hatte ihm seine baldige Ankunft angemeldet und rechnete darauf, ein Unterkommen bei ihm zu finden.

So vergingen die Tage, und bald regte sich der frühzeitige Frühling. Schon blühten im letzten Sonnenstrahl des Monats Januar im Walde und längs der Wege die gelben Primeln und die blauen Genzianen...

XXXVIII.

Dieses Mal waren sie im Weinhaus des Dorfes Gastelugaïn, unfern der Grenze, und warteten auf den Moment des Aufbruchs mit Kisten voller Geschmeide und Waffen.

Itchoua sagte:

„Sollte sie zögern, weißt du — doch sie wird keinen Augenblick zögern, sei unbesorgt!... aber schließlich sollte sie es thun — nun, dann entführen wir sie!... Laß mich nur allein handeln — mein Plan ist gemacht! Es muß am Abend sein, verstehst du wohl? ... Wir führen sie einerlei wohin und schließen sie mit dir ein. Freilich, es könnte auch alles schief ausgehen und die Notwendigkeit an mich herankommen, das Land zu verlassen, nachdem ich dir zu Gefallen den Streich ausgeführt... Daher mußt du mir noch mehr Geld geben, du begreifst! Damit ich wenigstens meinen Unterhalt in Spanien suchen kann."

„In Spanien, wie? Was habt Ihr eigentlich vor, Itchoua? Ihr wollt doch keine Gewaltthat ausüben?"

„Oho, sei nur unbesorgt, ich will niemand umbringen."

„Ihr redet doch davon, daß Ihr Euch in Sicherbringen müßtet!..."

„Na, mein Gott, das fuhr mir nur so heraus! Erstens sind hierzulande die Geschäfte flau — und dann mußt du doch den Fall annehmen, deine Geschichte könnte schlimm ausgehen, wie ich dir schon sagte, und die Polizei eine Untersuchung einleiten. Offen gestanden, da gehe ich lieber fort, ganz gewiß! ... Wenn die Herren vom Gericht ihre Nase in unsre Angelegenheiten stecken, wollen sie schließlich alles wissen, was vor langer, langer Zeit geschehen ist... und alsdann ist kein Fertigwerden..."

In seinen ausdrucksvollen Augen war plötzlich Verbrechen und Angst zu lesen, und Ramuntcho sah den Mann mit wachsender Besorgnis an. Er galt als wohlhabend im Dorfe, besaß ein Grundstück, und nun faßte er so leicht den Gedanken, sich zu flüchten. Was für ein Bandit war er denn, da er so sehr die Gerichtsbarkeit fürchtete?... Was für Dinge konnten es wohl sein, die sich „vor langer Zeit" zugetragen? Nach etlichen Minuten Schweigens sagte Ramuntcho leise und mißtrauisch:

„Uebrigens, sie einsperren?... Sagtet Ihr das im Ernst, Itchoua?... Wo denn, um Gottes willen,

sollte ich sie einsperren? Ich besitze weder ein Schloß noch ein Burgverließ, wo ich sie verborgen halten könnte!..."

Itchoua entgegnete ihm mit einem Faunenblick, den er noch nie an ihm bemerkt hatte, und auf Ramuntchos Schulter klopfend, rief er:

„O, sie einsperren!... Für eine Nacht nur, Kleiner! Das genügt, du kannst mir's glauben!... Sie sind alle dieselben — weißt du! Der erste Schritt nur ist schwierig!... Und sei versichert, sie wird nicht mehr ins Kloster zurück wollen."

Durch Ramuntchos Arm und Hand zuckte wie ein elektrischer Funke die Lust, das düstere Gesicht zu ohrfeigen. Er beherrschte sich jedoch, denn von jeher war er gewohnt, dem alten Kirchensänger eine Art Respekt entgegenzubringen. Stumm blieb er stehen, das Blut war ihm in die Wangen gestiegen, und er wandte den Kopf um — außer sich, jemand in solcher Weise von ihr sprechen zu hören, und höchst überrascht, daß es dieser Mensch war, der, wie ihm schien, von Liebe niemals etwas wissen wollte, und den er von jeher als den ruhigen Ehemann einer alten, häßlichen Frau gekannt. Allein die impertinenten Worte machten in seiner Phantasie einen gefährlichen, unerwarteten Eindruck... Graziella mit ihm in einem Zimmer eingeschlossen? Diese Möglichkeit, der die rauhen, groben Worte so deutlich Ausdruck gaben, verursachte ihm Schwindel, als ob er berauscht wäre. Er liebte seine Braut zu wahr und innig, um sich an brutalen Hoffnungen erfreuen zu können. Gewöhnlich suchte er diese Bilder zu verscheuchen, aber jetzt hatte sie ihm dieser Mann mit teuflischer Roheit unter die Augen geführt, und er zitterte, als ob es draußen sehr kalt wäre.

Ach, ob auf das Wagnis ein gerichtliches Verfahren erfolgte oder nicht, was lag ihm daran? Er hatte nichts mehr zu verlieren! Gar nichts! Alles war ihm einerlei, und von diesem Abend an fühlte er sich mit noch mehr Verwegenheit entschlossen, jeder Regel, jedem Gesetz, jedem Hindernis Trotz zu bieten.

Ueberall umher schien es Frühling zu werden. Die Tage wurden länger und wärmer; an jedem Wegrand blühten Veilchen und Immergrün. Seine religiösen Skrupel allein hielten ihn noch zurück — unerklärlicherweise blieben sie immer in den geheimsten Tiefen seiner zerrütteten Seele... Instinktiver Abscheu vor jeder Entweihung... der Glaube trotz alledem an etwas Uebernatürliches, das Kirchen und Klöster umschwebt, um sie zu beschützen.

XXXIX.

Der Winter war zu Ende.

Ramuntcho, der einige Stunden in einem kleinen Zimmer im neuen Hause seines Freundes Florentino unruhig nach schlimmer Nacht geschlafen hatte, erwachte bei Tagesanbruch.

Die vorhergehende Nacht war stürmisch und schwarz nach Wunsch und doch unheilvoll für die Schmuggler gewesen. Nahe beim Kap Figuier, in den Felsen, wo sie gerade mit Ballen Seide gelandet waren, wurden sie mit Flintenschüssen verfolgt und gezwungen, ihre Last zu Boden zu werfen; alles preisgebend, flohen die einen ins Gebirge, die andern flüchteten sich schwimmend durch die Brandung ans französische Ufer, im Schrecken vor dem Gefängnis in Sankt Sebastian.

Gegen zwei Uhr des Morgens hatte Ramuntcho durchnäßt und halbtot an der Thür des einsamen Hauses angeklopft, um bei dem guten Florentino Hilfe und Obdach zu suchen. Bei seinem Erwachen, nach dem großen Lärm der Aequinoktialstürme, des strömenden Regens, der ächzenden Zweige fiel ihm vor allen Dingen die große Stille auf, die ihn jetzt umgab. Er horchte aufmerksam und hörte nicht mehr das gewaltige Brausen des Westwindes, nicht mehr das Getöse der in der Finsternis gerüttelten Dinge. Nein, nichts als das entfernte, regelmäßige und mächtigen Rauschen der Wasser des Golfes, der seit dem Ursprung der Zeiten wild und unruhig ist: ein rhythmisches Gebrause, als ob es das riesenhafte Atmen des schlafenden Meeres wäre. Die Luft jedoch, die Bäume und alles ringsum war unbeweglich, der Sturm hatte ausgetobt, ohne vernünftigen Grund, gerade wie er angefangen, und nur das Meer setzte sein Klagen fort.

Um die Landschaft zu betrachten, diese Küste Spaniens, die er vielleicht niemals mehr sehen würde, da seine Abreise so nahe bevorstand, öffnete er das Fenster und sah in die noch blasse Weite, in den jungfräulich frischen Morgen hinaus.

Ein grauer Schein fiel aus grauem Himmel; überall dieselbe müde und erstarrte Unbeweglichkeit, alles noch unbestimmt hervortretend, halb Traum, halb Nacht. Ein dunkler Himmel, der greifbar schien und aus horizontalen, kleinen Schichten bestand. Dort drüben die schwarzbraunen Berge und der düstere Schattenriß Fontarabias, dessen vielhundertjähriger Turm noch älter und schwärzer schien. Zu dieser frühen, so geheimnisvollen Stunde, zu der die Augen der meisten Menschen noch nicht offen sind, war es, als ob man die Dinge im tiefbetrübten Gespräch über Tod und Erschöpfung überraschte und sie sich in der Morgendämmerung erzählten, was sie beim hellen Tag, um niemand zu ängstigen, verschwiegen.

Was hilft's, dem Sturm in dieser Nacht widerstanden zu haben? sagte der alte Turm müde und traurig. Was hilft's? Neue Stürme kommen, ewig neue! Andre Stürme, andre Gewitter, und ich muß doch schließlich untergehen; ich, den die Menschen als eine Aufforderung zum Gebet hier auf unschätzbare Dauer zu errichten glaubten?... Schon bin ich nur noch

ein Gespenst aus andrer Zeit; ich fahre fort, zum Gottesdienst und illusorischen Festen zu läuten. Ich lasse auch Sterbegeläute erklingen und habe es schon so oft für Tausende von Toten gethan, an die niemand mehr denkt. Doch ich bleibe hier, unnütz und unter dem fast ewigen Druck dieser vom Meere herbrausenden Westwinde.

Am Fuß des Turmes schien die dort drunten in grauen Tinten gemalte Kirche zu bekennen, daß auch sie nichtig, unnütz sei, und nur arme Bilder aus Holz oder Stein, Mythen ohne Verständnis, ohne Kraft und ohne Erbarmen in ihr wohnten. Und alle die Häuser, die fromm um sie herum standen, gaben zu, daß ihr Schutz ohne Wirkung gegen den Tod, daß sie falsch und trüglich wäre.

Besonders aber die Wolken, die Wolken und die Berge gaben dem Geflüster der Stadt eine stumme, vielsagende Bestätigung. Sie erkannten in aller Stille die traurigen Wahrheiten an: der Himmel nichtig wie die Kirchen, eitel Blendwerk! Die rastlos eilende Zeit fließt dahin wie ein Strom, in dem Myriaden lebendiger Wesen, ebenso wie nutzlose, nicht zu beachtende Dinge, eines nach dem andern mit fortgerissen werden und untersinken.

Sterbegeläute wurde jetzt in der Ferne vernehmbar; langsam und mit gemessenen Schlägen ließ sich die alte Glocke wieder einmal beim Ende eines Lebens hören. In der fahlen Morgenstunde, unter den dichten, einengenden Wolken röchelte jemand, jenseits der Grenze wurde dort drunten irgend eine Seele ausgehaucht. Und es kam ihm der Gedanke, daß diese Seele ganz einfach dem Körper in die Verwesung bringende Erde folgen werde.

Ramuntcho horchte und schaute. Am kleinen Fenster des baskischen Häuschens, das vor ihm nur Geschlechter von Einfältigen und Vertrauensvollen beschützte, auf den breiten Fenstersims sich lehnend und den grünen Fensterladen vollständig öffnend, ließ er die Augen über das vor ihm traurig ausgebreitete Fleckchen Erde schweifen; es war das seinige, und er sollte es bald auf immer verlassen. Sein unausgebildeter Geist vernahm zum erstenmal diese Enthüllungen der Dinge, und Schrecken befiel ihn dabei. In seiner schon durch Vererbung mit Zweifel und Angst belasteten Seele arbeitete plötzlich neuer Unglaube... Eine ganze Offenbarung von der Nichtigkeit der Religionen und der von den Menschen angerufenen Gottheiten kam unversehens und anscheinend endgültig über ihn. Wenn es nichts dergleichen gab, wie naiv war es dann, vor der weißen Jungfrau, der chimärischen Beschützerin dieser Klöster, zu zittern!...

Die arme Sterbeglocke, die unermüdlich ihr kindisches Geläute ertönen ließ, um unnützes Gebet zu verlangen, schwieg endlich, und unter dem düstern Himmel hörte man nur noch in der allgemeinen Stille den starken Atem des Meeres.

Allein die Dinge setzten bei dieser grauen Dämmerung ihre Gespräche ohne Worte fort: Nichts überall! Nichts in den alten, so lang verehrten Kirchen, nichts im Himmel, wo sich Wolken und Dunst ansammeln — nur immerdar das Schwinden der Zeit und das ewige, erschöpfende Wiederbeginnen der Wesen und bald darauf Alter, Tod, Verwesung, Asche. Das sagten ihm beim fahlen Schein des anfangenden Tages die düstern, müden Dinge. Und Ramuntcho fand es lächerlich, aus eingebildeten Beweggründen so lang gezögert zu haben. Mit bitterer Verzweiflung schwur er sich nun selbst, daß von diesem Tage an er entschlossen sei, seinen Plan auszuführen, koste es, was es wolle, daß nichts mehr ihn abhalten würde.

XL.

Viele Wochen waren wieder mit Vorbereitungen, mit Unentschlossenheit über die Art, zu handeln, mit raschem Wandel in den Plänen und den Ideen vergangen.

In dieser Zeit kam Onkel Ignacios Antwort nach Etchézar.

Hätte sein Neffe früher zugesagt, schrieb er, so wäre er froh gewesen, ihn aufzunehmen; allein nach seinem langen Zögern habe er sich, trotzdem er nicht mehr jung sei, entschlossen, eine Frau zu nehmen, und vor zwei Monaten sei ihm ein Kind geboren worden.

Also keinen Schutz mehr von dieser Seite zu erwarten... der Verbannte würde dort bei seiner Ankunft nicht einmal ein Obdach finden!...

Das Haus seiner Mutter ist verkauft; beim Notar sind alle Geldangelegenheiten geordnet, alles, was Ramuntcho besessen, ist in Goldstücke umgewandelt...

Und heute soll der Tag des großen Unternehmens sein, der große Tag! Schon sind die Bäume wieder stark belaubt, hohes Gras bedeckt die Wiesen es ist Mai geworden.

Im kleinen Wagen, den das rasche Pferd zieht, fahren Arrochkoa und Ramuntcho über die schattigen Gebirgswege dem Dorfe Amezqueta zu. Sie fahren schnell und gelangen in eine endlose Baumregion. Je weiter sie kommen, desto stiller und wilder wird es ringsum; die Dörfer sind altertümlicher, das baskische Land ist einsamer.

Im Schatten der Bäume, auf den Böschungen der Wege blühen rosafarbene Digitalis und Silenen zwischen den Farnen, fast dieselbe Flora, wie in der Bretagne. Die beiden Länder haben übrigens eine gewisse Aehnlichkeit durch den Granit und den ewigen Regen; auch durch ihre Unveränderlichkeit und die Fortdauer derselben religiösen Vorstellungen.

Ueber den beiden auf Abenteuer ausziehenden jungen Leuten verdichten sich die Wolken. Die Straße

in diesen Pässen zwischen hohen Bergen ist entzückend grün; sie liegt in tiefem Schatten, zwischen farnenbedeckten Abhängen.

Unwandelbarkeit seit vielen Jahrhunderten, Starrheit der Wesen und Dinge macht sich mehr und mehr geltend, je tiefer sie in diese stille Waldeinsamkeit eindringen.

Unter dem dunkeln Himmelsschleier, in welchem sich die Spitzen der großen Pyrenäen verlieren, erscheinen und fliehen einsame Behausungen, hundertjährige Pächterhäuser, und immer seltener werden die Dörfer, stets fahren sie unter derselben Wölbung von Eichen und Kastanien, deren Alter unberechenbar ist und deren Wurzeln gleich bemoosten Schlangen bis zum Rande des Weges sich winden. Alle diese durch so viel Wald und Dickicht getrennten Dörfer sehen einander ähnlich, und ihre Bevölkerung, treu den alten Traditionen, sträubt sich gegen alles, was Unruhe, was Veränderung bringt; überall dieselbe bescheidene Kirche, meistens ohne Turm, nur mit einem einfachen Campanile an der grauen Hauptfassade, und derselbe Platz mit der farbigen Mauer zum Ballspiel, wo von Vater zu Sohn die Männer ihre kräftigen Muskeln stählen. Ueberall waltet der stille Frieden des Landlebens, das im Baskenland unwandelbarer als anderwärts ist.

Die wenigen Wollbarette, welchen die zwei Tollkühnen beim raschen Vorbeifahren begegnen, neigen sich zum Gruß, erstens aus allgemeiner Höflichkeit, besonders aber, weil sie Arrochkoa und Ramuntcho, die beiden berühmten Ballspieler, erkennen. Viele fürwahr hatten Ramuntcho vergessen, Arrochkoa jedoch kennt jedermann zwischen Bayonne und Sankt Sebastian, ja bis zu den verstecktesten Dörfern, an seinem frischen Gesichte und dem hinaufgestrichenen Katzenschnurrbart.

Die Reise in zwei Hälften teilend, schliefen sie in dieser Nacht in Mendichoco. Und jetzt fahren die zwei jungen Männer rasch weiter, zweifellos so sehr in Gedanken vertieft, daß sie nicht daran denken, ihr kräftiges Tier für die kommende Nacht zu schonen. Itchoua ist nicht bei ihnen. Im letzten Augenblick bekam Ramuntcho einen Schrecken vor diesem Mann, der ihm zu allem fähig schien, sogar zu töten; in einer plötzlichen, bangen Anwandlung wies er seine Hilfe ab, und daraufhin klammerte sich dieser an die Zügel des Pferdes, um die Abfahrt zu verhindern. Fieberhaft warf ihm Ramuntcho Gold in die Hände, um ihn für seine Ratschläge zu bezahlen, um seine Freiheit, allein handeln zu dürfen, die Gewißheit, sich wenigstens mit keinem Verbrechen zu beflecken, zu erkaufen. Stück um Stück überließ ihm Ramuntcho die Hälfte der versprochenen Summe, um sich von ihm loszubinden.

Als das Pferd endlich fortgaloppierte und das unerbittliche Gesicht hinter den Bäumen verschwand, fühlte er sein Gewissen erleichtert.

„Du wirst in dieser Nacht meinen Wagen in Aranoß bei Burugoïty, dem Wirte, der unterrichtet ist, stehen lassen," sagte Arrochkoa. „Du begreifst, daß ich euch nach dem ausgeführten Streiche verlasse; ich will weiter nichts damit zu thun haben. Uebrigens erwartet mich ein Geschäft mit den Leuten in Buruzabal: es sollen nämlich noch diesen Abend Pferde nach Spanien gebracht werden, nicht weit von Amezqueta, und ich habe versprochen, vor zehn Uhr dort zu sein.

Wie wollen sie es nun anstellen, was eigentlich thun? Die beiden Freunde wissen es nicht recht. Es wird davon abhängen, welche Wendung die Dinge nehmen.

Sie haben verschiedene Pläne, alle sind kühn und zweckmäßig, je nach den Ereignissen.

Zwei Plätze sind bereits auf einem großen Auswandererschiff bestellt, einer für Ramuntcho, der andre für sie. Das Gepäck erwartet sie schon auf dem Schiff, das morgen abend von Bordeaux mit etwa hundert Basken nach Amerika absegeln soll. An der kleinen Station Aranoß, wohin die beiden Liebenden mit dem Wagen fahren sollen, werden sie um drei Uhr in der Frühe nach Bayonne fahren, und in Bayonne alsdann mit dem Kurierzug nach Bordeaux. Es wird eine eilige Flucht sein, die der kleinen Fliehenden in ihrer Bestürzung, ihrem Schrecken und ohne Zweifel auch in ihrem entzückend überwältigenden Rausche keine Zeit zum Denken, zum Ueberlegen lassen wird.

Ein Kleid und eine Mantille von Graziella sind im Wagen für sie bereit, um die Kapuze und die schwarze Kutte zu ersetzen. Lauter Dinge, die sie vor ihrem Eintritt ins Kloster getragen und die sich Arrochkoa aus dem Schrank seiner Mutter zu verschaffen gewußt hat.

Ramuntcho denkt, daß es vielleicht in kurzer Zeit Wirklichkeit sein und sie hier neben ihm sitzen wird, sehr nahe auf dem engen Sitz, mit ihm in dieselbe Reisedecke gehüllt, mitten in der Nacht fliehend, und ihm gehören wird auf immerdar — und je mehr er daran denkt, desto gewaltiger ergreift ihn Schwindel und Zittern.

„Ich sage dir, sie wird dir folgen!" wiederholt sein Freund und schlägt ihm tüchtig auf die Schulter, so oft er ihn düster und träumerisch sieht. „Ich sage dir, sie wird dir folgen; ich glaube es sicherlich! Sollte sie zögern, laß nur mich machen! Sollte sie zögern, alsdann etwas Gewalt, dazu sind sie entschlossen! O, sehr wenig, nur so viel als unbedingt nötig ist; — nur die Hände der alten Nonnen losmachen, wenn sie sie festhalten ... Alsdann trägt man sie bis zum Wagen, wo unfehlbar die zärtliche Liebe ihres frühern Geliebten ihr sehr rasch den Kopf zurechtsetzt."

Wie wird dies alles vorübergehen? Sie wissen noch nicht genau und verlassen sich viel auf ihre Geistesgegenwart, ihren entschlossenen Mut, die sie schon aus so gefährlichen Schlingen gezogen. Eines wissen sie jedoch, daß sie nicht schwach werden! Und so fahren sie weiter, einer den andern anspornend. Man sollte sie jetzt solidarisch bis zum Tode verbunden glauben, fest und entschieden wie zwei auf Tod und Leben ausziehende Banditen.

Die baumreiche, von hohen, unsichtbaren Bergen eingeschlossene Gegend besteht aus tiefen, unterwühlten Schluchten, Abgrundsfalten, wo reißende Ströme unter dem grünen Dunkel der dichten Blätter rauschen. Eichen, Buchen und Kastanien, die schon seit Jahrhunderten von stets treibender, verjüngender Kraft leben, erscheinen riesiger, je weiter sie vorwärts dringen. Sanftes, üppiges Grün ist über den zerklüfteten Boden geworfen, den es mit seinem frischen, unwandelbaren Mantel bedeckt und lieblich gestaltet. Der nebelige, fast dunkle Himmel erhöht noch die über allem lagernde andächtige Stimmung. Seltsames Halbdunkel senkt sich von allen Seiten herab, von den Bäumen, von dem grauen, dichten, über die Zweige gespannten Schleier, von den hinter den Wolken verborgenen Pyrenäen.

Mitten durch diesen unendlichen Frieden, durch dieses grüne Dunkel ziehen Arrochkoa und Ramuntcho wie zwei junge Störenfriede, die im tiefen Walde irgend einen Zauber brechen wollen.

An jeder Biegung des Weges erheben sich alte Kreuze aus Granit, gleich Notsignalen, die ihnen zurufen: Hütet euch! ... Alte Kreuze mit der erhaben einfachen Inschrift, die gleichsam der Wahlspruch eines ganzen Stammes geworden:

O crux, ave, spes unica!

Der Abend bricht herein. Sie sind schweigsam geworden, weil die Stunden fliehen, weil der entscheidende Augenblick naht, weil diese Kreuze am Weg sie fast einschüchtern.

Unter dem traurigen Schleier am Himmel neigt sich der Tag. Die Thäler werden wilder, die Gegend öder, und an jeder Ecke des Weges erhebt sich immer wieder ein Kreuz mit derselben Inschrift:

O crux, ave, spes unica!

*

Amezqueta, im letzten Dämmerschein. Sie halten den Wagen im Dorfe vor der Schenke an. Arrochkoa hat es eilig, zum Hause der Schwestern zu kommen, und ist ärgerlich, daß es so spät geworden... Denn er befürchtet, man werde ihnen den Einlaß verwehren. Ramuntcho läßt ihn stillschweigend walten und überläßt ihm alles.

Dort droben steht das Kloster auf halber Höhe; es ist das einsame, von einem weißen Kreuz überragte und sich weiß von der dunkeln Gebirgsmasse abhebende Haus. Sie ordnen an, daß der Wagen an eine Biegung dort drunten gebracht werden soll, sobald das Pferd einigermaßen ausgeruht hat. Dann machen sich beide auf den Weg und lenken in einen bis zum Kloster führenden Baumgang ein. Dichtes Blätterwerk verbreitet hier schon nächtliches Dunkel.

Ohne ein Wort zu reden, steigen sie geräuschlos auf ihren Schnursohlen leicht und gewandt bergauf. Ringsum stimmt Wald und Flur zu tiefer Melancholie.

*

Arrochkoa klopft an die Thür des friedlichen Hauses.

„Ich möchte meine Schwester besuchen, wenn's erlaubt ist," sagt er zu einer alten Nonne, welche verwundert die Thür halb öffnet...

Ehe er nur ausgeredet, dringt ein freudiger Schrei aus dem dunkeln Gange, und eine, soviel die schwarze Umhüllung erkennen läßt, junge Nonne stürzt auf ihn zu und ergreift seine beiden Hände. Sie hat ihn an der Stimme erkannt... Hat sie erraten, wer der andre ist, der nebenan steht und keine Silbe spricht?... Auch die Oberin kommt herbei und bittet sie, auf der dunkeln Treppe ins Sprechzimmer des kleinen, ländlichen Klosters zu steigen. Strohsessel werden herbeigerückt. Man setzt sich: Arrochkoa neben seine Schwester, Ramuntcho gegenüber — und endlich sind sie beisammen, die Braut und der Bräutigam — und tiefes Schweigen voll dumpfer Herzschläge, voll seelischer Erregung, voll bangen Fiebers steigt über sie herab.

Fürwahr, an diesem Orte umschwebt sofort ein geheimnisvoller, doch süßer, auch etwas grabesähnlicher Frieden die schreckliche Zusammenkunft. In tiefer Brust pocht mit gewaltigen Schlägen das Herz — allein die Worte der Liebe oder der Gewalt, alle Worte sterben, ehe sie über die Lippen kommen... Und dieser Friede macht sich stets geltend... es ist, als ob ein weißes Bahrtuch nach und nach alles bedecke, um zu beschwichtigen, zu dämpfen.

Und doch ist nichts Besonderes in diesem so bescheidenen Sprechzimmer: Vier völlig nackte, weiß getünchte Wände, eine Decke aus roh gezimmertem Holz, ein Boden, auf dem man ausgleitet, so sorgfältig ist er gebohnt, und auf einer Konsole eine Madonna aus Gips, die unbestimmt auf dem gleichfalls weißen Grunde, wo die Maidämmerung eben erlöschen will, hervortritt.

Ein Fenster ohne Vorhänge gewährt einen Ausblick auf die großartigen pyrenäischen Horizonte, über welche schon die Nacht hereingebrochen ist. Aus dieser gesuchten Armut, dieser weißen Einfachheit offenbart sich endgültige Unpersönlichkeit, entschiedenes Entsagen, und Ramuntcho wird sich der Unwiderruflichkeit der Thatsache bewußt; trotzdem kommt eine Art Beruhigung, eine plötzliche und unwillkürliche Ergebung über ihn. Die beiden unbeweglich auf ihren Stühlen sitzenden

Schmuggler erscheinen kaum als Schattenrisse mit ihren breiten Schultern auf dem weißen Grund der Mauer, und von ihren verwischten Zügen sieht man kaum das intensivere Schwarz der Schnurrbärte und Augen. Die zwei Nonnen mit ihren durch die Schleier vereinigten Umrissen sitzen wie zwei schwarze Gespenster da.

„Warten Sie, Schwester Marie Angelika,“ sagt die Oberin zu dem jungen, umgewandelten Mädchen, das früher Graziella war. „Warten Sie, Schwester, ich will eine Lampe anzünden, damit Sie wenigstens das Gesicht Ihres Bruders sehen können!“

Sie geht hinaus, sie allein lassend, und neuerdings erfüllt Schweigen den seltenen, vielleicht einzigen und unmöglich wieder zu erhaschenden Augenblick des Alleinseins ...

Sie kommt mit einer kleinen Lampe zurück, bei deren Schein die Augen der Schmuggler glänzen, und mit munterer Stimme und gutmütigem Blick sagt sie, auf Ramuntcho deutend: „Und dieser hier? Es ist wohl ein zweiter Bruder?“

„O nein!“ antwortet Arrochkoa in seltsamer Weise, „o nein, er ist nur mein Freund!“

In der That, er ist nicht ihr Bruder, dieser Ramuntcho, der stumm und finster dasitzt ... Welch große Angst hätten die Nonnen, wenn sie wüßten, was für ein Sturmwind ihn hierhergeführt! Dasselbe Schweigen, tief und beängstigend, fällt über diese Wesen, die eigentlich einfach über die einfachsten Dinge miteinander reden sollten. Die alte Oberin merkt es, und schon verwundert sie sich... Doch die lebhaften Augen Ramuntchos werden unbeweglich, und verschleiern sich, als ob sie unter dem Zauber irgend eines unsichtbaren Bändigers ständen.

Unter die kräftige Hülle seiner nach Atem ringenden Brust dringt allmählich Ruhe — zweifellos beeinflussen ihn die geheimnisvollen, hier in der Luft schwebenden weißen Mächte; ererbte Frömmigkeit, die in seinem tiefsten Innern schlummert, erfüllt ihn mit ungeahnter Unterwürfigkeit und Ehrfurcht; die altehrwürdigen Symbole beherrschen ihn: jene Kreuze, die er vorhin längs des Weges stehen gesehen hat, und die blendend schneeweiße Madonna auf dem fleckenlosen Weiß der Wand ...

„Nun, Kinder, erzählt euch doch etwas von der Heimat, von Etchézar,“ sagt die Oberin zu Graziella und ihrem Bruder; „wißt ihr was, wir wollen euch allein lassen, wenn ihr wollt,“ fügt sie hinzu, dabei Ramuntcho ein Zeichen gebend, als ob sie sich mit ihm entfernen wolle.

„O nein!“ versichert Arrochkoa, „er soll nicht hinausgehen! Nein, nein, er stört uns nicht im geringsten!...“

Und die junge, nach mittelalterlicher Weise vermummte Nonne senkt den Kopf noch tiefer herab, um die Augen im Schatten der düsteren Kapuze versteckt zu halten.

Die Thür bleibt offen. Die Fenster bleiben offen. Das Haus und alle Gegenstände bewahren ihr Aussehen völligen Vertrauens, völliger Sicherheit gegen Entweihung oder Gewaltthat. Noch zwei andre, sehr alte Schwestern kommen herbei, rücken einen kleinen Tisch in die Mitte, decken für zwei Personen und bringen für Arrochkoa und seinen Freund ein kleines, frugales Abendessen: Brot, Käse, Kuchen und reife Trauben von ihrer Gartenmauer. Sie richten dies mit einer fast jugendlichen Fröhlichkeit, mit fast kindlichem Geplauder her, und alles bildet einen sonderbaren Gegensatz zu dem heißblütigen Ungestüm, das jedoch schweigt und sich zurückgedrängt fühlt, — zurückgedrängt mehr und mehr in die Tiefen der Seele, gleichsam wie durch die dumpfen Schläge einer mit weißem Filz bedeckten Keule. Wider ihren Willen, den Bitten nachgebend, setzen sich die beiden Freunde zu Tisch, einer dem andern gegenüber, und essen zerstreut die einfachen, auf dem blütenweißen Tischtuch stehenden Speisen. Ihre breiten, an Lasten gewöhnten Schultern drücken sich an die Rückenlehne der kleinen Stühle, und das schwache Holz kracht. Die Schwestern kommen und gehen stets mit demselben leisen Geplauder und kindlichen Lachen, das etwas gedämpft unter der Vermummung hervortönt.

Nur sie, die Schwester Marie Angelika, bleibt stumm und unbeweglich neben dem sitzenden Bruder stehen und legt ihre Hand auf seine wuchtige Schulter. Schlank und fein steht sie da, gleich einer Heiligen auf einem alten Kirchenbilde. Düster beobachtet Ramuntcho die beiden. Er hatte vorher Graziellas Gesicht nicht genau sehen können, so sehr umrahmt und versteckt es die Haube. Bruder und Schwester gleichen sich immer noch. In den langen, mandelförmigen Augen, die jedoch mehr denn je verschieden im Ausdruck sind, bleibt etwas unerklärlich Aehnliches, leuchtet dieselbe Flamme, welche den einen einem abenteuerlichen Leben und der steten Uebung der Muskelkraft, die andre mystischen Träumen, der Kasteiung und Abtötung des Fleisches entgegengeführt. Allein sie ist ebenso zart und schmächtig geworden, wie er kräftig ist. Ihre runde Gestalt, ihre starken Hüften sind geschwunden, das schwarze Gewand fällt gerade herab, wie eine Umhüllung, die nichts Menschliches mehr zu umgeben scheint. Zum erstenmal jetzt sehen die Braut und der Bräutigam, Graziella und Ramuntcho, einander ins Gesicht; ihre Augen sind einander begegnet. Sie senkt nicht mehr den Kopf vor ihm, aber es ist, als ob sie ihn aus weiter Ferne ansähe, wie hinter einem unübersteigbaren weißen Nebel, wie jenseits eines Abgrundes, jenseits des Todes. Sanft giebt ihr Blick zu verstehen, daß sie wie abwesend ist, entrückt in stille und unnahbare Ferne. Und schließlich schlägt Ramuntcho besiegt die feurigen Augen vor dem jungfräulichen Blick nieder-

Die Schwestern setzen ihr Geplauder fort. Sie möchten beide jungen Leute für diese Nacht in Amezqueta zurückhalten; das Wetter, sagen sie, sei so drohend . . . Der Herr Pfarrer, der ins Gebirg gegangen sei, um einem Kranken das heilige Abendmahl zu bringen, wird bald wiederkehren; da er Arrochkoa von Etchézar her, wo er als Kaplan war, kannte, würde er sich freuen, ihm und natürlich seinem Freunde ein Zimmer im Pfarrhause anzubieten.

Aber Arrochkoa schlägt es ab, nachdem er Ramuntcho einen ernsten, fragenden Blick zugeworfen. Unmöglich, hier zu schlafen. Sie wollen sogar jetzt gleich nach einigen Minuten wieder abreisen, denn man erwartet sie an der spanischen Grenze.

Graziella, die anfangs in ihrer entsetzlichen Verwirrung kein Wort hervorbringen konnte, richtet nun, bald in baskischer, bald in französischer Sprache allerlei Fragen an den Bruder und erkundigt sich nach denen, die sie auf immer verlassen:

„Und die Mutter? Ganz allein jetzt im Hause, sogar des Nachts?"

„O nein," sagt Arrochkoa, „die alte Katharine ist jetzt stets bei ihr, und ich habe angeordnet, daß sie im Hause schläft."

„Und dein Kind, Arrochkoa, wie sieht es aus? Ist es schon getauft? Wie heißt es? Laurent wahrscheinlich, wie sein Großvater?"

Etchézar liegt etwa sechzig Kilometer von Amezqueta entfernt; diese Gegend hat jedoch immer noch so wenig Verbindungen wie in früheren Jahrhunderten.

„O, obgleich wir so weit auseinander sind, höre ich doch manchmal von euch. So zum Beispiel im vergangenen Monat haben Leute von hier auf dem Markte in Hasparren Frauen aus Etchézar angetroffen, und so erfuhr ich mancherlei . . . An Ostern, weißt du, hatte ich gehofft, dich zu sehen, — ich wußte, daß in Erricalde ein großes Ballspiel sei und daß du hinkämest. Ich dachte, du werdest vielleicht bis zu mir reisen — und während der zwei Festtage schaute ich oftmals auf die Straße, hier durch dieses Fenster, ob ich dich nicht kommen sähe."

Sie deutet dabei auf das weit offenstehende Fenster, durch welches man in die Nacht der wilden Gegend sieht. Unendliche Stille liegt darüber ausgebreitet, hie und da nur hört man leises Frühlingsrauschen und die kleine, öfter aussetzende Musik der Grillen und Laubfrösche.

Als Ramuntcho sie so ruhig reden hört, bleibt er schier vernichtet vor dieser vollständigen Entsagung, und sie erscheint ihm noch unwiderruflicher verändert und entrückt . . . Arme, kleine Nonne. Einst hieß sie Graziella — jetzt wird sie Schwester Marie Angelika genannt und hat keine Familie mehr . . . Unpersönlich lebt sie nun in dem kleinen Hause hinter den weißen Wänden, und ohne irdische Hoffnung und vielleicht ohne Wünsche, als ob sie schon in das Reich des großen Vergessens, des Todes versetzt sei. Doch jetzt lächelt sie, sie scheint auf einmal heiter zu sein und kein Leid zu fühlen . . . Arrochkoa sieht Ramuntcho mit seinem durchdringenden Blick, gewohnt, die schwarzen Tiefen zu ergründen, fragend an. Auch er ist besiegt durch diesen unerwarteten Frieden und begreift wohl, daß sein sonst kühner Kamerad nichts mehr wagt, daß seine Pläne wanken, daß alles unhaltbar und leblos vor der unsichtbaren, seine Schwester umschließenden Mauer zusammensinkt.

Auf Augenblicke wird er ungeduldig und möchte auf die eine oder andre Art der Sache ein Ende machen, — den Zauber brechen oder sich ihm unterwerfen und vor ihm fliehen. Er zieht seine Uhr hervor und sagt, daß wegen der Kameraden, die dort drunten warten, es höchste Zeit sei, wegzugehen . . . Die Schwestern erraten wohl, wer diese Kameraden sind und weshalb sie warten; allein es ficht sie nicht an. Selbst Baskinnen, Töchter und Enkelinnen von Basken, haben sie Schmugglerblut in den Adern und betrachten diese Art Geschäfte mit Nachsicht.

Endlich spricht Graziella Ramuntchos Namen aus; jedoch wagt sie nicht, sich direkt an ihn zu wenden, sondern fragt ruhig lächelnd den Bruder:

„Da ist Ramuntcho also jetzt mit dir? Ist er wieder im Dorf ansässig, und arbeitet ihr zusammen?"

Wieder lange Stille. Arrochkoa sieht Ramuntcho an, in der Erwartung, daß er antworte.

„Nein!" sagt dieser, langsam und düster; „nein! denn ich reise morgen nach Amerika! . ."

Jedes scharf betonte Wort dieser Entgegnung klingt wie Aufruhr und Herausforderung mitten in die seltsam friedliche Stimmung hinein.

Die kleine Nonne stützt sich stärker auf des Bruders Schulter, und Ramuntcho, wohl fühlend, mit welch schwerem Schlag er getroffen, betrachtet und verschlingt sie mit seinen verführerischen Augen, die wieder Mut fassen und anziehend und gefährlich sind im letzten Anlauf seines liebeerfüllten Herzens, seines ganzen, jungen, feurigen, für Zärtlichkeit und Liebkosung geschaffenen Wesens. Während einer Minute Unentschlossenheit ist es, als ob das Kloster zittere und die weißen Mächte in der Luft weichen und verdunsten gleich unbeständigem Rauch vor dem jungen Bändiger, der hierherkam, um den Triumphruf des Lebens erschallen zu lassen.

Und das nun sich wieder einstellende Schweigen ist das tiefste von allen, die schon dieses nur mit halben Worten oder fast ohne Worte gespielte Drama unterbrochen haben.

Endlich spricht die Schwester Marie Angelika zu Ramuntcho selbst. Wahrlich, man sollte nicht denken, daß ihr Herz einen letzten Schlag bei der Ankündigung

dieser Abreise erlitt, noch daß ihr ganzer jungfräulicher Körper unter dem Blick des Geliebten erzitterte. Mit einer Stimme, die nach und nach einen sanftmütigen Ausdruck bekommt, spricht sie von ganz einfachen Dingen wie zu irgend einem beliebigen Freunde:

„Ach, ja . . . der Onkel Ignacio, nicht wahr? Ich hatte mir immer gedacht, daß Sie ihn dort drüben aufsuchen würden . . . Wir alle wollen die heilige Jungfrau bitten, Sie auf Ihrer Reise zu begleiten.“

Und abermals ist es der Schmuggler, der das Haupt senkt, wohl fühlend, daß alles vorbei, daß die kleine Gefährtin seiner Kindheit verloren ist — auf immerdar — daß sie unter einem unantastbaren Leichentuch begraben liegt.

Die Worte der Liebe, der Lockung, die er zu sagen gedachte, die Pläne, die schon seit Monaten in seinem Kopfe reiften, das alles schienen ihm jetzt tolle, frevelhafte, unausführbare Dinge, Kinderprahlereien. Arrochkoa, der ihn aufmerksam beobachtet, unterliegt übrigens demselben unwiderstehlichen Zauber; beide verstehen sich ohne Worte und gestehen sich ein, daß hier nichts zu machen ist, daß sie es niemals wagen würden . . .

Doch ein noch menschlicher Schrecken zuckt durch die Augen der Schwester Marie Angelika, als Arrochkoa sich zum Abschied erhebt . . . Sie bittet mit veränderter Stimme um einige Minuten Aufschub, und Ramuntcho ist plötzlich von heißem Verlangen ergriffen, sich ihr zu Füßen zu werfen, mit dem Kopf den Saum ihres Schleiers zu berühren, alle Thränen, die ihn beinahe ersticken, auszuweinen, sie um Gnade zu bitten; ebenso diese sanfte Oberin, — ihnen allen zu sagen, daß diese Braut seiner Kindheit seine Hoffnung, sein Leben, sein Mut, sein Alles war; daß man Barmherzigkeit ausüben soll, sie ihm wiedergeben, weil er außer ihr nichts besitzt.

Alles unendlich Gute, das in seinem Herzen liegt, begeistert sich jetzt zu dem einen Wunsch: flehend zu bitten, — zu einem Anlauf inständigen Gebets und auch des Vertrauens in die Güte und das Mitleid der andern.

Und wer weiß, o Gott! Wenn er es gewagt hätte, das große Gebet reiner Liebe auszusprechen? Wer weiß, wie viel Gutes, wie viel menschliche Herzlichkeit auch bei den armen Mädchen mit den schwarzen Schleiern erweckt worden wäre? Vielleicht hätte ihm die alte Oberin, die alte, ausgetrocknete Jungfrau mit dem kindlichen Lächeln und den biederen, hellen Augen die Arme wie einem Sohne geöffnet, alles begreifend, alles verzeihend, trotz der Klosterregel, trotz der Gelübde! Vielleicht wäre es möglich gewesen, Graziella ohne Entführung, ohne Betrug, von ihren Klostergefährtinnen fast entschuldigt, wieder zu erlangen. Oder wenigstens hätte sie ihm doch ein letztes, tröstliches und durch einen Kuß reiner Liebe versüßtes Lebewohl gesagt. Aber nein! Er bleibt stumm. Sogar dies, sogar dieses Gebet kann er nicht hervorbringen, und der Augenblick des Abschieds naht. Arrochkoa steht auf, scheint erregt und macht ihm ein gebieterisches Zeichen mit dem Kopfe. Da erhebt auch er seine stolze Gestalt und ergreift sein Barett, um dem Freunde zu folgen.

Sie danken für das Abendessen und sagen halblaut und schüchtern gute Nacht.

Im ganzen sind sie während der kurzen Dauer ihres Besuchs sehr korrekt, sehr ehrfurchtsvoll, beinahe zaghaft gewesen; und als ob nicht alle Hoffnung soeben zerronnen wäre, als ob der eine nicht sein Lebensglück hier zurückgelassen hätte, steigen sie ruhig die säuberliche Treppe zwischen den weißen Wänden hinab, und die guten Schwestern leuchten mit der kleinen Lampe.

„Kommen Sie, Schwester Marie Angelika,“ schlägt die alte Oberin mit ihrer dünnen Kinderstimme munter vor, „wir wollen beide hinunterbegleiten, bis ans Ende unsers Baumganges, Sie wissen wohl, bis zur Biegung, die zum Dorfe führt . . .“

Ist sie denn eine alte, ihrer Macht sichere Fee, oder spielt sie nur unbewußt mit dem verzehrenden Feuer?

Es war zu Ende! . . . das herzzerreißende Opfer gebracht! Der Abschied entschieden, der Kampf erstickt. Jetzt gehen die zwei, die sich anbeteten, nebeneinander draußen in der warmen Frühlingsnacht, in der einschmeichelnden, lieblichen Nacht, unter den frischen Blättern, durch das hohe Gras mitten in der überwältigenden Pracht des Lenzes, wo überall die Lebenssäfte emporquellen.

Langsam, mit kleinen Schritten gehen sie durch die entzückende Dunkelheit, als wären sie stillschweigend übereingekommen, den Weg länger dauern zu lassen; beide sind stumm, voll heißen Verlangens und zugleich großer Furcht vor einem Anstreifen ihrer Kleider einer Berührung ihrer Hände. Arrochkoa und die Oberin folgen ihnen auf dem Fuß; — auch sie reden kein Wort.

Die Nonnen auf ihren Sandalen, die Schmuggler auf den Schnursohlen gehen geräuschlos wie Gespenster durch die milde Nacht. Still wie bei einem Begräbnis kommen die jungen Leute mit dem seltsamen Gefolge langsam an den Wagen heran. Still ist es auch ringsum, überall in dem großen Dunkel bis tief in Berg und Wald hinein, und an dem sternenlosen Himmel schlummern die großen, schweren Wolken voller befruchtender Wasser, nach welchen die Erde sich sehnt und die morgen herabfallen werden, um den Wald noch stärker zu beleben, das Gras noch üppiger, noch höher emporschießen zu lassen. Die schweren Wolken über ihren Häuptern bedecken die ganze südliche Frühlingspracht, die sie so oft in ihrer

Kindheit entzückte, die jedoch Ramuntcho wahrscheinlich niemals wieder sehen wird und welche Graziella in Zukunft nur mit den Augen einer Toten ansehen muß, ohne sie in sich aufzunehmen, ohne sich an ihr zu erfreuen.

Weit und breit ist niemand zu sehen, und weiter unten scheint das Dorf schon eingeschläfert. Die Nacht ist hereingebrochen, geheimnisvoll hat sie sich über alles ergossen — über die Fernen des einsamen Landes, über die Berge und die wilden Thäler ...

Wie leicht wäre jetzt das Vorhaben der beiden jungen Männer in dieser Einsamkeit, mit dem Wagen, der ganz nahe von hier steht, und mit dem raschen Pferde auszuführen! Doch ohne ein Wort geredet, ohne sich berührt zu haben, kommen die Liebenden an diese Biegung des Weges, wo Abschied auf ewig genommen werden muß. Der Wagen ist richtig hier, ein kleiner Junge hält das Pferd. Die Laternen sind angezündet, das junge Tier ist ungeduldig. Die Oberin bleibt stehen:

Sie sind jetzt, so scheint es, am äußersten Ziele des letzten in dieser Welt nebeneinander gemachten Ganges, und die alte Nonne fühlt sich mächtig genug, ohne Widerruf darüber zu entscheiden.

Mit derselben feinen Flötenstimme und beinahe fröhlichem Tone sagt sie:

„Nun, Schwester, nehmen Sie jetzt Abschied!"

Sie spricht es mit der Sicherheit einer Parze aus, deren Beschlüsse über Leben und Tod unanfechtbar sind.

In der That, niemand versucht es, ihrem mit so viel Gelassenheit erteilten Befehl zu widerstehen.

Der rebellische Ramuntcho ist besiegt, — völlig besiegt durch die stillen, weißen Mächte. Zitternd nach dem dumpfen, in seinem Innern vor sich gegangenen Kampfe senkt er das Haupt, — willenlos jetzt, beinahe ohne Gedanken, wie wenn er unter dem Einflusse irgend eines einschläfernden Zaubertrankes sei.

„Nun, Schwester, nehmen Sie Abschied," hatte die alte, ruhige Parze gesagt, und da sie sieht, daß Graziella Arrochkoa nur die Hand hinreicht, fügt sie hinzu:

„Wie? Sie küssen Ihren Bruder nicht?"

Freilich, der kleinen Schwester Marie Angelika wäre es lieb gewesen, den Bruder von ganzem Herzen, von ganzer Seele zu küssen, ihn zu umschlingen, sich an seine starke Brust zu werfen und dort Schutz zu suchen, jetzt zur Stunde des übermenschlichen Opfers, wo sie den Heißgeliebten ohne ein herzliches, liebevolles Wort scheiden lassen muß ... Und dennoch liegt in ihrem Kuß eine seltsame, erschrockene Zurückhaltung: der Kuß einer Nonne ist gleichsam der Kuß einer Toten ... Wann wird sie den Bruder, der das Baskenland nicht verläßt, wiedersehen? Wann wird sie Nachricht von der Mutter, vom Hause, vom Dorfe, durch irgend welche Vorüberziehenden, die in Etchézar waren, erhalten?

Sie wagte es nicht einmal, Ramuntcho ihre kleine Hand zu reichen, und läßt sie am schwarzen Rocke über die Perlen des Rosenkranzes herunterfallen.

„Wir werden beten," sagt sie nochmals zu ihm, „daß die heilige Jungfrau Sie auf der langen Reise beschützen möge."

Jetzt gehen sie fort; langsam, gleich stillen Schatten, huschen sie zurück, dem bescheidenen, vom Kreuze behüteten Kloster zu; und die zwei Besiegten, unbeweglich stehen bleibend, sehen im dunkeln Baumgang ihre Schleier, die schwärzer als die Nacht der Bäume sind, nach und nach verschwinden. Ach, auch sie, die dort droben in der Dunkelheit des schattigen Aufgangs sich entfernt, ist ganz gebrochen! ...

Aber nichtsdestoweniger wird die weiße, beruhigende Atmosphäre des Klosters sie gleichsam unempfindlich machen, und ihr ganzes Leid wird bald durch eine Art Einschläferung beschwichtigt sein. Morgen wird sie wieder, und so weiter bis zu ihrem Tod, den seltsam einfachen Lebenslauf fortsetzen: unpersönlich einer Reihenfolge täglicher Pflichten nachkommen, die stets dieselben sind, und aufgehen in einer Gemeinschaft von Wesen, die allem entsagt haben, — und so kann sie erhobenen Hauptes dem süßen, himmlischen Traumbild entgegengehen...

O crux, ave, spes unica!

Ohne Wandel oder Rast bis zum Ende zwischen den weißen Mauern einer Klosterzelle leben, bald hier, bald anderswo, fremdem Willen anheimgegeben in irgend einem dieser bescheidenen Dorfklöster, wo ihnen nicht einmal vergönnt ist, Wurzel zu fassen — nichts auf der Erde besitzen, nichts wünschen, nichts erwarten, nichts hoffen! Die flüchtigen Stunden dieser Welt als eitel und vergänglich ansehen und sich von allem befreit fühlen, selbst von der Liebe — als sei der Tod schon darüber hingegangen.

Das Geheimnis eines solchen Lebens ist wohl dazu angethan, die noch dastehenden jungen Leute zu verwundern — sie, die für den Kampf des Daseins ausgerüstet sind, — lebensfrische Menschen, durch ihren Instinkt sowohl als ihre Kraft dazu geschaffen, das Leben zu genießen, es zu lieben und es zu erweitern.

O crux, ave, spes unica!... Man sieht sie nicht mehr, sie sind in ihr friedliches Kloster zurückgekehrt.

*

Die beiden tauschen kein Wort über das aufgegebene Unternehmen und über die ihnen selbst nicht klar gewordene Ursache aus, welche zum erstenmal ihren Mut ins Wanken gebracht. Sie schämen sich schier voreinander wegen dieser plötzlichen, unüberwindlichen Zaghaftigkeit.

Eine Weile noch waren ihre stolzen Köpfe den langsam fliehenden Nonnen zugewandt, jetzt sehen sie sich in der Dunkelheit an. Auch sie trennen sich nun, und wahrscheinlich für immer. Arrochkoa giebt seinem Freunde die Zügel des kleinen Wagens, den er ihm, seinem Versprechen gemäß, leiht.

„Leb wohl, mein armer Ramuntcho!" sagt er mit mitleidigem, aber kaum herzlichem Ton. Und das unausgesprochene Ende des Satzes soll klar und deutlich heißen: „Geh, da dein Streich mißlungen, und mich, du weißt, die Zeit drängt, die Kameraden erwarten mich..."

Ramuntcho hätte ihn gern von ganzem Herzen bei diesem letzten Abschied geküßt und in dieser Umarmung des Bruders der so innig geliebten Braut seiner Jugend ohne Zweifel heiße Thränen geweint, die ihm, für einen Augenblick wenigstens, wohlgethan hätten.

Aber nein! Arrochkoa ist wieder der Arrochkoa der schlimmen Tage geworden, der gewandte Ballspieler ohne Seele, der nur die Kühnheit bewundert, und zerstreut reicht er Ramuntcho die Hand:

„Wohlan, auf Wiedersehen! Viel Glück zur Reise!"

Und geräuschlos eilt er bei der günstigen Dunkelheit zum Stelldichein der Schmuggler, der Grenze zu.

*

Ramuntcho, jetzt allein auf der Welt, treibt sein kleines Gebirgspferd mit der Peitsche an, und mit leichtem Schellengerassel eilt es fort. Instinktiv spornt ihn etwas an, den durch Aranotz kommenden Zug, das in Bordeaux absegelnde Dampfboot nicht zu verfehlen. Gleich einer Maschine beeilt er sich, ohne nur zu wissen warum — wie ein seelenloser Körper ohne Seele, der fortfahren würde, einem früher gegebenen Antrieb zu gehorchen; und sehr rasch dringt er, der doch ohne Ziel, ohne Hoffnung in der Welt ist, in die wilde Gegend ein, in das Dickicht der Wälder, in das ganze tiefe Dunkel der Mainacht, welche die Nonnen von ihrem hohen Fenster aus ringsum sehen können.

Für ihn ist alles zu Ende — zu Ende für alle Zeit! Zu Ende sind die entzückend süßen Träume seiner ersten Jahre. Er ist jetzt eine aus dem baskischen Boden entwurzelte Pflanze, die ein Wind von ungefähr anderswohin treibt. In der Stille des eingeschläferten Waldes klingen am Halse des Pferdes munter die Glöcklein. Der eilig dahinfliegende Schein der Laterne zeigt dem traurigen Flüchtling die untern Zweige, das frische Grün der Eichen und am Rand des Weges die Blumen der Heimat, hie und da die Mauern eines bekannten Dorfes, eine alte Kirche — lauter Dinge, die er niemals wiedersehen wird, es sei denn im späten, ungewissen Alter.

Vor ihm liegt Amerika, die Verbannung, vielleicht ohne Rückkehr, das unendlich Neue voller Ueberraschungen, ein ganzes, langes Leben mit dem Leid einer zerrissenen Seele, bei welchem er seine Kraft ausgeben und erschöpfen wird — Gott weiß wo, in ungeahnten Arbeiten und Kämpfen...

Dort oben in ihrem kleinen Kloster, in ihrem Grab mit den weißen Wänden, sagen die stillen Nonnen ihr Abendgebet her...

O crux, ave, spes unica!...

Modernes System.

Von **August Strindberg.**

Aus dem Schwedischen übersetzt von Otto Hauser.

Es stand die alte Häuserreih
Und raubte alles Licht den andern,
Da sah sie Männer einst herbei
Mit Brechgeräten munter wandern.

Bald wallte Staub
Vor Hieb und Stoß,
Sie brachen rasch
Die Latten los.

Und, längst vermorscht,
Fiel von der Wand
Der Mörtel, der
Nicht widerstand.

Die Stange stieß,
Es hieb der Karst,
Bis endlich ganz
Die Mauer barst.

Die Zange griff,
Das Eisen brach,
Das Dach, es fiel,
Der Schornstein nach.

Von Haus zu Haus
Ging's weiter fort;
Was alt und morsch,
Man brach es dort.

Da geht vorbei ein alter Mann
Und sieht das Treiben tief bekümmert;
Nun bleibt er stehn, es ficht ihn an,
Daß man die Häuser hier zertrümmert.

„Hier werden Villen wohl erstehn?
Sagt an, mein Freund! Ich will es hoffen."
„Kein Bauwerk soll man hier mehr sehn!
Der Platz bleibt unbebaut und offen!"

„Ihr reißt nur nieder, bauet nicht,
Ihr wollt nur brechen, wollt nur töten — —!"
„Ja, meint Ihr denn, daß Luft und Licht
Nicht ebenso uns sind vonnöten?!"

Diener.

Vier Porträts

von

J. A. Gontscharow.

Aus dem Russischen übersetzt von A. Ollchwang und H. Kryzanowski.

IV.

Matwej.

Ich hatte von jeher und unter allen Umständen einen Widerwillen gegen Trunkenbolde, und gerade mir war es beschert, sie um mich dulden zu müssen. Ich kam denn auch in dieser Zeit nicht zur Ruhe, denn bekanntlich ist die Trunksucht ein intermittierender Wahnsinn, der zuweilen gefährlich wird und in unerwarteten Katastrophen ausbricht, — wie das bei Anton teilweise der Fall war — wenn er nicht noch größeres Unglück herbeiführt.

Dieser Zustand dauerte über zwei Jahre. Ich wollte mich um jeden Preis von meinem Hausjoch befreien. Zu dem Zwecke galt es aber vor allem die Frage zu lösen, wo ein nüchterner Diener zu finden sei. Besorgt und traurig begab ich mich zu meiner Freundin Anna Petrowna, der Ehestifterin.

„Warum lassen Sie sich so lange nicht sehen?" Mit diesen Worten kam sie mir entgegen. „Und warum so unfroh?" fügte sie hinzu.

Stillschweigend ließ ich mich neben sie und ihren Arbeitstisch auf den Diwan fallen.

„Wie kann ich froh sein," versetzte ich unmutig, „ewig in Sorgen, wie ich mir meine Häuslichkeit einrichten soll, um mich ihrethalb nicht quälen zu müssen? Um nicht beständig in Angst zu leben, daß bei mir Feuer aus- oder ein Dieb einbricht, oder daß mein Diener sich betrinkt? Mich beschäftigt nur noch eins —"

„Und was?" fragte sie, mir forschend in die Augen blickend, „Sie haben ein Anliegen?"

„Allerdings. Ich suche ein Phänomen —"

„Ach!" fuhr sie plötzlich auf. „Da haben Sie's aber gerade jetzt gut getroffen." Sie legte ihre Stickerei weg und rückte näher zu mir. „Denken Sie nur: da habe ich gerade ein wahrhaftiges Phänomen — Schönheit, Anmut, Erziehung — und was für eine Seele, was für ein Herz!"

„Und trinkt nicht?" fragte ich zerstreut und lachte selber dazu. „Unmöglich!"

„Was meinen Sie? Was für ein Phänomen brauchen Sie?" Ihr Ton war mit einemmal kühl geworden. Zugleich rückte sie etwas weiter weg.

„Ich brauche einen nüchternen Diener, der durchaus nicht trinkt. Ich bezweifle, daß es einen solchen giebt. Und darin besteht mein Kummer, meine Sorge."

Sie antwortete nicht sogleich. Dann stimmte sie ihr altes Lied an: „Heiraten Sie! Dann . . ."

„Dann wird die Dienerschaft nicht trinken, meinen Sie?"

„Wenigstens werden Sie nichts davon merken: ist der Lakai fort und betrinkt sich, so ist der Koch da oder die Köchin oder das Stubenmädchen. Das Haus wird nie leer stehen."

„Also ich muß außer der Frau noch eine Köchin oder einen Koch oder ein Stubenmädchen heiraten! Viel Dienstboten, viel Feinde! Nein, Anna Petrowna! Aber Scherz beiseite! Wissen Ihre Leute keinen solchen Diener? Ihr Haushalt ist groß, Ihre Familie zahlreich, es giebt eine Menge Leute bei Ihnen, und diese Leute haben vielleicht Bekanntschaften. Wenn sich ein solches Phänomen findet, ich setze einen Preis aus."

„Gut, ich werde sehen und vorkommenden Falls Ihnen Mitteilung machen. Fragen Sie in drei Tagen bei mir an! Außerdem aber kommen Sie Mittwoch zu Tisch! Katerina und Iwan Karlowitsch werden da sein. Wir werden Whist spielen. Unterdessen werde ich mich erkundigen."

Ich ging. Aber noch vor Mittwoch kam eines Morgens der Büffettdiener Anna Petrownas zu mir, ein alter, solider Domestik mit grauen Haaren und von würdigem Aussehen.

„Komme von Anna Petrowna," sagte er. „Sie lassen grüßen. Beliebten zu fragen wegen eines Dieners, der nicht trinkt?"

„Ja. Giebt's denn so einen?" fragte ich.

„Gewiß!"

„Das heißt, er trinkt nicht viel?"

„Nichts! Nicht einen Tropfen nimmt er in den Mund, nur —"

„Nur Wasser? Sagen Sie mir aufrichtig: ist er ein Grobian oder ein Faulenzer oder stiehlt er vielleicht?"

„Nein, nein!" antwortete lächelnd der Büffettdiener. „Nur . . . wenn Sie ihn ansehen, so werden Sie ihn nicht nehmen. Er ist viel zu komisch."

Ich wunderte mich.

„Komisch? Inwiefern komisch?"

„So! Er ist viel zu komisch."

„Im Aussehen? Was?" fragte ich.

„Auch im Aussehen, und überhaupt — er spricht komisch und macht nichts wie andre Leute."

„Nun, und wie ist's mit dem Bedienen? Kann er Zimmer aufräumen, Thee auftragen, Kleider und Stiefel putzen, mit einem Wort, kann er das, was ein Diener können muß?"

„Das kann er. Und warum nicht? Er ist bei seinem Herrn lange Zeit Bedienter gewesen. Er ist ein Leibeigener. Bis jetzt, glaub' ich, ist er noch nicht frei. Nur komisch ist er und außerdem so — so — gierig — "

„Wie? Aufs Essen?"

Der Büffettdiener lachte: „Ach wo? Er ißt ja gar nichts."

„Wie, er ißt nichts? Nun, das nenn' ich mir wahrhaftig ein Phänomen."

„Geldgierig ist er. Er spart."

„Nun, das ist kein Unglück. ‚Geiz,' sagt man, ‚ist keine Dummheit.' Wenn er sein Geld hütet und kein fremdes nimmt —"

Der Büffettdiener lachte wieder: „Ach wo? Der wird lieber sein eignes geben als fremdes nehmen. Nein, er ist ehrlich, durch und durch ehrlich," fügte er ernsthaft hinzu. „Nur komisch ist er. Er hätte verschiedene Stellen haben können, aber wenn die Herrschaften ihn ansehen, nehmen sie ihn nicht. Wir haben nach ihm geschickt, und wenn Sie wünschen, werden wir ihn herschicken. Nur bezweifle ich, daß Sie ihn nehmen werden. Er ist viel zu komisch, gnädiger Herr."

„Bitte, schicken Sie ihn. Ich werde ihn nehmen — unter allen Umständen — wenn er nur kein Trinker ist. Ich bin in diesem Augenblick ohne Diener. Eine Frau aus der Nachbarschaft besorgt mir das Notwendigste."

Der Büffettdiener wollte gehen, besann sich aber und sagte: „Ja, etwas habe ich vergessen. Matwej — so heißt der Bewußte — ist kein Russe. Er ist aus Polen, und sein Herr lebt gleichfalls in Polen. Doch spricht Matwej nicht polnisch. Beten geht er in seine Kirche auf dem Newsky."

„Nun, das ist mir gleich. Schicken Sie ihn gefälligst sofort und danken Sie in meinem Namen Anna Petrowna. Ihnen selbst werde ich mich noch erkenntlich zeigen. Wenn er nicht trinkt und nicht stiehlt, ist er ein wahrer Schatz."

Des andern Tags in aller Frühe erschien bei mir Matwej. Nach der Beschreibung des Büffettdieners war ich aufgelegt, zu lachen. Als ich jedoch den Ankömmling sah, erstarb mir das Lachen auf den Lippen.

Er war etwa fünfundvierzig Jahre alt, ziemlich lang gewachsen und spindeldürr, ein Mensch, der eben vom Totenbette aufgestanden schien, nichts als Haut und Knochen. Sein Kopf war klein, die Augen eingesunken, der Blick stier und ausdruckslos, der große Mund stand weit offen, als ob er ihn vor Schwäche nicht schließen könne, die Backen hingen herab, das ganze Gesicht war von der Farbe alten vergilbten Handschuhleders, die spärlichen Haare von der einer alten Bastmatte. Gekleidet war er in einen langen grauen, ganz abgetragenen Rock mit einem verschossenen Sammetkragen. Um den Hals hatte er einen alten gehäkelten Shawl.

Mir wurde angst und bang bei seinem Anblick. Er schien sich kaum auf den Beinen halten zu können. Er sah mir gerade ins Gesicht, wobei er wie vor Erschöpfung mit den Augen blinzelte und schwer aufatmete. Die Beine waren von den Knieen an gleichsam nicht mehr sein eigen, sie schienen überhaupt keine natürlichen Beine, sondern aus Holz zu sein, und die Arme paßten weniger zu einem menschlichen Körper als zu dem eines Orang-Utan.

„Komisch? — Komisch ist er nicht, sondern bemitleidenswert," dachte ich bei mir, als ich ihn ansah.

„Bist du krank?" fragte ich.

Er wachte sozusagen auf.

„Durchaus nicht!" beeilte er sich, zu antworten. „Ich bin, Gott sei Dank, gesund."

„Warum bist du so mager und bleich? Warst du immer so?"

Er lächelte breit. Seine Lippen zogen sich auseinander und zeigten sein blasses Zahnfleisch. Im Unterkiefer fehlte ein Zahn.

„Wie ich noch klein war, war ich vielleicht anders," sagte er leise, mit einer wahren Grabesstimme, und zog dann mühsam den Atem ein. „Aber seit ich mich kenne, war ich immer so wie jetzt."

„Man sagt mir, daß du nicht trinkst," fuhr ich fort.

„Nicht das mindeste. Ich habe nie getrunken und trinke auch nicht — außer Thee und Wasser."

„Gut! Aber man sagt mir auch, daß du nicht ißt, und das ist nicht gut. Deshalb bist du auch so mager."

„Nein, das kommt nicht daher," bemerkte er mit traurigem Lächeln. „Das kommt von etwas anderm."

„Woher denn?"

„Ich bin stark geschlagen worden." — Er sah mich mit einem eigentümlich traurigen, fast krankhaften Blick an.

„Geschlagen? Und von wem?"

„Natürlich vom Herrn."

„Wer ist denn der Herr?"

Er nannte einen polnischen Namen, den ich jetzt vergessen habe. „Er war Militär, diente bei den Husaren," fuhr Matwej fort. „Er nahm keinen Burschen, um das Geld zu sparen. Ich diente bei ihm statt eines Burschen, und da schlug er mich. O, er schlug mich tüchtig."

Und als wäre er völlig erschöpft, atmete er wiederum schwer auf, aus voller Brust.

„Warum denn?"

„So! Es fiel ihm ein, und da schlug er. Es ist ja bekannt: ein Herr darf für alles schlagen und braucht für nichts Rechenschaft zu geben. Trifft man etwas nicht, so fängt er an: mit den Fäusten auf den Kopf — auch mit den Füßen — oder auch mit dem Säbel oder mit dem Stiefel —"

Ich hörte mit Schaudern dieser Erzählung zu, für deren Wahrheit sein Aussehen nur zu deutlich zeugte. Er sprach weiter:

„Manchmal war es unmöglich, mit ihm auf einem unebenen Weg zu fahren. Da schmiß er mich vom Wagen herunter und befahl mir, bis ans Ziel zu Fuß zu laufen. Und so bin ich mit der Zeit schwach geworden. Dann nahm er sich einen Burschen vom Militär, und mich ließ er gegen Kaution frei. Fünfzig Rubel hab' ich Sicherheit geleistet."

All dies erzählte er schwer atmend, mit der Stimme eines Sterbenden, indem er langsam die Augen öffnete und schloß.

Ich hörte ihn mit tiefem Mitleid an. — „Mein Gott, wie elend!" dachte ich bei mir. „Und es giebt Menschen, die ihn komisch finden!"

„Ich habe immer noch vor, mich freizukaufen," fuhr er fort. „Nur verlangt er viel: siebenhundert Rubel. Ich habe ihm vierhundert geboten. Aber er nimmt sie nicht."

„Hast du denn so viel Geld?" fragte ich.

„Jetzt nicht mehr. Ich habe nicht ganz dreihundert übrig behalten," fügte er beinahe flüsternd hinzu. „Ich war lange Zeit ohne Dienst, mußte für eine Schlafstelle bezahlen. Auch mit Ausleihen hab' ich sechzig Rubel verloren. Ich bekomme sie nicht mehr."

Er seufzte.

„Ich werde aber wieder sparen und mich loskaufen," schloß er ziemlich lebhaft. Sogar seine Augen leuchteten auf. Man sah: es war sein innigster Wunsch, frei zu werden.

„So! Darum also bist du so gierig nach Geld!" dachte ich bei mir. „Du willst dir die Freiheit erkaufen. Du Armer, Elender, Unglücklicher!"

„Uebereile dich nicht!" sagte ich laut. „Vielleicht wirst du auch umsonst frei. Man spricht viel davon."

Thatsächlich war damals in den höheren Kreisen von der Aufhebung der Leibeigenschaft die Rede. Zwar wurde diese Frage durch die politischen Ereignisse, die sich in Europa abspielten, auf den zweiten Platz zurückgedrängt, aber darum nicht erstickt, und die Gerüchte nahmen einen ziemlich bestimmten Charakter an, daß sich unter der Hand etwas vorbereite.

„Gott mit ihm, mit dem Herrn!" schloß Matwej. „Ich werde den Betrag erlegen, sobald ich Geld genug zusammengespart habe. Vielleicht hat der Herr auch keine Rechte. Er soll auch keine Papiere über uns in Händen haben, und doch läßt er uns nicht los."

Er atmete schwer auf, der arme Kerl.

„Wie kannst du denn aber eine so große Summe ersparen?" fragte ich. „Vom Lohn kannst du's schwerlich. Gar nichts essen — das geht doch nicht."

„Ich werde es verdienen, gnädiger Herr! Ein Jahr, zwei — drei Jahre — Siebenhundert Rubel, vielleicht noch mehr!"

„Auf welche Art?" fragte ich verwundert. „Du treibst doch kein Handwerk?"

„Durch Zinsen," versetzte er leise, mit einem pfiffigen Lächeln. „Ich gebe Geld auf Pfänder, und man zahlt dafür gute Zinsen. Zum Beispiel, es braucht einer fünfzig, siebzig Rubel — und man giebt mir manchmal drei Prozent für den Monat —"

„O, du elender Wucherer!" wollte ich sagen, sprach es jedoch nicht aus. Er war so beklagenswert. Er strebte nach Freiheit. Man mußte ihn entschuldigen.

„Wie kannst du denn aber dienen?" fragte ich zweifelnd. „Bei mir giebt's zwar nicht allzuviel Arbeit. Immerhin aber heißt es: Holz in den Ofen thun, Feuer machen, Zimmer aufräumen, Kleider reinigen und so weiter. Es kann vorkommen, daß du Gänge zu machen hast. Und du bist so hinfällig — wie kannst du das leisten?"

Zu meiner Verwunderung lebte Matwej bei diesen Worten plötzlich auf, als wäre er mit einem heilkräftigen Wunderwasser besprengt worden. Gesicht und Augen erhellten sich, die Lippen zogen sich zu einem breiten Lächeln auseinander und ließen das Zahnfleisch sehen. Er musterte das Zimmer, die Möbel, die Bücherschränke und bewegte Arme und Beine.

„Alles das kann ich. Alles werde ich thun. Einheizen, aufräumen, Kleider putzen, den Samowar richten, Thee kochen, in den Laden gehen und Brot holen — und wohin Sie mich sonst schicken, alles mögliche, alles, alles werde ich besorgen." Er sprach nicht mehr mit der erloschenen Stimme von früher, sondern fest und geläufig. Dabei machten Lippen und Nasenflügel bei jedem Wort seltsame, kreisförmige Bewegungen, und der ganze Kopf rührte und reckte sich mit einem gewissen Selbstgefühl.

„Nun, das freut mich. Da hast du Geld. Geh und hole deine Sachen!" sagte ich.

Er trat zurück.

„Nein, gnädiger Herr! Danke ergebenst. Ich habe mein eignes. Wie kann man denn ... von vornherein ... Ich habe doch noch nichts verdient, und für Sie ist es ein Schaden ... Nein, nein," sagte er und nahm zu meiner Verwunderung das Geld nicht. „In zwei Stunden bringe ich alles auf einer Droschke," schloß er.

Ich zeigte ihm seine Kammer und meine Zimmer. „Das ist dein, und das mein Gebiet. Halte alles ordentlich und rein! Gehst du oft aus?"

„Nur in die Kirche — am Sonntag — und auch nicht an jedem. Sonst nirgendshin."

„Hast du Bekannte?"

„Ich habe einen verheirateten Gevatter. Er kommt aber nur selten zu mir, vielleicht einmal im Monat, nicht öfter. Sonst niemand."

„Hier ist meine Wäsche — dies der Kleiderschrank. Dort im andern Zimmer ist das Geschirr und das Silberzeug."

„Bitte, ein Jerester.*) Ich will alles nachsehen und übernehmen."

„Ich habe kein Register. Ich vertraue dir."

„Nun, so werde ich selbst alles aufschreiben. Ohne Jerester geht es nicht. Gott behüte! Es kann etwas verloren gehen."

Damit entfernte er sich, die Beine spreizend wie Stelzen. Es folgte nun, nachdem Matwej sich selber eingerichtet hatte, eine sorgfältige Revision meiner Habseligkeiten, die zwei volle Tage in Anspruch nahm. Und alles schrieb er auf: Wäsche, Kleider, Silbersachen, Geschirr, ohne auch nur ein Tellerchen zu vergessen. Das Verzeichnis aber versah er mit seiner Unterschrift: „Uebernommen an dem und dem Tage — Matwej."

Dieses „Jerester" überbrachte er mir. Ich wollte es in den Papierkorb werfen, Matwej aber machte ein so flehentliches Gesicht und bat mich mit so kläglichem Ton, es doch durchzusehen und in die Tischlade zu verschließen, daß ich ihm wenigstens mit dem letzteren seinen Willen that. Zur Durchsicht jedoch konnte ich mich nicht entschließen.

„Wenn etwas verloren geht oder zerbrochen wird," drang er in mich, „so belieben Sie, es auf dem Jerester anzumerken. Und wenn ich etwas zerbreche oder verliere, so ziehen Sie es mir, bitte, von meinem Lohn ab!"

„Wenn du mich mit solchen Kleinigkeiten plagst, so werde ich dein Jerester in Fetzen reißen, hörst du? — Ich gebe dir volle Freiheit, Geschirr zu zerbrechen und Sachen zu verlieren, und werde dafür nie einen Groschen von dir verlangen. Ich bitte dich nur eins: trinke nicht!"

„In dieser Beziehung seien Sie ruhig, gnädiger Herr!" sagte er, mir mit seinem breiten Lächeln das ganze Zahnfleisch zeigend.

„In dieser Beziehung? Und in welcher Beziehung nicht?" dachte ich bei mir.

Während der nächsten Tage beobachtete ich ihn aufmerksam und fand, daß er eine Art Doppelwesen war. So, wie er gewöhnlich dastand: mit offenem Munde, schwer atmend und mühsam redend, machte er den Eindruck eines völlig erschöpften, todmüden Menschen. Bei gewissen Anlässen jedoch war es, als ob er aus dem Schlafe erwachte oder Lebenszeichen von sich gäbe.

Jeden Abend aber legte ich mich mit dem Zweifel nieder, ob er den kommenden Tag noch erleben werde. Ich gab ihm unter anderm die Weisung, in der Wohnung früh morgens aufzuräumen, solange ich noch im Schlafzimmer sei.

Am nächsten Morgen hörte ich, eben im Begriff aufzustehen, nebenan einen furchtbaren Tumult: ein Schleppen, Schieben, Poltern, Stürzen — dann schlug etwas mit Geklirr zu Boden.

Ich stecke den Kopf durch die Thür, und was sehe ich? Mein Matwej ohne Rock, in der Weste, die ungelenken Beine auseinandergespreizt und die langen Arme ausgereckt, springt in meinem Kabinett herum, als wollte er draußen auf dem Hofe ein Huhn fangen. Im Zimmer ist nichts an seinem Platz: die Möbel in der Mitte zusammengeschoben und der ganze Inhalt herausgeworfen, die Bücher in einem Haufen auf dem Boden, die kleinen Sachen auf dem Fenster und so weiter.

„Was treibst du denn da?" frage ich.

„Ich räume auf," sagte er, sich zu mir wendend und mir das Zahnfleisch zeigend. „Da habe ich bei den Dworniks eine Leiter bekommen — den Ofen gewaschen, die Schränke abgestäubt — jetzt werde ich gleich die Lampe reinigen — dann bleiben noch die Bücher," rühmte er sich.

Ich wandte mich ab, um nicht in Lachen auszubrechen, so komisch war er.

Nichts von Müdigkeit, von Erschöpfung, keine Spur des Totengesichts! Einfach komisch, unaussprechlich komisch!

„Womit hast du denn da so gepoltert und geklirrt?" fragte ich.

„Da sehen Sie: als ich vorhin die Schränke abwischte, fielen die Bücher herunter, und dann fiel auch das Glas von der Lampe und zerbrach. Ich werde ein andres kaufen, gnädiger Herr! Auf meine Kosten!"

Er faßte mit einer Hand die Bürste, mit der andern einen Lappen und begann abermals zu jagen und zu hetzen: das Huhn zu fangen — warf den Aschbecher vom Tisch und versetzte mit der Bürste dem Spiegel einen Hieb.

„Hör auf! Es ist genug aufgeräumt," sagte ich

*) Register.

indem ich mich wiederum abwandte, um nicht aufzulachen. Aber er hörte mich nicht, wie es schien, ließ sich in seiner Emsigkeit nicht stören und stellte alles auf seinen oder vielmehr nicht auf seinen Platz: die schweren Folianten auf die schwache Etagere, die für Fayence und andre leichte Sachen bestimmt war und sich unter der Last der Bücher bog. Dagegen brachte er verschiedene Statuetten, Briefbeschwerer und andre Gegenstände geringen Gewichts hinauf auf die Schränke.

„So ist's besser, gnädiger Herr! Dort sind sie sicherer," fügte er hinzu, sich selbst belobend, und wunderte sich sehr, als ich ihm befahl, sogleich die frühere Ordnung herzustellen.

„Da sieh, was du gemacht hast! Beinah die Etagere zerdrückt! Sieh, wie sie wackelt!"

Er betrachtete die verbogene Etagere ganz verblüfft, den Mund aufgesperrt, seufzte und stellte unmutig alles so, wie ich es haben wollte.

Am Sonntag, morgens vier Uhr, bat er mich um Erlaubnis zum Kirchgang.

„Was für einen Gottesdienst habt ihr denn jetzt, zu dieser Zeit?" fragte ich.

„Heute ist Buße und Supplikation."

„Und was giebt's noch außer der Supplikation?"

„Den nächsten Sonntag kommt ‚Wissenschaft' und dann, über eine Woche, die Predigt."

Diese Kirchgänge ausgenommen, entfernte er sich keinen Schritt vom Hause. Von Branntwein keine Rede. Leider aber zeigte er sich auch äußerst enthaltsam, was das Essen betraf. Wenigstens sah ich bei ihm, außer einigen Resten von Hering, Gurken und Kartoffeln, niemals etwas Eßbares. — Ich legte es ihm nahe, die Reste meines Frühstücks zu verwenden, gab ihm den Rat, sich Suppen zu kochen, bot ihm Geld an, sich Fleisch zu kaufen. Ich wollte, daß er sozusagen wieder zu Körper komme, er aber lehnte alles ab.

„Nein, gnädiger Herr, nein! Wozu soll ich Ihnen Schaden machen? Mit Gottes Hilfe werde ich schon durchkommen."

Und nachdem er einen seiner schweren Atemzüge gethan, fuhr er fort:

„Wir werden bis zu den Feiertagen warten. Da werde ich etwas backen. Ich werde Osterbrot mit Sahne machen, werde Eier färben. Der Gevatter wird kommen, und wir werden eine Andacht halten."

Er wurde ganz heiter bei alledem. Seine Augen leuchteten, auf seinem Mund erschien ein lederes Lächeln, seine Wangen röteten sich beinahe, und es fehlte nicht viel, daß er sich die Lippen leckte. Im nächsten Augenblick aber war alles zu Ende: ein schwerer Seufzer, und das alte, fahle, faltige Totengesicht blickte mich wieder an und erzählte mir eine stumme Geschichte von Not und Leiden, von Kummer und Drangsal aller Art — eine Geschichte, die mit unverwischbaren Zügen auf diesem Antlitz geschrieben stand und bei der mir jedesmal weh ums Herz wurde.

„Du hast viel gelitten, Matwej!" sagte ich eines Tages zu ihm, als er mir den Thee brachte. „Was für schreckliche Leiden mußt du ausgestanden haben! Du bist ja wahrhaftig ein Märtyrer. Man könnte dich in den Kalender unter die Heiligen setzen. Sieh, wie mager du bist, und diese vorzeitigen Runzeln!"

„Nein, gnädiger Herr! Was sind das für Schmerzen? Das ist ja nichts," antwortete er leichthin. „Wenn's keine andern gäbe! Das sind ja Kleinigkeiten. Aber die andern, die sind arg. Das weiß ich."

„Welche Schmerzen sollen denn so arg sein?" fragte ich.

„Es giebt ihrer drei," sagte er mit Ueberzeugung, „drei Märtyrerqualen. Unser Pfarrer, Vater Jeronym, sagte immer: ‚Es giebt,' sagte er, ‚nichts Aergeres als diese Schmerzen: erstens,' sagte er, ‚wenn die Zähne weh thun, zweitens, wenn ein Weib gebiert, und drittens, wenn ein Mensch stirbt.'"

„Und woher weiß er denn das, dein Pfarrer? Was die Zahnschmerzen betrifft, nun, davon mag er wissen, vorausgesetzt, daß er welche hatte. Aber was das andre anbelangt — er hat doch nie geboren und ist auch nicht gestorben —"

„Die Pfarrer wissen alles," sagte Matwej, andächtig die Augen schließend, „alles! Sie wissen, wozu der Mensch in die Welt geboren wird, und wenn er stirbt, wissen sie, was mit seiner Seele am sechsten und neunten Tage wird und welche Qualen sie durchzumachen hat. — Ja!" schloß er und seufzte.

In diesem Augenblick schellte jemand. Mein Matwej fuhr plötzlich in die Höhe. Wohin war die Müdigkeit geschwunden? Er warf beinahe das Präsentierbrett zu Boden, war mit einem Satz im Vorzimmer und öffnete die Thür.

„Zu Hause! Bitte, einzutreten!" sagte er frisch und flink und zog dem Gast so eifrig den Ueberrock aus, als wollte er ihn berauben. Dieser sah ihn lächelnd von der Seite an.

„Sie haben einen neuen Diener?" fragte er mich.

„Ja, und einen, der nicht trinkt. Sie dürfen sich wundern."

„Wirklich? Nun, ich gratuliere. Das ist eine Seltenheit. Aber wie komisch er ist!" schloß er, indem er zusah, wie Matwej mit affenartiger Geschwindigkeit das Präsentierbrett vom Tische nahm und, die Beine auseinanderwerfend, nach dem Büffett sprang, wobei er mit der Schulter an die Thür rannte.

Je länger ich Matwej beobachtete, desto mehr Attribute — außer jenem „komisch" und „unglücklich" — mußte ich ihm geben. Er wurde für mich zu einer ebenso komplizierten wie interessanten Charakterstudie, bei der es jedoch schwer hielt, einen hervorstechenden

Zug zu finden, der es ermöglicht hätte, Matwej in eine bestimmte Typenkategorie einzureihen. Einstweilen bemerkte ich als besonders kennzeichnend für ihn seine Angst vor „Schaden". Dieses Wort kam in seinen Reden am häufigsten vor.

Außerdem war er unendlich accurat und grausam ehrlich. Mit der ersteren Eigenschaft machte er mir nicht wenig Verdruß. Ferner war er eigensinnig wie ein Ochs, wodurch er mich zuweilen außer mir brachte. Ich begriff, wie sein ehemaliger Herr, der junge, heißblütige Husar, darüber in Wut geraten konnte.

„Hier hast du dieses Buch! Gieb es dem Portier und sag ihm, er soll es gleich da und dahin tragen." Ich bezeichnete ihm das Haus.

„Ich werde es lieber selbst hintragen, wenn ich das Geschirr gewaschen habe und wenn Sie fort sind."

„Nein, es leidet keinen Verzug. Gieb es dem Portier, es muß sofort geschehen."

Oder ein andermal sage ich ihm:

„Bringe dies Paket und diese Briefe zur Post! Gieb alles auf! Dann geh zum Schneider und bezahle ihm diese Rechnung! Hier hast du Geld, und vergiß nicht, eine Quittung zu verlangen!"

Wie ich abends heimkomme, finde ich Paket und Briefe im Vorzimmer auf dem Tisch. Ich wundere mich.

„Warum hast du sie nicht aufgegeben?" frage ich streng.

„Zu spät gekommen, gnädiger Herr!" entschuldigte er sich mit betrübter Miene. „Der Schneider maß gerade einigen Herren Kleider an, und ich mußte vielleicht eine Stunde lang warten. Dann wurde auf der Post nichts mehr angenommen."

„Ich habe dir doch aufgetragen, zuerst nach der Post zu gehen."

„Ich meinte eben, ich werde lieber unterwegs gleich zum Schneider gehen."

Und so auf Schritt und Tritt ein Hang zum Andersmachen, zum Widerspruch.

Einmal — etwa einen Monat, nachdem Matwej bei mir eingetreten — hatte ich eine dringende Arbeit. Ich trug ihm strenge auf — bis auf weiteres — niemand bei mir vorzulassen. Und er machte seine Sache in der That richtig. Mehr als einmal hörte ich draußen schellen. Es kam jemand, Matwej brachte mir die Karte und — alles, wie es sein sollte.

Aber mit einemmal höre ich, wie er jemand angelegentlichst auffordert, einzutreten. „Bitte, bitte! Zu Hause!" sagt er. Ich warte gespannt und verwundert, wer das sein könne — und es kommt ein langweiliger, geschwätziger Mensch, dem ich auch an unbeschäftigten Tagen auszuweichen pflegte.

Als er sich entfernt hatte, fragte ich Matwej, warum er trotz meines Verbotes den Besuch eingelassen hätte.

„Er hat doch zwei Sterne auf der Brust," entschuldigte er sich. „Wie kann man einen solchen Herrn fortgehen lassen? Er ist ein Wineral." So nannte er die Generale, und vor Generalen hatte er einen abergläubischen Respekt oder fürchtete sie wie große Hunde — Gott weiß es!

In den nächsten Tagen schickte er dann wieder verschiedene Leute weg. Ich arbeitete ruhig und ungestört, mit größtem Eifer — da plötzlich, wie ich gerade in der heißesten Arbeit bin, höre ich abermals ein starkes Schellen und abermals Matwejs angelegentliches: „Bitte, bitte! Zu Hause!" Im Nebenzimmer wird ein Rauschen von Frauenkleidern laut, wie wenn der Wind durch den Wald streicht, und herein zu mir schwebt eine Dame „Froufrou" und breitet sich auf dem Diwan aus, den sie mit ihren Röcken ganz bedeckt.

„Was treiben Sie da?" begann sie mit erschrecklicher Zungenfertigkeit. „Bei solchem Wetter sitzen Sie da und schreiben? Lassen, lassen Sie das alles! Ich bin gekommen, Sie zu entführen. Ich will eine Villa suchen. Fahren Sie mit! Kommen Sie! Keinen Widerspruch!"

Der Vormittag war verloren. Als ich wieder heimkam, war es mein erstes, Matwej zu fragen, warum er die Dame eingelassen.

„Es ist doch eine Barina,"*) entschuldigte er sich. „Ich glaubte, sie würde zornig werden, wenn ich sie nicht einließe."

„Aber erst gestern hast du doch eine Dame nicht eintreten lassen! Warum hast du die weggeschickt? Wer hat es dir erlaubt?"

„Die ist zu Fuß gekommen, gnädiger Herr! War auch nicht besonders gekleidet. Ich dachte, sie werde um Almosen bitten wollen, und hatte Angst, sie würde Ihnen Schaden machen. Darum ließ ich sie nicht vor."

„Dein Herr würde dich für diesen Ungehorsam tüchtig geschlagen haben. Was meinst du?" fragte ich.

Er seufzte.

„Er hätte mir den Kopf zerbrochen," antwortete er mit seinem traurigen Lächeln.

„Warum gehorchst du nicht? Warum hast du die Dame eingelassen?"

„Auf dem Kutschbock sitzt bei ihr ein Kutscher in Livree, gnädiger Herr. Spricht nicht russisch. Wahrscheinlich ein Engländer. Da muß ich sie doch vorlassen, dachte ich."

Allmählich gewöhnte ich mich auch daran. Woran ich mich jedoch nicht gewöhnen konnte, das war seine Accuratesse. Er erhält zum Beispiel zehn, zwanzig Rubel zu allerlei Ausgaben: für Thee, Zucker, Brot, Sahne und dergleichen.

Nachdem er das Geld ausgelegt, kommt er zu mir mit einem fleckigen Fetzchen grauen Papiers, auf

*) Vornehme Frau.

dem jeder Posten bis zum allerkleinsten geschrieben steht, und verlangt, daß ich das Ganze nachrechne. Dazu bringt er als Rest des Geldes ein Zwanzigkopekenstück und etwas Kupfermünze und vergißt nie, hervorzuheben, was teurer und was wohlfeiler geworden sei.

„Der Zucker kostet zwei Kopeken das Pfund weniger," sagt er mit strahlenden Augen. Oder umgekehrt mit wehmütigem Ton, als ob es sich um einen herzkränkenden Verlust handle: „Das Brot hat um eine Kopeke aufgeschlagen."

Alles ertrug er: die Mißhandlungen seines Herrn und ewigen Hunger. Er verbrauchte seine Kräfte bei der Arbeit und verlor nicht Geduld noch Seelenfrieden. Nur eines setzte ihm zu und plagte ihn: die Angst vor „Schaden".

Ich that so, als ob ich die Rechnung durchsähe, gab ihm wiederum Geld und warf die Rechnung still in den Papierkorb. Aber er entdeckte sie da gewöhnlich und legte sie unter meine Schriften, bis ich sie endlich zerriß.

Manchmal hielt er mir unversehens zehn oder zwanzig Kopeken unter die Nase:

„Das haben Sie noch gut," sagte er. „In der vorigen Rechnung war aus Versehen ein und dasselbe Brot zweimal aufgeschrieben. Bitte!"

Wenn ich einen kurzen Blick in diese Rechnungen that, konnte ich nicht umhin, über die Orthographie derselben zu lächeln, die in der That eigenartig war. Da gab es „Millig" statt Milch, „Puder" statt Butter und so weiter. Er aber faßte dieses Lächeln als Beifall auf und lächelte mit.

Nicht immer jedoch lief die Sache so glimpflich ab. Manchmal, wenn ich gerade tief in der Arbeit war und Matwej mit seinen Resten und Rechnungen herangekrochen kam, da konnte es geschehen, daß ich ihm kurz und bündig den ganzen Plunder vom Tisch streifte und ihn mit einem Blick ansah, der dem eines gereizten Tieres gleichen mochte. Er entfernte sich dann augenblicks mit einem tiefen Seufzer.

Zuweilen konnte er sich betragen wie ein Kind. Dieser gebrechliche Organismus, dieser wandelnde Leichnam, in welchem der Lebensfunke nur noch matt zu glimmen schien, wurde durch gewisse Vorfälle gleichsam elektrisiert und zu einem beweglichen, springenden, zappligen, hopsenden Wesen.

Zum Beispiel: er ist mir eben beim Ankleiden behilflich, reicht mir das Handtuch, die Schuhe, den Rock, oder er bringt mir das Frühstück, kurz, er ist mit Ausübung seiner Funktionen beschäftigt — da läßt sich plötzlich von der Straße herauf Trommelschlag hören oder der Schall einer vorüberziehenden Musik, und mein Matwej wirft alles weg, was er in der Hand hält, und — fort ist er. Nur aus der Ferne dringt ein Gepolter zu mir, als ob Steine über die Treppe kollerten, das sind seine eilfertigen Füße — und ich sitze da mit einem Schuh in der Hand oder mit eingeseiften Backen und warte. Ihm nachzurufen, er solle zurückkommen, das wäre vergebliche Mühe; wie ein scheues Pferd, das den Zaum zwischen die Zähne genommen, sieht und hört er nichts mehr, sondern rennt und rennt. Nach zehn Minuten vielleicht erscheint er wieder, befriedigt und strahlend.

„Man beerdigt einen Wineral," meldet er mir, oder „einen Fürsten," und nun erzählt er, welches Regiment die Leiche begleitete, wie viel „Antirerie" dabei war, wer zu Pferd, wer zu Fuß, wie viel Wagen im Zuge waren, und so weiter.

Ich mache den Versuch, böse zu werden, ihn zu ermahnen — umsonst. Den folgenden Tag spielt die Musik abermals, und Matwej verschwindet aufs neue.

Uebrigens waren es nicht nur Trommeln und Musik, welche diese Wirkung auf ihn übten, sondern jedes ungewöhnliche Geräusch, jeder Ton, jede Bewegung im Hof oder auf der Straße. Und ihm entging nichts. Die Schärfe seines Gehörs war erstaunlich.

So entlief er mir einmal, ohne daß ich mir erklären konnte, warum. Als er zurückkehrte, glänzte sein Gesicht wie gewöhnlich vor Genugthuung. Zugleich aber zeigte es den Ausdruck einer gewissen Betroffenheit.

„Was hat es denn gegeben?" fragte ich. „Und warum läufst du denn wie ein Straßenjunge?"

„Man hat Arrestanten zur Hinrichtung geführt," platzte er heraus, übervoll von dem Gefühl dieses noch nicht dagewesenen Erlebnisses.

Ich sah ihn an, ob er nicht von Sinnen sei.

„Was hinrichten? Was für Arrestanten? Was faselst du da?"

„Gewiß, gnädiger Herr! Es waren Schandaren, Kosaken, Polizei mit ihnen — sie fuhren in einem grünen Wagen — und hinterdrein gingen massenhaft Frauenzimmer — und alle wischten sich die Augen, denn sie weinten: es that ihnen um die Männer, um die Söhne leid."

Wie ich später erfuhr, war die Erzählung Matwejs nur zum Teil richtig. Man hatte allerdings einen Zug von Verurteilten durch die Litéjnajastraße geführt, aber nicht zur Hinrichtung, sondern lediglich in die Verbannung.

Noch etwas gab es, das in meinem blassen Diener alle Lebensgeister wachrief. Das war das Einfangen von Dieben. — Niemals, weder vorher noch nachher, ist mir bei einem Jäger eine so fieberhafte Leidenschaft begegnet, dem Wild nachzubirschen, wie Matwej sie entwickelte, wenn es galt, einen Dieb zu hetzen und — das war eigentlich die Hauptsache — ihn zu justifizieren, das heißt zu prügeln. Mehr als einmal teilte er mir strahlend und gleichsam aufblühend vor Freude mit, daß irgendwo im Hause oder in der

Nachbarschaft auf dem Speicher, im Keller, in einer Wohnung, in einem Laden ein Dieb erwischt worden.

„Nun, hat man ihn zur Polizei gebracht?“ fragte ich gleichgültig.

„Nein, gnädiger Herr! Das wäre! Auf der Polizei hätte man ihn morgen wieder freigelassen. Nein, wir haben ihn selber durchgewalkt. Er wird sich's merken.“

„Wir? Warst auch du dabei?“

„Versteht sich, gnädiger Herr!“ sagte er begeistert, mir sein Zahnfleisch zeigend. „Wie ihn die Dworniks gefangen hatten, war ich wohl da, gleich der erste, und half ihn halten. Na, wir haben ihn ordentlich gestrichen! Das ganze Gesicht blutig!“

„Und du hast mitgeschlagen?“ fragte ich, nicht ohne Furcht vor der Antwort.

„Ein klein wenig, gnädiger Herr! Ich hab' ihn mehr am Hals gehalten, an der Krawatte, bloß damit er nicht wegläuft.“

„Und schämst du dich nicht? Ist denn das nicht eine Sünde?“ sprach ich ihm zu.

„Und warum nimmt er fremdes Gut, gnädiger Herr? Was für einen Schaden hat der, den er bestiehlt! Also verdient er's auch,“ schloß er entschieden.

Einmal gab's eine solche Diebshatz in der Villa des Protohiereus auf der Wyborgseite, wo ich mit einem Freunde wohnte. Das Haus stand inmitten eines dichten Gartens. Im Erdgeschoß wohnte der Wirt mit seiner Familie. Ich und mein Freund hatten die vier Zimmer des Obergeschosses inne. Außerdem hatte Matwej daselbst seine Kammer.

Es war in einer dunkeln Nacht gegen Ende August. Ich saß mit dem Freund bei offenem Fenster an einem langen Tisch. In Haus und Garten lautlose Stille. Der Wirt war in der Stadt beschäftigt, und die Familie war bei ihm. Das Haus war beinahe leer.

Mein Freund saß über Staatsakten; ich hatte ein Buch vor mir und las. Da bemerke ich, wie mein Freund mit gespannter Aufmerksamkeit in die Finsternis hinausspäht. Und schließlich fragt er jemand da draußen:

„Was thust du hier? Was willst du? Warum bist du auf den Baum geklettert?“

„Mit wem sprechen Sie?“ frage ich.

„Da sitzt jemand auf dem Baum.“

Ich schaute aus dem Fenster, konnte jedoch nichts sehen. Aber das Gespräch hatte die Aufmerksamkeit Matwejs erweckt. Er witterte etwas Ungewöhnliches. „Diebe, Diebe!“ sagte er, und kaum bekleidet, im Hemd, den langen Graurock übergeworfen, fegte er wie ein Sturmwind an uns vorbei, polterte die Treppe hinunter und verschwand im Garten.

Ich neckte meinen Freund, daß er sich an einen Dieb mit der Frage gewendet, wozu er nachts auf den Baum geklettert sei und was er da suche. Unten gab's einigen Lärm, dann, nach einer guten halben Stunde, kam Matwej zurück, ganz Freude und Jubel, und brachte uns die Nachricht, es seien wirklich Diebe da gewesen. Er hatte den Dwornik und die zwei Gärtner geweckt, und alle waren den Dieben nach. Leider waren zwei bereits entwischt, ein dritter aber war mit dem Rock am Zaun hängen geblieben und ergriffen worden.

„Nun, und was habt ihr mit ihm gethan?“ fragte ich.

„Gestrichen, und das ordentlich!“ brüstete er sich. „Er wird sich's merken. Als wir ihn losließen, war er nicht mehr im stande, zu laufen. Jeden Augenblick bat er: ‚Laßt mich um Jesu willen!‘ Wir aber ihm nach, der eine schlägt ihm ins Genick, der andre in den Hals —“

Er zeigte uns, wie man den Dieb geschlagen.

„Und du auch?“ fragte ich mit Abscheu.

„Nein, gnädiger Herr, ich habe ihn nur am Kragen gehalten und geführt, und der Storosch — der hat ihn tüchtig geschlagen.“

„Und siehst du das nicht als Sünde an?“

„Sie wollten doch unten in der Villa alles ausstehlen, gnädiger Herr! Sogar einen Schubkarren hatten sie bereitgestellt. Den hatten sie aus dem Nachbargarten. Auch Säcke hatten sie mit. Wenn es ihnen geglückt wäre, hätte man gegen den Storosch Verdacht gehabt. Er hätte es gekriegt, denn der Pope ist streng und geizig. Der Schaden, den er davon hätte!“

Mein Freund lachte.

„Wie komisch dieser Matwej ist!“ sagte er.

Nur mir erschien er zugleich komisch und beklagenswert, bei diesen Diebshetzen sogar etwas widerwärtig.

Aber trotzdem — er war mein getreuer Hauswart und der Hort meines Junggesellenheims. Ich lebte ruhig und behaglich dahin, ohne mich um die Ordnung und Sicherheit meines Eigentums zu sorgen, und segnete den Zufall, der mir in meinem Diener solch einen Freund beschert hatte, in der That einen Freund, denn wenn ihm auch, aus der Zeit seiner Leibeigenschaft her, so manche Züge sklavischer Ergebenheit anhingen, so zeugten doch auch diese von einer lebendigen Teilnahme an mir und meinen Interessen, natürlich meinen materiellen Interessen — denn die andern gingen über seinen Verstand, waren ihm unfaßbar. Nie vermochte er zu begreifen, wie ich, über einem „Büchlein“ oder irgend einem „Papier“ sitzend, sein „Jerestker“ und seine Rechnungen vernachlässigen, ja wohl gar, ohne vom Buch aufzublicken, diese zerreißen und zwanzig, dreißig Kopeken mit der flachen Hand wie Schmutz vom Tisch wischen konnte.

„Schaden!“ . . .

Außer mit seinem Eigensinn und seinen Rechnungen

plagte er mich noch mit dem Geschäfte, das er nebenbei betrieb. Ganz unversehens zum Beispiel kommt er mit einer goldnen Uhr und Kette und fragt mich, ob man fünfundzwanzig oder dreißig Rubel darauf geben könne, ob sie so viel wert sei. Oder er bringt mir eine Brosche mit Steinen.

„Ist's wahr, gnädiger Herr, daß die Brosche fünfundsiebzig Rubel wert ist? Klara möchte dreißig Rubel drauf für drei Monate.“

Klara war eine Person, die in demselben Hause wohnte wie ich und, wie Matwej sich ausdrückte, „schön wohnte“. Ich selbst bekam sie niemals zu sehen.

Ich habe vergessen, zu sagen, daß sich bei Matwej ein ganzes Lager der verschiedenartigsten Gegenstände befand. Da gab es Pelze, Frauenkleider, Offiziersmäntel, Fuchsmäntel, Sammetmäntel, die meisten an den Wänden seiner Kammer und im Korridor aufgehängt und sorgfältig mit Tüchern bedeckt. Andre lagen auf Brettergestellen und noch andre einfach auf dem Boden. Da ragte aus dem Bett ein englischer Sattel, dort hingen an Nägeln ein paar Pistolen. Die Gold- und Silbersachen bewahrte er augenscheinlich in meinen Kleider- und Geschirrschränken auf. Er machte sich's zur verhängnisvollen Regel, mir alles, was man ihm brachte, zur Begutachtung vorzulegen.

„Kann man auf diesen Shawl fünfundzwanzig Rubel geben, gnädiger Herr? Er soll hundert gekostet haben.“

Oder:

„Da will man siebzig Rubel auf diesen Pelz. Ist er aus Zobel oder vielleicht gefärbt? Kann ich's bis zum Winter geben? Im Winter will man ihn auslösen.“

Und so weiter, so daß ich ungefähr wußte, was für Gegenstände er in Versatz hatte.

Auf seine stereotype Frage nach dem Wert der Pfänder bekam er von mir die stereotype Antwort: „Mach, daß du fortkommst! Störe mich nicht!“ oder: „Ich werde das Zeug aus dem Fenster werfen, wenn du mir nicht Ruhe damit lässest.“

Allein trotz dieser beinah hundemäßigen Entgegnungen begannen nach zwei bis drei Tagen seine Fragen aufs neue, und damit natürlich auch meine Grobheiten.

„Du handelst da gesetzwidrig,“ sagte ich ihm mehr als einmal. „Um Geld auf Pfänder geben zu dürfen, muß man einen Gewerbschein haben. Außerdem können diejenigen, die bei dir Geld nehmen, glauben, daß ich dich decke oder gar mitthue. Das ist abscheulich.“

Er zeigte sich ein wenig betreten.

„Das weiß doch niemand. Ich gebe doch nur an Bekannte. Niemand wird sich beschweren,“ entschuldigte er sich und fügte im Flüsterton rasch hinzu: „Auch Herrschaften thun das, und manchesmal durch die Bedienten. In der Gorochowastraße beschäftigt sich ein Baron damit. Er ist Mineral und verleiht stellenweise Geld auf Pfänder durch seinen Kammerdiener. Er soll jedes Jahr sechstausend verdienen,“ flüsterte er in einer Art freudigen Schrecks. „Er hat ein heidenmäßiges Geld —“

„Da siehst du's! Von dem spricht man schon. Und ich habe keine Lust, dir zuliebe auch in Verdacht zu kommen. Schränke dein Geschäft lieber ein, Matwej, sonst werde ich noch Angst haben müssen, dich zu behalten. Es ist doch abscheulich.“

„Das ist keine Sünde, gnädiger Herr! Auch unser Pfarrer — ich beichte bei ihm — sagte mir: ‚Es macht nichts,‘ sagte er, ‚wenn du nur nicht zu viel drückst. Nur sei auch nicht geizig gegen die Kirche!‘ — Nun, was denn? Ich verlange ja das Allergeringste — zwei Prozent monatlich — und rechne nur die Hälfte voraus —“

„So einer bist du?“

„Ja, das ist nicht viel. Andre nehmen hundert vom Hundert. Ein Kaufmann, er hat einen Laden, verleiht Geld auf —“

Ich winkte ihm mit der Hand, wegzugehen.

„Ich habe schon wieder vierhundert,“ schloß er mit vergnügtem Flüstern.

Er war nun schon zwei Jahre bei mir, und ich hatte mich vollständig an ihn gewöhnt. Auch meine Gäste lächelten nur mehr, wenn sie ihn sahen, besonders in seinem langen grauen Rock.

Diesen zu verabschieden, war er durch nichts zu bewegen. Ich schenkte ihm alle Kleider von mir; niemals aber sah ich, daß er eins davon trug. Was er damit anfing, erfuhr ich nicht und habe es bis heute nicht erfahren. Nur das eine erreichte ich nach langem, hartnäckigem Kampfe, daß er in Anwesenheit von Gästen das Zimmer nicht anders betrat als in dem fast neuen schwarzen Rocke, den ich ihm nebst Beinkleid und Krawatte gegeben hatte. Auch ein Paar Servierhandschuhe hatte ich ihm gestiftet. Ich muß aber gestehen: wenn er alles das anlegte, sah er noch komischer aus als sonst.

Aber was hatte das zu bedeuten neben den Eigenschaften, durch die er mir wert war? Neben seiner Aufmerksamkeit auf alles, was mich anging, seiner Sorge um mein Eigentum und meine Ruhe, seiner Bescheidenheit und Ordnungsliebe und endlich seiner unbestechlichen Ehrlichkeit. Bei all seinem Geiz würde er mich auch um eine Million nicht verraten haben. Ich wußte das und schätzte ihn danach. Wenn ich ihn verlor, so gab es keinen Ersatz.

Und doch hätte ich ihn um ein Haar verloren und zwar wiederum infolge der Feiertage.

Die Feiertage sind natürlich eine heilige Sache. Zugleich aber sind sie auch ein großes Unglück für

Rußland. Die heiligen Tage werden durch so tiefe Schatten verdunkelt, durch so ekligen Schmutz geschändet, daß kein Gebet, kein Fasten sie davon rein machen kann. Das wissen alle, und alle tragen geduldig das Joch, das sie selber sich auferlegt haben.

Es war zur Osterzeit. Schon in der Karwoche bemerkte ich an Matwej eine höchst lebhafte Geschäftigkeit. Er lief weg, kam wieder, brachte etwas, lief neuerdings weg — ich hörte ihn beständig die Treppe auf und ab springen. Dabei hielt er die Fasttage nicht wie ein Katholik, sondern noch strenger als ein Orthodoxer; er aß buchstäblich nichts und trank nur den Thee, den ich übrig ließ.

„Was hast du denn ewig zu besorgen und zu laufen?“ fragte ich ihn.

„Ich habe einen Schinken gekauft, gnädiger Herr. Auch Osterbrot hab' ich bestellt — drüben auf dem andern Hof beim Koch des Admirals. Vielleicht werden gnädiger Herr mein Osterbrot und meinen Schinken versuchen?“

Ich gab ihm Geld, für mich Eier zu kaufen und Osterzöpfe oder ebenfalls ein Osterbrot zu bestellen. Ich wollte ihn so vor „Schaden“ bewahren.

„Osterzöpfe werde ich bestellen, wenn Sie befehlen, gnädiger Herr! Aber was das Osterbrot betrifft, so müssen Sie das meine versuchen,“ flehte er fast. „Es wird auch Schinken, Wurst und Pasteten geben. Auch der Gevatter wird kommen. Sie brauchen gar nichts zu bestellen.“

„Du mußt aber jetzt, vor Ostern, noch essen. Das Fasten ist für Katholiken nicht unbedingt vorgeschrieben. Du kannst Eier und Milch genießen. Schau, wie du aussiehst!“

„Es dauert nicht mehr lang, bloß noch zwei Tage,“ antwortete er, das Zahnfleisch zeigend.

In der That, sein Osterbrot war gut, das heißt es blieb einem nicht, wie das so oft der Fall ist, im Halse stecken, und auch der Schinken roch nicht allzusehr. Matwej war außer sich vor Freude, als ich von beiden kostete.

Während der Feiertage war ich von früh bis abends vom Hause abwesend, wußte also nicht, was Matwej that.

Am vierten Tage geschah folgendes: Als ich erwachte, zog ich die Glockenschnur neben meinem Bett. Höchst ungewöhnlicherweise erschien kein Matwej. Ich wartete eine Weile und schellte nochmals und stärker. Niemand — nur aus der Ferne schien etwas wie ein dumpfes Stöhnen zu kommen. Ich schenkte dem aber keine Aufmerksamkeit und schellte noch stärker. Das Stöhnen wurde lauter und deutlicher als ob es in der Wohnung wäre. Zugleich rührte sich etwas im Korridor, jemand bewegte sich da langsam und leise. Ich sprang rasch aus dem Bette, zog den Schlafrock über und wartete. Das Geräusch kam näher, die Thür öffnete sich langsam, und auf dem dunkeln Hintergrunde zeigte sich eine Gestalt.

Wer ist das? Wirklich Matwej? Nein, das ist Lazarus, dem Grabe entsteigend ...

„Was ist mit dir? Was giebt es?“ konnte ich vor Schreck kaum fragen.

„Ih — eh — we,“ stöhnte er, zitternd und schwankend, mit beiden Händen sich an der Wand haltend. Seine Lippen standen weit offen. „Ich sterbe,“ wollte er sagen, konnte aber vor Schwäche die Konsonanten nicht aussprechen.

Er wollte wieder zurück, nach seiner Kammer, war aber dazu nicht mehr im stande. Ich führte ihn. Er fiel schwer und kraftlos auf das Bett. Ich kleidete mich eilends an und lief hinauf zu dem Arzte, der einen Stock höher wohnte und auch mich gelegentlich behandelte.

Er kam, besah sich den Kranken und fand den Beginn eines hitzigen Fiebers, nur konnte er nicht bestimmen, was für ein Fieber und wodurch es entstanden sei, ob es von einer Erkältung oder vom Fasten komme. Die corpora delicti, das heißt Schinken, Osterbrot und Wurst, lagen teilweise zur Ansicht vor. Ich berichtete kurz dem Arzt von der asketischen Enthaltsamkeit Matwejs und wie er den ersten Fleischtag gefeiert hatte.

Der Arzt erklärte, nachmittags wiederkommen zu wollen. Für den Fall, daß es sich bis dahin mit Matwej nicht bessere, würde man gut thun, ihn nach dem Krankenhause zu schaffen. Vorläufig schrieb er ihm ein Rezept.

Unterdessen hatten wir mit Mühe und Not den Kranken zur Besinnung gebracht. Als er mich erkannte, brach er in Thränen aus:

„Was für Unruhe ich Ihnen mache, gnädiger Herr! Gott!“ stöhnte er und faßte sich an Kopf und Unterleib. „Ich sterbe, ich sterbe. Einen Dwornik möchte ich, Jegor —“

So flehte er. Ich ging hinunter, suchte Jegor schickte ihn zu dem Kranken und ging selbst nach der Apotheke, die Arznei zu besorgen, kaufte auch etwas Pfefferminze, Hoffmannsche Tropfen und was sonst der Arzt angeordnet hatte.

Der Dwornik stellte unterdessen den Samowar auf und entfernte sich dann auf Matwejs Bitte. Es zeigte sich, daß Matwej sogar während seiner Agonie um mich Sorge getragen hatte. Der Dwornik brachte mir nämlich einen jungen, sehr anständig aussehenden Lakai, einen Freund Matwejs, der sich bereit erklärte, einstweilen dessen Dienst zu übernehmen.

Nachmittags beschloß der Arzt, Matwej nach dem Krankenhause überführen zu lassen.

„Ich sterbe, ich sterbe,“ stöhnte Matwej. Dann ließ er mich zu sich rufen, zog unter der Matratze

ein Päckchen hervor und sagte, schwach die Lippen bewegend, kaum hörbar:

„Hier, gnädiger Herr, sind vierhundertunddreiundvierzig Rubel. Zählen Sie sie nach! Verstecken Sie das Geld! Und wenn ich sterbe —" Er zerfloß in Thränen.

„Hör auf!" sagte ich beinah streng. „Warum denn sterben? Was für ein Unsinn! Du hast zu viel gegessen — wie kann da von Sterben die Rede sein?"

„Nein, gnädiger Herr, ich sterbe — o! — es zuckt mir in allen Adern." Er griff sich an Bauch und Brust.

„Und was thun mit dem Gelde?" fragte ich, indem ich das Päckchen rasch öffnete und den Inhalt zählte.

„Wenn ich sterbe, gnädiger Herr, so geben Sie die eine Hälfte dem Pfarrer zum Seelengedächtnis, die andre dem Gevatter. Er weiß schon."

Er faßte meine Hand, wollte sie küssen und weinte wie ein Kind. Abends brachte man ihn ins Marienhospital nach der Litéjnaja. Ich wohnte damals in der Nähe.

Am folgenden Tag besuchte ich ihn. Er hatte eine schlechte Nacht gehabt, sich hin und her geworfen und phantasiert. Der Arzt konnte noch nicht bestimmen, was für eine Wendung die Krankheit nehmen und wie der geschwächte Organismus des Patienten das Fieber überstehen werde. Auf einer Tafel an seinem Bett stand der Name der Krankheit geschrieben: Dysenterie.

Ich suchte Matwej zu ermutigen. Er aber weinte, wiederholte, daß er sterben werde, und bat, ihm den neuen Diener zu schicken, daß er ihm sagen könne, wo alles liege und wie er sich überhaupt in seinem Dienst zu verhalten habe.

Mir brachte diese Sorglichkeit in solchem Zustande das Weinen nahe.

„Nein, er ist nicht komisch," dachte ich, die Thränen zurückdrängend.

Nach drei Wochen kam er blaß und wankend heim und übernahm, trotz meiner Abmahnungen, wieder den Dienst, um mir „den Schaden zu ersparen, überflüssigerweise einen Vertreter zu bezahlen". Für diesen Eifer mußte er mit einem Rückfall büßen, der ihn neuerdings ins Krankenhaus brachte. Erst im Sommer mit Beginn der schönen, warmen Tage erholte er sich völlig.

Er war noch lange Zeit bei mir, sechs Jahre, wenn nicht mehr, und rüstete mich zu einer großen Reise um die Erde aus mit einer Sorgfalt, die sich auf die kleinsten Kleinigkeiten erstreckte.

Unser Schiff stach nicht sogleich in See. Eben als wir uns reisefertig machten, wurde die Abfahrt noch um einige Tage verschoben, und ich fuhr nach Petersburg zurück. Mein kleines Gepäck war damals bereits auf dem Schiffe, meine Möbel und sonstigen Sachen hatte ich irgendwem zur Aufbewahrung gegeben. Matwej allein war in der leeren Wohnung zurückgeblieben.

Welchen Eifer, welche Geschäftigkeit entwickelte er, als ich plötzlich wieder in meinen Zimmern erschien! Er duldete es unter keiner Bedingung, daß ich im Hotel übernachte. Gott weiß, wie er mir ein Bett, eine Matratze, Kissen und Decken verschaffte, und gar woher er mir, woran ich mich noch wohl erinnere, eine Frauenkazawejka,*) mit Hermelin gefüttert, als Schlafrock brachte! Er machte mir das Bett, versorgte mich morgens und abends mit Thee und gab mir mit einer so betrübsam kummervollen Miene seinen Abschiedssegen, daß ich nahe daran war, zu weinen, während er selbst unter Thränen sagte: „Ich werde für Sie beten, gnädiger Herr, und werde den Vater Jeronym bitten, zu beten, daß Sie gesund — glücklich — als Mineral zurückkehren."

Ich war zwei Jahre zu Schiff. Die Rückkehr durch Sibirien auf Fluß- und Landwegen beanspruchte etwa ein halbes Jahr, von August bis Februar.

Unterwegs — ich glaube aus Kasan — schrieb ich an meine Freunde in Petersburg und bat sie, mir eine Wohnung und einen Diener zu suchen und mir das Ergebnis nach Moskau zu melden.

Man benachrichtigte mich, daß sich eine passende Wohnung auf dem Newsky-Prospekt gefunden, und bezeichnete mir zugleich die Hausnummer.

Nicht ohne Bewegung fuhr ich mit meinem Gepäck zu dem bezeichneten Hause, auch nicht ohne eine gewisse Angst vor all den Unannehmlichkeiten, die mir nun bei der Einrichtung der neuen Wohnung bevorstanden, statt daß ich mich nach so langer Reise ausruhen durfte. Ein Dwornik begleitete mich zu meinem neuen Heim. Ich zog zaghaft die Klingel. Die Thür öffnete sich, und auf der Schwelle erschien — Matwej.

Ich stieß einen Ruf der Freude und Ueberraschung aus.

„Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!" schrie er aus voller Kehle, als ob er „Feuer! Hilfe!" riefe. Und mir sein Zahnfleisch zeigend, warf er sich auf mich, um mir Schultern und Hände zu küssen, lachte, sprang hin und her und riß uns die Säcke, den Plaid, und was wir sonst trugen, aus der Hand.

„Alles ist bereit. Bitte, gnädiger Herr! Gott hat mein Gebet erhört. Vater Jeronym — ich werde bei ihm eine Messe bestellen. Das Bett ist schon seit fünf Tagen fertig — ich habe bereits Holz und Kohlen gekauft — Kerzen — alles ist da — Thee zwei Pfund Zucker —"

Nachdem er das alles schnell hergesagt, riß er den

---

*) Kurzer Mantel.

Mund auf, holte Atem und sprang neuerdings um mich herum, mir buchstäblich mit Gewalt die Kleider vom Leibe reißend.

„Beruhige dich, mein Lieber!“ bat ich, aber vergebens.

„Wo sind die Sachen, der Koffer, die Kleider, die Wäsche?“

„Dort im Wagen. Die Dworniks werden es bringen. Warte nur! Beruhige dich!“

„Kommen Sie, kommen Sie, Wasilij!“ — Er zog den Dwornik mit sich. Kaum daß ich ihm das Geld für den Wagen in die Hand schieben konnte.

Man brachte alles. Eine Stunde später saß ich bereits in meinem Armstuhl beim Thee, mit einer Zigarre, als wäre ich nie verreist gewesen. Matwej packte unterdessen meine Sachen aus und legte sie haufenweis auf Stühle, Tische und Diwan.

„Ein guter, braver, wackerer, aber auch komischer Bursch!“ dachte ich, während ich seiner Beschäftigung zusah, die er mit einem wahrhaft rührenden Eifer betrieb. Nicht umsonst lachten die Lakaien über ihn. Wie sollte er auch nicht komisch sein? Er lügt nicht, hütet fremdes Geld ebenso wie das seine, achtet auf alles, was man ihm anvertraut, ißt wenig, trinkt keinen Branntwein, betrügt nicht, erzählt nicht mit Zorn von den Schlägen, die ihm sein Herr gegeben, und strebt bei alledem nach Freiheit. Wie sollte er da nicht komisch sein? Wer ihn ansieht, hält ihn dafür, aber das Nichtkomische in ihm merkt keiner von allen, das Nichtkomische, das ihnen selbst abgeht, das aber in diesem abgezehrten, erschöpften Leibe brennt und leuchtet und unversehens in Funken nach außen sprüht. — Auch Don Quichote war komisch.

Unterdessen fuhr Matwej fort, meine Wäsche, Kleider und so weiter in häusliche Ordnung zu bringen, natürlich nicht in die richtige, denn nach wie vor folgte er nur seinem eignen Kopfe. Ich bat ihn, alles das für den nächsten Tag zu lassen.

Am folgenden Morgen, kaum daß ich aufgestanden war, stellte sich Matwej ein — mit einem Jerester, das alles enthielt, was ich von der Reise mitgebracht, und mit einer Rechnung über Zucker, Thee, Holz, kurz über alles, was er zu meiner Ankunft eingekauft hatte.

Vor meinen Augen flimmerten wieder: Millig, Puder und so weiter.

„Das Holz ist um fünfundsiebzig Kopeken teurer geworden als voriges Jahr,“ bemerkte er traurig. Dann aber hellte sich sein Antlitz auf, und er fügte hinzu: „Dafür sind Zucker und Kerzen billiger.“ Und damit schob er mir Rechnung und Jerester zu.

Ich war nahe daran, verzweifelt die Hände zusammenzuschlagen, mußte jedoch laut auflachen, und auch Matwej zeigte das ganze Zahnfleisch.

„Du bleibst immer derselbe — unverbesserlich.“

Er stand vor mir in dem alten grauen Rock, äußerlich unbewegt und ruhig, aber mit einem Schimmer stiller Freude in den Augen, Freude darüber, daß ich wieder daheim und er bei mir war. Er schien über mich wahrhaftig entzückt zu sein.

„Für dich giebt's keinen Preis, weißt du, Matwej!“

„Der Herr ist jetzt mit dem Preis heruntergegangen, er ist jetzt mit fünfhundert zufrieden,“ sagte er lebhaft, vor Freude glucksend. „Ich habe dem Amtmann schreiben lassen und ihm den Brief geschickt, daß ich das Geld erlegen werde. Vierhundert hab' ich schon,“ sagte er vertraulich flüsternd. „In drei Jahren, wenn es Gott giebt, werde ich vielleicht das übrige erspart haben.“

„Wie, vierhundert? So viel hattest du ja schon vor meiner Abreise. Jetzt müßtest du doch das Doppelte haben. Hast du denn in meiner Abwesenheit nichts erspart oder hast du so viel verbraucht?“

Das Gesicht Matwejs verdüsterte sich und wurde totenartiger als je.

„Dieses Geld ist überhaupt nicht mehr vorhanden, gnädiger Herr!“ sagte er tief Atem holend und seitwärts blickend.

„Wo ist es hingekommen? Hat man es dir gestohlen? Sind Diebe gekommen?“

Er wurde wieder munterer und zeigte sein Zahnfleisch.

„Diebe? Nein, gnädiger Herr. Wie wären die dazu gekommen? Ich hätte sie gepackt und so ...“ Er bedeutete mir mit beiden Händen, wie er die Diebe zerrissen hätte. „Sie hätten ihre Beine nicht davongebracht, viel weniger das Geld.“

„Wohin ist es dann gekommen?“

Er schwieg einen Augenblick.

„Der Gevatter hat es vertrunken,“ murmelte er dann mit einem tiefen Seufzer und kniff die Augen ein.

„Vertrunken? Weshalb hast du es ihm gegeben? Du hättest es in die Bank legen sollen.“

„In der Bank kann ich es nicht haben. Das Geld muß oft verliehen werden. Soll man da jedesmal nach der Bank laufen? Da hab' ich es dem Gevatter zum Aufheben gegeben. Er hat mit seiner Frau allein eine Wohnung. Das Zimmer ist nie leer. Entweder ist er zu Haus oder sie. Ich hab' auch meine Pfandsachen bei ihm liegen. Es wußte auch niemand um das Geld als ich und die beiden. Für mich selber hatte ich einen Winkel gemietet. In einen Winkel, wissen Sie, gnädiger Herr, kommt aber alles mögliche Volk. Und da gab ich mein Geld dem Gevatter zum Aufheben,“ sagte er flüsternd mit einem tiefen Seufzer. „Er hatte es im Ofenrohr, in einem Topf, damit es nicht gestohlen würde. Ja, und dann hat er es selber ausgeführt, erst in kleinen Portionen, und dann nahm er alles auf einmal. Drei Monate lang war er nicht zu sehen — immer betrunken.“

Wiederum ein tiefer Seufzer. Er sah ganz erschöpft aus. Armer Teufel! dachte ich bei mir.

„Also hat er dir gar nichts zurückgegeben?" fragte ich.

„Wie konnte er etwas zurückgeben? Er hatte ja selber nichts. Als ich zu ihm kam, schenkte ich ihm noch meine alten Schuhe und eine Hose, die ich von Ihnen bekommen hatte. Er hatte nichts anzuziehen. Auch Bargeld, einen Rubel," endete er und schloß die Augen.

„Und die vierhundert Rubel, die du jetzt hast — woher sind die?"

Er lebte wieder auf, seine Augen begannen zu glänzen: „Wieder erspart, gnädiger Herr!" sagte er triumphierend. „Das Geschäft ging flott und gut. In dem Hause, wo ich wohnte, gab's einige junge Herren. Die nahmen oft bei mir und zahlten Prozente, so viel man verlangte. Manchmal nahmen sie auch ohne Pfand und gaben alles pünktlich zurück. Anderthalb Jahre lang hab' ich alles zurückbekommen. Jetzt liegen bei mir wieder versetzte Sachen."

*

Seit meiner Rückkehr war ein Jahr vergangen. Ich war mit Matwej so zufrieden wie je. Um so größer war daher meine Verwunderung, als er eines Tags die Absicht äußerte, eine Wohnung zu mieten und Zimmerherren aufzunehmen. Eine traurige Zukunft that sich wieder vor mir auf.

„Wie? Du willst mich verlassen?" rief ich.

„Jetzt nicht, nein!" beeilte er sich, zu erwidern. „Aber im Herbst," — wir befanden uns damals im April — „im Herbst, gnädiger Herr, entlassen Sie mich! Im Herbst wird mir der Amtmann den Freibrief schicken. Ich werde ihm da das Geld einsenden — nicht das ganze, nur die Hälfte — die andre Hälfte später. Ich werde noch fünfhundert übrig behalten," schloß er geheimnisvoll.

Ich seufzte.

„Was soll ich anfangen, wenn du gehst?"

„Ich werde Ihnen einen andern Diener verschaffen — gerade so einen —"

„Nein, Matwej, so einer ist nimmer zu finden."

Er sagte nichts darauf, aber er sah so aus, als ob er noch etwas auf dem Herzen hätte, und plötzlich machte er mir eine Eröffnung, die mir in der That ganz unerwartet kam: nämlich, daß er ein Frauenzimmer im Auge habe, und daß auch sie nicht abgeneigt sei, ihn zu heiraten.

Ich war außer stande, ihn zu Ende zu hören und sprang vor Staunen vom Sessel auf.

„Was? Du willst heiraten? Es ist nicht —" Ich konnte nicht weiter. Das Lachen überwältigte mich. Auch er zeigte das Zahnfleisch.

„Gewiß und wahrhaftig, gnädiger Herr!" sagte er schnell und einigermaßen beschämt.

„Du ein Familienvater mit Weib — und Kindern —" Ich lachte neuerdings.

„Gott mit ihnen, mit den Kindern! Was für Kinder, gnädiger Herr? Ich werde mich doch nicht mit solchen Dummheiten abgeben. Das sind Kindereien. Pfui!"

Er that ein paar Schritte, um in die Ecke zu spucken. Dann kam er wieder zu mir.

„Sie ist ja schon hoch in Jahren," fügte er hinzu.

„Und was hast du für ein Vergnügen dabei, sie zu heiraten?"

„Sie hat Geld," sagte er leise. „Die Leute sagen — sie soll tausend oder mehr haben — vielleicht zwei. Sie weiß auch, daß ich was habe. Wir werden zusammen ein Geschäft treiben — werden eine große Wohnung mieten — eine Garküche eröffnen — Mieter nehmen — einen Saal für Bälle und Hochzeiten halten. Wir werden reich werden, schrecklich! Ja, sehen Sie, gnädiger Herr, ohne Frau kann man so etwas nicht machen."

Im Herbst nahmen wir Abschied voneinander, beide mit Bedauern. Er heiratete wirklich, eröffnete ein „Etablissement", eine Garküche, und lud auch mich ein, seinen Tisch zu versuchen. Ich kam nicht hin, hörte jedoch von Bekannten, daß man bei ihm nicht schlecht esse und daß das Geschäft gehe. Er mietete auch wirklich einen Saal für Hochzeiten und Bälle.

Drei Jahre lang besuchte er mich regelmäßig zu Ostern und Neujahr. Er kam in Frack und weißer Krawatte, eine Uhrkette auf der Weste. Mein Gott, wie komisch er war!

Als ich nach alter Gewohnheit eine Banknote aus der Brieftasche nahm, um sie ihm „zu einem roten Ei" zu schenken, sprang er zurück wie ein verwundeter Wolf und sagte in vorwurfsvollem Ton:

„Nicht deshalb, gnädiger Herr, nicht deshalb! Gott bewahre! Ich werde Sie nie vergessen."

Warum? dachte ich bei mir, indem ich ihn belustigt und zugleich gerührt betrachtete.

Zum letztenmal besuchte er mich, als er hörte, daß ich im Range befördert worden sei.

Er kam auf mich zugestürzt, sprang vor Freuden und sah mich mit leuchtenden Augen an.

„Ich sagte es Ihnen, gnädiger Herr, ich sagte es Ihnen. Ich wußte es — Sie werden noch Mineral — ich habe darum gebetet."

So beglückwünschte er mich, mir die Schulter küssend, und als er wegging, rief er: „Gott gebe, daß Sie ein Graf werden! Ich werde beten."

Ich bedaure sehr, nicht auch diesen Titel erworben zu haben, wäre es auch nur, um die Freude Matwejs zu sehen. Wie würde er springen!

*

Später hörte ich, daß Matwej sich freigekauft, daß er das Geld bezahlt und seinen Schein empfangen habe, und zwar kurz vor dem Manifest vom 19. Februar 1861.*)

*) Durch welches die Leibeigenschaft aufgehoben wurde.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Roman von

Erna Juel-Hansen.

Aus dem Dänischen übersetzt von Ernst Brausewetter.

(Schluß.)

IV.

Als Margarete nach Hause ging, lag goldenes Nachmittagslicht des Maitages über all dem Sprossenden und Grünenden in Gärten und Alleen. Die Luft war ein zitternder Nebel von schimmernden lichten Farben, wie durchwebt mit Duft der hervorquellenden Ueppigkeit. Nun sah sie das alles.

Das Leben war neu für sie, das Dasein erfüllt von einer niemals geahnten, geheimnisvollen, strahlenden Herrlichkeit. Und dann war es, als wäre sie erst jetzt erwachsen — ja erst jetzt ein ganzer Mensch, ein ganzes Weib geworden — das hatte er mit den süßesten und wunderbarsten Worten gesagt — ganz Weib, geschaffen für die Liebe. Diese Worte waren in sie wie eine Offenbarung niedergefahren, hatten ihr gleichsam das Rätsel des Lebens gelöst, denn „leben war lieben“. Mit dem eben gewonnenen, siegessicheren Bewußtsein von dem, was sie in sich barg, was sie zu geben vermochte, sagte sie sich selbst mit seinen Worten, daß sie zu den Glücklichen, den Auserkorenen gehörte, die geschaffen waren für die Liebe. Und sie war sein — o, wie sie es niemals geträumt hatte, daß man eines andern werden könnte!

Wie glücklich sie das machte, wie unbeschreiblich, unaussprechlich glücklich!

Fast übermütig lachte sie jetzt über all ihre mädchenhafte Angst in ihrem grübelnden Sinnen über das Geheimnis des Liebesglückes, das ihr soeben entschleiert war, während sie jedes Wort, jede Liebkosung, jede Freude wieder durchlebte.

Seit diesem Tage gab es keine Leere und keine Oede mehr; alle Unruhe des Müßiggangs war fort; daß sie keine Arbeit hatte, war ihr jetzt eine Freude mehr, denn es gewährte ihr volle Freiheit, zu träumen, sich zu sehnen — und jetzt war keiner ihrer Träume mehr unfruchtbar — die Sehnsucht hatte nichts vom Vermissen an sich, denn sie fühlte jedesmal, wenn sie sich sahen, aus der Leidenschaftlichkeit seiner Küsse, seiner Umarmungen, daß er liebte wie sie, sich sehnte wie sie.

Aber mehr als alles andre bezauberte sie seine Zärtlichkeit. Sie konnte weinen vor Glück, wenn sie daran dachte, wie gut er gegen sie war, wie liebevoll und wie sanft. Und dann verstand er sie — o, wie sie niemals verstanden worden war! — jede Bewegung ihrer Seele fand gleichsam ein Echo in der seinigen. Niemals kam sie vergebens, sondern wurde jedesmal von ihm fast mit größerer Wärme, mit innigerer Liebe empfangen, — und sie schauderte, wenn der Vergleich zwischen ihm und Möller sich ihr unwillkürlich aufdrängte.

Sie hatte ihm nichts von ihrer Verlobung gesagt. Was bedurfte es dessen? Sobald sie einen Brief von Möller bekam — und das konnte nicht vor dem Herbst geschehen, von London aus, denn so lange er in Grönland war, könnte er nicht schreiben, hatte er gesagt — wollte sie natürlich die Verlobung aufheben. Und damit war er aus ihrer Seele entschwunden, als wenn er niemals gelebt hätte.

Sie konnte nur nicht begreifen, daß sie sich jemals eingebildet hatte, in ihn verliebt zu sein, denn sie glaubte fest, sie hätte niemals einen andern geliebt und würde niemals einen andern lieben als diesen Mann, an dessen Herz sie erlebt hatte, was Christian den „süßesten Augenblick“ genannt hatte, den das Leben zu bieten vermöchte.

O, wie sie ihn nun verstand, und wie er recht gehabt hatte!

Wie so viel schöner, glücklicher — ja heiliger erschien ihr ihre Hochzeit, wie sie es nannte, gerade durch das Geheimnis, das sie umgab, und von dem kein andrer etwas ahnte, als eine solche, wie Olivia und selbst Ludovika sie gehabt hatten!

Es konnte in ihr eine Freude emporsprudeln, die gleichsam den Verstand überwältigte, wenn sie, daheim oder auch mitten unter Fremden, plötzlich daran dachte, daß sie heimlich geliebt, heimlich vermählt wäre. Diese Worte hatten für sie einen wunderbaren Zauber an sich — daß niemand das Glück ahnte, das sie genoß, daß es ihr ganz allein gehörte. Und dann sah sie, wie in einer Fata Morgana, das von

grünlichem Lichte übergossene Atelier, hörte die Vögel draußen zwitschern, wie jenes erste Mal, spürte die sonnengesättigte Luft dort drinnen, vermischt mit dem Geruch des Terpentins der Farben, sah die Skizzen an den Wänden, die Staffelei und ihn — ihn an der Thür, um sie zu empfangen.

Der einzige, dem sie Lust gehabt hätte, von ihrem Glück zu erzählen, war ihr Vater; bisweilen war sie nahe daran, es zu thun. Aber alles konnte sie ihm ja doch nicht sagen und — er würde ja auch nicht verstehen, warum sie und Krog es so wünschten, sondern würde verlangen, sie sollten sich öffentlich verheiraten, wie andre Leute, und das war es ja gerade, was sie nicht wollten. Nein, das würde nur Trennung bedeuten, Aufhören des wunderbaren Geheimnisses, in dem sie lebte — und außerdem, Krog dachte wie Vetter Christian, daß die Liebe ihr eignes Recht hätte, und sie dachte in allem, wie er. Dies war ihr eigen, und nur so war sie völlig glücklich, ja, ohne Störung wollte sie den Trank des Lebens genießen, nach dem sie all ihr Lebtag gedürstet hatte.

Einen Fehler jedoch hatte die Geheimthuerei: sie konnten nicht viel miteinander reden. Ja, so gut wie niemals, denn sie waren sehr vorsichtig, sie sahen sich nirgends, außer bei ihm, da jetzt in den hellsten Sommertagen Rendezvous im Freien unmöglich waren, — und sie wollten nicht entdeckt werden, nicht um alles in der Welt.

Sie konnte sich nur zu ihm stehlen, und geschah es auch oft, so doch selten auf längere Zeit, und immer mußte sie einen Vorwand suchen, der genügend glaubwürdig war. So lange Ludovika noch in der Stadt war, ging es noch an. Papa und Mama waren es ja gewöhnt, daß sie so gut wie täglich dorthin ging. Aber Ludovika und ihr Mann reisten zu Anfang des Sommers ins Ausland, und dann war es schwer, etwas andres ausfindig zu machen, als daß sie spazieren ging. Uebrigens ahnte Ludovika nichts. Schon am ersten Tage hatte Margarete sie so gründlich auf den Holzweg geführt, daß sie keinen Verdacht hegte.

Nein, niemand durfte etwas wissen, niemand, nicht einmal Ludovika.

Sein Atelier lag ein gutes Stück außerhalb der Stadt, und der Weg erforderte Zeit, selbst wenn sie fuhr.

So wurden ihre Zusammenkünfte selten etwas andres, als ein Platzregen von Liebkosungen, die mit fast fieberhafter Hast ausgetauscht wurden.

Margarete genügte das oder wenigstens beinahe. Das Glück der Liebe bestand für sie darin, Liebkosungen zu geben und Liebkosungen zu empfangen. So lange seine Arme sie in Leidenschaft an sich drückten, seine Lippen Liebesworte ihr ins Ohr flüsterten, vermißte sie nichts, und sie ging von ihm, wie kurz ihr Zusammensein auch gewesen war, mit gesättigter Seele und befriedigten Sinnen, und doch mit einer neugeborenen, schwellenden Sehnsucht, die ihrem Dasein Fülle verlieh.

Und ihre Liebe war so reich, so erfinderisch in ihrer Fähigkeit, sich selbst zu erneuern, daß er anfangs auch nichts vermißte und sich dem vollen Genuß des Glückes hingab, das sie ihm schenkte.

Er hatte vorläufig seine Reise aufgegeben oder bis ins Ungewisse hinausgeschoben.

Er that nichts. Eine rastlose Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, weil er beständig wartete. Er machte Entwürfe, zeichnete, begann auch ein Bild, aber es wurde nichts Rechtes. Er wagte nicht, sich ein Modell zu beschaffen, denn er war ja niemals sicher, wann Margarete kommen konnte. Er ging nicht aus, bevor sie nicht dagewesen oder bevor es so spät geworden war, daß er sie nicht mehr erwarten konnte.

Als die warme Jahreszeit kam, reiste der Etatsrat, wie es seine Gewohnheit war, in einen Bade-Ort; er brauchte das seiner Verdauung wegen, wie er sagte.

Mama gehörte zu jenen richtigen, eingeborenen Kopenhagenerinnen, die am liebsten auch während des Sommers in der Stadt bleiben. Ihr behagte das Landleben nicht, und dann hatte sie es so schön ruhig, wenn der Etatsrat fort war, denn: „Gott, wie wäre das Leben bequem, wenn man die Männer los wäre!“ Aber nichtsdestoweniger vermißte sie ihn gründlich, schrieb jeden Tag an ihn und ging wie ein eierkrankes Huhn umher, wenn die tägliche Briefkarte sich nur um eine Post verspätete.

Margarete brachte sonst den Sommer bald bei der einen, bald bei der andern bekannten Familie auf dem Lande zu, aber heuer wollte sie nicht fort.

Sie hatte plötzlich eine solch zärtliche Sorgfalt für Mamas Wohlergehen bekommen und sagte, sie brächte es nicht übers Herz, von ihr fortzugehen und sie ganz allein in der leeren Wohnung zu lassen. Und außerdem fühlte sie sich so wohl, so wohl, daß sie förmlich strotzte vor Gesundheit — keine Spur von Bleichsucht.

Na, da bekam sie ihren Willen, und Mama war ganz gerührt — sie war nicht gewohnt, daß Margarete so viel Rücksicht auf sie nahm. Es war ja unleugbar ein wenig traurig, in dem großen Hause mit den Dienstboten allein zu sein — man mochte kaum ordentliches Essen kochen.

Olivia lag ihr auch schwer am Herzen, denn die Arme war, wie immer im Sommer, schon wieder in andern Umständen.

Dieser Umstand gewährte Margarete bedeutend mehr Freiheit, als gewöhnlich. Mama war immer mehrere Stunden des Tages bei Olivia; sie selbst machte regelmäßig kleine Ausflüge zu denjenigen ihrer Verwandten und Bekannten, die am Strandweg,

in Taarbäck und so weiter auf dem Lande wohnten, und fand dabei Gelegenheit, für einige Stunden „aus der Welt zu verschwinden“, wie sie es nannte — und dann war sie bei ihm. Ein ewiges Kombinieren fand in ihrem Gehirn statt, und sie benutzte jede Gelegenheit mit einer List und Schlauheit, die Krog in Erstaunen versetzte, um plötzlich, wenn er es am wenigsten ahnte, wie aus den Wolken gefallen in seinem Atelier zu stehen und ihm zu erzählen, daß sie so und so viel Stunden, Minuten und Sekunden zu ihrer Verfügung hätte — sie wußte es immer ganz genau, denn es mußte in der Regel mit der Abgangs- und Ankunftszeit eines Eisenbahnzuges dergleichen übereinstimmen.

Wunderlich war es, daß ihm allmählich die Stunden zu lang erscheinen konnten. Es fehlte nicht viel, daß er bisweilen, nun, da sie sich fast täglich sahen, begann, die früheren hastigen, seltenen Zusammenkünfte zurückzuwünschen. Es überschlich ihn allmählich etwas, was der Enttäuschung ähnelte — denn sie war nicht recht das, was er erwartet hatte.

Ihr Verhältnis zwang ihn, isolierter zu leben, als er es bisher gethan hatte. Er mußte seine Thür allen andern so gut wie verschließen, wenn sie freien Zugang haben sollte, und er hatte den übrigens nicht zahlreichen Freunden und Kollegen, die noch in der Stadt waren, eingebildet, daß er eine Arbeit vorhätte, bei der er nicht gestört werden wollte. An seiner Thür befand sich ständig der kleine Zettel: „Besuche werden nicht empfangen.“ Aber desto mehr fühlte er das Bedürfnis, sich ihr mitzuteilen, bei ihr Verständnis zu finden, sich durch geistiges Zusammenleben mit diesem jungen Weibe, das so frisch und warmfühlend war und das so viel enthalten mußte, zu bereichern. Nun, wo sie Zeit hatte, mußten sie da nicht etwas auseinander herausbringen können? Und er versuchte es wieder und wieder, aber ohne Erfolg.

Er war so stark von der Bewegung der neuen Zeit ergriffen, dem damaligem Umschwung des Geisteslebens in Dänemark. Er liebte alles Neue in der Kunst und Litteratur. Das war es, was ihn erfüllt hatte, als er das Bild malte. Und es war eines der ersten der neuen Schule, das Aufsehen erregt hatte. Er hatte damit auch für die Sache, der er diente, einen Sieg davongetragen.

Aber von dem allen wußte sie nichts — absolut nichts, und was schlimmer war, sie hatte, wie er bald entdeckte, auch kein sonderliches Interesse für das, was zum geistigen Leben gehörte und was für ihn ein Lebensbedürfnis war, so notwendig wie die Luft, die er einatmete.

Das war ein unglaublicher Mangel. Und er begriff es nicht, bis er allmählich aus ihr herausbrachte, wie sie erzogen war. Daß etwas Derartiges möglich war in unsrer Zeit! Es war und blieb ihm ein ungelöstes Rätsel.

Dann suchte er ihren Sinn und ihr Interesse zu erwecken, er wollte ihr klar machen, was Vergangenheit und Neuzeit schied, und sprach sich darüber warm. Sie hörte ihm auch zu, scheinbar mit Interesse. Er wurde so hübsch, wenn er so sprach. Aber er merkte bald, es waren nur ihre äußeren Ohren, welche folgten. Gemüt und Seele waren für alles andre verschlossen, als was ihn und sie rein persönlich anbetraf. Ihre Liebe machte sie freilich so feinhörig, daß sie in der Regel wußte, was er wünschte, daß sie sagen oder antworten sollte, und sie war immer derselben Meinung wie er, lobte, was er des Lobes wert fand, und tadelte kurzweg alles andre. Aber niemals brachte eine Frage oder ein Zweifel ihm Botschaft davon, daß das, was er ihr mitteilte, Wiederhall in ihr selbst fand, einem Drang nach Wissen oder Verständnis begegnete. Ein paarmal stellte er sie auf die Probe und widersprach sich selbst. Ja, dann war sie doch mit ihm einig.

So wurde es völlig zwecklos, auf diese Weise mit ihr zu reden.

Er gab ihr Bücher — die neuesten, die besten, die er kannte und die er liebte und bewunderte, trotz aller Mängel, nur weil in ihnen etwas von der neuen, frischen Weltströmung vorhanden war, die endlich auch hier daheim die Dämme durchbrochen hatte, aber sie las sie nicht — oder so langsam, daß ihm die Geduld verging.

Sie versuchte es ehrlich. Aber das Buch sank in ihren Schoß, sobald sie nur zu lesen begann. Irgend eine Einzelheit darin erinnerte sie sogleich an ihn. Sie suchte nur immer die Liebesscenen auf, und dann flogen die Gedanken vom Buche zu der Wirklichkeit, in der sie lebte. Sie hatte ja nun das Leben — was kümmerte sie sich um die Bücher?

Und nicht besser ging es mit seiner Kunst, für die sie so gerne Verständnis haben wollte. Aber das konnte nicht erlernt werden, wie sie seinerzeit Botanik gelernt hatte. Sie hatte kein Auge für Linien, Farben und Töne. Sie hörte ihn außerdem viel lieber das allergewöhnlichste Liebeswort sprechen, als von den Meistern der ganzen Welt, ihren Bildern, ihrem Leben und ihrem Schaffen erzählen.

Sie besaßen einander. Was ging sie die ganze übrige Welt an! Sie konnten von ihrer Liebe reden. Was war so herrlich, wie diese!

Niemals wurde sie müde, selbst zu sagen und sagen zu hören, daß sie ihn liebte und er sie, und sie fand so reiche und ergreifende Worte, daß die Wiederholung auch ihm lange neu schien und er im Augenblick jedes Vermissen zurückdrängte und die Worte von ihren Lippen abküßte.

Aber während all dem kam er, wie gesagt, nicht

dazu, etwas zu thun. Sein künstlerisches Gewissen plagte ihn deshalb bisweilen schlimm. Die Reisesehnsucht stellte sich auch ein. Diese heißen Augusttage waren fast unerträglich unter dem Schieferdach seines Ateliers. Im Anfang hatte er ihr gesagt und es auch geglaubt, daß ihre Liebe ihn zu neuen, großen Aufgaben in weit reicherem Maße begeistern würde, als die Reise, die er beabsichtigt hatte. Nun konnte er sich nicht von dem Gedanken freimachen, daß dieser Sommer, den er in Kopenhagen zubrachte, selbst mit ihr, nicht gerade sonderlich geeignet wäre, ihn mit Eindrücken zu bereichern oder ihm Impulse zur Arbeit zu geben.

Wenn er, wie es oft geschah, in der dumpfen Luft des Ateliers eingeschlossen, sie einen ganzen Tag erwartet hatte, überkam ihn die Empfindung, als wäre er im Gefängnis. Die Lust, hinauszukommen, frei zu sein, drückte ihn wie ein Alp. Bilder von Schnee und Alpen, von großen, freien Berghalden mit kühler Gebirgsluft zogen an ihm vorüber.

Wenn sie noch ein wenig im Freien hätten zusammen sein können! Aber was ihre Zusammenkünfte so seltsam eintönig machte, war dieses beständige Zusammensein auf demselben Fleck, in demselben Zimmer, in demselben Farbenschimmer. All dies Grüne, was sie immer umgab, peinigte sein Auge, wie eine Melodie, endlos wiederholt, das Ohr martern kann.

Aber wenn sie kam, verschwand doch alles in dem Glück, das sie — meistens — mit sich brachte.

In der letzten Zeit blieb jedoch hie und da eine Unmutswolke über seinem Gesicht lagern, die ihr nicht entging und die sie unruhig und bedrückt machte, obschon es ihr bisher stets geglückt war, sie durch das einzige Mittel, das sie gegen alles hatte, zu verjagen — durch ihre Liebkosungen, ihre Worte, die sie doppelt warm, doppelt vielsagend zu machen suchte, bis er sich in eine rosa Wolke eingehüllt fühlte und alles in ihren Armen vergaß.

Aber wenn sie nun fragte: „Liebst du mich?“, antwortete er selten direkt, er gebrauchte eine Umschreibung oder er machte die Antwort zu einer Frage: „Närrchen,“ konnte er sagen, „was für eine Frage? Fühltest du es denn nicht eben an meiner Umarmung, meinen Küssen?“ Oder er antwortete verneinend mit leicht durchschaubarer Uebertreibung: „Nein, nicht im geringsten, das merkst du doch,“ und preßte sie an sich.

Aber sie wurde darauf aufmerksam, und sie grübelte oft darüber, warum er so antwortete, und niemals ein ordentliches Ja, niemals, wie im Anfange, da er die drei Worte vor Entzücken hundert- und wieder hundertmal wiederholt hatte.

Dann einmal — sie war gerade im Begriff, zu gehen und hatte schon den Hut aufgesetzt — fragte sie ihn: „Wirst du mich immer lieben?“

Er war offenbar betroffen und zögerte einen Augenblick, als wenn er sich bedächte; dann sagte er:

„‚Immer‘ ist ein so großes Wort — ich will es mit einem andern vertauschen und antworten: lange!“

Sie seufzte und sah ihn fast schmerzlich an. Da fügte er mit ungeduldiger Hast hinzu:

„Aber warum beständig nach dem fragen, was wir beide wissen? Wir beide sind jetzt in diesem Augenblick ja von Liebe erfüllt. War es gestern der Fall, wird es morgen auch sein und das nächste Mal, das wir uns wiedersehen, und viele, viele Male später vermutlich. Warum denn daran denken, wie lange es währen wird? Weißt du es? Weiß ich es? O Kind, laß uns das Glück genießen, so lange wir es besitzen, und quälen wir uns nicht mit dem, was darauf folgt! Liebe mich, solange du kannst, gieb mir dich selbst, dein eignes süßes Ich, wie du es jetzt thust, frei und ohne Vorbehalt, laß uns die Lust und den Jubel der Liebe miteinander teilen und genießen — und ist es einmal vorbei, dann trauere nicht! Laß uns den Mut haben, es einander ehrlich, ohne Scheu zu sagen! Ich werde mich nicht beklagen, sondern alles dessen gedenken, was du mir geschenkt hast, als des Schönsten, was das Leben mir bisher gab. Nur so kann man glücklich sein und es ganz sein —“

Sie legte die Hand auf seinen Mund und schmiegte sich an ihn, indem sie leidenschaftlich flüsterte: „O — still — ich werde dich immer lieben — immer — glauben, das ist mein Glück —“

Er biß sie durch den Handschuh in den Finger. „Gelobe nichts, aber komm, du Süße — und komm bald wieder, hörst du? — bald —!“

V.

Es war im September. Sie würde in der Dämmerung kommen, hatte sie versprochen.

Und nun sollte es geschehen. Es sollte jetzt ein Ende haben, bevor es zu spät wurde. Noch war nichts geschehen, was sich nicht wieder gut machen ließe, hoffte er.

Aber er durfte nicht auf seine Ruhe, seine Besonnenheit bauen, wenn sie sich im Zimmer trafen. Noch ruhte etwas über ihr, was seine Sinne bezauberte, wenn er sie nur in seiner Nähe fühlte; aber auch nur dies war übrig. Sonst war er dieses Verhältnisses müde und überdrüssig, das ihn band und einsperrte, so daß er nahe daran war, zu ersticken.

Jedesmal, wenn er sie in der letzten Zeit gesehen, hatte er sich vorgenommen, sie auf den Bruch vorzubereiten, der kommen mußte. Aber er hatte es nicht vermocht.

Sie sahen sich wieder nur für flüchtige Augenblicke, für die sie sich zu ihm zu stehlen vermochte — und so blieb es immer wieder beim alten. Ihre leidenschaftlichen Liebkosungen, die süße Anmut ihrer warmen

Hingebung bliesen Lohe in die verglimmenden Kohlen seiner Liebe. Aber er wollte den Becher nicht bis zur Neige austrinken, nicht den bitteren Geschmack der Hefe mitbekommen — nicht um ihretwillen und nicht um seinetwillen. Er wog alle Bedenken dagegen ab, daß er im wahrsten Sinne des Wortes ein Unrecht beging, wenn er dies Verhältnis fortsetzte. Er liebte sie nicht mehr, oder richtiger nicht mehr so, daß er ein Recht auf ihre Liebe hatte. Und doch grauste ihm vor dem Schmerz, den er ihr bereiten sollte, es war sogar hart genug für ihn selbst. Aber sie, für die es unvermutet kam, die ihn noch mit derselben hingebenden Leidenschaft, wie am ersten Tage, liebte — das fühlte er in jedem Kuß, jedem Wort, jedem Blick, diesem Blick, der sich in den seinen ergoß, so daß es unmöglich war, zu widerstehen.

Nein, er konnte sie nicht wieder in der Stube treffen, wo alle Erinnerungen mit ihr verknüpft waren und ihn über seine Kräfte verlocken mußten. Und nun, im nächsten Augenblick, würde sie hier sein mit ihrem Lächeln, ihren warmen Augen — nein, sie durfte heute nicht hierher kommen, wenn es geschehen sollte — und es sollte geschehen!

Er sah nach der Uhr. Ja, nun war es an der Zeit. In einer Minute oder zwei würde es zu spät sein.

Er nahm seinen Hut und ging hinaus.

Nur wenige Schritte und er begegnete ihr — er wäre beinahe an ihr vorbeigegangen. Sie war dicht verschleiert und hatte einen langen, dicht schließenden Mantel an, den er nicht kannte. Derselbe machte sie größer, und es war fast schon dunkel. Sie ergriff ihn am Arm und sagte leise lachend, als fürchtete sie, gehört zu werden:

„Was, kennst du mich nicht mehr? Ja, ich bin auch beinahe verkleidet. Aber es war so kalt, daß ich in meine Winterkleider kroch — o, wie kalt deine Hand ist — komm, laß sie mich wärmen —"; aber er zog seine Hand zurück:

„Nein, nimm meinen Arm, wir wollen lieber ein Stückchen gehen."

„Nicht nach Hause zu dir? Aber — warum nicht?" Es klang überrascht, enttäuscht — und dann durchfuhr es sie mit eiskalter Angst, daß etwas nicht in Ordnung wäre, daß ihr etwas drohte, etwas, was sie schon die letzten Male gleichsam in der Luft gespürt hatte — aber was — was?

Er antwortete nicht. Sie legte den Arm in den seinigen, drückte ihn an sich und hielt ihn fest. Er fühlte die weiche Rundung der Brust unter der Seide des Mantels und wie ihr Herz schlug, und hörte den bebenden Seufzer, der sich über ihre Lippen hervordrängte. Aber es wirkte nicht auf ihn, oder er wollte es nicht auf sich wirken lassen, wie es nur noch vor wenigen Wochen der Fall gewesen war. Nein, und tausendmal nein! Er wollte stark sein, ruhig sein. Er nahm unwillkürlich den Hut ab und ließ den Herbstwind über die Stirn hinstreichen. Er mußte besonnen sein, kalt, wenn er nun zu ihr reden sollte, aber ihm war zu Mut, als wäre er ein Mörder und sie das Opfer, dem er das Messer in die Kehle stoßen sollte.

Aber es mußte sein — also besser, schnell zustoßen! und so kam es kürzer und härter, als er gewollt hatte, ohne jede Einleitung:

„Margarete — wir müssen scheiden!"

Sie sah ihn bestürzt an: „Scheiden — warum? — was — ?"

Er sah durch den Schleier, wie sie bleich wurde bis auf die Lippen. Es schnitt ihm ins Herz; aber nun mußte er fortfahren.

Und er begann mit Umschweifen, so schonend und zart er konnte, zu erklären, warum. Er müßte leben für seine Kunst, könnte nicht gebunden sein, müßte hinaus, fort von hier, und etwas werden — sie hätte gesehen, wie es den ganzen Sommer gegangen war, nichts hatte er thun können — er wäre arm, sollte leben, hätte nur seine Kunst und —

Sie seufzte tief auf, wie befreit, etwas Blut zeigte sich in ihren Wangen.

O, war es weiter nichts — er wollte nur reisen! Sie legte ihre Wange an seinen Arm und flüsterte:

„Geliebter, reise — reise — ich will auf dich warten — und mich sehnen — und —"

Nein, es wäre nicht nur das, fuhr er fort; sie müßten scheiden für immer. Er wüßte, Pflicht, Ehre, alles, was einen Mann an eine Frau binden kann, bände ihn an sie — aber — aber, sie hätten einander gelobt — ob sie sich dessen nicht entsänne? — sich ehrlich zu sagen, wenn es bei einem von ihnen nicht weiterginge und — und nun wäre es ihm so ergangen, er könnte nicht gebunden sein, ohne zu Grunde zu gehen. Wollte sie, konnte sie das Opfer bringen und ihn frei geben?

Sie verstand ihn nicht. Was kümmerte sie sich um Pflicht, Ehre und alles das — ihre Liebe band sie aneinander, nichts weiter — wie oft war sie nicht gerade dadurch so glücklich gewesen!

„Sprich nicht vom Scheiden," sagte sie, „ich kann es nicht. Ich will auf dich warten, solange es sein muß. Reise oder bleibe hier, ich werde nicht kommen und dich stören — nicht nach dir sehen, bevor du es selbst willst, aber — aber nicht scheiden! Ich kann nicht leben ohne dich, ich kann nicht!"

Es lag Ungeduld in seinem Ton, als er antwortete:

„Das glaubst du jetzt, aber in kurzem —"

„Nein, nein, nein!" tönte es wie ein leises Jammern. Ein unerträglicher Schmerz schnürte ihr die Brust zusammen, sie drückte sich fester an ihn, schluchzend, ohne Thränen.

„Na — vielleicht? Dann bist du noch die Glücklichere von uns, da deine Liebe in dir lebt. Das Leben kann reich sein durch eine große Leidenschaft, selbst wenn —“ und dann kam es mit plötzlichem Ausbruch: „Aber ich — ich — o Margarete! Ich weiß, was ich jetzt thun sollte, wünsche von ganzem Herzen, ich könnte es thun. Und ich schwöre dir, wenn ich dich liebte, wie nur noch vor wenigen Wochen, dann — dann heirateten wir uns, obschon ich glaube, ja ich weiß es, daß wir beide doch unglücklich werden würden. Aber jetzt — o vergieb mir, wenn es hart klingt, ich muß es dir sagen, selbst wenn ich weiß, daß du darunter leidest — aber in mir ist die Liebe erloschen — oder im Begriff, zu erlöschen — und das ist meine Schuld — nur die meine. Ich habe zu viel verlangt — oder es ist meine unglückliche Natur — niemals fest in etwas, niemals! Siehst du, ich bin einmal so, daß, wenn du mich jetzt zwängest — und du kannst es thun — würde ich dich hassen, während — Margarete, es ist wahr, so niedrig und dumm es dir vorkommen wird — vermagst du in diesem Augenblick edelmütig und stark genug zu sein, mich freizugeben, werde ich dich bewundern, dich lieben wie eine Schwester, eine Freundin, dir dankbar sein mein Leben lang für deinen Edelsinn — und — und — wenn Jahre vergangen sind und wir beide uns beruhigt haben, können wir uns wiedersehen als — als gute Freunde —“

Es kam keine Antwort, nur dasselbe leise jammernde Stöhnen. Hilflos, gebrochen ging sie an seiner Seite, ohne ein Wort, ohne Thränen.

Ein inniges Mitleid mit ihr ergriff ihn, während ihn gleichzeitig ihr Schweigen reizte. Er fühlte jetzt, da alles gesagt war, mehr als jemals, wie weit er von ihr entfernt war, und hatte doch Lust, sie in den Arm zu nehmen, sie zu liebkosen, zu küssen, wie ein Kind, mit dem Bedürfnisse des Freundes, zu trösten. Aber er wagte es nicht, er fürchtete, sie könnte ihn mißverstehen.

Er schwieg noch eine Weile, dann begann er wieder:

„Margarete, du sagst nichts — du mußt mir eine Antwort geben.“

Da schoß plötzlich ein schrecklicher Gedanke in ihm empor. Er beugte sich zu ihr nieder und flüsterte ihr eine Frage ins Ohr. Sie schüttelte energisch verneinend den Kopf, während ihr Gesicht einen einzigen Augenblick glühend rot wurde. Er seufzte erleichtert auf. „Margarete,“ bat er eindringlich, fast zärtlich, „sei mutig — ich weiß ja, du hast Mut. Ich kann nicht von dir gehen, bevor du mir gesagt hast, daß du mich freigiebst. Du sollst es selbst sagen! Bedenke, wie glücklich wir gewesen sind, du hast gesagt, ich hätte dich glücklich gemacht, aber wenn ich es nun nicht länger sein kann — Margarete, um des Glückes willen, das gewesen ist, antworte mir —“

Mühevoll stammelnd, als versagte die Zunge ihr den Dienst, sagte sie mit seltsam starrer Ruhe:

„Wenn du mich nicht mehr liebst, dann — dann —“ aber dann brach ihre Stimme. Mit heiserem, unartikuliertem Laut drückte sie sich an ihn, nahezu wie im Wahnsinn. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte sie, so daß sie kaum stehen konnte. Er fühlte, wie sie wankte, und wollte sie umfassen, aber sie stieß ihn wild von sich und stürzte davon, indem sie von der einen Seite des Weges nach der andern taumelte.

Er folgte ihr langsam nach und behielt sie im Auge von Laterne zu Laterne in der öden, menschenleeren Seitenallee, sah ihre Gestalt im Licht hervorkommen, mit dem Schatten unter den Bäumen zusammenfließen, von neuem auftauchen. An der Ecke draußen an dem Hauptwege hielt eine Droschke, er sah sie dem Kutscher winken und einsteigen.

Er fühlte sich so schuldbewußt, so unglücklich — wußte, daß dies lange, lange auf ihm lasten würde. O, daß der kurze Schimmer von Glück, den man sich in diesem verfluchten Dasein stahl, immer so teuer bezahlt werden mußte!

Und doch hatte er recht gethan, war ehrlich gewesen — ach, ehrlich! Aber wenn es nun keine Dauer hatte — und was konnte er dafür, daß das nicht der Fall war! Es wäre ja für sie beide ein Unglück geworden. Wenn sie nur hätte weinen können! Diese starre Stille, die über ihr lagerte, flößte ihm Angst ein. Sie hatte wie eine Nachtwandlerin ausgesehen — er wußte kaum, ob sie recht gehört oder verstanden hatte, was er sagte — eines hatte sie verstanden, daß er sie nicht mehr liebte. Welcher Unmensch er war, daß er es nicht that! Wenn er nur einen Trost für sie wüßte, aber es gab ja keinen ... Er mochte nicht nach Hause gehen. Er ging zur Stadt, setzte sich in ein Café, schaute in die Zeitungen, begann mit einem Bekannten zu plaudern, ohne zu wissen, wovon sie sprachen ...

In der Nacht packte er seinen Koffer; am Tage darauf reiste er nach Italien.

VI.

„Das Fräulein ist zu Bett gegangen. Sie kam erst nach Hause, als es schon dunkel war, und hatte solch furchtbare Kopfschmerzen. Sie wollte ihre Schlafpulver nehmen und bat, nicht gestört zu werden —“ erklärte das Stubenmädchen auf die Frage der Etatsrätin, die den ganzen Nachmittag bei Olivia zum Besuch gewesen war.

„Herr Gott, hat sie schon wieder Kopfschmerzen? Sie ist doch so lange davon frei gewesen! Das ist wirklich ein trauriges Erbe, das sie von mir bekommen hat. Aber ihr helfen doch wenigstens die Pulver, mir dagegen hilft nichts mehr — ach Gott, ja! Na, bitten Sie den Herrn Etatsrat zum Thee!“

Aber Margarete war nicht im Bett. Sie lag in ihrem Zimmer auf dem Boden, noch mit Hut und Mantel, ganz platt am Boden, wie ein angeschossenes Tier, und wand sich, ohne weinen zu können.

Sie litt so unbeschreiblich, daß sie hie und da gleichsam abwehrend, wie zu etwas außer ihr bat: „Ach, wäre es doch zu Ende, wäre es doch zu Ende!"

Aber es nahm kein Ende. Stückweise kamen seine Worte gleichsam von draußen her und verwundeten sie wie mit giftigen Stacheln. Nun verstand sie sie erst recht, und dann war es ihr, als blutete sie aus hundert Wunden, denn es schlichen sich Bilder und Erinnerungen aus ihrem Zusammenleben hinein, immer die glücklichsten, und dann hätte sie vor Schmerz aufschreien können. Aber sie durfte nicht. Instinktiv erstickte sie jeden Laut, damit niemand sie hören sollte. Unwillkürlich war sie auf ihrer Hut, voll Angst vor jedem Schritt, der sich näherte, vor jeder Thür, welche zufiel.

Endlich hörte sie die murmelnden Stimmen der Eltern in der Schlafstube, und dann wurde alles still. Nun war sie vor Ueberrumpelung sicher.

Dann senkte sich die Nacht über sie herab. Es wurde dunkler. Der rote Widerschein der Gaslaternen draußen wurde zu grauschwarzem Dunkel. Sie richtete sich halb auf — ihr Körper that ihr vom Liegen auf dem harten Boden weh —, saß aufrecht da mit um die Kniee gefalteten Händen, und wiegte sich hin und her, als brächte diese Bewegung ihr eine gewisse Erleichterung. Sie wurde immer schlaffer und schlaffer, fast empfindungslos für alles andre, als das eine, was sie unaufhörlich wiederholte, daß es vorbei wäre — vorbei — vorbei!

Dann erfaßte sie ein neuer, noch heftigerer Paroxysmus. Sie stöhnte laut, rang die Hände und schlug mit geballter Hand gegen die Brust, als wollte sie dadurch den Schmerz da innen dämpfen; ihre Brust war so müde, so müde von diesem unaufhörlichen, peinlich stöhnenden Schluchzen, das sie nicht zu unterdrücken vermochte.

Das schwarzgraue Dunkel draußen wurde grau, dann graulichweiß, dann schwach leuchtend — noch immer saß sie da. Mit starren, thränenlosen Augen, die schmerzten und brannten, beobachtete sie die Veränderung draußen.

Als es hell zu werden begann und sie die Dinge um sich her unterscheiden konnte — war es, als wenn mit dem neuen Tag das volle Bewußtsein von dem, was sie verloren hatte, plötzlich ihr Inneres mit einem Schmerz durchbohrte, als sollte sie davon sterben.

Ein halberstickter Schrei entrang sich ihren Lippen, und in dem unwiderstehlichen Drang nach einer Stütze, nach Hülfe in ihrer Not kroch sie über den Boden hin zum Bett, drückte das Gesicht in die kalten Kissen, als wäre es eine menschliche Brust, und dann begannen die Thränen unaufhaltsam zu fließen, bis sie infolge des krampfartigen Schmerzes in der Kehle und Brust nicht länger konnte.

Sie erhob sich und suchte sich zu erinnern, wo sie ihre Schlafpulver hatte. Ja, da stand die Schachtel auf dem Nachttisch.

Sie rührte das Pulver im Wasser ein und trank die Flüssigkeit aus. Dann warf sie sich ins Bett.

Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Der Krampf in der Brust und Kehle, den das Opiat einen Augenblick gedämpft hatte, kam wieder. Nein, das wollte sie nicht länger ertragen.

Sie nahm ein zweites Pulver.

Da überkam sie ein bisher nicht gekanntes Wohlbehagen. Der Krampf hörte auf. Das seelische Leid blieb zwar, und sie vergaß nichts, aber es war gleichsam außer ihr. Ein eigentümliches, rieselndes Gefühl der Schwäche, das die Fähigkeit zu leiden betäubte, ergriff sie. Sie sank und sank gleichsam in ein weiches, linderndes Dunkel hinein.

Da durchfuhr es plötzlich ihren Sinn, daß sie gewiß zu viel Opium genommen hätte und daß dieses der Tod wäre. Aber es bereitete ihr keine Angst — nur Frieden und Ruhe, denn dann war es ja vorbei — alles vorbei ...

Sie schlief.

VII.

Am nächsten Tage entstand große Aufregung, als das Mädchen, das zwei-, dreimal an ihrem Bett gewesen war, noch spät am Vormittag das Fräulein schlafend fand und sie nicht zu erwecken vermochte.

Sowohl Mama als Papa standen an ihrem Bett und versuchten alle möglichen Mittel — aber vergebens. Sie schlief noch immer, lag so seltsam still da, und fast kalt bis hoch unter die Arme hinauf.

Der Arzt wurde geholt. Er hob die Augenlider empor, die über die glasartigen, schlaffen Augen herabfielen, fühlte nach dem Puls, der nur schwach schlug, und wußte nicht recht, was er dazu sagen sollte. Aber das Rätsel löste sich bald. Er fand die beiden Papiere von den Pulvern, die sie genommen hatte. Durch die angeblichen Kopfschmerzen am Tage vorher erklärte sich alles. Aber die Schachtel mit den Pulvern gab er Mama, um sie zu verwahren.

Margarete sollten sie nur schlafen lassen, dann ginge es schon von selbst vorüber.

Den ganzen Tag und die Nacht hindurch lag sie in schlafartigem Zustande da. Wenn Mama kam und sie etwas fragte oder Papa hineinschlich, wie er es zu thun pflegte, wenn ihr etwas fehlte, und sie streichelte und ein paar ermunternde, liebkosende Worte sagte, öffnete sie kaum die Augen, sondern bat nur wimmernd oder in gereiztem Flüstern, sie in Ruhe zu lassen.

Sie wollte schlafen. Solange litt sie wenigstens nicht — und dann träumte sie die seligsten Träume.

Als sie am Tage darauf zum Bewußtsein kam, war sie noch so schlaff und matt, daß es ihr schon eine Qual bereitete, wenn sie nur die Hand oder den Fuß bewegen mußte. Und dann war es, als wenn ihr Herz und ihr Gehirn leer wäre. Sie konnte und wollte nicht denken, sie bemühte sich, die Schlaffheit so lange wie möglich bestehen zu lassen, und schob alles von sich, was sie an das Leid erinnerte, das in ihrem Innern gleich einer Kohlenglut brannte.

Ein paar Tage vergingen. Aber dann meinte sie, der Arzt, der ein alter Freund des Hauses war und sie von klein auf kannte, begänne sie mit bedenklich forschenden Augen zu betrachten, und er stellte so viele unbehaglich anzügliche Fragen, die sie beunruhigten. Besonders als sie ein paar Worte aufschnappte, die er im andern Zimmer zu ihrem Vater sagte, da sie glaubten, sie schliefe. Was ihr fehlte, wäre ein seelisches Leid — ob sie nicht Herzenskummer hätte?

Da durchzuckte sie eine entsetzliche Angst, ihr Geheimnis würde entdeckt werden, und dies erschien ihr in diesem Augenblick als das Fürchterlichste von allem. Dann wollte sie tausendmal lieber sterben.

Nein, sie mußte sich zusammennehmen, gesund erscheinen. Aber Gott, wie schwer war das!

Sie konnte auch Papas betrübte Augen nicht ertragen. Es lag immer eine bekümmerte Frage in ihnen; aber sie wollte nicht gefragt werden. Denn er hatte begonnen, von Möller zu reden, und daß nun bald von ihm ein Brief kommen müßte. Während sie krank lag, hätten sie ein Telegramm von ihm bekommen, das seine Ankunft in London meldete, und er würde bald von dort aus schreiben.

Sie merkte wohl, daß Papa meinte, sie sehne sich nach ihm, und sie ließ ihn in dem Glauben, obschon sie hätte laut aufschreien mögen, wenn sie nur seinen Namen nannten.

Ja, eines Tages — sie hatte zufällig in einer Zeitung gelesen, daß der Maler Otto Krog, dessen talentvolle Bilder im Frühjahr so großes Aufsehen erregten, eine Studienreise nach Italien unternommen hätte — hatte Papa sie in ihrem Zimmer überrascht, wo sie zu Boden gesunken war und krampfhaft schluchzend, wie in jener ersten Nacht, mit dem Kopf auf den Seidenkissen der Chaiselongue lag. Und da hatte er sie in die Arme genommen und sie so liebevoll und zärtlich ausgefragt, daß ihr war, als sollte ihr das Herz brechen, und sie kam sich so schlecht und erbärmlich vor, weil sie seine Frage bejaht hatte, ob sie sich nach Möller bangte und deshalb weinte. Aber sie durfte ja nichts andres sagen, denn begann sie erst mit Geständnissen, ach, dann mußten sie ja dahinter kommen, daß —

Jeden Augenblick glaubte sie, nun wäre sie entdeckt. Am Tage ging es noch. Dann war die Anstrengung, gleichgültig oder lebhaft und vergnügt zu erscheinen, so groß, daß sie alles andre verschlang.

Am Abend blieb sie so lange wie möglich sitzen, und veranlaßte Papa und Mama, lange über ihre sonstige Zeit zum Schlafengehen wach zu bleiben. Sie könnte nicht so früh einschlafen, sagte sie, und es wäre so langweilig, dort drinnen so allein zu liegen. Mama verzog sich zuerst — sie müßte zu vernünftiger Zeit ins Bett, da sie sonst sicher Kopfschmerzen bekäme, und dann blieb Papa auf und leistete Margarete Gesellschaft, oder sie spielten Schach, Partie um Partie, bis weit in die Nacht hinein.

Aber die Nächte — o, diese Nächte! Ruhelos ging sie im Zimmer auf und ab oder lag auf der Chaiselongue mit offenen Augen, weil die Sehnsucht und der seelenzerreißende Schmerz ihr keine Ruhe ließ.

Hätte sie ihn doch nur hassen können, ihm alles Unglück wünschen, ihn wegen seines Wankelmutes verachten! — aber sie konnte nicht — alles ertrank in dem verzehrenden Gefühl des Vermissens und der nagenden Leere.

VIII.

Drei Wochen vergingen, dann kam ein Brief von Möller; er war an ihren Vater adressiert. Darin lag auch einer für sie.

Papas Hände bebten, und er hatte Thränen in den Augen, als er, nachdem er den Brief gelesen hatte, ihn in die Höhe hielt und triumphierend ausrief: „Hier ist Medizin, die unsern Zipfel kurieren soll!"

Er hatte ganz im geheimen seinem zukünftigen Schwiegersohn einen, wie er meinte, ungeheuer diplomatischen Brief geschickt, in dem er ihn übrigens ziemlich peremtorisch bat, sein langes Schweigen zu erklären und seine Absichten gegenüber Margareten klarzustellen.

Der Brief hatte augenscheinlich auf den Herrn Doktor Eindruck gemacht. Die Absichten schienen in jedem Fall ganz gute zu sein. Er entschuldigte sich wegen seines langen Schweigens, das seinen Grund darin gehabt hätte, daß er seine Arbeiten schneller zum Abschluß bringen mußte, als er berechnet hatte, infolge des Umstandes, daß ihm eine außerordentlich ehrenvolle und gut besoldete Stellung in Kopenhagen angeboten wäre, die seine Zukunft sicherstellte.

Und dann folgte ein höchst korrekter Heiratsantrag für Margarete an den Papa, sowie die Bitte, die Hochzeit auf einen von Margarete näher zu bestimmenden Tag in Kürze festzusetzen. Es wäre für ihn nämlich von Wichtigkeit, seine häuslichen Angelegenheiten geordnet zu haben, bevor er seine Stellung anträte. Und endlich kündigte er seine Rückkehr in wenigen Tagen an. Der Brief an Margarete enthielt in etwas weniger umständlichen Ausdrücken eine ähnliche Bitte.

Mama vergoß die üblichen Thränen und fing sogleich an, von der Aussteuer zu reden. Papa schimpfte im stillen über diesen Esel von Schwiegersohn, der nicht einmal einen ordentlichen Liebesbrief schreiben könnte, wenn er die Braut bat, den Hochzeitstag zu bestimmen. Margarete wurde ohnmächtig.

Aber Papa sowohl als Mama glaubten, es geschehe vor Freude. Das wäre die Ueberraschung, sagte sie, als sie sich wieder erholt hatte. Den ganzen Tag war sie scheinbar froh, obschon sehr still, und sie umarmte Papa einmal nach dem andern und küßte Mama, als sie zu Bett ging, so liebevoll, daß Mama wieder zu weinen begann.

Aber in dieser Nacht beschloß Margarete, zu sterben. Sie sah keinen andern Ausweg. Sie konnte nicht noch mehr leiden, und das, was nun bevorstand — nein, so schwer konnte es nicht sein, zu sterben. Hätte sie ihre Pulver bei der Hand gehabt, so hätte sie sie gleich genommen — vier, fünf auf einmal, dann wäre gleich alles vorbei gewesen.

Aber wie sich den Tod verschaffen, ohne daß es allzu weh that? Dann fiel ihr ein, von jemand gehört zu haben, es wäre ein leichter Tod, sich zu ertränken.

Sie fand eine eigentümliche Ruhe in dem Gedanken, daß alles so bald vorbei sein könnte, Leid, Angst, alles — sie dachte an nichts weiter, nicht an die Trauer der Eltern, sie zu verlieren, nicht daran, daß sie sie niemals wiedersehen würde, an nichts weiter, als daß es leichter wäre, zu sterben als zu leben, und dann, daß sie dadurch allem entschlüpfte. Ihre religiösen Vorstellungen war sie sämtlich schon seit langem los. Der Tod ist der Tod, sagte sie zu sich selbst. Er giebt Frieden.

Sie war fast ganz froh in den paar Tagen, die sie sich Frist gewährte. Sie meinte, ohne zu wissen warum, Möller könnte frühestens am Sonnabend eintreffen — so hatte sie noch Donnerstag und Freitag übrig, um gegen Mama und Papa gut und liebevoll zu sein, und sie wich nicht von ihrer Seite.

Sie sollten eine gute Erinnerung an sie zurückbehalten, dachte sie — oder eigentlich, sie dachte es nicht; aber es lag in ihr, daß sie so sein mußte. Es ruhte etwas Feierliches über ihr, das fühlten sie. Aber sie schrieben es der Freude über Möllers Heimkehr zu, der jeden Tag erwartet werden konnte. Es waren zwei fast glückliche Tage, dünkte ihr. Sie schlief des Nachts, und auch am Tage war eine Art Frieden über sie gekommen.

Freitag nachmittag, nachdem sie gegessen hatte, schlich sie sich fort, während Mama bei Olivia und Papa auf einer Versammlung war. Sie sagte nicht adieu; nun, da der Augenblick so nahe war, konnte sie es nicht, sie fühlte ihren Mut schwinden.

Sie ging hinaus zur Lazarettbrücke.

Es war ein milder, grauer Oktobertag mit leichtem Winde, der in schwachem Hauch über das Wasser strich.

Sie ging über die Brücke und suchte einen passenden Platz. Weit draußen war es ganz leer von Menschen. Sie hatte Angst; aber es wäre nicht schlimmer, meinte sie, als wenn sie im Sommer zum erstenmal ins Seebad sollte.

Am Bollwerk lag ein Stapel Tonnen, mit einer schwarzen Plane zugedeckt. Dort würde sie gut verborgen sein. Sie trat hinter denselben. Es war gerade Platz genug, daß sie dort stehen konnte, und sie lehnte sich über das Bollwerk hinaus. Graugrün, undurchsichtig floß das Wasser dort unten hinaus mit raschem Strom und mit weichem, glucksendem Laut, wie gegen die Seiten eines Bootes. Ein wunderlich schwindeliges Gefühl ergriff sie; es war, als wenn etwas von dort unten nach ihr emporlangte. Sie lehnte sich weiter hinaus und hatte die Empfindung, als würde ihr Kopf so schwer — oder leicht, sie wußte nicht recht, was, und dann überkam sie eine Lust, die immer stärker wurde, je länger sie ins Wasser hinabblickte, sich in den rieselnden Strom hinabzulassen. Wie seltsam es dort unten leuchtete — wenn sie nur Mut hätte fassen können! Nur einen Sprung, dann war es vorbei!

Nein, nicht hinunterspringen — gleiten, gleiten — dort war die Stelle — auf den Balken dort längs der Wasserfläche konnte sie den Fuß setzen — aber wie war das? Kam man auch nicht wieder empor? Hu, nein, nicht wieder hinauf — dafür mußte man sorgen!

Sie sah sich um. Ein Stück von ihr entfernt lag ein kleines Branntweinfaß mit einem Stück eiserner Kette daran. Sie hob es empor. Es war schwer. Wenn sie das an ihrem Gürtel befestigte, kam sie nicht wieder hinauf. Dann hinaus über das Bollwerk, vorsichtig — die Füße auf den Balken dort unten — hockend — und dann ganz vornüber, das Gesicht so nahe dem Wasser wie möglich, ein Sausen vor den Ohren, ein Brodeln und dann — hu! Es war, als fühlte sie bereits das kalte Wasser eisig um die Glieder und den salzigen Geschmack im Munde.

Schnell hob sie den Kopf empor, die Brücke, das Bollwerk, die Häuser und Schiffe, alles wogte vor ihren Augen. Sie bebte am ganzen Körper und beeilte sich, dem Wasser den Rücken zu kehren.

Nein, nein, nein — sie konnte nicht, sie wagte es nicht. Es war allzu schrecklich — nicht das Sterben, aber das Wasser und die Angst, bis es vorüber war — ach Gott, sie durfte, sie konnte doch nicht leben!

Möller kam am nächsten Tage noch nicht, und sie ging wieder hinaus, sicher, daß sie es heute wagen würde. Das Wasser zog sie gleichsam, solange sie es nicht sah, aber als sie dort stand und hinunterblickte, kam es ihr vor, als wäre das ganze nur Lüge und

Spiegelfechterei. Sie hatte sich gewiß gar nicht ertränken wollen, hatte es nicht im Ernst gemeint, so feig und jämmerlich war sie — nicht einmal das war wahr, daß sie es gewollt hatte.

O, wenn sie einer hinuntergestoßen hätte, sie hinausgeworfen — denn was sollte sie thun? Wie einen Ausweg finden, und wie leben — wenn leben sich verheiraten hieß — und mit Möller — das konnte nicht geschehen — oder konnte es doch? Ein Chaos von Vorstellungen und Gedanken durchwirbelte für einen Augenblick ihren Sinn, sie konnte sich nicht klar werden darüber, aber alles sammelte sich in einer tiefen, alles verschlingenden Verzweiflung, die keine Thränen, keinen andern Ausdruck hatte, sondern es war nur, als fühlte sie sich von einer Hand ergriffen, die alles in ihr zerdrückte und zerschmetterte — ach Gott, wie unglücklich und elend sie war, und was sollte aus ihr werden — nirgends ein Rat, nirgends ein Trost?

Dann kam es erst wie ein Einfall, den sie von sich jagte, daß sie alles ihrem Vater sagen müßte, ihn um Vergebung bitten, bis er sie ihr gewährte. Und bei diesem Gedanken, vor dem sie früher zurückgeschaudert war, war es ihr, als löste sich der erstickende Druck, obwohl die Angst um das Geständnis selbst sie bereits schüttelte — aber nein, sie konnte es nicht — wie sollte sie das können?

Langsam ging sie nach Hause, mit sich selbst ringend — kehrte um, viele Male — und ging wieder.

Und allmählich wurde der Beschluß bei ihr immer fester, sie fand ihn immer weniger unvernünftig. Ein Gefühl des Trostes überkam sie. Sie genoß gleichsam im voraus die Ruhe, die sie haben würde, wenn sie es gesagt hatte. Sie lernte auswendig, was sie sagen wollte, sie glaubte zu hören, was Papa antworten würde, sie fühlte, wie es schließlich sein würde, wenn sie an seinem Halse hing und er sie küßte — und dann — ja, dann würden sie weit fortreisen — Mama würde niemals etwas davon erfahren, und Möller würde sie nie mehr wiedersehen — o, es würde sie dann ein himmlischer Friede überkommen —

Sie schritt rascher zu, das letzte Stück des Weges lief sie beinahe. Sie kam sich selbst erhaben und groß vor. Es gärte in ihr von hohen Gedanken und weichen Regungen. Ein neuer und besserer Mensch wollte sie werden, immer gut und wahr sein, und Mama wollte sie lieben wie niemals früher. Die Thränen liefen ihr bei dem Gedanken über die Wangen herab, und obschon sie so von Angst erfüllt wurde, daß ihre Hände so kalt wie Eis waren und ihre Lippen zitterten, war es ihr doch, als ob der Annaplatz gar kein Ende nehmen wollte, — so eilte sie nach Hause.

Sie ging gleich direkt in ihr Zimmer, warf Hut und Mantel ab, ließ sich nicht einmal die Zeit, ihre Handschuhe abzuziehen, sondern lief sogleich durch die Stuben in Papas Zimmer hinein.

Es war noch dunkel in demselben; aber er stand gerade dicht bei der Thür, als hätte er sie kommen gehört und wäre ihr entgegengegangen. Mit halb erstickten Ausruf warf sie sich an seinen Hals, während die Thränen ihr aus den Augen stürzten, und sie vermochte nichts weiter zu sagen, als schluchzend:

„O Papa — ich — ich —“

Papa strich ihr über die Wange hin, küßte sie zärtlich, lachte ein wenig und trug sie fast ein Stück ins Zimmer hinein, wo er sie in ein Paar andrer Arme legte.

Ein bärtiges Gesicht kam dem ihrigen nahe, sie fühlte einen Kuß auf ihrer Stirn — sie schrie laut auf und wollte sich losreißen. Aber die Arme, die sie festhielten, waren stark, und eine Stimme, die sie kannte, sagte ruhig und fest:

„Du brauchst nicht zu erschrecken, ich bin es, Henning Möller — dein — dein Bräutigam —“

„Na — war das nicht eine Ueberraschung?“ hörte sie Papa sagen, ein wenig schnaufend, als wäre er gerührt.

Ja, das war eine Ueberraschung!

Sie wußte nicht, was über sie gekommen war; aber sie vermochte sich nicht loszureißen aus diesem Arm, der sie so fest hielt, hatte kaum den Willen dazu. Sprachlos, betäubt blieb sie stehen — jeder Gedanke, etwas zu sagen, war fortgescheucht von Angst, Scham und einem qualvollen Gefühl der Mutlosigkeit gegenüber dem, was sie nun ihr Schicksal nannte.

An diesem Abend sagte sie nichts.

Möller war lebhafter als sonst. Er erzählte langes und breites von seinen Erlebnissen und war förmlich galant gegen sie. Einen ganzen Koffer voll grönländischer Raritäten hätte er für sie mitgebracht, und sie nahm sowohl diese als seine Galanterien an. Und dann in der rastlosen Geschäftigkeit, die nun folgte durch den Einkauf der Aussteuer und die Hochzeitsvorbereitungen, wo sie bei allem mit dabei war und zu allem ja sagte, wurde ihr Gehirn ganz gelähmt, obschon sie jeden Tag dachte, daß sie es morgen sagen wollte, um sich von dem schlimmsten Unglück, der Heirat mit Möller, zu befreien.

Schließlich gab sie den Gedanken, es selbst zu thun, auf und wartete, daß von außen her geschehen möchte, was ihr helfen könnte; aber es geschah nichts.

Und drei Wochen später war große Hochzeit bei Etatsrat Holms. Margarete in weißem Atlaskleid, Kranz und Schleier wurde an diesem Tage dem Dr. phil. Henning Möller angetraut. Pastor Schou hielt die Traurede, und diesmal waren auch alle jungen Familienangehörigen mit dabei.

Verhaftet.

Von

W. G. van Nouhuys.

Aus dem Holländischen übersetzt von Anna Herbst.

„Schenken Se mir 'n Cent, liebes Herrchen, bitte, bitte!"

Der Herr schaute nicht einmal auf, sondern eilte, den Kragen seines dicken Ueberziehers hoch in die Höhe geschlagen, rasch weiter.

Klagend fuhr der scharfe Ostwind zwischen den kahlen Baumästen durch, dann und wann eine mit vereinzelten dürren Blättern vermischte Staubwolke in die Stadt hineinjagend.

Es war sechs Uhr, kalt, ein düsterer Februarabend, der Himmel fahlgrau, baldigen Schnee verkündend.

Sepp sah dem Davonschreitenden nach, guckte noch einmal in der öden Einsamkeit des Parks nach rechts und links, schaute dann die Parkstraße hinunter, wo er weit, weit in der Ferne eine Gaslaterne unruhig flackern sah, lief trippelnd ein Weilchen hin und her, zog den Schirm seiner zerrissenen Mütze tiefer in die Stirn, so daß ein Büschel wirren Haares sich durch die Oeffnung emporsträubte, blies sich in die Hände, steckte sie dann wieder, sie fest an seine mageren Schenkel drückend, in die Hosentaschen und schlenderte langsam der Stadt zu.

Heute gab's doch nichts mehr. Seit zwei Uhr hatte er zähneklappernd dagestanden, und was war das Resultat? — Vier Cents.

Fast hatte er das Streichholzschächtelchen mit den erstarrten Händen nicht mehr festzuhalten vermocht. Und je kälter es wurde, desto schlechter gingen die Geschäfte. Es war den Leuten schon zuviel, stehen zu bleiben und in die Tasche zu greifen. Als ob's ihn nicht erst recht fror!... Und der magere Junge, dem der Wind eisig durch die abgetragenen Kleider fuhr, drückte die Arme dicht an den Leib.

Vier Cents — wie durfte er wagen, damit nach Hause zu kommen?... Das würde was geben — sie würde schön wütend sein! Rosa war nach der andern Seite geschickt, nach Tivoli — da würde wohl auch kein Reichtum zu holen gewesen sein. Jedes von ihnen mußte mindestens zwei dubbeltjes*) erbetteln — mindestens — denn sonst!... Noch sah er seine Mutter, mit der Faust drohend, dastehen. Nun ja — was machte er sich draus? Schlug sie, so schlug er wieder... seinetwegen konnte sie... Der Vater würde wohl aus sein, und wenn nicht, so saß er doch nur stumpfsinnig dabei. Wenn der etwa auch anfing, dann machte er es wie Dirk, der voriges Jahr fortgelaufen war... Von dem Alten ließ er sich ein für allemal nichts gefallen.

Das Aergste aber war, wenn sie ihm nichts mehr zu essen gab. Und er hatte solchen Hunger... Ihn überlief es kalt bei dem Gedanken an das Kämmerchen unter dem Dach, wo er unter ein paar alten Lumpen, auf einem Stück fadenscheinigen Teppichs sein Lager hatte; — ach, da war's so bitter kalt — die Dachpfannen schlossen nicht, er konnte den Himmel durchschimmern sehen — und wenn er Hunger hatte, konnte er schon gar nicht schlafen.

Jetzt steht er, an einen Laternenpfahl gelehnt, vor einem großen Hause, vor dem ein Wagen hält. Der Kutscher mit seinem großen Pelzkragen sitzt auf dem Bock, und da sich eben die Hausthür aufthut, hält der Diener devot den Kutschenschlag offen. Aus einer schön gemalten Vorhalle fällt rosiges Licht auf die Straße. Damenstimmen lassen sich aus dem Korridor vernehmen.

„Nimm dich in acht, Mama, geh nicht an die Thür, es ist kalt!"

„Ist Heinrich warm genug eingehüllt?"

„Ja, gewiß!"

Eine dicht verschleierte, in einen großen Mantel gehüllte Dame und ein Knabe von etwa acht Jahren, in langem Ueberzieher, steigen rasch in die Equipage ein. Der Schlag fällt zu, flink klettert der Diener auf seinen Platz, und fort rasselt es.

Gleichgültig schaut Sepp dem Fuhrwerk nach, dann läuft er hinter zwei Herren her, die in lebhafter Unterhaltung vorwärts schreiten. Der eine hat eine harte, in der stillen Straße unangenehm wiederhallende Stimme.

„'Nen Cent, bitte — kaufen Sie mir 'ne Schachtel Streichhölzchen ab!"

Die Herren hören nichts.

„Ach, bitte, bitte — 's ist so kalt, und ich hab' so großen Hunger."

*) Doppelstüber, 10 Cents = 17—18 Pfennige.

Mit ausgestreckter Hand läuft er neben ihnen her.

„Willst du gleich machen, daß du fortkommst, oder ich lass' dich arretieren!" schreit ihn der mit der Knarrstimme an, offenbar über die Unterbrechung ihres wichtigen Gespräches geärgert.

Sepp biegt um die Ecke und geht nun zwischen sehr hohen Gebäuden durch eine breite, vornehme Straße. Aus den Souterrains, wo hinter den Eisengittern die Fenster meist offen stehen, steigt die warme Küchenluft in die Höhe. Der arme Junge zieht die Speisegerüche ein, prickelnde, appetiterregende Düfte von ihm unbekannten leckern Gerichten. Er zittert vor Hunger, vor Gier und kauert sich vor einem Küchenfenster nieder. Die Wärme ist so köstlich, daß er sich so dicht wie möglich an die Eisenstäbe drängt. Aber es dauert nicht lange, da wird ihm übel; er fängt an zu gähnen, solch ein leeres Gefühl hat er im Leibe, — zu gähnen, bis ihm die Kinnbacken wehe thun.

„Hören Sie, Freileinchen, haben Sie nich 'n bißchen Essen für mich?" ruft er bittend hinein.

Eins der Mädchen schaut erschreckt von dem Küchentisch auf, wo sie eben beschäftigt ist, eine Schüssel anzurichten.

„Abscheulicher Bengel — wie hast du mich erschreckt!"

„Ach, bitte, Freileinchen, nur ein bißchen was zu essen!"

„Nein, das giebt's nicht. Wenn ich damit anfangen wollt', hätt' ich viel zu thun. Mach, daß du weiterkommst."

„Aber Sie — es kost' Sie doch nix."

„Hörst du, Dina? So 'n frecher Bengel!..."

Und zu dem Hausknecht, der eben, ein kleines Windspiel auf dem Arm, in die Küche tritt:

„Ach, Peter, jagen Sie doch mal den Betteljungen vom Fenster weg."

„Gleich, gleich," sagt Peter, „ich muß nur erst für Beauty sorgen."

Vorsichtig setzt er das Hündchen auf den Boden, welches ihn munter umspringt, und schiebt ihm eine Schale mit Essen hin. Schnüffelnd steckt das Tierchen sein feines Schnäuzchen hinein, dreht sich um und trippelt wieder zur Küche hinaus.

Der Hausknecht ist dicht an das Fenstergitter getreten und sieht Sepp an.

„Willst wohl auf die Wache, was?"

„Geben Sie mir was zu essen — bitte! Nur das da, was der Hund nicht fressen will..."

„Nein — hier wird nichts zu essen gegeben. Geh aufs Armenamt... Marsch, fort — flink!"

Sepp schaut dem Hausknecht in das rote Gesicht und steckt mit der ganzen Ungezogenheit des Straßenjungen die Zunge heraus.

„Marsch! Fort! sag' ich dir..."

Der Junge grinst boshaft.

„Na, solch frechen Racker hab' ich doch mein Lebtag' nicht geseh'n! — Wart, ich komm' dir hin..."

Und vor Wut dunkelrot, eilt der Hausknecht nach der Küchenthür.

Doch Sepp wartet ihn nicht ab, sondern läuft ein Endchen weiter, sich noch einmal nach dem Diener umschauend, der fluchend vor der Thür steht und ihm mit der erhobenen Faust droht.

Jetzt gelangt der Betteljunge in eine weniger vornehme Straße und bleibt vor einem Bäckerladen stehen. Hell von den Gasflammen beleuchtet, liegen, verführerisch mit der hell- oder dunkelbraunen Kruste lockend, einige Reihen Brote im Fenster. Auf dem Ladentische stehen flache, viereckige Körbchen mit Brötchen.

Welche Verlockung! Sepp denkt noch an das viele Essen in der köstlich warmen Küche und steht zähneklappernd in dem kalten Wind, sich in seinen dünnen Kleidern an dem breiten Schaufenster reibend.

Wenn er ein paar Brötchen kaufte? Dann würde er keinen Cent heimbringen und sicher heillose Prügel kriegen; aber brachte er nur vier Cents nach Hause, so war's auch nicht recht, und er bekam vielleicht nichts zu essen. Und noch länger konnte er es vor Hunger nicht aushalten. Nun denn, vorwärts!

Die Thür ist nur angelehnt — die Glocke läutet nicht, als er den Laden betritt.

Er ist allein, ganz allein, und um ihn her — von dem warmen Brot — eine schwere, flaue Luft.

Kommt denn niemand?

Er schaut sich lauschend um. In dem Raum hinter dem Laden ist es still. Ob dort jemand ist?

Er klopft mit dem Fuß auf den Boden. Alles bleibt still. Doch hinten im Hause, in dem langen Gang, hört er Stimmen — eine keifende Frauenstimme und grobe Worte von einem Manne.

Auf einer Bank an der Wand regt sich's — — langsam erhebt sich eine dicke Katze, macht einen Buckel, gähnt, streckt sich auf allen vieren, springt herunter und schleicht ins Hinterzimmer, wo alles still bleibt.

Auf allen Seiten Brot — warmes, duftiges Brot, in Stapeln und Reihen. Und dicht vor ihm auf dem Ladentisch all das kleine Gebäck... Aber so ein großes Brot — wenn er das hätte!

Plötzlich bleiben seine Augen auf einem Weizenbrot mit glänzend brauner Kruste haften — eine wilde Gier erwacht in ihm, von Sekunde zu Sekunde an Heftigkeit zunehmend.

Er schaut hinaus auf die Straße — alles ist still; im Hinterhaus hört man noch immer die zankenden Stimmen.

Seine Hand läßt die Cents in der Tasche los — noch einmal schaut er sich um — dann ein Griff

nach dem Brot — ein Sprung zur Thür, die nun, bei dem hastigen Aufreißen, die Glocke laut erschallen läßt — dann schleicht er, das Brot fest an sich drückend, schnell längs den Häusern dahin.

Noch ist er nicht zwei Häuser weiter, da hört er jemand hinter sich und fühlt eine Hand im Nacken.

„Hübsch gestohlen," brummt eine Stimme.

Sofort läßt Sepp das Brot fallen und stößt es mit dem Fuße hinter sich.

„Nein, das hilft dir nichts, heb's nur wieder auf," sagt der Schutzmann. „Ich hab' alles gesehn — dich wollen wir schon kriegen. Und nun marsch — vorwärts!"

„Ach, bitte, lassen Sie mich los, bester Herr Kommissarius — meine Mutter wird's ehrlich bezahlen!" jammert der Junge.

„Mach keine Geschichten, vorwärts!" brummt der Polizist, ihn beim Aermel packend.

So gehen sie ein paar Straßen weit — die Vorübergehenden sehen ihnen neugierig nach — ab und zu macht Sepp eine vergebliche Anstrengung, den Mann zu erweichen — bis sie zu einer Polizeiwache gelangen.

Der Junge wird in ein kleines, warmes Zimmer geschoben, wo ein andrer Polizist unter einer Gaslampe seine Zeitung liest. Der Beamte schaut auf.

„Was haben Sie da mitgebracht?"

„Der Schlingel hat in der Koorstraat ein Brot stibitzt."

„So! Leg's hier her, du Taugenichts!"

Er wirft Sepp einen strengen Blick zu und fährt in seiner Lektüre fort. Die behagliche Ofenwärme giebt dem kleinen Raum etwas Trauliches, was den Jungen angenehm anmutet. Mit größter Gemütsruhe betrachtet er alles: die verräucherte Decke, den braun gestrichenen Tisch, das gleichfalls braune Täfelwerk und endlich die beiden Beamten, deren Uniformknöpfe im Lichte funkeln. Der am Tisch sitzende Polizist hat auf dem kahl werdenden Schädel nur noch wenig dünnes schwarzes Haar, dafür aber einen stattlichen schwarzen, fast das ganze Gesicht bedeckenden Bart; der Schutzmann, der ihn verhaftete, ist fuchsig. Unwillkürlich muß Sepp auf dessen Hände blicken, knochige, sommersprossige Hände mit langen Kneiffingern. Er fühlt noch ihren Griff an seinem Hals und Arm.

„Wann kommt Raders?"

„In einer Stunde, denk' ich."

„So!" Und zu Sepp: „Setz dich dort auf die Bank!"

Doch der Junge bleibt stehen, während der rothaarige Schutzmann auf ein kleines Pult in der Ecke zugeht und gleichgültig fragt:

„Wie heißt du?"

„Sepp."

„Weiter?"

„Zeepers."

„Wo wohnst du?"

„Auf dem Roomsteeg."

„Wie alt?"

„Vierzehn."

„Vierzehn Jahre? ..." ruft der Schwarze, sich halb umdrehend und den Fuchsigen erstaunt ansehend, „werden Sie's glauben, daß mein Kleiner mit neun kräftiger ist?"

Der andre tritt zu dem armen Jungen heran und blickt ihn an.

„Ja, ja, das glaub' ich schon — der wird auch wohl ein bißchen besser genährt werden. Dieser arme Kerl sieht ja halb verhungert aus."

Er vergleicht seine Taschenuhr mit der Wanduhr und geht.

„Hast du noch Eltern?" fragt der Schwarze jetzt; und als der Junge nickt: „Was ist dein Vater?"

„In guten Zeiten Handlanger — aber jetzt..."

„Hat er gewiß keine Arbeit. Weshalb hast du das Brot gestohlen?"

„Ich war in dem Laden, um was zu kaufen, aber niemand kam — und ich hatt' solch argen Hunger."

„Der ist nun doch nicht gestillt worden!"

„Nein..." und Sepp schaute mit zornigem Ausdruck auf das Brot.

Der Polizist betrachtete die elende Kleidung, alles alte, abgelegte Sachen, die dem Jungen viel zu groß waren: ein Rock, dessen Schultern ihm bis auf die Ellbogen herunterfielen, die Hose mit einem Strick um den Leib geschnürt und mit ungleichen Beinlängen, niedergetretene, viel zu große Pantoffeln und Strümpfe mit einem Loch neben dem andern, woraus schmutzstarrendes Fleisch hervorguckte.

Der Beamte schüttelte den Kopf.

„Junge — Junge, was soll aus dir werden... Du mußt doch einsehen, daß du auf diese Weise ganz und gar aus dem Kurs kommst! Das endigt mit dem Zuchthaus."

Sepp erwiderte nichts. Diese Worte gingen spurlos an ihm vorüber. Auf seinem kleinen, gelblichen Gesicht mit den eingefallenen Wangen und den alten Zügen lag ein Ausdruck tierischer Apathie.

„Hast du noch solchen Hunger?"

„O!..." Es blitzte plötzlich in den großen hellblauen Augen, die den Polizisten starr anschauten, begehrlich auf.

Dieser stand auf, nahm von einem Brett ein kleines Päckchen, wickelte es auf und reichte dem Jungen ein Butterbrot. So hastig griff dieser mit beiden Händen danach, daß der andre erstaunt seine Hand zurückzog.

„Gott bewahre mich!"

Sepp hatte schon abgebissen, geschluckt, biß und

schluckte wieder mit der Gier eines ausgehungerten Tieres, das sein Mahl ohne Geschmack hinunterschlingt. In einigen Sekunden war das Butterbrot verzehrt.

„Du hättest wohl so viel Anstand haben können, ‚Danke‘ zu sagen. Setz dich dort auf die Bank am Ofen. Du mußt noch etwas warten.“

Der Junge that, wie ihm geheißen ward, und streckte seine Hand nach dem warmen Ofen aus. Der Polizist nahm wieder die Zeitung auf und las.

Das Gas summte, das Papier raschelte, im Ofen knisterte es anhaltend und leise, und mit kurzem, hastigem Ticken verkündete die kleine Wanduhr die enteilende Zeit.

Nach einer Weile schaute der Lesende auf.

Der Junge war allmählich schräg gegen das Getäfel gesunken, hatte die Beine auf die Bank gezogen und lag nun ganz ausgestreckt, den Kopf auf seiner Mütze, ruhig da. Er schlief.

Der Polizeibeamte stand auf, näherte sich dem Ofen und betrachtete einige Augenblicke aufmerksam den kleinen Vagabunden. Das schmale Gesicht, von einer Farbe wie vergilbtes Papier, sah jetzt noch eingefallener aus, der Hals starrte von Schmutz. Das fahlbraune Haar wuchs ihm tief in den Nacken, und von der Stirn war nichts zu sehen. Die viel zu weiten Aermel waren zurückgeschoben, und über dem Handgelenk wurden die skelettartig mageren Arme sichtbar.

Der Junge schlief nicht ruhig. Offenbar quälten ihn wüste Träume. Auf dem Rücken liegend, hielt er beide Hände zusammengepreßt, wie wenn er etwas festhielte, was er absolut nicht loslassen wollte. Seine Lippen bewegten sich, und ein böser Ausdruck lag auf seinen Zügen.

Der Polizist beugte sich tiefer, um, wenn möglich, etwas zu verstehen.

Zwischen dem Spalt der Lippen zischten Flüche hindurch, verworrenes Gestammel von Flüchen. Plötzlich streckte der kleine Kerl abwehrend die Hände aus:

„Nicht schlagen, verdammtes... nicht schlagen...“

Der Polizeibeamte fing an, laut im Ofen zu schüren.

Erschrocken fuhr Sepp empor und schaute sich mit vor Angst weit aufgerissenen Augen um, aber beim Anblick des warmen Ofens, der Gasflammen und des Polizeimannes verschwand der Ausdruck der Furcht.

Ruhig blieb er liegen — die Augen wurden kleiner — die Lider schlossen sich wieder.

Kopfschüttelnd blickte der Beamte auf ihn nieder, kehrte dann langsam auf seinen Platz zurück und brummte leise vor sich hin:

„Dem träumt gewiß, daß er zu Hause ist... Lumpenpack!“

Lose Blätter.

Ihr System.

Von

N. Corazzini.

Nach dem Italienischen von J. P.

„Mein Herr! Halt, mein Herr! Einer Ihrer Knöpfe ist an einer Masche meines Shawls hängen geblieben...“

„Gnädige Frau, ich bitte zu bemerken, daß ganz im Gegenteil die Masche Ihres Shawls es ist, die sich an meinem Knopf verfangen hat!“

„So oder so! Es handelt sich jetzt einfach darum, daß wir voneinander loskommen — reißen Sie nicht, um Gottes willen!“

„Ich reiße ja nicht... Gott bewahre!“

„Danke, aber Sie werden entschuldigen...“

„... Gnädige Frau!“

„Gut, mein Herr — meinen Gruß...“

„Wie, meine Gnädige, ich soll Sie schon wieder verlieren?“

„Was sagen Sie da?... Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen!“

„Nun gut, wenn Sie mich so fortschicken, so verspreche ich Ihnen, so oft an Ihnen vorübergehen zu wollen, bis wieder einer meiner Knöpfe an Ihnen hängen bleibt.“

„Aber Sie sind merkwürdig... wenn ich wenigstens wüßte, wer Sie sind!“

„O, das ist höchst einfach. Ich bin Friedrich De Boni, Wechselbankagent, Besitzer eines Hauses in der Stadt und zweier Güter, natürlich auf dem Lande, beziehe eine Rente von sechs- bis siebentausend Lire — mein Gott, um mich ein wenig vergnügen zu können, bin Witwer, kinderlos natürlich — aber das wird die Gnädige vielleicht wenig interessieren...“

„In der That...“

„Nun gut! So will ich's Ihnen denn einmal sagen, ich bin ein Mensch, der redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist... Ich habe Sie gesehen und ich fühle, daß ich Sie liebe...“

„So? So plötzlich?“

„O, ich habe Sie früher schon öfters gesehen und Sie beobachtet ... Nun, und dann ist ja die Liebe auch gerade nichts Merkwürdiges; wenn sie kommt, ist sie da, ohne daß man sie erst Quarantäne passieren lassen muß."

„Sie sind sehr geistreich!"

„Das haben mir schon viele andre auch gesagt."

„Mein Herr ..."

„Nur im Scherz, verstehen Sie, nur im Scherz. Und nun, meine Gnädige, darf ich hoffen, daß Sie mir ein Wiedersehen vergönnen werden ... Sie sind immer allein, Sie müssen sich ja zu Tode langweilen!"

„O, was mich betrifft, so haben Sie nicht so unrecht ... und da ich Witwe bin, habe ich niemand."

„Welch ein Glück!"

„Wieso?"

„Jawohl, welch Glück muß es sein, Ihnen alle übrige Welt ersetzen zu dürfen ... Werden Sie mir also die Gnade eines Wiedersehens gestatten?"

„Ihr Name sowie Ihre guten Eigenschaften bestimmen mich dazu. Wenn Sie mich demnach wieder sehen wollen — Donnerstag nach drei bin ich stets zu Hause ..."

„Mit andern Worten, morgen nach drei."

„O, wie viele unnötige Erklärungen Sie verlangen! Leben Sie wohl!"

„Ja, aber wenn Sie mir nicht sagen, wo Sie wohnen, wo soll ich Sie dann suchen?"

„Montebellostraße 46, Frau Brambillo. Mein Herr ..."

„Gnädige Frau ..."

Dieses höchst sonderbare Gespräch fand statt zwischen mir und einer Dame, einer angehenden Dreißigerin, und zwar zu Florenz, Via Tornabuoni, just gegenüber der Maison de Cluny — es dürfte sechs Jahre her sein.

Und in der That: die Dame, die mich mit ihrem Maschennetz überfallen und eingefangen, verdiente, daß man es versuchte, sie mit ganz andern Netzen gefangen zu nehmen.

Blond, von schlanker, jedoch nicht zu schmaler Statur, mit grauen, ausdrucksvollen, lebhaften Augen, einem rosigen, sammetweichen Teint — wahrhaftig, Frau Brambillo war ein schönes Weib!

Wenige Monate vor unsrer seltsamen Begegnung hatte ich sie einigemal in der Gesellschaft eines meiner besten Freunde, Giorgio Solera, im Theater gesehen. Ich hatte ihn öfters gebeten, mich ihr vorzustellen, aber mein Freund that, als hörte er nicht ... Und nun der Zufall! Gepriesen sei die Vorsehung! Wie oft fügt sie nicht Dinge zusammen, die der menschliche Verstand weder vorauszusehen noch sich einzubilden gewagt hätte!

Tags darauf betrat ich um zwei Uhr fünfundfünfzig Minuten die Via Montebello und begegnete just meinem Freunde Solera, der, nach neuester Mode gekleidet, jedoch mit finstrer Miene, wie ein Minister bei eingetretener Krise, am gegenüberliegenden Trottoir vor Hausnummer 46 auf und ab ging, aufmerksam die Fenster des zweiten Stockwerkes musternd.

„Sehr gut," dachte ich mir. „Das ist ein unerwarteter Triumph! Doch seien wir vorsichtig und benutzen wir den Sieg gemach!"

„De Boni ...!"

„O, Solera! Du hier? Erwartest du jemand? Du gehst, wie ich sehe, hier spazieren, als erwartetest du jemand, der nicht kommen will, oder als suchtest du jemand, der nicht hier ist ..."

„Jawohl, ich erwarte einen Freund ... Und du? Wohin so eilig und so — schön?"

„Dieses Lob gilt nicht mir, sondern meinem Schneider! ... Aber entschuldige! Du weißt, es schlägt drei, und ich will nicht auf mich warten lassen."

Und meinen fluchenden Freund auf dem Trottoir stehen lassend, betrat ich strahlenden, triumphierenden Angesichts Nro. 46.

„Ich möchte wetten," sagte ich zu mir, als ich die Stufen emporstieg, „daß man vor zehn Minuten Solera gesagt hat, die Gnädige sei nicht zu Hause — für mich wird sie sicherlich zu Hause sein."

„Ist die Gnädige zu sprechen?"

„Ihr Name?"

„Friedrich De Boni."

„Bitte einzutreten ... Die Gnädige wird gleich erscheinen."

Das hatte ich ja gewußt!

Der kleine Salon, welchen ich betrat, war ein wahres kleines Paradies, das jedoch einen etwas oberflächlichen, wechselnden, leichten Geschmack verriet.

Da gab es keinen Fauteuil, der dem andern ähnlich gesehen, keinen Stuhl, der dieselbe Bedeckung oder Bauart gehabt hätte wie der andre. Sonst waren die Konsolen und andre Möbelstücke mit Nippes, Vasen aus Sèvres, China und Japan, mit Kaffeetäßchen, Photographien, Albums, kurz mit den elegantesten und kostbarsten Dingen ausgestattet.

Im stillen dachte ich mir, das seien die Federn der Galans, die meine „Gnädige" gerupft habe. Nun, wir werden weiter sehen.

Frau Brambillo erschien in einer höchst einfachen Toilette aus schwarzem Sammet mit weißem Spitzenbesatz. Aber wie sie ihr stand! ..

„Haben Sie meiner nicht vergessen?"

„Wie wäre das wohl möglich, gnädige Frau! Sie wiederzusehen, war der einzige Gedanke, welcher mir diese vierundzwanzig Stunden erträglich gemacht hat."

„Acht Stunden werden Sie aber doch gewiß geschlafen haben?"

„Elf, gnädige Frau! Meine Konstitution verträgt nicht weniger."

„Also ist es gewiß, daß Ihnen die Liebe die Träume nicht stört."

„Im Gegenteil, sie stört mich auch bei Tage ... und läßt mir den Schlaf um so lieber erscheinen."

„Und warum?"

„Weil ich im Schlafe von Ihnen träume ..."

„Oho, das ist eine Galanterie!"

„Wenn Sie aufmerken, werden Sie deren noch mehrere zu hören bekommen. Ich habe mir daraus ein eignes Studium gemacht."

Da die „Gnädige" über meine Dummheiten lachte, ward ich kühner und rückte mit dem albernsten Zeug, das mir gerade auf die Lippen kam, heraus — und es wurde wie lauteres Gold aufgenommen, so daß ich nach Verlauf von zehn Minuten vollständig überzeugt war, daß ich ein Mann von Geist sei und bei ihr eine Eroberung gemacht habe.

Sie benahm mir auch nicht im geringsten diese Ueberzeugung, bis unser Zwiegespräch, das sich stets wärmer und intimer gestaltete, ein Ende nahm und ich nach zwei Stunden mich erhob, um ihr lebhaft die Hand zu drücken ... nicht aber, um mich zu entfernen. Tags darauf kehrte ich gegen Mittag in meine Wohnung zurück; beim Thor traf ich meinen Diener in voller Verzweiflung. Als er mich erblickte, schlug er ein Kreuz, als sähe er einen Leichnam auf sich zukommen.

„Ach, mein gnädiger Herr," sagte er, „wo haben Sie sich denn nur die vergangene Nacht herumgetrieben? Ich habe Sie erwartet, ohne ein Auge zu schließen."

Ich ließ ihn ausreden und ging hinauf, um mich angekleidet, wie ich war, zufrieden und glücklich auf mein Lager zu werfen; dabei dachte und wiederholte ich mir fortwährend: „O, diese Liebe wird ewig dauern! Ach, wie wir uns lieben!"

Ich brauche nicht zu sagen, daß auch ich mein Kontingent für Giorginas Salon beistellte ... ja nicht nur für ihren Salon, auch für ihre Garderobe.

Sie verlangte jedoch nie etwas. Es war durchaus keine Gefahr dabei. Wenn wir aber zusammen ins Theater gingen, so hatte sie gar manches zu bemerken.

„Sieh mal, wie gut mir dieses Hütchen stehen würde! ... Glaubst du nicht, daß es für mich wie gemacht ist? Sprich!"

„O, freilich glaube ich das!" — eine andre Antwort blieb mir nicht übrig. Und am nächsten Tag mußte ich ihr das Hütchen kaufen.

Es ist jedoch wahrscheinlich, daß ich in Wirklichkeit auf Giorgina keinen splendiden Eindruck machte, da sie mich gar oft einen Geizhals nannte — freilich nur, um mich ein wenig zu reizen.

Sonst waren wir einander von Herzen gut und verlebten drei Monate in vollkommenster Freundschaft.

Eines Abends waren wir im Theater Nicolini, wo die Gesellschaft Meynadier die „Schöne Helena" gab.

Giorginas Hausherr, der alte Teodoro, stattete ihr einen Besuch ab, während ich inzwischen auf einen Augenblick ins Parterre hinabstieg, um das Theater nach allen Seiten zu inspizieren.

Einer meiner Bekannten, ein Franzose, Marquis Jervais, welcher beim schönen Geschlecht außergewöhnlich viel Glück hatte, näherte sich mir mit ausgesuchter Freundlichkeit, und nachdem er seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß er mich in Gesellschaft der schönen Dame gesehen, fragte er mich gerade heraus, ob es mir meine Beziehungen zu ihr gestatteten, ihn vorzustellen.

Ich fühlte mein Blut zu Eis erstarren.

Gerade im Nicolini-Theater war es gewesen, daß ich — vor einigen Monaten — dieselbe Bitte an Solera gerichtet hatte, just, als man die „Schöne Helena" gab.

Ich antwortete, ich wäre nicht so bekannt, daß ich mir eine Vorstellung erlauben dürfte ... und nahm schließlich in gereizter Stimmung dieselbe Ausflucht zu Hilfe, die ja auch mir gegenüber angewandt worden war.

Ich betrat wieder die Loge, als der Hausherr sie verließ.

„Wer ist denn der schöne Mann, mit dem du sprachst?" fragte mich Giorgina, ehe ich noch meinen Platz hatte einnehmen können.

„Der Marquis Jervais," war meine ziemlich unhöfliche Erwiderung. „Ein Narr, ein Prahler, ein Prasser, der bald mit seinem Vermögen abgewirtschaftet haben wird, wenn er seine Lebensweise nicht ändert ... Sieh nur! Ihr haltet diesen Protzen für einen schönen Mann, während er mir doch wie ein verkleideter Kater vorkommt!"

Das Bild schien mir entmutigend genug gezeichnet zu sein, und so setzte ich mich endlich, mit mir selbst zufrieden.

Jeder wird begreifen, daß von jenem Abend an zwischen mir und Giorgina Mißtrauen und Argwohn herrschten.

Ich wurde eifersüchtig und infolgedessen langweilig. Ich fühlte sehr wohl, daß es mit mir bergab ging, und daß ein neues Ministerium auf meinen Ruinen entstehen werde.

So verging ein zweiter Monat, als mir eines Morgens, da ich mich zur gewohnten Stunde in ihre Wohnung begeben wollte, das Kammermädchen mit bedeutungsvoller Miene die Mitteilung machte:

„Herr Friedrich, die gnädige Frau ist nicht zu Hause ..."

„Nicht zu Hause? Wie, Marietta, zu dieser Stunde, um zehn Uhr vormittags?"

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause," wiederholte sie in demselben abweisenden Ton.

Ich nahm eine Zehnlirenote und reichte sie ihr. Da klemmte Marietta ihr pfiffiges Näschen zwischen Thür und Pfosten, bereit, jene ins Schloß zu werfen, und sagte: „Sie ist drinnen — aber sie will nicht drinnen sein!" und — sperrte ab.

Diese Worte bedurften keines Kommentars.

Ich ging hinab, überschritt die Straße und schlenderte, ihre Fenster fixierend, einigemal ihrem Hause gegenüber auf und ab. Dann dachte ich an meine Begegnung mit Solera an derselben Stelle und machte mich, um nicht einem Rivalen zu begegnen, der mir ebenso zuvorkommen könnte, wie ich Solera, auf den Weg ins Innere der Stadt. Nach ungefähr zwei Stunden betrat ich das Lagerhaus der Maison de Cluny, in der Absicht, durch ein zierliches Geschenk das erloschene Feuer meiner Schönen wieder zu ent-

sachen, als ich beim Austreten eine sehr wohlbekannte Stimme, welche an den Marquis Jervais gerichtet war, sagen hörte:

„Mein Herr . . . Halt, mein Herr! Einer Ihrer Knöpfe ist an einer Masche meines Shawls hängen geblieben!“

„O, entschuldigen Sie, meine Gnädige . . . entschuldigen Sie!“

„Oder, meine Gnädige,“ sagte ich, mich als dritter ins Gespräch mischend, „sehen Sie vielmehr im Gegenteil, ob es nicht etwa die Masche Ihres Shawls war, die sich an dem Knopfe dieses Herrn verfangen hat — es ist eine so geschickt eingerichtete Masche . . .“

„Aber . . . Friedrich . . . ich verstehe nicht . . .“

„Ah, adieu, Marquis, recht viel Glück!“

Und ich entfernte mich mit mitleidigem Lächeln über uns alle drei. Auch eine ehrbare Art, Bekanntschaften anzuknüpfen! dachte ich.

Mein Gott, es war eben ihr System!

Fremdländische Sinnsprüche.

Sprichwörtern nachgebildet von Maximilian Bern.

Aus russischem Volksmunde.

Die Katze nie den Vogel frißt,
Bevor er noch gefangen ist.

*

Wo gar nichts ist, giebt's keinen Raub,
Im trocknen Holz sucht niemand Laub.

Aus polnischem Volksmunde.

Manchen um den Sieg gebracht
Hat Triumphruf vor der Schlacht.

*

Mit versprochnen Scheiten man
Keinen Ofen heizen kann.

*

Der kleinste Stern am Firmament
Die Sonne seine Mutter nennt.

*

Wer keinen Feind im Leben erhält,
Dem bringt die Mutter einen zur Welt.

Französische Sprüche.

Wer dem Armen etwas weiht,
Gott nur seine Spende leiht.

*

Eingegoss'ner Wein ist doch
Lange nicht getrunken noch.

*

Du sollst einen Baum nicht loben noch schmähn,
Bevor du seine Frucht gesehn!

Aus englischem Volksmunde.

Selbst der Teufel ist ganz gut,
Wenn man ihm den Willen thut.

*

Schlechte Ware schwatzt mühsam man auf,
Gute Ware macht raschen Verkauf.

*

Nimm nie mit wohlfeilen Waren fürlieb:
Ein billiger Kauf ist ein Taschendieb!

*

Dem Tode wir ängstlich entgegensehn,
Wie Kinder sich fürchten, ins Finstre zu gehn.

Arabische Sprüche.

Das Leben gleicht dem Feuer, denn mit Rauch
Beginnt es, und mit Asche endigt's auch.

*

Die Güter dieser Welt gehören
Zum Nießbrauch uns ganz kurze Zeit;
Ist doch das Leben nur ein Gasthaus,
Der Körper ein geborgtes Kleid.

*

Verantwortlicher Redakteur: Karl Bolhoevener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Sonnenwolken.

Erzählung

von

Kristian Elster.

Aus dem Norwegischen übersetzt von Cora Thams.

I.

Hast du jemals eines jener verheerenden Unwetter erlebt, welche die an den westlichen Fjorden gelegenen Ortschaften im Herbste heimzusuchen pflegen?

Ueberall draußen ist es so tief dunkel, daß man sich versucht fühlt, die einstige Wiederkehr des Tages zu bezweifeln. Das Wort Regen würde eine sehr ungenügende Vorstellung von den wilden, einhertreibenden, peitschenden Wasserstreifen geben, die sturmgejagt vom Meere daherkommen. Die Tropfen klatschen gegen die Scheiben, sie schreien, wimmern, als seien sie lebende Wesen, die verfolgt werden und bald jammernd und verzweifelnd um Aufnahme flehen, bald lärmend gegen Mauern und Fenster anstürmen, als wollten sie sich selbst einen Weg durch dieselben bahnen. Es gießt draußen auf den Feldern, es siedet und brodelt. Der Sturmwind klingt in der Ferne wie ein bedrohliches Sausen; wenn er etwas näher kommt, glaubt man das Geheul blutdürstiger Raubtiere zu vernehmen, und plötzlich, wie von den Felsen herabstürzend, tritt er einen wildtaumelnden Tanz über Höhen und Ebenen an, bis er durch den jenseitigen Ausgang des Thales entweicht.

Häuser und Bäume zittern und ächzen während eines solchen Sturmes; in den Zimmern wird es still, man rückt näher zusammen, und der eine oder der andre sagt wohl: „Ein schauerliches Wetter!", oder: „Gott helfe dem, der jetzt auf der See ist!"

Sobald die Hausthür geöffnet wird, fließt ein Streifen Wassers über den Fußboden; man hört im ganzen Hause Thüren aufspringen und mit Geräusch wieder zufallen. Der Zugwind fährt durch alle Gänge, alle Treppen hinauf bis zum höchsten Speicher. Es ist schwer, die Thüren geschlossen zu halten, wenn des Sturmes mächtige Hand sie in seine Gewalt bekommen; man hat das Gefühl des Belagertseins — als drohe ein Haufe wilden Kriegsvolkes mit Einbruch und Verwüstung des trauten Heims.

Am Tage darauf haben die Felder ein ganz kahles Aussehen; aber rings um die Häuser liegen zerbrochene Ziegelsteine verstreut, man sieht einen gespaltenen oder gefällten Baum, ein herabgewehtes Dach oder ähnliche Erinnerungen an den Sturm. Alle Wege sind zu Flußbetten geworden, und alle Brücken gefährdet. An den nächsten Tagen begegnen einem wohl fremde Seeleute auf den Landwegen, und ab und zu werden Schiffstrümmer an die Stege getrieben.

An einem solchen Abend wurde an unsre Hausthür geklopft.

Der Vater ging selbst hinaus; ich folgte ihm — es schien mir, als könne aus dem Dunkel und dem Unwetter draußen nichts Gutes kommen, und ich wunderte mich fast darüber, daß der Vater überhaupt aufmachen wollte. Er hielt eine Laterne in der Hand und leuchtete hinaus, nachdem er die Thür geöffnet hatte.

Das erste, was ich durch den Sprühregen, der mir gerade in die Augen fuhr, erblickte, war der durchnäßte Erdboden, in dem der Lichtschein sich spiegelte. Gleich darauf tauchten zwei kupferfarbene harte Männergesichter unter tief herabfallenden „Südwestern" in dem Lichtkreise auf. Das Wasser rieselte von ihren Regenmänteln herab und tropfte aus ihren Bärten. Eine kleine dunkle Gestalt bewegte sich hinter ihnen.

„Ist jemand da, der mit mir sprechen will?" fragte der Vater.

„Jawohl," erwiderte eine heisere Stimme.

„Tretet ein, wir bekommen allen Regen ins Haus."

Ein Paar ungeheure Seestiefel kam durch die Thür, dann noch ein Paar und zuletzt die kleinere, in Pelze gehüllte Gestalt. Nachdem die Thür wieder geschlossen, wurden die Ankömmlinge in die Küche geführt.

„Bist du es?" sagte der Vater zu dem einen der Männer. „Aber, um Gottes willen, was macht ihr in solchem Wetter draußen?"

„Ja, zum Vergnügen geschieht es auch nicht," antwortete der Mann kurz.

Es war der Gehilfe eines Handelsmannes, der hart an der See wohnte und ein guter Freund meines Vaters war.

„Wir sollten diese da herbringen," sagte der andre und zeigte auf das lebende Pelzbündel, von dem das Wasser auf den Fußboden herniederfloß und hier einen kleinen See bildete.

„Wer ist es denn?" fragte der Vater, zog das kleine Wesen ans Licht und beugte sich zu ihm herab, um es zu besehen. „Elina!" rief er aus, erbleichte und sah die Männer fragend an. Beide standen schweigend da. Dann hörte ich den einen flüstern:

„Es ist ein großes Unglück geschehen."

Ohne zu antworten, zog der Vater das kleine Mädchen, das in dem Bündel steckte, näher an die Stubenthür.

Die Mutter kam in diesem Augenblicke dazu und fragte erschreckt, was es gäbe.

„Bringe sie in das Zimmer und nimm ihr die schwere Kleidung ab," erwiderte der Vater kurz. „Geh auch du hinein," fuhr er, zu mir gewendet, fort, der ich, erstaunt und peinlich berührt, stehen geblieben war, ohne doch recht zu begreifen, was das alles zu bedeuten habe.

Drinnen in der Stube befreite die Mutter das Kind von den schweren Mänteln. Meine Verwunderung war groß, als nach Entfernung der vielen Reisehüllen ein niedliches kleines Mädchen mit vom Regenwetter gerötetem Antlitze zum Vorschein kam, das aus seinen großen grauen Augen ruhig und verständig die fremden Menschen anblickte. Es schien mir plötzlich, als habe das draußen tobende Unwetter es auf irgend eine geheimnisvolle Weise hergeführt, und ich mußte es unverwandt ansehen. Eine lichte Haarlocke, aus der noch das Wasser tropfte, fiel ihm in die Stirne. Nachdem die Mutter ihm die Mäntel ausgezogen, legte es selbst die Handschuhe ab und strich sich mehrmals über das nasse Gesicht. Es trug ein rotkariertes Kleid, ein Tuch fest um die Brust gebunden und hohe Stiefelchen.

„Aber, liebes Kind, wer schickt dich in solchem Wetter über das Wasser?" fragte die Mutter, indem sie die kleinen roten Hände zwischen den ihren rieb.

„Vater und Mutter sind fort," antwortete das Mädchen, „und da meinte Sara, es sei am besten, wenn ich gleich hierher reise."

„Fort?" Die Mutter hielt in ihrer Beschäftigung inne. Es war klar, daß das Mädchen die Bedeutung des Wortes nicht faßte. Sie hatte sehr oft gehört, daß Leute auf der See „fort" blieben; nun hatte man dasselbe in Bezug auf ihre Eltern gesagt, und sie sprach es mechanisch nach.

„Gieb den Leuten etwas Warmes zu trinken," sagte der Vater, welcher jetzt eintrat. Sein Gesicht war aschbleich, seine Stimme klang trocken und heiser.

Das Dienstmädchen ging hinaus, und die Mutter war stillschweigend um die Kleine beschäftigt, aber ich bemerkte, daß ihre Hände bebten.

Sie wechselte einen Blick mit dem Vater, worauf dieser das Zimmer wieder verließ.

Eine Weile später saß das kleine Mädchen trocken und warm neben dem Ofen, seinen Thee aus einer großen, blaugeblümten Tasse trinkend.

Die Mutter fragte es Verschiedenes: ob sie sich nicht gefürchtet habe und dergleichen. Nein, gefürchtet habe sie sich nicht. „Wenn Hans (der Gehilfe) mit ist, hat es keine Gefahr," sagte sie. „Der Wind kam auch nicht stoßweise," setzte sie klug und mit einem stillen, ernsten, beinahe gereiften Ausdrucke im Antlitze hinzu. Man sah, das Kind war trotz seiner Jugend „vollbefahren".

Es verhielt sich den ganzen Abend ruhig, obgleich es nicht gerade betrübt zu sein schien. Aber die Mutter erzählte, es habe beim Zubettegehen plötzlich angefangen zu weinen. Es schien ihm mit einem Male klar zu werden, was es bedeuten wolle, daß die Eltern auf jener Fahrt zur Kirche, von der nur ein gekentertes Boot heimwärts geschwommen, „fort" geblieben waren.

Das war meine erste Begegnung mit Elina Holt, und seitdem erlebe ich kein Unwetter, ohne daß jener Abend lebendig vor meiner Erinnerung steht.

Ich sehe die beiden braunen Gesichter unter den Südwestern aus dem Dunkel hervortauchen, und vor allem das kleine, nasse, blonde Mädchen mit seinen blauen Augen und seiner nachdenklichen Redeweise.

Nicht weit von unserm Hause, näher an der See, wohnte ein Onkel Elinas. Er betrieb ein Geschäft, bei welchem es sich um Heringe handelte — das war alles, was ich zu jener Zeit darüber wußte. Künftig sollte Elina bei diesem Onkel wohnen; sie blieb jedoch zunächst bei uns, weil der Onkel unverheiratet war.

Unser erstes Beisammensein währte indessen nicht lange. Ich kam bald nachher in die Stadt, um die Schule zu besuchen, und als ich die ersten Ferien zu Hause verlebte, war Elina schon zu dem Onkel übergesiedelt. Sie war jedoch häufig bei uns, da sie gewissermaßen unter der Obhut meiner Mutter stand. Doch reizte mich nichts, den Verkehr mit ihr zu suchen. Es kränkte mein Ehrgefühl in hohem Grade, wenn sie Stadtneuigkeiten durch mich erfahren wollte.

Uebrigens erinnere ich mich ihrer als eines äußerst lebhaften Mädchens, mit geradem, durchdringendem Blick; sie pflegte draußen barhäuptig umherzustreifen und den Bauern Besuche abzustatten.

Meiner Mutter schien ihre Wildheit und Wanderlust nicht zu gefallen. Ich bemerkte, daß sie in Elinas Gegenwart mancherlei über stilles und sinniges Wesen zu reden pflegte. Gelegentlich rügte sie

auch die bäuerischen Gewohnheiten des kleinen Mädchens. Ich gewahrte allerdings nichts davon; doch fehlte mir damals die Schärfe der Beobachtung.

Als ich später, nach mehrjähriger Abwesenheit, die Heimat wieder aufsuchte, um mich nach den ersten wissenschaftlichen Anstrengungen einiger Muße hinzugeben, versuchten Elina und ich, einander etwas näher zu treten.

Ich war Student, und ihre Konfirmation hatte unlängst stattgefunden. Unser erster Verkehr zeichnete sich dadurch aus, daß wir uns nach besten Kräften gegenseitig zu beleidigen trachteten. Später wurde eine Art von unsicherem Frieden geschlossen, und wir begannen unsre Gedanken auszutauschen — oder richtiger gesagt, ich begann ihr die meinigen mitzuteilen.

In eifrigem Lernen begriffen, lebte ich damals nur für die Wissenschaft. Ich empfand mein eigentliches Selbst gleichsam von der sündhaften Materie losgelöst und nur erfüllt von dem reinen Gedanken.

Die kleinen Interessen des täglichen Lebens waren mir verächtlich, und ich hielt es eigentlich unter meiner Würde, mich über andre als wissenschaftliche Dinge zu unterhalten. Auf diesem Felde suchte ich denn auch Elina zu begegnen.

Und doch hat die Sonne kaum jemals ein so wenig wissenschaftliches Wesen beschienen wie Elina Holt. Alles, was ich fühlte, dachte oder that, geschah nach wissenschaftlichen Grundsätzen; sie fühlte, dachte oder handelte ganz nach Lust und Laune, und wenn es ihr gerade gefiel, erließ sie sich sowohl das Fühlen wie das Nachdenken. Ich hielt mich zu der Zeit für besonders dazu auserkoren, den Urgrund des Daseins zu entdecken; aber Elina ging der Sinn für solchen Beruf gänzlich ab. Eines Tages teilte ich ihr gewisse bedeutungsvolle Resultate mit, die sich aus den neuesten Forschungen in Bezug auf den Urschleim des Meeresbodens ergeben hätten, und äußerte, hier wäre jedenfalls die Entstehung alles organischen Lebens zu suchen. Auch machte ich sie auf die frappante Thatsache aufmerksam, daß schon der Jonier Anaximandros — hoffentlich hieß er so — die Ansicht ausgesprochen habe, alles Leben sei durch die Sonnenwärme, welche der mit Sumpf und Wasser bedeckten Erde zu teil geworden, entstanden; auch sei der erste Mensch ein Fisch gewesen.

„Das ist häßlich," war alles, was sie mir auf diese wichtige Entdeckung erwiderte.

Bei derselben Gelegenheit äußerte ich, der Mensch stamme natürlich zunächst vom Affen ab.

„Ja, siehst du, dasselbe habe ich auch schon gemeint," sagte sie, und ich fing gerade an, sie für ein wirklich denkendes Wesen zu halten, als sie hinzusetzte: „nämlich seitdem du wieder nach Hause gekommen bist."

Ja, ihr ging der wissenschaftliche Ernst vollkommen ab. Sie habe einmal kein Zutrauen zu Büchern, teilte sie mir in naiver Unwissenheit mit, und hielt mit beispiellosem Eigensinn an ihren eignen unvernünftigen Ideen fest. Einwendungen ließ sie nicht gelten. „Ich weiß es aber ganz bestimmt," pflegte sie zu sagen. Ich traf sie einmal, als sie gerade mit der Wäsche beschäftigt war, und wieder versetzte mich ihr beliebtes: „ich weiß es aber bestimmt" in die äußerste Entrüstung.

„Es ist Thorheit, irgend etwas ganz bestimmt wissen zu wollen," versetzte ich und erzählte ihr von einem andern großen griechischen Weisen, der behauptet habe, mit Sicherheit könne man überhaupt von keiner Sache etwas aussagen.

„Dann hätte er seinen Mund lieber gar nicht aufthun müssen," antwortete sie und schüttelte das nasse Zeug, daß die Tropfen mich bespritzten.

Ich redete über Liebe. Meiner wunderbaren Meinung zufolge waren sowohl Männer wie Frauen je eine halbe Individualität, deren verwandte Hälften durch gegenseitige Annäherung ein Ganzes bildeten.

Aber ein so unpassendes, übermütiges Lachen, wie sie es als Erwiderung auf diese Mitteilung hatte, war mir noch niemals vorgekommen.

„Du bist dumm," äußerte sie.

Tief gekränkt fing ich an: „Aber, liebe Elina!"

„Ja, du bist dumm."

„Aber woher glaubst denn du, daß die Liebe stammt?

„Kennst du das nicht:

‚Eilig schwebt sie daher,
Ueber Land, übers Meer.
Das ist's, was ich weiß
Von der Liebe, so heiß.

Wohl von keinem gesandt,
Hat sie alle gebrannt.
Das ist's, was ich weiß
Von der Liebe, so heiß.'"

„Gott behüte uns! Solche Lieder singst du?"

„Warum nicht? Ich kann übrigens auch andre:

‚Sie kommt wie Laub zur Lenzeszeit,
Bringt Thränen mit und Seligkeit —'"

„Nein, das ist zu dumm," sagte sie und brach ab.

Ich verließ das Gebiet des „reinen Gedankens" und versuchte, sie für näher liegende praktische Fragen, politische oder soziale, zu interessieren, aber mit demselben Resultat. Sie erklärte, daß sich kein reller Mensch mit Politik befasse. Der einzige ihr bekannte, welcher sich mit dergleichen beschäftige, sei der wegen Trunkenheit verabschiedete Unteroffizier und Schulmeister Hans Sjursen Grönvald, dem kein andrer Zeitvertreib übrig bliebe. Sowohl die Arbeiterfrage wie die Enthaltsamkeitssache seien übrigens nur zu dem Zwecke von den feinen Leuten in größeren Städten erfunden, um nach abgehaltenen Festlichkeiten,

wenn ihre Stimmung recht menschenfreundlich und heiter geworden, Reden über dieselben zu halten.

Sie war doch schauderhaft unwissend.

Uebrigens ahnte mir, wer derjenige war, dem sie alle diese Ideen verdankte — nämlich der Onkel. Er mochte kaum vierzig Jahre zählen, sprach wenig und, wie mir schien, auch nicht sehr gut, hatte blondes Haar und wasserblaue Augen. Er pflegte mitten in seiner Rede abzubrechen und den Schluß derselben durch ein deutliches, drohendes „Was?“ zu ersetzen, als wolle er jedem die Neigung benehmen, sich nach der Fortsetzung zu erkundigen. Ich nahm an, daß er einen Gelehrten als einen Thoren und den Politiker als Spitzbuben ansah, wie mir auch sein Sinn für die Wissenschaft in recht zweifelhaftem Lichte erschien, weil er meine Belehrung, die Sonne sei brennendes Gas, mit einem homerischen Gelächter beantwortete. Elina wollte dieses ebensowenig glauben. Sie hatte sich gerade gebückt, um ihren Schuh fester zu schnüren, und schüttelte voll Mitleid über mich, der ich so etwas glauben könne, das Haupt.

„Aber, liebe Elina, die allerneuesten Forschungen lehren uns doch . . .“

„Weißt du, was meine allerneuesten Forschungen mich lehren?“ unterbrach sie mich?

„Deine?“

„Sie lehren mich, daß meine Schuhe nächstens keine Sohlen mehr haben werden!“ rief sie, tanzte auf einem Bein und hielt mir den klaffenden Schuh entgegen.

Und doch flößte mir dieser Onkel bei einer gewissen Gelegenheit große Hochachtung ein. Ein ziemlich harter Ausdruck seiner wasserblauen Augen schien mich unausgesetzt zu fragen: „Bist du schon in einer unabhängigen Stellung? Hast du schon jemals ein Geschäft geleitet? Kannst du es dir herausnehmen, dich in die Unterhaltung erfahrener Leute zu mischen? Du Guckindiewelt!“

Eben diese Augen imponierten mir einmal sehr. Wir waren an einem stürmischen Tage auf der See. In seiner dicken Joppe und im Schutze seines Südwesters saß er am Steuer. Ich muß gestehen, daß ich niemals etwas so Männliches, Unerschrockenes wie seine Art und Weise, mit der er das Boot lenkte, gesehen. Die wasserblauen Augen blickten jetzt scharf und durchdringend, so daß ihnen keine der heraneilenden, sich am Bug brechenden Wellen entging. Es lag ein so kampfbereiter Wikingerausdruck in ihnen, daß ich mir sagen mußte: Er ist ein Sproß von dem alten Geschlecht, welches die Normandie eroberte, Island bevölkerte und „Winland“ entdeckte. Aber auf festem Boden und in kultivierter Umgebung machte er den Eindruck eines Spießbürgers.

Unerklärlich war mir die Vorliebe dieses nüchternen Menschen für einen im selben Orte wohnenden Mann, dem man den Spitznamen „Patriot“ gegeben hatte. Seines Zeichens Jurist, dessen eigentlicher Name Bang war, hatte er zur Zeit der ersten Bauernopposition eine nicht sehr glückliche Rolle gespielt. Seither war es bergab mit ihm gegangen, indem er als Advokat wenig Praxis fand und nun nebenbei kleinere Kinder unterrichtete. Außerdem arbeitete er zuweilen auf dem Bureau des Vogtes.

Er war ein glühender „Freiheitsmann“ älteren Stils, sprach fortwährend über „Menschenrechte“ und teilte die Bevölkerung Norwegens in „servile Danomanen“ und „Patrioten“.

Stets beschäftigt mit irgend einer neuen staatsbürgerlichen Idee, wollte er unablässig die vielen Despoten des Menschengeschlechtes hingerichtet wissen.

Uebrigens war er einer der gütigsten, manierlichsten Männer, die je auf der Erde gewandelt, und nur blutdürstig in seinen Reden, stets bemüht, die Welt zu verbessern. Obgleich Holt niemand mehr verachtete als derartige „Schwärmer“ und „Idealisten“, verkehrte er doch täglich mit dem Patrioten. Jeden Abend konnte man den ehemaligen Oppositionsmann in Holts Zimmer finden, fürchterlich aus einer langen Pfeife qualmend und seine politische Beredsamkeit entfaltend. Holt hörte alles stillschweigend mit an, nickte ihm zuweilen wohlwollend zu und war ihm bei jeder Gelegenheit ein treuer Freund.

Wie man sich erzählte, hatten sich einige junge Leute bei Gelegenheit einer Volksversammlung verabredet, dem Patrioten einen Possen zu spielen. Sie lockten ihn, der kein guter Schwimmer war, während des Badens sehr weit in die See hinaus, bis Holt ihm zu Hilfe kam und jeden der jungen Herren mit der Aeußerung, daß er ihnen ihren Scherz versalzen wolle, zum Schluß so gründlich unter Wasser tauchte, daß sie ihrem Schöpfer dankten, noch mit dem Leben davonzukommen.

Das Verhältnis zwischen Holt und der Tochter seines Bruders war in jüngster Zeit nicht das beste. Ich hörte sie niemals ein übriges Wort miteinander reden; sprachen sie aber zuweilen zusammen, so pflegten sie sich dabei nicht anzublicken. Indessen war ich völlig davon überzeugt, daß er es war, der ihr die Geringschätzung der Bücher und ihre vielen sonstigen Vorurteile eingeflößt habe.

Wie naiv sie litterarischen Erzeugnissen gegenüber war, das zeigte sich einst in höchst komischer Weise. Sie stand, wie gesagt, gewissermaßen unter der Obhut meiner Mutter und kam in der Regel täglich in unser Haus, um nähen und dergleichen zu lernen.

Eines Morgens kam sie nicht zur gewohnten Stunde, und als sie endlich erschien, sah sie übernächtig und

niedergeschlagen aus. Die Mutter fragte sie, ob sie krank sei; aber es war etwas andres.

Sie hatte in irgend einem Winkel des Hauses ein dickes Buch gefunden, das sie mit fortgenommen, „weil es sich abends so gut bei Büchern einschlafen ließe.“ Dieses Buch nun trug eben die Schuld an ihrem kläglichen Zustande. Sie war nämlich durchaus nicht über demselben eingeschlummert, sondern hatte bis zum hellen Tage darin gelesen; als sie es beim Wiederkommen mitbrachte, stellte es sich heraus, daß es ein Roman von Eugène Sue war.

„Unglückliches Kind,“ sagte die Mutter, „das ist ein sehr unmoralisches Buch.“

„Ja, häßlich war es. Ich hätte nie geglaubt, daß so viel Sonderbares in der Welt passieren könnte!“

„Kind, es ist ja nur Dichtung.“

„Dichtung? Ist es denn nicht wahr?“ fragte sie äußerst erstaunt.

„Das ist ja ein Roman!“

„A—a—h! Das ist nur erdichtet! Ja, dann ist das ja gar nichts Wirkliches! Und ich habe geglaubt, jedes Wort sei wahr, und hätte beinahe darüber geweint! Nein, Gott bewahre, was können die Leute nicht alles erfinden! Nichts als Dichtung!“

Und damit war ihre Lust, mehr von diesem Zweige der Litteratur kennen zu lernen, gänzlich verschwunden. Sie begriff nicht, wie jemand Freude daran finden könne, „Gedankengespinste“ zu lesen. War sie aber nicht in der Litteratur bewandert, so wußte sie dafür um so besser mit einem Boote umzugehen. Und wenn sich ihr Interesse für erdichtete Menschen nicht regte, so hatte sie um so mehr Herz für die wirklichen.

Ihre Kenntnis der Bücher war gering, aber über die Preise der Heringe wußte sie stets Bescheid. Wenn die mit Heringen beladenen Boote zur Winterszeit ankamen, befand sie sich gewöhnlich auf der Landungsbrücke und pflegte zu sagen, dieser Fischvorrat sei der herrlichste Anblick, den sie kenne. Nun werden die armen Leute einen guten Winter haben, meinte sie, war heiter und that den Ausspruch, welcher ihre ganze Lebensweisheit enthielt: „Es ist schön zu leben.“

Ja, mit den Bauern und ihren Angelegenheiten war sie ungemein vertraut; bekannt mit allen Menschen im Orte, eingeweiht in die Lebensgeschichte eines jeden von ihnen, wußte sie nicht nur, wer bereits „versprochen“ war, sondern auch, welche miteinander „gingen“, ja, welche aneinander „dachten“. Sie wußte, wie die Eheleute sich miteinander vertrugen und wie die Kinder sich aufführten. Sie hatte Kenntnis von den Zahlungssäumigen und von den Prozessierenden und so weiter. Auf unsern Spaziergängen redete sie häufig mit den uns Begegnenden und führte mich oft in die Hütten der Armen, denen sie mit Rat und That beistand. Die Art und Weise ihres Verkehrs mit ihnen, und ihre Fähigkeit, sich in ihre Verhältnisse hineinzuversetzen, überraschte mich nicht minder als die Thatsache, daß sie überhaupt Interesse für dergleichen hatte.

Als ich nach Ablauf der Ferien wieder nach der Stadt zurückkehrte, waren meine Gedanken über sie ungefähr die folgenden: Du siehst rosig und gesund aus, aber du erweckst keine Sympathie. Deine Zunge ist scharf und dein Wille von ganz besonderer Art — ungezähmt, ungeregelt und dabei von einer merkwürdigen Festigkeit. Doch läßt sich nicht leugnen, daß dir zuweilen — wenn auch nur äußerst selten — eine gewisse Anmut eigen ist und daß in deinen Reden sich Humor zeigt. Eines aber steht fest, nämlich daß deine Erziehung schauderhaft vernachlässigt ist und daß du lächerlich unkultivierte Ansichten hast.

II.

Als ich das nächste Mal nach Hause kam, zählte Elina zwanzig Jahre, und ich war im Begriff, mein Doktorexamen zu machen. Ich hielt keine Reden mehr über den Urgrund des Daseins, auch keine über unsern Stammvater, den Affen, und wir beleidigten uns nicht mehr gegenseitig. Während meiner Abwesenheit hatte sie allerdings nur wenig gelesen, aber ihre Verachtung der Bücher schien doch geringer zu sein als früher, und ihr Wesen war ruhiger und sinniger geworden.

Den Winter verlebte ich bei den Meinen und pflegte ihnen an den langen Abenden vorzulesen. Elina war gewöhnlich unter den Zuhörern, und ich bemerkte voll Verwunderung, daß sich niemand in so hohem Grade für die Sache interessierte wie sie. Anfangs sprach sie sich indessen niemals darüber aus. Wenn sie innerlich erregt war, verhielt sie sich schweigend. Gefühlvolle Stellen liebte sie nicht, sie mochte nicht, wenn wir länger bei den pathetischen Scenen verweilten. Ungeduldig bewegte sie sich auf ihrem Stuhle und bat: „Lies weiter!“ Las ich ihr allein vor, so konnte sie sogar bei derartigem rasch sagen: „Ueberschlage es, überschlage es!“ Ein einziges Mal nur hörte ich sie sagen: „Das ist herrlich!“ Sicher ist, daß der Ausdruck, welcher in diesem Augenblicke in ihrer Stimme lag, tausendfach schöner war als das Gedicht, dem ihre Bewunderung galt.

Zuerst glaubte ich, sie könne die Stellen, welche sie überschlagen haben wollte, nicht verstehen. Bald kam ich von diesem Irrtum zurück. Sie las dieselben für sich allein, und nachdem wir dahin gelangt waren, uns über das Gelesene zu unterhalten, zeigte sie eine sehr lebendige Auffassung alles Schönen, die mich in das äußerste Erstaunen versetzte. Sie las die Bücher nicht nur, nein, sie durchlebte sie geradezu. Für sie war die Dichtung Wirklichkeit, wenn auch in andrer Art als zu jener Zeit, da sie Eugène Sue las.

Es war gerade, als ob alles das, was sie dargestellt las, sich in ihrer nächsten Umgebung abgespielt habe, und als ob die in den Dichterwerken vorkommenden Menschen in engem Verkehr mit ihr ständen. Sie beurteilte dieselben ebenso eingehend wie die Personen des wirklichen Lebens. Sobald diese erdichteten Menschen ihr nicht gefielen, nahm sie mir meine Bewunderung ihrer dichterischen Schönheit und Wahrheit außerordentlich übel. Sie griff sie voll moralischer Entrüstung an und wunderte sich darüber, daß ich diese Charaktere interessant finden konnte. Sie erklärte wohl, sie hasse diesen Mann oder jenes Weib, und niemand würde sie zu der Ueberzeugung bekehren, daß sie etwas Besseres als Abscheu verdienten.

Sie verachtete „Hamlet", sie konnte „Wilhelm Meister", in welchem Buche auch „kein einziger reeller Mensch" vorkäme, nicht ausstehen und meinte, Werther hätte nur ordentlich arbeiten sollen, dann würde er gar nichts von seinen Leiden gespürt haben. Kein Mensch hätte sie dazu bewegen können, diese Werke zum zweiten Male zu lesen, ebensowenig wie sie sich dazu bequemt hätte, mit jemand, von dessen niedriger Denkungsart sie überzeugt war, zu verkehren. Gretchen und Klärchen machten indes einen tiefen Eindruck auf sie. Ach, wenn ich sie mir zurückrufe, diese schönen Wintertage an der Westküste, mit ihrer feuchten Luft, den leicht beeisten Wegen, kahlen Feldern, dunkeln Bäumen, mit dem trüben Meer und den phantastisch geformten Sonnenwolken am Himmel — wenn ich der stillen Abende gedenke, die wir bei wohlverwahrten Thüren in der von mildem Lampenlichte erhellten, hübschen und festlichen Stube gemütlich verlebten, wo ich, ihres Kommens harrend, auf und ab ging; wenn ich mich erinnere, wie sie dann endlich eintrat, fein und reizend, blühend und frisch von der Winterluft, in ihrem rotem Kleide mit einem kleinen weißen Kragen am Halsausschnitt, wenn sie mir wieder in den Sinn kommen, ihre vielen heiteren Einfälle, sehe ich sie vor mir, mit den großen, ruhigen, nachdenklichen Augen, heißen Wangen und leicht geöffneten Lippen, lauschend, die neuen Bilder in sich aufnehmend, hingerissen von der ersten Kunde einer reichen wunderbaren Welt, wenn ich dieser unsäglich schönen Abende gedenke, wo die uns umgebende Luft wie von einem heimlichen, festlichen Dufte durchzogen schien, wie sie, ihrer Schweigsamkeit ungeachtet, durch die Dichterworte zu Bemerkungen veranlaßt wurde, wie ein Blick, ein Erröten, eine Bewegung, der Ton ihrer Stimme und einzelne Worte ihr tiefes Sehnen nach Liebe und Hingebung verrieten, das sich für gewöhnlich unter ihrem etwas kurzen, energischen Wesen verbarg! — ein feiner, jeder Schönheit erschlossener Sinn, eine unbeschreibliche Treue und Wahrhaftigkeit ihres Herzens offenbarten sich mir in den Stunden — ja, wenn ich sie wieder durchlebe und an unsre häufigen Spaziergänge zurückdenke, bei denen wir mit der größten Lebhaftigkeit alles Gelesene besprachen, als hätten wir es eben an uns selbst erfahren — dann scheinen mir die herrlichsten Schöpfungen der Dichter nur ein schwacher Abglanz des wirklichen Lebens zu sein, und in meinem Herzen lebt das Bild eines Wesens, das mir tausendfach schöner zu sein dünkt als irgend eines der von den erhabensten Geistern der Welt geschilderten, ein Wesen, das gekannt zu haben, ein großes, unauslöschliches Glück in sich schließt.

Dieses Beisammensein währte indes nicht lange.

Es war gegen Ende des Winters, an einem Tage, wo schon ein Frühlingsahnen die Luft durchzog und feine, weiße, leicht gekräuselte Wölkchen am Himmel schwebten, als wir unsern Spaziergang am Ufer des Meeres machten. Wider Gewohnheit verhielten wir uns ziemlich schweigsam, Elina schien nicht geneigt, sich an einem Gespräch zu beteiligen, sie blickte gedankenvoll in die Ferne und antwortete zerstreut, in kaltem, klanglosem Ton. Auch ich fühlte kein Bedürfnis zu reden. Ein warmes, schönes Gefühl von Glück erfüllte meine Seele, tausend fröhliche, närrische Gedanken fuhren mir durch den Sinn, allerlei unbestimmte Erwartungen tauchten in mir auf und flüsterten mir lauter süße, unkluge Dinge zu, und vor meinem inneren Auge schwebten goldene Bilder, wie Sonnenwolken am Himmel. Alles, was ich fühlte und dachte, ließ sich durch ein paar kurze kleine Worte ausdrücken, und unversehens entschlüpften sie auch meinem Munde. „Es ist schön zu leben," dachte ich laut, indem ich Elinas Wahlspruch anwendete. „Es könnte schön sein," sagte sie mit derselben tonlosen Stimme wie vorhin und schien mit ihren Gedanken weitab zu schweifen.

Auf dem Heimwege standen wir auf einer Anhöhe still, von der aus man den Fjord und die Ortschaft liegen sah.

„Wie wunderhübsch liegt der Ort," rief ich aus. Denn ich glaubte wirklich, noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben als diese schneefreien Felder, diese laublosen, dunkeln Bäume, die noch winterliche See, und hoch über allem den im Westen golden leuchtenden Himmel.

„Mir erscheint es dunkel und schwer!" erwiderte sie.

Dunkel und schwer! Das war mir unfaßlich! Mir schien alles in strahlende Glut getaucht zu sein.

Ich zeigte gegen Westen: „Sieh, wie wunderbar es dort erglänzt und leuchtet!"

„Ja, außerhalb der Dorfschaft," sagte sie.

Ich sah sie erstaunt an. Daß sie diese friedliche kleine Welt, in welcher sie doch mit allen ihren Gedanken, Interessen und Hoffnungen weilte, dunkel und schwer finden konnte, war mir ganz unverständlich. Ihr mußte etwas Unangenehmes begegnet sein.

War sie doch während des ganzen Weges an der einen Seite der Straße für sich dahingegangen, und nun fiel mir auch auf, daß sie mißgestimmt aussah.

Wir lenkten unsre Schritte den Häusern zu und standen erst bei dem Eingange zu Holts Garten still.

„Aber dort draußen ist es im Grunde gar nicht so schön," sagte ich und dachte daran, wie oft auch ich mich gesehnt hatte nach etwas Unbekanntem, Herrlichem in der Ferne, etwas Herrlichem, das sich immer weiter von uns entfernt und immer außerhalb der Welt ist, in welcher gerade wir uns befinden.

„Aber alles das, was wir gelesen haben, ist das nicht schön?" fragte sie; „aber das ist dort draußen."

Sie blickte noch einmal gedankenvoll hinüber nach dem hellen Westen. Ein sehnsüchtiger Ausdruck, der sie mir ganz fremd erscheinen ließ, lag auf ihrem Antlitz. So hatte ich sie niemals vorher gesehen; sie pflegte auch öfter zu sagen, daß sie sich noch nie nach irgend etwas gesehnt hätte.

Ich zögerte beim Abschiede; unwillkürlich wartete ich, ob irgend etwas, dem ich keinen Namen zu geben wußte, geschehen würde. Es schien mir, als ob sich etwas Besonderes in dieser Stunde entscheiden müsse, und als ob die Entscheidung von mir abhinge — als ob irgend etwas gesagt werden müsse; — daß ich eines großen Glückes verlustig gehen würde, wenn es gerade jetzt ungesagt bliebe. Eine Aengstlichkeit und Beklemmung überkam mich, meine Hände wurden feucht und kalt, wunderliche Nebel schienen rings um mich aufzusteigen, und der Boden schwankte unter meinen Füßen. Endlich wurde mir doch klar, daß ich ihr etwas von dem, was mich in der Zeit unsers Zusammenseins bewegt hatte, gestehen wollte; zugleich aber befiel mich eine furchtbare Angst, es auszusprechen. Da erinnerte ich mich ihrer letzten Worte: „Alles das, was wir gelesen haben, ist das nicht schön? Aber das ist draußen." Und mit einer Kühnheit, die mir abenteuerlich vorkam, sagte ich: „Das alles ist eigentlich gar nicht sehr schön, aber du siehst es so schön."

Sie drehte sich rasch in halber Wendung gegen mich um und sah mich mit einem überraschten, wunderlich nüchternen, abwehrenden Blick an. Es war ein Blick, der durch jede Hülle der Seele hindurchging und fragte: „Was ist es, das du bezweckst?" Es war wie das rasche Blitzen eines Messers; im nächsten Augenblick sah sie wieder in die Ferne, aber ihr dem Abendhimmel zugewendetes Gesicht war ebenso gerötet wie dieser.

Mehr sah ich nicht, denn mit einem hastigen „Gute Nacht" verschwand sie durch die Pforte.

Während meines Nachhauseweges wurde es mir zur Gewißheit, daß ich mir, ungeachtet unsrer Ungleichheit, (denn wir waren in vielen Dingen vollständige Gegensätze) und trotz meiner Lehre von den einander anziehenden, verwandten Individualitäten ihren Wahlspruch: „Es ist schön zu leben", zu eigen gemacht habe, nur mit der kleinen Variation: „Es ist schön, mit dir zu leben."

Ja, ich war verliebt, unwissenschaftlich, unvernünftig verliebt und unendlich glücklich in der Unruhe, der Sehnsucht, der Furcht und der Hoffnung dieser Liebe.

Von diesem Tage an war unser Verkehr nicht mehr derselbe wie früher. Wir hatten beiderseitig eine Entdeckung gemacht und zwar die, daß wir einander fremd waren. Es gab keine Lese-Abende mehr, keine Spaziergänge, kein vertrauliches Plaudern über den Ort und dessen Bewohner. Ich fand mich ungemein verlegen in ihrer Gegenwart, und es umgab sie etwas so Nüchtern-Alltägliches, daß ich mich unablässig fragen mußte, ob sie dieselbe sei, die mir an jenen Abenden gegenüber gesessen, in deren Antlitz man den Abglanz alles Schönen, das gelesen wurde, erstrahlen sah, und mit der ich in häufigen Unterredungen Gedanken ausgetauscht hatte über alles mögliche, über Dichtung und Wirklichkeit, Unterredungen, bei denen sich mir ihre tiefe, heftige, aber ehrliche Natur offenbart hatte. Es war, als läge jene Zeit unendlich weit zurück, und sie selbst erschien mir so fremd, daß ich mich auch nicht einmal überwinden konnte, auf das Vergangene mit seinem vielen Schönen zurückzukommen. Denn ich erwartete, nur einem verwunderten Ausdrucke ihres Auges zu begegnen, als könne sie nicht mehr verstehen, worauf ich hindeuten wolle.

Verschiedene Umstände veranlaßten mich in dieser Zeit zu häufiger Abwesenheit, und ich empfand dies wie eine Erleichterung; denn das Zusammensein mit ihr war mir zur Qual geworden, da wir nicht mehr in gewohnter Weise miteinander verkehren konnten. Ich grübelte über das Geschehene; einmal dachte ich, es habe sich doch eigentlich gar nichts verändert, und dann drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß die herrlichen Wintertage nur eine Täuschung gewesen seien, und daß sie nie, nie wiederkehren würden. Voll brennender Sehnsucht gedachte ich der entschwundenen Zeit; Sehnsucht nach ihr erfüllte mich, wenn sie abwesend war, und noch größere, wenn ich in ihrer Nähe weilte. So vergingen das Frühjahr und der Sommer, ohne daß ich viel davon bemerkte. Da ich stets mit einem und demselben Gedanken beschäftigt war, so flossen mir die Tage einförmig dahin. Als ich beim Herannahen des Herbstes in die Stadt zurückkehren wollte, war mir, bei dem unausgesetzten Nachdenken über das Rätsel unsrer Beziehungen zu einander, jede Lust zur Arbeit abhanden gekommen. Ein bitterer Widerwille gegen die Außenwelt mit allem, was sie bewegte, erfüllte mich, und nun wäre es mir fast lieb gewesen, mich ungestört in ihrer Nähe dem

aufreibenden Grübeln, das mir doch so unerträglich geschienen, hinzugeben. Ich lechzte nach einem Strahl ihres lieben Lächelns, einem freundlichen Blick ihrer treuen Augen, um Lust zur Arbeit und Mut zum Leben zurückzugewinnen.

Und es wurde mir.

Den Anlaß dazu gab eine Quacksalberkur, und diese, meine erste ärztliche That, hat sich daher meinem Gedächtnisse fest eingeprägt. Ein halberwachsener, an einem der benachbarten Fjorde wohnender Bursche war so unglücklich gefallen, daß er in augenscheinlicher Lebensgefahr schwebte. Es wurden Eilboten zum Doktor gesandt, aber alt und überdies krank, konnte dieser bei dem sehr stürmischen Wetter dem Rufe nicht folgen. In seiner Not kam der Bote zu uns, da ich ja „zum Doktor studierte“. Ich begab mich zum Arzte, holte seinen Rat ein und machte mich auf die Reise.

Zunächst galt es einen nächtlichen Ritt durch das wilde Gebirge, den ich nicht leicht vergessen werde; Regenschauer und eiskalte Winde belästigten uns an den offenen Stellen. Eine so tiefe Dunkelheit umgab uns, daß ich die Gestalt meines Führers kaum gewahrte. Daß wir überhaupt vorwärts kamen, verdankten wir nur unsern tapferen heimatlichen Pferden, die so zuverlässig sind, die ihren Pfad da finden, wo Menschen irre an demselben werden, die unverdrossen gegen Wetter und Wind ankämpfen, ohne zu ermüden.

Danach ging es ins Segelboot. Die völlige Stille, welche in demselben herrschte, die ungewöhnliche Schnelligkeit, mit welcher Befehle gegeben und ausgeführt wurden, mußten auch einen Nichtkundigen überzeugen, daß mit jedem Windstoße eine Lebensgefahr drohte. Wir erreichten das andre Ufer indessen wohlbehalten, und ich that mein Bestes in der Behandlung des Patienten. Schon während ich noch um den Knaben beschäftigt war, und nachdrücklicher auf dem Heimwege, kam es mir zum Bewußtsein, daß Arbeit doch eine schöne Sache sei. Sie hatte mich wahrhaft heiter gestimmt, und ein stärkendes Gefühl von erneutem Lebensmut durchzog meine Seele. Da der Sturm etwas nachgelassen hatte, legte ich den ganzen Weg zu Wasser zurück. Ein strömender Regen durchnäßte mich völlig, und da wir zum Schlusse dem kalten Zugwinde ausgesetzt waren, sah ich mit einem angenehmen Gefühl den Lichterschein der Häuser auftauchen, wie eine freundliche Verheißung heimischer Gemütlichkeit.

Rasch eilte ich den Weg hinauf und betrat den Hofplatz. Eine schwache Helle stahl sich durch die verhängten Fenster und fiel auf die entlaubten Bäume, auf das weiße Gitter und auf die kleinen Wassertümpel zwischen den Steinen. Nachdem ich die nasse Kleidung gewechselt, ging ich in die festlich erleuchtete Stube; der Tisch war mit einem weißen Tuche bedeckt, dampfender Kaffee stand auf dem Kohlenfaß und eine Schüssel bräunlich glänzender Kuchen mitten auf der Tafel, um die, außer den Hausleuten, Elina, Holt und der Patriot Platz genommen hatten.

Augenscheinlich hatten sie auf mich gewartet; bei meinem Eintreten erhoben sich alle, um mich willkommen zu heißen, und erzählten, ein Bauer, der über die Berge gekommen, habe ihnen von meinem Ausfluge berichtet, und sie hätten die Stunde meiner Rückkehr einigermaßen berechnen können. Da wir nun alle wohlbehalten um den Tisch saßen, als ich die mir vertrauten lieben Gesichter anblickte und die lebhaften Reden beim Gesumse des Kessels und dem knisternden Ofenfeuer durcheinander schwirrten, schien mir das Dasein doch noch einigen Reiz zu besitzen, und ich begann größeres Vertrauen zu der bedeutenden Heilkraft, Arbeit genannt, zu gewinnen.

Als aber Elina später am Abende auf mich zukam, als ich wiederum den warmen, treuherzigen Blick ihrer ehrlichen grauen Augen mir zugewendet sah und den alten zutraulichen Ton in ihrer Stimme vernahm, mit dem sie, meine Hand ergreifend, sagte: „Ich danke dir dafür, daß du den Weg machtest,“ da waren alle meine Zweifel gehoben. Die Arbeit, welche meiner wartete, war nicht länger nur ein Heilmittel, sie war eine Lust, eine Freude, das Leben war schön, und ich wünschte nur, fortzugehen, um den Kampf um das Dasein, welches mir jüngst so unüberwindlich schwer erschien, aufzunehmen.

III.

Meine Studienzeit war zu Ende, und nichts hielt mich mehr in der Stadt zurück; kurz vor Weihnachten fuhr ich im Schlitten der Heimat zu. Des Anfangs dieser Heimreise entsinne ich mich so deutlich, als ob es gestern gewesen wäre. Es war ein herrlicher Schneetag, still, milde und friedlich. Ich fuhr in schwachem Trabe durch die feierlichen Tannenschonungen im Osten des Landes, vorüber an großen Bauernhöfen; der Weg zog sich zwischen hochaufgeworfenen Schneehügeln und eingeschneiten Bäumen dahin. Nahe zusammenstehende Bäume waren durch die Schneemassen förmlich miteinander verbunden. Kleinere vereinzelt stehende Tannen hatten sich in riesige Schneebälle verwandelt; die untersten Zweige lagen in Schnee begraben, während die oberen, dicht am Stamme, schwer niedergebeugt hingen; es machte den Eindruck, als habe sich der Schnee nach und nach auf jeden einzelnen Baumzweig gelegt, um sie zuletzt alle in seine Umarmung zu zwingen.

Die jungen Laubbäume hatten sich nach einer Seite geneigt; sie alle waren durch Wetter und Wind gebeugt, und ihre zarten Gipfel berührten fast die

Schneedecke. Aber die größeren, deren steifen Armen der Wind nicht hatte Gewalt anthun können, waren über und über mit Schneekrystallen besät und hatten das Aussehen gewaltiger Eisblumen, die man von einer riesengroßen Glasscheibe abgelöst und in den freien Raum gepflanzt hatte.

Es war ein wunderschöner Anblick, den dieses milde Schneereich gewährte. Weiße Felder, weiße Berge, weiße Bäume, Häuser und Scheunen und ein weißbewölkter Himmel, der große, weiße Flocken langsam herniedersandte. Die ganze Ortschaft, durch welche ich fuhr, war in ein großes, reines und geschmücktes Weihnachtsschloß verwandelt, mit vielen tiefen, heimlichen Gängen, weichen Himmelbetten und voll hellen Schneeschimmers.

An diesem herrlichen Tage fühlte ich mich so durchdrungen von der Freude, frei zu sein, der Heimat entgegenzueilen, heim zu den Trauten, Lieben, daß ich bald da sein würde, wo sich Elina befand, wo ich sie sehen, hören und mit ihr reden könne, daß kein Gedanke des Zweifels oder Mißtrauens in meinem Herzen Platz fand.

Und alles um mich her schien dieselbe stille Freudigkeit, dasselbe Glücksgefühl innerer Befreiung, dieselbe warme Empfänglichkeit für alles Schöne des Lebens mit mir zu empfinden.

„Es ist schön zu leben und sich von dem sanften Schnee umfangen zu lassen," sagten die Tannen der Schonung.

„Es ist schön zu leben," jubelte der Hase, welcher mit Windesschnelle vorübereilte, beinahe verborgen durch den tiefen Schnee zu beiden Seiten seines schmalen Pfades.

„Es ist schön zu leben," flüsterten die Schneeflocken, indem sie wohlgefällig in weitem Bogen durch die Luft einhersegelten, ehe sie sich auf ihrem daunenweichen Lager zur Ruhe begaben. In den großen Gehöften, an denen ich vorüberfuhr, standen Ziegen und Schafe, sich an ihrem Futter ergötzend, und fanden das Leben wundervoll, solange es noch etwas zum Knabbern gab. Außerhalb der Scheune hüpften unzählige Sperlinge und hielten das Dasein für ein ebenso glückseliges, da drinnen gedroschen wurde und überdies Weihnachten mit seiner Spende von Aehrenbündeln so nahe bevorstand. Alles war fröhlich und sang dieselbe Weise wie ich, der nun dem Stadtleben Valet gesagt hatte.

Noch ein paar Tage, und die Tannenschonungen sowie die großen Bauerngüter des östlichen Landes lagen weit hinter mir; auch den schneebedeckten Gebirgskamm hatte ich passiert und fuhr zu Thal, der westlich gelegenen Dorfschaft entgegen, deren Umgebung von Bergen, Fjorden, reißenden Gebirgsströmen, dunkeln Kiefernwaldungen und kleinen Gehöften ich nach längerer Abwesenheit nie ohne einen wahren Jubel meines Herzens wiedersehen konnte.

Dieses Mal aber gesellte sich demselben eine erwartungsvolle Unruhe hinzu, die sich vermehrte, je näher ich meinem Ziele kam. Die frohe Feststimmung des ersten Tages war vorüber; Fragen, Zweifel und Furcht tauchten in mir auf, und hatten meine Gedanken mich hoffnungsvoll, wie leicht beschwingte Falter, umgaukelt, so lähmten meine heutigen Bedenken ihren freudigen Flug.

„Es ist schön zu leben," hatte noch vor wenigen Tagen alles rings um mich her geflüstert. „Es ist schön zu leben," hatte ich auch der einen geschrieben, der meine ganze Seele nun zu eigen war. Und ich hatte es ihr mit dem kleinen Worte, das ich unlängst im stillen hinzugesetzt, „mit dir, mit dir", geschrieben. Ach, ich versenkte mich in alles, was zwischen uns geschehen, prüfend bedachte ich jedes Wort, jede Miene — und plötzlich fand ich, daß die Fahrt allzurasch thalwärts ging. Unveränderlich behielt das kleine Pferd den ebenen Trab bei, der diesen Tieren eigen zu sein scheint, und der westländische Bauernschlitten glitt so eben dahin, wie es allezeit ein solcher Schlitten zu thun pflegt. Aber es schien mir doch, daß sowohl Pferd wie Schlitten sich unnötig schnell vorwärts bewegten; ich hatte ja gar nicht so große Eile.

„Nun zünden sie bei den Vornehmen Licht an," hörte ich plötzlich eine Kinderstimme sagen.

Ich sah mich um. Vor einem am Wege gelegenen kleinen, grauen, hölzernen Häuschen standen eine Frau und ein Knabe, nach den Lichtern unten im Ort spähend.

Richtig! Es war ja heiliger Abend, und dort unten hatte man überall Weihnachtslichter angezündet. Ich gedachte der vielen Tausende, die so außerhalb ihrer dunkeln Behausungen stehen, um die aus warmen, gemütlichen Räumen erstrahlenden Lichter zu sehen, und denen um Weihnachten nur die himmlischen Sterne ihr Licht spenden.

Der Mensch ist schwach. Vielleicht kamen mir diese Gedanken, weil ich mich davor fürchtete, selbst einmal zu den Armen zu gehören.

Ich näherte mich unserm Gehöfte. Ob sie wohl heute abend bei uns war? Ob sie zusammen mit den andern auf mich wartete? War sie wohl schon auf der Haustreppe gewesen, um auf den Weg zu sehen?

Einen Moment dachte ich sie mir, in der Hausthüre stehend, wie sie ihr blondes Haupt vorneigte, daß die Schneeflocken auf ihr helles, lockiges Haar fielen, auf ihrer Stirne zerschmolzen und in ihren Wimpern hängen blieben — wer kann sagen, was sie in den Augen lasen?

Jetzt lag das Haus vor mir. Ein Gefühl von

Kälte beschlich mich, und ein stechender Schmerz durchzuckte meine Brust.

Noch eine Schwenkung, und das Pferd stand vor der Thür still. In dem Flur sah ich Licht erscheinen und wieder verschwinden. Mir war ganz beengt zu Mute. Am liebsten hätte ich mich unbemerkt hineingeschlichen und nach einigem Zögern meine Anwesenheit kundgegeben.

Die Hausthür öffnete sich; ich sah eine Pelzmütze und hörte des Vaters Stimme fröhlich und scherzend fragen:

„Haben wir dich endlich, du Landstreicher?"

Hinter ihm stand die Mutter mit der Leuchte.

So rasch meine Pelzstiefel es gestatteten, eilte ich hinein, um mich aus meinen winterlichen Hüllen loszuschälen, während die Eltern und ein Teil des Gesindes mir den Willkommengruß boten.

„Also sie ist nicht hier," dachte ich.

„Schnell ins Zimmer mit dir!" sagte der Vater, indem er mich sacht vor sich her schob.

Wir durchschritten den Saal, wo es so kalt war, daß sich der Atem verdichtete. Aus dem dahinter liegenden Wohnzimmer strahlte uns das Licht großer und kleiner Lampen festlich entgegen.

Ja, hier war sie gewesen. Ich bemerkte das an den hübsch drapierten Vorhängen, an den Schlingpflanzen, welche sich um den Spiegel legten, ja, an der Art und Weise, wie man die Sessel gerückt hatte.

Aber sie befand sich nicht im Zimmer.

Der festlich gedeckte Tisch trug außer den altväterisch geformten Theetassen die sie weit überragende, glänzend polierte Theemaschine, welche, emsig brodelnd, ein mildes hausmütterliches Kommando über alle aufgetragenen herrlichen Dinge zu führen schien.

Ich stellte mich an den Ofen, um mich zu erwärmen; denn ich wünschte mich möglichst unbefangen zu zeigen und ließ mich allmählich fast braten, während die jüngst empfundene Kälte jetzt einer unerträglichen Hitze Platz gemacht hatte. In der Unruhe meines Herzens redete ich unausgesetzt über eine Menge der verschiedenartigsten Dinge.

Endlich öffnete sich die zur Küche führende Thür, und ganz undeutlich gewahrte ich ein blondes Haupt, eine blaue Schleife, ein helles Tuch und eine von einer Manschette fest umschlossene kleine Hand. Wahrscheinlich bin ich ihr entgegen gegangen, um sie zu begrüßen, obgleich ich von dieser Thatsache nur eine sehr unklare Erinnerung habe. Ich weiß nur, daß sie mir Thee reichte, den ich schleunigst trank, mich stark dadurch brannte, noch eiliger trank und mir den Mund noch schlimmer verbrannte. Da sie mir die zweite Tasse bot, hatte ich erst so viel Mut gewonnen, um sie anzublicken. Es kam mir vor, als umspiele ein feines, fast unmerkliches Lächeln ihre Lippen — sonst hatte ihr Gesicht einen offenen, ruhigen Ausdruck, und sie redete und bewegte sich in ihrer gewohnten Art, als sei nichts geschehen, das sie in Unruhe versetzt hätte. Allmählich gewann auch ich so viel Herrschaft über mich zurück, um sie genauer beobachten zu können.

Niemals, weder vorher noch nachher, habe ich etwas so Schönes gesehen als sie.

Ich hatte gar nicht gewußt, daß sie so wunderbar schön aussehen könnte wie heute, da sie neben dem Tische stand und das Lampenlicht auf ihr goldenes Haar und ihre rosigen Wangen fiel. Nie hatte ich ihre Augen so bezaubernd, so tief und glänzend gefunden. Dabei aber blickten sie ruhig und verständig. Und obgleich ihre Gestalt weder besonders feine noch weiche Formen zeigte, sondern hauptsächlich den Eindruck einer kräftigen Gesundheit machte, besaß sie doch eine reizende Anmut. Mir war unbeschreiblich trostlos zu Mute, denn es kam mir ganz unmöglich vor, daß ich so glücklich werden könne, ihr als das Liebste im Leben zu erscheinen. Wäre diese Seligkeit weniger groß gewesen, hätte ich vielleicht mehr Zuversicht besessen. Aber ich konnte mir keinen Menschen vorstellen, dem ein so hohes Glück beschieden wäre als mir, wenn — o, wäre es dennoch möglich, dann...

Sobald wir in Bedrängnis geraten, werden wir alle wieder zu Katholiken, und ich fürchte, ich habe dem Schutzheiligen der Liebe an diesem Abende mehr als eine Kerze gelobt.

Später am Abend erschien dann auch Holt.

Dieser war mir von allen Fremden heute gerade der unwillkommenste. Es lag zwar nichts zwischen uns vor. Aber dieser Mann, welcher, wenigstens in Bezug auf irdische Dinge, alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, bezweifelte, peinigte mich durch seine bloße Anwesenheit, verstimmte mich — und nun gar am heutigen Abend.

Während er mir Glück wünschte, schienen sein Blick und seine Mienen zu sagen, daß er durchaus bezweifelte, ob ich das Examen auch wirklich bestanden habe.

Vielleicht war die ganze Geschichte nur erfunden, und er würde sich nicht eher von der Thatsache überzeugt halten, als bis er die Zeugnisse selbst geprüft.

Mir verging der Abend traurig; die Eltern dagegen schienen glänzender Laune zu sein. Elina war beschäftigt mit kleinen häuslichen Verrichtungen, die sie zuweilen hinausführten, und dazwischen scherzte sie heiter mit der Mutter. Der Onkel und sie wechselten weder Wort noch Blick. Offenbar war das Verhältnis zwischen den beiden seit meiner letzten Anwesenheit um kein Haar besser geworden.

Holt und der Vater hatten sich mit ihren Pfeifen in einem kleinen Nebenzimmer niedergelassen, wo sie sich über die verschiedenartigen Viehrassen unterhielten. Vater hatte sich eine schottische Kuh kommen

fassen, Holt indessen schien sie nicht für verwendbar zu halten. Dann kam die Rede auf Schmieröl, und der Vater, als Freund alles Neuen, hatte gerade eine besondere Art desselben gekauft. Das ist ausländischer „Humbug", meinte Holt. Hierauf ging man zur Besprechung eines Erbprozesses über, und Holt fand, daß von seiten beider Parteien „zu dick aufgetragen würde". Diesen seinen Lieblingsausdruck wandte er auf jede schriftliche Produktion an, deren Stil etwas lebendiger gehalten war als der seiner Preiscourante und Kassenbücher.

Als ich mich veranlaßt fühlte, ein Wort mitzureden, sah Holt mich eine Weile aufmerksam an, um endlich zu fragen:

„Hast du auch angefangen, dir einen Backenbart zuzulegen?" Diesen Schmuck trug ich bereits seit fünf Jahren. Was mich aber am meisten gegen diesen Menschen aufbrachte, war, daß ich im Grunde meines Herzens fühlte, ihm unrecht zu thun, wenn ich ihn einen Müßiggänger und Spießbürger schalt.

Ich überließ die beiden Freunde ihren Betrachtungen und begab mich ins Wohnzimmer zurück. Elina und die Mutter standen, gedämpften Tones sprechend, in einer Ecke desselben. Ich nahm in ihrer Nähe Platz. Die Mutter streichelte meine Wange und fragte mich, ob ich mich wohl als Arzt in meinem Heimatsorte niederlassen möchte. In Erwägung dessen, wie leicht es geschehen könne, daß die Heimat der letzte Platz sei, in dem ich wünschen möchte zu leben, ließ ich durchblicken, es könne mir auch im hohen Norden eine Stätte bereitet sein.

„Ach nein," meinte die Mutter mit gütigem Lächeln, „ich glaube nicht, daß du nach dem Nordland gehst."

Elina fragte: „Möchtest du praktischer Arzt sein?"

Dies waren die ersten Worte, welche sie an mich richtete, nachdem sie mich willkommen geheißen.

Sie berührten mich ganz seltsam, und es schien mir, als sei es draußen plötzlich Sommer geworden; ich empfand es wie weiche, warme Luft und Blumenduft um mich her.

In ihrer Stimme hatte ein eigner, vertraulicher Klang gelegen, wie von etwas halb unterdrückt Zärtlichem und einem stillen Glücksgefühl; es war, als wollten ihre guten treuen Augen mir sagen: „Ich bin dein."

Sofort erfüllte mich die allergrößte Lust, Arzt zu werden, oder sonst irgend etwas, überhaupt zu kämpfen, zu wagen, um zu gewinnen. Der bescheidenste Wirkungskreis schien mir in diesem Augenblick groß und verlockend, und ich sah eine leuchtende Zukunft vor mir.

„Ich wüßte nichts, das ich lieber sein möchte," war meine Antwort. Es kam mir vor, als beschatte ein unzufriedener Ausdruck ihre Züge, so daß ich schon fürchtete, etwas von dem verraten zu haben, was ich fühlte und dachte, und mir vornahm, mehr auf meiner Hut zu sein.

Gleich darauf ging sie hinaus, weil es bald Essenszeit war. Die Mutter ließ mich neben sich im Sofa sitzen, nahm meine Hände zwischen die ihren, sah mich mit einer beinahe rätselhaften Zärtlichkeit an und begann über die Sorgen und Freuden des Familienlebens zu reden. Sie teilte mir mit, welcher Einnahme ein neuvermähltes Paar bedürfe und wie viel Eheleute mit Kindern jährlich verbrauchten. Schließlich gab sie mir nützliche Winke in Bezug auf Kinderzucht. Ich konnte nur annehmen, daß mein eben bestandenes Examen diese Ratschläge veranlaßte, und wurde recht einsilbig.

Beim Abendessen ereignete sich etwas Unerwartetes. Mein Vater erhob sich mit einer gewissen Feierlichkeit, um eine äußerst verblümte Rede zu halten. Er begann mit der Bemerkung, daß wir am heutigen Tage ein mehrfaches Fest zu feiern versammelt seien. Es sei Weihnachten (unbestreitbar!), ich hätte mein Examen bestanden (wurde einstweilen noch von Holt bezweifelt), und er hoffe, daß am heutigen Abend ein Stern am Himmel leuchte, der für mehr denn einen der Anwesenden zum Glückssterne werden möge. Dabei richtete er das Wort speziell an Holt, was mich zu dem Glauben veranlaßte, er spiele auf irgend eine zu erwartende glückliche Geschäftsspekulation an. Dann fing auch er an, sich über häusliches Glück, über die hausväterlichen Pflichten, sowie über die Aufgabe einer Familienmutter auszusprechen, Holt mit beinahe strengen Blicken unverwandt anstarrend.

Ich nahm an, daß Holt mit dem Gedanken umging, „sich zu verändern", und wunderte mich sehr, noch nichts von der Angelegenheit gehört zu haben.

Zuletzt stieß er in strahlendster Laune, in welche ihn seine eigne Rede versetzt, gerührt mit mir an. Er war voller Freude, die Mutter ebenfalls, Elina sah ganz warm und rot aus, mir war äußerst konfus zu Sinne, Holt dagegen schien ruhig wie gewöhnlich, aber außerordentlich bleich.

Wir erhoben die Gläser, allen ein „fröhliches Weihnachten" wünschend; der Vater wünschte außerdem jedem von uns „viel Glück". Als die Reihe an Holt kam, mit Elina anzustoßen, bemerkte ich, daß er plötzlich stehen blieb, ohne sein Glas dem ihren zu nähern. Auch sie stand eine Weile, das Glas in der Hand haltend, und nahm ihren Platz wieder ein, ohne mit ihm angestoßen zu haben. Endlich spielte sich der letzte Akt des Abends ab, indem alle Dienstboten in das Zimmer kamen, um uns ein frohes Weihnachtsfest zu wünschen, einen Augenblick bei uns verweilten und dann wieder fortgingen.

Gleich darauf erhob sich Holt, uns gute Nacht

sagend; der Vater und ich begleiteten ihn bis zur Hausthür.

„Ja, wir sehen Sie natürlich morgen," sagte der Vater.

Holt dankte ihm, und der Vater verschwand. Als ich die Stube wieder betrat, war auch die Mutter hinausgegangen. Das Zimmer war leer — nein, dort stand Elina, und — o du reiche, wunderherrliche Welt! — sie sah mich wieder mit diesem warmen, eigentümlichen Blicke an, der mich vorhin so in Verwirrung gesetzt. Ich hätte es in alle Lüfte hinausjubeln mögen; mit einem Male wußte ich, daß ich — man entschuldige den gewagten Ausdruck — den ganzen Abend mit meinem Glücke zusammen zugebracht. Die geheimnißvollen Andeutungen der Mutter, des Vaters astrologische Tischrede, Elinas Benehmen sowie ihr Hiersein, als erwarte sie etwas, ja, es mußte etwas geschehen und besprochen sein. Indes wirbelten alle meine Gedanken wild durcheinander, und wenn ich überhaupt geredet hätte, wäre nur eine unerhörte Dummheit zu Tage gekommen. Zunächst ging die große Ueberraschung und Freude in strahlendste, himmlische Glückseligkeit über. Ich weiß nicht mehr, wie es geschah, daß ich auf sie zuging, unzusammenhängende Worte sprach, dann eine höchst rätselhafte Anrede an sie richtete, bis ich endlich wagte, ihre Hand zu ergreifen und sie zu fragen, „ob es wirklich wahr sei".

„Du weißt es ja ganz gut," sagte sie und lachte, und mit ihrer kleinen, zitternden Hand in der meinen fühlte ich mich endlich meines Glückes gewiß, mich immer noch wundernd, daß es überhaupt möglich sein konnte.

Im Hause war alles still; still brannten die Lampen in den Zimmern, still, zufrieden und teilnehmend, wie es mich dünkte, und still saßen auch wir beisammen. Ich sah nichts als zwei liebe, unergründliche Augen, fühlte das weiche, lockige Haar an meiner Wange und ihre warme kleine Hand in der meinen. Und da wir endlich sprachen, waren wir keineswegs beredt. Es waren einzelne Worte, die wie die vom Himmel schwebenden weißen Flocken um ihrer selbst willen hinausgesandt wurden, liebe, thörichte, kleine Worte, die gesagt und gehört zu haben, das größte Glück des Lebens ausmacht.

Indes erfuhr ich doch, daß meine Eltern alles wußten.

„Gegen ihren Willen würde ich es nicht gethan haben," sagte sie. Doch hatten sie versprochen, die Sache fürs erste geheim zu halten. Es war ihnen aber zu schwer geworden, jede Anspielung zu vermeiden.

Dem Onkel hatte man noch nichts mitgeteilt; „aber heute abend verstand er es," fügte sie hinzu.

Und dann erinnerten wir uns vergangener Zeiten. Wie unglaublich Vieles und Liebes uns da einfiel!

Wir gedachten unsrer ersten Streitigkeiten, und sie gestand mir, ich wäre ihr schrecklich eingebildet vorgekommen, während ich sagte, daß ich sie für sehr unwissenschaftlich gehalten, worauf wir beide lachen mußten. Dann sprachen wir von den vielen Leseabenden und gemeinsamen Spaziergängen. Ich vertraute ihr an, daß mir manches Gedicht, wenn sie es schön gefunden, plötzlich in einem viel idealeren Licht erschienen sei als jemals vorher, und daß vieles von dem Gelesenen, welches mich anfänglich wenig interessiert hätte, mir später unendlich lieb geworden wäre, indem es mich an sie erinnerte, an eine Bemerkung, die ihr darüber entschlüpft, an einen Blick oder eine Bewegung — daß die ganze Ortschaft mir erst seit jener Zeit heimisch und lieb geworden, als faßten die sie umgebenden hohen Felsen alles Herrlichste der Erde in ihre Mitte.

Mit verwundertem Kopfschütteln meinte sie, das sei ihr nicht verständlich. Sie habe ihre Neigung zu mir erst an jenem Abende erkannt, als ich den Besuch bei dem verwundeten Knaben machen mußte. Zuerst hatte sie sich geängstigt, als müsse sie alles das verlieren, was das Licht und die Freude des Lebens ausmacht; dann aber sei ihr stolz, froh und zuversichtlich zu Sinne geworden.

Wie sie erzählte, hatte sie an dem Abende an dem Wege, den ich kommen mußte, gestanden, um mir Lebewohl zu sagen, sich aber doch nicht gezeigt.

Als sie dann hörte, daß man mich zurückerwartete, und sie mich zu später Stunde ins Zimmer treten sah — da hatte auch sie gewußt, wie es um sie stand.

Und dann schilderte ich ihr die letzte Zeit meines Aufenthaltes in der Stadt, wie unablässig ich ihrer gedacht, mich nach ihr gesehnt und wie spielend leicht mir die Arbeit geworden sei. Gott weiß, daß es sich so verhielt, wenn ich sagte, daß ich niemals geahnt hatte, welcher Reichtum von wahrem, herrlichem Glücke ein Menschenleben erfüllen kann, ehe ich sie lieb gewonnen. Zuletzt sprach ich ihr auch von meiner Heimfahrt mit allen ihren Zweifeln und ihrer Furcht, und noch von der Verwirrung am Abende, worauf sie wieder lachte und sagte: „Wie bist du doch närrisch!"

Als ich sie nach Hause begleitete, standen wir bei dem Eingange zu Holts Garten still, wie an jenem Tage, an dem mir zuerst klar wurde, was ich für sie fühlte.

Damals hatte sie gefunden, daß der Ort schwer und dunkel sei, und ich erinnerte sie daran.

„Ich glaube, er erscheint mir noch so," erwiderte sie; nach einigem Bedenken setzte sie hinzu: „Du gehörst ja eigentlich zu dem, was dort draußen ist."

Ich blickte sie fragend an. „Ja, damals wußte ich noch nicht, wie's mir ums Herz war, — ich glaube

aber doch — nein, gewiß weiß ich es nicht. Komm, laß uns noch ein wenig auf und ab gehen."

Die nächste Umgebung meines Heimatsortes war mir schon immer ausnehmend schön erschienen, und ich bewahre die Erinnerung an manchen Spaziergang in derselben.

Aber dieser Abend, mit halb verschleiertem Monde am leicht bewölkten Himmel — der Schneefall hatte aufgehört — mit seiner ruhigen, milden, winterlichen Luft, mit schwach leuchtenden Sternen und vereinzeltem Lichtschimmer aus verschiedenen Häusern, hat sich meinem Gedächtnisse treuer eingeprägt als irgend eine andre Naturscenerie. Nachdem wir uns endlich gute Nacht gewünscht und sie in das Haus eingetreten war, mochte ich noch nicht an Ausruhen denken. Ein Erlebnis wie das heutige ist wie die Offenbarung von Schönheiten in unsrer Umgebung, an denen man vorher blind vorüberging. Und man fühlt das Verlangen in sich, auch zu dem Glücke andrer etwas beizutragen.

Ich eilte die vertrauten Wege entlang und nickte Häusern und Feldern, Bäumen und Steinen wie guten Freunden und Bekannten zu. Jedes Heim grüßte ich und erinnerte mich dabei an irgend etwas Gutes, Wahres und Hübsches seiner Bewohner.

Der ganzen Welt hätte ich ein frohes Weihnachten gewünscht.

Ich betrat auch jenes Häuschen, vor dem der Knabe und seine Mutter gestanden hatte, als ich vorüberfuhr.

Was ich dort that und redete, setzte die armen Leute sicher in nicht geringes Erstaunen und wäre, unter andern Umständen, auch mir selbst einigermaßen auffällig vorgekommen. Aber am heutigen Abende fühlte ich mich überall wie zu Hause. Als ich eintrat, befand sich der Mann in nicht ganz nüchternem Zustande, der Knabe schlief, und die Mutter war im Begriff, das Licht zu löschen. Wahrscheinlich hatten sie mich im Verdacht, ihre häuslichen Verhältnisse inspizieren und nachsehen zu wollen, ob alles bei ihnen ordentlich zuginge. Und mich erfüllte doch nur die Lust, ihnen ein Schloß zu bauen, groß und herrlich wie das, in welchem ich jetzt selbst wohnte, und dafür zu sorgen, daß sie an keinem kommenden Weihnachtsabende wieder außerhalb der Hütte stehen mußten und sagen: „Jetzt zünden sie bei den Vornehmen Licht an."

Auf dem Rückwege bemerkte ich noch Licht bei dem „Patrioten", welcher zur Miete bei einer Witwe wohnte, die in der Nähe von Holts Besitz ein kleines Haus inne hatte. Nun zog es mich hinauf, um dem einsamen Manne ein frohes Fest zu wünschen. Ich fand ihn, aus seiner langen Pfeife rauchend, im Zimmer auf und ab gehend. Auf dem Tische flackerte ein einzelnes Licht. Er sah mich im höchsten Grade erstaunt an und dachte offenbar, es sei ein Unglück geschehen. Ich bat ihn um die Erlaubnis, eine Pfeife mit ihm rauchen zu dürfen. Die wohlwollende Seele suchte eifrigst die Ueberreste verschiedener Pfeifen zusammen und legte sie mit einer Handvoll Tabak auf den Tisch.

„Wie freundlich ist es von Ihnen, heraufzukommen!" sagte er.

„Ich dachte, es wäre vielleicht etwas einsam, an einem Weihnachtsabende. Sie haben niemand," fing ich an, einigermaßen verlegen über meinen etwas auffallenden Besuch.

„Ach," antwortete er, indem er wieder begann, hin und her zu gehen, „ja, sehen Sie —, die Witwe ladet mich wohl bei solchen Gelegenheiten ein — sie ist eine gute Person — doch — im ganzen — Sie sagten: einsam — sehen Sie, wenn man Ideen hat, befindet man sich in guter Gesellschaft. Ich denke nach. Die Welt wird klein um uns her; was sagt noch Wergeland? Nun, ich erinnere mich dessen nicht mehr. Doch, zuzeiten — es giebt ja Anlässe, bei denen selbst ein Mann von Ideen das Bedürfnis fühlt — ja, es verhält sich, wie Sie sagen — man kann sich wirklich etwas — etwas — nun, um Weihnachten haben ja sogar die Sperlinge ihr Fest . . ."

Er räusperte sich einigemal stark, kam aber dann auf mich zu und ergriff meine Hand: „Nehmen Sie meinen besten Dank dafür, daß Sie eines verhältnismäßig einsamen Menschen gedachten." Er sah plötzlich viel heiterer aus, setzte sich in die andre Sofa-Ecke und äußerte: „Gewöhnlich pflege ich bei Holt zu sein, aber, wie Sie wissen, am Weihnachtsabend . . ."

Ja, am Weihnachtsabend war Holt bei uns, und ich nahm mir vor, daß der Patriot künftighin nicht mehr allein sein sollte.

Wir unterhielten uns eine Zeitlang über verschiedenes. Der Patriot sprach sehr eifrig und dampfte fürchterlich. Bei meinem Fortgehen dankte er mir abermals für meine Freundlichkeit, einen verhältnismäßig einsamen Menschen zu besuchen.

Bei unserm Hause angelangt, zögerte ich noch auf dem Hofe. Es machte mir Spaß, alle die ganz dunkeln Wege zwischen den Häusern zu verfolgen, die Aehrenbündel auf dem Scheunendach und die Reisighaufen außerhalb des Vorratshauses für Brennholz zu sehen.

Zuletzt that ich noch einen Blick in den Stall, wo ich indessen nichts gewahren konnte: ich hörte nur die Pferde ihren Hafer mit Behagen zermalmen.

Endlich begab ich mich in mein Zimmer, aus dessen Fenster ich in die winterliche Mondnacht hinausschaute. Freundliche Erinnerungen an meine Kindheit erwachten in mir; viele heimische, warme und liebe Bilder sammelten sich in meiner Seele; alles Herrliche, von dem ich je geträumt, verschönte das

strahlende Reich, in welches ich seit heute abend meinen Einzug gehalten.

IV.

Auf die eben geschilderte Art wurde ich zum reichsten Manne der Erde, und mir schien das Dasein ruhig verweilenden Sonnenwolken zu gleichen, die aus einer unauslöschlichen Lichtquelle von warmen, goldenen Strahlen durchglüht werden.

Darauf aber geschah manches, wonach die Sonnenwolken anfingen, sich zu verziehen und Form und Farbe zu verändern.

Oft hatte ich während meiner früheren Ferien über das nicht sehr gute Verhältnis, welches zwischen Holt und seiner Nichte bestand, reden hören, und auch gesehen, wie kalt sie miteinander verkehrten. Mir war das alles sehr erklärlich vorgekommen. Holt gefiel mir durchaus nicht, und das Zusammenleben mit ihm dachte ich mir für jeden höchst unangenehm.

Als ich aber Holt näher kennen lernte, war es mir, wie vielen andern, unerklärlich, daß zwischen den beiden so blutwenig Sympathie herrschte.

Schon meine erste Begegnung mit Holt am Tage nach unsrer Verlobung machte den Wunsch in mir rege, ihm näher zu treten. Wie mir Elina erzählte, hatte er sie spät am Weihnachtsabend, ihre Rückkehr erwartend, gefragt, ob wir einig seien. Nachdem sie seine Frage bejaht, sei nicht mehr die Rede von dieser Angelegenheit gewesen. Aber Elina fügte hinzu, sie habe ihm angesehen, daß er böse geworden sei. Als ich sie fragte, was er möglicherweise gegen ihre Verlobung einwenden könne, antwortete sie: „Ich weiß es nicht, aber ich glaube, ihm ist niemals etwas recht, was ich thue."

Es war am Weihnachtstage, als wir im Begriffe standen, uns zur Kirche zu begeben. Sie ging in ihr Zimmer, sich für den Ausgang anzukleiden, und gleich darauf trat Holt ein. Mit seinem gewohnten, ruhigen und bedächtigen Schritte kam er auf mich zu; aber mit einem gewissen sonntäglichen Ausdruck im Gesichte reichte er mir die Hand, blickte mich offen, fast herzlich an und sagte: „Ich wünsche dir viel Glück." Ich dankte ihm, wußte aber nichts weiter hinzuzufügen. Endlich fragte ich: „Haben Sie etwas dagegen, Holt?"

„Nein, wie sollte ich etwas dagegen haben, wenn ihr einig seid," gab er zur Antwort, indem er zum Fenster hinaussah. „Ich habe niemals andres über dich gehört, als daß du ein braver, tüchtiger Mensch bist. Ich wünsche euch alles erdenkbare Gute."

Ich fühlte mich außerordentlich überrascht und ergriffen. So wert war mir noch niemals ein Lob erschienen, noch hatte mich je eines so stolz gemacht. Es war mir, als sei mir ein Ehrenzeugnis zu teil geworden, das jedermann respektieren müsse. Mir, der geglaubt hatte, er bezweifle sowohl meine Ehrenhaftigkeit wie meine Fähigkeiten! Wieder empfand ich Beschämung darüber, ihn in meinem Innern häufig einen bequemen Spießbürger gescholten zu haben.

Uebrigens machte er es mir durch sein Wesen unmöglich, etwas von meinen Gefühlen zu äußern. So wenig es mir früher gelungen war, eine Unterhaltung mit ihm in Fluß zu bringen, so wenig glückte es mir jetzt. Durch die Dazwischenkunft Elinas, die bereit war, in die Kirche zu gehen, fühlte ich mich freier, und ich glaube, bei ihm war dasselbe der Fall.

Als ich Elina später mitteilte, was er mir gegenüber geäußert, meinte sie: „Nein, gegen dich wird er wohl nichts haben."

„Aber was kann denn im Wege sein?" fragte ich.

„Ja, das weiß ich, wie gesagt, nicht. Mir sagt er gewiß nicht, was im Wege ist."

Ich deutete an, daß er sie vielleicht ungern entbehren würde.

„Mich entbehren, Holt?" Sie lachte hart. „Ach, ich glaube nicht, daß ihn das sein Leben kosten wird."

Es lag sowohl Schmerz wie Zorn in ihrem bitteren Tone, und es kam mir die Ahnung, daß zwischen den beiden eine tiefere Spaltung bestände, als ich bisher gedacht. Inzwischen geschah zur Zeit nichts, wodurch die versteckte Abneigung der beiden gegen einander bemerkbarer geworden wäre. Ruhig und eben flossen die Tage dahin, während ich allmählich auf einen etwas vertraulicheren Fuß mit Holt zu stehen kam. Anfänglich beschränkte sich unser Verkehr auf ein freundliches Guten Tag und Adieu. Außer zu den Mahlzeiten kam er selten in das Zimmer und verhielt sich dabei in der Regel sehr wortkarg. Ungeachtet seiner steten Freundlichkeit gegen mich schien es mir, als koste ihn jedes an mich gerichtete Wort eine gewisse Ueberwindung.

Nie besprach er Dinge, die ihn zunächst angingen. Seine Bemerkungen waren offenbar die eines aufmerksamen Gastgebers, der sich verpflichtet fühlt, sich mit seinen Gästen hauptsächlich über die Interessen der letzteren zu unterhalten. Er schien sich außerdem in seinem eignen Zimmer nicht wohl zu befinden; augenscheinlich lag es wie ein Druck auf ihm, und es war nicht schwer, zu sehen, daß er förmlich aufatmete, sobald er sich davonmachen, seine Pfeife stopfen und sich in das Comptoir oder auf den Packboden begeben konnte.

Ich sah ein, daß man den Mann an diesen Plätzen aufsuchen mußte, wollte man ihn näher kennen lernen, und ich nahm mir vor, ihm auf sein eigenstes Gebiet zu folgen.

Eines Tages begab ich mich denn in den Speicher und fand ihn in vollster Thätigkeit zwischen Tonnen und Kisten, Mehl- und Kornsäcken, Taurollen und Haufen von Häuten, Eisen, Zimmerholz und Brettern.

Ein gemischter Duft von Heringen, gesalzenem Dorsch, Hanf, Teer, Thran, Petroleum und frischem Holz machte sich bemerkbar, und man mußte in seinen Bewegungen vorsichtig sein, um der Berührung aller dieser starkriechenden Gegenstände auszuweichen. Für nervenschwache Personen war der Aufenthalt durchaus ungeeignet. Durch eine Menge großer Oeffnungen des Fußbodens sah man hinab auf den von Seewasser umspülten, muschelbesäten Strand. Vor der geöffneten Luke gingen die Stricke, welche Waren in die verschiedenen Stockwerke hoben, mit starkem Geräusch auf und nieder, und auf dem Boden über sich hörte man ab und an gewaltige Lasten auf den Fußboden aufstoßen. Alle Arbeiter waren in voller Thätigkeit und nahmen in ihrem Eifer wenig Rücksicht auf andre Leute. Endlich hörte man noch vom Krämerladen, der einen Teil des Packhauses bildete, die lauten Stimmen feilschender Bauern.

Holt war aber hier, ebenso wie auf der See, in seinem Elemente. Es fiel mir wieder auf, wie vorteilhaft ihn die schwere Joppe kleidete, während er im Packraum auf und ab ging und das Ganze in seiner ruhigen, aber festen Art leitete. Er war entschieden eine stattliche Erscheinung, und in dieser Umgebung sah man, daß seine Person das Gepräge der Bildung trug, was man bei andern Gelegenheiten nicht bemerkte.

Bei meiner Ankunft blickte er mich etwas fragend an, wahrscheinlich in der Meinung, daß mich ein besonderes Anliegen herführe.

Aber diesem fragenden Ausdruck in seinem Gesichte gesellte sich der bedenkliche des Mißtrauens, nachdem ich ihm erklärt, daß ich eigentlich gekommen sei, um einen Betrieb wie den seinigen etwas mehr in der Nähe zu sehen. Indessen führte er mich doch gutmütiger Weise umher und erklärte mir manches, während der Ton, in dem er mir auf meine Fragen Antwort gab, zumeist Verwunderung darüber verriet, daß man sich überhaupt nach Dingen erkundigen könne, die seiner Idee nach jeder vernünftige Mensch von selber wissen müsse. Er hatte wohl vergessen, daß auch er alle diese Sachen, die er von Kindheit an vor Augen gehabt, einstmals habe kennen lernen müssen, und schien nun anzunehmen, daß diese Kenntnis dem Menschen angeboren sei. Er hatte aber wohl bemerkt, daß ich seinen Erläuterungen aufmerksam folgte; denn allmählich interessierte es ihn, mir den Geschäftsbetrieb näher zu erklären, und er war augenscheinlich bereit, mit mir in sein Comptoir zu gehen, nachdem ich ihn ersucht, mir zu zeigen, in welcher Art er seine Bücher zu führen pflegte.

Meinem Geschmacke nach war das Comptoir ein höchst ungemütliches, kleines Gelaß. Ein großes, grünes, tintenbeklecktes, bestaubtes Schreibpult stand zwischen beiden Fenstern, vor denen Rechnungen und Dampferfahrpläne auf eine Schnur gereiht hingen. Ein Tisch mit Tabak und einer Menge Pfeifen, ein paar Stühle, ein altes, steinhartes Sofa, sowie zwei hölzerne Spucknäpfe bildeten die Ausstattung. Eine große Landkarte bedeckte die eine Wand. Nebenan lag sein Schlafzimmer, und hier befanden sich zwei Borte mit Büchern.

Neugierig, zu erfahren, welcher Art Holts Lektüre eigentlich sei, nahm ich dieselben näher in Augenschein und fand zunächst viele Hefte einer Zeitschrift für Landleute, dann verschiedene populäre, naturwissenschaftliche Schriften und endlich einige englische und französische historische Werke in guten Uebersetzungen.

Als mir, meinem Wunsche zufolge, die Geschäftsbücher vorgelegt wurden, bemerkte ich aus denselben, daß Holt eine Menge ausstehender Posten in der Ortschaft hatte. Er galt auch für einen nachsichtigen Gläubiger, so wie er im Verkehr mit den Bauern eine besondere freundliche, aber bestimmte Art und Weise besaß, die ihnen, im Verein mit seiner Tüchtigkeit, einen so großen Respekt vor dem Manne einflößte, daß man ihn überall bemerkte, sobald sein Name genannt wurde.

Nachdem ich die Bücher in Augenschein genommen hatte, blieb mir nichts weiter zu fragen übrig; ich nahm daher Abschied, weil sich keine längere Unterhaltung in Fluß bringen ließ. Künftighin zeigte Holt sich doch weniger zurückhaltend mir gegenüber. Sobald er sich überzeugt hatte, daß mein Wunsch, Näheres über seine Geschäftsthätigkeit zu erfahren, seinen Ursprung nicht bloßer Neugierde verdankte, sondern daß es mich wirklich interessierte, etwas Verständnis für seine Arbeit zu erlangen, wurde er so mitteilsam, als seine Eigenart es zuließ, und uns fehlte fortan kein Gesprächsthema.

Ich war jetzt häufiger Gast in seinem Comptoir und in den Packräumen; auch wagte ich zuweilen meine Ansicht über dieses oder jenes zu äußern. Er sah mich dann wohl etwas argwöhnisch an, als könne hinter meinen Worten noch ein andrer Sinn verborgen sein, und pflegte auf meine Bemerkungen wenig zu erwidern. Schließlich gewöhnte er sich daran, auf eine Unterhaltung mit mir einzugehen. War ich zum Mittagessen in seinem Hause, so pflegte er nach Tische länger als sonst im Zimmer zu bleiben. Es geschah wohl, daß er einen ganzen Abend bei uns verweilte, und bei seinen Besuchen in unsrer Wohnung hörte er meine Aeußerungen mit beinahe derselben Aufmerksamkeit an wie die meines Vaters, dessen praktisches Urteil er doch seit geraumer Zeit schätzte.

Hatte Holt anfangs wirklich etwas gegen die Verlobung einzuwenden gehabt, so schien er jetzt andern Sinnes geworden zu sein.

Es machte den Eindruck, als fühle er sich in seiner

eignen Behausung heimischer denn vormals, und nicht nur mir, sondern auch meinen Eltern fiel sein neuerdings verändertes Wesen Elina gegenüber auf. Wenn er auch immer noch zurückhaltend, oder richtiger gesagt, etwas gezwungen in seinem Verkehr mit ihr war, so lag oftmals, sobald er das Wort an sie richtete, ein warmer, sanfter Ton in seiner Stimme, und er sah sie zuweilen so gütig, ja beinahe bittend an, als erflehe er ihre Verzeihung für ein an ihr begangenes Unrecht, und als ersuche er sie in seiner stillen Art, das Vergangene dem Vergessen anheimzugeben.

Scheinbar bemerkte Elina nichts von alledem, und eines Tages konnte ich mich überzeugen, daß sie keineswegs das, was früher zwischen ihnen vorgefallen, vergessen habe. Einer meiner Zukunftspläne war der gewesen, mich in meinem Heimatsorte als Privatarzt niederzulassen, und ich hatte mit Elina über die Sache gesprochen. Zunächst war sie freudig auf denselben eingegangen und hatte gemeint: „Dann kannst du den Armen, wenn sie krank werden, ärztliche Hilfe angedeihen lassen — jetzt müssen sie oft auf solche warten, bis es zu spät ist."

Aber nachher schien sie ihre Ansicht geändert zu haben; denn als wir wieder darüber redeten, sagte sie: „Das ist nichts für dich." Allerdings waren die Aussichten für einen Arzt keine besonderen in unsrer Gegend; wir ließen die Angelegenheit ruhen, und ich faßte vorläufig keine weiteren Pläne. Eines Tages jedoch bat mich der Vater, ihm in sein Comptoir zu folgen, weil er etwas Wichtiges mit mir zu überlegen habe.

Er sagte mir zunächst, daß er keineswegs dagegen sein würde, wenn ich Lust hätte, mich einem andern als dem ärztlichen Berufe zu widmen, im Falle sich eine günstige Gelegenheit dazu böte. Dann fragte er, ob ich Neigung hätte, Kaufmann zu werden. Nachdem ich ihn um nähere Erklärungen gebeten, teilte er mir mit, daß Holt ihn aufgesucht und mit ihm über die ungünstigen Aussichten eines jungen Mediziners geredet habe; auch hatte er gemeint, „späte Heiraten seien ein Unding", und endlich den Vater gebeten, bei mir anzufragen, ob ich mich entschließen könne, in sein Geschäft einzutreten. Ich sei ihm nicht ungeeignet für dasselbe vorgekommen, und er bedürfe einer Hilfe.

Selbstverständlich würde es mir sowohl Arbeit wie Zeit kosten, mich in die neue Stellung hineinzufinden, und ich müßte die Heimat für ein paar Jahre verlassen. Aber sobald diese Lehrzeit vorüber sei, würde ich mich auch sogleich verheiraten können. Der Vater schloß mit dem Bemerken, daß dieses gütige Anerbieten ihn höchlichst überrascht habe.

„Ich soll also sein Stellvertreter oder so etwas Aehnliches werden?" fragte ich.

„Nein, sein Compagnon," erwiderte der Vater zu meiner Verwunderung; denn mir war wohl bekannt, daß Holts Geschäft ein sehr gewinnbringendes war, und er konnte sich denken, daß mein Vater nur eine unbedeutende Summe zum Betriebskapital für mich einzahlen konnte. Mich berührte die Sache indes nicht angenehm. An und für sich hatte ich nichts gegen eine derartige praktische Thätigkeit, aber der von mir erkorene Beruf war mir wert, und mein Unabhängigkeitsgefühl lehnte sich gegen das ganze Arrangement auf. Doch erschien es mir außerordentlich hübsch von Holt, etwas Derartiges vorzuschlagen, und ich nahm mir vor, die Sache mit Elina zu bereden.

Am selben Tage noch suchte ich sie in Holts Hause auf und fand sie, mit ihrer Näharbeit beschäftigt, am Fenster sitzen. Sie schien es eilig zu haben, und ohne sich stören zu lassen, nickte sie mir lächelnd zu und zeigte auf einen Stuhl. Nachdem ich Platz genommen, erzählte ich ihr von Holts Anerbieten. Während meines ganzen Berichtes nähte sie so emsig, als höre sie gar nicht auf meine Worte. Ab und zu warf sie einen Blick aus dem Fenster, und mir fiel auf, wie blaß sie aussah. Nachdem ich geendet, fragte sie: „Hättest du Lust, diesen Vorschlag anzunehmen?"

Ich glaubte, sie meine vielleicht, es würde mir sehr schwer fallen, mich in eine ganz ungewohnte Beschäftigung zu finden, und antwortete daher, daß es nicht die Arbeit sei, welche mich davon abschrecken würde.

„Ja, dann würde ich es nicht wollen," rief sie aus, warf das Nähzeug mit einer heftigen Bewegung hin und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab.

„Ich weiß nicht, weshalb er" — sie nannte ihn nie Onkel — „sich in unser Verhältnis einmischen will. Er meint wohl, daß ich zu lange in seinem Hause bleibe. Er will sich loskaufen. Aber, daß er glauben kann, ich würde — würde ... ach, wie wohl wird mir sein, wenn dieses Haus weit, weit hinter mir liegt!"

Ich sah sie erstaunt an. Ihr Antlitz brannte, durchglüht von Zorn und Unwillen.

„Ich finde aber doch, daß es hübsch von deinem —"

„Hübsch?" unterbrach sie mich, stand still und sah mich mit einem eigentümlichen, zugleich kalten und empörten Blicke an. „Es ist möglich, daß es hübsch ist. Aber ich kann dir sagen, daß ich nichts von ihm annehme, sofern ich es irgend vermeiden kann — ich habe genug an dem, was ich hinnehmen muß."

Draußen wurden Schritte laut, und gleich darauf trat Holt ein. Elina nahm ihre Arbeit wieder zur Hand.

Nachdem Holt mich begrüßt hatte, trat eine Pause ein.

Endlich blickte Elina zu ihm auf, doch ohne sich im Nähen zu unterbrechen: „Ich höre, daß du Henrik

eine Stelle in deinem Geschäft angeboten," sagte sie, und ihr Gesicht war wieder bleich und ihre Augen schienen wunderlich verschleiert.

„Ja, ich — habe . . .," begann Holt langsam, beinahe verlegen; doch sie ließ ihn nicht fortfahren.

„Bedeutet das, daß du es am liebsten sähest, wenn ich sogleich von hier fortginge?" fragte sie kalt und hart.

Dies war der einzige Anlaß, bei dem ich Holt seine Fassung verlieren sah.

Langsam ergoß ein dunkelroter Strom sich in sein Antlitz, und seine Augen zeigten einen so unbeschreiblich beschämten und schmerzlichen Ausdruck, daß mir der Mann in diesem Augenblicke wie ein ganz fremder erschien. Er stand da, die Hände wie gewöhnlich in den Taschen seiner Joppe, doch ohne eine Spur seiner sonstigen sicheren Haltung. Er sah so ratlos und verzagt aus, als habe man ihn soeben bei einer ganz niederträchtigen Handlung ertappt, und dabei lag in seinen klaren, für gewöhnlich etwas phlegmatischen Augen ein unendlich schmerzliches Etwas. Allmählich wich die Farbe wieder aus seinem Gesichte, und es zeigte sich in demselben der gewohnte ruhige, ernste, wenn auch noch etwas eigentümliche Ausdruck.

Bedächtig that er ein paar Schritte gegen den Ofen zu und lehnte sich mit dem Rücken an denselben.

„Ich habe überhaupt nicht gedacht, daß mein Anerbieten etwas Besonderes bedeuten solle," versetzte er langsam. „Will Henrik nicht auf dasselbe eingehen, steht es ihm ja frei, es abzulehnen."

„Dann halte ich es für das beste, wenn nicht mehr über die Sache gesprochen wird," sagte Elina, erhob sich und verließ das Zimmer.

Mit gemischten Gefühlen blieb ich zurück; verstimmt, verwirrt und ratlos, wie ich war, glaubte ich doch, ich müsse ihm sagen, wie ich über seinen Vorschlag dachte.

Er antwortete aber nur: „Ach nein, ich hätte bedenken sollen . . .", worauf er seine Pfeife stopfte, dieselbe aber, ohne sie in Brand zu setzen, in seine Tasche schob und hinausging.

Als Elina zurückkam, bat ich sie, mir ohne Umschweife anzuvertrauen, welcher Ursache das zwischen ihr und dem Onkel bestehende schlechte Einvernehmen zuzuschreiben sei.

„Wie kann ich das wissen?" erwiderte sie nur.

„Aber es ist doch nicht immer so gewesen?"

„Es war schon immer so, seitdem ich erwachsen bin. — Aber laß uns von etwas anderm reden," fügte sie ungeduldig hinzu.

„Aber du . . .?"

„Nun, ich bin so geworden, wie du siehst — und wie es ihm wohl auch gerade recht sein wird, denke ich."

Als ich nach Hause kam, teilte ich dem Vater das Resultat mit. „Hm," meinte er, „zwischen den beiden besteht doch ein sonderbares Verhältnis. Elina ist ein braves Mädchen, ein vorzügliches Mädchen, klug, tüchtig und warmherzig; aber ich glaube, sie hat zu viel vom Onkel, — was sie einmal wollen, das wollen sie."

„Aber irgend etwas muß er doch gegen sie haben?"

„Ja, wer kann das wissen; über solche Dinge äußert er sich ja nie. Solange sie klein war, behandelte er sie mit einer gradezu rührenden Sorgfalt. Aber später . . ."

„Später . . .?"

„Ja, Gott mag wissen, was dann dazwischen gekommen ist, daß es allmählich so wurde, wie du es jetzt siehst. Ich muß übrigens gestehen, daß man die Veränderung zuerst bei ihm gewahrte."

Als wir nachher mit der Mutter über denselben Gegenstand redeten, erklärte sie: „Holt ist eigentümlich; über alles, was er nicht versteht, gerät er in eine ärgerliche Stimmung, die er dann in sich verschließt, bis gar kein Auskommen mehr mit ihm möglich ist. Die ganze Sache wird die sein, daß sie sich nicht entwickelt hat, wie er es sich gedacht. Sicher ist, daß Elina keine Schuld trifft und daß sein Wesen sie wohl zu dem Glauben veranlassen kann, er sähe sie am liebsten aus seinem Hause scheiden."

V.

Von diesem Tage an geschah es nicht wieder, daß Holt nach der Mahlzeit im Zimmer verblieb. Gegen Elina behielt er auch ferner denselben freundlichen Ton bei, der in jüngster Zeit an die Stelle seines früheren kurzen, ja kalten Wesens getreten war; zugleich aber lag es wie eine stille Trauer über ihm, wie hoffnungslose Verzagtheit, daß es ein förmlicher Jammer war, ihn zu beobachten. — Eine Zeitlang darauf nahm ich meine Besuche im Speicher und Comptoir wieder auf. Er empfing mich ebenso gütig wie vorher, wenngleich er sich weniger mitteilsam zeigte. Ab und zu unterhielten wir uns eine Weile miteinander und dann über solche Dinge, die bis dahin noch nicht zwischen uns erörtert waren.

Daß er manche Kenntnisse besaß, wußte ich bereits — daß er aber auch verschiedenes gelesen, was auf sein eigentliches Fach keinerlei Bezug hatte, erfuhr ich jetzt. Naturwissenschaftliche Schriften las er mit Vorliebe; doch gewöhnlich solche, die, aus etwas älterer Zeit stammend, dieselben Gesichtspunkte festhielten, die während seiner Schulzeit maßgebend gewesen. Er las auch Geschichte, besonders politische Geschichte. Die Verfasser, welche in einem nüchternalltäglichen Stile schrieben und in ihrem Urteil einen gewissen praktischen Blick zeigten, waren ihm die liebsten. Alles, was an Philosophie streifte, war seines Mißfallens sicher. Auch hatte ich bemerkt, daß

seine Sammlung kein einziges der schönen Litteratur zugehöriges Buch aufweisen konnte. Freilich wußte ich, daß er nie ein derartiges zu lesen pflegte, und wie ich vermute, hielt er Dichter und diejenigen, welche poetische Erzeugnisse lasen, für kindischer als es sich für erwachsene Menschen gebührt.

Daß Elina die gesamte Geistesbildung ihres Onkels für wenig bedeutend ansah, war vielleicht durch seine Abneigung gegen einzelne Zweige der Litteratur hervorgerufen. Sie traute ihm durchaus kein Interesse an irgend welcher Lektüre zu; denn als ich gelegentlich sagte, er schiene viel mehr gelesen und gelernt zu haben, als man bei oberflächlichem Verkehr mit ihm vermute, erwiderte sie nur kurz: „So, davon habe ich nicht das mindeste bemerkt." Und als während eines späteren Gespräches Vangs Name erwähnt wurde, verriet sich ihre geringe Meinung von des Onkels Bildung noch deutlicher. Den „Patrioten" konnte sie überhaupt nicht leiden und beurteilte ihn sehr strenge. Sie fand es feige oder schwach von ihm, sich in einem Winkel, wie unser Ort es war, zu begraben, wenn er wirklich Beruf und Kraft zu größerem Wirken in sich spürte. Wenn es ihm wahrhaft ernst um die Sache gewesen wäre, so hätte er den Wahlplatz nicht zu verlassen brauchen, meinte sie. Und seinen häufigen Besuchen bei Holt läge wohl auch kein ehrliches Motiv zu Grunde. „Er ist doch einmal ein studierter Mann," sagte sie, „ein Mann, der für Holts Beschäftigung kein Interesse haben kann. Aus welchem Grunde mag er denn Abend für Abend bei Holt sitzen? Er hat Holt zum besten" — und hier nahmen ihre Augen einen eigentümlich kalten, drohenden Ausdruck an; „aber ich sage dir nur: auf solche Weise behandelt zu werden, dazu ist Holt wirklich zu gut."

Dies war das einzige Mal, daß ich sie sich vorteilhaft über den Onkel aussprechen hörte; es geschah in einer Weise, die mich erkennen ließ, daß sie, alles in allem genommen, seinen Wert als Mensch sehr wohl zu schätzen wußte und niemand gestattet haben würde, ihn zu beleidigen, wennschon sie selbst sich nicht zu einer Aussöhnung mit ihm verstehen konnte.

Vergebens versuchte ich den Patrioten in Schutz zu nehmen. Sie glaubte nicht an Holts Geschmack für Bücher und noch weniger daran, daß wissenschaftlich gebildete Leute im Ernste Anteil an den praktischen Dingen nehmen könnten, die Holts Zeit und Gedanken ausfüllten.

Wunderlich genug war es, wie wenig Sinn sie jetzt für die Verhältnisse der Dorfschaft, sowie für die Angelegenheiten des Onkels, die ihr früher so sehr am Herzen lagen, übrig hatte. Ich entsann mich der Zeiten, da sie beim Empfang der Heringsboote an der Brücke stand, da sie des Onkels Speicher und seine Bücher ebenso genau kannte wie ihn selbst, und seine Arbeiter noch besser. Ich erinnerte mich, wie unbegreiflich ich es fand, daß dergleichen das Dasein eines denkenden Menschen ausfüllen könne. Wie sehr hatte sich alles geändert! Dieses stille Landleben hatte sich in vielen Beziehungen meines Interesses bemächtigt. Dieses bescheidene Wirken, die vielen „ruhigen Geschichten" hatten allmählich eine Anziehung und eine Bedeutung für mich gewonnen, wie ich sie noch vor wenig Jahren für unmöglich gehalten hätte.

Für Elina aber schien diese ganze kleine Welt verschlossen. Es langweilte sie, wenn ich über diese naheliegenden Dinge sprach. Sie hatte eben keine Lust mehr, sich mit Sachen des wirklichen Lebens zu befassen, sondern mochte nur lesen und abermals lesen oder mich erzählen hören.

Und wir fingen wieder an zu lesen, wie in früheren Tagen, machten unsre Spaziergänge und besprachen das Gelesene. Aber mit einem Male schienen auch die Bücher ihre Gedanken nicht mehr fesseln zu können. Während wir lasen, war sie oft wie geistesabwesend, oder es kam ein gespännter, unruhiger, spähender und fragender Ausdruck in ihr Antlitz, als erwarte sie, daß etwas Besonderes geschehen müsse. Zuzeiten sah sie auch enttäuscht und mißvergnügt aus. Es war, als müsse sie eine früher genährte Hoffnung aufgeben, oder als entdecke sie, daß etwas, an das sie früher geglaubt, sich als Illusion erweise.

Mehrmals wollte ich mit ihr darüber sprechen; dann aber war dieser seltsam forschende Ausdruck wie durch Zauber verschwunden, und ich mußte mich fragen, ob ich nicht falsch gesehen. War sie doch sonst unverändert, wenn auch ein wenig verschlossener und gedankenvoller, als sie zu sein pflegte. Oefter schien es mir, als zeige sich dieser eigne Blick ihrer Augen besonders in des Onkels Gegenwart und als gelte er zunächst ihm.

Ich mußte daraus schließen, daß auch ihr des Onkels verändertes Wesen aufgefallen war und daß sie bemerkt hatte, wie wehmütig er auszusehen pflegte, so daß es sie vielleicht reute, ihm so viel scharfe Worte gesagt zu haben. Es war möglich, daß sie in Gedanken alles, was zwischen ihnen vorgefallen, noch einmal durchlebte und sich dabei entsann, daß auch auf ihrer Seite zuweilen eine Schuld gewesen; ja, daß sie eine Annäherung von ihm erwartete, um ihm ein freundliches, versöhnendes Wort sagen zu können.

Von ganzem Herzen wünschte ich, daß meine Vermutung richtig gewesen sei; denn von Tag zu Tag sah ich deutlicher, daß auch sie schwer unter diesem Verhältnisse litt und sich nach einer Aenderung desselben sehnte.

Zufälligerweise begegnete mir Vang in dieser Zeit einmal auf dem Landwege. Ungeachtet er sich übler Laune befand, war er redselig wie immer.

„Sie hatten doch ganz recht in dem, was Sie mir am Weihnachtsabende sagten," fing er an; „in einem Winkel wie hier fühlt man sich miserabel allein. Philister, alte, konservative Nußknacker, sehen Sie, da haben Sie die Bevölkerung. Ich pflegte Holt sonst sehr häufig aufzusuchen, wie Sie wissen; er ist ein so prächtiger Mensch," setzte er gleichsam entschuldigend hinzu; „aber seitdem er Misanthrop geworden ist, hat man seine liebe Not mit ihm."

„Misanthrop?"

„Gewiß, haben Sie denn das nicht gemerkt?"

„Ich weiß nicht —"

„Sehr glaublich, daß Sie nichts davon gewahrten. Man muß den Mann sehr genau kennen, um zu wissen, wie es um ihn steht. Sehen Sie, er ist nun einmal kein diskutierendes Mitglied der Menschheit, sondern ein rauchendes und zuhörendes. Und wenn der Mann seine Pfeife im Stiche läßt und außerdem stets zerstreut ist, wird die Sache bedenklich."

„Ja, ich habe wohl gesehen . . ."

„Er ist ein merkwürdiger Mensch," unterbrach mich der Patriot. „Sehen Sie, zum Beispiel! Ich bin überzeugt, daß im Grunde ein Freiheitsmann in diesem Holt steckt."

Er mag einen verwunderten Ausdruck meines Gesichts wahrgenommen haben, denn er fuhr fort:

„Ja, das setzt Sie in Erstaunen? Man merkt so etwas auch nicht ohne weiteres. Er ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, nun einmal nicht zum Staatsbürger angelegt, — Sie verstehen? Ueber allgemeine Interessen redet er höchst ungern, obgleich er stets ein offenes Auge und ein warmes, freimütiges Wort für dieselben hatte. Ja, eigentlich sollte man ihn gar nicht für einen Patrioten halten. Spreche ich ihm von Politik, so antwortet er nur durch ein gemütliches Lächeln, als hielte er das Ganze für höchst unsinnig, und zuweilen sagt er — anscheinend sarkastisch, wissen Sie: ‚Ja, dich hätte man nur um Rat fragen sollen!' oder: ‚Kreuz und Tod, wenn sie dich nur bei der Regierung hätten!' Aber im Grunde, sehen Sie, im Grunde hat er doch viel Verständnis für das alles; er will nur nichts damit zu thun haben. — Aber jetzt ist das vorbei; er redet keine Silbe, lächelt nicht einmal und raucht, wie gesagt, gar nicht mehr."

Wir standen vor unserm Hause. Ich bat den Patrioten, einzutreten, was er dankend annahm. In meinem Zimmer angekommen, wählte mein Gast sich die größte Pfeife, welche zu finden war, und setzte sich dampfend in die Sofa-Ecke.

„Wir sprachen von Holt," sagte er. „Ja, sehen Sie, sein ganzer Mißmut kommt von der Geschichte mit Elina her — verzeihen Sie — ich vergaß — Sie sind ja — hm —"

Ich bat ihn um nähere Erklärung.

„Sie gestatten es? Sie ist trotz alle und alledem sein Augapfel. Unverheiratet — kinderlos — viel Verdruß — glauben Sie mir's. Und Elina hat er gern gehabt wie eine Tochter. Ich glaube, es wird Holt furchtbar schwer werden, sie zu entbehren."

Meine Aufmerksamkeit war aufs äußerste gespannt. „Glauben Sie wirklich?" Ich stockte, denn mir fiel ein, daß Holt selbst ihr Scheiden hatte beschleunigen wollen.

Er fuhr fort: „Ich habe ihn lange gekannt, und ich versichere Sie, daß Holt mit dem Eintritt Elinas in sein Haus ein andrer Mensch wurde. Dieses Milde, Kindliche in seinem Wesen — haben Sie nie bemerkt, wie weich er sein kann? Ja, das ist durch sie gekommen."

Um meine deutlich gezeigte Verwunderung und meinen Zweifel an seinen Worten zu widerlegen, redete der Patriot weiter:

„Sie glauben das nicht? Sie denken wie viele und wie Elina selbst, daß er gegen sie eingenommen ist? Ich begreife das. Aber sehen Sie, ich weiß, daß er sie lieb hat; davon habe ich hundertfache Beweise. Hätten Sie, gleich mir, gesehen, wie ängstlich er zu erforschen trachtet, ob sie irgend eine Veränderung im Häuslichen wünscht, so würden Sie nicht länger zweifeln. Aber fragen würde er sie nie danach, und wenn er ihre Wünsche auf Umwegen erfahren hat, erfüllt er sie in so barscher, herrischer Weise, als führe er einen Einfall aus, gegen den er keinen Widerspruch dulde. Und hinterher ist er ganz unglücklich, bis er in Erfahrung gebracht, ob er das Richtige getroffen, oder ob noch etwas fehlt. Ach, es ist ganz sonderbar, diesen ehrlichen Menschen sich abmühen zu sehen, List zu gebrauchen und Schleichwege zu gehen, wenn er zum Beispiel durch mich herausbekommen möchte, wie seine Einrichtungen ihr gefallen haben. In solchen Dingen ist er ganz dumm, aber ich habe mich wohl in acht genommen, ihm zu zeigen, daß ich ihn durchschaute. Sie müssen wissen, daß er einen ganzen Vorrat von Sachen hat, nach deren Besitz sie gelegentlich ein Verlangen ausgesprochen, und die er dann sofort angekauft hat, ohne doch zu wagen, ihr dieselben zu schenken. Da ist zum Beispiel eine ganze Kiste voll Bücher — aus jener Zeit, wo sie zuerst Geschmack an der Litteratur zeigte. Haben Sie das kleine Segelboot unten an der Bucht gesehen? Daran ist keine Planke festgemacht und kein Nagel eingeschlagen, ohne daß er die Arbeit überwachte. Es ist das feinste, reizendste kleine Fahrzeug, das man sich denken kann; es ist mit so viel Ueberlegung, mit einer Fürsorge, ja ich könnte sagen Liebe, gebaut, die außerordentlich rührend ist. Aber da liegt es unbenutzt unten am Strande — ich glaube, daß Elina es nicht einmal gesehen; keinenfalls hat er ihr je gesagt, daß es für sie bestimmt sei. Und damals, als sie so krank war!

Ja, da trat seine Sorge um sie erst recht zu Tage. Ich weiß nicht, wann der Mann zu der Zeit schlief oder Nahrung zu sich nahm. Nie traf ich ihn ruhend, nie bei Tische, nie außerhalb seines Hauses, ausgenommen, wenn er den Arzt aufsuchte. Er sah aus, als ob er es sei, den die tödliche Krankheit heimgesucht habe, und nicht sie. Und hätten Sie ihn an dem Tage gesehen, nachdem das Schwerste überwunden und man wußte, daß sie sich erholen würde! Ich ging am Vormittage zu ihm. Aber ich habe nie etwas so — so — wie soll ich es bezeichnen? — etwas so Unschuldiges gesehen, wie seine Freude. Er sprach gar nicht von Elina, aber er schlug mir vor, ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Sie wissen, wie mäßig er ist, und daß er kaum eine Weinsorte von der andern unterscheiden kann. Sie hätten ihn sehen müssen, mit welcher Kennermiene er die Flasche ansah, wie er sich über die Etikette und das Silberpapier freute, wie er Farbe und Duft des Weines bewunderte. Und so war es mit allem, worauf sein Blick fiel, gerade als ob die ganze Welt neugeboren sei. Ihm war merkwürdig, wie hell die Sonne an dem Tage leuchtete, merkwürdig, wie blau der Fjord schien, die Luft war merkwürdig leicht, das Gras erstaunlich gewachsen, und nachher, auf dem Speicher, fand er alles während seiner Abwesenheit von den Commis und Arbeitern Ausgeführte ebenso merkwürdig wie alles übrige. ‚Dafür sollen sie einen Extralohn haben,' sagte er. So habe ich ihn nie gesehen, weder vor- noch nachher. Als aber Elina ihr Krankenzimmer wieder verließ, war er wie früher. Zuzeiten hatte er komische Einfälle, wie damals, als er anfing, sich modern zu kleiden. Wahrhaftig, Holt hat einmal ganze acht Tage lang den Stutzer gespielt. Ich kann es gar nicht beschreiben, in welche Verwunderung ich geriet, als ich ihn eines Tages in ganz engen Beinkleidern traf, anstatt seiner gewöhnlichen weiten, in einem anschließenden koketten Röckchen, statt seiner geliebten Joppe, und mit modernem Stehkragen, statt des sonstigen breiten, niedergeklappten. Sobald er bemerkte, daß ich ihn mit großen Augen musterte, wurde er purpurrot. Aber ich erinnerte mich sehr gut, kurz vorher die Aeußerung von Elina gehört zu haben, sie finde es durchaus nicht hübsch, wenn sich die Leute auffallend altmodisch kleideten. Indes gab Holt diesen Versuch, sich dem Modejournal anzupassen, sehr bald wieder auf; er machte einen linkischen Eindruck in der ungewohnten Tracht und wird das auch selbst empfunden haben, denn eines schönen Tages traf man ihn, angethan mit seiner Joppe, den weiten Beinkleidern und breitem Klappkragen, und da erschien er uns wieder als der wirkliche Holt."

Ich mußte dem „Patrioten" beistimmen. Im Grunde hatte ich mir immer gedacht, daß sie Holt lieb sei. Aber rätselhaft blieb es mir, weshalb er seine Gefühle für sie so ängstlich zu verschleiern suchte.

„Ja, das ist das Sonderbare dabei," sagte Bang, „daß er ihr nicht nur verhehlt, wie er in Wahrheit gegen sie gesinnt ist, sondern sie auch zu dem Glauben veranlaßt, als sei das Beisammensein mit ihr ihm nur lästig. Verschiedene Male war er nahe daran, sie fortzusenden in die Stadt, ja sogar ins Ausland. Das wußte ich. ‚Und aus welchem Grunde?' habe ich ihn damals gefragt. ‚Ach,' meinte er, ‚es wird besser für sie sein, als hier in meiner Gesellschaft zu versauern.' Womit er wohl sagen wollte: ‚Was könnte ich, der ich ältlich, etwas sonderbar und ohne weitere wissenschaftliche Bildung bin, einem jungen Mädchen, wie Elina, sein?' Und er kennt sie. Er weiß, daß sie es für ihre Pflicht halten würde, in seinem kleinen Hause zu leben und zu sterben, sobald sie auch nur ahnte, daß er sie ungern entbehren möchte. Eben, weil er nicht will, daß sie ihm gegenüber ein Gefühl der Abhängigkeit empfinden soll, bekümmert er sich scheinbar so wenig um ihr Thun und Lassen."

Diese Erklärung kam mir etwas gesucht vor; doch auch ich vermochte keine bessere zu finden. Abgeschlossen und einsam lebende Menschen mögen ja eine so große Scheu davor bekommen, ihre Gefühle zu zeigen, daß sie völlig krankhaft werden kann. Doch was ich hier von Holt vernommen, schien mir seinen Ursprung unmöglich in Schamhaftigkeit und einem Unvermögen, sich mitzuteilen, zu haben.

Bang fuhr fort: „Ich bin überzeugt, daß er Ihnen, als Verlobtem Elinas, immer nur mit Wohlwollen begegnet ist."

Letzteres war unleugbar.

„Ebenso glaube ich sicher, daß er alles thun würde, was in seiner Macht steht, um euch so bald als nur möglich ein eignes Heim zu bereiten."

Davon hatte er mir allerdings Beweise gegeben, die ich indessen für gut fand, meinem Gaste vorzuenthalten.

„Und doch versichere ich Sie, daß er mit Todesangst dem Tage entgegengesehen hat, an dem Elina eine solche Verbindung eingehen und ihn infolgedessen verlassen würde. — Ja, Sie finden das alles vielleicht dunkel? Ich meinesteils finde es sublim."

Ich hatte keine Antwort auf seine Rede. Der „Patriot" schwieg eine Weile, und das Gespräch drehte sich dann um andres. Nach und nach bemächtigten sich seiner die „staatsbürgerlichen" Ideen wieder gänzlich. Schweigend überdachte ich meine eignen Angelegenheiten, was die Ursache war, daß mich der Patriot beim Abschied wegen meines „lebhaften Anteils an den Interessen der Menschheit" bekomplimentierte.

(Schluß folgt.)

Das Zauberkraut von Lohina.

Erzählung aus dem Dorfleben.

Von

Koloman Mikszáth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Irene K. Cserhalmi.

Wie mag das Zauberkräutlein wohl aussehen, welches an der Grenze von Lohina gedeiht? Das ist's, worüber ich mir den Kopf zerbreche!

Und wo wächst es wohl?

In der Schilfgegend? Zwischen den Feldhütten? Oben auf dem Gipfel der kahlen Hrebenka? Auf dem haselnußstrauchigen Hügelabhang? Im Haine, auf den Wiesen oder auf den Kornfeldern?

Warum wohl die schlanken slowakischen Weiber, wenn sie den jungen Kälbern und den milchenden Kühen das Gras korbweise nach Hause tragen, es nicht auffinden; warum sie wohl das gewisse Kräutlein nicht noch einmal zu entdecken im stande sind?

Wie? Haben sie's denn einmal schon entdeckt?

Gewiß! Das ist's ja eben. Doch vielleicht vermag ich's gar nicht recht zu erzählen.

I.

Dem Lohinaer Pächter, Herrn Michael Szekula, wurde eines Nachts von einem unbekannten Thäter, von irgend einem Schurken, nach Zersplitterung der Fensterscheiben ein Pasquill ins Haus geschleudert, des Inhalts: Da der junge Geistliche ein so erbärmlicher Mensch sei, befehle er, nämlich der Pasquillschreiber, die Gemeinde solle den erwähnten Geistlichen sofort aus der Pfarrwohnung hinauswerfen und ihn samt Weib und Hausrat außerhalb des Weichbildes der Gemeinde befördern, ansonsten werde heute in acht Tagen der rote Hahn nach Lohina geflogen kommen.

Nun ist aber der rote Hahn ein sehr übel beleumundeter Vogel. Der rote Hahn ist nur dann willkommen, wenn er draußen auf dem Feuerherd die weiß gerupften Hühner bräunlich brät.

Und der unbekannte Pasquillschreiber hielt auch, was er versprochen — wer hätte das wohl gedacht, o, du mein Gott, wer hätte das wohl gedacht! Eine Woche darauf brach im Dorfe richtig Feuer aus, und fast ein Drittel der Gemeinde brannte ab.

In der grausigen Brandnacht aber fand sich ein zweites Pasquill, diesmal in dem Hofe des Küsters Andreas Mirava. Genau dieselbe Schrift wie auf dem ersten, dasselbe gerippte, vergilbte Papierschnitzel mit einem schmutzigen Faden von unbestimmbarer Farbe zusammengebunden.

Nun, dem hochwürdigen geistlichen Herrn wurden auch in diesem Pasquill gründlich die Leviten gelesen: daß sein Großvater Jude gewesen und er selber im geheimen ein Papist sei, daß er kein anständiger Mensch, daß nichts ihm heilig und daß er die junge Frau Pfarrerin auch nur geheiratet habe, um mit ihrer verheirateten Schwester sündige Liebelei zu treiben. Daran war wenigstens so viel wahr, daß die ältere Schwester der Pfarrerin, die schöne Frau Michael Passy, zur Zeit thatsächlich auf dem Lohinaer Pfarrhof zu Besuch war.

Des weiteren waren seine tollen Streiche aus den Kaplanjahren der Reihe nach aufgezählt. Das war freilich auch keine gar erbauliche Lektüre. Und doch mochte in diesem und jenem auch ein Körnchen Wahrheit stecken, besonders in der Beschuldigung, daß der Herr Pfarrer seinen Köchinnen nicht abhold gewesen sei. Aber wozu all dies an die große Glocke hängen?

Die wackern Lohinaer Bauern scherten sich denn auch sehr wenig darum, obgleich die Bewohner des Nachbardorfes sie nicht wenig gegen ihren geistlichen Herrn aufstachelten.

„Warum jagt ihr ihn nicht weg?" fragten sie nach dem ersten Pasquill.

„Weil wir nicht daran glauben, daß wirklich Brand gelegt wird. Wer droht, ist nicht gefährlich."

Nach dem Brande, als ihnen im zweiten Pasquill eine zweite Feuersbrunst in Aussicht gestellt wurde, spotteten die durchreisenden Turopolyer Bauern:

„Jetzt werdet ihr euern Geistlichen aber doch über die Grenze befördern?"

„Wir wüßten nicht, warum wir ihn an die Grenze setzen sollten. Jetzt glauben wir's ja schon, daß wirklich Feuer gelegt wird. So können wir uns ja helfen."

So geschah's auch. Die Bauern übersiedelten in ihre Kukuruzfelder, in die Weingärten und zum Teil

zwischen die „Lazen".*) Dort stoppelten sie aus Baumzweigen und Kukuruzblättern Hütten zusammen, bauten Zelte aus Teerplachen und schlugen neben den Zelten Pflöcke in die Erde, an die sie des Nachts ihre Gäule banden. Drinnen im Dorfe standen die Häuser leer; höchstens in einigen Ziegelhäusern regte sich noch etwas Leben.

Aber selbst die gemütlichen Lohinaer erschraken nicht wenig, als auch der zweite Termin getreulich eingehalten wurde. Der größte Teil der Dörfler stand in der bezeichneten Nacht Wache, und doch schlugen die Flammen aus der Gemeindescheune empor. Zum Glück war vollkommene Windstille, kein Lüftchen wehte, und so brannte nur die Scheune ab.

Doch was nützte das, wenn gleichzeitig das dritte Pasquill wieder da war, diesmal in dem Kellerhaus des Kantors, Matthias Blozik. Darin ward für die nächste Woche ein neuer Brand versprochen, falls der Geistliche bis dahin noch im Dorfe weilen sollte.

Der Fall war schon ein so ernster, daß sich das Komitat endlich auch rühren mußte. Das Komitat aber rührt sich gewöhnlich derart, daß es sich auf die andre Seite legt und weiterschläft. Die Untersuchung wurde denn auch im gewohnten faulen Schlendrian anberaumt und mit deren Führung Seine Hochwohlgeboren der Oberstuhlrichter Michael Sotony von Amts wegen betraut.

Den Stuhlrichtern gebührt wohl nur der Titel Wohlgeboren, aber Michael Sotony gehörte einer jener Familien an, die vierspännig ausfahren. Ein hochgeborener Herr, dem es nur so nebenbei eingefallen war, nachdem er die Frauen so ziemlich satt bekommen, einen andern Zeitvertreib zu suchen und Vizegespan zu werden. Das aber muß man der Sitte und dem Anstand zuliebe mit der Oberstuhlrichterwürde beginnen, um sich etwas Praxis anzueignen. Obwohl es ja doch geschrieben steht: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand. Und erst, wenn einer auch noch Geld hat. Da kann er sich auch noch Wissenschaft dafür kaufen.

Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten. Eines schönen Tages stellte sich der Vizestuhlrichter Martin Tereskey bei ihm ein, um sich von ihm ein Wechselgiro zu erbitten, worauf Sotony scherzend erwiderte:

„Ich unterschreibe deinen Wechsel, aber nur unter einer Bedingung."

„Ich verspreche blindlings alles, was du verlangst, lieber Freund."

„Wenn du mir deinen Kopf leihst."

„Mit Vergnügen, wenn du ihn benutzen kannst, ohne ihn abzuschneiden. Denn das, weißt du, wäre mir doch nicht lieb. Und auch dir wäre es vielleicht unbequem. Weißt du, das Zurückgeben hätte dann seine Schwierigkeiten!"

„Ich verlange von dir den Freundschaftsdienst, daß du mit mir nach Lohina zur Untersuchung fährst. Du als erfahrener Mann kannst mir in vielem behilflich sein. Der Vizegespan hat mich entsendet, und es wäre mir lieb, wenn wir beide zusammen dem Ding auf die Spur kämen."

„Ich stehe zu Diensten. Wann brechen wir auf?"

„Uebermorgen."

„Bis dahin aber möchte ich den Sachverhalt kennen lernen."

„Hier ist die Eingabe samt den beigelegten drei Pasquillen; lies die Aktenstücke zu Haus durch und spekuliere etwas Gescheites aus, denn mir ist gar kein guter Einfall gekommen. Zum Teufel, wenn die Lohinaer selber nicht herausbekommen können, wer diese Spottbriefe schreibt und ihre Häuser in Brand steckt, woher soll ich es denn wissen?"

„Gut, lieber Freund, ich werde es schon herauskriegen."

Martin Tereskey stand in dem Rufe, ein ausgezeichnetes Untersuchungsgenie zu sein; er hatte reiche Erfahrungen, eine außergewöhnliche Beobachtungsgabe und originelle Einfälle. Er wußte mit den Leuten in ihrer Weise zu sprechen, mit einschmeichelnder, süßer Rede, die den Sprödesten mürbe machte. Er hätte es auch weit gebracht — einmal war sogar die Rede davon, daß man ihn nach Budapest an die Spitze des Polizeiwesens stellen werde — wenn nicht einzelne über ihn kursierende Anekdoten seinen guten Ruf total zu Grunde gerichtet hätten. Man flüsterte nämlich, daß er in Kreuzfragen Hervorragendes leiste; das bedeutet aber im Komitatsstil: übers Kreuz eins von links, piff, eins von rechts, paff, und daß er „Informationen" nur allzuwillig Gehör schenke. Als der Schmied von Kapolt ihm einst ein Kalb zum Geschenk brachte, soll er ihn wütend angeschnaubt haben: „Wofür seht Ihr mich an? Soll ich etwa das Kalb säugen? Konntet Ihr nicht gleich die Mutter mit hereinbringen?" —

„Die ganze Lohinaer Affaire ist ein Kinderspiel," erklärte er nach drei Tagen, nachdem er die Pasquille durchgelesen hatte. „Ich bin auf sicherer Fährte."

„Nun, das freut mich," erwiderte der junge Sotony. „Denn ich will von nun an mein Leben ganz den öffentlichen Angelegenheiten widmen."

„Eine miserable Laufbahn, lieber Freund, besonders für solch einen Lebemann."

„Ich habe mit all meinen bisherigen Beschäftigungen gebrochen. Die Karten langweilen mich, der Landwirtschaft kann ich keinen Geschmack abgewinnen, etwas muß ich doch thun."

„Kehre zu den Frauen zurück!"

*) Feldhütten.

„Nimmermehr!“ rief Sotony mit blasierter Miene.

„Nun also, laß anspannen, gehen wir, suchen wir den Lohinaer Brandstifter!“

Eines schönen Morgens machten sie sich denn auf den Weg in Begleitung Georg Hamars, des kurzsichtigen Schreibers, von dem es bekannt war, daß er stets mit der Nase verwischte, was er mit der Hand geschrieben.

„Wo fangen wir an?“ fragte Sotony unterwegs.

„Bei dem Geistlichen. Der Kutscher soll zuerst dort vorfahren.“

Der Pfarrer von Lohina hieß Samuel Belinka; heißen ja doch fast alle lutherischen Geistlichen entweder Samuel oder Ludwig. Er war ein blauäugiger, schlank und hoch gewachsener schöner Mann. Mit einem Worte ein Geistlicher von gefälligem Aeußern, einer, von denen man zu sagen pflegt: der ist durch Damenwahl zu einer Pfarre gekommen.

Sotony verhörte ihn liebenswürdig.

„Wie alt sind Sie?“

„Dreißig Jahre.“

„Seit wann sind Sie Seelsorger?“

„Seit drei Jahren.“

„Wann haben Sie geheiratet?“

„Vor zwei Monaten.“

Angenehme Flitterwochen!

„Haben Sie niemand im Verdacht?“

„Niemand!“

„Und doch scheint es,“ unterbrach ihn Tereskey, „daß gegen Euer Ehrwürden hier nur der persönliche Haß thätig ist.“

„Das ist möglich,“ murmelte Belinka unsicher.

„Haben Sie nicht irgend einen Feind,“ setzte Tereskey das Verhör fort, „der Sie einst gehaßt hat, der Sie noch immer haßt?“

Der Pfarrer begann nachzudenken.

„Meines Wissens nicht.“

„Das ist eigentümlich! Laßt mal sehen.“ Tereskey kraute sinnend seinen ergrauenden roten Bart. „In den Pasquillen sind viele solche Dinge erwähnt, die nur intime, mit den Verhältnissen sehr vertraute Eingeweihte wissen können. Wer waren Ihre Dienstleute?“

„Ein Knecht für alles, der jetzt noch bei mir ist, und zwei Mägde, die schon ausgetreten sind.“

„Wie heißen die zwei Mägde?“

„Die eine heißt Magdalena Kiczka, die andre Anna Sztrelnyik.“

„Wo dienen sie jetzt?“

„Soviel ich weiß, sind beide jetzt zu Hause bei ihren Eltern.“

Georg Hamar nahm alle diese Aussagen zu Protokoll, und der Pfarrer unterschrieb.

„Das erste Aktenstück, welches während meiner Oberstuhlrichterära zu stande kam.“

„Na, mager genug ist's ausgefallen,“ bemerkte Tereskey mißmutig. „Wissen Sie sonst nichts, Ehrwürden?“

„Nichts.“

„Nun, da sind wir also dort, wo wir waren, nicht wahr?“ fragte der Oberstuhlrichter betrübt, mit einer Naivität, die ganz und gar nicht zu seiner Würde paßte.

„Sei unbesorgt, lieber Freund. Wenn du den alten Fuchs schon einmal herausgebracht hast, kriecht er nicht eher in seinen Bau zurück, als bis er etwas ausgeschnuppert hat.“

„Hast du also Hoffnung?“

„Das Ganze ist eine Kinderei, sag' ich dir. Du wirst sehen, den Schuft fassen wir noch heute ab. Denn daß ein Hiesiger die Pasquille schreibt, das leidet keinen Zweifel. Nun denn, wie viel Leute können in so einem slovakischen Dorf schreiben? Wenn's gut geht, fünfzig! Die müssen alle vorgeladen werden, punktum!“

„So ist's! Vollkommen richtig! Aber wo ist da eigentlich das Dorf?“

Ringsum starrten rauchgeschwärzte, halbeingeäscherte Mauern in die Luft; hie und da ein Aschenhügel, große Haufen halbverkohlter Balken und Sparren; kaum die Hälfte der Häuser stand noch unversehrt, und auch die waren leer.

„Wir begeben uns dorthin, wo die Gemeinde sich befindet,“ erwiderte Tereskey. „Könnten Sie uns nicht jemand zur Verfügung stellen, ehrwürdiger Herr, der uns dorthin führt, wo das Volk seine Zelte aufgeschlagen hat?“

Samuel Belinka empfahl ihnen zu diesem Zweck den Kurator, Herrn Mikulik.

„Der wird den Herrschaften den Weg weisen.“

Herr Mikulik schmauchte eben sein Pfeifchen auf der Veranda. Herr Mikulik war ein originelles, dürres Männchen — nicht umsonst hatte er den Spottnamen Hering bekommen — und sein Gesicht glich einer Ofner Birne, in welche die Natur zwei winzig kleine, schrotförmige, funkelnde Aeuglein eingefügt hat?

Sein Anzug bestand aus einer Hose von grobem Bauerntuch, während ein kaffeebrauner Rock, wie ihn die Kantoren tragen, seinen Oberkörper bedeckte.

Die Herren nahmen ihn zu sich auf den Bock, damit er dem Kutscher Weisungen erteile, welchen Weg er auf den unwegsamen Ackerpfaden einzuschlagen habe. So mußte denn der Heiduck dem Wägelchen per pedes nachtraben, weil für ihn kein Platz war.

„Ja, aber ich bitte unterthänigst, meine Herren, das Dorf ist jetzt auf zwei Plätze verteilt.“

„Wo?“

„Der eine Teil haust weit draußen im Gebirg, der andre hier zerstreut zwischen den Weingärten.“

„Nun ist die Frage, wo der Richter und der Notar zu finden sind.“

„Die lagern hier in den Weingärten.“

„So gehen wir dorthin!“

II.

Es ist kein kleines Ereignis, wenn die Komitatsleiter in so eine arme Ortschaft hineingeschneit kommen. Im Verlauf einer Sekunde verbreitet sich die Kunde mit Windeseile. Jeder verliert den Kopf. Gut, daß nicht Alarm geläutet wird. Eine fieberhafte Thätigkeit wird entfaltet, denn es muß doch für alles gesorgt werden. Des Dorfes Ehre muß gewahrt bleiben. Der Heiduck wird ausgefragt, welches die Lieblingsspeisen der hochwohlgeborenen Herren sind (wenn der Jánosch Verstand hat, sagt er bei solcher Gelegenheit seine eignen Leibspeisen an); dann werden die flinksten Burschen aufs Pferd gesetzt; der eine reitet in die Stadt um Fleisch und Spezereien, der andre um Wein, der dritte um ein Päckchen Karten, denn die Herren vom Komitat dürfen an nichts Mangel leiden.

Diesmal rief die Ankunft der Obrigkeit noch größere Aufregung hervor als sonst, denn jetzt mußte alles erst beschafft werden. Der Notar improvisierte ein Amtslokal am Rande eines Kleefeldes, wo ein paar Espen ihre silbernen Blätter gleich Tausenden und Abertausenden kleiner Fächer schimmernd in den Lüften schaukelten; dort ließ er im Schatten drei Tische aufstellen. Links davon schütteten die Bauernmädchen aus frisch gemähtem Heu weiche, duftige Ruhebetten auf, damit die Herren ein Schlummerplätzchen hätten, wenn sie nach dem Speisen die Lust anwandelte, ein Mittagsschläfchen zu thun.

Jawohl, nach dem Mittagsmahl! Aber wo das Mittagsmahl kochen? Dazu braucht man Platz. Hurtig, ihr Jungen, grabt einen Feuerherd, und dann spannt rasch einen Karren an und bringt, so schnell die Rosse traben, die Apollonia Mikulik aus dem Dorf herbei! Sie ist die beste Köchin in der Umgebung. Selbst der König würde sich alle Finger ablecken, wenn er von dem äße, was die Apolka gekocht hat.

Indes rennen die Zehenteinheber atemlos feldaus feldein, bergauf bergab, um dem Befehl des Oberstuhlrichters gemäß alle Schriftkundigen aufzutreiben; denn vor der hohen Obrigkeit wird heute große Schriftprobe abgehalten. Wehe dem, der nicht erscheint!

Der Feuerherd wird fertiggestellt; die Bauern kommen angerückt: Greise, Burschen, Frauen, Mädchen, Kinder.

„Meine Herren, wir können an die Arbeit gehen,“ ordnet der Oberstuhlrichter an, die Pasquille auf die drei Tische verteilend, indes er dem Alten lachend zuflüstert:

„Sollen wir auch die Weiber vernehmen?“

„Natürlich,“ erwidert Tereskey, „das sind die schlimmsten Pharisäer, besonders wenn sie schreiben können. Ich möchte gern wissen, warum nicht gerade eine Frau die Pasquille geschrieben haben soll. Ja, ich habe sogar einen leisen Verdacht.“

„Ah, ah,“ klang es neugierig von allen Seiten.

„Ahnst du etwas?“ flüsterte Sotony.

„Still! Ich kann noch gar nichts sagen. Aber ich wette meinen Kopf darauf, daß bei der Schriftprobe alles an den Tag kommt. Du wirst schon sehen. Also, fangen wir an.“

Der Reihe nach näherten sich die Slovaken dem Tische. Braunhaarige, hagere, hochaufgeschossene Burschen, ein paar alte Männer, die langen, zurückgestrichenen Locken von einem Kamm gehalten. Unter den älteren Weibern fand sich keine, die des Buchstabenmalens kundig war; die flinken Jungbäuerinnen im grünen Schurzrock — der Rock ist rückwärts hochgeschürzt und vom Gürtel baumeln bunte Bänder herunter — bieten mit schelmischem Lächeln ein Kreuzchen als Unterschrift an. Uebrigens ist es dem Richter samt den Zehenteinnehmern genau bekannt, wie weit die Wissenschaft eines jeden reicht, und sie üben genaue Kontrolle, damit niemand sein Wissen verleugne.

Tereskey drückt einem zusammengebrochenen, schlotternden Greise die Feder in die Hand.

„Schreibt die zwei Worte nieder: Ludja Bozsi!“*)

Mit diesen Worten beginnt das Pasquill.

Die Feder zittert in der schwieligen Hand, und die krummen, unsicheren, großbäuchigen, vorn und hinten ringelgeschwänzten Buchstaben neigen sich bald rechts, bald links.

„So hat man vor der Sündflut geschrieben,“ lächelte Tereskey. „Ihr könnt gehen. Der Folgende!“

Jetzt kam die Reihe an einen pockennarbigen Burschen. Kaum hatte der einige Buchstaben zu Papier gebracht, als Tereskeys Augen auch schon gewitterdrohend zu funkeln begannen.

„Heiduck, ergreifen Sie den Mann!“

Aber im nämlichen Augenblick rief der Gerichtsschreiber erregt aus:

„Das ist der Brandstifter!“

Der Heiduck, der auf Tereskey zugeeilt war, blieb auf halbem Wege stehen, unschlüssig, wen er jetzt eigentlich gefangen nehmen solle; jedoch im selben Moment, als hätten sie sich verabredet, schnellte auch der Oberstuhlrichter mit großem Getöse von seinem obrigkeitlichen Sitz empor und, den Sessel beiseite stoßend, packte er den vor ihm stehenden stämmigen Bauern, den Lohinaer Kürschner Martin Kustar beim Kragen, der, zu Tode erschrocken, den Gänsekiel, welcher solches Unheil über ihn gebracht, zur Erde fallen ließ:

*) Männer Gottes.

„Hab' ich dich, Galgenstrick!"

Der Heiduck wußte aus langjähriger Komitatspraxis, daß in solchen Fällen immer derjenige der Schuldige ist, den der Höchststehende dafür erklärt; so warf er sich also auf den Kürschner und begann ihm das Fell zu gerben. Der unglückliche Kustar beteuerte mit leichenfahlem Gesichte laut heulend seine Unschuld.

„Ich bin unschuldig wie ein neugeborenes Lamm."

„Du hast die Pasquille geschrieben, Schurke!"

„Ich habe kein Sterbenswörtchen geschrieben, gestrenger Herr."

„Du leugnest umsonst, ich sehe es. Man muß ihn binden."

Und das wäre auch geschehen, denn der Lohinaer Metzger, der dem Kürschner persönlich feind war, war im nächsten Moment auch schon zur Stelle, um dem Heiducken beizuspringen, und sie hätten ihn spielend überwältigt, wenn der alte Vizestuhlrichter nicht plötzlich dazwischengetreten wäre.

„Um Gottes willen, mein Sohn, mach keine Konfusionen! Ich habe ja den Pasquillschreiber erwischt . . . aber ich wollte, er möchte mir indes entwischen."

„Schweig!" keuchte der Oberstuhlrichter mit der Leidenschaftlichkeit eines Jägers, dem man den erlegten Hasen streitig machen will, „schau her, ist das nicht aufs Haar die Schrift des Brandstifters?"

„Wunderbar! Diese Schrift hier gleicht dieser da aufs Jota."

„Gieb her!" rief der Oberstuhlrichter begierig und verglich die Handschriften. „Das ist ein wunderlich tolles Ding, Freund Marczi. Schließlich können doch nicht zwei das Pasquill geschrieben haben."

„Drei, Euer Hochwohlgeboren, drei," unterbrach sie der eben hinzutretende Schreiber, „denn ich habe genau dieselbe Schrift hier zu Papier bekommen."

„Da habt ihr's. Also hängt den Fuchs, wenn ihr's könnt!" wütete Sotony.

Alle drei gafften einander ganz verblüfft an, nur Szekula, der Dorfrichter, lachte die Herren aus.

„Aber was haben denn die gestrengen Herren gemeint! Bitte sehr, es ist doch klar wie die Sonne, daß die ganze Gemeinde nur nach zweierlei Art schreiben kann. Die Aelteren schreiben so wie der selige Schullehrer, die Jüngeren wie der jetzige Schullehrer."

So war's. Die Schriftzüge der Einwohner hatten keinen individuellen Charakter angenommen. Die Buchstabenformen des verstorbenen Kantors lebten auch nach seinem Tode fort. So viel wurde jedenfalls konstatiert, daß die Handschrift der Pasquille der Schule des jetzigen Schullehrers entstammte.

Sofort wurde dieser, der studierte Herr Matthias Blozik, vor Gericht citiert (was nicht schwer ging, da er vor dem Weinkeller des Johann Bißkup, im Grase auf dem Rücken liegend, sein Pfeifchen rauchte), ob er vielleicht die Schrift seiner Schüler zu unterscheiden vermöge.

„Die haben alle eine ganz gleiche Schrift," bemerkte Blozik, sich stolz in die Brust werfend. „Denn ich bin schon so ein Mensch, ich habe alle meine Schüler gleich lieb, ich unterrichte alle gleich. Es soll nicht einer mehr können als der andre."

Der biedere Matthias Blozik faßte die allgemeine Gleichheit auf diese Weise auf.

„Na, mit dem Vizegespanshut ist's aus," seufzte Sotony, „wenn ich der Lohinaer Affaire nicht auf den Grund komme; damit aber hat es jetzt schon seine guten Wege. Aus ist's."

„'s ist noch nicht aus! Wohl ist's wahr, daß die Fährte, welche wir bei der Untersuchung eingeschlagen haben, sich als falsch erwiesen hat. Aber mein Verstand hat mehrere Wege eingeschlagen. Verzweifle also nicht und laß mich handeln. Vor allem aber verlegen wir unser Bureau anderswohin, denn der Wind treibt den ganzen Rauch von der improvisierten Küche uns ins Gesicht."

Ein hoher Holzstoß loderte prasselnd empor, wellige bläuliche Rauchstreifen emporsendend; aber darunter flackerte ein lustiges Feuer. Ein stattliches junges Weib tummelte sich in der Nähe des Herdes, schnitt die Kartoffeln in Scheiben, zerkleinerte die Zwiebeln, schlug das Fleisch mürbe und schob die Töpfe und Kasserolen hin und her. Mit dem Rauch zugleich zog auch der würzige Speisenduft und das Parfüm der Himbeeren aus dem nahen Gebüsch herüber.

„Das ist die Apollonia Mikulik," machte der Notar die Herren aufmerksam. „Eine seltene Schönheit, und kocht vorzüglich."

„Ah! So werden wir also heute mittag uns an einer Mahlzeit von schöner Frauenhand ergötzen."

„Sie ist noch Mädchen," mischte sich der Kantor Blozik ins Gespräch, der in der Nähe der hohen Obrigkeit herumscherwenzelte.

„Von weitem ist sie sehr hübsch," meinte der alte Teresky. „Wollen wir sie nicht in der Nähe anschauen?"

„Wenn sie ihrem Vater gleicht, so ist nicht viel an ihr," erwiderte Sotony gleichmütig. „Ihr Vater ist ja doch der Kurator, der uns hierher begleitet hat."

„Ja, der ‚Pferdereparateur'!"

„Was ist das für ein Handwerk?"

„Kein besonders ehrliches Handwerk," bemerkte achselzuckend der Notar, „aber jetzt betreibt's der Alte schon nicht mehr; er ist ein anständiger Mensch geworden, hat sich ein kleines Vermögen erworben und ist gegenwärtig Kurator."

„Und wie hat er denn eigentlich die Pferde

repariert?" fragte der Oberstuhlrichter sichtlich interessiert, indes der alte Tereskey sich zum Herde hinschlich, um dort sein Pfeifchen anzustecken.

„Er hat ihnen Sittenzeugnisse ausgestellt. Er begab sich auf alle Pferdemärkte."

„Ah, also eine Art Roßkamm!"

„Nein, der hat noch nie ein Roß gekauft," begann der Richter zu erzählen, „aber nach dem Markt kaufte er die Pässe all jener Pferde zusammen, für die sich kein Käufer gefunden. Er schlug nämlich in irgend einer wandernden Garküche sein Paßeinlösungsinstitut auf, und das Volk strömte ihm haufenweise zu. Er zahlte vier, fünf Kreuzer fürs Stück. Denn nach dem Markt braucht keiner den Viehpaß mehr."

„Dummer Kerl! Und wozu braucht er diese Pässe?"

„Die Gegend ist gesteckt voll von Roßdieben, halten zu Gnaden, welche die schönsten Fohlen abfangen. Und Herr Mikulik gründete sein Geschäft auf diese Leidenschaft; denn ich bitte nur nicht zu vergessen, daß ein anständiger Mensch kein Pferd kauft, welches nicht seinen Paß hat. Und kauft er's schon, so wirft er dem Dieb dafür ein Lumpengeld hin. Aber wenn er ein geschriebenes Dokument dazu hat, so ist der Kredit des Pferdes hergestellt, und es steigt sechsfach im Preis."

„Aha! Ich fange an zu verstehen," rief Herr Sotony, große Augen machend.

„Die Diebe kamen also zu unserm guten Mikulik, und der besah sich das Pferd und suchte aus seiner großen Eisentruhe den übereinstimmenden Paß aus, je nachdem es ein Schimmel oder ein Falber war. Unter so vielen Tausenden fand sich für jedes Pferd das Richtige. Der Roßdieb legte seine fünf Gulden nieder, und das gestohlene Pferd wurde sofort sein rechtmäßiges Eigentum. Für solche Dokumente aber, die auf besondere Kennzeichen stimmten, verlangte er auch zehn bis zwanzig Gulden. Aber dann zeigte ihn jemand bei Gericht an."

„Und so kam er natürlich ins Kühle!"

„Ach was! Keine Spur! Er hieb sich heraus."

„Wie? Das Gericht hat ihn nicht bestraft?"

„Das hohe Gericht ist damals selbst auf gestohlenen Pferden gesessen."

„Das ist wirklich interessant," rief Sotony verblüfft. „Und was ist mit den vielen gesammelten Pässen geschehen?"

„Die hat das Gericht später doch mit Beschlag belegt. Aber seitdem hat sich Mikulik vollständig gebessert. Wenigstens hört man jetzt nichts über ihn."

Indes Sotony seine nationalökonomischen Kenntnisse derart bereicherte, kam der alte Herr vom Feuerherd zurückgetrippelt.

„Nun, Euer Gnaden, wie finden Sie das Mädel? Nicht wahr, ein hübsches Kind?"

„Ein leckeres Hühnchen," erwiderte Tereskey jovial und schnalzte begehrlich mit der Zunge. „Ja, wenn ich jünger wäre!"

„Wie alt bist du denn, Alter?" forschte der Oberstuhlrichter.

„Stark in die Vierzig."

„Nun, das ist doch noch kein Alter," sprach der Notar, den Alten mit zweifelndem Blicke messend.

„Ei, ich mein' das aber anders. Ich gebe mich nämlich schon seit sechzehn Jahren für so alt aus. Tempi passati! Mich stacheln keine leidenschaftlichen Gelüste mehr. Ich bin leider nur aus dem Grunde am Feuerherd gestanden, um mit dem Mädchen eine amtliche Unterredung zu haben."

„Amtlich?" lachten die andern. „Schon gut, die amtliche Angelegenheit ist ein guter Deckmantel."

„Scherz beiseite! Aber ich konnte nicht mit ihr sprechen, weil zu viel unberufene Maulaffen dort herumlungern."

„Und was wolltest du eigentlich mit ihr sprechen?" fragte der Stuhlrichter neugierig.

„Ich wollte sie fragen, ob sie stricken kann."

Daraufhin allgemeines Schmunzeln. Das gebührt sich so, wenn der Stuhlrichter Witze macht.

„Bestricken kann sie sicherlich, wenn du das meinst," bemerkte Sotony.

„Nein, nein, ich brauche in vollem Ernst jemand, der mit Stricknadeln umzugehen weiß."

„Apolka kann stricken," sagte der Notar, noch immer zögernd, da er nicht wußte, ob der Stuhlrichter nicht etwa doch nur scherze.

„Bitte, lassen Sie sie auf einen Augenblick herrufen."

Der Herr Notar ging selber, um sie zu holen; denn, meinte er, so ein Bauernmädchen fürchtet sich, vor so großen Herren zu erscheinen; die braucht Ermutigung.

„O, das unschuldige Lämmchen!" spottete Sotony.

Aber alsbald kam sie gegangen, zögernden, unsicheren Schrittes, die großen schwarzen Augen, in denen dämonische Flammen loderten, züchtig gesenkt; unterwegs hatte sie ihre gestickte weiße Küchenschürze abgelegt und lässig über den vollen, runden Arm geschlungen, so wie die vornehmen Damen ihre Shawls zu tragen pflegen.

Sie trug einen langen Rock, keinen bis zum Knöchel reichenden, wie ihn die Bauernmädchen tragen; auch war das reiche Haar nicht bäurisch zu einem herabhängenden Zopf geflochten, sondern nach Art der Handwerkertöchter zum Kranz ums Haupt gewunden. Ihre schlanke, stattliche Gestalt wiegte sich beim Gehen rhythmisch in den Hüften, und ihr stolzierendes Auftreten kleidete sie, wie den Pfau seine Eitelkeit.

„Eine echte junge Gemse!" ging's flüsternd durch die Reihen, wo sie vorüberging.

Durch die bräunliche Haut schimmerte rosig das purpurne Blut, und auf dem Marmor ihrer Stirn, gerade über den nachtschwarzen Brauen, lag eine imperatorische Falte, die dem interessanten Oval ihrer Züge einen männlichen Ausdruck verlieh und gleichzeitig Zeugnis davon ablegte, daß sie schon die tausend Wochen hinter sich habe. Tausend Wochen braucht's nämlich unter Lohinas kaltem Himmelsstrich, bis das Mädchen zum Weibe reift.

Sotony ließ seinen müden, blasierten Blick mit lebhaftem Interesse auf ihr ruhen. „Ah! Ziemlich hübsch!"

„Ich habe Sie rufen lassen, mein Kind," begann Teresky sanft, „um Ihre Hilfe in etwas zu erbitten. Nun, nun, erschrecken Sie nicht vor uns; wir sind ja keine Menschenfresser. Der Herr Notar sagt, daß Sie schön stricken können."

„Ja, das kann ich," erwiderte sie mit anmutigem Knicks.

„So bringen Sie also Ihre Stricknadeln her, mein Kind! Haben Sie sie da?"

„Nein, zu Hause."

„Der Heiduck wird sie holen. Sie haben ja mit dem Kochen zu thun."

„Nein, nein," sprach Apollonia mit abwehrender Gebärde, „ich laufe selbst nach Hause. Ein andrer findet sie nicht. Und weit ist's ja auch nicht. Wir wohnen dort am Rande des Dorfes."

„Seid ihr denn nicht ausgezogen?"

„Nein, wir haben ein gemauertes Haus, das wird nicht abbrennen. Ein Ziegeldach!"

Teresky winkte den Heiducken herbei.

„Sie begleiten die Jungfer!" Dann flüsterte er ihm leise zu: „Und daß mir das Mädchen auf dem Wege ja mit niemand von den Stricknadeln redet! Das muß ein Geheimnis bleiben."

„Ich kann's nicht begreifen," brummte der Richter. „Mir steht der Verstand still."

„Was mag er nur wollen?" spintisierte Georg Hamar.

„Sagen Sie es uns doch auch, Euer Gnaden!" drängte der Notar; „mehr Augen sehen mehr, vielleicht können wir auch ein Wörtchen zur Sache reden."

„Können die Herren warten?" fragte Teresky lächelnd.

„Nein, das können wir nicht," platzte Sotony, der vor Neugier brannte, ungeduldig heraus.

„Ich aber kann es, drum warte ich erst die Stricknadeln ab."

Und das alles machte er mit so geheimnisvoll wichtigthuerischer Miene, daß er die allgemeine Neugierde noch mehr steigerte. Aber das Geheimnis ließ er sich nicht einmal mit eisernen Zangen entlocken, obgleich sie zu jedem erdenklichen Mittel griffen. Sotony verlegte sich zuletzt aufs Spotten.

„Darum also bist du ein so großes Polizeitalent, weil du die Stricknadeln unter polizeilicher Bedeckung herbringen läßt. Ich könnte mich totlachen, wenn ich mir die Sache überlege. Es soll's unterwegs ja keiner hören! Ha — ha — ha! Was soll keiner hören? Das große Geheimnis, daß die Jungfer Mikulik ihre Stricknadeln bringt! Nachmittag lass' ich dir gleich eine Schlafmütze stricken. Gut?"

„Es wird besser sein, wenn du keine schlechten Witze machst. Aber ich sehe schon, daß ich vor dir keine Ruhe haben werde; ich gehe also fort und werde in dem Zeltdorf indessen einen kleinen Spaziergang machen."

„Da geh' ich auch mit."

„Gut! Aber da seh' ich ein Kuhhorn; gieb den Befehl, daß man ins Horn stoßen soll, wenn das Mädel zurückkommt."

Aschenruß bedeckte die ganze Wiese, Aschenruß schwärzte die Gräser rings umher; wenn der Wind die Baumkronen zauste, stoben Rußwölkchen empor, und die Plachen der Zelte waren auch rußgeschwärzt. Der rote Hahn hat überall mit leserlicher Schrift eingeschrieben, daß er hier vorübergezogen, und wenn irgend jemand, so ist er's, der wirklich mit schwarzen Lettern schreibt.

Vor den Hütten trieben mutwillige slowakische Bauernjungen ihr Spiel. Ihrer Laune that der Umstand keinen Abbruch, daß der rote Hahn das Dorf hierher verjagt hatte. Sie kneteten Figuren aus klumpiger Roterde, höhlten sie dann aus und schleuderten sie derb an die Bretterwände, sie mit dem Zaubersprüchlein begleitend: „Dröhnet wie die große Glocke oder lauter, wenn ihr könnt!" Sie spießten die grünen Fruchtknötchen der Kartoffelstauden auf spitze Stäbe und sangen dazu: „Fliege hurtig, Knötchen mein, schnell wie ein Bleikügelein!" Und es flog auch so rasch. Die Schelme verstanden gut damit umzugehen.

In den Zwetschgengärten, wo sich Baum an Baum reiht, schaukeln kleine weiße Nachen in den Lüften; von weitem sieht es aus, als wären's große, weiße fliegende Gänse. Das ist ein echtes, rechtes Märchendorf! An die stämmigen Zweige zweier großen Bäume wird je ein weißes Tischtuch befestigt, und darein legt man die Säuglinge. Indes die Mütter das Feld bearbeiten, sind die Kleinen dort im Schatten gut aufgehoben. Die Laubkronen flüstern ihnen ein süßes Schlummerlied zu; der Wind aber, der an den Zweigen rüttelt, ist ein gutes Kindermädchen; mit den Aesten schaukelt er gleichzeitig auch die winzigen weißen Kindernestchen.

Wenn sich jemand eines schönen Tages unversehens hier einschliche und die Kleinen, die keiner bewacht, vertauschen würde — mein Gott, welch ein Durcheinander entstünde da!

Die Hütten standen meistenteils leer; nur je eines der Kinder stand Wache bei den geringen Habseligkeiten.

„Wo sind die Großen?" fragte Tereskey mit gutmütiger Vertraulichkeit einen dieser haushütenden Jungen. In der Leutseligkeit war er Meister.

„Die sind halt alle weg. Die Mutter bringt das Heu der Wiese ein, die Schwäher läßt in der Mühle das Korn mahlen, und der Vater, der ist zu Gericht gegangen, wo man den Brandstifter sucht," antwortete der Knabe verständig.

„Na, und was hast du gehört, wird man ihn finden?"

„Keine Spur! Die Leute sagen, daß die Herren gar nichts wissen. Und sie werden auch nichts herausbringen, bis sie den alten Hrobak nicht um Rat fragen."

„Na, lieber Freund, das ist ein schönes Kompliment für uns."

„Hm! Macht nichts!"

„Wart einmal, mein Junge, sag mir, wer ist denn der Hrobak?"

„Weiß ich nicht," sagte der Junge trotzig, und dem Steckenpferd, auf dem er saß, zur Aufmunterung eins mit der Zunge zuschnalzend, lief er davon.

Die Herren vom Komitat aber setzten ihren Spaziergang fort, bis ihnen wieder jemand in den Wurf kam, mit dem sie ein Gespräch anknüpfen konnten.

Ein feister Bauer lag vor seiner Hütte auf seinem Schafpelz.

„Wo fehlt's, Landsmann?"

„Das dreitägige Fieber beutelt mich, gnädiger Herr."

„Das ist kein angenehmes Ding. Warum nehmt Ihr nicht etwas ein?"

„Ich bitte unterthänigst, es wär' schon längst vergangen, wenn wir drin im Dorfe wohnen thäten; denn da giebt's kein sichereres Mittel dagegen, als wenn man sich neunmal auf neun Gräbern rund herumwälzt. Aber in dieser hundsvermaledeiten Gegend giebt's ja nicht einmal ein Grab."

„Was meint Ihr, wie lang werdet Ihr noch da wohnen?"

Der kranke Bauer seufzte.

„Es möcht' nur schon brennen, wenn's brennen soll. Wir haben die Sache schon satt. Wir können es schon kaum erwarten, daß wir ganz abbrennen. So könnten wir uns wenigstens Zeit zum Bauen nehmen, solang noch die warmen Zeiten anhalten."

So viel steht fest, in dem kranken Bauern wohnt ein sehr gesundes Gemüt.

Aber das originellste der vielen bunten Bilder, die sich vor ihnen ausbreiteten, war ein großer, verdorrter Kirschbaum am unteren Ende des Weingartens, von dessen Stamm ein dürres Wacholderbüschel an einer Schnur baumelte, indes auf den Zweigen aus Hobelspänen gebundene Schleifen wie toll im Winde knisterten und rauschten.

„Sieh da, das ist wahrscheinlich das Wirtshaus."

Freilich war's die Schenke. Der erfinderische Moritz Kohn hat sein Geschäft auch hierher mitgebracht. Freilich bedurfte es dazu keines großen Apparates. Ein Fäßchen Branntwein und ein Stückchen Kreide.

Moritz Kohn stand neben dem Faß, und weil er mit jemand, den ein dichter Haselnußstrauch ganz verdeckte, in sehr eifriger Verhandlung begriffen war, bemerkte er die herannahenden Herren nicht.

„Geben Sie's für zwei Gulden? Ja oder nein!" ertönte der unverkennbare Jargon des biedern Moritz Kohn.

„Unverschämtheit!" zürnte der andre. „Wie können Sie sich unterstehen, für so einen Paß zwei Gulden zu versprechen?"

„Wie ich mich untersteh'?" kreischte der Jude. „Weil ich mir's hab' ausgerechnet. Auf acht Gulden haltet Ihr ihn; so is es doch sicher, daß Ihr ihn für sechse hergebt; nu, so denk' ich mir, is er doch vier Gulden wert, also versprech' ich dafür zweie."

„Echt jüdische Logik!" schmunzelte Tereskey, dem Oberstuhlrichter einen zarten Rippenstoß versetzend. „Still! Seien wir ruhig!"

„Hol's der Teufel," begann jetzt der andre, „so soll's also bei sechs Gulden bleiben, wenn Sie schon meinen, daß ich ihn für sechs Gulden hergebe!"

„Was? Hab' ich vielleicht tolle Schwammerl gegessen?" unterbrach ihn Kohn, „aber wissen Sie was, ich geb' Ihnen die vier Gulden, wenn's mir schon einmal über die Zunge gerutscht ist, daß der Paß so viel wert ist."

„Nicht einen Heller laß ich nach. Billiger kann ich das Pferd nicht reparieren."

Im selben Moment erklang der Ruf des Kuhhorns.

„Das gilt uns — gehen wir!" sagte Sotony aufgeregt.

„Nein, nein, dieses Zwiegespräch erweckt meine Neugierde. Ich gäb's nicht um vieles, wenn ich der Sache auf den Grund kommen könnte. Hopp, der Jude hat uns bemerkt. Schau, schau, wie angstvoll er mit den Händen fuchtelt! Der andre Kumpan aber hat Fersengeld gegeben. Sieh, wie der Galgenstrick rennt! Ei, ei!"

„Laß dich's nicht kümmern, Freund Marczi," sprach Sotony, hochmütig spottend. „Du brauchst nicht alles zu wissen. Genug, wenn ich's weiß!"

„Was weißt du?"

„Ich weiß, wer der Mann ist, der dort Reißaus

genommen hat, und um was es sich da gehandelt hat."

„Unmöglich, mein Sohn! Also, wer war's?"

„Johann Mikulik."

„Und der Paß und die Pferdereparatur?"

„Damit bin ich auch im reinen," triumphierte Sotony, „und ich kann dir sagen, da hab' ich ein großes Ding herausgekriegt."

„Spaß nicht, Mischka," antwortete Tereskey, ihn mit forschendem Blick messend, in dem sich ebensoviel Neid wie Zweifel ausdrückte.

„Du wirst es seinerzeit schon sehen."

„Kannst du mir's jetzt nicht sagen?"

„Es steht nicht mit der Brandstifterei in Zusammenhang. Gehen wir!"

„Ich seh' schon, du willst dich an mir rächen, weil ich dir meinen Plan nicht enthüllt habe. Also Tausch um Tausch."

„Danke, ich brauch's nicht mehr. Jetzt werd' ich's ohnedies gleich sehen."

„Ich sag' dir, das ist eine wunderbare Idee. So einfach und doch so pfiffig."

III.

Jungfer Apollonia mit ihren Nadeln war schon zur Stelle.

„Schicken Sie die Leute weg!" wies Tereskey den Oberstuhlrichter an. „Wir brauchen sie nicht mehr, im Gegenteil."

„Brauchen wir keinen mehr zu verhören?"

„O ja, aber das wird der Herr Hamar schon nachmittags allein besorgen. Zu verhören sind noch alle jene, die bei dem jeweiligen Brand zuerst zur Stelle waren; dann die gewesenen Mägde des Pfarrers, deren Namen wir notiert haben, die Magdalene Kiczka und die Anna Sztrelnyik."

„Die sind beide drin im Gebirg, im Dorf des Bakula."

„Wenn wir sie brauchen werden, so werden wir sie aufsuchen. Und jetzt gehen wir ans Werk. Entfernen Sie jeden von den Amtslokalitäten!"

Ein einziges Machtwort des Oberstuhlrichters zerstreute im Nu die gaffende Menge, und am Tische blieben nur die drei Komitatsherren, ferner der Richter, der Notar und Matthias Blozik, der Kantor, der hier mit der Würde eines Küchen- und Kellermeisters betraut worden war. Das war das schönste Amt.

„Kommen Sie doch näher, Apollonia!" scherzte Tereskey mit feierlicher Miene. „Warum drücken Sie sich so scheu? Sie sind jetzt hier die Hauptperson. Setzen Sie sich hier an den Tisch."

Damit griff er in die innere Rocktasche. Aller Augen hingen erwartungsvoll an ihm, ja die Zuschauer hielten sogar den Atem an. Er zog die Pasquille hervor und begann behutsam die Fäden abzuwickeln, mit denen die einzelnen Papierstückchen in Päckchen gebunden waren.

„Das ist Wolle," sprach er mit dumpfer, verhaltener Stimme, „ich hab's zu Hause mit dem Mikroskop untersucht und bin dessen sicher, daß es Wolle ist."

Merkliche Enttäuschung malte sich auf allen Gesichtern. Sie hatten etwas Außergewöhnliches erwartet.

„Und ich habe begründeten Verdacht," fuhr er fort, „daß diese Fäden von einem Strumpf losgetrennt sind."

„Das kann sehr leicht möglich sein," brummte der Notar.

„Wir werden das sofort sehen. Nehmen Sie diese Fäden und stricken Sie dieselben in Strumpfform zurück. So werden wir die Farbe und das Muster des Strumpfes herausbekommen. Auf das hat der Brandstifter nicht gerechnet, ha, ha, ha!"

„Donnerwetter," rief der Notar. „Ist das ein Kopf! Ist das ein Geist!"

Die schöne Apollonia nahm die Fäden in die Hand, und die Stricknadeln flogen klappernd zwischen ihren schönen weißen Fingern auf und nieder, aber sie ließ eine Masche um die andre fallen. War's etwa, weil ihre Hände zitterten?

„Nicht so schusselig, Apolka!" unterwies sie der Notar.

„Die Jungfer ist verliebt," neckte sie Szekula, „denn so viel Maschen sie fallen läßt, so viele Herzen nimmt sie gefangen."

Apollonia errötete, und ihre Hände begannen noch mehr zu zittern. Jetzt riß ihr sogar der Faden.

„Schauen wir nicht hin!" mischte sich Sotony drein, „kann sie denn stricken, wenn man sie fast mit den Blicken verschlingt?"

Dabei aber war er selbst nicht im stande, die Augen von der reizenden Mädchengestalt abzuwenden.

Mit großem Weh und Ach war die amtliche Strickerei endlich zuwegegebracht. Sie war aber auch derart, wie amtliche Arbeit gewöhnlich auszuschauen pflegt. Im ganzen waren's etwa sieben bis acht Reihen, und die waren auch sehr unvollkommen gearbeitet. Einerlei, es genügte! Beim ersten Blick stand das ursprüngliche Aussehen des Fadens vor Augen: es war ein handbreites Stück von einem blau und gelb gestreiften Strumpfe.

„Wir sind auf der Spur," schrie der Richter gellend auf, „der Strumpf ist mir schrecklich bekannt."

„Das ist eben das Malheur, daß er Ihnen gar so bekannt ist. In der Stadt verkaufen die Krämerinnen in jedem Hausthor solche Strümpfe. Meiner bescheidenen Ansicht nach ist das eine sehr schwache Spur, aber jedenfalls besser als gar keine. Besonders

in Lohina, wo gewiß sehr wenige Weiber Strümpfe tragen."

Der Richter begann sofort an den Fingern abzuzählen.

„Die Frau Pfarrerin, das ist eins, die Kürschnerin zwei, die Müllerin und ihre Tochter vier, die Frau des jüdischen Arrendators und ihre Mutter ist sechs, und Jungfer Apollonia trägt auch Strümpfe."

Apollonias Antlitz erglühte lichterloh.

„Apolka, Sie können jetzt zu Ihren Töpfen zurückkehren! Wir danken Ihnen schön für Ihre Mühe. Also weiter, Herr Richter! Wer trägt hier noch Strümpfe?"

„Sonst niemand, außer meiner Frau."

„Sie scheinen das Dorf gründlich von Kopf bis Fuß zu kennen."

„So gehört sich's für einen Richter."

„Ja, aber die Waden der Frauenzimmer gehören doch nicht mehr zu dem richterlichen Wirkungskreis. Ich werde mich danach überdies bei Ihrer Frau Richterin erkundigen. Doch genug der Neckerei! Gehen Sie mit dem Heiducken jetzt brühheiß in die erwähnten Häuser und stellen Sie gründliche Hausdurchsuchung an!"

„Und was sollen wir thun, wenn wir die Strümpfe finden?"

„Wenn Sie Strümpfe von dieser Farbe finden, so nehmen Sie sie in Beschlag; sind sie aber zum Teil zertrennt, so nehmen Sie die Eigentümer fest."

„Saubere Geschichte das," brummte der Richter im Abgehen. „Ich muß meine eigne Frau untersuchen."

Tereskey sah ihm mit stolzem Selbstbewußtsein nach.

„Jetzt hab' ich meinen letzten Pfeil versendet. Jetzt bin ich beruhigt."

Und zum Beweis dessen, wie ruhig er sei, stopfte er seine große Meerschaumpfeife und suchte Fidibuspapier zwischen den Schriftstücken, die in der äußeren Rocktasche steckten.

„Marczi bácsi, schade, jetzt ein Pfeifchen anzustecken! Die schöne Apollonia deckt schon den Tisch, wie ich sehe. Wir werden gleich essen."

„Bruder Mischka, die Zeit ist kostbar. Bis dahin kann ich noch ein halbes Pfeifchen rauchen."

Aber wie er so zwischen seinen Papieren suchte, welches davon wohl unnütz und gut zum Verbrennen sei, wurde er plötzlich kreidebleich und kreischte wütend:

„Ich bin entehrt! Schändlich! Entsetzlich!"

Die Adern im Nacken schwollen ihm dick an; in den Schläfen hämmerte es ihm siedend heiß, und seine Augen waren ganz mit Blut unterlaufen.

„Um Gottes willen, was ist geschehen?"

„Lies!" keuchte er, einen Papierfetzen vorweisend, den er mit der Faust zusammengeballt hatte.

Sotony glättete es sorgfältig. Die dämonischen Buchstaben des Pasquills tanzten winzigen, grinsenden Teufelchen gleich auf dem weißen Blatt. Und Wort für Wort stand dort folgendes zu lesen:

„Du rotbärtiger, lüsterner Ziegenbock!" Hm, ein recht nettes Titelchen! „Wenn du die Untersuchung nicht sofort im Stich läßt und deine Nase weiter in unsre Angelegenheiten steckst, so werden wir deine Gebäude und Scheuern auch niederbrennen. Und deine Frau wird erfahren, was für ein sauberer Vogel du bist, denn wir kennen deine losen Streiche, alter Sünder; wir wissen ganz gut, warum die Zelenoer Weiber so oft beim Gericht zu thun haben."

„Das ist die höchste Impertinenz!" meinte Sotony. „Wo hast du das gefunden?"

„In meiner eignen Tasche!"

„Unerhört."

„Wie viel Köpfe hat der Schurke," wütete Tereskey, „daß er den seinen so verwegen unters Henkerbeil zu legen wagt?"

„Man hat dich lächerlich gemacht, lieber Alter!"

„Nicht mich," schnaubte der Alte prustend, „sondern das Gesetz, das Komitat, ja sogar Seine Majestät den König selbst."

„Daraus erhellt nun klar, daß der Brandstifter oder seine Spießgesellen in unsrer unmittelbaren Umgebung sind. Aber wer ist's? Das ist die große Frage."

„Das neunzehnte Jahrhundert hat keinen solchen Fall aufzuweisen. Im Pitaval findet sich nichts Aehnliches."

„Ich sage dir, lieber Freund, der Teufel selber steckt dieses Dorf in Brand."

„Mit dem aber kann das Komitat nicht fertig werden," stotterte Hamar.

„Denn nur der Teufel kann so geschickt sein oder..."

„Eine Frau ..."

„Mit der aber wird nicht nur nicht das Komitat, sondern selbst der Teufel nicht fertig."

Von weitem ertönte die schmelzende Stimme Apollonias:

„Herr Notar, es ist aufgetragen!"

Und der Küchenmeister kam träge herangewadelt und kündigte unter tiefen Bücklingen an:

„Die Suppe ist schon weichgekocht, ich bitte ergebenst."

Es war auch schon die höchste Zeit. Der Schäfer war schon längst auf seinen Schatten getreten, was in Lohina Mittag bedeutet. Das Mittagsmahl hatte sich ein wenig verspätet. So ist's, wenn man die Köchin mit unnützen Dummheiten aufhält.

„Uebrigens werden die gnädigen Herren dafür entschädigt werden, denn alles ist gelungen; nur der Fisch ist etwas stärker papriziert, als er sein sollte, aber das Hammelporkölt ist köstlich. Und erst die Schneeballen! Wohl hätte auch in diesen etwas mehr Zimmet nicht geschadet, aber auch so sind sie vortrefflich."

An der Tafel nahmen die Herren der Rangordnung gemäß Platz. Blozik kam ans unterste Ende als erster von unten auf zu sitzen. Er hatte schon im vorhinein alles gekostet; er wußte, in welcher Reihenfolge die Gerichte aufgetragen werden, und das gab ihm ein gewisses Gefühl der Ueberlegenheit, was ihn außerordentlich gesprächig machte.

Obgleich er im Grunde seines Herzens vielleicht manchen Speisefehler tief mitfühlte, so lobte er dennoch alles mit rhetorischem Schwung, um dadurch den Appetit zu stacheln. Einmal, zweimal kniff er sogar Apollonia in die Wangen: „Vergolden sollte man dieses kleine Patschchen!" Auf das Hammelporkölt improvisierte er einen begeisterten Vers, den er unter allgemeiner Heiterkeit zum besten gab. Bei den Getränken schimmerte sein Auge feucht vor Genuß: „Placeat, domine spectabilis. Istud vinum habet colorem, odorem et saporem." Obzwar der Wein etwas säuerlich war und stark ans Faß erinnerte. Nur bei dem Paprikafisch bemerkte er boshaft, als der Paprika ihm fast die Zunge verbrannte: „O, daß dich das Donnerwetter! So muß der Fisch geschmeckt haben, mit dem unser Herr Jesus Christus die vielen Hungrigen bewirtete." (So daß nämlich die biblische Gästeschar den Fisch des Paprikas halber nicht zu berühren im stande gewesen.)

Das Mittagsmahl schmeckte auch allen, nur Tereskey blickte mit nervöser Aufregung auf den Angerweg, ob der Heiduck mit dem Richter noch nicht komme. Das war seine letzte Hoffnung. Wenn die ihn im Stich ließen, dann wüßte er wahrhaftig nicht, wo aus und ein, und müßte mit Schimpf und Spott unverrichteter Sache von dannen ziehen. Brr! Wie viel schlechte Witze dann im Kasino gerissen würden über das Pasquill, welches man ihm in die Tasche hineinpraktiziert hatte! Wütend knirschte er mit den Zähnen: „O, wenn der Nichtswürdige mir in die Hände gerät —!"

Sotony selber wartete gleichgültig ab, was die Zukunft bringen würde, und machte sich um Apollonia herum zu schaffen.

„Ei, ei, Bruder Mischka, schon wieder!" verwies ihm Tereskey sein Beginnen.

O, wie lang das dauerte! O, wie schwer war's zu erwarten, bis die zwei endlich jenseits des Kleefeldes in Sicht kamen. Sie kamen nicht rasch gegangen, sondern mäßig im Schritt. Auch schon ein schlimmes Zeichen.

„Haben Sie etwas gefunden?" fragte er dumpf, fast furchtsam, als sie zur Stelle waren.

„Nichts, gnädiger Herr, der Strumpf hat nichts ausgesagt."

„Dann hol' der Geier die ganze Angelegenheit!" schrie er zornig, die Akten zur Erde schleudernd. Dann wandte er sich zu Sotony: „Jetzt mach du's, wenn du's kannst; mir ist schon der Verstand ausgegangen."

„Mir auch," erwiderte dieser mit empörendem Phlegma.

Worauf Herrn Blozik der Kamm schwoll und er es wagte, den Vorschlag zu machen, daß es in Anbetracht der Umstände vielleicht am besten wäre, das „Siebdrehen" zu versuchen.

„Das ist nicht ohne, was der Herr Kantor sagt," spottete Sotony, „denn so viel kann das Sieb auch wissen wie wir."

Auch der Richter rückte mit einem Vorschlag heraus.

„Es wäre gut, den alten weisen Mann um Rat zu fragen."

Tereskey machte es wie ein Ertrinkender, der sich an einen Strohhalm klammert.

„Wer ist der weise Mann?"

„In den Ackerhütten wohnt ein Greis, ein wahrer Prophet. In schwierigen Fragen gehen die Dörfler immer zu ihm. Er heißt Hrobak. In meiner Kinderzeit hab' ich ihn einmal gesehen."

„Hrobak?" Tereskey erinnerte sich des Bauernjungen, der auch den Hrobak erwähnt hatte. Das also ist der Volksglaube: Hrobak wird die richtige Spur finden. Wer weiß? Wenn Volkesstimme dennoch Gottesstimme wäre! Das ist das Vaterland des Aberglaubens. Als ob die hehren Felsen, welche die Gegend umringen, sagenerzählende steinerne Kirchen wären. Der schwere, graue Nebel, der darüber lagert, senkt sich lähmend auf den Geist. Das Rauschen der Wälder flüstert mit geheimnisvollen Stimmen.

„Wie gelangt man dorthin?" fragte Tereskey.

„Zu Wagen nicht, höchstens zu Pferd, denn der Steig ist sehr steil."

„Gehen wir, Herr Richter, lassen Sie satteln!"

„Das wird um so besser sein, da wir auf dem Rückwege gleich im Dorf des Bakula einkehren können, wo Euer Gnaden ohnedies noch zu thun haben."

„Warum heißt Ihr's das Dorf des Bakula?"

„Weil derjenige Teil der Einwohner, der ins Gebirg, in den Skringathalkessel gezogen ist, den bisherigen Kassier Stephan Bakula zum Richter gewählt hat für die Zeit, die sie dort zubringen müssen. So ist also mein Dorf zum Unterschied das Dorf des Szekula und seines das des Bakula."

„O, davon habe ich schon etwas läuten gehört. Ihr lebt in Hader miteinander, nicht wahr?"

Herr Szekula lächelte.

„Der gute Bakula ist ein bißchen närrisch. Also haben Euer Gnaden auch schon von der schnurrigen Geschichte gehört?"

„Was war das?" forschte Sotony neugierig.

„Das war nämlich so, daß wir beide, da wir Katholiken sind, in der Zelenoer Filialkirche die Messe hören. Herrn Bakula, der ein reicher,

hochmütiger Mann ist, uchste es entsetzlich, daß der geistliche Herr immer meinen Namen während des Gottesdienstes ausspricht, und so ging er eines schönen Tages hin und versprach ihm zehn Mutterschafe, wenn er von jetzt an statt ‚Sæcula sæculorum‘ ‚Bacula baculorum‘ singen wolle.“

„Eilen wir, eilen wir,“ mahnte Teresley den Richter zum Aufbruch, „denn wir müssen noch im Dorf des Bakula zwei Zeuginnen verhören. Es wäre gut, wenn Sie vorausgingen, Herr Richter, damit wir die Mädchen nicht in der letzten Minute erst suchen gehen müssen.“

„Wie viel Pferde soll ich bestellen?“ fragte Szekula.

„Laßt mal sehen. Der Herr Schreiber bleibt hier und verhört diejenigen, die zuerst auf dem Schauplatz des Brandes erschienen sind. Denn wenn wir auch gar nichts herauskriegen, so sollen wir wenigstens im Archiv ein Aktenstück darüber haben, daß die Untersuchung bis aufs kleinste Tüpfelchen erschöpft ist. Der Herr Notar kommt mit, dann der Herr Oberstuhlrichter ...“

„Ich rühr' mich nicht vom Fleck,“ erklärte Herr Sotony. „Ich werde dich hier erwarten.“

„Und was geschieht mit mir?“ fragte Herr Blozik, vortretend.

„Sie lassen wir hier zur Kontrolle; wenn etwa jemand mit der schönen Apollonia lose Kurzweil treiben sollte, damit einer zur Stelle ist, der ihn zur Ordnung ruft.“

„Und wenn ich selber Lust dazu kriegen sollte?“

„Sie sind ein geistlicher Herr; von Ihnen darf man so was nicht einmal voraussetzen.“

„O, bitte sehr,“ grinste Matthias Blozik, „cantores amant humores. Auch ich bin nur aus Fleisch und Blut. Ja, als geistliche Person fühle ich mich doppelt so stark zu den Engeln hingezogen.“

„Aber gehen Sie doch!“ widersprach Apollonia, „wer möchte Sie mit Ihrer häßlichen Nase?“

Die Nase des Herrn Schulmeisters war wohl etwas rötlich. Aber seit wann ist die rote Farbe häßlich?

„Ei, ei! Apollonia, mein Kind,“ seufzte der Kantor verletzt, „nicht immer warst du so streng gegen die Kirche.“

Apollonia ließ in ihrer Verlegenheit einen Porzellanteller aus der Hand fallen, und ihre dunkeln Augen funkelten in zornigem Feuer. Gewiß mußten die Worte des gelehrten Blozik eine scharfe Anspielung enthalten.

„Ach was,“ begann jetzt der Richter, „die Hauptsache ist jetzt, wer den Weg zu Hrobaks Klause weiß; denn ich weiß ihn nicht? Wer noch?“

„Ich weiß ihn auch nicht. Nun, das ist eine schöne Geschichte. Da wären wir beinahe ins Blaue hineingegangen.“

„Aber ich weiß ihn,“ rief Apollonia. „Ich bin oft genug dort herumgestreift.“

„Und möchten Sie den Herrn Stuhlrichter führen? Doch wohl nicht?“

„Warum nicht? Lassen Sie mir auch ein Pferd satteln, Herr Richter!“

„Und getrauen Sie sich, sich drauf zu setzen?“

„Glaub's wohl,“ lachte sie hell und girrend auf, wie eine Turteltaube.

„Ohne Sattel?“

„Natürlich.“

Michael Sotony sprang lebhaft auf.

„Dann sattelt mir auch ein Pferd!“

IV.

Bald darauf wurden fünf kleine Gebirgspferde vorgeführt. Apolka schwang sich federleicht auf das ihre, welches ungesattelt war, und hielt sich darauf so ungezwungen kerzengerad, als wäre sie auf dessen Rücken festgewachsen. Sie schnitt sich eine dünne Weidengerte ab und hieb damit auf das Rößlein ein: „Hallo, Schöner!“ Worauf der „Schöne“ in raschem Trab davonstürmte und seine schöne Reiterin dahintrug, deren herrliche Gestalt von den Schultern bis zu den Hüften in graziösen Wellenlinien sich hob und senkte.

Die Herren konnten sie kaum einholen. Der Szekula ist doch ein stilles Wässerchen — da hat er aus purer Zuvorkommenheit der Apollonia das beste Pferd zukommen lassen!

Nun aber gab's hier in dem Gehütte nicht überall zum Laufschritt geeignetes Terrain.

Das Gehütte ist für den oberländischen Slowaken das, was die Tanya für den unterländischen. Von der gebirgigen und steinigen Gemarkung fällt jeder Gemeinde ein so großes, auf Meilen hin reichendes Grenzgebiet zu, daß es unmöglich ist, dasselbe von einem Punkte aus zu bebauen. Vom Dorfe aus wäre es eine Tagesstrecke, bis der Besitzer vom Haus zu seinen Saaten und wieder zurück gelangen würde. Im Dorf können nur reiche Bauern wohnen, die viel Aecker haben, und deren Felder von Arbeitern bebaut werden. Wenn man auch davon stiehlt, bleibt noch immer genug übrig. Oder aber der Blutarme, der nichts auf den Feldern zu suchen hat. Und dann noch diejenigen, deren Besitztum nah am Dorfe liegt. In den ferne gelegenen Aeckern hingegen, auf kahlen Hügeln zwischen schwärzlichgrauen Felsen schimmert hie und da ein weißes Hüttchen hervor. Das ist das Gehütte. Rings um die Hütte ist der magere Boden dann zum Gehorsam gezwungen. Es mochte das Werk ganzer Generationen gewesen sein, bis man die Steine aus einem ziemlich großen Stück Steinackers aufgelesen.

Aber was unter den Steinen zurückblieb, die gelbe Thonerde, trotzt auch dann noch mit dem armen

slowakischen Bauern und grinst ihn mit dem ewigen stummen Vorwurf an: „Warum habt ihr mir meine Steine weggenommen? Drum bring' ich euch gar nichts hervor!“ Sie versuchen's mit Roggen, mit Wicke, mit Mais, aber die Erde will nicht, und was sie unlustig zurückgiebt, ist nur die Parodie der angebauten ehrlichen Pflanzen.

Jedoch mit zwei Pflanzen und mit zwei Tieren macht auch dieser Boden eine Ausnahme. Die liebt er. Die Kartoffel und der Hafer gedeihen hier größer und schöner als anderswo, und den Ziegen und Schafen bringt diese unwirtliche Gegend würzigere Kräuter hervor als die Ebene. Dem Menschen aber spielt sein Acker hier oft noch ärgeren Schabernack. Er geht ihm durch. Ein Wolkenbruch kommt, ein Platzregen prasselt nieder, macht sich an die Arbeit, wäscht die obere entsteinte Lehmschichte ab, macht die mühselige Arbeit langer Jahre zu nichte, und siehe da, der Boden ist abermals voller Steine wie vorher, denn unten sind wieder nur Steine, bis hinunter in den Grund der Hölle. Der biedere Hornyake kann jetzt aufs neue daran gehen, eine neue Steinschicht auszuroden.

Jenseits des breiten, tiefen Grabens können die Reiter nur langsam im Schritt den steilen Fußpfad entlang reiten, der wie der Aermel eines Bauernpelzes ringsum mit Haselnuß- und Evonymussträuchern verbrämt ist. Bescheidene Weiden und stolze Buchen wechseln miteinander ab; hie und da schimmert ein Frauenhaar weißlich empor, als wäre es eine Warze auf dem nackten Körper der Erde. Weiter oben rieselt ein Gebirgsbach gurgelnd nieder, kleine farbige Kieselsteine mit sich schiebend.

An einzelnen Stellen war der Weg so eng, daß sie nur im Gänsemarsch vorwärts kommen konnten. Apollonia ritt hintendrein, indes der Richter voran ritt; aber bei dem Zelenoer Gnadenbild, wo die Kreuzwege auseinandergehen, — dort tummeln sich am Luciatag um Mitternacht die Hexen und rollen mit Windeseile riesige Fässer vor sich her, auf denen grinsende Teufelsrangen sitzen — trennte sich Szekula von der Gesellschaft und schlug den Weg zum Dorf des Bakula ein, um Vorbereitungen zum Empfang der hohen Herren zu treffen. Infolgedessen kam Apollonia an die Spitze des kleinen Trupps und übernahm die Führung. Ihr reiches Haar verfing sich in einem hervorstehenden Ast, die Haarnadel fiel heraus, und die schweren, dichten Flechten fielen in den Nacken herab und tanzten verführerisch hin und her, die marmorweißen Schultern streifend.

Sotony sprengte an ihre Seite, und ein Wunder war's, daß sein Schimmel keinen Fehltritt machte und ihn nicht auf eines der abschüssigen Felsgerölle schleuderte.

„Ach, Apolka,“ seufzte er, als sie dem Gnadenbild den Rücken kehrten, „schade, jammerschade für dich, daß du hier zwischen den Bären und Wölfen verwelken sollst!“

Aber mit Apolka war's sehr schwer, ein Gespräch anzuknüpfen; denn sie gab nur sehr lakonische Antworten, und der Tonfall ihrer Stimme war zuweilen so kalt, so farblos und so scharf — wie die Schneide einer Schere, so daß sie sofort den Faden des Gespräches abschnitt. Wohl aber konnte sie, wenn sie wollte, auch einschmeichelnd und freundlich sein.

„Die Wölfe und Bären sind mehr wert als die Menschen,“ antwortete sie. „Die haben mir noch nichts zuleide gethan.“

„Wenn du gescheit wärest, Apollonia, so könntest du in Sammet und Seide einhergehen, vierspännig ausfahren, und ein livrierter Bedienter würde dir Thüren öffnen und schließen, wo du gehst und stehst.“

Das Mädchen seufzte tief auf und sagte dann barsch:

„Ich brauch' schon gar nichts mehr.“

„Ah, willst du vielleicht Nonne werden?“

Sie lehnte das Haupt an den Nacken des Pferdes und blinzelte unter dem Ellbogen hervor Sotony mit einem Auge an. Ha, wie schön sie war!

„Vielleicht noch etwas Aergeres,“ erwiderte sie leise und traurig.

„Du hast einen verborgenen Kummer, Apolka. Dich kränkt etwas, ich lese dir das von der Stirn ab.“

Sie starrte träumerisch auf die Bäume und Kräuter, die am Weg an ihnen vorüberflogen, aber sie antwortete nicht. Sie verlangsamte den Schritt ihres Rößleins, so daß die übrigen sie sofort einholten. Sotony kaute ärgerlich an seinem Schnurrbart. Das bedeutet ja fast so viel wie: „Hier ist nichts zu holen.“ Er war keine solche Behandlung bei den Weibern gewohnt.

So ritten sie lange Zeit bergauf, stets auf demselben Weg. Ringsum herrschte tiefe Stille; kaum daß ein Gespräch in Fluß kommen konnte, da man immer auf die Zügel achten mußte; das war daher ziemlich langweilig. So waren sie also hocherfreut, als unerwarteterweise eine melancholische slowakische Liederweise an ihr Ohr schlug:

„Auf was ist denn gar so stolz mein Liebchen fein?
Weder Haus noch Vieh noch Ställe nennt er sein.
Seinen Riemen schnürt er wohl mit Schnallen fest,
Aber drin ist nur ein alter Zunderrest.“

„Ich rieche Menschenfleisch,“ bemerkte Tereskey, dem Gesang lauschend.

„Wir sind schon nahe an Hrobaks Hütte,“ sagte Apolka. „Jetzt müssen wir nur dem Klang nachgehen.“

Einen Augenblick später verstummte der Gesang, und statt dessen unterbrach jämmerliches Weinen die feierliche Stille des Gebirges. Und vom jenseitigen

Felsen zählte der Kuckuck den Lohinaern ihre Lebensjahre auf. Er maß sie ihnen reichlich genug zu.

Als sie an der Bergwand einbogen, die der Volksmund „steinerne Speckschwarte" nennt, stand plötzlich hinter dem Gebirge auf der Lichtung die niedere Hütte des Hrobak vor ihnen mit ihrem einzigen kleinen Fensterlein und dem Schilfdach, das an tausend Stellen Luftlöcher hatte. Hier hatte es der Küchenrauch gut. Er konnte hinaus, wo es ihm beliebte.

An der Seitenwand der Hütte hockte auf einem Baumstumpf ein runzeliges altes Weib und schluchzte bitterlich.

„Wir sind zur Stelle," sprach Apollonia und glitt flink vom Rößlein herunter. Der Ritt und die frische Gebirgsluft hatten ihre Wangen gerötet. Sie war unwiderstehlich. Der Stuhlrichter und der Notar blinzelten einander verständnisinnig zu; Sotony verschlang sie förmlich mit den Augen.

Dann wandte sich Tereskey an die weinende Alte.

„Mütterchen, warum weint Ihr so sehr?"

„Wie soll ich nicht weinen," stieß sie keuchend hervor, „wenn mich mein Vater durchprügelt?"

„Euch lebt der Vater noch!" fragte Tereskey verwundert. „Unmöglich!"

„Na, na, Mütterchen," beschwichtigte Apolka die Alte schmeichelnd, „das schickt sich ja doch nicht, gleich das Thränensäcklein fließen zu lassen. Kennst du mich nicht, Mutti?"

„Wie sollt' ich dich nicht kennen? Du bist die Tochter vom Pferdereparator."

Indes schob sich aus der Hütte ein schneehaariger Bauer hervor, den der Lärm draußen hinausgelockt hatte. Seine Wangen strotzten von Kraft und Gesundheit. Er hielt in der Linken einen zerrissenen Stiefel, in der Rechten einen Pfriemen. Allem Anschein nach war nicht der Pfriemen, sondern der Stiefel reparaturbedürftig.

„Was giebt's?" brummte er im tiefsten Baß. „Was wünschen die Herren?"

Tereskey fiel aus einem Staunen ins andre.

„Seid Ihr der Vater dieser Frau?"

„Ja, leider, ich bin's. Ich wollte, mein seliges Weib hätte mir lieber ein Stück Stein geboren."

„Ist das wahr, daß Ihr sie geprügelt habt?"

„Freilich habe ich sie geprügelt," erwiderte er über die Achseln weg, „wie denn nicht, wenn sie unfolgsam ist?"

Dann drohte er ihr wütend mit der Faust; sein Hemd glitt ihm bei dieser Bewegung von den Achseln herab und entblößte die Sehnen an seinem Arme.

„Still, du Balg!" schnauzte er sie an. „Schämst du dich nicht, vor fremden Leuten zu raunzen. Gleich kriegst du noch Schläge, wenn du noch nicht genug gehabt hast."

„Was hat sich die Arme zu schulden kommen lassen?"

„Was sie sich hat zu schulden kommen lassen?" brauste der Alte unwirsch auf. „Sie dudelt den ganzen Tag Liebeslieder und spielt mit den Katzen, anstatt ihren alten Großvater zu hutschen."

Aber bei diesen Worten entfiel Tereskey die Meerschaumpfeife zwischen den Zähnen.

„Was! Ihr habt noch einen Vater?" rief er ungläubig.

„Warum sollt' ich keinen Vater haben? Jeder kennt den älteren Hrobak."

„Treibt keinen Spaß mit mir! Ihr habt wirklich einen Vater?"

„Na, was ist denn an dem zu verwundern, wenn jemand einen Vater hat?"

Dann setzte er brummend hinzu:

„Wenn's der Herr nicht glaubt, so soll er sich davon überzeugen. Dort liegt der Alte unterm Schuppen."

„Wie alt kann er sein?"

„Ich zähl' nicht einmal meine eignen Jahre, aber die besten Jahre hat mein Alter jedenfalls schon hinter sich."

„Und Ihre Tochter?"

Wegwerfend erwiderte er:

„Die Ancsika? Wie alt ist sie nur? Die wird heut morgen sechzig Jahr' alt. Ja, die Jahre verstreichen, und aus Kindern werden Leute."

„Können wir mit dem Alten sprechen?"

„Warum denn nicht, wenn er nicht schläft. Aber seit einiger Zeit schlummert er sehr viel. Zu solchen Zeiten hält's schwer, ihn aufzurütteln. Schauen wir, was er macht."

„Kommst du nicht mit, Mischka?" fragte Tereskey den Oberstuhlrichter.

„Nein," erwiderte dieser kurz angebunden und setzte sich neben Apollonia auf einen Balken nieder. „Ich bin ohnedies schon draufgekommen, wer der Brandstifter ist."

„Wer?" fragte Apollonia, den Atem anhaltend.

Der Oberstuhlrichter rückte näher zu ihr.

„Du."

Apolka fuhr zusammen und erblaßte.

„Du hast mein Herz in Brand gesteckt, trotzdem das schon so fühllos war wie ein nasser Zunder. Ich liebe dich, Apolka."

Das Mädchen atmete tief auf wie ein gewürgter Vogel, der Luft bekommt; dann schauerte sie zusammen und senkte das Haupt, das schöngeformte, liebliche Haupt.

„Komm mit mir, ich nehme dich auf mein Schloß," fuhr Sotony mit brennenden Wangen und feuriger Ueberredung fort. „Ich werde einzig nur für dich leben; die Erde werd' ich küssen, die dein Fuß betritt, so hoch werd' ich dich halten."

„Nein, nein," stieß Apolka zischend hervor, „lassen Sie mich gehen!"

Sie sprang auf und eilte dem Schuppen zu wie ein aufgescheuchtes Rehweibchen.

Die Herren hatten indes den allwissenden Hrobak in ein eifriges Gespräch verwickelt. Sie hatten ihn

gerade wach angetroffen. Er lag in einem großen Trog auf einer weichen Streu von Hanfgesäde zusammengekauert. Auf dem kahlen Schädel war kein einziges Härchen mehr zu sehen; die Kopfhaut war zusammengeschrumpft und sah aus wie eine wollene Mütze. Die aufgedunsenen, schwulstigen Augenbrauen und die schneeweißen Augenwimpern, mit denen er unaufhörlich blinzelte wie ein Hase, machten einen gespenstischen Eindruck. Sein Gesicht war gelb wie Wachs. Nur die Pfeife, die er zwischen den Lippen hielt, und an der er saugte wie ein Kind an den Mutterbrüsten, zeigte, daß er ein Wesen dieser irdischen Welt sei.

„Also sind die Herren in der Brandangelegenheit hergekommen?“ sprach er mit dünner, heiserer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien.

„Ja, in dieser Angelegenheit sind wir gekommen, deinen Rat zu erbitten. Du bist ein erfahrener Mensch, hast viel erlebt und viel gesehen.“

„Ich habe darum viel gesehen, weil ich die Augen immer geschlossen und die Ohren immer offen gehalten habe. Sag mir also, mein Sohn, was ihr bis jetzt gethan habt.“

Der allwissende Hrobak duzte auch den Stuhlrichter.

Teresky erzählte, daß sie anfangs von dem Vergleichen der Schriften ein Resultat erwartet hatten.

Der Alte gröhlte dem Notar zu:

„Hutsche mich, mein Sohn, hutsche mich; so wird mir das Reden leichter.“

„Also von der Schrift?“ gurgelte er, mit der dürren, ausgemergelten Hand nach einer Fliege schnappend, die summend den Trog umkreiste. „Dummheit! Wenn ihr hundert unausgebildete Wickelkinder herbringt, werden sie alle gleich sein; aber wenn wir warten, bis sie heranwachsen, wird jedes anders sein. Die Buchstaben der Bauern sind solche unentwickelte Säuglinge. Was habt Ihr noch gethan, mein lieber Sohn?“

Jetzt brachte der Untersuchungsrichter die Strumpfaffaire vor. Das war doch ein so feiner Kniff, daß er den Weisen der Gebirge gewiß überraschen würde. Er hörte auch mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Kratz mir ein bißchen die Sohlen, mein Sohn.“

Der Notar that auch das.

Wenn ein Säugling von zwölf Monaten ein so großer Herr ist wie der König, so kann ein hundertjähriger Greis doch so heilig sein wie der Papst.

Während des Krauens der Sohlen spiegelte sich im Antlitz des Greises ein eigentümliches Wohlgefühl; seine Lippen zuckten, als lächelte er; er hörte auf zu blinzeln und bewegte die eine Hand so rhythmisch, wie ein Lämmchen beim Salzlecken die Füße hebt.

„Na, das war eine schöne Sache — das mit dem Strumpf ... Aber weißt du, mein Sohn, die Wolle hat keinen Mund. Die Nadel hat keine Augen. Der Strumpf aber ist ein sehr falsches Ding. Denn der Strumpf hat wohl einen Anfang, aber kein Ende.“

„Das ist wahr, Väterchen. Das Ende des Strumpfes kann man nicht sehen, weil die Maschen dorthin zurücklaufen, wo sie anfangen.“

„Was habt ihr noch gethan, mein Sohn?“

„Wir haben den Geistlichen verhört.“

„Das war klug gethan. Der Pfarrer kann's am ehesten wissen. Der, den man mit Steinen geworfen hat, weiß am besten, von wo der Stein gefallen ist. So ist's, so, so!“

Das große Polizeigenie, der scharfgeistige Martin Teresky stand am Kopfende des Alten und fühlte sich so klein, so zu nichts zusammengeschrumpft wie ein milchbärtiger Junge. Er fühlte die unbegründete Lächerlichkeit dieser Empfindung, aber er konnte sie nicht loswerden. Ein eigentümliches Bangen übermannte ihn, als ob er seine Lektion hersagte, als er aus dem hervorgeholten Protokoll haarklein ausführte, was für Fragen sie an Seine Ehrwürden Samuel Belinka gestellt hatten, und was dieser ihnen geantwortet.

„Unerfahrene, thörichte Kinder seid ihr,“ schmälte der slowakische Methusalem, „ihr wißt gar nichts, nichts! Ihr habt den Pfarrer gefragt, ob er niemand weiß, der ihn gehaßt hat, oder der ihn jetzt noch glühend haßt. Huh! Wozu soll das, was?“

„Was sollen wir also thun, Väterchen,“ fragte Teresky demütig, „um den Verbrecher zu erforschen?“

„Geh nach Hause, mein Sohn,“ sagte der Alte mit prophetischer Stimme, „und sag dem Komitat ...“

„Was soll ich dem Komitat sagen?“ fragte Teresky andächtig.

„Man soll gescheitere Leute, als ihr seid, herschicken.“

Der hochmütige Teresky verzog keine Miene bei dieser unverhüllten Grobheit.

„Warum sagst du das, Väterchen? Worin haben wir gefehlt?“

Hrobak schloß die Augen, dann stieß er silbenweise, zischend und gurgelnd die Worte hervor, da er keinen einzigen Zahn mehr im Munde hatte und die Stimme schon im Munde fast verhallte. Es war schwer, ihn zu verstehen.

„Worin ihr gefehlt habt? Grad umgekehrt hättet ihr fragen sollen, ob der Pfarrer nicht jemand hat, der ihn glühend liebt oder geliebt hat? ... Und jetzt laßt mich schlafen ...“

„Gott mit Euch, Väterchen? Ich wünsche Euch eine gute Gesundheit.“

„Die hab' ich,“ gröhlte der Alte, „aber etwas Tabak könnte mir nicht schaden.“

Teresky warf ihm seinen vollen Tabakbeutel in den Schoß und ging mit gesenktem Haupt, tief in Gedanken versunken, zum Schuppen hinaus.

„Der alte Hrobak hat recht. So ist's, so ist's, dort ist der Hund begraben ...!“

Die Ansicht des alten Propheten eröffnete ihm eine neue Perspektive, einen neuen Gesichtskreis.

Er fühlte das Blut thatendurstig in seinen Adern rollen. Seine Schaffensfreude, seine Spürlust erwachte in ihm aufs neue, so daß er, vor die Hütte tretend, lebhaft ausrief:

„Rasch zu Pferd! Gehen wir ins Dorf des Bakula, die Mädchen zu verhören!“

V.

Das Dorf des Bakula glich dem des Szekula wie ein Ei dem andern. Nur war Bakula ein größeres Administrationstalent; er wollte während seiner provisorischen Regierung zeigen, was er könne und wie sehr er für den richterlichen Weichselstock geboren sei. Kaum hatte er also von Herrn Szekula Kunde vom Herannahen der Komitatsherren erhalten, als er auch sofort das ganze Dorf zusammentrommelte, um ein Bittgesuch zu unterfertigen, in welchem das unglückliche Dorf vom Komitat eine Feuerspritze verlangte.

Szekula war aber insofern doch das größere Talent von beiden, als er genau wußte, daß sie keine bekommen würden.

Die tagsüber geschehenen Dinge, welche Szekula köstlich zu erzählen wußte, verbreiteten sich mit Windeseile im ganzen Dorfe. Jeder lauschte seinen Berichten. Besonders die Strumpfepisode fand allgemeinen Beifall. Die Frauen lächelten darüber. Die alte Frau Andreas Koskar rief: „Ja, über ein Paar guter, weicher Strümpfe geht nichts auf der Welt.“

Herr Szekula wurde von der neugierigen Menge fast zerrissen. Wie die Schriftprobe vor sich gegangen sei? Und ob die Herren schon irgend einen Verdacht haben oder ob sie noch immer dabei halten, wer bunte Strümpfe trage?

Nur Bauer Bakula blieb gleichgültig; denn ihn wurmte es gar tief, daß all das im Dorfe des Szekula vor sich gegangen war.

Aber was jetzt folgt, das wird sich hier abspielen. Er fühlte, was ihm und um seiner Person willen auch dem Dorfe gebühre; aber er wußte auch, was der Anstand erheischt.

Als er die Herren am Hügelabhang erblickte, schwang er sich auf das schon vorher gesattelte Roß und ritt ihnen entgegen, um dann mit stolzer, majestätischer Haltung an ihrer Seite zurückzukehren.

Alles stand schon bereit, der Amtstisch und der Deresch, die Prügelbank. Ja sogar die Weinflaschen fehlten nicht; in einem großen Kübel Wasser eingekühlt, harrten sie der Durstigen. Der taktvolle Bakula wußte, was sich schickt, was das wohledle Komitat verlangt. Schade, daß er der Kürze der Zeit halber nicht auch den Block von Lohina herexpedieren lassen konnte.

Die Dörfler bildeten zu beiden Seiten Spalier und streckten, auf den Fußspitzen stehend, die Hälse weit vor, als ob ein Monarch mit seinem Gefolge Einzug hielte. Einige riefen sogar Vivat. Närrisches Wort — Gott weiß, was es bedeutet! Das ist noch von der Revolutionszeit in Lohina picken geblieben. Ist das etwa nicht genug Augenweide für Bauernaugen? Ein alter Herr, hoch zu Roß! Und wie kerzengerade er sich hält! Aber noch viel schöner sitzt der junge, blonde Herr zu Roß, dem das große Schloß mit den dreihundert Fenstern gehört, wohin sie jeden Sommer zur Ernte gehen. Die werden noch lang von diesem Anblick reden. Lebendige Herrschaften am Fuße der Hrebenka. So was hat diese grünumsponnene Wiese auch noch nicht gesehen.

Aber sieh da, das dort hinten ist kein Schreiber und auch kein Geschworener, sondern die Apollonia Mikulik.

Allgemeines Staunen. Mehrere redeten sie auch spöttisch an, besonders die Weiber.

„Ei, ei, hast du auch schon eine Anstellung beim Komitat bekommen, Apolka?“

„Schau, schau, das ist nicht übel, auf was das Mädel sich da plötzlich herauswächst.“

„Sie wird wohl Gänsehirtin geworden sein,“ witzelte Gregor Opuza, der ein geriebener Schelm war; „bei den Gänsen, die wir der Frau Stuhlrichterin zutragen, wenn wir Prozeß führen.“

Die Herren hörten das alles vielleicht gar nicht; Apolka aber that wenigstens, als hörte sie nichts.

„Wir wollen hier zwei Mädchen verhören,“ sagte Tereskey, sich zu Bakula wendend. „Eine gewisse Anna Sztrelnyik und eine gewisse Magdalena Kicsk. Wo sind die Mädchen?“

„Beide sind schon herberufen, ich bitt' ergebenst; aber die eine ist noch draußen auf der Wiese, sie ist Gras für die Kuh holen gegangen. Ich habe schon um sie geschickt. Die andre ist da, ich bitte ergebenst. Anna Sztrelnyik, komm her!“

Eine hagere, bleiche Dirne näherte sich dem Tisch, der mittels dicker, an eingerammte Pflöcke befestigter Seile umzäunt war, damit die vordringliche Zuschauermenge die Amtshandlung nicht störe.

Anna Sztrelnyik wußte gar nichts und antwortete auf alle Fragen mit stummem Kopfschütteln oder einem fast unhörbar gelispelten Nein.

„Du bist eine wahre Mamsell ‚Weißnichts‘, mein liebes Kind,“ kanzelte sie der Richter etwas ärgerlich ab, „aber eins werd' ich doch noch fragen: Könntest du mir nicht sagen, ob der ehrwürdige Herr deines Wissens nicht etwa eine Liebschaft gehabt hat?“

„Das weiß ich nicht.“

„Hat er nicht zuweilen mit einer von euch sich geneckt? Hast du nicht bemerkt, daß er auf eins der Weibsbilder freundlichere Blicke geworfen hat als auf die übrigen?“

„Das kann ich nicht sagen, bitt' ergebenst —“

„Sag's nur frei heraus, fürchte nichts! Das Komitat befiehlt, warum also solltest du es nicht sagen können?“

„Darum,“ stammelte Anna Sztrelnyik, „weil er

immer eine Brille trägt; so hab' ich seine Blicke nicht sehen können."

„Du bist ein Närrchen, mein Kind. Das läßt sich ja auch an andern Zeichen erkennen. Wenn man ein Mädel in die Wangen kneift, wenn man einem Mädel den Arm um die Hüften legt, und dergleichen."

„Nein, das hab' ich von unserm geistlichen Herrn nie gesehen, aber geküßt hat er die Magdalena oft genug."

„So? Und die Magdalena hat sich küssen lassen?"

„Sie hat ihn ja auch mehr als einmal zurückgeküßt."

Tereskey rieb sich vergnügt die Hände.

„Genug, mein Kind! Jetzt laßt uns die Magdalena vernehmen!"

Und er wandte sich selbstbewußt zu Sotony. „Wieder eine kleine Spur," flüsterte er. Sotony nickte ihm Beifall zu, aber seine Augen suchten Apolka, die sich bleich und zitternd an eine Akazie lehnte.

„Was fehlt dir, Apolka? Ist dir schlecht?"

„Nichts, nichts. Nur ein bißchen Herzkrampf — es geht schon vorüber."

„Kommt diese Magdalena Kiczla noch immer nicht?" fragte Tereskey endlich ungeduldig.

„Da bin ich schon," ertönte nun von weitem eine kraftvolle, mutige Stimme.

Ein stämmiges Mädchen von athletischem Körperbau machte sich Platz durch die Menge. Sie brach sich Bahn bis zu dem Richtertisch. In der Hand hielt sie eine Sichel, und auf den Schultern trug sie einen großen Korb voll Gras, der um die Schultern und unter den Achseln mit Hanfseilen befestigt war. Ihr breites, rotbackiges Gesicht schimmerte blühend und frisch wie eine Pfingstrose aus dem vielen gemeinen Gras hervor; die Salbei, die Wolfsmilch, das Tausendguldenkraut und noch tausend andre Kräuter umkränzten ihr, aus dem Korbe herabhängend, das Haupt.

„Da bin ich," rief sie; dann blickte sie mit ihren klaren blauen Augen im Kreise umher, und als sie Apolkas ansichtig ward, wandte sie haßerfüllt den Blick ab. „Da bin ich," wiederholte sie; „hoffentlich wird man mich doch nicht aufhängen!"

„Halte deine lose Zunge, Mädel! Du wirst auf das antworten, was man dich fragen wird."

„So?" rief Magdalena, die Hände kampfbereit in die Hüften stemmend. „Zu Schanden will man mich stellen? Vor den Augen des ganzen Dorfes will man mich verhören? O nein! An mir suchen Euer Gnaden die bunten Strümpfe nicht. Ich bin keine Brandstifterin. Mein Vater war auch ein ehrlicher, braver Mann. Ich kann mich getrost vors Gericht stellen. Weil ich die Geliebte des Pfarrers gewesen bin, darum bin ich doch ein anständiges Mädel."

Ihre Stimme wurde immer leidenschaftlicher, immer kreischender.

„Aber wenn Sie's grad wissen wollen, wo die bunten Strümpfe zu finden sind," schrie sie mit zügelloser Heftigkeit, „dort sind sie, dort! Schauen Sie nur der Apollonia Mikulik auf die Füße!"

Sotony sprang gereizt empor.

„Wie kannst du es wagen, so eine Anklage zu erheben?"

„Weil sie dort sind — ich sehe sie!" Und sie heftete ihre verglasten Augen starr auf Apollonia, die regungslos wie eine Statue an dem Akazienbaum lehnte. Ihre Lippen waren fest aufeinandergepreßt, ihre Augen funkelten wie die eines Adlers.

„Du siehst es durch das Kleid hindurch?" schnaubte Sotony sie an.

„Ja, durch das Kleid durch!"

Das Volk begann unter lautem Fluchen und wüstem Geschrei sich an den Seilzaun zu drängen.

„Im Gras steckt die Zauberkraft," riefen sie. „Wir verlangen Gerechtigkeit," klang es von andrer Seite. Der Lärm schwoll zu orkanartigem Toben an. Tereskey und Sotony konnten die Bauern nicht mehr im Zaum halten. Eine Stimme, schneidender als die übrigen, donnerte: „Im Korb steckt das Kraut der Erkenntnis."

Einige stürmten auf Apollonia los, um sie zu binden. „Man muß sie dem Henker übergeben," donnerte ein handfester, einäugiger Bauer, der Muscheln um den Hut geschlungen hatte.

Wie ein Tiger, den eine Kugel trifft, taumelte Apolka einen Moment; ein Schwindel überfiel sie, daß sie fast zusammenbrach, aber im nächsten Augenblick sprang sie noch elastischer empor. Wutschnaubend stand sie mit einem Sprung vor Magdalena. Jetzt war sie nicht mehr lilienblaß, sondern purpurrot. Mit ihrer ehernen Rechten ergriff sie den Tragkorb und schleuderte ihn mit einem Ruck zur Erde. Der Korb kippte um, kollerte zur Erde, und die Kräuter flogen auseinander.

Die zügellose Menge stürzte sich darauf, und einander zertretend, zerstampfend und Püffe austeilend, rissen sie einander die halbwelken, zertretenen Gräser aus der Hand, zwischen denen sich das Kräutlein der Erkenntnis befinden mußte. Aber welches von den vielen Hunderten mochte es sein?

„Laßt mich!" schnaubte Apolka sie an. Sieben Männer aus dem Weg schiebend, schwang sie sich mit einem Sprung, der einem Panther Ehre gemacht hätte, auf den Richtertisch.

„Die Person dort hat gelogen," rief sie mit weithallender Stimme, die über die Menge hintönte wie eine krystallene Glocke. „Ihr Lohinaer Leute, seht hierher!"

Im Nu wurde es so still ringsum, daß man den dumpfen Flügelschlag des Raben hören konnte, der hoch in den Lüften über Apolkas Haupt kreiste.

„Seht her!“ wiederholte sie; ihr Busen wogte leidenschaftlich; ihr aufgelöstes nachtschwarzes Haar reichte bis zur Erde, wie sie sich niederbeugte und ihr blaugetupftes Kattunröckchen bis zu den schöngeformten Beinen — wohl auch noch darüber — aufhob.

Sie selbst schloß die Augen, um wenigstens nicht zu sehen, wie sie angegafft ward; die andern sperrten dafür die Augen um so weiter auf.

„Das Mädel ist unschuldig,“ riefen sie dann verstimmt und warfen die aufgelesenen Kräuter weg.

Apolka trug weiße Strümpfe, schimmernd und weiß wie der frischgefallene Schnee.

*

Das war eine aufregende Scene. Die Männer in Lohina werden diesen sinnverwirrenden Anblick ebensowenig vergessen, wie Bakula es nie vergessen wird, daß all dies in seinem Dorf geschehen war.

Apolka ging triumphierend aus der Probe hervor; aber der verleumderischen Magdalena folgte die Strafe auf dem Fuße. Gevattern, es giebt doch einen Gott! Sie fiel in Ohnmacht und wurde krank vor Aufregung. Niemand bedauerte sie, außer vielleicht der Stuhlrichter, da man infolgedessen das Verhör nicht fortsetzen konnte.

„Und grad die weiß etwas!“ brummte Tereskey. „Das ist ein brauchbares Material. Auf die werden wir noch zurückkommen.“

Er hinterließ dem Richter die Weisung, er möge ein Auge auf sie haben, bis er von ihm neuere Befehle bekommen würde, und dann machten sie sich auf den Weg, denn es dämmerte bereits. Die Sonnenscheibe schwankte noch eine Weile am rötlichen Himmel einher, dann senkte sie sich langsam hinter die Hrebenka nieder.

Der Wind ließ die Baumkronen fröstelnd aufrauschen; die Frösche begannen ihre abendliche Konferenz in den ginsterbewachsenen Sümpfen abzuhalten und hüpften klatschend vor den Reitern einher. Das Waldgevögel flatterte mit fieberischer Eile umher, und die Schar der Nestlinge zirpte unruhig in den Nestern. Alles kündigte an, daß die Natur sich umzukleiden begann und ihr braunes Nachtgewand anlegte.

Tereskey, der Notar und der Richter ritten voraus; Sotony blieb bei Apollonia zurück, die noch etwas blaß war und blaue Ränder um die Augen hatte; aber selbst diese blauen Ringe standen ihr gut. Ihre großen Augen funkelten wie Glühwürmchen.

„Siehst du, in welcher Klemme du warst, armes Ding?“

Sie erwiderte nichts, sondern zuckte mit den Achseln.

„Du mußt fort von hier. Du kannst hier nicht länger bleiben. Dich achtet man hier gar nicht.“

„Warum nicht?“ zischte sie zornig. „Was kann man mir Schlechtes nachsagen?“

„Wegen deines Vaters!“

„Was weiß man über meinen Vater?“ fragte sie hochmütig.

„Ich weiß alles. Ich weiß, daß er mit falschen Pässen handelt.“

Ihre Nasenflügel erzitterten krampfhaft.

„Das ist Verleumdung.“

„Ich hab's mit eignen Ohren gehört, wie er heute mit dem jüdischen Gastwirt gehandelt hat. Also entweder kommst du mit mir, Apolka — oder dein Vater.“

„Gott soll den Juden strafen!“ brach es mit herzzerreißendem Klagelaut von ihren Lippen. „Er hat ihn verraten.“

Es ward ihr finster vor den Augen, sie begann im Sattel zu schwanken, ließ den Zügel los, griff sich an die Schläfen und fiel ohnmächtig vom Pferde.

„Um Gottes willen, was ist dir?“ Sotony sprang erschrocken vom Pferde. Das Pferd lief davon, aber er kümmerte sich nicht darum. „Apolka, mein Schatz, komm doch zu dir!“

Apolka aber lag regungslos mit bleichen Wangen und geschlossenen Augen im tauigen Grase wie eine abgebrochene Rose. Am Wegesrand trauerte ein verdorrter Heideröschenstrauch mit hervorstehenden spitzen Zweiglein und stechenden Dornen. In diesem war ihr der eine Fuß stecken geblieben. Welch ein Glück, daß sie nicht kopfüber hineingefallen war! Aus dem Füßchen sickerte das rote Blut hervor und färbte das Gras und die Zweige des Zwergsträuchleins. Wer hätte das gedacht, daß der erbärmliche Strauch nach dem Tod noch Rosen tragen werde!

Sotony rief den Gefährten wie besessen nach, aber Gott weiß, wo die schon waren. Die Unmasse von quakenden Fröschen, die Milliarden zirpender Grillen, summender Wespen und pfeifender Heupferdchen übertönten sein Schreien.

In seiner Angst und Verlegenheit wußte er nicht, was thun. Sollte er um Wasser zu dem Bach eilen und sie bespritzen? Oder sollte er erst das Leibchen aufnesteln, damit sie zu Atem komme?

Das Leibchen kam zuerst an die Reihe. O welch ein Gefühl! Das Blut siedete in seinen Adern, ein Feuerstrom jagte durch seinen Körper.

„Apolka, meine Wonne! Oeffne deine klugen braunen Augen, du lebst ja!“

Er kniete an ihr nieder und begann zu schmeicheln und zu bitten.

„Sieh mich nur noch einmal an! Dein Busen hebt sich ja.“

Wie ein Wahnsinniger rannte er fort, um Wasser zu holen. Dort unten zwischen den Weiden murmelte das silberne Wasser des Bächleins, ja, er übersprang es sogar, ohne es zu bemerken; endlich schöpfte er aus der Hanfschwemme ein bißchen Wasser in seinen Hut.

Jetzt war auch das gut! Er rannte damit zurück wie ein Geizhals mit seinem Schatz, benetzte ihr Gesicht, strich sanft mit der nassen Handfläche über die helle, marmorglänzende Stirn, und siehe da, ein Seufzer rang sich von den Lippen, ein schwacher, stöhnender Seufzer, aber doch das Zeichen erwachenden Lebens.

Das Blut sickerte noch immer hervor. Wenn das etwa eine große Wunde war? Es war noch etwas Wasser übrig geblieben, welches nicht durch den Filz des Hutes durchgeronnen war; wie, wenn er vielleicht die Wunde damit auswaschen würde? Ein mutwilliger Dämon stachelte ihn und winkte ihm zu; von rückwärts führte ihm wohl auch Amor die Hand und kitzelte ihm mit seinen Pfeilen das Rückgrat. Es ist wohl ein unschicklich Ding! Aber sein muß es doch. Alles eins! — er muß die Wunde ansehen. Und wenn er zum Beispiel Arzt wäre? O armes, kleines Füßchen! Der ganze Strumpf ist voll Blut. Rasch herunter damit!

Er nahm Apollonias Fuß in beide Hände und begann den Strumpf abzuziehen. Er sah die herrliche Rundung des Beins, seine Nasenflügel zuckten, das Blut jagte ihm wild durch die Adern — noch ein Ruck — und plötzlich blieb er wie gelähmt sitzen; seine Glieder versagten ihm den Dienst, und ein Ausruf des Entsetzens entrang sich seinen Lippen.

Unter dem weißen Strumpf schimmerte das, was die Untersuchung zu finden begehrte: dort an ihrem Fuß trug sie den vielgesuchten blaugelben Strumpf.

Im selben Augenblick schlug das Mädchen die Augen auf.

„Wo bin ich?“ seufzte sie.

Sotony saß neben ihr auf dem Rasen, aber er antwortete nicht, sondern starrte mit abgewandtem Gesicht zum Himmel empor, der sich immer dämmernder färbte. Vielleicht fragte er die aufstrahlenden Sterne, ob es möglich, daß der schöne Engel ein schrecklicher Teufel sei. O Gott, warum betrügst du denn uns arme, einfältige Menschen mit solchen Zügen?

Aber die Sterne gaben keine Antwort.

Apolka blickte um sich, und sofort hatte sie alles begriffen. Sie nahm all ihre Kraft zusammen, rückte näher zu Sotony und fragte traurig:

„Haben Sie's gesehen?“

„Ich hab's gesehen.“

Tiefes Stillschweigen folgte dieser Frage, das keiner von beiden unterbrach, endlich keuchte Sotony:

„Ist es wahr?“

Nur das fragte er, sonst nichts.

„Ja.“

Auch sie antwortete nur dies eine Wörtchen. Eine Weile nachher setzte sie hinzu:

„Nehmen Sie mich gefangen; da bin ich! Ich verdiene das Henkerbeil.“

Sotony maß sie mit einem langen, langen, träumerischen Blick, in welchem unendliche Wehmut zitterte; dann näherte er sich Apolkas Pferd.

„Komm, Apolka,“ sagte er sanft, und seine Stimme zitterte leicht; „wir haben beide Platz auf diesem Pferd.“

Er hob sie empor und nahm sie in den Schoß. So ritten sie durch den dunkeln Wald, der Oberstuhlrichter und die Verbrecherin.

„Sag mir, warum hast du das gethan?“

„Weil ich den Pfarrer sehr geliebt habe; ich wollte mich an ihm rächen,“ flüsterte sie leidenschaftlich; „er hat mich verführt, er hat mich betrogen, er hat mir geschworen, daß er mich heiratet!“

Wieder ritten sie schweigend weiter. Sotony fühlte den fieberisch heißen Atem des Mädchens auf seinen Wangen und hörte das Pochen ihres Herzens; das war ihm Unterhaltung genug.

Als sie sich der herrschaftlichen Sägmühle näherten, erwachte neuerdings das Bedürfnis in ihm, eine Frage an sie zu richten.

„Sag, Apolka! Woher hat jenes Mädchen gewußt, daß du den Strumpf anhast? Denn das ist doch wunderbar, unbegreiflich. Hat sie wirklich das Kräutlein der Erkenntnis im Korbe gehabt?“

Unaussprechlicher Haß zitterte in Apollonias Stimme:

„Ja, das Kräutlein der Erkenntnis, ha ha ha! Auch Magdalena hat den Pfarrer geliebt. Und um meinetwillen hat er sie verlassen! Sie war immer eifersüchtig auf mich und hat mich immer verfolgt. Sie glaubt auch jetzt noch, daß der Pfarrer im geheimen zu mir kommt. Sicher hat sie heut auch am Fenster gelauert, wie der Stuhlrichter mich um die Stricknadeln geschickt hat und ich die Sache schon geahnt habe. Aber ich hab' nur noch so viel Zeit gehabt, schnell die weißen Strümpfe über die bunten zu ziehen.“

Der Oberstuhlrichter inquirierte nicht weiter; nur das eine fragte er noch:

„Wohin soll ich dich bringen?“

„Wohin Sie wollen,“ erwiderte das Mädchen, verschämt den Kopf senkend.

„Also weißt du, wohin ich dich führe, Apolka,“ flüsterte er mit gesteigerter Leidenschaftlichkeit. „Ich führ' dich in mein Schloß. Dort wirst du glücklich sein, wirst auf Seidenpolstern schlafen und dich mit Rosenwasser waschen. Kommst du mit?“

„Ja, ja, ich gehe. Werd' ich dort auf Seidenpolstern schlafen?“

„Warum sagst du das so kalt?“

„Ach, sehen Sie denn nicht? — ich lächle ja schon,“ erwiderte sie, ihm ihr Gesicht zuwendend.

„Dort werden wir zu zweien leben, denn ich werde oft zu dir kommen. Von dieser häßlichen Geschichte

wird keiner etwas erfahren. Du wirst sehen, wie gut du's haben wirst. Küsse mich, Apolka!"

Sie bedeckte abwehrend das Gesicht mit beiden Händen.

„Dann! Zu Hause!"

Und dasselbe blasse Lächeln huschte wieder um ihre Lippen. Sotony sah es auch im Finstern. Der ganze Wald schien davon zu lächeln.

Jetzt kamen sie zu der Zelenoer Bergschlucht.

„Geben Sie acht!" machte ihn Apolka aufmerksam und schmiegte sich leise lispelnd an ihn, wie's Verliebte zu thun pflegen. „Das ist eine gefährliche Stelle."

Sotony ergriff die Zügel mit beiden Händen und blickte forschend den schmalen Weg entlang, an dessen Rand ein tiefer Abgrund gähnte.

Im nächsten Moment war ihm Apolka, flink wie eine Eidechse, aus dem Arm geglitten — ein Ruck ihres elastischen Körpers, und sie schwang sich in den dunkeln Schlund hinab und flog — flog nieder — zur Tiefe.

Als flöge eine Fledermaus schwirrend zur Hölle hinab.

Und die Tiefe verschlang sie lautlos, als hätte sie ihrer geharrt...

*

Das eine Pferd war unterdessen herrenlos im Dorf angelangt.

War das ein Schrecken! Herr des Himmels, was war dem Oberstuhlrichter zugestoßen?

Dann kehrte das zweite Roß mit seinem traurigen Reiter zurück. Die Sache ward immer verwickelter. Wie kam er auf Apolkas ungesatteltes Pferd? Und was war mit Apolka geschehen?

Sotony begann endlich zu erzählen; zweimal erstickten Thränen seine Stimme, als er berichtete, wie Apolka vom Pferd in Ohnmacht gefallen war und er unter den weißen Strümpfen dann die bunten entdeckte, und so weiter und so weiter.

„Der alte Hrobak hat doch recht gehabt," rief Tereskey tief erschüttert.

Sotony verbarg das Antlitz mit beiden Händen.

*

Die Nachricht von dem seltsamen Ereignis verbreitete sich wie ein Lauffeuer in beiden Dörfern, und am nächsten Tag begannen schon alle Bauern ins Dorf überzusiedeln. „In Lohina wird's nicht mehr brennen."

Obschon seither wohl zwanzig Jahre verstrichen, suchen Mädchen und Frauen noch immer das Zauberkräutlein, welches an jenem denkwürdigen Nachmittag in Magdalenens Korbe verborgen sein mußte, und dessen glücklicher Finder alles sieht und alles weiß.

Wenn's die Mädchen suchen, das kann ich noch begreifen, aber wozu wollen es die Frauen?

Ein trüber Tag.

Von

Alice de Chambrier.

Aus dem Französischen übersetzt von Otto Hauser.

Es ward im Zimmer mir so dunkel;
Ich sprach: „Hinaus zum Sonnenschein,
Denn Wärme braucht und Lichtgefunkel
Zu dieser Stund' die Seele mein."

Doch düster hab' ich angetroffen
Die Fluren auch; ich sprach: „Zum Licht!"
Den fernen Berg in neuem Hoffen
Erstieg ich, doch ich fand es nicht.

Den Berg umhüllten tiefe Schatten;
Ich sprach: „In die Unendlichkeit!
Fort von der Erde dunkeln Matten,
Zum Raum, den Dunkel nie entweiht!"

Doch keine Strahlen sah ich glänzen,
Das Blau verbarg ein nächt'ger Graus,
Vergebens eilt' ich zu den Grenzen
Des Unermeßlichen hinaus.

Nicht fand ich Licht in fernster Ferne,
Erloschen schien der Sonnenball,
Und Nebel barg die vielen Sterne,
Die sonst durchglüht das Weltenall.

Dann von der Mühe ihres Strebens
Sank meine Seele kräftebar,
Und sie begriff, es sei vergebens,
Weil's Nacht in meinem Herzen war.

Ein Courtiseur.

Von

Tor Hedberg.

Aus dem Schwedischen übersetzt von Otto A. Wieck.

Assessor Häger galt für einen stattlichen Mann. Er war von hohem Wuchs, stark, beinahe derb gebaut, bewegte sich jedoch mit einer geschmeidigen Leichtigkeit, die seiner schweren Gestalt den Stempel einer ungesuchten Eleganz verlieh. Am Wirbel zeigte das gestutzte, dunkle Haar einen leisen Anflug von Kahlheit und bildete über den Schläfen tiefe Buchten. Der Blick war kurzsichtig, etwas blinzelnd, die Nase gerade und wohlgeformt, auf seinem Munde, der von einem schwarzen, ebenfalls kurzgeschnittenen Vollbarte verdeckt wurde, lag ein etwas steifes Lächeln. Auf den ersten Blick erschien sein Gesicht nichtssagend oder nur die Sprache der Konvention redend. Allmählich entdeckte man jedoch, daß es einen ziemlich persönlichen Charakter trug, aus zwei einander widerstreitenden Elementen zusammengesetzt: einem Ausdruck von Intelligenz und Feinfühligkeit, der über der Stirn und den rein und schön gezeichneten Augenbrauen lagerte — und einem Zug von Müdigkeit, fast verloschenem Leben, der um den lächelnden Mund herum lag und in den tiefen Furchen an den Nasenwinkeln, welche das ganze Gesicht alt machten, wenn die Beleuchtung sie nicht milderte.

Außerdem galt er für einen Weiberfreund. Im Gesellschaftsleben beliebt wegen seines eleganten Aeußern und seiner vornehmen Konversation, hatte er dort nach und nach einen besondern Platz als ein modernisierter, leidenschaftsloser und ungefährlicher Don Juan errungen, ein Don Juan, der nicht mit Gefühlen spielte, sondern mit gemachten Gefühlen, dessen Kämpfe in Florettgefechten bestanden, und dessen Triumphe Blicke, ein Lächeln oder ein Händedruck waren. Bei den meisten Frauen, mit denen er verkehrte, war er eine Art Mittelding zwischen Vertrauter und Anbeter. Er gewann ihr Vertrauen durch seine Gabe, auf ihre Weise sehen, auffassen und urteilen zu können, durch ein schnelles Verständnis ihrer zufälligen Stimmungen und Grillen, und war doch gleichzeitig männlich genug, um ihre Gefallsucht zu wecken. Das eine wie das andre jedoch nur vorübergehend, flüchtig, ohne Forderungen oder Verbindlichkeiten. Im Grunde verachteten sie ihn ein wenig, ohne ihn jedoch entbehren zu können, und dies konnten nicht einmal die, welche den Verdacht hegten, daß die Geringschätzung gegenseitig sei.

Dieses Leben hatte er jetzt ein Jahrzehnt hindurch geführt, ohne sich während dieser Zeit zu verändern oder zu altern. Er war jetzt nahe den Vierzigern.

Seine Sommerferien verbrachte er teils in Badeorten, teils auf Besuch bei seinen Bekannten.

Mehrere Jahre hindurch hatte er versprochen, einen seiner besten Umgangsfreunde, den Hüttenbesitzer Wiborg, zu besuchen, dessen Frau einer der Sterne der Gesellschaft gewesen war, sich aber schon seit mehreren Jahren wegen Kränklichkeit vom geselligen Verkehr zurückgezogen hatte. Im letzten Winter war sie jedoch von neuem dort erschienen, um ihre Tochter einzuführen, die eine glänzende Nachfolgerin zu werden versprach. Vielleicht trug dieser Umstand mit dazu bei, daß sich Häger jetzt seines alten Versprechens erinnerte und bereits Mitte August von Marstrand abreiste, um den Rest des Monats in Kulla zu verbringen.

Er fand das Haus bereits voller Gäste, vier, fünf Herren und ebensoviel Damen. Einige reisten bald nach seiner Ankunft ab, aber an ihrer Stelle kamen andre. Das einzige junge Mädchen war die Tochter des Hauses.

In den wenigen Monaten, die verflossen waren, seitdem er sie zum letztenmal in Stockholm auf einem Balle gesehen, hatte sie sich erstaunlich schnell entwickelt, nicht bloß in ihrem Aeußern, sondern auch in ihrem Wesen. Dort hatte er sie etwas schüchtern gefunden, ein wenig naiv; hier zu Hause trat sie mit der Sicherheit einer vollendeten Weltdame auf. Da die Mutter den größten Teil des Tages im Lehnstuhl zubrachte, und die Gäste ihr dort nach der Reihe ihre Aufwartung machten, hatte sie einen großen Teil von den Pflichten der Wirtin übernommen und erfüllte sie mit einem Takte und einem natürlichen Reiz, der dadurch noch einen besonders pikanten Anstrich erhielt, daß kindlicher Stolz und Freude über ihre eigne Stellung hindurchleuchteten. Man merkte, daß sie eine Rolle spielte, aber diese machte ihr selbst solchen Spaß, und sie hatte solche angeborene Anlage dazu, daß das Spiel der Natur täuschend ähnlich

wurde. Gleichzeitig brachte sie durch ihre Jugend und ihre frische Vergnügungslust Leben in den Verkehr; Spazierritte, Wagenfahrten und Ruderpartien lösten einander ab, und manchmal wurde des Abends auch getanzt.

Häger begriff sofort den herrschenden Ton und schlug ihn mit seiner gewohnten Anpassungsfähigkeit an, wie er von ihr angegeben wurde. Schon nach ein paar Tagen hatte er es verstanden, sich als ihr Ratgeber und Mithelfer unentbehrlich zu machen. Er ernannte sich selbst zu ihrem Zeremonienmeister und spielte diese Rolle mit einer guten Laune, einer unerschöpflichen Erfindungsgabe und einem Anstrich komischer Würde, welche bald die etwas kühle Zurückhaltung besiegten, die sie bei seiner Ankunft beobachtet hatte. Sie hatte sicher ein Vorurteil gegen ihn gehegt, aber bald schien dies völlig verschwunden, und es entstand zwischen ihnen ein fast kameradschaftliches Verhältnis, das zu stören er sich wohl hütete. Eine Möglichkeit, dem Verhältnisse eine andre Richtung zu geben, hielt er sich jedoch dadurch offen, daß er ihr beständig mit aufmerksamer, ritterlicher Unterthänigkeit begegnete, die sie, solange sie es wünschte, als zu der Rolle zugehörig betrachten konnte, welche sie im Einverständnis mit ihm spielte.

Er hatte sogleich bemerkt, daß ihre scheinbare Frühreife nicht sonderlich tiefe Wurzeln hatte, sondern ein Maskenkostüm war, gewebt aus Erfahrungen von zweiter Hand, Romanlektüre und Beobachtungen an ihrer Umgebung. Aber sie trug dieses Kostüm deswegen so natürlich, weil sie mit der Lust des Kindes, sich zu verkleiden, die Gabe des Weibes vereinte, völlig in einer beliebigen Stimmung aufzugehen; und um auf dem kürzesten Wege ihr Vertrauen zu erreichen, beeilte er sich, das gleiche Gewand anzuthun.

Doch das Resultat entsprach nicht seinen Erwartungen. Er fühlte, daß es eine Grenze gab, die er nicht ohne Gefahr, alles zu verlieren, überschreiten durfte, und es reizte ihn mächtig, gerade diese Grenze zu finden. Sobald ihm dies klar geworden, spähte er um sich, um zunächst die äußere Ursache zu entdecken; denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß die Ursache eine äußere war.

Er beobachtete ihr Benehmen gegenüber den männlichen Gästen auf dem Gute, aber er sah bald ein, daß, wenn jemand einen Vorzug vor den andern genoß, er selbst es war. Er versuchte dem Geheimnis dadurch auf die Spur zu kommen, daß er die Mutter ausforschte, doch ohne Erfolg. Gab es ein Geheimnis, so war sie sicherlich nicht Mitwisserin. Daß es ein solches gab, bezweifelte er nicht und folgerte daher, der, welcher ihm im Wege stehe, müsse ein Abwesender sein. „Nun, dann nur Geduld," dachte er, „nur Geduld! Die Abwesenden bekommen schließlich immer unrecht." Der Widerstand hatte ihn gereizt, und er beschloß, seine Reise aufzuschieben und die Zeit abzuwarten.

Da plötzlich, eine Woche nach seiner Ankunft, erschien der Abwesende. Es war ein junger Gutsbesitzer, der nächste Nachbar von Kulla, ein Jugendfreund von Fräulein Elsa. Er war verreist gewesen und hatte sich deswegen bisher nicht gezeigt. Er hieß Wärn, war nahe an die Dreißig, sah jedoch bedeutend jünger aus, hatte ein frisches, sonnenverbranntes Gesicht, eine tiefe, schöne Stimme, die mitunter einen fast kindlichen Tonfall bekam, besonders wenn er scherzte. Er lachte leicht, und sein Lachen klang besonders wohlthuend, melodisch und ansteckend. Durch sein offenes, zugängliches und vertrauensvolles Wesen nahm er für sich ein, machte jedoch nicht den Eindruck, reich oder originell begabt zu sein.

Häger war bei Wärns erstem Zusammentreffen mit Elsa zugegen. Sie errötete stark, als sie ihn von ferne erblickte, und über ihr Gesicht huschte ein Schimmer von Freude; aber als er bei ihr war, hatte sie sich bereits beherrscht und begrüßte ihn mit ruhiger, fast kühler Freundlichkeit. Im Anfange schlug er den Ton eines alten Bekannten und Jugendgespielen an; doch in seinem Blick lag etwas Zaghaftes, und diese Zaghaftigkeit wuchs schnell und gab seinem ganzen Benehmen ihr gegenüber eine Unsicherheit, die nur verschwand, wenn er lachte. Sie wurde ihm gegenüber immer kühler und herablassender, je länger sie zusammen waren.

Häger beobachtete sie mit Interesse und zog seine Schlüsse. Der Ausdruck in ihrem Gesicht, als sie den Kommenden sah, hatte in ihm einen Augenblick lang eine fast peinliche Ueberraschung hervorgerufen, aber diesen Eindruck schob er als etwas, das er sich selbst nicht eingestehen wollte, wieder zur Seite, nahm seine erprobte Ironie zu Hilfe und kam zu einem beruhigenden Schlußurteil.

„Die erste Liebe von ihrer Seite," dachte er. „Aber er ist zu dumm und begreift nichts. Außerdem Jugendfreund. Er ist ungefährlich."

Ja, als Wärn nach einem ziemlich kurzen Besuch wieder Abschied nahm, beglückwünschte er sich sogar dazu, ihn in der Nähe zu haben.

„Es wäre sonderbar, wenn sie noch nicht so viel Weib wäre, um es mit der Koketterie zu versuchen," dachte er, „und dann ist mein Spiel gewonnen."

Den Rest des Tages war Elsa zerstreut und mit ihren Gedanken abwesend, dazwischen hatte sie dann wieder plötzliche Ausbrüche forcierter Munterkeit. Ein paarmal, als sie sehr in Gedanken versunken war, überraschte er ein Lächeln auf ihren Lippen. „In dem kleinen Köpfchen wird ein Plan ausgebrütet," dachte er zufrieden und vermied es absichtlich, sich mit ihr zu beschäftigen.

Am nächsten Vormittag unternahm die ganze Gesellschaft eine längere Reittour. Elsa war wieder wie sonst, ja fröhlicher als sonst, aber Häger bemerkte mit Verwunderung, daß sie ihm auswich. Er hatte eher das Gegenteil erwartet und grübelte vergebens darüber nach, was dies bedeuten konnte. Er dachte einen Augenblick, es sei Koketterie ihm gegenüber, glaubte jedoch selbst nicht recht daran. Es schien ihm eher, als ob sie sich vor ihm scheute. Auch ein andrer, noch schmeichelhafterer Gedanke schwebte ihm ebenfalls vor, aber wie gern er auch an ihn geglaubt hätte, so weigerten sich doch sein Verstand und die Erfahrung, welche er in Bezug auf die Frauen besaß, ihn anzuerkennen. Seine Schlußfolgerungskunst reichte nicht aus, er wurde schlechter Laune und dachte sogar daran, bald seinen Besuch abzubrechen und abzureisen.

Am Nachmittag, als die ganze Gesellschaft im Salon versammelt war, fand sich Wärn wieder ein. Elsas Gruß war dieses Mal fast verletzend kurz und kühl. Er sah sie erstaunt an, und statt sich, wie er zuerst gewollt, in ihre Nähe zu setzen, ging er zu ihrer Mutter zurück und begann mit dieser eine Unterhaltung.

Häger beobachtete sie gespannt. Er sah, wie sich ein trotziger Zug über ihre Augenbrauen legte und ihre Unterlippe sich etwas verschob, wie immer, wenn sie unzufrieden war. Sie hatte erst völlig verstanden, wie schön sie war, als sie sah, daß auch diese Miene ihr gut stand. Dann ließ sie ihre Blicke langsam, wie forschend über die im Zimmer versammelten Herren gleiten. Häger konnte ein Lächeln über diese Musterung, deren Bedeutung er zu verstehen glaubte, nicht zurückhalten, und er sah mit Befriedigung, daß sie ihn bis zuletzt aufsparte. Schließlich glitt ihr Blick zu ihm hinüber, er begegnete ihm ruhig, noch immer lächelnd. Er beobachtete einen Schimmer von Verwunderung in ihren dunkeln, vorher ein wenig kritischen Augen, dann einen Augenblick ein Zögern, das den Trotz über ihren Augen verscheuchte; aber der kam wieder zurück, und sie rief laut, mit einem Blick, den er jetzt zum erstenmal bei ihr sah:

„Herr Häger!"

„Endlich!" sagte er zu sich selbst, aber gleichzeitig empfand er wieder dasselbe peinliche Gefühl wie damals, als er sie bei Wärns Ankunft erröten sah. Gleichwohl verscheuchte er es jetzt wie das erste Mal, erhob sich und trat zu ihr.

Sie empfing ihn mit einem Lächeln und machte ihm an ihrer Seite Platz. Dann beschäftigte sie sich fast während des ganzen Abends mit ihm und vernachlässigte in auffälliger Weise die andern Gäste; und nun schlug sie selbst den Ton an, den er nicht anzugeben gewagt hatte.

Er ließ sich sofort auf das Spiel ein, aber es bereitete ihm nicht dasselbe, wenn auch vorübergehende Vergnügen wie gewöhnlich. Im Gegenteil, auf dem Grunde seiner Gesinnung rührte sich eine Art Erbitterung gegen sie, die sich in einem drohenden: „Hüte dich, dies Spiel kann dir gefährlich werden!" Luft machen wollte. Und dies Gefühl ließ ihn etwas von jener schmeichelnden Artigkeit und jenem geistreichen Scherze ablegen, die sonst seiner Hofmacherei solchen Reiz verliehen. Er ließ seine Blicke eine fast brutale Sprache reden, aber sie hielt ihnen stand, ohne zu blinzeln, ohne daß sich die klare Tiefe in ihren dunkeln Augen verdüsterte. Nur einigemal sah sie ein wenig verwundert drein.

„So, du bist erfahrener, als ich geglaubt," dachte er, und dieser Gedanke vermehrte noch seine Erbitterung.

Wärn betrachtete sie mit einer Verwunderung, die sich nach und nach in Unzufriedenheit verwandelte. Aber er blieb doch, bis sich die ganze Gesellschaft für die Nacht trennte.

Als Häger allein war, ging er mit sich selbst zu Gericht. Was bedeutete diese unvernünftige Gereiztheit, die über ihn gekommen? War es Eifersucht? Er lächelte ironisch über die bloße Annahme. Er war sich keines andern Wunsches bewußt, als dem jungen Mädchen ein wenig den Hof zu machen, ehe er abreiste. Schon der Gedanke an etwas Ernsteres erschien ihm unvernünftig. War es verletzter Stolz? Sonst war es sein Prinzip, nicht nach den Gründen zu fragen, aus denen ihm eine Frau ihre Gunst erwies. Er schloß seine Abrechnung an demselben Punkte, wo er sie begonnen, mit der drohenden Vorhersage, sie solle es bereuen.

An den nächsten Tagen trieben sie es in gleicher Weise. Sobald Wärn kam, — und er kam jetzt regelmäßig wenigstens täglich einmal — beschäftigte sich Elsa mit Häger, kokettierte mit ihm und nahm seine Courmacherei mit unbefangener Ruhe entgegen, als ob sie eine alte, erfahrene Kokette wäre. Aber dazwischen wich sie ihm aus, machte alle seine Versuche, ungestört mit ihr zu sein, zu nichte, und ihr ganzes Wesen erhielt eine gewisse Scheu, wenn er sie in der Gesellschaft anredete. Seine dumpfe Erbitterung wuchs mehr und mehr, und manchmal empfand er eine brutale Begierde, sie zu beschimpfen.

Eines Abends sollte getanzt werden. Eine der älteren Damen hatte sich bereits an das Piano gesetzt und schlug die ersten Takte eines Walzers an. Häger unterhielt sich mit Elsa an einem Fenster — es war Mondschein, sie schaute hinaus, er stand mit dem Rücken dem Fenster zugewandt neben ihr. Da sah er plötzlich, wie sie über ihr ganzes Gesicht errötete; aus einem der inneren Zimmer war Wärn in den Saal getreten. Aber er war sicher, daß sie sich weder umgedreht, noch einen Blick hinter sich

geworfen hatte, und Wärn war so leise gekommen, daß sie seine Schritte nicht hatte hören können. Es fiel ihm ein, daß sich vielleicht das Zimmer in der Scheibe abspiegele, und er wendete sich um, weil er sich darüber Gewißheit verschaffen wollte. Aber der Mond schien gerade auf das Fenster, und die Scheiben spiegelten nicht. Er betrachtete Elsa nachdenklich. „Ist es so ernst?" dachte er. Und einen Augenblick lang war seine Erbitterung verschwunden, und ein andres Gefühl hatte ihren Platz eingenommen, ein Gefühl, über das er sich nicht Rechenschaft geben konnte, etwas Weiches und Trauriges.

Wärn hatte sie indessen in der Fensternische entdeckt und kam nun gerade auf sie zu, indem er vermied, Häger anzusehen. Er blieb hinter Elsa stehen und fragte mit einer Stimme, die nicht so klar war wie sonst:

„Darf ich den ersten Walzer mit dir tanzen?"

Sie stieß einen leisen Schrei aus, drehte sich dann um und lachte:

„O, wie du mich erschreckt hast!"

„Das merke ich," antwortete Wärn und versuchte, seinen Worten einen sarkastischen Klang zu geben. „Kann ich den ersten Walzer bekommen?" wiederholte er mit Nachdruck.

„Unmöglich," antwortete sie mit leichtem Lachen und blickte dabei Häger an. „Ich habe ihn bereits vergeben."

Wärns Blick war drohend, er verbeugte sich kurz und ging heftig aus dem Zimmer.

Sie sah ihm nach, halb triumphierend, halb ängstlich. Gleichzeitig legte sie, wie in Gedanken, ganz mechanisch, ihre Hand in Hägers dargebotenen Arm.

Er hatte sie durchaus nicht aufgefordert und war erstaunt über diese unverfrorene Unwahrheit ihm gerade ins Gesicht. Aber im selben Augenblick dämmerte ihm die wirkliche Erklärung für ihr wechselndes Benehmen ihm gegenüber auf, bald kühne Koketterie, bald wieder Scheu. Sobald Wärn zugegen war, bedeutete er, Häger, absolut nichts für sie, nicht mehr als ein lebloses Ding, dessen sie sich für ihre Zwecke bediente. Nur wenn Wärn nicht anwesend war, wurde sie sich einer Gefahr bewußt, und ihre weibliche Schüchternheit suchte sich dagegen zu schützen.

Diesmal war von dem Schlage sein Stolz, sein Selbstbewußtsein getroffen. Ohne ein Wort zu sagen, legte er seinen Arm um ihre Taille, drückte sie fest an sich und tanzte mit ihr. Seine gewohnte Kaltblütigkeit hatte ihn ganz verlassen; das einzige Gefühl, das ihn jetzt beherrschte, war der Wunsch, sich zu rächen.

Er tanzte Runde auf Runde, sie wollte mehrmals aufhören, aber er hielt sie fest und tanzte weiter. Schließlich fühlte er, wie sie schwer, kraftlos in seinen Armen ruhte. Er sah sie an, sie war ganz bleich. Da erst ließ er sie los, und sie blieben bei der Thür stehen.

„Sind Sie warm?" sagte er. „Wollen wir hinausgehen und uns abkühlen?"

Sie antwortete nichts, aber als er ihren Arm in den seinen legte und das Zimmer verließ, folgte sie ihm ohne Widerstand. Er ging schnell durch den Flur dem Garten zu.

Es war ein mondscheinklarer Abend; Bäume und Gebäude warfen dunkle, dichte Schatten. Er ging mit ihr auf einen Weg zu, der im Dunkel zwischen hohen Linden verschwand. Plötzlich fuhr sie zusammen und blieb stehen.

„Nein, wir wollen wieder hineingehen!" sagte sie und versuchte ihre Hand zu befreien.

Da schlug er schnell den Arm um ihren Leib, preßte sie an sich und küßte sie auf den Hals.

Sie schrie auf, glitt mit einer blitzschnellen Bewegung aus seinen Armen, sah ihn mit erschrecktem, verwirrtem Blick an, machte ein paar Schritte, wie um zu fliehen, taumelte jedoch, lehnte sich an einen Baumstamm und brach plötzlich in Schluchzen aus, eines Kindes hilfloses, verzweifeltes Schluchzen.

Er betrachtete sie verwundert, empfand einen Augenblick Gewissensbisse, dann aber lachte er kurz und ging einige Schritte an ihr vorüber. Doch plötzlich und unwiderstehlich rührte ihn ihr Schluchzen, seine Erbitterung verschwand spurlos, und dasselbe weiche, wehmütige Gefühl, das sich einen Augenblick früher seiner bemächtigt hatte, erfüllte ihn nun ganz. Er blieb stehen, schaute auf die jugendliche, konvulsivisch weinende Gestalt und sagte mit völlig veränderter, milder und beschützender Stimme:

„So so, beruhigen Sie sich nur, es ist nicht so gefährlich!"

Er lächelte selbst über den Ausdruck, den sein Gefühl unwillkürlich gewählt, und gleichzeitig war auch der letzte Rest seiner früheren Gesinnung verschwunden.

Sie weinte noch immer ebenso unaufhaltsam. Leise ergriff er ihre Hand, führte sie zu einer nahen Bank, ließ sie sich dort setzen und blieb wartend neben ihr stehen. Ihr Schluchzen nahm allmählich an Heftigkeit ab. Er fühlte sich so alt, während er dort stand, den Lauten kindlicher Verzweiflung lauschte und die jugendliche, ringende Gestalt betrachtete, so alt, so weit von ihr entfernt, daß kein andres Band als ein fast väterlicher Wunsch, ihr zu helfen, zu raten, ihn jetzt mit ihr vereinte.

Als ihr Weinen schließlich ganz aufgehört, sagte er:

„Lassen Sie sich das zur Warnung dienen! Auch Liebe kann man zu teuer erkaufen."

Sie sah nachdenklich und fragend zu ihm auf. Da kam das Bewußtsein dessen, was vorgefallen

wieder über sie; sie wurde glühend rot und senkte den Kopf.

Er lächelte etwas verdrießlich.

„Nicht wahr, Fräulein," fuhr er fort, „in der Tiefe Ihres Herzens finden Sie, daß ein Mensch wie ich Ihnen widerlich, ja sogar etwas verachtenswert ist?" Sie antwortete nichts, sondern beugte nur den Kopf tiefer.

„Wissen Sie," sagte er, „wie ich so geworden, wie ich bin? — denn ich bin es nicht immer gewesen. Durch Eifersucht. Als ich zum erstenmal ein Weib liebte, weckte sie meine Liebe dadurch, daß sie meine Eifersucht erweckte. Das Mittel glückte: es ist ein Mittel, das beinahe niemals fehlschlägt, aber es ist ein gefährliches Mittel, denn — denken Sie daran, mein Fräulein! — wenn Sie eines Mannes Eifersucht erwecken, lehren Sie ihn auch Sie mißachten. Alle Eifersucht beruht auf Mißachtung. Und schlägt diese Mißachtung nur einmal Wurzel, dann kann man werden — wie ich bin. Verstehen Sie das?"

„Ja," antwortete sie leise, ohne aufzusehen.

„Nun, dann lassen Sie dies Spiel bleiben, um Ihrer selbst willen. Und sollten Sie jemals Lust empfinden, es wieder zu beginnen, dann können Sie sich ja meiner erinnern."

In den letzten Worten lag ein leiser Klang seiner gewöhnlichen Ironie. Er verbeugte sich kurz und ging von ihr fort dem Hause zu. Kurz vor der Treppe, im Schatten des Hauses stieß er auf eine männliche Gestalt. Es war Wärn.

Dieser hielt ihn mit einem düsteren, entschlossenen Ausdrucke in seinem Gesichte an und fragte drohend:

„Wo ist Fräulein Elsa?"

Häger sah ihn ruhig an und antwortete, indem er nach dem Wege deutete:

„Sie sitzt dort."

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Häger empfand einen Augenblick den Drang, dem andern auf die Schulter zu klopfen und einige beruhigende Worte zu sagen, doch er that es nicht, sondern lächelte nur selbstironisch.

„Ach nein, genug des Edelmutes!" dachte er, drehte sich auf dem Absatze um und ging hinein.

Das Leibroß.

Von

Stefan Witwicki.

Aus dem Polnischen übersetzt von Robert Braune.

Bald soll dich die Freiheit laben
Ohne Reiter, fessellos;
Heute mir ein Grab zu graben
Sei dein letzter Dienst, mein Roß!

Eile, ehe noch getrunken
Meines Blutes Rest der Plan,
Eh' die Waffen mir entsunken,
Eh' mein Stoßgebet gethan.

Eile! Alle Kraft vereine!
Scharre tief, damit nicht schwül
Mich der Sonne Strahl bescheine,
Regen nässe meinen Pfühl.

Schon ergreift mich Todesschauer —
Rasch! daß mich mehr Erde deckt,
Und mich nicht der Brüder Trauer,
Nicht der Mutter Weinen weckt.

Nun ist's gut! Der erste hören
Möchte ich den Engel gern,
Welcher einst zu sel'gen Chören
Ruft die Schläfer vor den Herrn!

Lose Blätter.

Der Maler als Freiwerber.

Von Lûti Kiamil.

Aus dem Persischen übersetzt von Egmont Aladin.

O du, der du mein Gefährte bist, ich habe gehört, daß jemand einmal einen weisen Mann gefragt hat: „Was ist Liebe?“ Er antwortete: „Liebe ist eine Art von Tod mitten im Leben, ein schöner Traum inmitten des Wachens . . .“

Einst war ein König von Persien. An einem Frühlingsnachmittage, als er unter der blühenden Rosenlaube schlummerte, kam der Großvezier zu ihm, um ihn über dringende Angelegenheiten des Staates um Rat zu fragen, und weckte ihn.

Der Herrscher rieb sich erst lange verwundert die Augen, dann sprang er mit wütender Zornesmiene vom Lager empor, zog sein Schwert und wollte auf den erschreckten Großvezier eindringen. Dieser wandte sich schleunigst zur Flucht, und es gelang ihm noch mit vieler Not, Leib und Leben zu retten.

Der König aber warf darauf sein Schwert weit von sich zur Erde, schlug verzweifelt die Hände zusammen und fing zuletzt gar jämmerlich zu weinen an.

Seine übrigen Veziere kamen alle heran, nachdem sie von dem merkwürdigen Vorfall vernommen hatten, und fragten erstaunt: „O Herr, was ist Euch Böses zugestoßen?“ Er antwortete ihnen, wie ein Trunkener anzuschauen: „Diesen Augenblick, als mich der Vezier aus dem Schlafe weckte, sah ich eben einen Ort, einen schönen Garten voll blühender Blumen, und eine Jungfrau wandelte darin, die an Schönheit und Liebreiz alles Menschliche übertraf, was ich je gesehen habe. Bald küßte sie meine Stirne, bald legte ich mein Haupt zu ihren Füßen. Nun wollte sie auch sprechen, ihre Purpurlippen öffneten sich zum Worte, und in dem Augenblick des Glückes weckte der unglückselige Vezier mich aus dem Traume.“

Ratlos gingen die weisen Kronräte von dannen; einer von ihnen aber blieb zurück und sprach nach kurzem Besinnen zum König: „Du weißt, Herr, daß ich einiges Geschick als Maler besitze; beschreibe mir die Jungfrau genau, wie du sie im Traume gesehen, und ich will jedes deiner Worte genau und sorgfältig mit dem Pinsel verzeichnen.“

Dem König gefiel dieser Vorschlag, und sie gingen allsogleich ans Werk.

Als das Bild zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs vollendet war, ließ derselbe Vezier an einer Stelle der großen Heerstraße vor den Thoren der Hauptstadt einen kleinen Tempel erbauen und stellte das Bildnis hinein, auf daß es jeder sehen könne, der vorüber ging.

Dann setzte er einen Mann hin, der einem jeden Wandersmann, der aus fremden und fernen Landen herbeigezogen kam, dasselbe zeigen und ihn fragen mußte, ob er irgendwo einmal schon eine Frau gesehen oder von einer solchen gehört, welcher dieses Bildnis gleichen könnte.

Es verging eine geraume Zeit viele Wanderer kamen und gingen des Weges, aus vieler Herren Ländern, viele zogen vorüber, aber keiner sagte ja.

Endlich eines Tages vermeldete ein Reisender aus dem Reiche von Rum,*) nachdem er das Bild gesehen hatte: „Ich kenne dieses Gesicht sehr gut, denn es ist das getreue Abbild unsrer Prinzessin.“

Hierauf war er verschwenderisch in ihrem Lobe und sagte zuletzt, bei all dieser Schönheit und Herzensgüte wolle sie sich jedoch nie vermählen.

Der Vezier war sehr begierig, die Ursache dessen zu erfahren.

„Die Ursache, warum sie keinen Gatten nehmen will, ist mir wohlbekannt,“ berichtete der kundige Reisende weiter, „und sie ist diese: Einstmals saß die Prinzessin im Garten ihres Palastes in einem Lusthause, in dessen Nähe ein Pfauenpaar auf dem Gipfel eines Baumes sein Nest aufgeschlagen und eben Küchlein ausgebrütet hatte.

„Plötzlich wurde der Garten von einem Blitz getroffen, und der alte Baum fing an zu brennen. Als die Flammen sich dem Gipfel näherten, war der Pfau nicht im stande, die Hitze zu ertragen, er flog vom Neste weg und brachte sich in Sicherheit. Aber die Henne blieb aus Liebe zu ihren Jungen im Neste und verbrannte zu Asche.

„Als die Prinzessin diesen Mangel an Gefühl und Familienliebe an dem Männchen gesehen hatte, rief sie aus: ‚Die Männer sind treulos; ich gelobe mir und schwöre es, nie von einem Manne mehr zu reden und zeitlebens ungefreit zu verharren.‘

„Es sind denn auch bereits Jahre vergangen; die Prinzessin hat ihren Schwur gehalten, alle Freier, die inzwischen kamen, abgewiesen und sogar nie auch nur den Namen eines Mannes ausgesprochen.“

So die Kunde des Fremdlings.

Der Vezier eilte mit dieser Nachricht zum König, welcher sehr bestürzt darüber ward, daß nun alle seine Hoffnungen, in den so lang ersehnten Besitz der Prinzessin zu gelangen, damit auf einmal ganz und gar zu nichte wurden.

Doch der Vezier, ein ebenso kluger wie treuer Diener seines Herrn, sprach zum König: „Herr, laß noch den Mut nicht sinken, sondern gieb mir Befehl hin nach Rum zu reisen, und ich will dafür sorgen, daß die Jungfrau, die dein Herz im Traume geliebt und im Wachen bisher nicht vergessen hat, endlich doch noch dein Weib werde.“

---

*) Byzanz.

Der König war damit zufrieden, und der Vezier machte sich unverzüglich auf den Weg nach Rum.

Als er nach langer Reise dort angekommen war, gab er sich für einen fahrenden Maler aus. Die Prinzessin hörte nach einiger Zeit von seiner Kunstfertigkeit, ließ ihn zu sich bescheiden und gab ihm den Auftrag, ihren Palast mit einer Reihe von schönen Bildern zu schmücken.

Er ging alsbald eifrig ans Werk und malte das Bildnis seines Königs, wie er auf einem Balkone in seinem großen Tiergarten saß, von welch letzterem verschiedene Teile unter dem Gewässer einer Ueberschwemmung standen.

Als die Prinzessin diese Malerei sah, ward sie von einigem Erstaunen betroffen und fragte den Maler: „Wessen Bild ist das und was ist hiermit vorgestellt?“

Der Vezier antwortete: „Es ist das Bildnis meines früheren Herrn, des erhabenen Königs von Persien; dies ist sein Park und das hier sind seine Lieblingstiere, Hirsche und Rehe. Als der König eines Tages auf dem Balkon saß, der zu dem Lusthause gehörte, trat plötzlich der Fluß infolge eines großen Regengusses in den Gebirgen, von denen er herabströmt, aus den Ufern und überflutete den Garten.

„Am Ufer standen zwei Rehe mit ihrem Rehkalb. Die Rehkuh hatte nicht den Mut, den andringenden Wellen zu trotzen, und ergriff die Flucht, ihr Junges verlassend. Dies ist das Bild des Weibchens, wie es in langen Sätzen davonläuft. Der Rehbock aber, den du hier untergehen siehst, o Prinzessin, blieb aus Liebe zu seinem Jungen bei demselben stehen und ertrank mit ihm in den Fluten.

„O Prinzessin, seit jenem Tage, als der König diese Gefühllosigkeit an der Rehkuh wahrgenommen, hat er keines Frauenzimmers mehr gedacht und sich feierlich gelobt, sie alle hinfort zu meiden.“

Als die Prinzessin diese Erzählung gehört, ward sie vorerst höchlichst betroffen, und sprach nach längerem Besinnen endlich zum Maler: „Die Lage des Königs von Persien stimmt recht wunderbar mit der meinigen überein; ich mied bisher alle Gemeinschaft mit den Männern, weil ich die Unbarmherzigkeit eines Pfauhahns gesehen hatte, der seine Jungen in Feuersgefahr verließ, während dasselbe an der Rehkuh dem Herzen des Königs so sehr mißfallen hatte. Und ich glaube, wir waren beide lange Zeit hindurch von einem Irrtum befangen.

„Wenn eine Verbindung zwischen uns gestiftet werden könnte, wie erfreulich würde es sein!“

„Ihr thut recht mit diesem Wunsche, einem durch ein einzelnes Beispiel gefaßten Vorurteile zu entsagen, o Prinzessin,“ erwiderte erfreut der Vezier; „denn Liebe und Treue sind keineswegs besonders an ein Geschlecht gebunden, sie sind den Guten unter den Kindern dieser Erde gemeinsam beschieden, und beide haben gleichen Anteil daran.“

Tags darauf sandte die Prinzessin eine Gesandtschaft an den König von Persien und gab ihre Einwilligung zur Hochzeit.

Fremdländische Sinnsprüche.

Sprichwörtern nachgebildet von Maximilian Bern.

Arabische Sprüche.

Wer Hoffnung nur als Kost erwirbt,
Gefahr läuft, daß er Hungers stirbt.

*

Der Katze Tyrannei
Noch immer besser ist
Als die Gerechtigkeit
Der Maus, die alles frißt.

Baskische Sprüche.

Ein Rückschlag findet immer statt;
Es giebt gar keine hohe Flut,
Die nicht auch tiefe Ebbe hat.

*

Dein Geheimnis wahrst du nimmer,
Lockt es wer aus dem Verstecke;
Sorg', daß eigne Asche immer
Dir im Haus das Feuer decke.

*

Hinterm Busch ist manchmal ein Ohr,
Hüte dein Geheimnis davor!

*

Gestehe, daß du Schwächen hast —
Kein Baum ganz ohne dürren Ast!

Aus serbischem Volksmunde.

Welch Los der grimme Tod für dich erkoren,
Kein Anzeichen verrät es dir;
Auf eine Weise werden wir geboren,
Auf tausendfache sterben wir.

*

Wenn auch die Seele oft schon fesseln kann,
Das Antlitz bringt das Mädchen an den Mann.

*

Heb auf — wer weiß, was noch kommen mag? —
Das weiße Geld für den schwarzen Tag!

Die Nerven in der Kunst und der Litteratur. Der französische Arzt Dr. Toulouse, der vor einiger Zeit einen detaillierten Bericht über den Zusammenhang zwischen der physischen Beschaffenheit und der geistigen Veranlagung Emile Zolas veröffentlichte, hat kürzlich einen Vortrag über die Beschaffenheit und Thätigkeit des Nervensystems bei Künstlern, Schriftstellern und Gelehrten gehalten. Es giebt zahlreiche Litteraten, Künstler oder Gelehrte, die an nervösen Störungen leiden; aber es ist in den meisten Fällen sehr schwer, zu unterscheiden, wie weit geistige Ueberanstrengung und wie weit angeborene Veranlagung daran schuld ist. Auch kann die Wirkung neuropathischer Zustände verschieden sein: in vielen (wohl den meisten D. R.) Fällen hindern und beeinträchtigen sie das geistige

Schaffen, in andern erscheint die Schaffenskraft des Neuropathikers gesteigert, die Empfindungen sind lebhafter und intensiver, die zur künstlerischen Thätigkeit vorzugsweise notwendige Einbildungskraft ist reger. Bei manchen Schriftstellern und Künstlern treten infolge der nervösen Erregbarkeit leicht Halluzinationen auf; aber selbst so ausgesprochen krankhafte Erscheinungen sind dem künstlerischen Schaffen in manchen Fällen so günstig, daß der neuropathische Künstler sie oft mehr befördert als sich davon zu heilen sucht. So mancher Schriftsteller wendet, um ein möglichst leichtes Funktionieren seines intellektuellen Apparates zu erzielen, alle möglichen der Gesundheit schädlichen Mittel an, und verschlimmert dadurch seinen neuropathischen Zustand. So pflegte zum Beispiel Rousseau im Sonnenschein sitzend zu schreiben, Schiller stellte beim Schreiben die Füße in Eis oder eiskaltes Wasser; doch die gebräuchlichsten Erregungsmittel sind Alkohol, Kaffee, Absinth, Morphium, Antipyrin und Chloral in den verschiedensten Formen. Dr. Toulouse verwirft alle diese künstlich stimulierenden Mittel unbedingt. Auf die durch sie hervorgebrachte Steigerung der Nerventhätigkeit folgt stets ein entsprechender Depressionszustand, und die unaufhörlich aufeinander folgenden Perioden der Erregung und der Erschlaffung schwächen den Organismus so außerordentlich, daß der, welcher zu solchen Mitteln greift, unfehlbar allmählich immer mehr von seiner körperlichen wie geistigen Gesundheit einbüßt. Schriftsteller und Künstler sollten daher die Neuropathie, welche meist eine unzertrennliche Begleiterin ihrer Begabung ist, nicht begünstigen, indem sie zu künstlichen Erregungsmitteln ihre Zuflucht nehmen, sondern durch eine möglichst gesunde, normale Lebensweise sich die natürliche Reaktionsfähigkeit des Nervensystems zu erhalten suchen.

*

Urteile eines Franzosen über die Deutschen. Professor J., Direktor einer höheren Lehranstalt zu Paris, veröffentlichte nach seinem Besuche in Deutschland im Sommer 1896 ein sehr deutschfreundliches Schriftchen, dem wir folgende Urteile entnehmen:

„Die Hochachtung vor der Vergangenheit und die Kunst, die Gegenwart günstig auszunutzen — allgemeiner ausgedrückt, die Vereinigung von materiellem und idealem Sinn scheint mir der Hauptzug des deutschen Charakters zu sein. Das Träumen hat bei ihm nicht, wie beispielsweise beim Italiener, die Sorglosigkeit zur Gefährtin. Er weist ihm eine ganz bestimmte Stunde an. Wenn der Deutsche für sein leibliches Wohl hinreichend gesorgt und die ernsten Pflichten des Tages redlich erfüllt hat, dann erst gewährt er der papillonne du logis (der Phantasie) freien Flug.

„Eine gute Mahlzeit ist beim Deutschen die unvermeidliche Begleiterin aller Feste und Vereinigungen. Keine Musikaufführung ohne gastronomische Genüsse, kein Konzert, das nicht in der Nähe einer Restauration abgehalten würde. Der Deutsche liebt es, mit Musikbegleitung zu essen.

„Damals (bei einer Rheinfahrt in lauer Sommernacht, während sentimentale Weisen gespielt wurden) hatte ich das vollkommenste Bewußtsein deutscher ‚Gemütlichkeit‘, jenes Gemischs von ästhetischem Gefühl, von Sentimentalität, Schwärmerei und Liebe für alles Edle und Schöne, Empfindungen, die durch den vorangegangenen Genuß aller möglichen guten Sachen noch erhöht worden waren.

„Schwer ist es, herauszufinden, was die Deutschen von ihrer Regierung denken. Ich weiß nicht, ob sie unter sich oft darüber sprechen — ich glaube jedoch, der Respekt verbietet es ihnen. Ihr Takt läßt sie in Gegenwart von Franzosen alles vermeiden, was deren Nationalbewußtsein kränken könnte. Trotz ihrer Zurückhaltung scheint bei ihnen eine große Dankbarkeit für die Dynastie vorzuherrschen, die das Deutsche Reich wieder geeint hat, ferner eine aufrichtige Bewunderung für das vollendete Werk. Niemand dürfte in Deutschland vom Kaiser oder von hohen Staatsmännern mit jener Respektlosigkeit sprechen, die wir nur zu oft gegen unsre Präsidenten und Minister an den Tag legen. Bis in die bescheidensten Privathäuser trifft man, als Büste oder Bild, die ewige kaiserliche Dreieinigkeit, Großvater, Sohn und Enkel, die in der besten Stube thronen.“

A. Br.

*

Verantwortlicher Redakteur: Karl Bolhoevener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Gleichheit.

Von

Edward Bellamy.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von M. Jacobi.

Vorwort.

In meinem Buche „Ein Rückblick“, das von beschränktem Umfang war, habe ich mich nicht so erschöpfend über den Gegenstand, den es behandelt, aussprechen können, wie ich gewünscht hätte. Auch ist mir nach seiner Veröffentlichung das, was fortbleiben mußte, so viel wichtiger erschienen, als was es enthielt, daß ich mich veranlaßt sah, ein neues Buch zu schreiben. Die Zeit der Handlung ist, wie im „Rückblick“, das Jahr 2000; ich habe überhaupt die frühere Geschichte als Ausgangspunkt für das Werk benutzt, das ich dem Leser unter dem Titel „Gleichheit“ darbiete. Für diejenigen, welche den „Rückblick“ nicht kennen, will ich in einem kurzen Abriß hier das Wesentlichste des Inhalts wiedergeben:

Im Jahre 1887 lebte in Boston ein reicher junger Mann Namens Julian West. Er stand im Begriff, sich mit Edith Bartlett, einer jungen Dame aus angesehener Familie, zu verheiraten, und wohnte inzwischen noch allein in seinem väterlichen Besitztum mit einem vertrauten Diener, welcher Sawyer hieß. Da er an Schlaflosigkeit litt, hatte er sich unter den Grundmauern des Hauses ein Gemach bauen lassen, das er als Schlafzimmer benutzte. Doch selbst in diesem völlig abgeschlossenen Raume, wohin kein Laut aus der Oberwelt drang, floh ihn häufig der Schlummer, und er sah sich zuweilen genötigt, die Hilfe eines geschickten Magnetiseurs in Anspruch zu nehmen, der ihn in einen hypnotischen Schlaf versetzte, aus welchem ihn Sawyer zur bestimmten Zeit aufweckte.

Von dieser Gewohnheit des jungen West, sowie von dem Vorhandensein des unterirdischen Gemachs hatte kein Mensch eine Ahnung, außer Sawyer und dem Hypnotiseur. Am 30. Mai 1887 ließ West diesen wieder einmal rufen und wurde wie gewöhnlich von ihm eingeschläfert. Vorher hatte ihm der „Doktor“ jedoch angekündigt, daß er die Stadt noch am selben Abend auf immer zu verlassen gedächte, und ihm die Adressen andrer Magnetiseure in Boston gegeben, an die er sich wenden sollte. In jener Nacht geriet Julian Wests Haus in Brand und wurde vom Feuer gänzlich zerstört. Sawyers verkohlter Leichnam ward aufgefunden; von seinem Herrn entdeckte man nicht die leiseste Spur. Daß er in den Flammen umgekommen sei, galt aber allgemein für ausgemacht. Einhundertunddreizehn Jahre später, im September des Jahres 2000 n. Chr., wollte sich Dr. Leete, ein Bostoner Arzt, in seinem Garten ein eignes Laboratorium errichten. Beim Ausgraben des Baugrundes stießen die Arbeiter auf altes Mauerwerk, das mit einer Aschen- und Kohlenschicht bedeckt war. Man grub weiter und fand ein Gewölbe, welches im Innern ein reich ausgestattetes Schlafzimmer im Stil des neunzehnten Jahrhunderts enthielt, und auf dem Bett lag die Gestalt eines jungen Mannes ausgestreckt, der aussah, als hätte er sich eben zum Schlafe hingelegt. Obwohl es völlig aussichtslos erschien, so wollte Dr. Leete doch einen Versuch machen, den jungen Mann, dessen Körper auf so unerklärliche Weise vor Verwesung geschützt worden war, wieder zum Leben zu erwecken. Zu seiner höchsten Verwunderung blieben seine Bemühungen nicht vergeblich. Der Schläfer erwachte zum Bewußtsein und gewann in kurzer Frist die volle Kraft der Jugend wieder, welche er, nach seinem Aussehen zu urteilen, besessen hatte. Er war so entsetzt, als er erfuhr, was sich mit ihm zugetragen, daß er Gefahr lief, den Verstand zu verlieren. Doch bewahrte ihn Dr. Leetes geschickte ärztliche Hilfe, sowie die Pflege und Teilnahme, welche ihm die andern Familienglieder — des Doktors Frau und seine schöne Tochter Edith — entgegenbrachten, vor diesem Unglück. Es dauerte nicht lange, so vergaß der junge Mann sein eignes wunderbares Erlebnis vor dem Erstaunen über die völlige Umwandlung, welche die Welt in sozialer Beziehung durchgemacht hatte, während er im Schlafe lag. Er hatte das Leben nie anders gekannt als in der Gestalt eines Kampfes um das Dasein, und jetzt erklärten ihm seine Wirte Schritt für Schritt, fast wie einem Kinde, die einfachen Grundsätze der nationalen Arbeitsgemeinschaft zum Wohl der Gesamtheit, auf welchen die ganze neue Zivilisation beruhte. Er erfuhr, daß es niemand mehr gebe, der reicher oder ärmer sei und sein könne als seine Nebenmenschen, sondern daß alle in wirtschaftlicher Beziehung einander gleich seien. Keiner arbeitete mehr für den andern, weder zwangsweise

noch um Lohn, sondern alle standen im Dienste des Ganzen und arbeiteten für den Nationalbesitz, der allen gemeinsam gehörte; selbst die persönliche Pflege, welche jemand bedurfte, zum Beispiel ärztlicher Beistand, wurde von Staatswegen geleistet, wie vormals durch die Militärärzte. Alle diese merkwürdigen Einrichtungen, wurde ihm erklärt, seien auf die einfachste Weise zu stande gekommen, indem man das Privatkapital in Volkskapital verwandelt habe. Die Leitung des Staatswesens ebenso wie die Produktion und die Güterverteilung seien derart organisiert, daß sie dem Wohle aller, nicht dem Interesse einzelner dienen.

Das anfängliche Staunen des jungen Fremdlings über die Gesetze und Ordnungen der neuen Welt steigerte sich bald zu begeisterter Bewunderung, und er gab mit Freuden zu, daß die Menschheit jetzt zum erstenmal erkannt habe, was wahres Leben sei. Doch beklagte er es bitter, daß das Schicksal ihn selbst nur in die neue Welt versetzt habe, um ihn der hoffnungslosesten Vereinsamung preiszugeben. Alle Güte, welche ihm die neuen Freunde erwiesen, sei außer stande, sein Gemüt von diesem bedrückenden Gefühl zu befreien; denn er könne sich nicht verhehlen, daß er ihre Teilnahme nur dem Mitleid verdanke. Es stellt sich jetzt heraus, daß sein Geschick noch viel merkwürdiger ist, als er es sich hatte träumen lassen. Edith Leete nämlich ist niemand anders als die Urenkelin jener Edith Bartlett, die einst seine Verlobte war und die sich nach langer Trauer um den verschwundenen Geliebten zuletzt hatte trösten lassen. Die Geschichte ihres tragischen Verlustes, die damals einen tiefen Schatten auf ihr junges Leben warf, lebte noch als Ueberlieferung in der Familie fort, und Briefe von Julian West waren als Erbstücke aufbewahrt worden, nebst einer Photographie, die ihn als hübschen jungen Mann darstellte. Edith konnte es ihrer Urgroßmutter sehr unbilligerweise nicht verzeihen, daß sie jemals einen andern geheiratet hatte; das Bild des jungen Mannes stand immer auf ihrem Toilettentisch. So kam es, daß seine Retter keinen Augenblick über die Person des Schläfers in dem unterirdischen Gemach im Zweifel gewesen waren; aber Edith mochte wohl ihre Gründe gehabt haben, darauf zu bestehen, daß er nicht eher erfahren solle, wer sie sei, bis sie selbst für gut finde, es ihm mitzuteilen. Als sie sich Julian West im geeigneten Moment zu erkennen gab, konnte von einer Vereinsamung des jungen Mannes nicht länger die Rede sein; denn deutlicher hätte das Schicksal es nicht verkünden können, daß die beiden für einander bestimmt waren.

Sein Freudenbecher schien voll zum Ueberfließen, doch da trat ein Ereignis ein, das ihm plötzlich alles Glück zu rauben drohte. Als er sich einmal in Dr. Leetes Haus zur Ruhe gelegt hatte, befiel ihn ein furchtbares Alpdrücken. Ihm war, als öffnete er die Augen und gewahrte, daß er auf seinem Bette in der unterirdischen Kammer läge, wo der Magnetiseur ihn eingeschläfert hatte. Sawyer machte eben noch die letzten Handbewegungen, durch die er den hypnotischen Schlaf zu verscheuchen pflegte. West ließ sich die Morgenzeitung bringen und las das Datum. Es war der 31. Mai 1887. Da wurde ihm klar, daß sein ganzes wunderbares Erlebnis vom Jahr 2000 in der herrlichen Welt der verbrüderten Menschheit, samt dem schönen Mädchen, das er dort kennen gelernt hatte, nichts gewesen war als ein Traumgebilde. Noch ganz verwirrt stand er auf und machte einen Gang durch die Stadt. Er sah dort jetzt alles mit andern Augen und verglich es unwillkürlich mit dem Boston des Jahres 2000. Das thörichte, sinnlose gewerbliche Konkurrenzsystem, die grausamen Gegensätze von Luxus und Mangel, von Stolz und Entwürdigung, der grenzenlose Schmutz, das Elend, die Verkehrtheit der ganzen Ordnung der Dinge, welche ihm auf Schritt und Tritt in die Augen fielen, empörten seine Vernunft und thaten seinem Herzen weh. Ihm war zu Mute wie einem geistig gesunden Menschen, der aus Zufall in einem Irrenhause eingeschlossen wird. Nachdem er so einen Tag lang herumgewandert war, traf er gegen Abend mit einigen seiner früheren Gefährten zusammen. Diesen erzählte er seinen Traum und schilderte ihnen die gerechtere, edlere und weisere Gesellschaftsordnung, welche ihm dieser Traum gezeigt hatte. Er setzte ihnen auseinander, wie leicht es sein würde, die wirkliche Welt zu einer ebenso glücklichen zu machen, wie es seine geträumte Welt gewesen. Man brauche sich nur zu entschließen, die selbstmörderische Thorheit der Konkurrenz aufzugeben und eine brüderliche Genossenschaftsarbeit einzuführen. Zuerst verspotteten sie ihn; als sie aber sahen, daß es ihm ernst war, gerieten sie in Zorn, nannten ihn ein gefährliches Subjekt, einen Anarchisten, einen Feind der menschlichen Gesellschaft, und jagten ihn hinaus. Ganz aufgelöst vor Jammer erwachte er, diesmal aber in Wirklichkeit, nicht fälschlich; er lag im Bett in Dr. Leetes Hause, und die Morgensonne des zwanzigsten Jahrhunderts schien ihm hell ins Gesicht. Durchs Fenster sah er Edith, die im Garten Blumen pflückte, um den Frühstückstisch zu schmücken; rasch machte er sich fertig, ging hinunter und erzählte ihr seinen Traum. Wir überlassen es ihm nun, den Fortgang der Geschichte selber zu berichten.

I.

Ein scharfes Kreuzverhör.

Während ich Edith meinen Traum erzählte, hörte sie mir mit vielem Interesse und der größten Teilnahme zu, doch schwieg sie sinnend still, als ich mit der Geschichte zu Ende war.

„Worüber denkst du nach?“ fragte ich.

„Ich stellte mir vor," erwiderte sie, „wie es wohl sein würde, wenn dein Traum wahr gewesen wäre."

„Mein Traum wahr? Wie sollte das möglich sein?"

„Ich meine, wenn du wirklich nur im Schlaf Alpdrücken bekommen und weder unsern herrlichen Freistaat noch mich je gesehen hättest; wenn das alles dir nur im Traum erschienen wäre und du am Morgen dann umhergegangen wärest, um den Leuten die Thorheit und Schlechtigkeit ihrer Lebensweise zu Gemüte zu führen und ihnen zu zeigen, was für ein edles und glückliches Dasein sie sich bereiten könnten. Stelle dir nur vor, wieviel Gutes du gewirkt hättest und welche Hilfe das für die Menschen in jenen Tagen gewesen wäre, als sie des Beistandes so sehr bedurften! Mir scheint, es müßte dir fast leid thun, daß du zu uns zurückgekommen bist."

„Du siehst beinahe aus, als wärest du traurig darüber," sagte ich, denn ihr betrübter Gesichtsausdruck legte mir diese Vermutung nahe.

„Bewahre," erwiderte sie lächelnd. „Ich dachte mich nur an deine Stelle. Ich selber habe ja alle Ursache, froh zu sein, daß du zurückgekehrt bist."

„Das will ich meinen. Hast du wohl überlegt, daß du gar nicht geboren wärest, wenn ich nur geträumt hätte? Nichts würdest du sein als das Hirngespinst eines Schläfers vor hundert Jahren."

„Dieser Umstand war mir noch gar nicht eingefallen," sagte sie halb im Ernst, halb im Scherz, „aber wenn ich der Menschheit als Traumgestalt nützlicher gewesen wäre als in Wirklichkeit, so hätte ich mich wohl über eine solche — Unannehmlichkeit hinwegsetzen müssen."

Hierauf erwiderte ich voll Eifer, daß ich für meine Person mich nun und nimmermehr mit einem Leben versöhnt haben würde, bei welchem ich sie in einem Traum hätte zurücklassen müssen, und wenn es dem Menschengeschlecht im allgemeinen auch noch so viel Nutzen gebracht hätte. Vermutlich entschuldigte sie die abscheuliche Selbstsucht dieses Bekenntnisses mit der unglücklichen Erziehung, die ich erhalten hatte, und unterließ es deshalb, mir einen besonderen Vorwurf daraus zu machen.

„Ueberdies," fuhr ich fort, um mich doch etwas zu rechtfertigen, „wäre auch kein Segen daraus entstanden. Du hast ja eben gehört, daß meine Zeitgenossen und selbst meine besten Freunde, denen ich letzte Nacht im Traum klar zu machen versuchte, welches herrliche Dasein die Menschen miteinander führen könnten, mich als einen Thoren und Tollhäusler verlacht und verspottet haben. Genau so wäre es in Wirklichkeit geschehen, wenn ich nur geträumt hätte und nun als Prediger unter ihnen auftreten wollte, wie du vorhin meintest."

„Einige hätten möglicherweise so gehandelt wie in deinem Traum," erwiderte sie. „Der Segen einer wirtschaftlichen Gleichberechtigung aller würde ihnen vielleicht nicht sofort eingeleuchtet haben, weil sie fürchteten, auf eine niedrigere Stufe herabzusinken. Daß dadurch das ganze Menschengeschlecht in betreff seines materiellen Wohlbefindens und seiner sittlichen Größe auf eine unendlich höhere Stufe gehoben würde und ein glücklicheres Leben genießen könnte, als selbst den Bevorzugtesten je zu teil geworden war, vermochten sie nicht zu begreifen. Aber selbst wenn du den Reichen zuerst als ein Feind ihrer Klasse erschienen wärest, so hätten dich doch die Armen, die große Masse der Bedürftigen — das Volk im eigentlichen Sinne — mit wahrer Begeisterung anhören müssen; denn für sie wäre ja deine Geschichte eine frohe Botschaft gewesen."

„Es wundert mich nicht, daß du das glaubst," erwiderte ich, „aber wenn ich auch in dieser neuen Welt noch kaum das Abc gelernt habe, so kannte ich doch meine Zeitgenossen und weiß, daß es anders gekommen wäre, als du dir vorstellst. Die Armen würden ebensowenig auf mich gehört haben wie die Reichen. Zwar waren beide Klassen zu meiner Zeit über alles und jedes in erbittertem Kampf begriffen, doch hielten sie an der Meinung fest, daß es immer Reiche und Arme geben müsse und ein Zustand wirtschaftlicher Gleichheit ein Ding der Unmöglichkeit sei. Man nahm allgemein an, und nicht mit Unrecht, daß dem Weltverbesserer, der den Zustand des Volkes zu heben versuchte, die Hoffnungslosigkeit der Massen, denen er helfen wollte, ein unübersteiglicheres Hindernis bereitete als der thätige Widerstand der wenigen, die sich in ihrer Herrschaft bedroht sahen. Auch muß ich, um meiner eignen Klasse gerecht zu werden, zugeben, daß die Besten unter den Reichen wie durch bewußten Eigennutz, oft ebenso sehr durch jene nämliche Hoffnungslosigkeit zu sogenannten Konservativen wurden. Du siehst also, daß es niemand Nutzen gebracht hätte, wenn ich als Prediger umhergezogen wäre. Die Armen hätten meine Worte über die Möglichkeit einer gleichmäßigen Teilung des Besitzes für ein Märchen gehalten, dem zuzuhören für den Arbeiter nichts als Zeitverschwendung sei. Von den Reichen aber hätten die Schlechteren mich verhöhnt, die Besseren höchstens geseufzt; keiner würde mir ernsthaft zugehört haben."

„Es ist vielleicht sehr keck von mir," sagte Edith mit heiterem Lächeln, „wenn ich mich unterfange, dir einen besseren Begriff von dem beizubringen, was deine Mitmenschen gedacht oder gethan hätten; aber siehst du, die besonderen Umstände, in denen wir uns befinden, verschaffen mir einen ungerechten Vorteil über dich. Deine Kenntnis der damaligen Zeit erstreckt sich naturgemäß nur bis zum Jahr 1887; von da ab versankst du in Bewußtlosigkeit. Ich dagegen bin im zwanzigsten Jahrhundert zur Schule

gegangen und mußte sehr gegen meinen Willen die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts lernen. Daher weiß ich auch, was nach dem Datum geschehen ist, mit welchem deine Kenntnis aufhört. Wie wunderlich es dir auch vorkommen mag, ich weiß, daß du kaum in jenen langen Schlaf gefallen warst, als im amerikanischen Volke das eifrige und weit verbreitete Streben erwachte, eine allgemeine Gleichheit herzustellen, ähnlich der, welche wir jetzt genießen. Bald darauf entstand auch die politische Bewegung, aus der sich nach verschiedenen Wandlungen im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts der Umsturz des alten Systems und die Einführung des jetzigen entwickelte."

Dies war allerdings eine höchst interessante Nachricht für mich; als ich aber Edith näher zu befragen anfing, schüttelte sie seufzend den Kopf.

„Nachdem ich mich mit meiner höheren Weisheit gebrüstet habe, muß ich jetzt meine Unwissenheit eingestehen. Ich kann dir nur sagen, daß die Umsturzbewegung sehr bald eintrat, nachdem du in Schlaf gesunken warst. Alles übrige muß dir mein Vater erzählen. Auch will ich nur gleich hinzufügen — denn es würde dir doch nicht lange verborgen bleiben — daß ich von dem Umsturz selbst und auch von den andern Angelegenheiten des neunzehnten Jahrhunderts so gut wie nichts weiß. Du glaubst gar nicht, welche Mühe ich mir gegeben habe, mich über den Gegenstand so zu unterrichten, daß ich verständig mit dir darüber reden könne, aber ich fürchte, es ist ganz umsonst. Schon in der Schule konnte ich nichts davon begreifen, und auch jetzt bin ich, scheint mir, außer stande, die Sache zu verstehen; nach unsrer heutigen Unterhaltung bin ich mehr denn je überzeugt, daß sie mir ewig dunkel bleiben wird. Seit du mir erzählt hast, wie dir die alte Welt im Traum vorgekommen ist, scheint mir die damalige Zeit so nahe gerückt, als könnte ich sie mit Augen sehen, und trotzdem ist sie mir auch nicht im geringsten verständlicher geworden."

„Unsre Zustände waren düster und schlimm genug, das steht fest," sagte ich, „aber weshalb sie so ganz unbegreiflich sein sollten, kann ich nicht einsehen. Worin besteht denn die Schwierigkeit?"

„Hauptsächlich darin, daß die Thatsachen, welche uns die Geschichtsbücher berichten, auf keine Weise mit den Aussagen deiner Zeitgenossen in betreff ihrer gesellschaftlichen Ordnung übereinstimmen."

„Wieso?" fragte ich.

„Es nützt, glaube ich, nichts, wenn ich versuche, dir meine Zweifel auseinanderzusetzen," sagte Edith, „du wirst mich nur für sehr beschränkt halten. Wenn aber überhaupt jemand im stande ist, mir die Sache klar zu machen, so solltest du es thun können. Du hast soeben von der entsetzlichen Ungleichheit der Menschen gesprochen und mir den Gegensatz zwischen Not und Ueberfluß, zwischen der stolzen Macht der Reichen und der elenden Dienstbarkeit der Armen geschildert, nebst dem übrigen schrecklichen Zustand, der damals herrschte."

„Ganz recht."

„Dieser Gegensatz scheint fast so groß gewesen zu sein, wie in irgend einer der früheren Geschichtsperioden."

„Ich glaube kaum," erwiderte ich, „daß es jemals einen größeren Abstand unter den verschiedenen Klassen gegeben hat, als man auf einem nur halbstündigen Gang durch die Straßen von Boston, New York, Chicago oder irgend einer andern großen Stadt Amerikas zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts beobachten konnte."

„Und doch," warf Edith ein, „steht in den Büchern, daß die Amerikaner sich damals rühmten, sie ständen um ihrer Freiheit und Gleichheit willen höher als alle andern Nationen der Gegenwart und Vergangenheit. Man begegnet dieser Phrase fortwährend in den Schriften jener Zeit. Nun hast du mir aber gezeigt, daß jene Leute in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes weder Freie noch Gleiche waren, sondern sich als Reiche und Arme, als Herren und Diener voneinander unterschieden, wie das die Menschen bis dahin stets gethan hatten. Bitte, erkläre mir doch, wie sie behaupten konnten, daß Freiheit und Gleichheit unter ihnen herrschten."

„Das sollte, denke ich, heißen, daß vor dem Gesetz alle gleich wären."

„Du meinst vor Gericht? Aber waren Reiche und Arme wirklich dort gleich? Behandelte man sie in ganz gleicher Weise?"

„Leider muß ich gestehen, daß nirgends eine größere Ungleichheit zu Tage trat. Der Form nach war das Gesetz für alle gleich, aber thatsächlich verhielt es sich ganz anders. Der Unterschied zwischen Reichen und Armen vor dem Gesetz war vielleicht so groß wie kein andrer. Die Reichen standen sozusagen über dem Gesetz, und dessen ganzer Druck lastete auf den Armen."

„Aber worin bestand denn überhaupt die Gleichheit zwischen Armen und Reichen?"

„Man behauptete, daß sie die gleichen Aussichten hätten."

„Die gleichen Aussichten — worauf?"

„Ihren Zustand zu verbessern, reich zu werden und andern zuvorzukommen im Kampf um den Besitz."

„Wenn das wahr ist, so bedeutet es nicht, daß alle gleich waren, sondern daß allen dieselbe Möglichkeit geboten wurde, zur Ungleichheit zu gelangen. Aber hatten denn alle wirklich die gleiche Gelegenheit, reich zu werden und in die Höhe zu kommen?"

„In gewisser Beziehung mag das der Fall gewesen sein, solange das Land noch neu war, aber damals nicht mehr. Das Kapital hatte thatsäch-

alle wirtschaftlichen Machtmittel an sich gerissen. Nur durch besonderes Glück konnte einer ohne großes Kapital ein geschäftliches Unternehmen durchführen."

„Aber," sagte Edith, „es muß doch wenigstens etwas gegeben haben, worin wirkliche Gleichheit bestand — wie hätte man sonst auch nur den äußeren Schein aufrecht erhalten und so viel Wesens davon machen können?"

„Jawohl, ohne Zweifel. Es herrschte politische Gleichheit. Jeder besaß sein Stimmrecht, und die Mehrheit war der höchste Gesetzgeber."

„So steht es im Geschichtsbuch, aber dadurch wird der wirkliche Zustand nur noch unerklärlicher."

„Weshalb denn?"

„Nun, wenn jedermann wirklich eine Stimme im Staatswesen hatte — alle die arbeitenden, darbenden, frierenden, elenden Massen der Armen — warum haben sie nicht, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, der ganzen Ungleichheit, unter der sie litten, ein Ende gemacht?" — Da ich nicht auf der Stelle eine Antwort gab, fuhr sie fort: „Was ich sage, ist vielleicht sehr thöricht. Gewiß übersehe ich bloß irgend eine wichtige Thatsache — aber hast du nicht gesagt, daß jeder einzelne im Volk, wenigstens jeder erwachsene Mann, sein Stimmrecht bei der Wahl des gesetzgebenden Körpers hatte?"

„Gewiß; in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war das allgemeine Stimmrecht in ganz Amerika praktisch durchgeführt."

„Das soll heißen, daß das Volk durch die von ihm gewählten Vertreter alle Gesetze gab. Nicht wahr, das meinst du doch?"

„Versteht sich."

„Aber ich erinnere mich, daß die ganze Nation und die einzelnen Staaten Verfassungen besaßen. Vielleicht hinderten diese das Volk daran, seinen Willen durchzusetzen?"

„Nein. Die Verfassungen waren nur die ursprünglichen Grundgesetze; die Mehrheit stellte sie fest und veränderte sie nach Gutdünken. Das Volk hatte die einzige und höchste beschließende Gewalt, und sein Wille war unbeschränkt."

„Also, wenn die Mehrheit gegen irgend eine bestehende Veranstaltung etwas einzuwenden hatte und dieselbe für unvorteilhaft hielt, so konnte sie eine Aenderung von Grund aus bewirken?"

„Gewiß. Das Volk konnte alles durchsetzen, wofür es mit Stimmenmehrheit entschlossen eintrat."

„Und die Mehrheit, wenn ich recht verstanden habe, das waren nicht die Reichen, sondern die Armen — diejenigen, denen die herrschende Ungleichheit zum Nachteil gereichte?"

„Jawohl. Die Reichen waren im Vergleich zu ihnen nur eine Handvoll."

„So stand also dem Volk keinerlei Hindernis im Wege, sobald es wollte, dem Leiden ein Ende zu machen und ein dem unsrigen ähnliches System einzuführen, das ihm Wohlstand und Gleichheit sicherte?"

„Nicht das geringste."

„Dann muß ich dich nochmals bitten, mir zu sagen, warum in aller Welt die Leute nicht Verstand genug hatten, das auf der Stelle zu thun, statt in einem so jammervollen Zustand zu verharren, daß wir noch jetzt nach hundert Jahren darüber weinen möchten?"

„Weil," erwiderte ich, „man sie gelehrt hatte und sie überzeugt waren, daß die Regelung von Handel und Industrie und die Produktion und Verteilung der Güter Dinge seien, die ganz außerhalb der Regierungsbefugnis stehen."

„Aber, bester Julian, unser Erdendasein und alles, was es lebenswert macht, von der Befriedigung der einfachsten leiblichen Bedürfnisse an bis zu den Genüssen des verfeinertsten Geschmacks, alles, was mit der Entwicklung des Geistes sowohl wie des Körpers zusammenhängt, beruht ja im großen wie im kleinen einzig auf der Art, wie die Erzeugung und Verteilung der Güter geregelt wird. Das ist doch sicherlich in deiner Zeit ebenso wahr gewesen wie heutzutage."

„Versteht sich."

„Und doch sagst du mir, das Volk hätte die Herrschaft der Könige abgeschafft, die Obergewalt in die eigne Hand genommen und dann mit Vorbedacht darein gewilligt, sich der Macht zu entäußern, über seine allerwichtigsten Lebensinteressen — die einzigen, welche überhaupt in Betracht zu kommen brauchen — selbst die Entscheidung zu treffen?"

„Steht das nicht in den Geschichtsbüchern?"

„Jawohl, und gerade das ist der Grund, warum ich ihrem Bericht nie glauben konnte. Mir schien die Sache so unbegreiflich, daß ich meinte, es müsse sich noch irgend eine verborgene Erklärung dafür finden. Sage mir nur das eine, Julian: Da die Leute sich nicht zutrauten, ihre industriellen Einrichtungen und die Güterverteilung selber zu regeln, wem überließen sie denn die Verantwortlichkeit dafür?"

„Den Kapitalisten."

„Wurden die Kapitalisten vom Volke gewählt?"

„Kein Mensch wählte sie."

„Wer hat sie denn eingesetzt?"

„Niemand."

„Was für ein sonderbares System! Aber wenn sie von keinem gewählt oder ernannt wurden, so müssen sie doch sicherlich irgend jemand Rechenschaft abgelegt haben über die Art, wie sie ihre Macht handhabten, von welcher das Wohl, ja selbst der Fortbestand jedes einzelnen abhing!"

„Im Gegenteil, sie waren niemand dafür verantwortlich, außer ihrem eignen Gewissen."

„Ihrem Gewissen? Ja so! Du meinst, daß sie so wohlwollend, selbstlos und für das Allgemeine bedacht waren, daß man ihnen aus Dankbarkeit die

eigenmächtige Besitzergreifung nachsah. Heutzutage würde das Volk selbst von Halbgöttern kein unverantwortliches Regiment mehr dulden, aber vermutlich war das dazumal nicht so."

„Da ich selbst ein Exkapitalist bin, würde ich froh sein, deine Vermutung bestätigen zu können, aber die Thatsachen lagen in Wahrheit ganz anders. Jede wohlwollende Fürsorge im Erwerbsleben war bei den Kapitalisten auf das strengste verpönt. Ihr einziger Zweck war, sich selbst den größtmöglichen Gewinn zu sichern, ohne dabei die geringste Rücksicht auf das öffentliche Wohl zu nehmen."

„Mein Gott, du schilderst ja die Kapitalisten weit schlimmer als die Könige, denn diese gaben wenigstens vor, das Beste ihres Volkes zu wollen, und die guten Könige regierten ihre Unterthanen väterlich, wie man unmündige Kinder leitet. Also die Kapitalisten wahrten nicht einmal den Schein, daß sie sich für das Wohl ihrer Untergebenen verantwortlich fühlten?"

„Nicht im mindesten."

„Und die Herrschaft der Kapitalisten, sagst du, ermangelte nicht nur jeder wohlwollenden Absicht und folglich aller moralischen Berechtigung, sondern war auch in wirtschaftlicher Beziehung ganz verfehlt, weil sie den Wohlstand des Volkes nicht förderte?"

„Was ich letzte Nacht im Traume sah," versetzte ich, „und versucht habe, dir heute früh zu erzählen, giebt nur einen sehr schwachen Begriff von dem Elend der Welt während der Herrschaft des Kapitalismus."

Edith dachte eine Weile schweigend nach. „Deine Zeitgenossen," sagte sie dann, „waren weder Thoren noch Wahnsinnige; gewiß hast du mir noch irgend einen Umstand verschwiegen — es muß sich doch eine Erklärung oder mindestens eine Entschuldigung dafür finden lassen, weshalb das Volk nicht nur seine wichtigsten Interessen aus den Händen gegeben, sondern sie überdies einer Klasse von Menschen anvertraut hatte, die sich gar nicht um sein Wohl kümmerten und es auf keine Weise förderten."

„O ja," sagte ich, „eine Erklärung gab es wohl, und sie klang noch dazu sehr schön: Um der individuellen Freiheit, der unbeschränkten Gewerbthätigkeit und des Rechts der Selbstbestimmung des einzelnen willen war die Wirtschaftspolitik des Landes den Kapitalisten ausgeliefert worden."

„Also wurde eine Regierungsform, die so unumschränkt und despotisch war wie nur möglich, im Namen der Freiheit verteidigt?"

„Jawohl; man wollte dem einzelnen die freie Selbstbestimmung in wirtschaftlicher Beziehung sichern."

„Aber du hast mir doch vorhin selbst gesagt, daß jedes geschäftliche Unternehmen zu deiner Zeit thatsächlich ein Monopol der Kapitalisten war."

„Freilich. Wer kein Kapital besaß, hatte keine Aussicht auf Erfolg, und die Verhältnisse gestalteten sich immer mehr derart, daß nur die größten Kapitalisten Unternehmer sein konnten."

„Und doch soll der Grund, warum man die Industrie unter die Herrschaft des Kapitalismus gestellt hat, kein andrer gewesen sein als die Förderung einer unbeschränkten Gewerbthätigkeit und des Rechts der Selbstbestimmung im ganzen Volke?"

„Gewiß. Man brachte den Leuten die Ansicht bei, daß der einzelne größere Unabhängigkeit und Freiheit des Handelns genießen würde, wenn er sich mit seiner Gewerbthätigkeit unter die Herrschaft der Kapitalisten stellte, als wenn sich alle zu einer industriellen Genossenschaft mit eignem Gewinnanteil verbänden. Die Kapitalisten, versicherte man ihnen, würden mit mehr Weisheit und Güte für ihre Wohlfahrt sorgen, als sie das selbst zu thun im stande wären, und mit dem Teil ihres Arbeitsprodukts, den die Kapitalisten willens sein würden, ihnen zu überlassen, wären sie besser gestellt, als wenn sie ihre eignen Arbeitgeber würden und den ganzen Ertrag unter sich teilten."

„Aber das war doch der reine Hohn. Das hieß zu dem Schaden noch Schimpf hinzufügen."

„Uns kommt es jetzt so vor. Aber zu meiner Zeit galt das für die gesundeste Nationalökonomie. Wer daran zweifelte, wurde für einen gefährlichen Schwärmer gehalten."

„Die vom Volk gewählte Regierung muß aber doch etwas geleistet haben. Die Besorgung dieser oder jener Angelegenheit müssen die Kapitalisten der Staatsverwaltung doch noch übrig gelassen haben."

„Natürlich; sie hatte alle Hände voll zu thun, um Frieden unter den Leuten zu stiften. Das war das Hauptgeschäft aller Staatsregierungen zu meiner Zeit."

„Was störte denn den Frieden so sehr? Weshalb erhielt er sich nicht ganz von selbst, wie es jetzt der Fall ist?"

„Die Ungleichheit der herrschenden Lebensbedingungen war schuld daran. Der Kampf um Geld und Gut und die Verzweiflung der Notleidenden fachten fortwährend alle höllischen Leidenschaften, Habgier, Neid, Wollust, Furcht, Haß und Rachsucht in der Menschenbrust an. Um diese allgemeine Zügellosigkeit einigermaßen einzudämmen, damit nicht das ganze soziale System in einem großen Blutbad zu Grunde ginge, brauchte man ein Heer von Soldaten, Polizeibeamten, Richtern und Kerkermeistern und war genötigt, fortwährend Gesetze zu erlassen, um die Streitigkeiten zu schlichten. Fügt man zu diesen Elementen der Zwietracht noch eine Horde ausgestoßener, entwürdigter und verzweifelter Menschen hinzu, die durch ihre Leiden zu Feinden der Gesellschaft geworden waren und fortwährend im Schach gehalten werden mußten, so begreift sich leicht, daß es der Volksregierung nicht an Arbeit fehlte."

„Soweit ich es verstehen kann," sagte Edith,

„scheint mir das Hauptgeschäft der Regierung der Kampf mit dem Chaos gewesen zu sein, welches daraus entstand, daß sie es versäumt hatte, das Wirtschaftssystem selbst in die Hand zu nehmen und es auf einer gerechten Grundlage aufzubauen."

„Das ist vollkommen richtig. Man könnte den Fall nicht klarer darlegen, wenn man ein ganzes Buch darüber schriebe."

„Hat denn aber die Volksregierung weiter gar nichts gethan, als daß sie den Kapitalismus vor den Folgen seines eignen Systems schützte?"

„O doch, sie setzte Postmeister und Zollbeamte ein, erhielt das Heer und die Flotte und fing Streitigkeiten mit fremden Ländern an."

„Ich sollte denken, daß ein Bürger keinen großen Wert auf sein Stimmrecht bei der Wahl einer Regierung legen könnte, deren Befugnisse sich auf den engen Kreis beschränkten, den du schilderst."

„Ich glaube, der Durchschnittspreis für eine Stimme bei der geheimen Wahl war zu meiner Zeit in Amerika etwa zwei Dollars."

„Du meine Güte, so viel!" sagte Edith; „zwar weiß ich nicht recht, welchen Wert das Geld in jener Zeit hatte, aber der Preis kommt mir doch übertrieben hoch vor."

„Ich muß dir recht geben," erwiderte ich. „Damals teilte ich zwar die Ansicht über die Unbezahlbarkeit des Stimmrechts und tadelte diejenigen hart, welche sich durch den Druck der Armut bewegen ließen, ihre Wahlstimme für Geld zu verkaufen. Aber auf dem Standpunkt, den ich nach unsrer heutigen Unterhaltung einnehme, bin ich geneigt zu glauben, daß die Leute, die ihre Stimmen verkauften, eine weit bessere Einsicht in das Scheinwesen der sogenannten Volksregierung hatten, deren beschränkte Befugnisse wir besprochen haben, als wir andern, und daß es nur unrecht von ihnen war, einen zu hohen Preis zu fordern."

„Aber wer bezahlte denn die Wahlstimmen?"

„Du stellst ja ein erbarmungsloses Kreuzverhör mit mir an," sagte ich. „Die Klassen, welche ein Interesse daran hatten, einen Zwang auf die Regierung auszuüben, kauften die Stimmen; das waren die Kapitalisten und die Stellenjäger. Die Kapitalisten streckten das Geld vor, um die Wahl der Stellenjäger durchzusetzen, unter der Voraussetzung, daß, wenn letztere gewählt würden, sie alles thun müßten, was die Kapitalisten wollten. Aber du darfst dir nicht etwa vorstellen, daß die Mehrzahl der Stimmen geradezu gekauft wurde. Dadurch wäre es ja offenkundig geworden, daß die Regierung nur zum Schein vorhanden war; auch würde es zu kostspielig gewesen sein. Das Geld, welches die Kapitalisten beisteuerten, um die Wahl der Stellenjäger zu ermöglichen, diente meist dazu, das Volk auf indirekte Weise zu beeinflussen. Ungeheure Summen wurden für diesen Zweck in den sogenannten Wahlfonds gesammelt und zu zahllosen, verschiedenartigen Veranstaltungen, wie Feuerwerken, Ansprachen, Aufzügen, Blechmusiken, Volksfesten und dergleichen verbraucht, um bei den Volksmassen genügendes Interesse für die Wahlen zu erwecken, damit sie sich der Mühe unterzögen, ihre Stimmen abzugeben. Wer nicht wirklich einmal eine solche amerikanische Wahl des neunzehnten Jahrhunderts mitangesehen hat, kann sich unmöglich einen Begriff von der Abgeschmacktheit des ganzen Schauspiels machen."

„Es scheint demnach," sagte Edith, „daß die Kapitalisten nicht nur das Wirtschaftssystem als ihre besondere Domäne beherrschten, sondern auch thatsächlich die Staatsregierung in ihrer Gewalt hatten."

„Gewiß; ohne ihren Einfluß in der Politik hätten die Kapitalisten gar nichts ausrichten können. Um ihre Pläne durchzusetzen, brauchten sie den Kongreß, die gesetzgebende Gewalt, den Gemeinderat der Städte zu Werkzeugen. Auch konnten sie zum Schutz ihrer Person und ihres Vermögens vor den gelegentlichen Ausbrüchen der Volkswut die Hilfe der Polizei, der Gerichtshöfe und Soldaten nicht entbehren und trachteten daher, sich diese geneigt zu machen; auch sorgten sie dafür, daß die Präsidenten, Gouverneure und Bürgermeister stets ihres Winks gewärtig waren."

„Aber ich glaubte, die Gesetzgeber, Präsidenten und Gouverneure hätten auf der Seite des Volkes gestanden, das sie gewählt hatte."

„Wo denkst du hin? Weshalb denn? Den Kapitalisten und nicht dem Volke verdankten sie ja ihr Amt. Das stimmberechtigte Volk durfte nicht selbst beschließen, wen es wählen wollte. Diese Frage wurde durch die politischen Parteien entschieden, welche bei den Kapitalisten um Geldunterstützung für ihre Zwecke betteln gingen. Keinem Manne, der sich den Interessen des Kapitalismus widersetzte, wurde gestattet, sich dem Volk als Wahlkandidat vorzustellen. Wollte etwa ein Staatsbeamter das Interesse des Volkes gegen die Uebergriffe der Kapitalisten verteidigen, so war es sicherlich mit seiner Laufbahn zu Ende. Willst du verstehen, welchen unbeschränkten Einfluß die Kapitalisten auf die Regierung ausübten, so darfst du nicht vergessen, daß ein Präsident, ein Gouverneur, ein Bürgermeister, ein Ratsherr immer nur eine Zeitlang im Dienst des Volkes stand und von seiner Gunst abhängig war. Er bekleidete seine öffentliche Stellung nur von einer Wahl zur andern, und selten lange. Sein lebenslanger Unterhalt aber, der für ihn — wie es bei uns allen der Fall ist — die größte Wichtigkeit hatte und die Hauptsache war, hing nicht vom Beifall der Menge ab. Er verdankte sein Auskommen nur den Kapitalisten. Ihre Gewogenheit durfte er nicht aufs Spiel setzen um einer flüchtigen Aufwallung der Volksgunst

willen. Selbst wenn es keine Fälle von Bestechung gegeben hätte, würden diese Umstände es zur Genüge erklären, warum unsre Politiker und Beamten, mit wenigen Ausnahmen, sich zu Vasallen und Werkzeugen der Kapitalisten hergaben. Die Juristen, welche infolge unsers verwickelten Systems fast allein öffentliche Geschäfte führen konnten, hingen ganz besonders und direkt in betreff ihres Einkommens von der Gunst der großen Kapitalisten ab."

„Aber warum wählte denn das Volk nicht Abgeordnete und Beamte aus seiner eignen Klasse, welche für die Interessen der Menge eintraten?"

„Man hatte keine Bürgschaft dafür, daß sie größere Treue beweisen würden. Ihre Armut machte sie der Bestechung noch zugänglicher, und die Armen waren, wie du weißt, zwar bemitleidenswerter, aber in moralischer Hinsicht durchaus nicht besser als die Reichen. Ueberdies — und das war vielleicht der Hauptgrund, warum das arme Volk nicht Leute aus seiner Klasse zu Vertretern wählte — gingen Armut und Unwissenheit meist Hand in Hand, so daß die Fähigkeit mangelte, selbst wo die Absicht gut war. Sobald der arme Mann sich geistig entwickelte, lag für ihn die Versuchung nahe, seiner Klasse untreu zu werden und sich um die Gunst des Kapitals zu bewerben."

Edith schwieg eine Weile nachdenklich.

„Ich glaube wirklich," sagte sie endlich, „jetzt weiß ich, warum ich das System der sogenannten Volksregierung zu deiner Zeit nicht verstehen konnte. Ich habe immer herausfinden wollen, welchen Anteil das Volk eigentlich daran hatte, und jetzt sehe ich, daß es überhaupt nicht dabei beteiligt war."

„Du machst wunderbare Fortschritte," rief ich. „Ohne Zweifel dienen die unrichtigen Bezeichnungen, die sich in unsre Politik eingeschlichen haben, dazu, die Begriffe anfänglich zu verwirren. Du brauchst aber nur als Hauptsache festzuhalten, daß es sich bei unserm System vorzugsweise darum handelte, den Interessen des Volkes gegenüber die Herrschaft der Reichen und die Obergewalt des Kapitalismus aufrecht zu erhalten, und daß dagegen jede andre Rücksicht in den Hintergrund trat — so besitzest du den Schlüssel zu allem, was dir rätselhaft erschienen ist."

II.

Warum die Umwälzung nicht früher erfolgte.

In unser Gespräch vertieft, hatten wir Doktor Leetes Schritte überhört. Er stand jetzt neben uns.

„Ich beobachte euch schon seit zehn Minuten vom Hause aus," sagte er, „und konnte endlich dem Verlangen nicht länger widerstehen, zu erfahren, worüber ihr mit solchem Eifer verhandelt."

„Ihre Tochter," versetzte ich, „hat den Beweis geliefert, daß sie die sokratische Methode vollkommen beherrscht. Unter dem Vorwand grober Unwissenheit hat sie eine Reihe scheinbar leichter Fragen an mich gestellt und es dahin gebracht, daß ich jetzt klar erkenne, wie viel schlimmer das Scheinwesen unsrer angeblichen Volksregierung in Amerika gewesen ist, als ich je für möglich hielt. Da ich zu den Reichen gehörte, wußte ich natürlich, daß wir eine große Macht im Staate besaßen; aber daß das Volk so ganz ohne allen Einfluß war, habe ich mir nie vergegenwärtigt."

„Aha," rief der Doktor voller Freude, „also meine Tochter steht am Morgen zeitig auf, mit der Absicht, ihren Vater aus seinem Amt eines Lehrers der Weltgeschichte zu verdrängen?"

Edith war von der Gartenbank, wo wir gesessen hatten, aufgestanden, um die Blumen zu ordnen, welche sie mit ins Haus nehmen wollte. Sie schüttelte mit ernster Miene den Kopf.

„Sei ohne Furcht," sagte sie, „Julian hat mich heute früh gründlich von jedem Verlangen geheilt, das ich etwa noch hatte, Näheres über den Zustand unsrer Vorfahren zu hören. Das arme Volk, das damals lebte, hat mir immer entsetzlich leid gethan, weil es in seiner elenden Lage durch die Bedrückung der Reichen so viel zu erdulden hatte. Von jetzt an aber überlasse ich es seinem Schicksal und spare mein Mitleid für Leute, die es mehr verdienen."

„O weh," rief der Doktor, „weshalb hat sich denn dein Herz so plötzlich gegen sie verhärtet? Was hat dir Julian erzählt?"

„Eigentlich nichts, was ich nicht schon selbst hätte wissen können. Aber, wenn ich die Geschichte las, ist sie mir immer so unvernünftig und unglaublich vorgekommen, daß ich ihrer Wahrheit nie recht traute. Ich meinte immer, es müßte noch Milderungsgründe geben, die in den Büchern fortgelassen wären."

„Aber was hat er dir denn erzählt?"

„Dinge, aus denen sich ergiebt," sagte Edith, „daß die armen Massen des Volkes die ganze Zeit über die höchste Regierungsgewalt hatten. Sobald sie nur einig und entschlossen waren, hätten sie aller Ungleichheit und Bedrückung, über die sie klagten, im Augenblick ein Ende machen und sich einen Zustand wie den unsrigen schaffen können. Sie haben dies nicht nur unterlassen, sondern als Grund ihres Verharrens in der Sklaverei angegeben, daß sie ihre Freiheit zu verlieren fürchteten, wenn sie nicht unverantwortliche Herren hätten, die ihre Angelegenheiten besorgten; denn wenn sie diese selbst in die Hand nähmen, würden sie ihre Unabhängigkeit gefährden. Um der Leiden solcher Menschen willen hätte ich keine Thräne vergießen sollen. Wer feige das Unrecht duldet, das er die Macht hätte, abzuwehren, verdient nicht Mitleid, sondern Geringschätzung. Bisher war es mir ein etwas unangenehmes Gefühl, daß Julian zur Klasse der Bedrücker, zu den Reichen, gehört hat. Aber nun ich die Sache ordentlich

verstehe, bin ich froh darüber. Ich fürchte, wäre er einer von den Armen gewesen, die eigentlich die Herren waren und, während sie die höchste Gewalt besaßen, sich zu Leibeignen machen ließen, so würde ich ihn verachten."

Nachdem Edith auf solche Weise meinen Zeitgenossen förmlich angekündigt hatte, daß sie keinerlei Teilnahme mehr von ihr erwarten dürften, ging sie in das Haus. Ihre Worte hatten in mir die Ueberzeugung geweckt, daß, falls die Männer des zwanzigsten Jahrhunderts nicht im stande sein sollten, ihre Freiheit zu wahren, man dies getrost den Frauen überlassen könne.

„Sie haben alle Ursache, Herr Doktor," sagte ich, „Ihrer Tochter dankbar zu sein; sie hat Ihnen viel Mühe und Zeit erspart."

„Inwiefern denn?"

„Weil sie Sie der Notwendigkeit überhoben hat, mir noch weiter zu erklären, wie und weshalb man dazu gekommen ist, das nationale Industriesystem und die wirtschaftliche Gleichheit einzuführen. Wenn Sie je in der Wüste oder auf dem Meer eine Luftspiegelung gesehen haben, so werden Sie sich erinnern, daß das Bild selbst zwar am Himmel klar und deutlich ist, aber da, wo es die Erde berührt, seine Wesenlosigkeit durch ein nebelhaftes Aussehen, eine gewisse Verschwommenheit verrät. Fast denselben Eindruck machte mir bisher die neue Gesellschaftsordnung, in die ich auf so merkwürdige Art eingeführt worden bin. Das System an sich ist wohlgeordnet und sehr bestimmt und vernünftig; aber wie es auf natürliche Weise aus den so gänzlich verschiedenen Zuständen des neunzehnten Jahrhunderts hervorgegangen sein sollte, war mir unfaßlich. Ich konnte mir nur vorstellen, daß seit meiner Zeit neue Begriffe und Kräfte entstanden sein müßten, um eine solche Umwandlung der Welt zu bewirken. Einen ganzen Sack voll hierauf bezüglicher Fragen hielt ich schon für Sie in Bereitschaft; aber jetzt können wir die Zeit benutzen, um von andern Dingen zu reden, denn Edith hat mir innerhalb zehn Minuten gezeigt, daß das einzig Wunderbare bei der Organisation des Industriesystems zum Nutzen der Gesamtheit nicht darin besteht, daß sie ausgeführt worden ist, sondern darin, daß so lange Zeit verging, bevor dies geschah. Man begreift nicht, wie eine ganze Nation vernunftbegabter Wesen zufrieden sein konnte, unter nicht verantwortlichen Machthabern in wirtschaftlicher Unmündigkeit zu bleiben, während sie schon seit einem Jahrhundert die Macht besaßen, alle sozialen Einrichtungen, die ihnen Nachteil brachten, nach Belieben abzuändern."

„Wahrlich," sagte der Doktor, „Edith hat sich, wenn auch unbewußt, als eine sehr tüchtige Lehrerin erwiesen. Es ist ihr mit einem Schlage gelungen, Ihnen die moderne Anschauung von Ihrer Zeitperiode beizubringen. Wir sind nämlich überzeugt, daß die alte unsterbliche Vorrede zur amerikanischen Unabhängigkeitserklärung aus dem Jahre 1776 im Grunde schon die ganze Auseinandersetzung der Lehre von der allgemeinen wirtschaftlichen Gleichheit enthielt, welche die gesamte Nation jedem einzelnen Mitgliede zusicherte. Sie erinnern sich wohl an die Worte: ‚Die folgenden Wahrheiten halten wir für selbstverständlich: Alle Menschen sind gleich von Geburt und besitzen gewisse unveräußerliche Rechte, zu welchen das Leben, die Freiheit und das Streben nach Glück gehören. Um diese Rechte zu sichern, werden Regierungen unter den Menschen eingesetzt, die ihre rechtmäßige Gewalt aus der Zustimmung der Regierten herleiten. Werden diese Rechte durch irgend eine Form der Regierung gefährdet, so ist es das Recht des Volkes, dieselbe zu ändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen, deren Gewalt in einer Form organisiert ist und deren Grundlage auf denjenigen Prinzipien beruht, die am besten geeignet scheinen, dem Volke Glück und Sicherheit zu verschaffen.' Kann man sich vorstellen, Julian, daß irgend ein weniger unparteiisches Regierungssystem als das unsre im stande wäre, das hohe Ideal von dem, was eine wahre Volksregierung sein sollte, zu verwirklichen? Der Grundstein unsers Staates ist wirtschaftliche Gleichheit, und nur diese giebt die notwendige und einzig genügende Bürgschaft, für die Sicherung unsrer drei Geburtsrechte, auf Leben, Freiheit und Glück. Was ist das Leben ohne eine materielle Grundlage, und was ist gleiches Recht zu leben anders als das Recht auf eine gleiche materielle Grundlage? Was ist die Freiheit? Wie können Menschen frei sein, die um das Recht, zu arbeiten und zu leben, erst bei ihren Mitmenschen bitten und darauf warten müssen, daß andre ihnen ihr tägliches Brot reichen? Wie kann ein Staat den Menschen die Freiheit sichern, außer indem er ihnen eine Arbeit für ihren Unterhalt verschafft, bei der sie ihre Unabhängigkeit bewahren? Das ist aber nur möglich, wenn die Regierung selbst die Oberleitung des Wirtschaftssystems hat, nach welchem Arbeit und Unterhalt verteilt werden. Und was soll es endlich bedeuten, wenn von dem gleichen Recht aller auf das Streben nach Glück die Rede ist? Welches Glück ist nicht an wirtschaftliche Bedingungen geknüpft, wenn es irgendwie auf materiellen Umständen beruht? Wie läßt sich die gleiche Möglichkeit, nach Glück zu streben, für alle herstellen, als dadurch, daß man allen wirtschaftliche Gleichheit zusichert?"

„Ja," sagte ich, „es war wirklich schon alles dazu vorhanden; aber warum hat es so lange gedauert, bis wir es einsahen?"

„Wir wollen uns zusammen behaglich hier auf die Bank setzen," versetzte der Doktor, „und dann

will ich Ihnen sagen, was die moderne Antwort auf die höchst interessante Frage ist, welche Sie aufwerfen. Es erscheint uns auf den ersten Blick unbegreiflich, weshalb die Welt im allgemeinen und besonders die amerikanische Nation so lange Zeit gebraucht hat, um sich klar zu machen, daß ein Volksstaat gar nichts andres bedeuten kann, als daß an Stelle der Reichen die Volksregierung selbst die Verwaltung der Produktion und Güterverteilung übernimmt. Das war doch überhaupt von dem Begriff einer Volksregierung unzertrennlich und lag außerdem ganz direkt im Interesse der großen Massen. Ediths Ausspruch, daß Leute, die unfähig waren, zu einer so einfachen Schlußfolgerung zu gelangen, wenig Teilnahme für ihre Leiden verdienten, von denen sie sich so leicht hätten befreien können, scheint bei oberflächlicher Betrachtung sehr natürlich.

„Nach reiflicher Ueberlegung werden wir uns aber wohl überzeugen, daß die Zeit, welche die Welt im allgemeinen und die Amerikaner insbesondere gebraucht haben, um zu erkennen, daß ein Volksstaat eine ebenso große wirtschaftliche als politische Aufgabe zu erfüllen hat, nicht übermäßig lang gewesen ist, wenn man die ungeheure Tragweite dieser Vorstellung bedenkt. Der demokratische Gedanke, daß alle menschlichen Wesen, was ihr Recht und ihre Würde betrifft, auf einer Stufe stehen, hat zur Folge, daß der einzig berechtigte Zweck einer Regierung nichts anders sein darf, als die Aufrechterhaltung und Förderung des allgemeinen Wohls unter gleichen Bedingungen. Dieser Gedanke war die größte soziale Erkenntnis, zu welcher der menschliche Geist sich jemals emporgeschwungen hatte. Er enthielt im Keim die Verheißung einer vollkommenen Umwandlung aller damals bestehenden sozialen Ordnungen, welche von jeher einzig und allein auf dem Prinzip der Klassenvorrechte und Klassenherrschaft gegründet worden waren und die Unterjochung der Mehrzahl durch die Minderheit zu deren selbstsüchtigen Zwecken voraussetzten. Einen so wunderbaren Gedanken vermochte der beschränkte menschliche Geist jedoch nicht auf einmal zu fassen. Es gehörte unbedingt Zeit dazu, um ihn erst wachsen und sich entwickeln zu lassen. Im Samen ist ja auch der ganze Baum enthalten, aber ein wesentliches Erfordernis, damit er seine volle Größe erreichen kann, ist hier wie dort die Zeit.

„Wir teilen die Entwicklungsgeschichte des demokratischen Gedankens in zwei voneinander grundverschiedene Phasen. Die erste nennen wir die Zeit des negativen Volksstaats. Um das zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, wie der demokratische Gedanke entstanden ist. Ein Gedanke entwickelt sich aus früheren Gedanken, und es dauert lange, bis er die Schranken durchbricht und die Eigenheiten abstreift, welche von den Umständen unzertrennlich waren, unter denen er entstand. In Amerika, wie bei allen früheren Versuchen zur Herstellung einer Republik, dachte man sich unter einer Volksregierung nur den Protest gegen die Herrschaft der Könige und ihre Mißbräuche. Sicherlich dachten die Unterzeichner der herrlichen Unabhängigkeitserklärung nicht daran, daß ein Volksstaat irgend etwas andres zu bedeuten habe als eine Art der Regierung, bei der die Fürsten entbehrlich waren. Sie glaubten nur die Regierungsform geändert zu haben; daß auch alle Grundsätze und Zwecke der Regierung andre geworden waren, wußten sie nicht.

„Eine gewisse Ahnung hatten sie freilich davon, daß das souveräne Volk auch einmal auf den Einfall kommen könne, die Oberherrschaft, die es besaß, zur Verbesserung seiner eignen Lage zu gebrauchen. Sie scheinen diese Möglichkeit sogar ernstlich ins Auge gefaßt zu haben; doch waren sie noch so wenig imstande, die Logik und Kraft des demokratischen Gedankens zu würdigen, daß sie es für möglich hielten, durch klug erdachte, schwarz auf weiß festgesetzte Klauseln das Volk an der Selbsthilfe zu hindern, zu der es die Macht hatte, sobald es nur wollte.

„Diese erste Phase der Entwicklung des Volksstaats, solange er nur als ein Ersatz für das Königtum galt, umfaßt alle Versuche zur Errichtung sogenannter Republiken bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, unter denen die amerikanische Republik natürlich die wichtigste war. Während dieses Zeitraums beschränkte sich der demokratische Gedanke allein auf den Protest gegen die frühere Regierungsform, ohne eigne, neue, bestimmte Lebensgrundsätze aufzustellen. Obgleich das Volk den König als Lenker der sozialen Kutsche abgesetzt und die Zügel selbst in die Hand genommen hatte, dachte es doch nur daran, das Gefährt im alten Geleise zu erhalten, so daß die Insassen die Veränderung kaum gewahr wurden.

„Die zweite Phase in der Entwicklung des demokratischen Gedankens begann mit dem Zeitpunkt, als dem Volk die Erkenntnis aufging, daß die Absetzung der Könige keineswegs der Hauptzweck des Volksstaats sei, sondern nur die Einleitung für sein eignes Programm, das in der Anwendung des gesamten sozialen Mechanismus zur Förderung der Wohlfahrt des ganzen Volkes bestand.

„Es ist eine interessante Thatsache, daß die Bewohner von Europa früher auf den Gedanken kamen, ihre politische Macht zur Verbesserung ihrer materiellen Lage zu benutzen, als die Amerikaner, obwohl dort die demokratischen Formen weit weniger Aufnahme fanden. Dies hatte natürlich seinen Grund in der unaufhörlichen wirtschaftlichen Not der Volksmassen jener Länder, welche sie trieb, bei jeder Neuerung vor allem daran zu denken, was für ihren Lebensunterhalt dabei herauskommen würde. Andrerseits wird es auch durch den allgemeinen Wohlstand, der bis

zum letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in Amerika herrschte, und durch die verhältnismäßige Leichtigkeit, mit der jeder sein Auskommen fand, erklärlich, daß die Amerikaner erst zu dieser Zeit anfingen, ernstlich daran zu denken, ihre wirtschaftliche Lage durch gemeinsames Handeln zu verbessern.

„Während seiner negativen Phase unterschied sich der Volksstaat von einer Monarchie nur, wie sich zwei Maschinen unterscheiden, welche den gleichen Zwecken dienen. Als der demokratische Gedanke in seine zweite Phase — die positive — trat, erkannte man, daß sich nicht nur die Form der Regierung geändert hatte, als man dem König und dem Adel die höchste Gewalt nahm und sie auf das Volk übertrug, sondern daß die ganze Vorstellung von den Motiven, Zwecken und Befugnissen einer Regierung von Grund aus anders geworden war. Es hatte sich ein Umsturz vollzogen, bei dem das ganze soziale System sozusagen auf den Kopf gestellt wurde, wie wenn sich plötzlich der Kompaß umgekehrt hätte und der Norden zum Süden, der Osten zum Westen geworden wäre. Zugleich brach sich eine Erkenntnis Bahn, die uns jetzt so geläufig ist, daß es kaum begreiflich scheint, wie man sich ihr je hat verschließen können. Man sah ein, daß das souveräne Volk sich nicht darauf beschränken dürfe, dieselben Funktionen auszuüben, wie die Könige und die herrschenden Klassen, als diese am Ruder waren. Im Gegenteil, da das Interesse der Könige und der herrschenden Klassen immer im Gegensatz zum Interesse des Volkes gestanden hatte, so durfte das Volk, als es zur Herrschaft kam, gerade alles das nicht thun, was jene gethan hatten, sondern was sie unterlassen hatten, das mußte es thun. Der Hauptzweck des Volksstaats aber, den keine der früheren Regierungen je ins Auge gefaßt hatte, war, die Macht der sozialen Organisation zu gebrauchen, um die materielle und sittliche Wohlfahrt der Gesamtheit des souveränen Volks auf die höchste Stufe zu heben, auf welcher allen derselbe Grad des Wohlergehens gesichert werden konnte — nämlich auf ein gleiches Niveau. Der Volksstaat der zweiten oder positiven Phase feierte seinen Triumph in seinem großen Umsturz und ist seitdem die einzige Regierungsform geblieben, welche die Welt kennt."

„Nach dem, was Sie sagen," bemerkte ich, „hat es also vor dem zwanzigsten Jahrhundert noch nie eine wirklich demokratische Regierung gegeben."

„Ganz recht," versetzte der Doktor. „Die sogenannten Republiken der ersten Phase bezeichnen wir als Pseudo-Republiken oder negative Volksstaaten. Sie hatten überhaupt keine eigentliche Volksregierung, weil in ihnen die Geldaristokratie am Ruder war; die Reichen führten die Herrschaft und zwar ohne jede Verantwortlichkeit. Das konnte auch gar nicht anders sein. Die Massen sind von Beginn der Welt an die Unterthanen und Diener der Reichen gewesen, aber über den Reichen standen die Könige und hielten ihre Herrschsucht im Zaum. Seit dem Sturz der Könige war die Macht der Reichen unumschränkt; sie besaßen die höchste Gewalt. Dem Namen nach stand zwar das Volk an der Spitze, aber die einzelnen Glieder und Klassen des souveränen Volks waren in wirtschaftlicher Beziehung die Leibeigenen der Reichen und lebten von ihrer Gnade; hinter der sogenannten Volksregierung versteckten sich die Kapitalisten.

„Als notwendige Entwicklungsstufen der Gesellschaft von der reinen Monarchie zum reinen Volksstaat bezeichnen diese Republiken der negativen Phase zwar einen Fortschritt, aber rein für sich betrachtet, waren sie im allgemeinen weit weniger erfreuliche Erscheinungen als die anständigen Monarchien. Besonders in betreff der Bestechlichkeit und Zugänglichkeit für die Einflüsse der Geldaristokratie war die republikanische Regierungsform die denkbar schlechteste. Zwischen der kräftigen absoluten Monarchie des achtzehnten Jahrhunderts und der Errichtung des wahren Volksstaats im zwanzigsten Jahrhundert liegt das neunzehnte Jahrhundert wie ein trübseliges Interregnum. Es läßt sich mit der Zeit der Minderjährigkeit eines Königs vergleichen, in welcher schlimme Staatsbeamte die königliche Macht mißbrauchen. Das Volk war zum Herrscher ausgerufen worden, aber es hatte noch nicht das Zepter ergriffen."

„Und doch," bemerkte ich, „sagten uns unsre Führer und Weisen im letzten Teil des neunzehnten Jahrhunderts — zu einer Zeit, als es nach Ihrer Ansicht noch kein einziges Beispiel einer echten Volksregierung gegeben hatte — daß das demokratische System nach allen Seiten hin geprüft worden sei und man sich ein genaues Urteil über das Ergebnis bilden könne. Ja, viele gingen so weit, zu behaupten, das System habe sich thatsächlich als verfehlt erwiesen, während man doch noch keinen einzigen Versuch gemacht hatte, einen Volksstaat im wahren Sinn des Wortes einzurichten."

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Weshalb die Massen so langsam zum Verständnis kamen, welche Bedeutung der demokratische Gedanke für sie hatte, läßt sich leicht erklären," sagte er. „Aber es ist eine ebenso schwierige wie undankbare Aufgabe, auseinanderzusetzen, wie es kam, daß die damaligen Philosophen, Geschichtsschreiber und Staatsmänner nicht im stande waren, die eigentliche Bedeutung des Volksstaats richtig zu würdigen und seine Entwicklung vorauszusehen. Die geringfügigen praktischen Erfolge, zu welchen es die demokratische Bewegung bisher gebracht hatte, während sie doch so große Zwecke verfolgte und ihr so ungeheure Kräfte zur Verfügung standen, hätte jene Männer sicherlich darüber belehren müssen, daß die ganze Entwicklung noch in ihren Anfangsgründen stand. Wie konnten

kluge Leute sich der Täuschung hingeben, daß die einzige Wirkung des großartigsten staatsumwälzenden Gedankens aller Zeiten die sein würde, daß man den Titel des Oberhaupts der Nation veränderte, aus dem Könige einen Präsidenten machte und die gesetzgebende Gewalt statt Parlament Kongreß nannte? Wären Ihre Schulmeister, Universitätsprofessoren und wer sonst noch für Ihre Bildung zu sorgen hatte, zu irgend etwas nutz gewesen, so würde unsre jetzige Gesellschaftsordnung — die wirtschaftliche Gleichheit — Sie nicht im geringsten überrascht haben; Sie hätten sofort sagen müssen, es sei nur eingetroffen, was sich erwarten ließ, denn man habe Sie gelehrt, daß dies notwendigerweise die nächste unvermeidliche Entwicklungsstufe des demokratischen Gedankens sein müsse."

Edith war vor die Thür getreten und winkte uns; wir standen von unsrer Bank auf.

„Die revolutionäre Partei," sagte der Doktor, während wir nach dem Hause schlenderten, „hat bei dem großen Umsturz das Werk der Agitation und Propaganda unter den verschiedensten, mehr oder weniger zutreffenden Benennungen betrieben, aber das eine Wort ‚Volksstaat' erklärte und rechtfertigte ihr Wirken, ihre Ursache und ihren Zweck besser, als ganze Reihen von Büchern es vermocht hätten. Die Amerikaner redeten sich ein, sie hätten eine Volksregierung errichtet, als sie sich von England trennten; aber das war eine Täuschung. Als das Volk die politische Macht an sich riß, welche früher in der Hand des Königs lag, hatte es nur die äußeren Festungswerke der Tyrannei zerstört. Die Citadelle selbst — das wirtschaftliche System — das jeden Teil des sozialen Gebäudes beherrschte, blieb in den Händen unverantwortlicher Machthaber. Solange das der Fall war, nutzte dem Volke die Besitzergreifung der Außenwerke nichts, es behielt sie nur, weil die Besatzung der Citadelle es gestattete. Als die Leute sahen, daß sie entweder die Citadelle erobern oder die Außenwerke räumen müßten, kam die Umwälzung. Sie sahen sich genötigt, das Werk zu vollenden, welches durch ihre Väter kaum begonnen worden war, und eine Volksregierung einzuführen, wenn sie nicht alles aufgeben wollten, was ihre Väter zu stande gebracht hatten."

III.

Ich werde in das Gemeinwesen aufgenommen.

Als wir zum Frühstück kamen, teilten uns die Damen eine höchst interessante Nachricht mit, die sie in der Morgenzeitung gefunden hatten. Es war nichts Geringeres als die Verkündigung eines Beschlusses, den der Kongreß der Vereinigten Staaten über meine Person gefaßt hatte. In einer Sitzung waren die Thatsachen, die zu meiner raschen Wiederbelebung geführt hatten, aufgezählt worden, und um allen Fragen zu begegnen, die sich über meinen jetzigen Rechtsstand erheben könnten, hatte man, augenscheinlich einstimmig, beschlossen, mich als vollberechtigten amerikanischen Bürger anzuerkennen. Ich sollte Anspruch haben auf alle Rechte und Freiheiten eines Bürgers, zugleich aber als Gast des amerikanischen Volkes von allen Pflichten und Dienstleistungen entbunden werden, die sonst dem Bürger obliegen, wofern ich sie nicht freiwillig auf mich nehmen wollte.

Da ich mich bisher von der Außenwelt abgeschlossen und nur mit der Familie Leete verkehrt hatte, war mir von dem großen und allgemeinen Interesse, welches mein Fall in der Oeffentlichkeit erregte, noch nichts zu Ohren gekommen. Ich erfuhr nun von meinen Wirten, daß dies Interesse sich schon über meine Person hinweg auf das ganze neunzehnte Jahrhundert erstreckte und man bereits anfing, das Studium der Litteratur, der Politik und besonders der Geschichte und Philosophie dieses Zeitalters mit neuem Eifer zu betreiben. Hauptsächlich interessierte man sich für die Uebergangsperiode, in der die alte Ordnung der Dinge der neuen Platz gemacht hatte.

„Meiner Ansicht nach," sagte der Doktor, „hat die Nation nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt, als sie Ihnen das Gastrecht gewährte. Denn Sie haben durch die Förderung des Geschichtsstudiums schon mehr für unser Unterrichtswesen gethan, als ein Regiment Schulmeister in einer ganzen Lebenszeit zu leisten vermöchte."

Der Doktor kam dann wieder auf den Kongreßbeschluß zurück; er bemerkte, derselbe wäre seiner Ansicht nach ganz überflüssig gewesen. Zwar hätte ich zweifellos auf meinen Bürgerrechten außergewöhnlich lange geschlafen, aber daraus ließe sich doch nicht folgern, daß ich irgend eins derselben verscherzt hätte.

„Wie dem auch sei," fuhr er fort, „jedenfalls hat der Beschluß alle Zweifel über Ihren Rechtsstand beseitigt, und deshalb möchte ich vorschlagen, daß wir gleich nach dem Frühstück auf die Nationalbank gehen, um dort Ihr Bürgerkonto zu eröffnen."

„Natürlich bin ich froh," sagte ich, als wir aus dem Hause traten, „daß ich nicht länger genötigt bin, Ihre Gastfreundschaft auf die Probe zu stellen; aber mich ergreift doch ein unbehagliches Gefühl, wenn ich diese großmütige Versorgung so einfach annehmen soll."

„Lieber Julian," erwiderte der Doktor, „es wird mir doch manchmal recht schwer, Ihre Auffassung unsrer Gesetze und Einrichtungen ganz zu verstehen."

„Ich sollte meinen, in diesem Fall wäre es leicht genug. Mir ist zu Mute, als wenn ich ein Gegenstand der öffentlichen Wohlthätigkeit wäre."

„Ah!" rief der Doktor, „es kommt Ihnen vor, als wollte die Nation Ihnen eine Gunst erweisen, als wären Sie ihr zu Dank verpflichtet. Entschuldigen Sie meine Schwerfälligkeit, aber wir sehen in der That die wirtschaftliche Versorgung unsrer Bürger von

einem ganz andern Gesichtspunkt an. Uns erscheint die Sache so, daß Sie eine öffentliche Pflicht erfüllen, wenn Sie Ihren Unterhalt annehmen. Sie verpflichten dadurch die Nation — das heißt die Mehrzahl Ihrer Mitbürger — in höherem Grade, als Sie selbst ihnen verpflichtet sind."

Ich fragte mich, ob der Doktor wohl Scherz mit mir treibe, aber er sah ganz ernsthaft aus.

„Eigentlich sollte ich mich nun endlich daran gewöhnt haben, daß heutzutage alles auf dem Kopfe steht," rief ich. „Aber sagen Sie mir nur: durch welche Verdrehung dessen, was im neunzehnten Jahrhundert für gesunden Menschenverstand galt, haben Sie herausbekommen, daß ich der Nation einen Gefallen thue, wenn ich mich von ihr versorgen lasse, statt daß sie mir einen Dienst leistet?"

„Ich glaube, das kann ich Ihnen leicht erklären," erwiderte der Doktor, „ohne daß sie dabei der Denkweise, an die Ihre Zeitgenossen gewöhnt waren, Gewalt anzuthun brauchen. Soviel ich weiß, haben Sie ein System des unentgeltlichen Unterrichts auf Kosten des Staates gehabt."

„Ja."

„Welche Idee lag dieser Einrichtung zu Grunde?"

„Der Gedanke, daß ein ungebildeter Bürger kein guter Wähler sein kann."

„Ganz recht. Deshalb hat der Staat mit großem Kostenaufwand den unentgeltlichen Unterricht im Volk durchgeführt. Für den Bürger war es sehr vorteilhaft, diesen Unterricht zu erhalten, ebenso wie es für Sie vorteilhaft ist, die Versorgung anzunehmen. Aber der Staat hatte ein noch viel größeres Interesse daran. Verstehen Sie, was ich meine?"

„Ich kann wohl einsehen, daß es im Interesse des Staates ist, mich zu erziehen, aber nicht, daß es ihm nutzt, wenn ich einen Teil des Nationalvermögens verbrauche."

„Trotzdem herrscht dabei derselbe Grundsatz: es ist für die Gesamtheit der Bürger von höchster Wichtigkeit, daß gut regiert wird. Wir halten es für selbstverständlich, daß jeder, der das Stimmrecht ausübt, nicht nur gebildet sein muß, sondern auch ein persönliches Interesse am Wohlergehen des Staates haben sollte, derart, daß der Eigennutz mit dem öffentlichen Nutzen zusammenfällt. Durch das Stimmrecht hat jeder Bürger den gleichen Einfluß auf das Ganze, darum sollte auch jeder dasselbe wirtschaftliche Interesse am Ganzen haben, und so kommen wir auf den Grund, weshalb es für die öffentliche Wohlfahrt notwendig ist, daß Sie ohne weiteres Ihren Anteil am Gesamtvermögen des Landes hinnehmen, ganz abgesehen von dem persönlichen Vorteil, der Ihnen dabei zufällt."

„Wissen Sie denn," sagte ich, „daß Ihre Idee, jeder Wähler müsse ein wirtschaftliches Interesse am Staate haben, schon von den ärgsten Konservativen verfochten worden ist? Sie zogen aber daraus einen ganz entgegengesetzten Schluß. Darüber wären sie mit Ihnen völlig einig gewesen, daß politische Macht und wirtschaftliches Interesse am Wohlergehen des Landes Hand in Hand gehen sollten, aber die praktische Anwendung, die sie von dem Satze machten, war negativ statt positiv. Sie behaupten: da mit dem Stimmrecht ein wirtschaftliches Interesse am Staat verbunden sein sollte, muß jedem Bürger ein wirtschaftlicher Anteil gesichert werden. Die Konservativen dagegen wollten jedem das Stimmrecht entziehen, der nicht wirtschaftlich am Wohl des Staates beteiligt war. Mehrere meiner Freunde hatten die feste Ueberzeugung, daß eine solche Beschränkung des Stimmrechts notwendig sei, wenn das demokratische Experiment nicht fehlschlagen solle."

„Das heißt," bemerkte der Doktor, „sie haben vorgeschlagen, das demokratische Experiment dadurch zu retten, daß man es aufgab. Ein sehr geistreicher Gedanke; aber es hat sich gezeigt, daß die demokratische Bewegung kein Experiment war, das man aufgeben konnte, sondern eine Entwicklung, die sich vollziehen mußte. Wie deutlich erkennt man aus diesen Ansichten Ihrer Zeitgenossen über Beschränkung des Stimmrechts auf die wirtschaftlich Starken, daß selbst die intelligentesten Klassen der Gesellschaft damals unfähig waren, die volle Bedeutung des demokratischen Glaubensbekenntnisses zu erfassen, dem sie doch anzuhängen meinten. Es ist der erste Grundsatz der Demokratie, Wert und Würde des Individuums anzuerkennen. Diese Würde, die auf Eigenschaften der menschlichen Natur beruht, ist wesentlich in allen Individuen die gleiche, und daher ist Gleichheit der wichtigste Grundsatz der Demokratie. Dem inneren Wert, der jedem Individuum angeboren ist, müssen alle materiellen Verhältnisse dienstbar gemacht werden; etwaige Zufälligkeiten und Unterschiede in der persönlichen Lage kommen dabei nicht in Betracht. Die Erhebung und Förderung des Menschengeschlechts ohne Rücksicht der Person ist das fortdauernde und einzig vernünftige Motiv der demokratischen Staatsklugheit. Vergleichen Sie einmal diese Auffassung mit dem köstlichen Einfall Ihrer Zeitgenossen, das Stimmrecht zu beschränken. Sie hatten die Verschiedenheit in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Individuen erkannt und schlugen nun vor, das Recht und die Würde des Individuums diesen materiellen Verhältnissen anzupassen, statt umgekehrt die wirtschaftlichen Verhältnisse mit der Hauptsache, dem gleichen Wert aller Menschen, in Einklang zu bringen."

„Mit einem Wort," sagte ich, „während bei unserm System die Menschen mit den Dingen in Uebereinstimmung gebracht werden sollten, haltet ihr es für vernünftiger, die Dinge den Menschen anzupassen."

„Das ist in der That der Hauptunterschied zwischen

der alten und der neuen Ordnung," erwiderte Leete. Eine Weile gingen wir schweigend nebeneinander her, dann sagte der Doktor: „Mir ist ein Ausdruck aufgefallen, den Sie vorhin gebraucht haben; er machte mir klar, daß zu Ihrer Zeit ein gewisser Satz in ganz anderm Sinne verstanden wurde als heutzutage. Ich hatte unsre Ansicht ausgesprochen, daß jeder Wähler ein wirtschaftliches Interesse am Staat haben soll, und Sie bemerkten darauf, daß schon zu Ihrer Zeit einige Leute denselben Gedanken gehabt hätten. Aber nach unsrer Anschauung über ein solches Interesse am Staat hat nie jemand bei der damals herrschenden Wirtschaftslehre diesen Gedanken gehabt oder haben können."

„Warum nicht?" fragte ich. „Hatten nicht Männer, die Eigentum besaßen — Millionäre wie ich zum Beispiel — ein Interesse am Wohlergehen des Landes?"

„Insofern, als ihr Besitz geographisch in dem betreffenden Lande untergebracht war, kann man wohl sagen, daß sie ein Interesse am Lande hatten, aber nicht das Interesse, das wir meinen. Ein Stück des Grundes und Bodens oder ein Teil des Staatsvermögens gehörte ihnen ausschließlich zu eigen, und der Besitzer war nur für das Gedeihen seines speziellen Anteils thätig, ohne an das Ganze zu denken. Ein solcher Besitz, oder das Streben, ihn zu erlangen, machte aber den Besitzer oder den danach Strebenden durchaus nicht zu einem Bürger, der mit voller Hingabe dem Wohl des Landes diente; ebensogut konnte er dem Staate gefährlich werden, denn der Eigennutz trieb den Besitzenden dazu, seinen eignen Anteil auf Kosten der Mitbürger oder des Staatsvermögens zu vergrößern. Eure Millionäre — ohne persönliche Beziehung auf Sie selbst natürlich — scheinen die allergefährlichsten Leute gewesen zu sein, und das rührte naturgemäß gerade davon her, daß sie ein Interesse am Wohlergehen des Landes im Sinne Ihrer Zeitgenossen, nicht in unserm Sinne, hatten. Reichtum, den man sich auf diese Weise aneignete, konnte nur Zwietracht stiften und einen antisozialen Einfluß haben.

„Was wir mit einem Interesse am Lande meinen, konnte niemand haben, ehe der Privatbesitz der wirtschaftlichen Gleichheit Platz gemacht hatte. Jeder, der es wünscht, darf natürlich sein eignes Haus, sein eignes Grundstück haben und stets eignes Einkommen nach Belieben verwenden; aber dieser Besitzanteil ist nur zum Gebrauch bestimmt und kann keinen Anlaß zu Streitigkeiten geben, da er bei allen Bürgern der gleiche ist. Das Nationalvermögen, die Quelle für den allgemeinen Verbrauch, ist der unteilbare Besitz aller, und ein Streit aus selbstsüchtigen Gründen über die Verwaltung dieses allgemeinen Besitzes, von dem jeder Privatbesitz abhängig ist, bleibt vollständig ausgeschlossen, wie auch sonst die Meinungen auseinandergehen mögen. Der Anteil des Bürgers an diesem gemeinschaftlichen Gut ist eine Art von Interesse am Lande, welches es ihm unmöglich macht, das Wohl eines andern zu schädigen, ohne zugleich sein eignes mit zu treffen, oder das eigne Wohlergehen zu fördern, ohne daß es dem Wohl der Gesamtheit zu gute kommt. Die wirtschaftlichen Folgen, die daraus entstehen, machen sozusagen die alte goldene Sittenregel zu einem automatischen Regierungsgrundsatz: Was wir wollen, daß uns die Menschen thun, müssen wir mit Notwendigkeit auch ihnen thun. Ehe die wirtschaftliche Gleichheit es möglich machte, den Gedanken, daß jeder Bürger ein Interesse am Wohl des Landes haben müsse, in diesem Sinne durchzuführen, konnte das demokratische System niemals seinen wahren Charakter entfalten."

„Mir scheint," sagte ich, „daß euer Grundprinzip der wirtschaftlichen Gleichheit, von dem ich glaubte, es sei vornehmlich im Interesse der materiellen Wohlfahrt des Volkes aufgestellt, zugleich ein vortreffliches Prinzip politischer Weisheit ist, das die Fortdauer und Ordnung des Staates sicherstellt."

„Ganz gewiß," erwiderte der Doktor. „Unser wirtschaftliches System dient ebensowohl der Staatsklugheit als der Menschenliebe. Glauben Sie mir, die erste Bedingung für die Wirksamkeit und Festigkeit jeder Regierung ist ihr unmittelbarer, dauernder und unlöslicher Zusammenhang mit dem Gemeinwohl, das heißt mit dem Gedeihen des Ganzen, ohne Rücksicht auf einzelne Teile. Darin lag die Stärke der Monarchie, daß der König als Besitzer des Landes aus selbstsüchtigen Gründen sich den Interessen des Volkes anbequemte. Nur aus diesem Grunde hat die autokratische Regierungsform immer einen gewissen oberflächlichen Erfolg gehabt. Andrerseits lag die verhängnisvolle Schwäche der Demokratie während ihrer negativen Phase, vor der großen Umwälzung, darin, daß das Volk zwar die Gewalt in Händen hatte, aber nur ein indirektes Gefühlsinteresse an dem Staat als Ganzem in seiner Verwaltung besaß; sein wahres, vornehmstes, unveränderliches, unmittelbares Interesse galt dem persönlichen Glück und dem Privatbesitz, die vom Gemeinwohl gänzlich unabhängig waren, ja ihm oft feindlich entgegenstanden. In begeisterten Augenblicken hat sich wohl das Volk gelegentlich zur Unterstützung des Gemeinwesens vereinigt, aber in der Regel hatte das Gemeinwohl keinen Verfechter, sondern war allen Parteiungen und den Ränken hinterlistiger Menschen preisgegeben, die darauf ausgingen, den Staat zu berauben und den Mechanismus der Regierung für ihre persönlichen Zwecke oder den Nutzen ihrer Gesellschaftsklasse in Bewegung zu setzen. Diese Schwäche war unheilbar, solange das Nationalvermögen und alle wirtschaftlichen Interessen des Staats in Privathänden lagen; nur durch gründliche Vernichtung des Privatkapitals und

Vereinigung des ganzen Nationalvermögens unter gemeinsamer Kontrolle konnte ihr abgeholfen werden. Nachdem dies geschehen war, wurde dasselbe wirtschaftliche Motiv, — das, solange das Kapital in Privathänden blieb, einen trennenden Einfluß übte und jenen Gemeinsinn zerstörte, der die Lebensluft im Volksstaat sein sollte — zum kräftigsten Bindemittel. Es machte die Volksherrschaft nicht nur im idealen Sinne zum gerechtesten, sondern auch praktisch zum wirksamsten und erfolgreichsten aller politischen Systeme. Der Bürger, der bis dahin für einen Teil gegen die andern Teile gekämpft hatte, wurde durch diese Umwälzung ein Beschützer des Ganzen."

IV.

Ein Bankbureau im zwanzigsten Jahrhundert.

Auf der Bank waren alle Förmlichkeiten schnell erledigt. Dr. Leete stellte mich dem Vorsteher vor, und alles andre ergab sich von selbst; die ganze Verhandlung dauerte nicht drei Minuten. Es wurde mir mitgeteilt, daß der Kredit des erwachsenen Bürgers in diesem Jahr auf 4000 Dollars festgestellt sei, und daß der mir zukommende Betrag für den Rest des Jahres — es war Ende September — 1075.41 Dollars betrage.

Ich bat, mir Scheine im Wert von 300 Dollars zu geben, und ließ das übrige im Depot; ganz wie ich es auf einer Bank des neunzehnten Jahrhunderts gethan haben würde, wenn ich mir Geld zum augenblicklichen Gebrauch holte. Nachdem das geschehen war, forderte mich Herr Chapin, der Vorsteher, auf, in sein Bureau zu kommen.

„Wie erscheint Ihnen unser Banksystem im Vergleich mit dem des neunzehnten Jahrhunderts?" fragte er.

„Jedenfalls hat es für einen armen Eindringling wie mich einen großen Vorzug," sagte ich; „man bekommt Kredit, ohne ein Depot zu haben. Im übrigen weiß ich zu wenig davon, um ein Urteil abzugeben."

„Wenn Sie unsre Art und Weise erst näher kennen gelernt haben," erwiderte der Vorsteher, „werden Sie überrascht sein, wie viel Aehnlichkeit sie mit der früheren hat. Natürlich giebt es bei uns kein Geld und nichts dem Aehnliches, aber die Lehre vom Wechselgeschäft hat ja von Anfang an der Abschaffung des Geldes den Weg bereitet. Der einzige Unterschied ist eigentlich, daß bei unserm System jeder das Jahr mit demselben Saldo zu seinen Gunsten anfängt, und daß dieser Kredit nicht übertragbar ist. Darin sind wir aber ganz ebenso streng, wie Ihre Banquiers waren, daß wir ein Depot verlangen, ehe wir einen Kredit eröffnen; nur macht bei uns das Volk gemeinsam das Depot für alle auf einmal. Dies gemeinsame Depot besteht aus Vorräten von allerlei Waren und Anweisungen auf die verschiedenen öffentlichen Dienstleistungen, die voraussichtlich gebraucht werden. Diese Waren und Dienstleistungen werden abgeschätzt, und die Summe der Preise, dividiert mit der Bevölkerungszahl, ergiebt den Kredit des einzelnen Bürgers, der in gar nichts anderm besteht, als in seinem persönlichen Anteil an den Waren und Dienstleistungen, die das Jahr über verfügbar sind. Jedenfalls hat Ihnen Dr. Leete das alles schon mitgeteilt."

„Aber ich war doch nicht da, als der Ueberschlag für dieses Jahr gemacht wurde. Hoffentlich kommen nicht andre durch meinen Kredit zu kurz."

„Machen Sie sich darüber keine Sorge," erwiderte der Vorsteher. „Es ist zwar merkwürdig, wie bei einer großen Bevölkerung die verschiedenen Bedürfnisse sich ausgleichen, aber es wäre doch unmöglich, einen so großartigen Betrieb wie den unsern ohne große Ueberschüsse zu verwalten. Wir haben den Grundsatz, daß von Waren, die dem Verderben ausgesetzt sind, und von Waren, in denen der Geschmack oft wechselt, so wenige Vorräte wie möglich über den Bedarf hinaus produziert werden sollen; aber von allen wichtigen Stapelwaren haben wir so viel auf Lager, daß zwei Mangeljahre den Preis der haltbaren Produkte nicht steigern würden; ja, wenn die Bevölkerung sich unerwartet um mehrere Millionen vermehrte, könnte sie doch jederzeit versorgt werden, ohne daß eine Störung zu befürchten wäre."

„Dr. Leete hat mir gesagt, daß alles, was der Bürger am Ende des Jahres von seinem Kredit nicht verbraucht hat, ausgestrichen wird, weil es für das nächste Jahr nicht gilt. Das geschieht wohl, um ein Anhäufen und Zurücklegen zu verhindern, wodurch die wirtschaftliche Gleichheit untergraben werden könnte?"

„Ganz richtig," sagte der Vorsteher, „aber diese Maßregel hat außerdem noch den Zweck, die Buchführung zu vereinfachen, damit keine Unordnung einreißt. Der jährliche Kredit bezieht sich auf ganz bestimmte Warenvorräte, die während des laufenden Jahres zur Verfügung stehen. Für das nächste Jahr wird eine neue Berechnung auf etwas veränderter Grundlage gemacht. Zuvor muß aber in den Büchern die Bilanz gezogen und jede Anweisung vernichtet werden, die nicht eingereicht worden ist; dann wissen wir genau, wie wir stehen."

„Und was geschieht, wenn ich meinen Kredit erschöpfe, ehe das Jahr um ist?"

Der Vorsteher lächelte. „Ich habe davon gelesen," sagte er, „daß zu Ihrer Zeit die Verschwendung ein sehr gefährliches Uebel war. Unser System hat den Vorzug vor dem damaligen, daß der unverbesserlichste Verschwender sein Kapital nicht antasten kann, denn es besteht aus seinem unveräußerlichen Anteil am Vermögen der ganzen Nation. Im schlimmsten Fall kann er nur die jährliche Dividende verschleudern. Sollte das bei Ihnen der Fall sein,

so bin ich gewiß, daß Ihre Freunde für Sie sorgen werden, und wenn sie es nicht thun, thut es das Volk. Wir bringen es nicht mehr so gut fertig wie unsre Vorväter, in Hülle und Fülle zu leben, wo andre hungern. Wenn Sie darauf bestehen wollten, Mangel zu leiden, müßten Sie sich verstecken."

„Welchem Betrag hätte wohl im Jahre 1887 dieser Kredit von 4000 Dollars entsprochen?" fragte ich.

„Ungefähr 6000 oder 7000 Dollars," erwiderte Herr Chapin. „Wenn Sie die wirtschaftliche Lage unsrer Bürger abschätzen, müssen Sie bedenken, was für eine Menge Dienstleistungen und Annehmlichkeiten jetzt auf öffentliche Kosten geliefert werden, die früher jeder selbst bezahlen mußte. Wasser, Licht, Musik, Zeitungen, Schauspiel und Oper, auch jede Art von Transport- und Verkehrsmitteln, wie Post und Telegraphie, stehen jedem umsonst zur Verfügung, nebst tausend andern Dingen, die man nicht alle aufzählen kann."

„Da so vieles auf öffentliche Kosten geliefert wird, warum nicht alles? Würde das nicht die Angelegenheiten sehr vereinfachen?"

„Im Gegenteil, wir glauben, daß es die Verwaltung erschweren und jedenfalls dem Volke weit weniger gefallen würde. Wir bestehen zwar auf Gleichheit, aber wir hassen die Gleichförmigkeit und geben uns Mühe, den verschiedensten Geschmacksrichtungen freies Spiel zu gewähren."

Da Herr Chapin glaubte, es würde mich interessieren, hatte er einige Geschäftsbücher der Bank in sein Comptoir gebracht. Trotzdem ich wenig von der Buchführung des neunzehnten Jahrhunderts verstand, fiel mir sofort auf, wie einfach diese Rechnungen zu sein schienen, im Vergleich zu dem, was ich gewohnt war. Ich machte eine Bemerkung darüber und fügte hinzu, dies sei mir um so auffallender, weil ich bisher gedacht hätte, daß bei allen Vorzügen, die das nationale Genossenschaftssystem unzweifelhaft besitze, es doch eine viel umfangreichere Buchführung erfordern müsse, als unsre Art der Verwaltung. Der Vorsteher und Dr. Leete sahen einander an und lächelten.

„Wissen Sie, Herr West," sagte der erstere, „uns kommt es sehr sonderbar vor, daß Sie die Sache so ansehen. Wir meinen umgekehrt, daß bei unserm System ein Rechner genügt, wo zu Ihrer Zeit mehrere Dutzend gebraucht wurden."

„Aber," entgegnete ich, „jetzt führt die Nation doch eine besondere Rechnung für jeden einzelnen — Mann, Weib oder Kind — im ganzen Lande."

„Natürlich," meinte der Vorsteher, „aber war das nicht früher auch der Fall? Wie hätten sonst die Steuern festgestellt und eingezogen werden können? Wie hätte man über die hunderterlei Pflichten der Bürger Aufsicht führen sollen? Das damalige Steuersystem allein, mit seinen Untersuchungen und Schätzungen, seinem Mechanismus zur Einziehung des Geldes und seinen Strafen, war viel verwickelter als die Berechnungen, welche Sie hier vor sich haben. Diese fangen, wie Sie sehen, damit an, daß jedem Bürger beim Beginn des Jahres derselbe Kredit eröffnet wird, und verzeichnen nur die einzelnen Bezüge, ohne Berechnung von Zinsen und andern Nebendingen. Ich versichere Sie, Herr West, die Sache geht so glatt und gleichmäßig vor sich, daß die Rechnungen mittels einer mechanischen Vorrichtung gemacht werden und der Rechner nur auf einer Klaviatur zu spielen braucht."

„Aber, wenn ich recht verstanden habe, verzeichnet man auch die Dienste eines jeden Bürgers, um einen Maßstab für seine Leistungen zu erhalten."

„Gewiß, darüber wird sehr genau und sorgfältig Buch geführt, so daß Irrtum und Ungerechtigkeit ausgeschlossen sind. Aber dies Register ist bei weitem nicht so verwickelt, wie die früheren Geld- oder Lohnberechnungen; es hat vielmehr eine Aehnlichkeit mit den einfachen Listen der Auszeichnungen in den Erziehungsanstalten, durch welche man die Grade der Schüler und Studenten zu bestimmen pflegte."

„Aber steht nicht der Bürger außerdem noch in Verbindung mit den öffentlichen Warenhäusern, aus denen er seine Bedürfnisse bezieht?"

„Gewiß, er erhält jedoch nichts auf Rechnung. Wie Ihre Zeitgenossen sagen würden, werden alle Einkäufe bar bezahlt, das heißt auf der Kreditkarte eingetragen."

„Da bleibt immer noch die Berechnung für Waren und Dienstleistungen zwischen den Lagerhäusern und der produktiven Abteilung und zwischen den einzelnen Abteilungen."

„Natürlich, aber das Ganze steht unter einer Oberleitung; alle Abteilungen arbeiten sich friedlich in die Hände, und es giebt keine Versuchung zur Unredlichkeit. Die Sache ist also ein Kinderspiel im Vergleich mit den Schwierigkeiten, die beim Verkehr zwischen den sich gegenseitig mißtrauenden Privatkapitalisten entstanden. Zu Ihrer Zeit hatte jeder seinen besonderen Geschäftsbetrieb, und die Leute saßen oft nächtelang auf, um sich immer neue Kniffe auszudenken, wie sie einander betrügen, überlisten und übervorteilen könnten."

„Aber es sind doch ausführliche statistische Erhebungen notwendig, die bei der Regelung der Produktion als Grundlage dienen. Diese können unmöglich ohne sehr viele Rechnerei gemacht werden?"

„Eure Staatsregierungen," erwiderte Herr Chapin, „veröffentlichten auch alljährlich eine Menge solcher statistischen Berechnungen, die trotz ihrer zweifelhaften Genauigkeit viel mehr Mühe gemacht haben müssen, weil sie ein sehr unwillkommenes Eindringen in Privatverhältnisse bedingten, während die unsrigen

nichts andres sind als eine Sammlung der Berichte, die aus den Büchern der verschiedenen Abteilungen des einen großen Geschäfts zusammengestellt werden. Auch zu Ihrer Zeit mußte sich jeder Fabrikant, jeder Kaufmann und Ladenbesitzer von dem voraussichtlichen Verbrauch vorher einen Ueberschlag machen, und wenn er sich geirrt hatte, war er zu Grunde gerichtet. Dabei konnte er den Verbrauch nur ungefähr erraten, denn die Ziffern waren ihm bloß zum Teil bekannt. Uns aber steht das vollständige Material zu Gebote, und daher sind unsre Voranschläge nicht nur viel sicherer, sondern auch viel einfacher."

„Erlassen Sie mir gütigst alle weiteren Beweise für die Dummheit meiner Einwände."

„Aber, lieber Herr West, von Dummheit ist gar nicht die Rede. Eine ganz neue Ordnung der Dinge kommt einem auf den ersten Blick immer verwickelt vor, wenn man sich auch bei näherer Betrachtung überzeugen muß, daß sie die Einfachheit selber ist. Lassen Sie mich, bitte, ausreden, denn bis jetzt habe ich Sie die Sache nur von einer Seite betrachten lassen. Ich habe Ihnen gezeigt, wie wenige und wie einfache Berechnungen wir zu machen haben im Vergleich mit den früheren. Aber die Hauptarbeit verursachten noch die vielen Rechnereien, die damals notwendig waren und von denen wir gar nichts wissen. Soll und Haben kennt man nicht mehr, Zinsen, Renten, Gewinne und alle Berechnungen, die damit zusammenhängen, sind aus der Welt verschwunden. Zu Ihrer Zeit hatte jedermann neben seiner Abrechnung mit dem Staat noch ein ganzes Netzwerk von Rechnungen mit seinen Nebenmenschen. Selbst der bescheidenste Lohnarbeiter stand wenigstens ein dutzendmal in den Büchern der Handelsleute; ein wohlhabender Mann kam wohl hundertmal darin vor, ganz abgesehen von seinen Beziehungen zu Leuten, die nicht dem Kaufmannsstande angehörten. Ein einigermaßen beweglicher Dollar wanderte an so viele Orte, aus einer Hand in die andre, daß man wohl sagen kann, er hat in fünf Jahren sich selber gekostet an Federn, Tinte, Papier und Schreiberlohn — von Mühe und Aerger noch gar nicht zu reden. Alle diese Arten von privater und geschäftlicher Buchführung sind gänzlich abgeschafft. Kein Mensch ist einem andern mehr etwas schuldig oder ist sein Gläubiger. Man hat keinen Kontrakt mit irgend jemand, auch keine Rechnung bei irgend jemand, sondern schuldet nur jedem Menschen die achtungsvolle Freundlichkeit, die seinen guten Eigenschaften gebührt."

V.

Ich habe ein ungewohntes Gefühl.

„Doktor," sagte ich, als wir aus der Bank heraustraten, „ich habe ein ganz sonderbares Gefühl."

„Was für ein Gefühl denn?"

„Es ist eine Empfindung, die ich noch nie gehabt habe, auf die ich nicht vorbereitet bin. Mir ist zu Mute, als möchte ich arbeiten. Ja, ich, Julian West, von Beruf Millionär und Müßiggänger, der ich in meinem Leben nie etwas Nützliches gethan oder auch nur ein Verlangen danach verspürt habe, fühle das unbezwingliche Bedürfnis, mir die Aermel aufzustreifen und eine Arbeit zu verrichten, die als Entgelt für meinen Lebensunterhalt gelten könnte."

„Aber," sagte der Doktor, „der Kongreß hat Sie ja für einen Gast der Nation erklärt und Sie ausdrücklich von allen öffentlichen Diensten freigesprochen."

„Das ist alles recht schön und gut gemeint, aber ich fange an zu merken, daß es mir kein Vergnügen machen wird, von andrer Leute Arbeit zu leben."

„Wodurch meinen Sie denn, daß diese neue Abneigung, auf andrer Leute Kosten zu leben, bei Ihnen entstanden ist?" fragte der Doktor lächelnd.

„Ich habe mich nie viel mit Selbstbetrachtung abgegeben," sagte ich, „aber in diesem Fall läßt sich die Veränderung leicht erklären. Ich stehe hier mitten in einer Genossenschaft, deren Mitglieder, soweit sie nicht körperlich unfähig dazu sind, alle ihr Teil dazu beitragen, den Wohlstand zu begründen, dessen Früchte ich mitgenieße. Man müßte doch gar kein Gefühl haben, wenn man unter solchen Umständen sich nicht schämte, müßig dabei zu stehen, statt mit anzugreifen. Warum habe ich im neunzehnten Jahrhundert diese Pflicht der Arbeit nicht ebenso empfunden? Nun, einfach deswegen, weil es damals kein System der gemeinschaftlichen Arbeit gab, ja überhaupt kein System. Bei der Verteilung der Arbeit war keine Spur von Gleichmäßigkeit und Gerechtigkeit zu finden. Wer konnte, ging ihr aus dem Wege, und die, welche arbeiten mußten, verwünschten ihre glücklicheren Mitbrüder und rächten sich an ihnen durch möglichst schlechte Arbeit. Setzen Sie den Fall, daß ein junger Mensch wie ich den Wunsch gehabt hätte, an der allgemeinen Arbeit teilzunehmen. Wie sollte er das anfangen? Es gab gar keine öffentliche Einrichtung, welche die Arbeit einigermaßen gerecht verteilte. Ein Zusammenarbeiten war ganz unmöglich. Wir hatten nur die Wahl, ob wir uns das herrschende wirtschaftliche System zu nutze machen wollten, um von der Arbeit andrer zu leben, oder ob diese andern es sich zu nutze machen sollten, um von unsrer Arbeit zu leben. Wir mußten ihnen auf dem Nacken sitzen, wenn sie uns nicht auf dem Nacken sitzen sollten. Entweder mußten wir aus dem ungerechten System Vorteil ziehen oder ihm zum Opfer fallen. Das eine konnte uns moralisch ebensowenig befriedigen wie das andre, und so wählten wir natürlich ersteres. In seltenen Momenten erkannten die anständigeren Leute, wie unaussprechlich erbärmlich es sei, sich von den Arbeitenden füttern zu lassen;

aber unser Gewissen war vollständig des Teufels geworden durch dieses hoffnungslos verwirrte wirtschaftliche System, bei dem kein Mensch klar sehen und noch weniger richtig handeln konnte. Ich kann dreist behaupten, daß in meinem Kreise, jedenfalls unter meinen Freunden, kein einziger war, der nicht in meiner heutigen Lage, einem so einfachen und gerechten System der Arbeitsverwaltung gegenüber, ebenso wie ich das Bedürfnis haben würde, sich die Aermel aufzustreifen und mit anzupacken."

„Davon bin ich ganz überzeugt," sagte der Doktor. „Ihre Erfahrung bestätigt nur aufs schlagendste, was uns ein Abschnitt in der Geschichte der großen Umwälzung erzählt: Kaum war die gegenwärtige wirtschaftliche Ordnung eingeführt, da wurde auch den unverbesserlichsten Müßiggängern und Vagabunden der alten Ordnung die vollkommene Gerechtigkeit der neuen Einrichtungen klar, und sie drängten sich mit Begeisterung zum Dienst des Staates. Was aber Sie selbst anbetrifft, hat Ihnen denn mein Vorschlag nicht gefallen, Sie möchten unserm Volke Vorlesungen über das neunzehnte Jahrhundert halten?"

„Zuerst habe ich auch gemeint, das wäre ein guter Gedanke, aber unser Gespräch heute früh im Garten hat mich beinahe überzeugt, daß ich und meine Zeitgenossen die allerletzten waren, die verstehen konnten, was das neunzehnte Jahrhundert zu bedeuten hatte, und wohin es führte. Wenn ich ein paar Jahre bei euch gewesen bin, werde ich vielleicht genug gelernt haben, um mit Verständnis über mein eignes Zeitalter zu sprechen."

„Das hat etwas für sich," erwiderte der Doktor. „Sehen Sie dort das große Kuppelgebäude jenseits des Platzes? Das ist unsre Industriebörse. Da wir gerade davon sprechen, was Sie thun könnten, um sich nützlich zu machen, würde es Sie vielleicht interessieren, die Art und Weise näher kennen zu lernen, wie unsre jungen Leute ihre Beschäftigungen wählen?"

Ich war gleich bereit dazu, und wir gingen quer über den Platz nach der Börse.

„Bis jetzt habe ich Ihnen nur einen allgemeinen Umriß von unserm System des Industriedienstes aller gegeben. Sie wissen, daß jeder Erwachsene beider Geschlechter, wenn er nicht aus irgend einem Grunde zeitweise oder dauernd davon beurlaubt wird, im einundzwanzigsten Jahr in den öffentlichen Dienst eintritt und nach einer dreijährigen Lehrzeit in der Klasse der ungelernten Arbeiter sich seine besondere Beschäftigung auswählen kann, wenn er nicht vorzieht, weiter zu studieren und eine der wissenschaftlichen Berufsarten zu ergreifen. Da durchschnittlich jedes Jahr sich eine Million junger Leute auf diese Weise für einen Beruf entscheidet, so können Sie sich denken, daß es keine kleine Aufgabe ist, für jeden die Stelle zu finden, die seiner Neigung entspricht, und dabei zugleich für alle Bedürfnisse des öffentlichen Dienstes zu sorgen."

Ich versicherte dem Doktor, daß ich thatsächlich daran gleich gedacht hatte.

„Wenige Minuten werden genügen, Sie darüber aufzuklären," sagte er. „Es ist merkwürdig, wie ein vernünftiges System dem Menschen die Aufgabe erleichtert, seinen richtigen Lebensberuf zu finden, eine Aufgabe, die zu Ihrer Zeit so große Schwierigkeiten hatte und so selten glücklich gelöst wurde."

Wir suchten uns ein behagliches Plätzchen in der Nähe eines Fensters der Haupthalle, und der Doktor brachte eine Menge Probezettel und Formulare herbei, deren Zweck er mir erklärte. Zuerst zeigte er mir die jährlichen Voranschläge der Regierung für alle Erfordernisse, die zugleich feststellten, in welchem Verhältnis die zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte zwischen den verschiedenen Beschäftigungen verteilt werden müssen, um den Industriedienst auszuführen. Das war die eine Seite unsers Gegenstandes, diejenige, welche sich mit den Bedürfnissen des Gemeinwesens beschäftigte, die befriedigt werden mußten. Dann zeigte er mir die Zettel, auf denen alle Jünglinge und Jungfrauen, die in dem betreffenden Jahr aus der allgemeinen Lehrzeit in die Dienstzeit übertraten, Erklärungen darüber abgeben, zu welchen von den öffentlichen Dienstleistungen sie am meisten Neigung hätten. Wenn sie den Zettel nicht ausfüllten, nahm man an, daß sie zu jedem dem Gemeinwesen nützlichen Dienste bereit waren.

„Aber," sagte ich, „manchmal kommt einem ebensoviel auf den Aufenthaltsort an wie auf die Berufsart. Man möchte sich zum Beispiel nicht von seinen Eltern trennen, und ganz gewiß sehr ungern von einer Braut, so angenehm auch die erwählte Beschäftigung in andrer Hinsicht sein mag."

„Sehr wahr," sagte der Doktor. „Wenn unser industrielles System Verlobte und Freunde, Männer und Frauen, Eltern und Kinder voneinander trennen wollte, würde es jedenfalls keinen langen Bestand haben. Sie sehen hier eine Liste von Ortschaften. Wenn Sie bei Boston ein Kreuz machen, ist die Verwaltung verpflichtet, Ihnen eine Anstellung in diesem Bezirk zu verschaffen, sonst könnten ja, wie Sie sagen, Bande der Liebe und Freundschaft gewaltsam zerrissen werden. Aber natürlich kann man nicht alles zugleich haben. Wenn Ihnen daran liegt, in Ihrem Heimatsort zu arbeiten, werden Sie vielleicht mit einer Beschäftigung fürlieb nehmen müssen, die Ihnen weniger zusagt als eine andre, die Ihnen offen stand, wenn Sie bereit waren, die Heimat zu verlassen. Uebrigens kommt es selten vor, daß jemand einen erwählten Beruf den Familienrücksichten aufopfern müßte. Das ganze Land ist in industrielle Kreise eingeteilt, und so viel wie möglich

soll jeder dieser Kreise die ganze Industrie umfassen, so daß alle wesentlichen Künste und Handwerke darin vertreten sind. So können wir fast immer die gewählte Beschäftigung ausüben, ohne uns von unsern Freunden zu trennen. Dazu kommt noch, daß die heutigen Verkehrsmittel alle Entfernungen so verringert haben, daß ein Mann, der in Boston lebt und seine Arbeitsstelle hundert Meilen entfernt in Springfield hat, ganz ebenso nahe bei seinem Geschäft ist wie ein gewöhnlicher Arbeiter Ihrer Zeit. Wer in Boston lebt und zweihundert Meilen von dort in Albany beschäftigt ist, wäre immer noch besser daran als der Vorstädter vor hundert Jahren, der in Boston arbeitete. Viele möchten gern in der Heimat bleiben, aber es giebt doch auch viele, welche die Abwechslung lieben und es vorziehen, den Schauplatz ihrer Kindheit zu verlassen. Auch diese bezeichnen den Bezirk, dem sie am liebsten zugeteilt sein würden. Sie können auch ihren zweit- und drittliebsten Aufenthalt angeben, so daß es sich sehr unglücklich treffen müßte, wenn jemand nicht wenigstens in dem Teil des Landes untergebracht werden könnte, den er vorzieht, obgleich die Ortsbezeichnungen nur berücksichtigt werden müssen, wenn der Betreffende im heimatlichen Bezirk zu bleiben wünscht. Alle übrigen Wünsche in dieser Beziehung werden so weit erfüllt, als nicht andre Ansprüche ihnen entgegenstehen. Wenn nun der Bewerber seine Liste ausgefüllt und sie dem zuständigen Registrator übergeben hat, wird sie mit einem amtlichen Stempel versehen, der seine Rangstufe bezeichnet."

„Was hat das zu bedeuten?"

„Es ist die Ziffer, welche seinen Platz in der Schule und während der Lehrzeit angiebt. Man nimmt an, daß sie am besten geeignet ist, als ein Anhalt bei der Beurteilung seiner Intelligenz, seiner Brauchbarkeit und Pflichttreue zu dienen. Wenn sich nämlich mehr Bewerber für bestimmte Beschäftigungen anmelden, als gebraucht werden, muß, wer die niedrigste Rangstufe hat, mit seiner zweit- oder drittliebsten Beschäftigung zufrieden sein. Die Vorzugslisten werden schließlich auf der Industriebörse eingereicht und im Hauptbureau durchgesehen. Alle, die an ihrem Heimatsort arbeiten möchten, werden zuerst versorgt, je nach ihrer Rangstufe. Dann werden die Listen derjenigen, die anderswo arbeiten wollen, nach dem Nationalbureau geschickt und dort mit denen verglichen, die aus andern Bezirken eingelaufen sind, so daß die Wünsche jedes einzelnen so viel wie möglich berücksichtigt werden können. Wo widerstreitende Ansprüche zu Tage treten, entscheidet die Rangstufe. Es ist eine merkwürdige Erfahrung, daß die persönlichen Verschiedenheiten der Individuen in einer großen Körperschaft immer dahin neigen, sich auszugleichen und zu ergänzen, eine Thatsache, die durch unser System der Berufs- und Ortswahl glänzend bestätigt wird. Die Vorzugslisten werden im Juni ausgefüllt, und am ersten August weiß jeder genau, wo er sich im Oktober zur Dienstleistung zu melden hat.

„Wenn aber jemand eine Aufgabe bekommen hat, die ihm durchaus nicht gefällt, was die Art der Beschäftigung oder die lokalen Verhältnisse anbetrifft, so ist es noch immer nicht zu spät, ja es ist überhaupt nie zu spät, sich um eine andre zu bemühen. Die Verwaltung hat ihr Bestes gethan, um Befähigung und Wünsche des Einzelnen mit den Bedürfnissen des Ganzen in Einklang zu bringen, aber ihre Einrichtungen stehen ihm auch noch weiter zu Gebote, wenn er den Versuch machen will, sich eine angenehmere Beschäftigung zu verschaffen."

Und nun führte mich der Doktor auf das Uebertragungsamt und zeigte mir, wie diejenigen Personen, welche mit ihrer Anweisung nicht zufrieden sind, sich mit allen andern gleichfalls Unzufriedenen im ganzen Lande in Verbindung setzen können, um mit ihnen einen etwaigen, beiderseitig erwünschten Stellenaustausch zu verabreden, wobei nur wenige Regeln zu beobachten sind.

„Wenn einer nicht geradezu einen Abscheu vor jeder Arbeit hat," sagte er, „und ihm kein Teil unsers Landes gefällt, so wird er früher oder später im stande sein, sich ziemlich genau die Beschäftigung und die Oertlichkeit auszusuchen, die ihm genehm ist. Und wenn dennoch jemand so schwerfällig sein sollte, daß er auf keinen Erfolg in seinem Beruf hoffen kann und auch von einem Wechsel keine Verbesserung seiner Lage erwarten darf, so ist doch jede Beschäftigung, die heutzutage vom Staate geduldet wird, so beschaffen, daß sie dem glücklichsten Arbeiter des neunzehnten Jahrhunderts wie eine große Wohlthat erschienen wäre. Es giebt keine Arbeit mehr, bei der die Gefahr für Leben und Gesundheit nicht auf das geringste Maß beschränkt ist, und dabei sind dem Arbeiter seine Rechte und seine Menschenwürde vollkommen gesichert. Die Verwaltung ist fortwährend bemüht, die weniger angenehmen Beschäftigungen mit so großen Vorrechten, Annehmlichkeiten und dergleichen auszustatten, daß sie ebenso häufig gewählt werden wie die andern. Wenn es schließlich doch eine Arbeit geben sollte, die allen widersteht und zu der sich keine Freiwilligen melden, so wird diese eben von allen der Reihe nach übernommen."

„So etwas, zum Beispiel, wie das Instandhalten und Reinigen der Abzugskanäle," sagte ich.

„Wenn diese Art Arbeit so widerwärtig wäre wie zu Ihrer Zeit, würde sie wahrscheinlich niemand anziehen und von allen der Reihe nach gemacht werden müssen," erwiderte der Doktor, „aber unsre Kanäle sind ebenso sauber wie unsre Straßen. Sie führen nur Wasser fort, das durch einen Apparat, der sich in jeder Wohnung befindet, chemisch gereinigt

und geruchlos gemacht worden ist, ehe es in die Röhren fließt. Durch den nämlichen Apparat werden alle festen Bestandteile mittels Elektricität verbrannt und als Asche entfernt. Diese Verbesserung des Kanalsystems, die sehr schnell auf den großen Umsturz folgte, hätte wohl ohne denselben noch hundert Jahre auf ihre Einführung warten lassen, trotzdem die dazu nötigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Vorrichtungen längst der Welt zur Verfügung standen. Dieser eine Fall unter tausenden zeigt deutlich, daß niemand sich die Mühe gegeben hätte, Erfindungen zu machen, durch welche widerwärtige oder gefährliche Arbeit vermieden wurde, solange die Reichen an den Armen eine Schar williger Sklaven hatten, denen sie alle ihre Lasten aufbürden konnten. Durch die Folgen der wirtschaftlichen Gleichheit wurde es sofort zu einem Interesse aller Bürger, diese unangenehmen Arbeiten möglichst entbehrlich zu machen, da alle an ihnen teilnehmen mußten. So verdankt die Wissenschaft auf chemischem, hygienischem und mechanischem Gebiet dem Umsturz einen ungeheuern Fortschritt, ganz abgesehen von der moralischen Seite der Sache."

„Wahrscheinlich," sagte ich, „giebt es doch auch bei Ihnen manchmal excentrische Leute — ‚Querköpfe' pflegten wir sie zu nennen — die sich unter keinen Umständen an irgend eine gesellschaftliche Ordnung gewöhnen können und nicht zugestehen wollen, daß sie irgend welche Pflichten haben. Wenn ein solcher Mensch sich nun standhaft weigert, diesen oder jenen nützlichen und notwendigen Dienst zu leisten, was wird mit ihm? Jedenfalls ist doch bei Ihrem System auch die Möglichkeit vorhanden, einen Zwang auf solche Leute auszuüben."

„Keineswegs," erwiderte der Doktor. „Wenn unser System sich nicht als die beste Einrichtung zur Förderung der Wohlfahrt aller bewährt, so mag es fallen. In Betreff des Industriedienstes verordnet unser Gesetz einfach, daß derjenige, welcher nicht an der Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung mitarbeiten will, auch ihre Vorteile nicht genießen darf. Es wäre eine Unbilligkeit gegen die andern, wenn er mit ihnen gleichberechtigt wäre. Aber der Gedanke, ihn mit Gewalt zur Arbeit zu zwingen, würde unserm Volke im höchsten Grade widerstehen. Der Dienst zum Wohle des Ganzen ist vor allem ein Ehrendienst, der in ritterlicher Gesinnung geleistet wird. Wie zu Ihrer Zeit die Soldaten nicht mit Feiglingen zusammen dienen wollten, sondern sie unter Trommelschlag aus dem Lager stießen, so würden unsre Arbeiter sich gegen die Gesellschaft solcher Menschen auflehnen, die sich ihren öffentlichen Pflichten nicht willig unterziehen."

„Aber was fangen Sie mit solchen Menschen an?"

„Wenn ein Erwachsener, der weder verrückt noch ein Verbrecher ist, sich vorsätzlich und hartnäckig weigert, in irgend einer Weise zu arbeiten und weder eine selbstgewählte noch eine ihm zugewiesene Beschäftigung übernehmen will, dann wird er mit den Sämereien und Werkzeugen ausgerüstet, die er notwendig braucht, und in einen Landesteil geschickt, der allein für solche Leute bestimmt ist, etwa in der Art des Reservatgebietes, das zu Ihrer Zeit den Indianern angewiesen wurde, die sich der Zivilisation nicht bequemen wollten. Dort bleibt es ihm überlassen, eine bessere Lösung der sozialen Frage auszuarbeiten, als unsre Gemeinschaft sie ihm bietet, wenn er das kann. Wir glauben, daß unser System das beste ist; wenn es aber ein noch besseres giebt, möchten wir es kennen lernen und annehmen. Jeder neue Gedanke ist uns willkommen, wenn er sich bewährt."

„Und giebt es wirklich Fälle, in denen ein Individuum sich freiwillig von der Gesellschaft ausschließt, um ihre Pflichten nicht erfüllen zu müssen?"

„Es hat solche Fälle gegeben, wenn ich auch jetzt von keinem mehr weiß. Jedenfalls ist auch hierfür Vorsorge getroffen."

VI.

Honni soit qui mal y pense!

Als wir zu Hause ankamen, sagte der Doktor: „Heute morgen werde ich Sie Ediths Gesellschaft überlassen müssen. Wie sehr mir meine Pflichten als Mentor auch zusagen, ganz ohne Mühewaltung sind sie doch nicht. Die Fragen, auf die wir bei unsern Gesprächen stoßen, zeigen mir oft, wie notwendig es ist, daß ich meine allgemeine Kenntnis von den Gegensätzen zwischen Ihrer und unsrer Zeit wieder auffrische und Geschichtsquellen darüber nachschlage. Die Unterhaltung von heute früh hat mich auf Gedanken gebracht, die zu allerlei Forschungen anregen, mit denen ich den Rest des Tages in der Bibliothek beschäftigt sein werde."

Ich fand Edith im Garten und nahm ihre Glückwünsche in Empfang, daß ich nun ein vollberechtigter Bürger sei. Es wunderte sie nicht im geringsten, als sie von meiner Absicht hörte, mir so bald wie möglich eine Stelle im Industriedienst zu suchen.

„Daß du wünschen würdest, gleich in den Dienst einzutreten, habe ich mir wohl gedacht," sagte sie. „Es ist das beste Mittel, um mit den Leuten in Berührung zu kommen und sich wirklich als ein Glied der Nation zu fühlen. Wir alle sehen von Kindheit an diesem großen Ereignis mit Ungeduld entgegen."

„Da wir gerade vom Industriedienst reden," sagte ich, „fällt mir ein, daß ich dich schon mehr als ein dutzendmal nach etwas fragen wollte. Man hat mir gesagt, daß jeder, der kein Krüppel ist, — Frauen sowohl als Männer — vom einundzwanzigsten bis zum fünfundvierzigsten Jahr die Pflicht hat, der Nation in irgend einem nützlichen Beruf zu dienen.

Nun bist du zwar ein Bild von Kraft und Gesundheit, hast aber, soviel ich bis jetzt gesehen habe, keine bestimmte Beschäftigung, sondern lebst in behaglicher Muße, ganz wie die wohlhabenden jungen Damen unsrer Tage, die nichts zu thun hatten, als im Besuchszimmer zu sitzen und hübsch auszusehen. Mir ist es natürlich im höchsten Grade angenehm, daß du so viel Zeit übrig hast, nur verstehe ich nicht, wie sich das mit der allgemeinen Arbeitspflicht vereinigen läßt."

Meine Worte schienen Edith sehr zu belustigen.

„Du dachtest wohl, ich wäre schulkrank und wollte mich drücken?" rief sie. „Ist dir denn gar nicht eingefallen, daß es auch so etwas wie Ferien oder Urlaub im Industriedienst geben kann? Da wir einen so ungewöhnlichen und interessanten Gast im Hause haben, war es wohl sehr natürlich, daß ich mich eine Zeitlang frei machte, falls es anging."

„Und darfst du denn Urlaub nehmen, wann es dir gefällt?"

„Einen Teil unsers Urlaubs können wir jederzeit haben, nur darf der Dienst nicht darunter leiden."

„Aber was thust du denn, wenn du bei der Arbeit bist — lehrst du in der Schule, malst du Porzellan, bist du Buchführerin, Ladenmädchen, Maschinenschreiberin oder Telegraphistin?"

„Ist das die ganze Liste der Beschäftigungen, welche die Frauen zu deiner Zeit betrieben?"

„O nein; das waren nur ihre leichteren, angenehmeren Berufsarten. Die Frauen mußten auch scheuern, waschen und alle übrige Hausarbeit thun. Die ekelhaftesten und niedrigsten Dienste bürdete man den Frauen der ärmeren Klassen auf; aber natürlich wirst du doch solche Arbeit nicht zu verrichten haben."

„Den mir zukommenden Teil von unangenehmen Geschäften nehme ich auf mich, so gut wie jedes andre Glied der Nation, das versteht sich. Doch sind alle unsre Einrichtungen längst so getroffen, daß es nur wenig dergleichen Arbeit giebt. Aber, sage einmal, hattet ihr denn keine Frauen, die sich den Maschinenbau, die Landwirtschaft, Ingenieurkunst oder Baukunst zum Beruf wählten, keine, die das Tischler- oder Maurerhandwerk betrieben oder irgend eins der andern bedeutenden Gewerbe?"

„Diese Beschäftigungen waren nur Sache der Männer; die Frauen hatten nichts damit zu thun."

„Ach ja, das hätte ich wissen sollen, ich habe davon gelesen. Aber es kommt mir so sonderbar vor, mit einem Manne aus dem neunzehnten Jahrhundert zu reden, der sich von den heutigen Männern so wenig unterscheidet, und mir dabei vorzustellen, daß die Frauen damals Geschöpfe ganz andrer Art gewesen sein müssen."

„So gänzlich können sich diese Verhältnisse doch kaum geändert haben," sagte ich, „wenn die Frauen nicht jetzt viel größere Körperkraft besitzen. Sie waren für die meisten Berufsarten, die du eben genannt hast, nicht stark genug, und diese wurden daher ausschließlich von Männern gewählt; so wird es wohl auch heute noch sein."

„Es giebt überhaupt gar keinen Beruf und kein Gewerbe, in dem die Frauen nicht thätig wären," entgegnete Edith. „Daß wir körperlich so viel stärker sind als die armen Dinger von damals, ist aber nicht der einzige Grund, weshalb wir die Arbeit verrichten können, die für sie zu schwer war; auch die Vervollkommnung der Maschinen hat dazu beigetragen. Wir haben uns gekräftigt, und alle Arbeit ist leichter geworden. Schwere Arbeit wird jetzt überhaupt nicht mehr mit Händen gemacht, die Maschinen thun alles, wir brauchen sie nur zu lenken, und je geschickter das geschieht, um so besser arbeiten sie. Du siehst also, daß heutzutage Körperkräfte bei der Wahl des Berufs weit weniger in Betracht kommen als geistige Eigenschaften. Der Geist tritt in immer engere Beziehung zu dem Werk, und Vater sagt, wir werden vielleicht noch eines Tages so weit kommen, daß wir direkt mittels der Willenskraft arbeiten, ohne die Hände zu gebrauchen. Gegenwärtig sollen mehr Frauen als Männer in den Maschinenwerkstätten beschäftigt sein. Meine Mutter war Direktorin eines großen Eisenhammers. Manche glauben, daß das Gefühl der Macht, welches den Menschen ergreift, während er eine solche Riesenmaschine regiert, einem Frauengemüt noch besser zum Bewußtsein kommt als dem Manne. Uebrigens wäre es unbillig, wollte ich dich erraten lassen, was meine Beschäftigung ist, da ich mich noch nicht bestimmt für einen Beruf entschieden habe."

„Aber du sagtest doch, du hättest schon eine Arbeit."

„O ja, du weißt wohl, daß, ehe wir unsern Lebensberuf wählen, wir drei Jahre lang zu der Klasse der gewöhnlichen, ungelernten Arbeiter gehören. Ich bin im zweiten Jahr meiner Dienstzeit."

„Was hast du denn zu thun?"

„Ein wenig von allem und nichts lange. Wir sollen in diesem Zeitraum einige praktische Erfahrung auf dem ganzen Arbeitsfelde sammeln, damit wir besser im stande sind, uns für einen Beruf zu entscheiden. Vor der Aufnahme in diese Klasse müssen wir die Schulen durchgemacht haben, aber ich glaube, ich habe mehr gelernt, seit ich praktisch arbeite, als in der doppelten Zeit beim Schulunterricht. Du kannst dir gar nicht vorstellen, welchen köstlichen Genuß man auf dieser Arbeitsstufe hat. Mich wundert es gar nicht, daß einige vorziehen, ihr Leben lang in dieser Klasse zu bleiben, statt sich eine regelrechte Beschäftigung zu wählen. Durch die verschiedenartigen Aufgaben, die man erhält, hat man die

angenehmste Abwechslung. Gerade jetzt bin ich in dem landwirtschaftlichen Betrieb auf der großen Meierei bei Lexington beschäftigt. Es ist herrlich, und ich bin so gut wie entschlossen, mich ganz der Landwirtschaft zu widmen. Das hatte ich im Sinn, als ich dir sagte, du möchtest raten, was mein Gewerbe ist. Hättest du es wohl je herausbekommen?"

„Das glaube ich schwerlich, und wenn sich der landwirtschaftliche Betrieb seit meiner Zeit nicht ganz verändert hat, so kann ich kaum begreifen, wie du es möglich machst, die Arbeit in Frauenkleidern zu thun."

Edith sah mich einen Moment höchst verwundert an und machte große Augen. Dann betrachtete sie ihren Anzug, und als sie wieder aufblickte, hatten ihre Mienen einen halb sinnenden, halb belustigten Ausdruck angenommen, der mir ganz unverständlich war. Endlich sagte sie:

„Hast du denn nicht bemerkt, lieber Julian, daß die Frauen auf der Straße anders gekleidet gehen als damals im neunzehnten Jahrhundert?"

„Natürlich ist mir aufgefallen, daß sie keine langen Röcke tragen, aber ihr seid ganz ebenso angezogen, du und deine Mutter, wie die Frauen zu meiner Zeit."

„Wundert es dich denn gar nicht, daß unsre Kleidung sich von der ihrigen unterscheidet? Hast du dich nicht gefragt, weshalb wir allein lange Röcke tragen?"

„Vielleicht habe ich auch hieran gedacht, bei den tausenderlei Fragen, die täglich in mir aufsteigen, um wieder, bevor ich sie aussprechen kann, von tausend andern Fragen verdrängt zu werden. Ich glaube, in diesem Fall würde ich mich aber eher darüber verwundert haben, warum sich die andern Frauen nicht kleiden wie ihr. Ich hätte euern Anzug, den zu sehen ich gewohnt bin, für mustergültig gehalten, und der andre Stil wäre mir nur als eine Abart erschienen, deren man sich um irgend eines mir unbekannten Zweckes willen bediente, den ich später erfahren würde. Du mußt mich aber nicht für ganz einfältig halten. Ich gestehe dir, daß jene andern Frauen mir bis jetzt kaum den Eindruck gemacht haben, als wären sie echte Menschen. Du warst zuerst die einzige Person, an deren Wirklichkeit ich nicht gezweifelt habe. Alle andern schienen mir nur zu einer phantastischen Wunderwelt zu gehören, die sein oder auch nicht sein konnte, und die erst jetzt für mich Zusammenhang gewinnt und anfängt, mir verständlich zu werden. Mit der Zeit würde es mir vielleicht aufgegangen sein, daß es außer dir noch andre Frauen in der Welt giebt, und ich hätte mich um sie bekümmert und sie beobachtet."

Als ich davon sprach, wie völlig ich in jenen ersten Tagen entsetzlicher Verwirrung, als ich an meiner eignen Identität zweifeln mußte, in ihr allein meinen Halt gefunden hatte, traten meiner Gefährtin große Thränen in die Augen — und auf kurze Zeit waren alle übrigen Frauen mehr denn je vergessen.

Bald darauf sagte sie: „Wovon sprachen wir doch eben? O ja, ich erinnere mich — von den andern Frauen. Ich muß dir ein Bekenntnis ablegen: Während der ganzen Zeit habe ich mich dir gegenüber einer Täuschung schuldig gemacht oder dir wenigstens die Wahrheit vorenthalten, und das will ich auch nicht einen Augenblick länger thun. Ich hoffe von Herzen, du wirst mir vergeben, um der guten Absicht wegen und nicht —"

„So sprich doch weiter!"

„Nicht zu sehr erschrecken!"

„Du machst mich ordentlich neugierig," sagte ich; „was ist denn das für ein Rätsel? Ich glaube, ich werde es ertragen können, die Lösung zu hören."

„Nun gut, du sollst alles wissen: In jener merkwürdigen Nacht, als wir dich zuerst sahen, war natürlich unser Hauptgedanke, dir jede Aufregung zu ersparen, wenn du zu vollem Bewußtsein erwachen würdest. Du solltest von den erstaunlichen Veränderungen, die sich seit deiner Zeit zugetragen haben, anfänglich nicht mehr zu sehen bekommen, als durchaus notwendig war. Wir wußten, daß damals alle Frauen in langen Kleiderröcken gingen, und glaubten, es würde dir natürlich höchst seltsam erscheinen, Mutter und mich in einem modernen Anzug zu sehen. Nun werden zwar solche Weiberröcke gar nicht mehr getragen, aber es sind alle möglichen Trachten aus alter und neuer Zeit, wie sie bei den verschiedensten Völkern in allen Jahrhunderten und auf allen Entwicklungsstufen vorkamen, entweder auf Lager oder können in kürzester Frist angefertigt werden. Es hatte daher für uns keinerlei Schwierigkeit, Kleider alten Stils zu erhalten, bevor Vater uns zu dir rief. Er sagte, die Leute hätten zu deiner Zeit so sonderbare Anschauungen über weibliche Sitten und Anstand gehabt, daß er diese Verkleidung für die beste hielt. Kannst du uns verzeihen, Julian, daß wir uns deine Unwissenheit so zu nutze gemacht haben?"

„Glaube mir, Edith!" versetzte ich, „wir hatten im neunzehnten Jahrhundert viele Einrichtungen, die nur geduldet wurden, weil wir nicht wußten, wie wir sie los werden sollten. Im Grunde gefielen sie uns gerade so wenig wie jetzt auch, und dazu gehörte auch die Tracht, durch welche sich die Frauen verunstalteten und an der Bewegung hinderten."

„O, wie froh bin ich!" rief Edith. „Ich habe einen förmlichen Abscheu vor den greulichen Säcken und will sie auch keinen Augenblick länger tragen." Sie bat mich, ich möchte dableiben, bis sie wiederkäme, und lief ins Haus.

Nachdem ich etwa fünf Minuten in der Laube, wo wir beisammen gesessen, gewartet hatte, hörte ich einen leichten Schritt auf dem Rasen. Ich blickte

auf — vor mir stand Edith in ihrem modernen Anzug und sah mich mit erwartungsvollen Blicken lächelnd an. Seitdem habe ich diese Tracht in hunderterlei Abwechslungen gesehen, und die endlose Mannigfaltigkeit derselben ist mir nichts Neues mehr. Schwerlich wäre aber die Einbildungskraft des größten Künstlers im stande, ein Gebilde an Stoff und Farben zu ersinnen, das einen so entzückenden und überraschenden Eindruck auf mich machen könnte, wie ihr Anblick in dieser einfachen, rasch übergeworfenen Kleidung.

Wie lange ich so in ihre Betrachtung verloren dagestanden habe, ohne Worte zu finden, weiß ich nicht; aber meine Augen sagten ihr ohne Zweifel in beredter Sprache, wie sehr ich sie bewunderte. Ihr schien jedoch mein Gesichtsausdruck noch etwas andres zu verraten, denn gleich darauf rief sie:

„Wenn ich nur wüßte, was du jetzt in deinem innersten Herzen denkst — ich gäbe viel darum! Es muß etwas sehr Komisches sein. Weshalb wirst du denn so rot?"

„Ich erröte über mich selbst," erwiderte ich, und mehr erfuhr sie nicht von mir, wie sehr sie mich auch quälte. Aber jetzt, nach so langer Zeit, will ich die Wahrheit nicht mehr verschweigen.

Außer der grenzenlosesten Bewunderung war mein erstes Gefühl eine gelinde Ueberraschung gewesen über die vollkommene Ruhe und Unbefangenheit, mit der sie meinen Blicken begegnete. Dies Bekenntnis mag den Lesern des zwanzigsten Jahrhunderts wohl unverständlich sein, und Gott verhüte, daß sie je lernen, es in einem Lichte zu betrachten, welches es ihnen klarer macht. Eine Frau, die nicht von Berufs wegen gewöhnt gewesen wäre, sich dieser Tracht zu bedienen, hätte zu meiner Zeit einen so lange und so fest auf sie gerichteten Blick, wie den meinigen, nicht zu ertragen vermocht, ohne in Verlegenheit zu geraten und sich unbehaglich zu fühlen — und wäre es auch nur der Blick ihres Vaters oder ihres Bruders gewesen. Vermutlich erwartete ich wenigstens ein leises Zeichen der Verwirrung in Ediths Wesen zu bemerken und erstaunte unwillkürlich über die völlig unbefangene Art, mit welcher sie ihre Freude an meiner Bewunderung zu erkennen gab. Ich erwähne diese meine augenblickliche Empfindung nur, weil sie mir die Umwandlung aufs grellste zu beleuchten scheint, welche sich seit meinem früheren Leben nicht nur in den Sitten, sondern in der ganzen seelischen Beziehung der Geschlechter zu einander vollzogen hat. Doch will ich, um mir selbst nicht unrecht zu thun, gleich hinzufügen, daß mein erstes Staunen ebenso rasch, wie es gekommen war — zwischen zwei Pulsschlägen — wieder verschwand. Ich gewann aus ihrem klaren, heiteren Auge die Anschauung, die der moderne Mann vom Weibe hat, um sie nie wieder zu verlieren. Vor Scham über mich selbst mußte ich erröten, aber keine Macht der Welt hätte mich damals bewegen können, den Grund einzugestehen. Jetzt habe ich ihr alles längst bekannt.

„Mir scheint, wir haben alle Ursache," sagte ich, „der Frau des zwanzigsten Jahrhunderts dankbar dafür zu sein, daß sie uns die künstlerische Gestaltbarkeit der männlichen Kleidung offenbart hat."

„Der männlichen Kleidung?" fragte sie, als hätte sie mich nicht recht verstanden. „Sprichst du von meinem Anzug?"

„Jawohl; es ist doch Männertracht, nicht wahr?"

„Weshalb denn nicht ebenso gut Frauentracht?" fragte sie und sah mich groß an. „Ja so, im Augenblick hatte ich wirklich vergessen, mit wem ich sprach. Natürlich galt dies damals für die männliche Kleidung, als die Frauen sich wie die Wassernixen anzogen. Du magst mich einfältig schelten, daß ich deinen Gedanken nicht rascher aufgefaßt habe; doch ich sagte dir ja schon, daß mein Verständnis für Geschichte nur gering ist. Seit mehr als zwei Generationen kleiden sich die Frauen sowohl als die Männer jetzt bereits in diese Tracht, und nur ein Professor der Weltgeschichte könnte auf den Gedanken kommen, daß sie mehr dem männlichen als dem weiblichen Geschlecht angehört. Uns erscheint sie nur als die natürlichste und bequemste Lösung der Kleiderfrage, die im wesentlichen für Mann und Frau die gleiche ist, da doch beide Geschlechter dieselben Gliedmaßen haben."

(Fortsetzung folgt.)

Versorgt.

Von

Eduard Wilde.

Aus dem Esthnischen übersetzt von Paul Dange.

I.

Eine jener Trauungen, die viel boshafte Neugier erwecken. Ein Summen in der Kirche wie im Bienenkorbe. Frauen und Jungfrauen, zahnlose alte und blühende junge, heiratslustige und eheüberdrüssige, liebende und solche, die geliebt haben oder es noch wollen, alle sind sie gekommen. Sie sind gekommen wie die Spatzen, die neugierig kreischend einen vom Habicht gepackten Genossen umscharen. Sie sind gekommen, um zu kritteln, zu bedauern, zu beneiden, zu belachen. Anlaß giebt's nämlich zu allem. Denn man denke sich: er fünfundsechzig, sie kaum achtzehn! Er mit einem Fuß im Grabe, ihr Großvater könnte er sein — sie trägt womöglich noch ihr Konfirmationshemd*) ... Des lieben Geldes wegen, natürlich! Er ein Mann von mindestens fünfzigtausend, sie eine blutarme Waise ... Sie ist ja nicht blind und nicht dumm, die kleine blonde Näherin! Wackelige Gebäude pflegen bald einzustürzen. Und deckt ihn nach einigen Jährchen der grüne Rasen, so wird sich schon alles finden. Reich bleibt eben reich. Sammet und Seide, Kutschen und Pferde, ein Leben in nie geahntem Ueberfluß sind immerhin Sachen, um die man einen alten Narren in den Kauf nehmen kann. Besonders wenn man eine hungernde Näherin ist ...

Die Orgel beginnt leise zu spielen. Der Geistliche erscheint. Bewegung. Aller Augen richten sich nach der Hauptthür, in welcher der weißschwarze Brautzug sichtbar wird. Voran das Brautpaar.

Aus der wallenden Schleierwolke über schimmernder Seide schaut ein junges, mageres Antlitz hervor, beinahe ängstlich; es ist von gelblicher Blässe mit einem rührenden Zuge von Bitterkeit um den Mund. Die großen grauen Augen haben einen fast müden Ausdruck. Man merkt nicht viel von Siegesfreude an ihr. Man ist etwas enttäuscht. Sie heuchelt natürlich ... An ihrer Seite der greise Bräutigam. Kaum berühren ihre Fingerspitzen seinen Arm. Sie hat ihn ja ohnehin ... Er geht im nagelneuen schwarzen Frack, der um seinen dürren Körper mit der eingedrückten Brust und dem gebeugten Nacken ironische Falten wirft. Sein hoher, kahler Schädel, von einem schmalen Kranz ergrauter Haare besäumt, glänzt auf wie Elfenbein im gelben Schein der Kronleuchter, und die bläulichrote, dicke Nase steckt gleich einem dunkeln Faßspund in dem großen, runzeligen Gesicht. Er schreitet ein wenig unsicher, mit eingebogenen Knieen, indem er seine riesige, gewaltsam in den weißen, geplatzten Handschuh gezwängte rechte Hand mit gespreizten Fingern an seinen Leib drückt.

Es folgt der heitere Zug der Marschälle und Brautjungfern — Frack, Cylinder, lichte Roben — darauf eine buntscheckige Menge von älteren und jüngeren Hochzeitsgästen verschiedener Gesellschaftsklassen, in städtischen Kleidern und in Anzügen von hausgewebtem Stoff, Frauen in Hüten und Hauben.

Der Pastor thut dem Zuge einige Schritte entgegen, um den Einzug des Brautpaares zu segnen. Am Altar drängt sich alles dicht zusammen, dem Brautpaar möglichst nahe, während der feierliche Kantus des Kirchenchors mit des Küsters siegreichem Baß den weiten, düsteren Raum durchflutet. Die kleinen, stahlfarbenen Augen des beleibten Pfarrers schweifen kühl und ruhig vom Brautpaar zu den Hochzeitsgästen, über diese hinweg zur Masse der zischelnden Neugierigen. Nach vielen vorbereitenden Mundbewegungen beginnt er seine Ansprache, die sich, da der Bräutigam reich ist, sehr in die Länge zieht und Herzlichkeiten enthält, welche mit dem kalten Hauch, der von des Pastors strenger Physiognomie ausgeht, in recht sonderbarem Widerspruch stehen.

Jetzt, wo die beiden im vollen Kontrast ihrer Erscheinungen, mit ihrer Jugend und ihrem Alter, mit ihrer Schönheit und Häßlichkeit, aller Augen preisgegeben sind, entladen sich erst die übervollen Herzen der lieben Nächsten in ätzenden Kritiken. Blicke weibischen Neides überziehen gleichsam mit staubigen Spinngeweben das kostbare Hochzeitskleid der Braut; Worte billigen Spotts klatschen auf die Glatze des Bräutigams nieder; und ein stechendes Wispern von Ohr zu Ohr ...

„Und wäre er ein Krösus — niemals! ...“ zischelt eine bejahrte Jungfrau, mit faltenreichem Munde, der an eine zugebundene Sacköffnung erinnert.

---

*) Esthnische Redewendung. Der Uebersetzer.

„Sich so wegzuwerfen, sich mit Leib und Seele zu verkaufen für Geld — entsetzlich!“ grault eine andre.

Eine dicke Kaufmannsfrau, die neben ihnen steht, stichelt — wohl aus Abneigung gegen alte Jungfern — etwas vom Fuchs, dem die Trauben zu hoch gehangen, und lobt mit überlegener Miene den praktischen Sinn der kleinen Näherin, die da wisse, was Reichtum im Leben zu bedeuten habe.

Zwei Mädchen, beide noch sehr jung, mit lächelnden, erregten Gesichtern, flüstern miteinander:

„Wird sie den küssen mögen?“

„Pfui, ich nicht!“

„Nein, ich auch nicht!“

Sie kichern in ihre Taschentücher hinein. Darauf eine der andern tief ins Ohr:

„Wie wird sie schlafen bei ihm!“

Sie platzen beide heraus, die lieben, unschuldigen Backfische, denen es zu Hause verboten ist, Romane zu lesen, und nachdem sie ihren Lachkrampf bewältigt, heften sie ihre sinnlich-dreisten Augen mit einer Zudringlichkeit an das bleiche, ernste Gesicht da am Altar, daß es ein Stechen und Jucken empfindet, und ein großer, fast flehender Blick sucht die Grausamen abzuwehren.

Das Ehegelübde mit dem Wechseln der Ringe.

Den Näherstehenden entgeht es nicht, wie die schmale Hand der Braut heftig zittert, wie die blauen Aederchen an ihren durchsichtig weißen Schläfen dunkler anschwellen. Das myrtengekrönte blonde Haupt wendet sich ein wenig zurück, und ein Blick fiebernder Angst flüchtet einem jungen Manne zu, der als Bruder der Braut und Marschall ganz in ihrer Nähe steht. Derselbe scheint in die Betrachtung irgend eines Mädchengesichts drüben im Publikum vertieft zu sein, wobei er mechanisch an seinem steifgewichsten, schönen Schnurrbart dreht; plötzlich gewahrt er den suchenden Blick der Braut, winkt ihr brüderlich zu und lächelt vergnügt... Etwas wie ein gewaltsam unterdrücktes, mit den Zähnen zurückgehaltenes Schluchzen wird vernehmbar. Man glotzt die Braut gutmütig an. Bräute weinen stets. Aber nein, man hat sich geirrt. Sie weint nicht. Ihre Lippen sind fest aufeinander gepreßt, ihre Züge ruhig — sie weint nicht. Sie antwortet dem Geistlichen mit einem vernehmlichen Ja und verspricht, ihn zu lieben, den alten Mann an ihrer Seite, und Freud' und Leid, Glück und Unglück mit ihm zu teilen; sie erkennt ihn an als ihren Gebieter, und es soll sie niemand scheiden, bis daß der Tod sie scheidet...

II.

Das mittlere Stockwerk des Tammikschen Hauses, acht Fenster zur Straße, ist glänzend illuminiert. Die breite Hauptthür, den Flur und die Treppe schmücken grüne, mit bunten Fähnlein besteckte Guirlanden; ein mächtiges Transparent über dem Eingang läßt weit hinaus ein deutsches „Willkommen! Vivat das junge Paar!“ leuchten. Deutsch ist nun einmal die feinere Umgangssprache unsrer esthnischen Bürger...

Oben jauchzt das Klavier, und die schwankenden Schatten der Tanzenden huschen in endloser Kette an den hellbeleuchteten Scheiben vorüber. Unten vor dem Hause steht eine gaffende Volksmasse, dicht und geduldig wie eine Mauer, obgleich sie außer den zitternden Silhouetten der Tanzenden und den gedämpften Tönen der Musik vom Feste nichts zu sehen und zu hören bekommt. Es ist aber die Hochzeit des alten Tammik, den jeder dritte Mensch in der Stadt kennt, und dazu eine so drollige Hochzeit!... Selbst an der Hinterseite des neuen dreistöckigen Hauses, im großen Holzhof, wo Tammiks Dampfsägemühle ihren rauchgeschwärzten Schlot erhebt, hat sich neugieriges Publikum, zumeist aus jugendlichen Arbeitern und Gassenbuben bestehend, auf den riesigen Bretter- und Balkenschichten festgesetzt.

Drinnen in den Festräumen herrscht fröhliches Treiben. In jedem Gemach, in jeglicher Nische sprudelt der Quell übermütigen Frohsinns. Man fühlt sich wohl in dem reizenden Nest, das der alte, verliebte Täuberich seinem kleinen Weibchen hergerichtet hat. Unten aus dem dumpfen Keller hat er es hinaufgetragen in Licht und Glanz und kosige Wärme. Es muß sie ordentlich blenden, ihr bescheidenes Herz von Dankbarkeit überschwellen lassen, was sie hier sieht und fortan ihr eigen nennen darf! Der alte Tammik, als äußerst sparsam, beinahe geizig allgemein bekannt — er hat plötzlich in seinem Bräutigamstaumel den Beutel nach allen Richtungen hin ausgeschüttet, als enthielte derselbe statt Banknoten Sägespäne, und einen Hang zum Luxus entwickelt, der alle in Erstaunen setzte. Ach ja, späte Liebe schlägt mitunter gewaltige Flammen!

Die junge Frau hat viel tanzen müssen. Eine flüchtige Röte belebt ihre Wangen. Sie sieht nun hübscher, viel hübscher aus als vorhin in der düstern Kirche, in ihrer ängstlichen Hilflosigkeit. Sie ist beständig von einem Schwarm junger Kavaliere umringt, die ihr mit ihren Galanterien schon recht lästig zu werden beginnen. Sie muß lächeln, antworten, auf jeden Scherz eingehen, und sie fühlt sich so abgespannt. Endlich gelingt es ihr, ihnen zu entschlüpfen, und sie gerät unversehens in jenes reizend ausgestattete kleine Gemach, welches sie ihr „Boudoir“ hat nennen hören; „er“ selbst hat es dazu bestimmt, hat es ausschmücken lassen und es ihr heute zum erstenmal triumphierend gezeigt.

Sie zieht die Thür hinter sich zu und atmet tief auf. Ihre ängstlichen Augen schweifen musternd umher in dem kleinen eleganten Raum. Wie ein

bräutliches Schmuckkästchen! Sie schaut und staunt. Aber trocken, glanzlos bleibt ihr Blick, kein Aufzucken belebt ihre müden Züge. Keinen Gegenstand wagt sie zu berühren. Als wär's fremdes Eigentum! Als befürchtete sie, etwas davon umzuwerfen, zu zerbrechen … Jene Thür nebenan führt zum gemeinsamen Schlafgemach der Neuvermählten. Sie nähert sich derselben und bleibt auf der Schwelle stehen. Beängstigend prunkvoll sieht es auch dort aus. Eine kostbare rosenfarbene Ampel hängt von der Decke herab und verbreitet einen geheimnisvoll süßlichen Dämmerschein. Dort an der Wand thront ein prachtvolles Himmelbett mit einem Dach aus hellblauer Seide, mit kunstvoll drapierten Vorhängen, dicken, seidenen Schnüren und Quasten. Schwellende Kissen, schimmernder Atlas lugen verführerisch hervor, und ein Duft von Rosen und Reseda strömt der jungen Frau entgegen.

Als ihr Blick das harrende Ehebett streift, zuckt sie zusammen, und wie abwehrend streckt sie die Hand aus … Eine fröstelnde Angst macht ihre Glieder erbeben, saugt ihr das warme Blut aus den Wangen. Es ist ihr, als fühlte sie einen kalten, knochigen Greisesarm mit widerlichem Kosen um ihren Hals sich schlingen — sie prallt zurück und wirft die Thür hastig zu …

Im Boudoir sinkt sie auf eine Couchette nieder. Ihr gegenüber blinkt ein großer Spiegel, in welchem sie ihr bleiches Antlitz erblickt. Mit einem Gefühl namenlosen Mitleids beginnt sie sich zu betrachten. Ein junges, liebes Gesicht mit großen, lebensvollen Augen, mit Lippen frisch und begehrlich; der Hals so weiß und lieblich gerundet, ein Busen von praller Jungfräulichkeit, lauter unberührte Schätze … Und das alles verkauft! Erbärmlicher, verächtlicher Plünderung preisgegeben! …

Aus ihren Augen bricht es wie grenzenloser Jammer; das verzerrte Antlitz im Spiegel, es ist das einer Verbrecherin …

III.

Weshalb sie den Handel eingegangen?

Als ob es für ein armes Mädchen, das zwölf Stunden täglich arbeiten muß, dabei kaum ihren kärglichen Lebensunterhalt erwirbt, sich nur notdürftig kleiden kann, im Keller ein feuchtes Zimmerchen bewohnt — als ob es für sie besonderer Gründe bedarf, eine ihr helfend entgegengestreckte Manneshand zu erfassen, und wäre dieser Mann auch das höhnende Gegenteil von allem Gedachten und Ersehnten! Und kommt da noch einer, der reich ist, sehr reich, der Aussichten auf ein lichtes, sorgenfreies Leben eröffnet, auf eine Zukunft, davon solch ein darbendes Menschenkind nie zu träumen gewagt — wäre es da nicht lächerlich, auch nur einen Augenblick unschlüssig zu sein? Nein, es bedarf da keiner besonderen Gründe, die Wahl ist so beschämend einfach.

Dennoch — Paula Koppel wäre in der Lage, eine „Beeinflussung“ ihrer Wahl, einen gewissen Zwang nachzuweisen.

Sie hat einen Bruder. Ein netter junger Mann, Commis in der Galanteriewarenbranche. Er hat seine Stellung verloren — eine Folge der gedrückten Geschäftslage in der Stadt. Die Herren Chefs verminderten entweder die Zahl ihrer Angestellten, oder sie setzten deren Gehälter herab. Man fing an, auf bessere Zeiten zu warten. Die Herren Chefs konnten es, die entlassenen Commis zumeist nicht. Arthur Koppel zum Beispiel brachte es nur auf drei Wochen mit dem Warten, dann war die letzte Kopeke seines letzten Monatsgehalts aufgezehrt, die schlechte Zeit aber blieb. Es änderte sich auch in drei, vier Monaten, in einem halben Jahr nichts daran, und der nette junge Mann mußte sich von seiner Schwester ernähren lassen, von der Schwester, die fünfzig Kopeken täglich verdiente. Und nicht nur ernähren — sogar für seine Kleidung hatte sie zu sorgen. Denn solch ein Handlungsgehilfe von der Galanteriewarenbranche muß überaus fein gekleidet gehen, tadellose Wäsche tragen, in seinem Aeußern dem Modebilde in des Schneiders Schaufenster möglichst ähneln. Der Prinzipal sieht es gern, weil er meint, daß es die Kunden gern sehen. Von Rock und Krawatte hängt somit das Engagement ab. Einen schäbigen Commis nimmt keiner. Hinter der Schäbigkeit wittert man sogleich allerlei Untugenden, mindestens Neigung zur Unordentlichkeit.

Arthurs gute Garderobe und seine Wäsche büßten aber nach und nach ihre Untadelhaftigkeit ein bei seinen vielen Irrfahrten nach einer Stellung. Er suchte nicht nur die eigne Stadt wöchentlich einigemal ab, er bereiste auch die meisten übrigen in den drei heimatlichen Provinzen. Zur Beschaffung der nötigen Reisegelder trug Schwesterchen Paula — weil der Gang den eleganten jungen Mann so sehr genierte — alles Entbehrliche und Unentbehrliche zur Leihkasse. Von seinen erfolglosen Touren kehrte Arthur immer wieder zum lieben Schwesterchen zurück in die kleine niedrige Stube im Tammikschen Keller.

Nach acht Monaten stellenlosen Bummelns sah Arthur Koppel nicht mehr aus wie ein feiner Commis der Galanteriewarenbranche; dem Modebilde in des Schneiders Schaufenster glich er erst recht nicht. In seine hellgestreiften Beinkleider fraßen sich hinten an den Hacken gefranste Segmente ein, der Kammgarnrock nahm einen krankhaften Atlasglanz an, der vormals braune Filzhut begann zu changieren wie die modernen seidenen Blousenstoffe, und in den spitzigen Stiefeln rangen die tyrannisierten Zehen mit Erfolg nach Licht und Freiheit … Und da der nette junge Mann auch selber eine leidenschaftliche Vorliebe für

elegante Anzüge, neue Hüte und farbige Krawatten hegte, so erschütterte ihn die Tragik seines jetzigen Habitus so tief, daß er, wie er seiner ängstlichen Schwester einmal verriet, über Selbstmordgedanken brütete. Der unglückliche Jüngling — er konnte den Jammeranblick seines fieberglänzenden Rockes, seiner angefressenen Hosen nicht länger ertragen! ... Zudem war auch die Verpflegung bei der Schwester nicht besonders. Er magerte ab, der Arme, er verlor seine roten Backen, seine ganze Lebenslust, und nie sah man seinen sonst so fröhlichen Mund unter dem schneidigen Schnurrbart mehr lachen.

Das alles mußte der guten, ihn zärtlich liebenden Schwester zu Herzen gehen. Sie litt womöglich noch mehr als Arthur selbst. Wohl bürstete und nähte und flickte sie unermüdlich an ihm, ganze Nächte dafür opfernd, schwerer Tagesarbeit folgende Nächte, und trotzdem ihr das Blut aus den zerstochenen Fingern tröpfelte und die übermüden Augen fast nichts mehr sehen konnten — es half nicht viel, der Zahn der Vernichtung war stärker.

Und nun noch der Aermsten übrige Sorgen!

„Ich muß Sie nochmals um Nachsicht bitten, Herr Tammik — die Miete für zwei Monate — ich kann sie nicht ... Mein Bruder — Sie wissen —"

Der Alte pflegt verbissen dreinzuschauen, wenn man ihm statt Geldes leere Worte bringt. Er ist im Begriff, eine scharfe Bemerkung zu machen — da blickt er die kleine Näherin an und verschluckt das Wort. Es wird nur ein Grunzen vernehmbar. Er will sich gedulden.

Nach einem Monat wieder:

„Verzeihen Sie, Herr Tammik — mein Bruder — er hat schon die besten Aussichten — es kann sich nur um ein paar Wochen handeln — bis dahin —"

Er wird auch diesmal nicht böse. Kaum ein Stirnrunzeln, aber kein Grunzen. Er blickt ruhig, beinahe freundlich. Er bietet ihr sogar einen Stuhl an und erkundigt sich teilnehmend nach ihren und ihres Bruders Verhältnissen. Dabei schaut er sie immerfort an, so seltsam forschend und prüfend und — noch etwas anders, so daß die kleine Näherin vor Furcht und geheimem Unbehagen abwechselnd errötet und erbleicht ... Nein, nein, sie möge sich keine Sorgen machen, er sei kein Tyrann, es würde sich schon einmal finden ...

Es thut auch nichts, daß sie noch und noch einmal mit derselben abgedroschenen Entschuldigung kommt — er bleibt bei seinen milden Trostesworten, der leutselige alte Herr, den man als geizig verleumdet, nur daß sein Anstarren ein wenig dreister wird, da sie sich schon mehr kennen, und seine Fragen und Bemerkungen vertraulicher, wärmer klingen, weil ihre Not ihm Mitleid einflößt. Immer längerer Gespräche würdigt er sie, wenn sie kommt, und wenn er ihr im Treppenflur zufällig begegnet, erkundigt er sich aufs gütigste nach ihrem Ergehen.

Eines guten Tages — wer kommt da? Es ist der alte Herr Tammik, der in Paulas unterirdischem Stübchen erscheint. „Die Mietschuld!" zuckt es ihr durchs Herz. Bewahre! Der gute Alte will nichts davon hören. Er komme nur, da es Sonntag sei, um sich ein wenig zu unterhalten, denn er habe es so einsam und langweilig da oben in den großen, stillen Räumen; er sei ein einfacher Mann, habe keinen Verkehr — und so fort ... Herr Koppel nicht daheim? Nun, ganz gleich ... Er plaudert und plaudert und geht dann wieder ...

Noch ein zweites, ein drittes Mal sieht Paula seine Glatze in der schmalen Thür aufleuchten, seine hagere Gestalt gebückt in den niedrigen Raum treten, sein welkes Gesicht mit süßlichem Lächeln sich ihr nähern. Und immer kein Wörtlein über die Schuld! Was er nur will? Was es nur bedeuten mag? Doch nicht etwa — pfui! ...

Und doch!

Er legt schließlich ein Bekenntnis ab — ernst und überzeugend. Er giebt Aufschluß über seine Vermögensverhältnisse; ihren Altersunterschied gleicht er mit dem Versprechen aus, nicht lange leben und seine Witwe zur Universalerbin einsetzen zu wollen; er spielt auf die Annehmlichkeiten eines unabhängigen, aller Sorgen, jeglicher Arbeit entrückten Lebens geschickt an, und dem Schwager in spe stellt er einen Vertrauensposten in seinem Geschäft in Aussicht. Er verlangt nicht ihren sofortigen Entschluß. Sie soll Bedenkzeit haben, so lang sie will. Und damit geht er ...

Arthur, als er vernimmt, was geschehen — er war nicht zugegen gewesen — macht vor Freude einen Luftsprung. Er ist berauscht. Im Geist sieht er sich plötzlich wieder dastehen — neu equipiert vom Scheitel bis zur Sohle, jeder Zoll ein Gentleman, und mit Geld im Beutel — nach acht Monaten wieder Geld im Beutel! ... Er überfällt die Schwester mit unbändigen Liebkosungen, er küßt sie und weint vor Seligkeit wie ein großer Junge ... Wie ist es doch gut, eine Schwester zu haben, deren Wert so hoch taxiert wird!

Wie? Bedenkzeit? Wozu? Ist sie denn von Sinnen? Bedenkzeit, wenn einem gegen Hunger und Elend ein Vermögen angeboten wird? Darauf könne man nur eine Antwort haben, und die laute: Ja, ja, ja!

Sollte ein Menschenherz denkbar sein, das über sich brächte, einem Freudentaumel von solch überwältigender Intensivität aus purer Eigenliebe ein Ende zu bereiten? Nein! Für ein Schwesterherz wie das Paulas — unmöglich!

Sie schreibt dem Wohlthäter, der ihren Bruder so namenlos glücklich gemacht: „Ja, ich will."

IV.

Die junge Frau sitzt in ihrem Prunkgemach und wähnt sich im Grabe. Und wie sie in den Spiegel schaut und um ihre begrabene Jugend trauert, öffnet sich plötzlich die Thür — es ist Arthur. Er schwitzt vom Tanzen, sein Auge leuchtet, auf seinem hübschen Gesicht malt sich ein sattes Wohlbehagen. Wenn er nicht Rücksicht auf seinen nagelneuen eleganten Frack, auf sein schönes Vorhemd zu nehmen hätte, er wäre fähig, im Boudoir der Schwester vor freudigem Uebermut ein Rad zu schlagen. Er ist so zufrieden! Er besitzt nun wieder alles, was ein netter junger Mann besitzen muß, der es liebt, auf sein Aeußeres Sorgfalt zu verwenden. Er ist nun wieder ein feiner, ein sehr feiner Commis. Der honette Schwager, er hat auch ihn nicht vergessen in seiner Bräutigamslaune, und außerdem stand ihm Paulas reichgefüllte Brautkasse mit einem „Vorschuß" zur Verfügung. Zum Dank schlug er vor ihr ein Rad ... Wie glücklich machte ihn doch diese Ehe! ...

Der junge Mann scheint das kleine Gemach aufgesucht zu haben, um ungesehen seine Toilette und seine Frisur zu ordnen.

„Du hier, Paula?" fragt er zerstreut, indem er sich vor den großen Spiegel stellt. „Geh doch tanzen, mein Kind!"

Er mustert sich aufmerksam von allen Seiten, fährt sich liebevoll durch das künstlich gekräuselte Haar, zupft Schnurrbart zurecht.

„Du, Paula, sieh mal nach, wie er hinten sitzt — den Frack, meine ich. Gut? Bemerkst du nicht eine kleine Falte an der linken Achselhöhle? Nicht? — so antworte doch! ... Aber schau mal her — die Beinkleider, die haben sicher einen kleinen Fehler — da, nein da ... Wenn ich rasch gehe, wenn ich mich wende — sieh nur — Aber, mein Gott, was ist dir denn?"

Ein Schluchzen, erschütternd wie der Angstschrei eines brechenden Herzens, veranlaßt ihn, sich überrascht umzuschauen. Sie weint. Sie sitzt da im vollen, kostbaren Brautschmuck mitten im herrlichsten Luxus und weint ... Worüber denn? Gott, diese Sentimentalität der jungen Mädchen! Er fragt sie, redet ihr freundlich zu und schüttelt ratlos den Kopf.

„Soll ich dir etwas bringen? Ein Gläschen Sekt, nicht wahr?"

Er fährt ihr streichelnd über das Haar und wendet sich zum Gehen; dabei wirft er aber noch einen Blick in den Spiegel, findet an seiner weißen Binde etwas zu ordnen, und indem er von neuem stehen bleibt, vergißt er darüber sein Vorhaben.

Die Thür öffnet sich leise; es wird ein bärtiges, lächelndes Männerantlitz sichtbar.

„Also hier finde ich meinen schönen, treulosen Flüchtling! Ach, gnädige Frau, ich habe Sie gesucht wie mein Seelenheil ... Aber was ist denn geschehen?" Das Lächeln auf seinem lustigen Gesicht macht plötzlich einem übertriebenen Erschrecken Platz. „Thränen? ... Ja, sehen Sie, das kommt davon, daß man einsame Winkel aufsucht, um zu grübeln, statt gedankenlos unterzutauchen im festlichen Trubel! Sagte ich Ihnen nicht, daß wir Eintagsfliegen sind — Sie und ich und die da drinnen auch? Nein, das geht nicht! Kommen Sie mit mir — ich will Ihnen Trost verschaffen. Zurück ins Reich der Freude, mein kleiner Deserteur!"

„Ganz recht, Herr Jürgens, zum Tanz mit ihr!" meint Arthur. „Die Weiber bleiben sich alle gleich: Weinen und Lachen — bei ihnen steckt beides in einem Rohr."

Herr Provisor Jürgens bietet der jungen Frau galant den Arm, der zögernd angenommen wird. Ihre Augen trocknend begiebt sie sich mit einem Lächeln, das einen Anflug von verzweifelter Rachsucht hat, zurück ins wogende Tanzgewühl.

Provisor Jürgens, ein entfernter Verwandter und Hausfreund des alten Herrn Tammik, bleibt für den ganzen Abend begünstigter Tänzer und Kavalier der jungen Frau, eine Rolle, die er seinen nahen Beziehungen zum Hausherrn, wie wohl auch seiner stattlichen Erscheinung und seiner bezwingenden Liebenswürdigkeit verdankt. Herr Tammik, mit andern tanzunfähigen alten Knaben vergnügt am Kartentisch sitzend, hat nichts dagegen, obgleich ihn sein gefährlicher Vertreter durch kleine Neckereien selber zur Eifersucht zu reizen oder — derselben vorzubeugen sucht. Der Alte macht ein abwehrendes Zeichen mit der Hand und lacht; er erklärt die Eifersucht für eine Knabenkrankheit, die ihn nicht anfechten könne.

V.

Morgenlicht dringt durch die herabgelassenen Vorhänge ins Brautgemach. Es färbt sich unterm Seidenzelt des Himmelbetts zur zartblauen Dämmerung. Das junge Paar ruht noch. Es ruht, aber nur eines schläft; das junge Weib liegt mit geschlossenen Lidern da, aber es ist wach.

Ein Schlummer, wollüstig-bleiern wie ein Champagnerrausch, umfängt die alten, kraftlosen Glieder des glücklichen Ehemannes. Sein teuer erworbenes Kleinod mit der eifersüchtigen Gier des Geizhalses an den morschen Busen drückend, schnarcht er einen satten, fröhlichen Hochzeitsschlaf.

Er gewahrt nicht, wie sie neben ihm fiebert und fröstelt, wie ihre Lippen zucken, wie sie mit den Zähnen knirscht. Er sieht nicht das trockene Glühen unter ihren langen Wimpern, nicht die giftigen Funken, die verstohlen hinausblitzen zur blauen Decke über ihnen. Denn sähe er's — er würde nicht so ruhig daliegen in lächelnder Sorglosigkeit.

Es graut ihr. Sie hat ein Gefühl, wie wenn sie für ein schreckliches Verbrechen an ein Totengerippe gefesselt wäre; der Arm, der ihren weißen Hals umschlingt — es ist der kalte, harte Knochen eines würgenden Skeletts. Sie wagt sich nicht zu rühren, um den blut- und fleischlosen Körper, den verhaßten, an ihrem blühenden Leibe nicht zu fühlen; sie getraut sich nicht, die Augen zu öffnen, in der Furcht, neben sich das verwitterte, blöde lächelnde Mumiengesicht zu erblicken. Es bangt ihr vor allem vor seinem Erwachen. Und so brütet sie seit einer Stunde regungslos in der schrecklichen Umschlingung. Kein mitleidiger Schlaf betäubt ihre rasenden Sinne, diabolisch langsam nur rückt der Morgen heran — still, erbarmungslos still bleibt es noch immer im Hause.

Und da erfaßt sie eine wahnwitzige Wut, die Wut des brutal unterdrückten, vergewaltigten Weibes in seiner jammervollen Ohnmacht. Sie schlägt die Augen auf. Sie will ihn sehen in seiner ganzen Erbärmlichkeit, ihm ins Gesicht speien ihren Haß, ihre Verachtung, ihren Ekel. Da liegt er und schnarcht. Sein breiter, lippenloser Mund steht weitgeöffnet, ein einzelner pechschwarzer Zahnstumpf ragt daraus hervor; sein kahler Schädel gleicht einem gelben Totenkopf in der bläulichen Beleuchtung, keuchend, schnarrend hebt und senkt sich die eingefallene, längst erkaltete Brust.

Ein Zischen wie das einer getretenen Natter entfährt ihren Lippen. Mit einem dumpfen Aufschrei richtet sie sich empor. Ihre Hände zuckten, die Finger krümmen sich, es ist ihr, als müßte sie ihm an die Kehle springen und ihn auf der Stelle erwürgen. Denn er ist nicht ihr Mann, nicht ihr Lebensgefährte; er ist ein fremder Mensch, ihr Todfeind, ihr Ausbeuter. Sie reißt sich los von ihm; über seinen Körper hinwegtretend, entflieht sie der verhaßten Gruft mit der schlafenden Leiche.

VI.

Frau Paula fand auf dem Tisch in ihrem Boudoir einen großen Strauß herrlich duftender Rosen; auf der Karte, die darin stak, las sie: „Der glücklichen jungen Frau zum Morgengruß ihr ergebener (auf der andern Seite) — Heinrich Jürgens, Provisor.“

Als sie im rosafarbenen Morgenkleide, mit dem Bouquet in der Hand, ans Fenster des Gastzimmers tritt und zerstreut hinunter zur Straße blickt, erscheint in der Thür der gegenüberliegenden Apotheke ein junger Mann, verbeugt sich leicht und lächelt zu ihr hinauf.

Sie errötet, und in ihrer Verlegenheit drückt sie das Gesicht tief in die Blumen.

Darauf macht der junge Mann mit dem Finger ein Fragezeichen in die Luft.

Sie versteht ihn nicht, nicht ganz, aber sie nickt.

Wie sie sich umwendet, steht der alte Tammik vor ihr mit eingebogenen Knieen, gebeugtem Nacken, aber mit einem verliebten Lächeln um den runzeligen Mund.

„Mich heimlich verlassen und die Flucht ergreifen — ei, ei!“ droht er scherzend mit dem langen Zeigefinger, worauf er sie zärtlich umfaßt und zur Frühstückstafel führt.

Nachdem er mit Arthur ins Geschäft gegangen, ertönt einige Minuten darauf die Glocke, und das ewig lächelnde Gesicht des Herrn Provisor Jürgens wird in der Thür sichtbar.

Zwei Nachbarn.

Von **Anthero de Quental.**

Aus dem Portugiesischen übersetzt von L. Ey.

Der Kammern zwei umschließt das Menschenherz;
Drin wohnen, ohne sich zu kennen,
Freud' in der einen, in der andern Schmerz.

Wenn früh in ihrer Kammer voller Sonne
Die Freud' erwacht zu heiterm Scherz und Lachen,
Entschläft der Schmerz in seiner, müd' vom Wachen.

Sei leise, Freud'! O zügle deine Wonne!
O juble nicht! Laß alles frohe Necken!
Du möchtst — er schläft so sacht! — den Schmerz erwecken.

Sonnenwolken.

Erzählung
von
Kristian Elster.

Aus dem Norwegischen übersetzt von Cora Thams.

(Schluß.)

VI.

Es war einige Zeit danach, während des Ueberganges vom Winter zum Frühling, als mich Elina bat, einen Spaziergang mit ihr zu machen. Wir waren seit Wochen nicht miteinander im Freien gewesen. Anhaltendes Tauwetter hatte den Schnee aus allen tiefer gelegenen Plätzen verschwinden lassen. Plötzlich auftretender Frost ließ die Wege wieder gangbar werden, und die bereiften Bäume und Sträucher hatten beinahe das Aussehen von Männern, die in weiße Wolle gekleidet waren. Man hörte beim Uebergang über Wiesen einen trockenen, knarrenden Ton zu seinen Füßen, und im dichten Gebüsch zerbrachen die steifgefrorenen Zweige wie Glas bei jedem Schritte durch dasselbe. Kleine, im Schatten gelegene Wassertümpel hatten sich mit blankem, grauem Eise bedeckt, welches runde Binsenhalme oder kieselbesäten Untergrund durchscheinen ließ. Wo die bereiften Triften von der Sonne beleuchtet wurden, war es, als öffneten sich auf Gräsern und Bäumen Tausende kleiner, heller Augen, die strahlend zum Lichte emporschauten. Es war einer jener Tage, die zuweilen gegen Ende des Winters eintreten und die uns verleiten, an eine Erneuerung der strengen Jahreszeit zu denken, statt Frühling und Sommer zu erwarten.

Schweigsam gingen wir nebeneinander dem Meere zu. Plötzlich schaute Elina auf und sagte: „Ich muß dir etwas mitteilen, woran ich lange gedacht habe. Ich möchte nicht, daß du Holt so häufig besuchtest."

Das Blut war ihr in die Wangen gestiegen, und ihre Augen leuchteten vor innerer Erregung.

„Und was hast du dagegen?"

„Das werde ich dir sagen. Ich habe genau dasselbe gegen deine Besuche einzuwenden, wie gegen die von Bang. Ihr müßt offenbar Holt etwas zum besten haben, sonst begreife ich wahrhaftig nicht, was ihr bei ihm anfangt."

„Du irrst dich, wenn du meinst, daß wir deinen Onkel zum besten halten, und ich verstehe nicht, woher dir solche Gedanken kommen. Oder glaubst du wirklich, daß Holt der Mann wäre, sich derartiges gefallen zu lassen? Ich kann dir vielmehr erzählen, daß Holt zuweilen seinen harmlosen Scherz mit dem ‚Patrioten' treibt, aber niemals findet der umgekehrte Fall statt."

Sie sah eine Zeitlang nachdenkend vor sich hin. „Aber du langweilst dich doch entschieden bei ihm und besuchst ihn wohl nur, um ihm eine Aufmerksamkeit zu erweisen?"

„In dem Punkte irrst du dich ebenfalls; dein Onkel ist durchaus keine langweilige Persönlichkeit."

Sie stand still und sah mich einigermaßen verwundert an. „Sage mir, würde es dir genügen, dein ganzes Leben hindurch in Holts Comptoir zu sitzen oder Arzt in einem kleinen Orte, wie dieser, zu sein?"

„Gewiß, das letztere jedenfalls," erwiderte ich aufrichtig.

Sie setzte sich wieder in Bewegung, während ihr Gesicht einen grübelnden Ausdruck annahm.

„Wir lesen von so vielem Großen," fing sie wieder an, „du müßtest doch etwas Besseres werden können," — sie brach ab.

„Was meinst du?"

„Ich meine, daß ich, wäre ich an deiner Stelle, mich dahin sehnen würde, wo — mehr geschieht als hier — wo die Menschen andrer Art sind ..."

Da war er also wieder, der Gedanke an das, was außerhalb ihrer Heimat sei, der sie beherrschte.

„Im großen Ganzen ist das Leben überall dasselbe," antwortete ich.

„Das meinst du doch nicht im Ernst?" sagte sie, mich groß anblickend.

„Ja, in gewissem Sinne ist das der Fall, — nicht im äußern ..."

„Aber giebt es denn niemand dort, der — der" — sie suchte nach dem entsprechenden Ausdrucke — „sich für das Viele interessiert" — sie machte abermals

eine Pause, um dann hastig, als schäme sie sich ihrer Worte, zu sagen: „für das Viele, was groß und schön ist, und von dem man hört, daß die Menschen in der Welt draußen dafür leben."

„Ach, in den engsten Verhältnissen kann man ebenso groß und schön leben; die Begebenheiten der großen Welt haben nicht immer so besonderen Wert. Auch sind es nicht immer die Begabtesten, die am schönsten und reichsten leben."

„Das verstehe ich nicht," sagte sie nachdenklich; „mir kommt vor, als müsse es etwas Besseres geben, für welches man leben könnte, als das, womit sich die Leute hier befassen. Als müßten die Menschen dort draußen größer sein, auch größere Aufgaben haben, an denen sie arbeiten. Und ich würde mich niemals mit dem Kleineren begnügen, wenn ich die Möglichkeit sähe, für etwas Größeres leben zu können. — Weißt du, daß es mich eigentlich immer gewundert hat, wie du dazu gelangtest, mich liebzugewinnen, die ich doch genau so bin wie die andern hier."

Ich lachte; aber sie nahm die Sache durchaus ernst, grübelte offenbar gerade so über dieselbe, als gelte es einem schwer lösbaren Rätsel.

Am Rande der See angelangt, wo der Weg aufhört, kehrten wir um. Die Dorfschaft lag vor uns, sonnenlos, winterlich kalt und starr. Um solche Zeit beschleicht uns wohl das Gefühl, als seien die vereinzelt gelegenen kleinen Wohnstätten eingefroren, hätten sich der Winterruhe hingegeben und erhaschten nur einen flüchtigen Gruß der Sonne von jenseits der Berge, mit dem sie den Schlummernden Botschaft bringe von der Schönheit ihrer eigentlichen Heimat, der großen Welt draußen. Mir kamen in diesem Augenblicke andre Gedanken beim Anblick der stillen Ortschaft mit ihren gemütlichen kleinen Häusern. Gerade jetzt erinnerte ich mich deutlich alles Guten, Wahren und Schönen, das ich jemals dort gefunden. Ich dachte daran, wie viele mir in diesen Nebenthälern begegnet waren, die sich weder großer Geistesgaben noch besonderer Bildung rühmen konnten, und deren Leben doch ein reicheres war als dasjenige von manchen, denen sowohl Talente, Gelehrsamkeit als auch wichtige Aufgaben zu teil geworden. Ich vergegenwärtigte mir, daß wir uns nur zu oft von dem, was Aufsehen erregt, blenden lassen und nicht bemerken, daß sich zuweilen mehr Geist in ärmlicher Werkthätigkeit als in weltbekannten Thaten findet.

Mir trat vor die Seele, wie häufig ich die stille tägliche Beschäftigung an diesen entlegenen Plätzen gesehen hatte, wenn Liebe sie verklärte, die von einer Selbstverleugnung, einer Treue und Geduld zeugte, welche sie zu etwas Größerem stempelte als viele Thaten, die durch Bücher und Gesänge verewigt werden. Aber das alles vollzieht sich stille, ohne Worte und Gepränge, und wir sind so sehr daran gewöhnt, daß es häufig auf uns und die wenigen, welche einen Blick für dergleichen haben, keinen Eindruck mehr macht, dieses Große, dem keine welterobernden Worte zu Gebote stehen, um es berühmt zu machen.

Gewiß erinnerte ich mich zugleich an unendlich viel Kleinliches, Rohes und Gewöhnliches; zu genau war es mir bewußt, daß die Luft in solchen kleinen Gemeinden unerträglich dick und erstickend werden kann. Es ist aber nicht anders möglich, dort, wo der größere Bruchteil der Menschen Zeit und Fähigkeiten dem Kampfe um seinen Lebensunterhalt widmen muß, und wo neue Ideen und Anschauungen seltene Gäste sind. Aber oft genug findet man da ein wunderbar reich entwickeltes Gemütsleben, Ritterweise und Ritterthaten, und es fehlt auch nicht an Zielen, denen man zustreben könnte, sobald das Auge dafür offen und der Wille bereit für dieselben ist.

Während ich alles dies mit Elina, als Erwiderung auf ihre Fragen, besprach, fiel mir ein, daß gerade Holt und seine Thätigkeit in vieler Beziehung als Beispiel für das dienen könne, was ich ihr zu erklären wünschte, und ich schloß damit, seinen Namen anzuführen.

Sie hatte nur eine ungeduldige Bewegung als Antwort. Ich fuhr fort: „Du denkst wohl, daß er kein geistreicher Mann ist und weder viel gelesen noch gelernt hat. Ich will dir nur gestehen, daß auch ich ihn einmal für einen engherzigen, vorurteilsvollen Bauern gehalten habe. Und ich kann nicht leugnen, daß sein Urteil über Menschen und Dinge zuweilen ein höchst unbilliges ist; aber es erfordert eine sehr große geistige Ausbildung, stets gerecht zu sein. In seiner Weise aber ist er doch eine ritterliche Natur. Sprich mit jenen, die zur Winterszeit mit ihm auf dem Meere fahren, und du wirst hören, daß er ein Held sein kann.

„Frage die, welche für ihn arbeiten, und du wirst es bewundern, zu sehen, wie sehr er sich die Sorgen andrer zu eigen macht, und wieviel er allen seinen Leuten gewährt hat. Du selbst weißt es ja auch, wie hoch er von den Armen hier geschätzt wird. Sprich mit Bang, und du wirst dich davon überzeugen, nicht, daß er ein Freiheitsmann ist, sondern daß er auch den Menschenwert derjenigen zu würdigen vermag, die ihm selbst im höchsten Grade ungleich an Begabung und Bildung sind. Ehemals dachte ich auch anders über Holt, aber seit meiner näheren Bekanntschaft mit ihm weiß ich, welche warme, treue Natur er besitzt, daß er tiefer empfindet als die meisten andern, und daß er für die, welche er liebt, jedes Opfer bringen könnte. Sein unfreundliches Benehmen dir gegenüber ist mir immer rätselhaft

erschienen; ich habe wieder und wieder gedacht, daß dem ein Mißverständnis zu Grunde liegen müsse, und sicher hat Bang recht, wenn er sagt . . .“

Ich stockte einen Augenblick, überlegend, ob ich ihr meine Unterredung mit dem Advokaten mitteilen solle.

„Nun, was sagt denn Bang?“ fragte sie mich mit besonderer, scharfer Betonung.

Ich erzählte es ihr; hätte ich aber vorher gewußt, welchen Eindruck mein Bericht auf sie hervorbringen würde, so wäre ich zurückhaltender gewesen.

Zuerst sah sie mich mit dem festen, inquisitorischen Blick an, dem ich schon einmal begegnet, und der mich damals in so große Verlegenheit gesetzt hatte. Es war, als zweifle sie an meiner Glaubwürdigkeit, und als wolle sie mir ins Herz sehen, um zu erforschen, zu welchem Zwecke ich diese ganze Geschichte erfände. Plötzlich aber schlug sie die Augen nieder und ließ das Haupt sinken. Ihre heftigen Herzschläge und kurzen Atemzüge verrieten, mit welcher Spannung sie meinen Worten lauschte. Nachdem ich aufgehört hatte zu sprechen, ließ sie meinen Arm fahren und stand, mich ansehend, still. Ihr Gesicht zeigte einen ganz eigentümlichen Ausdruck.

Sie blickte auf, groß, verwundert, als sehe sie etwas ganz Neues an mir. Ihre mir immer noch zugewendeten Augen wurden starr und kalt, und es kam mir vor, als sähe sie nicht mehr mich, sondern etwas in weiter, unerreichbarer Ferne, oder als erblicke sie selbstvergessen ein Bild in ihrer eignen Seele. Es wurde mir ganz sonderbar zu Sinne, und sie erschien mir eher wie eine gänzlich Fremde, als wie meine verlobte Braut.

Als sie dann meine fragende Miene gewahrte, senkten sich ihre Augenlider, und sie nahm meinen Arm aufs neue. Wir näherten uns Holts Wohnung. Sie wünschte noch nicht heimzukehren, sondern schlug mir vor, den Spaziergang zu verlängern. Wir kehrten um und gingen schweigend wieder der See zu. Sie hielt sich dicht an mich und lehnte zuweilen ihren Kopf an meine Schulter. Bald darauf ließ sie meinen Arm wieder fallen und eilte so rasch voraus, als gelte es, jemand zu entfliehen.

Dann wieder ging sie ganz langsam und sah starr vor sich nieder. Während sie so einherschritt, verbreitete sich mit einem Male ein tiefroter Blutstrom über ihr Antlitz, ihr Auge glühte und hatte zugleich einen solchen Ausdruck der Herzensangst, daß ich unwillkürlich ihren Arm faßte und erschreckt fragte: „Bist du krank, Elina?“ Rasch wendete sie das Haupt zur Seite. „Nein, aber ich glaube, ich bin — müde.“

Sie setzte sich auf einige am Wege liegende Bretter und sah niedergebeugt zur Erde.

„Du siehst so gedankenvoll aus, Elina, — hat es dich betrübt, daß ich dich an alles das von deinem Onkel erinnert habe?“ Sie schüttelte den Kopf, indem sie ihn noch tiefer senkte. Ihr Gesicht hatte seine gewohnte Färbung wieder; vielleicht sah sie um einen Schatten blasser aus als vorher. Plötzlich erhob sie sich. „Mich friert,“ sagte sie, zog ihr Tuch enger um die Schultern und nahm meinen Arm. Wieder wendeten wir uns den Häusern zu, doch als wir uns demjenigen Holts näherten, wollte sie abermals umkehren; es war fast, als bange ihr vor dem Heimkehren. Allmählich schien die Bewegung, welche sich ihrer bemächtigt hatte, geringer zu werden. Sie fing an, sich ganz heiter mit mir zu unterhalten. Sie wünschte alle jene Plätze aufzusuchen, an die sich für uns liebe Erinnerungen knüpften, sie sprach von den vielen gemeinsam mit mir verlebten Stunden und erinnerte sich mit einem Male mancher lustigen Geschichten aus der Dorfschaft.

Als wir an einem zugefrorenen Teiche vorüberkamen, wo die Jugend sich mit Schlittschuhlaufen und Glitschen vergnügte, stand sie still, indem sie sagte: „Ach, sieh doch, wie sie laufen; früher war es das Amüsanteste, was ich mir denken konnte. Wenn es im Herbste zum ersten Male Eis gab und wir alle uns nachmittags draußen auf dem Teiche versammelten, wo wir beim Laufen spielten und lachten, da war mir so froh zu Sinne, als gäbe es keinen Kummer in der Welt. Ach, wie lange scheint mir das her zu sein!“

Eine Mischung von Wehmut, Sanftheit und Laune lag in ihrem Wesen, wie ich sie bis dahin gar nicht an ihr gekannt. Sehr oft hatte ich sie tief betrübt, noch häufiger ausgelassen munter gesehen; aber diese wechselnde Stimmung, in der launige Einfälle gleichsam unter Thränen hervorschimmerten, war ihrer ganzen Art und Weise so fremd, daß sie bei ihr unerklärlich erschien. Sie war zärtlicher als jemals, hielt sich nahe zu mir, als ängstige sie etwas, und wiederholte mehrmals: „Du bist gut — und mein bist du, nicht wahr?“

Dazwischen schienen ihre Gedanken sie wieder weit fortzutragen, als sei sie einem Ideengange verfallen, der sich ihrer gänzlich bemächtigt hatte. Doch gab sie sich dem nicht lange hin. Mit fester Hand strich sie sich über die Augen, sah mich an, nickte mir lächelnd zu und fragte scherzend: „Hast du mich auch lieb, du böser Mensch?“

Unten am Fjord, wo verschiedene Boote festgebunden lagen, machten wir Halt.

„Wir nehmen ein Boot und rudern damit in die weite Welt hinaus,“ sagte sie. „Wir wollen allem hier Lebewohl sagen und es nie wiedersehen. Komm, setzen wir uns, und dann höre zu. Ich habe mir es genau überlegt. Wir wollen in einem weißgemalten Hause mit grünen Thüren wohnen. Es muß recht

hoch liegen, damit wir das Meer sehen können. Draußen müssen Rosen sein und eine Bank, von der aus wir die Sonne untergehen sehen können. Dann wollen wir ein weißes Segelboot haben, denn ich glaube, ich könnte an keinem Platze leben, von dem aus sich nicht segeln ließe. — Das soll dein und mein Schloß sein."

„Und da wollen wir in Herrlichkeit und Freude leben, wir zwei, wie im Märchen."

„Nein, wir wollen als nützliche Menschen leben; du bist Arzt, und ich werde dir helfen, die Armen unter deinen Kranken zu pflegen . . ."

Plötzlich wurde sie ernst. „Ach, es ist so traurig, alle die Armut," sagte sie. „Es kann keine Gerechtigkeit darin liegen, nein, gewiß nicht, daß es vielen so schlecht geht. Denke nur an die Kleinen, die können es doch nicht verschuldet haben; ach — ach, es wird einem ganz gottlos und jammervoll zu Sinne beim Anblick des vielen Elends. Glücklich, wer allen helfen könnte! Wenn der Pastor in der Kirche den lieben Gott bittet, allen denen beizustehen, die krank und betrübt sind, werde ich immer so traurig; weißt du, wir wollen recht gut gegen alle sein, die unglücklich sind — aber wir wollen weit von hier fort."

Sie brach plötzlich in Thränen aus; wenn sie weinte, geschah es fast lautlos, aber so gewaltsam, daß ihr ganzer Körper erbebte. Sie gehörte nicht zu denen, die leicht weinen. Ich hatte niemals Thränen in ihren Augen gesehen; vielleicht erschien sie nie ruhiger als eben dann, wenn ihr Kummer am tiefsten war. Daher werde ich niemals diese Stunde vergessen, da sie, die eine Gewalt über sich besaß, wie sie selbst nur wenigen Männern eigen ist, so heftig, aber still schluchzte, als gälte es, sich für ein ganzes Leben auszuweinen.

Schon den ganzen Abend hindurch hatte ihre wunderliche Stimmung beängstigend auf mich gewirkt; voll banger Erwartung hatte ich sie beobachtet; — als aber dieser Ausbruch kam, fürchtete ich allen Ernstes, die Erregung, in welche mein Bericht ihr ganzes Innere versetzt, möchte zu stark für sie sein. Wohl hatte ich gedacht, daß die Entdeckung, welche sie machen würde, einen tiefen Eindruck zur Folge haben und viele traurige Gedanken wecken würde. Aber die Erschütterung, deren Zeuge ich jetzt war, schien so gewaltsam, so übermächtig, daß sie eine andre Ursache haben mußte als die Erkenntnis, sich so lange in ihrem Onkel geirrt zu haben. Ich fragte, ja, ich flehte sie mit Worten und Liebkosungen an, mir ihr Vertrauen zu schenken und mich an ihren Sorgen, von denen ich nichts wußte, teilnehmen zu lassen. Aber sie schüttelte nur das Haupt und erwiderte: „Ich verstehe mich selbst nicht — ich konnte es nicht lassen — es ist dumm, aber" — sie blickte schwach lächelnd zu mir auf — „du mußt mich ertragen, wie ich bin; ich werde dir keine so gute Gattin sein, wie ich müßte."

Ich wollte das Ganze fortscherzen, aber sie schüttelte ernsthaft den Kopf, sah über das Wasser hin und fing an: „Nein, ich" — brach aber wieder ab, erhob sich und sagte nur: „Jetzt wollen wir nach Hause gehen."

Unterwegs wiederholte sie mehrmals: „Wir wollen treu zusammenhalten, es möge kommen, was da wolle," und einmal sagte sie wie zu sich selbst: „Ich glaube, wenn man es nur ernstlich will, kann man einander das sein, was man müßte. — Andernfalls wäre es ja fürchterlich," setzte sie hinzu. Bei dem Anwesen Holts angekommen, standen wir nochmals still. „Hier war es," sagte sie, „hier verweilten wir — vorher hatte ich nie an das gedacht, was du damals sagtest — weißt du, es war mir, als habe ich dich niemals vorher gesehen. Ich war so verwundert; übrigens wurde ich zuerst böse; es schien mir so dumm von dir, mir dergleichen zu sagen . . . Wie sonderbar es doch zuweilen kommt; hättest du mir nichts gesagt, ich würde, glaube ich, nie in solcher Weise an dich gedacht haben."

„Ich glaube, daß diejenigen, die zusammen gehören, sich mit der Zeit auch verstehen, selbst wenn kein Wort geredet wird."

„Diejenigen, welche zusammen gehören . . .? Vielleicht!" meinte sie. „Erinnerst du dich dessen, was du mir einmal über Liebe sagtest?" fragte sie.

„Und weißt du noch, was du antwortetest? ‚Du bist dumm', sagtest du."

Sie lachte.

„Vielleicht war es gar nicht so dumm. Die verwandten . . ."

„Ich glaube, deine Weise war besser als meine Philosophie, besonders — erinnerst du dich? — :

‚Sie kommt wie Laub zur Lenzeszeit,
Bringt Thränen mit und Seligkeit.'"

Sie that einige Schritte dem Hause entgegen, meine Hand immer noch in der ihren haltend.

„Ich gehe mit hinein," sagte ich.

„Nein, heute abend nicht," wehrte sie schnell ab. „Morgen früh komme ich zeitig zu euch," fügte sie hinzu und ging raschen Schrittes über den Hof.

VII.

Warum war es wohl, daß sie von diesem Tage an kein Buch mehr öffnen wollte? Warum kümmerte es sie gar nicht, was in der großen Welt „draußen" geschah, welche ihre Gedanken früher so sehr in Anspruch genommen und sie dahin gebracht hatte, sich nach ihr zu sehnen und alles in dem Orte dunkel und schwer zu finden . . .? Sie sei nicht dazu aufgelegt, sagte sie selbst. Wollte ihre alte Vorliebe für die Dorfschaft und deren Leben wieder aufwachen?

Das schien auch nicht der Fall zu sein. Sie fing indes wieder an, die Armen häufiger zu besuchen, als es in der letzten Zeit geschehen, und im Hauswesen arbeitete sie mit verdoppeltem Fleiß. Nie sah man sie müßig; sie schien keines Ausruhens bedürftig. Ein Drang zur Arbeit hatte sich ihrer in solchem Grade bemächtigt, daß sie ihm nur schien Genüge leisten zu können, wenn ihre Thätigkeit sich von Tagesgrauen an bis tief in die Nacht hinein erstreckte.

Dem Onkel gegenüber bemerkte man keine Veränderung in ihrem Wesen, außer daß sie ihm vielleicht noch ängstlicher auszuweichen suchte als früher. Das Gehörte hatte also nur dazu geführt, ihr das Zusammenleben mit ihm noch schwerer erscheinen zu lassen als vordem. Ich hatte mir gedacht, daß es nun zu einer Erklärung zwischen ihnen gekommen wäre. Aber dies war ein Irrtum — das Verhältnis blieb unverändert; nur, daß dasjenige sie jetzt mit Sorge und Kummer zu erfüllen schien, was sie ehemals bitter und zornig gemacht hatte. Ihr, die es einmal „schön" gefunden hatte, zu leben, war jetzt ihr guter Humor untreu geworden, und sie schwand täglich mehr dahin.

„Ich fange an, alt zu werden," sagte sie scherzend, wenn die Rede auf ihr bleiches Aussehen kam.

Eines wurde mir bei diesem allem gewiß: wir mußten, wie Elina selbst es gesagt hatte, weit fort von dem Ort und den heimischen Verhältnissen, unter denen sie litt. Einer meiner Universitätsfreunde hatte mir häufig von seinem Heimatsdorfe erzählt, als einem weit nach Osten hin im Inlande gelegenen Orte, wo ein Privatarzt ausreichende Beschäftigung finden könne. Dies kam mir jetzt in den Sinn, und ich nahm mir vor, ihm zu schreiben, wenn ich mit Elina Rücksprache genommen haben würde.

Zum ersten Male seit dem Tage, an welchem ich ihr Bericht über meine mit Bang gehabte Unterhaltung abgestattet, sah ich wieder einen Schimmer des alten, hellen Ausdruckes in ihrem Antlitz. Sie warf die Handarbeit, mit der sie gerade beschäftigt war, fort, sprang auf, ergriff meine Hände und sagte strahlend, als sei ihr die Verkündigung eines großen, unerwarteten Glückes geworden: „Nein, willst du es wirklich? Tausend Dank dafür! Du mußt wissen, daß ich in der letzten Zeit an nichts andres gedacht habe als nur daran, von hier fortzukommen! Hier könnte ich es nicht aushalten!"

Ich schrieb sogleich, doch lief die Antwort erst gegen Anfang des Sommers ein. Sie war indes ermutigend, und noch am selbigen Tage entschloß ich mich, nach Erledigung der notwendigsten Vorbereitungen hinzureisen.

Zur Mittsommerszeit war ich fertig zum Aufbruch. Am Vorabende meiner Abreise saß ich mit Elina, meinen Eltern und Holt zusammen in unserm Garten; wir leerten ein Glas auf einen glücklichen Erfolg meines Vorhabens und plauderten über verschiedene Dorfbegebenheiten. Unter diesen war eine, welche gerade jetzt den kleinen Kreis lebhaft beschäftigte.

Vor Jahren hatte ich öfters Gelegenheit gehabt, Elina mit der Tochter des Vogtes, Hanna Ström, zusammen zu sehen. Ohne daß ich wußte, weshalb, war dieser Verkehr plötzlich abgebrochen worden; aber in der letzten Zeit besuchte Hanna das Holtsche Haus wieder. Es war ein schüchternes kleines Mädchen mit niedergeschlagenen Augen, deren spähenden Blick man aber trotzdem auf sich gerichtet fühlte. Sie schien es immer nur darauf abgesehen zu haben, sich in irgend einem Winkel zu verbergen, und gerade dadurch wurde man immer aufmerksam auf sie. Sie sprach einen harten, uns fremden Dialekt, und wohl um des Gegensatzes willen fiel einem besonders auf, daß etwas Feines, Jungfräuliches sie umgab, was einen unwillkürlich an den Lenz und seine Erstlingsblumen erinnerte. Alles, was von ihr gesagt wurde, war gänzlich anders als der Eindruck, welchen ihre Persönlichkeit hervorrief. Sie sei just ein eigenwilliges, hartes und rücksichtsloses kleines Mädchen, hieß es, und im Grunde weder fein noch schüchtern.

Indessen mußten die meisten gestehen, daß es nicht leicht sei, klug aus ihr zu werden.

Elina schien mir in die Sache eingeweiht zu sein, doch sie gehörte nicht zu denen, welche Geheimnisse verraten. Dieses Mädchen hatte sich mit einem Studenten verlobt, einem entfernten Verwandten des Vogtes; er hatte sie seit ihrer Kindheit gekannt, da er alle seine Ferien auf dem Hofe des Vogtes zuzubringen pflegte. Er war ein gescheiter Mann mit ausgeprägt wissenschaftlichem Sinn. Naturkundig, wie er war, unternahm er während seiner Besuchszeiten viele geologische und botanische Streifereien und Untersuchungen. Gleich nach dem Examen erhielt er eine vorteilhafte Stelle an einer Schule, die ihn in den Stand setzte, sich zu verheiraten, und die Hochzeit sollte im Herbste stattfinden. Da erfuhr man plötzlich, Hanna habe die Verlobung aufgehoben, und diese Begebenheit wurde, wie bei uns, auch in der ganzen Umgegend besprochen.

Der Vater verurteilte sie unbedingt. Er behauptete, sie habe ihr Wort einmal gegeben, und nun sei es an ihr, dasselbe zu halten, koste es, was es wolle. Die Mutter empfand Mitleid mit ihr; sie sah es als eine „Verirrung" an. Ich verteidigte sie, so gut ich konnte. — „Gelübde? Was für Gelübde kann man einander geben? Man hat sich lieb und sagt es sich gegenseitig in dem festen Glauben, es werde ewig dauern. Aber hängt dieses von unserm eignen Willen ab? Kann man das geloben? Oder gelobt man nur das, fest zu einander zu halten, selbst wenn

die Liebe erstirbt? Wie muß man den nennen, der ein so leichtfertiges Versprechen giebt, den, der eine solche Verpflichtung eingeht? Zu verschweigen, wenn ein derartiger Wandel in unsern Gefühlen stattgefunden hat, ist ein unerlaubter Betrug, und es ist so unsagbar niedrig und schlecht, eine Verbindung aufrecht erhalten zu wollen, wenn man weiß, daß die Gefühle, welche sie ins Leben riefen, nicht mehr existieren, daß ich gar keine Worte dafür habe. Die landläufige Auffassung dieses Verhältnisses ist bedauerlich roh und oberflächlich."

Der Vater sowohl als die Mutter waren gleich empört über diesen „unmoralischen" Gedankengang. Sie konnten gar nicht einsehen, daß eben in dem Zusammenbleiben das Unmoralische liegt, obgleich das verschwunden ist, was dem Verhältnisse seine Schönheit und Wahrheit verleiht und sein Glück verbürgt.

„Wirklich ein netter Grundsatz, der jedem leichten Patron Erlaubnis giebt, in Süd und Nord Verbindungen anzuknüpfen, um sie später wieder zu lösen . . ."

„Meine Ansichten geben solche Erlaubnis keineswegs. Das Leichtsinnige besteht darin, solche Verbindungen einzugehen, ohne sich ernstlich geprüft zu haben, aber nicht darin, daß man sie abbricht, wenn das Unglück einmal geschehen ist. Oder um wessen willen sollte die Verbindung bestehen bleiben? Könnte jemand wirklich wünschen, daß dieses äußerer Gründe wegen geschähe? Würde dies nicht beiden Teilen zum Unglück gereichen?"

Der Vater schüttelte den Kopf. „Was sagst du dazu, Holt, ist das nicht gräßlich?"

Holt sah auf den Sandboden hinunter, rückte unruhig auf der Bank hin und her und schien äußerst verlegen, sich über diese Angelegenheit aussprechen zu müssen.

Endlich blickte er auf, lächelte ein wenig und sagte: „Ich glaube wohl, daß Henrik recht hat." Nachdem er gesprochen, wandte er das Haupt rasch zur Seite und wurde rot bis unter die Schläfen.

„Aber, Gott bewahre — du auch!"

„Es ist wahrlich nicht gesagt, daß derjenige ein leichtsinniger Mensch sein muß, der sich einmal in seinen Gefühlen irrte. Es kann Leichtsinn sein, doch ist dies durchaus nicht immer der Fall. — Sie oder er können sehr wohl eine tiefe, treue Seele sein und einen andern glücklich machen."

Ich richtete diese Worte an Holt, als an meinen Kampfgenossen; er schien aber nicht von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugt. Er zeigte eine zweifelhafte Miene, und mit einem Zweige Figuren in den Sand zeichnend, antwortete er zögernd: „Ich weiß nicht, ob es ratsam — für alle — wäre — der andre — zu werden . . ."

Darauf warf er den Zweig fort, erhob sich schnell, zog seinen Hut der Sonne wegen tiefer in die Stirn, steckte die Hände in die Taschen seiner Joppe und guckte den Vater an, als ob er sagen wollte: „Hier wird es mir reichlich warm; wollen wir nicht ein wenig aufs Feld gehen?"

„Was meinen Sie?" (Ich hatte es niemals über mich gewinnen können, ihn „du" zu nennen, obgleich er mich seit meiner Kindheit geduzt hatte.)

Er blickte ins Weite und versetzte nur: „Ja, ich weiß nicht . . ."

Die Mutter äußerte: „Ich verstehe sehr gut, was Holt meint."

Und dann erzählte sie eine Geschichte, welche die Sache erläutern sollte. Sie habe einen älteren Mann gekannt, der sich mit einem Mädchen verheiratet hatte, das schon vordem einmal mit einem andern verlobt gewesen. Er konnte niemals ihre Vergangenheit vergessen. In den harmlosesten Dingen sah er Anzeichen dafür, daß ihre früheren Gefühle wieder erwachten. Es verfolgte ihn das Mißtrauen, als vergliche sie ihn stets mit ihrem ehemaligen Verlobten, und daß er dabei den kürzeren ziehen müsse. Er war ein Mann, der einen jugendlichen Sinn besaß; aber bei dem fortgesetzten täglichen Grübeln über diese Ideen wurde er alt und verbitterte seinem Weibe das Leben in so hohem Grade, daß sie sich wirklich nach ihrem ersten Jugendtraume sehnte und an ihrer Sehnsucht krankte, wie er an seinem Zweifel. — „Nein, nicht ein jeder kann ‚der andre' werden."

Holt nickte. Die Mutter hatte seine Gedanken illustriert. An diesem Gespräche hatte Elina nicht teilgenommen. Sie saß etwas entfernt von uns, pflückte ab und zu Blätter eines halbwelken Rosenbusches, der in der Nähe stand, und sah auf den Fjord hinaus.

Nachdem der Vater mit Holt durch den Garten und die Mutter ins Haus gegangen war, wendete sich Elina mir zu und fragte mit allen Zeichen innerer Erregung: „Du kannst doch unmöglich das meinen, was du vorhin sagtest?"

Sie war, wie gesagt, im Verlaufe des Winters blaß und mager geworden; aber erst in diesem Augenblick fiel mir auf, wie groß die Veränderung war.

Ihre roten Wangen waren eingefallen, die Lippen blutleer und schmal, und die größer gewordenen Augen hatten einen gleichsam verwundeten, brennenden Ausdruck.

Diese Wahrnehmung übte eine so überwältigende Wirkung auf mich aus, daß ich vergaß, ihr zu antworten. Sie fuhr fort: „Du kannst doch unmöglich meinen, es könne nicht alles gut werden, wenn man es will?"

„Ja, das glaube ich. Hier hilft auch der festeste Wille nichts."

„Aber," wandte sie mit beinahe fieberhaftem Eifer ein, „wenn der andre es nun nie erfährt, wenn man alles aufbietet?"

Ich ging näher zu ihr hin. „Sage mir, meinst du, du könntest ein ganzes Leben hindurch mit mir leben, ohne zu empfinden, daß du mir nicht mehr seiest als jeder andre, für den ich Achtung und Freundschaft nähre?" Sie blickte mich mit unsicherem Auge an, schlug es nieder und biß sich auf die Lippen.

„Und wenn du dann einmal entdecken würdest, daß ich dich Tag für Tag betrogen, und daß im Grunde nichts von alledem, was du für mich gefühlt, erwidert worden, ja, daß das, was dein höchstes Glück war, für mich unsäglichste Pein gewesen — würdest du mir dann vergeben können, daß ich dich mit bewußter Ueberlegung in solches Unglück hineingezogen?

„Nein, lieber ein gesunder Schmerz, wie schwer er auch sein mag, als solch ein krankes Glück!"

Sie erwiderte nichts, aber die Hand, welche ich erfaßte, brannte und zitterte.

„Aber weshalb nimmst du alles so schwer?" fragte ich. „Hast du Hanna Ström gegenüber etwas gesagt oder gethan, was du bereust?"

„Hanna Ström?" fragte sie ganz geistesabwesend, indem sie aufsah. „Ja, sie sagt dasselbe wie du. Ach, könnte man durch den Tod befreit werden von all dem Elend, das man sich und andern bereitet!" rief sie hastig aus und erhob sich.

„Aber Elina . . ."

„Ach, wenn du sehen könntest — wüßtest du" — sie kam nicht weiter; der Vater und Holt zeigten sich am Garteneingang, und sie nahm wieder Platz auf der Bank.

Kurz darauf gingen wir alle ins Haus. Mehrmals suchte ich ein Alleinsein mit ihr; es kam mir indes vor, als ob sie selbst einem solchen vorzubeugen suche, und so war es uns unmöglich, unsre Unterredung fortzusetzen.

Als Holt uns abends gute Nacht wünschte, stand auch Elina auf. Ich geleitete sie nach Hause. Während Elina mir die Hand reichte, sagte sie: „Ich werde morgen früh aufpassen, wenn du zum Dampfschiffe gehst."

Als ich am folgenden Tage an Holts Hause vorüberging, gewahrte ich nichts von Elina. Ich trat hinein und traf Holt, der mir berichtete, daß sie sich schon zur Schiffbrücke begeben habe. Ich verabschiedete mich von ihm und eilte ihr nach. Das Schiff lag schon an der Brücke, und es wurde zum ersten Male gepfiffen. Als Elina mich sah, kam sie mir schnell entgegen. Sie sah vergrämt, müde und überwacht aus.

„Du kommst zu spät," sagte sie und zog mich mit sich fort.

„Ich verliere alle Lust zum Reisen, wenn ich denke, wie krank du aussiehst."

„Ich bin nicht krank — ich habe nur nicht geschlafen," erwiderte sie hastig, ihre Schritte beschleunigend.

Ich stand stille. „Elina, seit gestern abend schwebt mir eine Frage auf den Lippen, die du mir beantworten mußt, bevor ich abreise. Ist es nur das Verhältnis zu deinem Onkel, was dir Schmerz verursacht, oder ist es auch etwas andres?"

Nun gab man auf dem Schiffe das zweite Signal zur Abfahrt.

„Eile dich, eile dich!" rief sie und wollte vorwärts. Sie sah aschfahl aus, ihre Lippen waren trocken, und in ihren Augen lag ein angstvoller, gespannter Ausdruck.

„Ich schiebe die Reise auf," sagte ich.

„Nein, nein," unterbrach sie mich unruhig und sah mit irren Blicken um sich, als erwarte sie, daß irgend etwas zu ihrem Beistande herbeikommen könne.

„Dann antworte mir . . ."

„Ach, laß mich," bat sie. „Frage nicht — nicht jetzt — ich werde, ich kann nicht — ich bin so . . ."

Vom Dampfschiffe her pfiff es zum dritten Male.

Ich blickte sie an. Ihr Auge flehte wieder so heiß, nicht zu fragen und abzureisen, daß mir keine Wahl blieb. Ich nahm meine Reisesachen, gab ihr die Hand und überschritt die Landungsbrücke. Die Taue wurden gelöst, dicker Qualm stieg aus dem Schornstein empor, die Schraube setzte sich in Bewegung, und langsam entfernten wir uns vom Ufer . . .

Ich hatte den Zeitpunkt meiner Abreise mit Sehnsucht erwartet. Nach dem, was ich in der letzten Zeit erlebt, war mir die Luft in der Heimat zu schwer geworden. Es war mir ungemein schmerzlich, Elina unter Verhältnissen leiden zu sehen, die ich nicht zu ändern vermochte. Außerdem sehnte ich mich nach Arbeit und wünschte von ganzem Herzen, eine Stätte zu finden, in der ich mir meine künftige Heimat bereiten könne. Aber als ich nun vom Verdeck aus das Schiff sich vom Lande abwenden sah, schien es mir, als steuere ich ziel- und heimatlos in die Welt hinaus. Die Reise kam mir plötzlich zwecklos vor, die Trennung unendlich, und mir war, als überlasse ich Elina feindlichen Mächten.

Solange ich die Brücke sehen konnte, stand sie noch da.

Alle andern gingen fort, nur sie blieb zurück. Sie schien mir so unendlich einsam und verlassen, wie sie dastand, und vielleicht noch mehr so, weil die Ortschaft in diesem Augenblicke hell und sommerlich vor mir lag.

*

Während der ganzen Reise quälte mich der Gedanke: Es ist also noch etwas andres, etwas, das sie dir nicht anvertraut hat, was sie bedrückt. Was ist es, das diese rosigen Wangen erbleichen, das sonnige

Lächeln ihres Mundes ersterben und ihre offenen, klaren Augen scheu und brennend werden ließ? Ich riet und grübelte, verlor die Lust an meinem ganzen Vorhaben und sehnte mich nur danach, zurückzukehren, um zu erfahren, was es war, das sie allen Lebensmutes, aller Freude am Dasein beraubte.

Als ich mich dem Orte näherte, der in Zukunft meine Heimat sein sollte, lastete diese Stimmung noch schwer auf mir. Und der erste Anblick dieser Gegend war auch nicht danach, mein Herz leichter zu machen. Es war ein ganz enger Thaleinschnitt mit unsäglich melancholischen Tannenbeständen zu beiden Seiten. Meilenweit ringsumher waren alle einzelnen Gehöfte von diesen dunkeln oder graugrünen Waldungen umgeben, die für immer das Trauergewand angelegt zu haben schienen. Sie versperrten die Aussicht nach allen Seiten, und nicht einmal ein schäumender Wasserfall oder ein glänzender See belebte die Landschaft.

Was die Hauptsache anbelangt, so fand ich die Verhältnisse über alle Erwartungen günstig. Hier war unzweifelhaft ein weites Arbeitsfeld für einen thätigen Mann, und was das Beste dabei war — ich konnte gleich beginnen.

Frischer Mut wuchs mir bei diesen Aussichten.

Was es auch immer mit Elina sein mochte — eines stand fest: das einzige Heilmittel für sie war ihr Fortgehen aus der Dorfschaft. Und hier war Platz, hier konnte unser Heim sogleich gegründet werden, das wir fern von dem Orte aufschlagen wollten, wo das Dasein ihr jetzt zu einem so schweren geworden war. Was schadete es denn weiter, wenn das Meer nicht unter unsern Fenstern wogte und wenn am fernen Horizont keine Segel schwebten?

Unverzüglich schrieb ich Elina und meinen Eltern über alles dieses. Ich teilte ihnen mit, daß sich mein Aufenthalt hier, wie die Verhältnisse einmal lagen, wohl verlängern und daß ich schwerlich vor dem Herbste nach Hause kommen würde. Endlich bat ich sie um regelmäßige Nachrichten. So siedelte ich mich denn fürs erste in dem fremden Orte an. Jede Woche schrieb ich an Elina, erzählte ihr von dem Dorfe und seinen Bewohnern und von all meinen Zukunftsplänen. Aber nie kam eine Antwort. Woche auf Woche verstrich, doch weder von Elina noch von meinem Heim hörte ich ein Wort. Zuletzt wurde es mir unerträglich. Ich nahm mir vor, die nicht kleine Reise bis zur nächsten Telegraphenstation zu machen und dort die Antwort auf ein Telegramm abzuwarten, als endlich ein Brief von meinem Vater eintraf.

Er unterrichtete mich in kurzem davon, daß Elina längere Zeit krank gewesen sei, und fügte hinzu, er hielte es für das Beste, wenn ich nach Hause käme, sobald es mir möglich sei.

*

Es herbstete schon, als dieser Brief kam. Die Dampfschiffe hatten einen Teil ihrer Touren eingestellt, und es war nach einer langen, ermüdenden Reise, als ich endlich in den Fjord hineindampfte.

Wir bogen um den letzten Felsenvorsprung, und vor mir lag die Dorfschaft und die Brücke, auf welcher ich Elina zuletzt gesehen, wie sie dastand, dem Schiffe nachblickend.

Niemand von den Meinigen war dort. Ich eilte die vertrauten Wege entlang und stand bald vor Holts Hause. Als ich es das letzte Mal sah, hatten die Bäume noch ihren frischen, reichen Laubschmuck; die sich längs des ganzen Hauses hinziehenden Rosenbüsche waren noch bedeckt gewesen mit roten und weißen Blüten, deren Duft alle Wege und Stege erfüllte, und weiter abwärts im Garten hatten die Blumenbeete wie farbenreiche Teppiche inmitten des grünen Rasens ausgesehen. Daß das Laub der Bäume jetzt spärlich und vergilbt war, daß die Rosen längst verblüht und die Blumen verwelkt waren, schien mir nicht die natürliche Folge des Herbsteintrittes zu sein, sondern hervorgerufen durch verzehrende Krankheit und verkümmernden Mißmut ... Ich flog die Stufen hinauf und eilte über den Flur. Totenstille herrschte im Hause; ich vernahm nichts als meine hastigen Atemzüge und den heftigen Schlag meines Herzens. Ich trat in das Wohnzimmer; es war leer. Ich bemerkte, daß die Blumen in den Töpfen trocken waren und daß ein auf dem Tische im Glase stehender Strauß verwelkt aussah; er hatte augenscheinlich seit Wochen kein frisches Wasser erhalten. Das Zimmer machte den Eindruck, als ob seine Bewohner ausgewandert und als ob alle Gegenstände in demselben in Verfall geraten seien.

Ich begab mich über den Vorplatz in Holts Comptoir. Auch hier keine Seele. Ich klopfte an die Thür seines Schlafzimmers — da lag er fest schlafend auf seinem Lager. Bei dem Geräusche des Thüröffnens fuhr er in die Höhe und rief noch halb im Schlafe: „Was giebt's?"

Als ich nicht antwortete, blickte er mich eine Weile ganz verwirrt an, erkannte mich endlich, erhob sich und gab mir die Hand.

„Bist du gekommen?" sagte er.

„Elina?" fragte ich; mir war, als müsse ich vergehen, ehe ich die Antwort hörte.

„Ja, hier gab es Krankheit nach deiner Abreise," erwiderte er und strich sich mit der Hand über das Antlitz; „wir alle haben etwas gewacht — ich spüre es noch."

„Aber Elina — ist sie ..."

Er sah mich an: „Nein, du irrst dich — sie hat es überstanden."

Fast hätte ich den Jubel, der mich nach der langen, fürchterlichen Spannung überkam, laut hinausgerufen.

Ich spürte Lust dazu, Holt um den Hals zu fallen, und begriff nicht, wie er mir dieses mitteilen könne, als sei es die gewöhnlichste Sache von der Welt. Verstand er nicht, was er selbst sagte: sie lebte, sie lebte, sie hatte es überstanden? Ich meinte, die ganze Gegend ringsum müsse **ein** großes Fest feiern ... Aber es war ja richtig, für ihn und für den ganzen Ort war dies keine Neuigkeit mehr, und er hatte gewacht — ja, er mußte viel gewacht haben, die treue Seele, seinem Aussehen nach zu urteilen.

„Du bist noch nicht zu Hause gewesen?“ fragte er.

„Nein.“

„Ah,“ sagte er lang gedehnt und blickte etwas verlegen zur Seite.

„Ist denn jetzt jede Gefahr vorüber?“

„Ja.“

„Ist sie auf?“

Er schwieg eine Weile. „Sie ist abgereist,“ versetzte er darauf, und wieder wendete er den unsicheren Blick von mir ab.

„Abgereist? ... gereist? ... Ich verstehe kein Wort.“

„Ja, mit einem Male wollte sie fortreisen und ...“

„Fortreisen? Aber wohin?“

„Nach Bergen.“

„Zu?“

„Sie ist bei meiner Schwester. — Deine Mutter wird einen Brief für dich haben,“ beeilte er sich hinzuzusetzen, als wolle er diesen Fragen, die ihn augenscheinlich verlegen machten, entgehen.

Er begleitete mich eine Strecke Weges. Indem wir Abschied nahmen, sagte er: „Ich verstehe sie nicht — es kam so plötzlich; es muß ihr etwas Besonderes geschehen sein — es sind noch nicht gar so viele Tage her, daß wir um ihr Leben besorgt waren. Aber wahrscheinlich steht es in dem Brief, warum sie durchaus fort wollte,“ fügte er hinzu.

Ich sagte ihm adieu und eilte heim. Die Mutter stand auf der Treppe, nach der Anlegebrücke blickend. „Da ist er,“ rief sie, als sie mich gewahrte. „Kommst du endlich! Ach, wie habe ich gewartet ...“

Wir traten in das Zimmer. Ich bemerkte, daß meine Mutter mich verstohlen mit einem eignen fragenden und traurigen Blicke ansah. „Bist du ... bist du schon bei Holt gewesen?“ fragte sie dann.

„Ja, ich weiß es. Sie ist fortgereist. Hast du den Brief?“

Sie holte denselben. Holt hatte recht. Im Brief stand, weshalb sie abgereist war.

„Es muß vorbei sein zwischen uns. Ich kann dir nicht das sein, was ich müßte. Ich habe nicht gewagt, zu warten, bis du kämest. Ich schäme mich so vor dir.“

*

Da blieb ich im Zimmer und las die wenigen Zeilen wieder und wieder, ohne daß ich sie verstehen konnte. Es war mir, als ob das, was ich las, mich gar nichts anginge. Es war ganz still um mich her; ich fühlte ein paar Augen mitleidig auf mir ruhen, doch wagte ich nicht aufzublicken. Keines von uns sprach. Es wurde uns beiden so maßlos schwer, das erste Wort zu reden.

Endlich sagte meine Mutter: „Sie war sehr krank.“ Ich bat sie, mehr zu erzählen. An dem Tage meiner Abreise war Elina ohne weitere Begleitung als die eines Knaben ausgesegelt. Auf dem Fjord hatten sie Regen und Sturm gehabt. Aber ohne auf die Vorstellungen des Jungen zu achten, war Elina draußen geblieben, bis er angefangen hatte zu weinen und zu jammern, daß er nimmer nach Hause kommen würde. Da endlich sei sie umgekehrt und habe auf das Ufer zu gehalten. Durchnäßt und durchkältet war sie heimgekommen, um am nächsten Tage sehr krank, ja für einige Zeit besinnungslos zu werden, so daß ihr Leben in Gefahr schwebte. Zuerst waren alle so sehr durch die Pflege in Anspruch genommen, daß sie nicht dazu kamen, mir zu schreiben. Als Elina sich dann etwas erholte, hatte sie nicht gewollt, daß ich von ihrem Kranksein erfahre.

Da sie aber später hörte, daß der Vater mich doch von demselben benachrichtigt hatte und daß ich erwartet werde, konnte niemand sie zurückhalten. Sie wollte fort, und als das Dampfschiff kam, stand sie reisefertig an der Brücke, obgleich es nur wenige Tage her war, daß sie das Bett verlassen.

„Schon während meiner Nachtwachen bei ihr wurde mir klar, daß da irgend etwas im Wege sei,“ endete die Mutter ihren Bericht, „und vor ihrem Fortgehen vertraute sie mir auch an, was im Briefe steht!“

Nachdem die Mutter mir alles erzählt, erfaßte mich erst die Wirklichkeit des Geschehenen. Ich hörte eine wunderherrliche Musik, die der Seewind in weite Fernen trug — die wonnige Musik des Lebens.

VIII.

Einige Tage später stand ich vor einem niederen weißen Hause in einer der stilleren Straßen Bergens. Hier sollte die Schwester Holts wohnen. Ich läutete, und kurz darauf hörte ich jemand die Treppe herabkommen. Es wurde indes nicht aufgeschlossen, sondern eine Frauenstimme fragte: „Wer ist da!“

„Jemand, der Elina Holt zu sprechen wünscht!“ Ich höre Schritte treppauf gehen, Schritte treppab, bis die Antwort kam: „Sie ist nicht zu Hause, sie ist spazieren gegangen.“ Wohin sie gegangen sei? Wann sie zurückkäme? Das wußte man nicht.

Ich schlug einen Weg dem Meere entlang ein, einen der mindest belebten, denn ich war sicher, daß sich Elina zur See hingezogen fühlte und daß sie

die Hauptstraßen vermied. Lange streifte ich umher, bestieg alle nahen Hügel und spähte nach ihrer wohlbekannten Gestalt aus. Hier war dieselbe Natur wie zu Hause, aber für mich trug sie nicht denselben Ausdruck. Diese grauen, massigen Felsen sahen mich mit denselben toten, erloschenen, gleichgültigen Mienen an, mit denen sie seit Jahrtausenden auf die Not und die Verzweiflung dahingegangener Geschlechter geschaut hatten und mit denen sie wohl noch Jahrtausende hindurch Zeugen desselben Dramas sein werden, das immer noch gespielt werden wird, solange Menschen da sein werden. Das Meer, welches sich unter einem feuchten Winde leicht fortbewegte, war mir in diesem Augenblick nichts als der große, kalte Begräbnisort für die vielen lichten Menschenhoffnungen, die dort alljährlich zu Grunde gehen.

Und doch war dies dieselbe Natur, die ich kannte und liebte, und die verwebt war mit meinen geliebtesten Träumen und Erinnerungen.

Ich verfolgte einen Pfad, der sich zwischen heidekrautbewachsenen Steinblöcken durch kleine feuchte, mit niederem Buschwerk umsäumte Thäler hinschlängelte, bis ich mich zuletzt, müde vom Wandern, auf einem vorspringenden Felsenabsatz niederließ. Müde des einen Gedankenganges, der mich Tag und Nacht verfolgte, ließ ich mein Auge über die dunkle See und die gelblichen senkrechten Bergwände hingleiten. Schon wollte ich das Suchen aufgeben und in die Stadt zurückkehren, als ich noch weiter hinaus am Meeresufer eine weibliche Gestalt erblickte, die ich, der weiten Entfernung ungeachtet, sogleich erkannte. Es war Elina. Da saß sie, wie ich sie wohl tausendmal in der Heimat gesehen, den Kopf gestützt und auf das Meer hinausschauend. Bei meiner Annäherung wendete sie ihr Haupt langsam nach mir um, aber sobald sie mich erkannte, fuhr sie auf wie ein gescheuchter Vogel und machte eine Bewegung, als wolle sie fliehen. Doch plötzlich hielt sie inne; sie blieb stehen, ohne sich zu rühren oder sich umzusehen. Erst als ich ihr ganz nahe war und sie mit einem „Guten Abend, Elina!" begrüßte, blickte sie auf und wiederholte mechanisch: „Guten Abend!"

Wie war sie verändert! Daß die Krankheit sie angegriffen haben mußte, konnte ich wissen, und bleich und mager hatte sie schon bei meiner Abreise ausgesehen. Aber dieser matte, fast erloschene Ausdruck ihres Auges! Es war nicht nur Traurigkeit, die sie umgab, sondern etwas Herbstliches, möchte ich fast sagen — sie ähnelte den halb entblätterten, verwelkten Büschen, die in kleinen Gruppen am Rande der See standen und einem langen, öden Winter entgegensahen.

„Bist du gekommen?" sagte sie. „Ich wußte, daß du mir nachreisen würdest, und doch war es mir unmöglich, zu warten. Ich weiß, daß es feige war, aber ich glaubte es nicht aushalten zu können."

Sie ließ sich wieder nieder, den Kopf abermals mit der Hand stützend, und blickte übers Meer, ohne zu reden. Ich warf mich ihr zur Seite ins Heidekraut und wartete. Plötzlich richtete sie sich auf und begann in heftigem, schmerzlichem, sich selbst anklagendem Tone:

„Ich hätte nie kommen sollen, wenn du abends vorlasest, denn ich glaube, es war das, was mich irreführte. Ich hatte noch niemals so etwas gehört; es hielt mich während der Nächte schlaflos, und ich weiß nicht, was ich darum gegeben haben würde, dort sein zu können, wo alles das, von dem du lasest und erzähltest, geschah. Mir schienen diese Lesestunden die schönste Zeit meines ganzen Lebens zu sein. Und bei alledem — im Grunde habe ich keinen Sinn für dergleichen. Ich bin auch nicht dafür erzogen. Ich bin ja fast nur ein Bauernkind — das hätte ich nicht vergessen sollen. Das Vorlesen übte keinen guten Einfluß auf mich aus. Ich gelangte zu dem Glauben, daß dort zu Hause alles klein, kläglich und dumm sei, und daß sich draußen alles Große und Schöne fände. Alle die, mit denen ich täglich verkehrte, wurden mir gleichgültig und langweilig; nur du warst andrer Art, warst wie die, von denen du lasest und erzähltest. So kam es, daß ich dich zu lieben vermeinte, wie die Gattin ihren Gemahl lieben soll. Ich sagte dir damals keine Lüge, nein, sicherlich nicht. Seitdem habe ich oft und oft an alles gedacht und so lange darüber gegrübelt, daß ich glaube, jetzt alles zu verstehen. Ich konnte nicht leben wie so viele, ohne irgend etwas oder einen Menschen lieb zu haben. Ich fand, daß es herrlich sei, nun jemand gefunden zu haben, der mich gern hatte und den ich das ganze Leben hindurch lieben könne. Ich glaubte sicher zu sein, daß niemand sonst in guten und bösen Tagen so treu zu dir halten werde . . .

„Aber ich sollte mich selbst besser kennen lernen und erfahren, wie schwach ich bin und einen wie wankelmütigen Sinn ich habe. Ich sah ein, daß ich nicht in der Weise deiner dachte, wie ich hätte müssen, und auch, daß mein ganzes Sehnen nach dem, was sich draußen befand, nur eitel Dunst gewesen. Du selbst warst es, der mich zur Besinnung brachte. Schon seit unsrer Verlobung hatte ich mich darüber gewundert, daß du in der Dorfschaft bleiben wolltest. Ich dachte, du würdest eines Tages zu mir kommen, mir zu erzählen, daß du hinaus wollest, um in der Welt Schulter an Schulter mit den Besten zu kämpfen und dir ein Reich zu gewinnen. Ja, das war dumm, kindisch von mir, aber ich mußte immer an die alten Geschichten denken, die du mir vorgelesen, wie alle, die tüchtig waren in früheren Tagen, nicht ruhten noch rasteten, bis sie Schiffe und Menschen beisammen hatten, mit denen sie auszogen, um Land und Ehre zu erstreiten. Das begriff ich. Ich glaubte in mir

zu fühlen, daß ich, wäre ich ein Mann gewesen, dasselbe gethan haben würde. Und du schienst mir zu gut dazu, zu Hause zu bleiben, um zu werden wie die andern. Und dann wartete ich unablässig darauf, dich eines Tages ausrufen zu hören: ‚Jetzt halte ich es hier nicht länger aus!‘ Aber gerade da sagtest du, es fände sich überall Arbeit, und es war mir, als sei ich undenklich lange abwesend gewesen und jetzt heimgekehrt, und ich sah alles mit denselben Augen an wie in früheren Tagen, kannte alle Menschen und hatte sie lieb wie vordem. Denn einstmals hatte ich ja ebenso gedacht wie du. Ich begriff, wie dumm und eitel ich gewesen und daß ich unglücklich geworden wäre, wenn mir das zu teil geworden, wonach ich mich gesehnt. Aber zugleich wußte ich, daß ich in etwas anderm geirrt, was noch schlimmer war als das erste.

„Zuerst wollte ich nichts davon sagen. Ich meinte, es könne alles bleiben, wie es gewesen, wenn man es nur ernstlich wolle. Und ich weinte, betete und kämpfte, aber nichts, nichts half. Trotzdem hatte ich mir vorgenommen, daß du nichts von dem erfahren solltest, was mich quälte; ich hielt es für kein Unrecht, dasselbe zu verbergen. Aber dann sagtest du — am Vorabend deiner Reise, weißt du — daß man dergleichen nicht sein Leben lang verbergen könne, daß es Betrug sei, dies auch nur versuchen zu wollen, und daß du es nie würdest verzeihen können.

„Das war die schwerste Stunde, die ich je erlebt. Ach, ich weiß nicht, was ich hätte tragen und erdulden können um den Preis des Schweigens. Ich mochte gar nicht glauben, daß es deine wirkliche Meinung sei, und dachte, irgend etwas müsse geschehen, damit ich des Aussprechens überhoben werde. Dann bat ich dich, abzureisen; es war nicht recht von mir, ich weiß es; aber es war mir, als könne dadurch eine Aenderung herbeigeführt werden. Doch im Grunde wußte ich, daß du recht hattest und daß ich dir nie vergeben haben würde, wenn du mir so etwas verschwiegen hättest ... Ich konnte nicht ins Haus gehen, als du fort warst; ich nahm einen Jungen mit mir und stieg in ein Boot. Ich weiß selbst nicht, was ich wollte; fast glaube ich, daß ich einen Sturm herbeiwünschte, der allem ein Ende gemacht hätte. Aber da fing der Knabe an, sich zu fürchten; ich hatte ihn gänzlich vergessen. Vielleicht dachte ich auch, daß es unrecht sei, daß es Gott versuchen hieße — ich weiß es nicht. Ich war so außer mir, daß ich meinte, es sei alles gleich, was da käme, nachdem ich eine so große Schande erlebt hatte."

Mehr als einmal mußte sie während dieser Selbstanklage ihre Thränen bekämpfen, um fortfahren zu können. Aber bei den letzten Worten war es mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei — wieder weinte sie so reuig und jammernd, wie ich es schon einmal gehört, nur daß ich es jetzt eher verstand als damals. Als ich dieser Unterredung entgegenging, hatte ich ja gewußt, daß sich nichts ändern würde, daß alles vorüber sei, und doch fühlte ich in diesem Augenblicke, daß mir nicht voll zum Bewußtsein gekommen war, wie fremd wir in Zukunft aneinander vorübergehen würden. Aber nun, indem sie davon sprach, begriff ich es nur zu gut.

Ich kam mir plötzlich vor wie ein Mann, der das Leben durch den Schleier eines schönen Traumes gesehen hat, der nun zerrissen wird. Alles, was mir würdig geschienen, dafür zu leben, alles Große und Schöne, von dem mir je geahnt, alle Hoffnung und Freude, fern oder nah, war wie hinweggeweht. Die warme, schöne, farbenreiche Welt, die wir zu Zeiten des Glückes, sehen — wo war sie geblieben? In diesem kalten Nebelmeer gewahrte ich nur ein Wrack, das sich an harte Klippen stößt, sich nach dem Versinken in der Tiefe sehnt und es doch nicht vermag... Ach, damals glaubte ich nicht, daß sich ein solches Erlebnis ertragen ließe! ...

Sie weinte nicht mehr, sondern sah gebeugten Hauptes, mit müdem, hoffnungslosem Blick vor sich nieder. Dann erhob sie sich, aber sie stand ruhig, als warte sie auf ein Wort von mir. Ich hatte auch eine Frage, die mir schon auf den Lippen brannte, für sie, die Frage: „Hast du einen andern lieb gewonnen, Elina?"

Sie erwiderte nichts, und da sie abgewendet von mir dastand, war es mir nicht vergönnt, den Ausdruck ihres Gesichtes zu sehen. Endlich antwortete sie mit einer besonderen, scharfen Betonung: „Meinst du, daß mir nach diesem Tage jemand glauben könnte, und könnte ich mir selbst glauben?"

Immer stand sie noch neben mir mit abgewandtem Antlitz. Plötzlich hörte ich weichen, gedämpften, fast schüchternen Tones, der in direktem Gegensatz zu dem vorher so harten Klang ihrer Rede stand, die Worte: „Kannst du mir jemals verzeihen, was ich dir gethan habe?"

Als ich diese Stimme vernahm, der ich jetzt vielleicht zum letzten Male lauschte, erwachten tausend schöne, strahlende Erinnerungen in mir.

„Wie kannst du so fragen? Jetzt verstehe ich nur zu gut, wie wenig ich dir war und dir sein konnte — und außerdem, was kannst du dafür, daß — es — daß es — nicht mehr so ist, wie es war!"

„Ja, ich hätte mich selbst besser kennen müssen. Aber wenn ich dir Kummer verursacht habe, so weiß ich auch, daß das Geschehene auch mir nicht leicht zu tragen sein wird."

„Du brauchst mich dessen nicht zu versichern. Weiß ich doch, daß diese Begegnung dir ebenso schmerzlich ist wie mir."

„Aber du hast nichts zu bereuen. Eine, die so

ist wie ich, kann keinem ordentlichen Menschen mehr ins Auge sehen. Und wäre es nicht, weil — ja, wäre es nicht —"

Sie stockte, wendete sich rasch zu mir, blickte mich offen an und sagte, meine Hand fassend: „Wir müssen scheiden, und es geschieht am besten gleich jetzt — es bleibt ja nichts mehr zu reden. Aber vorher sollst du noch erfahren, daß die Tage, die wir beisammen waren, die schönsten sind, welche ich gelebt, und bessere als irgendwelche, die mir nach dieser Zeit beschieden sein werden. Lebe wohl!"

Sie wendete sich schnell ab und ging eiligen Schrittes der Stadt zu.

Wie oft hatte ich dieser schlanken, kleinen und doch kräftigen Gestalt nachgeblickt! Wie gut kannte ich ihren raschen, energischen Gang! Lebhaft sah ich sie in diesem Augenblick vor mir, wie sie war, ehe die Sorge und Krankheit der letzten Zeit sie so verändert hatten. Ich sah ihre klaren grauen Augen mit dem plötzlichen Wechsel des Ausdrucks vom Nüchtern-Praktischen bis zur tiefen, leidenschaftlichen Glut, sobald sie erregt wurde. Ich sah ihre breite, kräftig hervortretende Stirn, umrahmt von weichem, gewelltem Haar, und den feinen Mund mit seinem zuweilen so frischen, strahlenden Lächeln, während er sich dann wieder hart und kalt schließen konnte. Ich hörte ihr helles, melodisches Lachen, das einen alle Not des Lebens vergessen machen konnte, und fühlte die innige Wärme in ihrer Stimme, wenn sie von jemand redete, der ihrem Herzen nahe stand. Es lag etwas Unbegreifliches für mich darin, daß alles dieses, was doch mein gewesen, mir von jetzt an ewig fremd sein müsse. Vielleicht würde ich sie sehen, sie hören, ihre Stimme den alten Zauber auf mich üben, warme Liebe zu ihr mein ganzes Sein erfüllen und ich mir doch sagen müssen, daß mir nichts von alledem mehr zu eigen sei. Es würde mir sein wie einem, der in sein Heim zurückkehrt und es in fremdem Besitz findet.

Ich erinnere mich nicht, wie lange ich dort in der Heide verweilte. Zuletzt dachte ich gar nicht mehr an das Geschehene, ich dachte überhaupt nicht. Ein Gefühl unendlicher Schwäche und Hilflosigkeit übermannte mich, das dann von einem stechenden Schmerz in der Brust abgelöst wurde. Ich warf mich wieder ins Heidekraut, als ob ich meine qualvollen Seufzer in demselben ersticken könne. Ich schloß die Augen, um die Welt, welche gleich einer Wüste vor mir lag, nicht mehr sehen zu müssen, und hatte nur Sehnsucht danach, mich in die Erde versenken zu können, um zu schlummern — nur zu schlummern.

*

Wenige Tage nachher lag die Heimat wieder vor mir. Ja, war dies der liebe alte Ort, der immer, sobald ich fern von ihm war, im Glanze lieber Erinnerungen und lockender Hoffnungen vor meiner Seele gestanden, und den ich nie erblicken konnte, ohne daß mein Herz ihm mit tausend warmen, frohen Gefühlen jubelnd entgegengrüßte?

Es war ein trüber Tag, der Himmel farblos und die Luft schwer. Der Herbst kennzeichnete Felder und Bäume. Alles schien mir das unfreundliche Gepräge von Alter, Müdigkeit, Leere und Einsamkeit zu haben. Alles schien gleichsam eingefroren und unbeweglich, und es kam mir vor, als herrsche eine Stille wie bei einer Leichenfeier.

Ich begab mich heimwärts. Es kam mir ganz unerträglich vor, bekannten Gesichtern zu begegnen und sehen zu müssen, wie das Werktagsgetriebe seinen gewohnten Gang ging. Ich suchte alle die Plätze auf, die wir einstmals die „unsern" genannt hatten. Ich setzte mich auf die Steine oder Bänke, wo wir geweilt, und betrachtete die Bäume, die Wasserfälle und das Meer. Zuerst empfand ich nichts dabei, denn es war fast, als habe mich das Gedächtnis verlassen. Doch dann gedachte ich an einzelnes, und sofort umgaben mich die gesamten Erinnerungen. Ich fühlte ihren lieben Arm in dem meinen, ihre Wange an die meine gelehnt, es war mir, als küsse ich sie zum ersten Male, und als sagten ihre guten, treuen Augen: „Du bist mein." Alle die kurzen, schönen Worte, welche nur die Liebe erfindet und denen sie solche Zaubermacht verleiht, umschwebten mich, und alles Herrliche, welches uns nur dann zugeflüstert wird, wenn die Seele von süßer Sehnsucht erfüllt ist, erschloß sich mir wieder...

Als ich endlich ins Haus trat, dämmerte es bereits. Aber bei dem Gedanken an die Gegenwart beschlich mich die alte Eiseskälte, und wieder glaubte ich im Gefolge von des Lebens großem, unendlichem Leichenzuge zu wandeln.

In dem dunkeln Hausflur begegnete mir niemand von den Meinigen. Als ich in mein Zimmer gehen wollte, hörte ich ein Geräusch und blieb vor demselben stehen.

Plötzlich fühlte ich zwei Arme sich um meinen Hals legen, und eine gedämpfte Stimme fragte: „Kann es nie wieder gut werden?"

„Nein."

Dann trat ich ein. Der Mond stieg gerade über den Felskamm empor und erleuchtete mit schwachem, bläulichem Schimmer die beinahe schwarzen Bäume und die bräunlichen Felder. Ich setzte mich ans Fenster. Davor standen meine beiden Freunde, zwei Eschenbäume, entblättert und resigniert den Winter erwartend. In diesem matten Mondschein lagen die Häuser wie dunkle, undeutliche Massen vor mir; weiter draußen ergänzte das Meer wie ein grauweißer, schimmernder Streifen. Von der Scheune her erklang der Schlag der Drescher; er erinnerte

mich an die Ruhe des Winters mit seinen stillen Abenden hinter geschlossenen Thüren. Nirgends gab es Unruhe, nirgends ein Zeichen, das auf irgend einen Kummer oder auf eine Zerstörung deutete.

Ich gedachte jenes verhängnisvollen Abends, an dem ich wie heute an diesem Fenster saß, mit der Vorahnung zukünftigen strahlenden Glückes in die Mondscheinnacht hinausschauend, und an dem ich es „schön fand, zu leben". Aber vor allem stand der nächste Morgen mit peinlicher Deutlichkeit vor meinem inneren Auge. Ich wußte, daß mich des Dienstmädchens „Guten Morgen!" und ihr „Fröhliche Weihnachten!" geweckt hatte, als sie den Kaffee brachte. Der beschneiten Bäume erinnerte ich mich, zwischen deren Zweigen einzelne Vögel schwebten, und der fernen Bergspitzen mit ihren sonnenvergoldeten Gipfeln, und der krausen, leichten Wolken, die hoch oben in der Luft rasteten. Alles rief mir seinen Festgruß zu. „Fröhliches Fest!" rief auch der Vater, indem er seinen Kopf durch die zum Nebenzimmer führende Thür hereinsteckte. Auch die Mutter erschien mit demselben Wunsche, setzte sich auf den Rand meines Bettes und berichtete über alle während meiner Abwesenheit im Hause vorgenommenen Veränderungen. Und ich entsinne mich, daß ich alles, was ich sah und hörte, so merkwürdig und so verheißungsvoll fand, daß ich glaubte, nie vordem gewußt zu haben, wie lieb mir das Haus mit seinen Bewohnern, die ganze Umgebung, und wie schön und voll märchenhaften Glückes das Dasein sei ...

IX.

Viele, viele Jahre sind verflossen seit jenem Abende, und nie habe ich meine Heimat wiedergesehen. Eine Zeitlang schrieben meine Eltern mir häufig, dann seltener, und niemals enthielten die Briefe Nachrichten von Elina. Daher wußte ich nicht einmal, ob sie zu ihrem Onkel zurückgekehrt sei, als ich eines Tages in der Zeitung unter der Rubrik „Unglücksfälle zur See" folgendes las:

„Während des letzten, vor ungefähr acht Tagen herrschenden Sturmes fand in unsrer Gegend ein Unglück auf der See statt, das nicht verfehlen wird, auch in weiteren Kreisen Teilnahme zu erwecken. Es betrifft den Landhändler Herrn Holt, dessen Boot auf dem Rückwege vom Tingsted kenterte, wobei er mit seiner ihn begleitenden Nichte umkam. Herr Advokat Bang und ein Knabe, welche die Tour ebenfalls mit ihm machten, wurden gerettet. Herr Landhändler Holt galt allgemein für einen außerordentlich tüchtigen, rechtschaffenen und humanen Mann, und er sowohl wie seine Nichte werden von den vielen, denen sie mit Rat und That beigestanden, schwer vermißt werden."

Man muß dergleichen erlebt haben, um begreifen zu können, was es heißen will, eine solche Nachricht plötzlich durch eine im Zeitungsstil abgefaßte Notiz eines öffentlichen Blattes zu lesen.

Unverzüglich schrieb ich an den „Patrioten", um etwas Näheres zu erfahren, und die Antwort lautete:

„Geehrtester!

„Der traurige Fall, dessen Sie Erwähnung thun, trug sich während des letzten Herbstes zu. Ich war mit Holt zusammen dorthin gereist, um verschiedene Geschäfte zu erledigen. Elina ging mit uns, um Hanna Ström zu besuchen, die jetzt mit dem Herrn verheiratet ist, der das Ting abhält. Nachdem Holt mit allem fertig war, wollte er sich auf den Heimweg begeben; es herrschte aber ein Unwetter und es wurde ihm von allen Seiten von der Seetour abgeraten. Doch, wie Sie noch wissen werden, war es nicht leicht, ihn zu etwas zu überreden. Wir hatten nur ein sechsruderiges Boot, auf dem Holt, ich und ein halbwüchsiger Bursche die Bemannung bildeten. Holt war von jeher ein verwegener Segler und schien mit den Jahren nur immer kühner zu werden. Der Bursche, ebenfalls ein Wagehals, sah so wenig wie Holt eine Gefahr in dieser Ueberfahrt.

„Es war ein schrecklich unfreundlicher Tag, an den ich ewig denken werde. Schneeschauer, aufgeweichte Wege, die Luft kalt und rauh. Ein solches Tingsted unter derartigen Verhältnissen ist so recht dazu angethan, dem Menschen Abneigung gegen das Leben an sich einzuflößen. Alle Thüren stehen offen, durchnäßte Menschen gehen aus und ein, um den oder jenen zu treffen, und beschmutzen noch dazu jeden Raum mit ihren nassen und unsauberen Stiefeln. Ueberall riecht es nach Seewasser und Fischen. Draußen auf den Wegen sieht man eine kompakte Masse von Menschen, die zum Ting versammelt sind, sich von den Booten nach den Häusern hinauf und wieder zurück bewegen. Alle Leute haben es eilig, und es ist weder ein vernünftiges Wort mit jemand zu reden, noch eine friedliche Ecke zu finden, wohin weder Zugwind noch Nässe und Fischgeruch dringen. Holt war noch rastloser als gewöhnlich und lief den ganzen Tag hin und her. Endlich war er fertig, und der Junge trug ihm sein Reisezeug in das Boot. Ich rüstete mich ebenfalls und traf Holt auf dem Wege.

„‚Wohin willst du?' sagte er. — ‚Nach Hause natürlich!' gab ich zur Antwort. — ‚Unsinn, du bleibst bis morgen; für dich sowohl als für Elina ist Platz im großen Boote des Vogtes.' — ‚Ich lasse dich in dem Wetter nicht allein fahren,' erwiderte ich. — ‚Danke vielmals; ich bin jetzt einigermaßen bei Jahren und kann die Reise ganz wohl ohne Kindermädchen machen. Einen Mann zum Rudern habe ich bekommen.' — ‚Gehst du heute fort, thue ich es auch. Ich denke doch noch meinen freien Willen zubesitzen.' — ‚Du wirstmir nur im Wege sein,' sagte er barsch.

„Ehe ich antworten konnte, kam auch Elina in Reisekleidern. Holt machte große Augen. ‚Aber ich sagte dir doch, daß ich dir für morgen einen Platz im Boote des Vogtes gesichert habe!‘ — ‚Ich fahre heute,‘ antwortete sie kurz.

„Holt überlegte einen Augenblick, indem er prüfend auf die See sah. ‚Aber — dem Wetter ist nicht ganz zu trauen,‘ wendete er etwas unsicheren Tones ein. — ‚Ich werde nicht genieren,‘ meinte sie und ging vorwärts. Holt schwieg hierauf, doch sandte er ihr einen besonderen Blick nach.

„So segelten wir denn ab. Elina saß möglichst geschützt, Holt führte das Steuer, ich befand mich in der Mitte des Bootes, und der Junge blieb vorne. Die Sache ließ sich ganz gut an, und es schien keine drohende Gefahr vorhanden, des Wetters ungeachtet, besonders mit einem Führer, wie Holt es war. Doch nahmen wir unsre Aufgabe keineswegs leicht, und jeder von uns besorgte schweigend die ihm zuerteilte Arbeit. Holt saß Elina halb zugewendet und fing an, leise mit ihr zu reden. Ich fing nur einzelne, abgerissene Sätze auf, die mir die Vermutung, daß jetzt Abrechnung zwischen ihnen gehalten werde, nahe legten. Endlich schienen sie sich gegenseitig über alles auszusprechen, was bisher zwischen ihnen gelegen. Ich hörte ihn antworten, daß er ältlich sei und weder habe glauben noch hoffen können! Den Schluß seiner Rede verstand ich nicht. Ich hörte sie wiederholen: ‚Du hättest es nie, nie verbergen sollen.‘

„Und ich dachte mir, er erzähle, wie lieb sie ihm im Grunde gewesen sei, und daß er es ihr nie gezeigt habe. Nachher hörte ich ihn auch etwas über eine Verlobung sagen, über etwas, das er nicht gewagt, und daß man seiner selbst sicher sein müsse. Und ich vernahm deutlich ihre Antwort: ‚Nein, nun hättest du mir nicht mehr glauben können, und ich mir selbst ebensowenig.‘ Doch was sie damit andeuten wollte, kann ich nicht sagen. Ich bemerkte, daß Holt mehrmals die Farbe wechselte und daß seine Hand das Steuer nicht sicher führte. Es lag etwas Geistesabwesendes in seinem Blick, und er gab nicht genau acht auf die Sturzwellen. Plötzlich sah ich eine solche herankommen, es wurde ganz dunkel in unsrer Nähe, aber Holt bemerkte es nicht. Ich rufe ihm zu, er rafft sich schnell auf und giebt die nötigen Anweisungen, diesmal noch eben zur rechten Zeit. Dasselbe wiederholt sich nochmals. Ich warne ihn: ‚Jetzt segelst du aber unvorsichtig!‘ Er giebt keine Antwort, ist aber eine Zeitlang aufmerksamer. Das Wetter scheint etwas ruhiger zu werden. Holt spricht wieder leise mit Elina, und indem ich meinen Gedanken nachhänge, achte ich nicht viel auf die Segel. Da schreit der Junge plötzlich: ‚Es kommt! . . .‘ Mehr konnte er nicht sagen; ich höre ein fürchterliches Brausen, sehe den Mast über Bord gehen, fühle mich kalt und naß werden, indem ich beinahe ersticke, und kann weder sehen noch hören. Wieder zur Besinnung gekommen, finde ich mich mit beiden Händen angeklammert an das gekenterte Boot, und ich werde am Kragen in die Höhe gezogen, bis ich oben auf demselben bin. Holt war es, der mir diese Hilfe leistete; er saß da, einen Arm um Elina geschlungen, die bleich und mit geschlossenen Augen an ihm lehnte. Auch der Junge hatte sich dorthin gerettet. ‚Halte dich gut fest,‘ sagte Holt, nachdem er mir hinaufgeholfen, indem er mich losließ. So saßen wir rittlings eine Weile auf dem Kiel, nach Rettung ausspähend und uns Gott befehlend. Da kam mir vor, als ob Holt nicht mehr ganz sicher säße, und seinem Aussehen nach mußte es ihm zu schwierig fallen, sowohl sich wie Elina festzuhalten. Ich befragte ihn deshalb; doch er antwortete nur: ‚Gieb acht auf den Jungen, wenn du es vermagst.‘ Ich sah ihn nochmals prüfend an — er saß aufrecht wie ein ganzer Mann, und das Wasser floß an ihm herab. In demselben Augenblick bekam das Boot einen Stoß; eiskalt umspülte es uns, ich konnte nichts mehr wahrnehmen, hielt mich aber aus allen Kräften fest. Als ich meine Augen wieder gebrauchen konnte, war niemand mehr vor mir. Himmelhoch schrie ich über See gegen das Land zu, aber meine Stimme klang wie die eines Kindes in dem Donnern von Wogen und Wind, und ringsum sah man nichts als die tobende See.

„Es ist eine eigne Sache darum, solches erlebt zu haben. Großer Gott! Die Erinnerung kann durch nichts ausgelöscht werden. Ich sage Ihnen, man wird alt von so etwas und verliert die Freude am Leben. Wir beiden Ueberlebenden wurden in stilleres Fahrwasser getrieben, man bemerkte uns vom Lande aus, und so kamen wir mit dem Leben davon.

„Was soll ich weiter sagen? Sie können sich selbst denken, wie mir zu Mute war, als ich Ihren Eltern die Botschaft brachte. Ihre Mutter sagte ein Wort, an das ich oft denken muß: ‚Es war vielleicht am besten so,‘ meinte sie. Ich will Ihnen bekennen, daß ich selbst etwas Aehnliches gedacht habe. Zwischen den beiden wäre es nie gut geworden. Vielleicht sollte ich dies nicht weiter erörtern. Allein Sie haben mich dringend um ausführliche Mitteilungen über beide gebeten. Ja, es ist sonderbar, daß sie sich nicht versöhnen konnten. Sie war das warmfühlendste, großherzigste Weib, das ich je gekannt, und was Holt anbetrifft — ja, er war mein einziger Freund im Leben, treu wie wenige, zuverlässig, wenn man in Not geriet. Zu einer Erklärung zwischen ihnen kam es erst, als es zu spät war. Das Verhältnis zwischen ihnen hatte sich schon lange sehr gegen frühere Tage gebessert. Sie verkehrten freundlich

und viel weniger schweigsam miteinander. Aber man fühlte doch, daß da etwas war, was nicht geheilt werden konnte. In jener furchtbaren Stunde, da sie wie leblos in seinem Arme lag, hörte ich ein Wort, das ich niemand anvertraut habe, nicht einmal Ihren Eltern. Als Holt merkte, daß er sie nicht mehr sicher halten könne, sagte er: ‚Elina, nimm dich zusammen, es gilt das Leben.‘ — ‚Laß mich fahren,‘ versetzte sie, ‚mir liegt nichts daran, jetzt ist es nicht schwer, zu sterben.‘ Sie sprach vielleicht in Phantasien, aber ich meine doch auch, daß sich in ihren Worten ein geheimer Wunsch verriete — sie, die einmal sagte: ‚Es ist schön, zu leben.‘

„Von mir ist wenig zu berichten. Ich leide sehr durch die Kälte. Ich fühle Beklemmungen meiner Brust, die mich gewiß nie wieder verlassen werden. Wozu sollte ich auch noch leben? Das Haus dort oben steht leer; ich kann nicht mehr hineingehen und zwei gute Menschen darin finden. Welchen Wert hat das Leben, wenn der Mensch vereinsamt ist? Ich will Ihnen ein Geständnis machen. Es ist ein gutes Ding um allgemeine Ideen und Interessen; aber es ist eine wunderlich kühle Gesellschaft, wenn man alt wird. Gerade heraus! Wenn man nichts andres mehr im Leben sein nennt, wird man sich so arm und verlassen fühlen, daß man gern sein Blut ließe für einen einzigen Menschen, den man lieben darf und bei dem man Gegenliebe findet.

„Dies ist eine Lebenserfahrung, die ich in mein Testament schreiben will.“

In jedem Briefe, den du während der letzten Jahre an mich abgesandt, kehrt die Frage wieder, wie ich es aushalte, mein Leben in diesem abgelegenen Thale zu verbringen und seine armen Bewohner von ihren Gebresten zu kurieren. Wo die Aufgabe sei, die mich mit dieser Existenz versöhnen könne? Woher ich überhaupt das nötige Brennmaterial nehme, um den alten Ofen warm zu halten? Ob ich mich nicht hinaussehne in die große weite Welt mit ihren geschäftigen Menschen und ihren vielen geistigen Interessen?

In dem, was ich dir erzählt, wirst du die Antwort finden. Ich habe einen Ausspruch von Elina beherzigt: „Dann wollen wir derer gedenken, die krank und traurig sind.“ Siehst du, sobald man sein Auge auf solche Dinge richtet und bereit ist, solche Thätigkeit zu üben, so findet man das Leben überall unendlich reich an großen Aufgaben; denn nirgends fehlt die große Familie der Kranken und Traurigen. Ich bedaure nur, daß mein Wille so schwach ist und meine Kraft so gering.

Allerdings ist das Brennmaterial nicht jederzeit sehr reichlich vorhanden, und zuweilen droht der Ofen zu erkalten. Mein Geschick erscheint mir ähnlich wie das der Sonnenwolken — sie entzünden sich am Westhimmel, leuchten eine Weile in herrlicher Glut, verlieren dann aber plötzlich ihr Sonnenfeuer und schweben farblos und einsam vorüber.

Aber doch habe auch ich, der gewann und verlor, eines erlebt, habe einen Augenblick gewußt, was das Leben in seiner größten Herrlichkeit bietet, habe erfahren, daß es die Schmerzen, mit denen wir es bezahlen, wert ist. Ob ich Sehnsucht empfinde! Ja, aber nicht die nach der großen Welt und ihrem bewegten Leben. Oft schaue ich gegen Westen, wo das Licht erlosch, und sehne mich dorthin, weiß ich gleich, daß die Sonne untergegangen ist. Ja, ich sehne mich nach der fern im Westen gelegenen Heimat, als ob alle Herrlichkeit des Lebens dort zu finden sei. Hier scheint mir noch heute alles fremd zu sein. Diese kalten, klaren Winter haben nichts Anziehendes für mich, und diese trockenen, heißen, duftlosen Sommer sind nicht wie die, welche ich kenne und liebe. Mit heißer Sehnsucht denke ich an die feuchte Luft der westlichen Gegend, an wildschäumende Gebirgsflüsse, an zartes, frischgrünes Gras, an dunkle Kiefernwaldungen und an die kleinen weißen Häuser mit Gärten. Ich habe Sehnsucht nach hohen Felsen mit schneegekrönten Gipfeln, nach dem Atem der See, nach dem Geplätscher der langen, schwach wogenden Sommerwellen und nach dem Anblick von schwimmendem Seegras und schaukelnden Booten.

Ja, zuweilen überfällt mich ein brennender Durst, ein verzehrendes Sehnen, dies alles nur noch ein einziges Mal zu sehen, zu hören und zu genießen, — und doch weiß ich, daß es nur eine Illusion ist.

Ich sehne mich nach einem Stückchen Leben, das begraben ist. Wäre ich dort, so würde ich wie an einem Grabe weilen und meinen, daß alles, was mir teuer, in die Ferne gezogen ist. Dann würde ich mich besinnen und wissen, daß das, wonach ich Sehnsucht empfinde, in der kalten Tiefe begraben liegt, welche man Vergangenheit nennt. Wieder würde ich nach Westen sehen und träumen, daß diese fernen, rötlichen Sonnenwolken ausgewandert sind aus jenem Lande, wo der Frühling ewig währt, und daß sie mir einen flüchtigen Gruß von dem Herrlichen senden, das ich ersehne und das nicht erstirbt.

Lose Blätter.

Hühneriana.

Ein Gleichnis von

Gustav Wied.

Aus dem Dänischen übersetzt von G. Jenwitz.

Es war einmal ein Hühnerhof, in welchem die Hähne mit Kamm und Sporen und andern männlichen Zierden hochmütig einherstolzierten und ihre Hennen insgesamt recht lieb hatten, wie Hähne thun sollen. Fanden sie auf ihren Wegen einige leckere Körnchen, so thaten sie natürlich zuerst sich selber gütlich daran, denn sie hatten ja vorher die Arbeit und Mühe damit gehabt; blieb dann aber noch etwas übrig, so richteten sie sich hoch auf, krähten, um ihre Weiber und Kinder herbeizurufen, und sagten ihnen: „Seht, dies haben wir für euch gefunden!“ Da kamen die Hennen von allen Seiten herbeigewackelt, sie füllten, ihre Kröpfe, dankten, schlugen mit den Flügeln und ließen sich's schmecken, waren neidisch, schritten zum Kampfe gegeneinander und pickten aufeinander los und wurden geschlagen und so weiter, wie eben Hühner seit Olims Zeiten gewöhnt sind, sich die Zeit zu vertreiben. Dennoch aber hüteten sie ihre Nester, legten ihre Eier und brüteten ihre Küchlein aus und fühlten sich verhältnismäßig glücklich auf dieser Welt, indem sie das alte Naturgesetz anerkannten: „Der Hahn ist das Oberhaupt der Hennen.“

So war es damals! . . .

Muhme Meyer war der Name einer älteren perlgrauen Henne von ziemlich cholerischem Temperament.

Seit langer Zeit merkte Muhme Meyer, daß sie den andern im Hühnerhofe, ihres zunehmenden Alters wegen, schon recht im Wege war, und darum war ihr der Kropf oder vielmehr die Galle stark geschwollen.

Wenn sie nun sah, wie ein heißblütiges junges Huhn mit Flaum und Federn sich einem Hahn ergab, so sagte sie zwar nicht geradezu, das sei ein Verbrechen, denn sie konnte, besonders zur Lenzeszeit, sich noch dunkel ihrer eignen Jugend erinnern, aber sie gackerte doch halblaut etwas vor sich hin, daß die Hennen ihre Würde besser zu wahren wissen und sich keinesfalls so willig darein finden sollten, von den Hähnen nach eignem Gutdünken behandelt zu werden.

„Denn,“ sagte sie, indem sie den Schnabel senkrecht hielt, „wenn man die Sache genau untersuchen will, so ist im Grunde nur ein kleiner, unbedeutender Unterschied zwischen Henne und Hahn, und dieser steckt wesentlich in dem rein äußeren Apparat: im Kamm, den Sporen und . . . und so weiter!“

So sprach sie, und immer zahlreicheres, gleichalteriges Hühnerbein begann ihren Worten zu lauschen.

Und sie wurde von heiliger Wut ergriffen. Erst unternahm sie mit einigen besonders empfänglichen Hennen einsame Spaziergänge an dem Brachfeld bei der Wagenremise vorüber. Darauf wurden geheime Sitzungen im Kuhstall und in der Scheune gehalten, und endlich setzte sie öffentliche Versammlungen unter dem Fliederbusch oder auf dem Platz mitten im Hof an.

Und sie machte nun nicht länger mehr ein Hehl daraus, daß es die Hähne seien, welchen sie zu Leibe wollte.

Ganz reizend war es, die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörerinnen bei diesen Versammlungen zu beobachten; sie wendeten ihre kleinen Hühnerköpfchen graziös zur Seite und nahmen sehr nachdenkliche Mienen an. Und jedesmal, wenn sie dann etwas recht Gravierendes über das andre Geschlecht geäußert hatten, klatschten sie begeistert mit den Flügeln.

„Was sind denn die Hähne,“ sagte sie, ihren Schnabel höhnisch verziehend, „daß sie sich einbilden, die Herren der Schöpfung zu sein? Welchen Vorzug besitzen sie eigentlich vor uns?“

„Nun, ich denke, den, daß sie nicht nötig haben, Eier zu legen und zu brüten,“ winselte in weinerlichem Tone eine magere und zerzauste schwarze Henne, Mutter von fünfzehn Küchlein.

„Brüten!“ rief Muhme Meyer, „brüten“ — und ihre Federn sträubten sich wie die Stacheln eines gereizten Igels — „brüten! Immer wirft man uns dieses Brüten vor den Schnabel! Aber gerade darüber haben doch zu guter Letzt nur wir allein zu bestimmen!“

„Ja—a!“ gackerten die Zuhörerinnen, „darüber bestimmen wir allein!“

Die meisten von ihnen waren, wie gesagt, ältere, dürre Hennen, welche nur in den wärmsten Tagen des Maienmonds Nachkommenschaftsgelüste verspürten . . . Und der Geist des Aufruhrs verbreitete sich mehr und mehr im Hühnerhofe, und Muhme Meyers Popularität steigerte sich fast bis zur Heiligsprechung, als das Gerücht sich zu befestigen begann, daß sie nicht einmal mehr Eier lege. Denn daß man ihr nachsagte, schon lange nicht mehr Umgang mit Hähnen gehabt zu haben, konnte ja ebensogut dem Mangel an Begabung wie einem Uebermaß ihrer Willenskraft zugeschrieben werden. Von dem Weihrauch, welchen man ihr streute, wurde sie ganz hochbeinig. Und wenn sie auf dem Staket, welches den Düngerhaufen umgab, oder auf dem Rande des Schweinetrogs stand und ihre Brandreden hielt, dann lag eine solche Energie in ihrem Vortrag, ein so fanatisches Feuer blitzte aus ihren Augen, daß man mitunter versucht war, zu glauben, es sei in ihrem kleinen Hühnergehirn etwas entzwei gegangen. Und ferner begab sich überdies, wenn sie manchmal gerade so recht aufgackerte, etwas ganz Eigentümliches mit

ihr, indem sie plötzlich merkwürdig aufgeregt wurde, in lächerlicher Weise auf den Füßen hin und her trippelte, die Augen ganz nervös verdrehte, sich verbeugte und verschwand. Sie verließ ihren Rednerstuhl und ging abseits; ob in die Scheune oder auf den Heuboden oder draußen nach dem Heuschober, das wußte man nicht, denn sie erlaubte nie, daß jemand ihr folge. Nach reichlich zehn Minuten kehrte sie ruhig und gefaßt zurück, um ihren Vortrag fortzusetzen.

Und nun raunten ihre frömmsten Anhängerinnen einander geheimnisvoll und feierlich zu, daß sie in ihrem geheimen Gemach gewesen sei, um sich durch Gebet und Anruf zu stärken. Und höher und höher stieg der Mut der aufrührerischen Schar. Man gründete ein Blatt mit dem Titel: „Was wir Hennen wollen", und stiftete einen „Fortschrittsverein der Hennen". Unter ungeheurem Gackern wurde Muhme Meyer zum Präses der „Direktion" (ein Wort, welches man selbst erfand und für eine außerordentliche Verbesserung der Muttersprache ansah), gewählt, während man einen alten, rötlichgelben Hahn ohne besonderen Namen, der an Zipperlein und Verdauungsbeschwerden litt, überredete, den Posten eines Dirigenten und Vizevorstandes zu übernehmen.

Jetzt steigerte der Mut sich zum Uebermut. Ja, es begab sich einigemal abends, wenn die jüngeren Hähne auf ihre Stänglein geflogen waren, daß, von Muhme Meyer und dem mit Verdauungsbeschwerden Behafteten geführt, die übrigen Vorstandsmitglieder mit Hohn- und Schimpfworten auf sie eindrangen, so daß die Hähne, teils, weil sie ihre Krähwerkzeuge nicht gehörig geschmiert hatten, teils, weil sie sich vor Lachen nur so schüttelten, ihre Stangen verlassen und die Nacht, in Gemeinschaft mit den jungen, warmblütigen Hühnchen, im Winkel auf einem Strohlager verbringen mußten.

Nun, dort mochte es ihnen übrigens ganz gut gefallen! . . .

So rückte der große Tag heran, dem beide Parteien mit lebhafter Spannung entgegensahen.

Der Hennenfortschrittsverein hatte unter dem Motto: „Auf mit den Schwingen!" eine Massenversammlung einberufen.

Mitten im Hofe stand ein leerer Erntewagen, dessen Trittbrett über die Hinterräder gelegt war. Dieser sollte als Rednertribüne dienen. Die „Direktion" sollte im Innern des Wagens, die Redner nebst dem Vorstande auf dem Wagenbrett untergebracht werden, während der „Dirigent" seinen Platz auf dem linken Hinterrad erhalten sollte, um ein wachsames Auge auf die Menge zu haben. Den Zuhörern wurde der Grasfleck rund herum als Versammlungsort angewiesen. Die Sitzung war für drei Uhr nachmittags anberaumt worden.

Bereits um zwei Uhr begann das Publikum herbeizuströmen. Es waren die Vereinsmitglieder und Muhme Meyers eifrigste Anhängerinnen. Sie nahmen im Innern des Kreises Aufstellung und hatten zur Feier des Tages und für den Fall eines Handgemenges ihre Schnäbel frisch gewetzt. Darauf kamen die schwankenderen Seelen, Hennen, die nicht aus noch ein wußten.

Und außen standen die jungen Hähne mit ihren heißblütigen Damen, welche ihre Federn putzten, nach rechts und links knicksten und halblaut gluckſten.

Um Schlag drei Uhr tauchte der Präses an der Spitze der gesamten Direktion auf.

Die Prozession bewegte sich von außen her um die Menge herum, auf die Wagendeichsel zu, wo sie vom Dirigenten empfangen wurde, der sie, so gut er es fertig brachte, mit einem Kratzfuß begrüßte.

Darauf stieg man die Deichsel entlang hinauf und nahm unter endlosem Gackern der Versammlung seine Plätze ein. Es dauerte ziemlich lange, bis der Dirigent auf dem Rade Fuß gefaßt hatte, weil er absolut auf einem Bein stehen wollte, ohne doch die Kraft dazu zu besitzen. Bereits tönte leises Kichern und Zuruf von den äußersten Reihen her, als der alte Herr schließlich auf eindringliche Vorstellungen der Direktion einwilligte, auf zwei Beinen zu dirigieren. Zuerst erhielt Muhme Meyer das Wort, welche somit in doppelter Eigenschaft, als Vorstand und Rednerin, sich auf das Wagenbrett stellte.

Ein unmäßiges Gackern wurde ihr von den Mitgliedern des Vereins zum Gruße dargebracht. Vereinzeltes Zischen ließ sich zwar vernehmen, wurde jedoch bald übertönt. Und nachdem der Dirigent durch dreimaliges energisches Krähen Ruhe geboten hatte, begann sie:

„Meine Hennen und Hähne!

„Als ich vor einem Jahre meine Agitation in der Hühnerfrage begann, da wurde ich mit Kopfschütteln und Hohngackern begrüßt, nicht allein von dem sogenannten ‚stärkeren Geschlecht', sondern ebenso von der Mehrzahl meines eignen Lagers. Doch ich verlor keineswegs den Mut!

„Denn Sie erinnern sich gewiß alle, was Stuart Mill in seinem weltberühmten Werke: ‚Die Unterjochung der Hennen' sagt! ‚Sobald nur eine einzige energische Henne mit einiger Schneid im Schnabel auftritt,' sagt er, ‚und das Panier der Freiheit hochhebt, so werden bald Tausende ihr zu Kampf und Sieg folgen!' Und es geschah, was dieser berühmte Hahn vorausgesagt hatte: Von einem kleinen Häuflein Mißvergnügter sind wir zu einer Macht in der Gesellschaft, einem Staat im Staate, zu einem Heer der Freiheit herangewachsen, welches sich über alle Lande ausbreiten wird!" (Jubelgackern der Direktion nebst Anhang.) „Und was ist es, wofür wir kämpfen, meine Hühner? Wir kämpfen für die Abschüttelung dieses unerträglichen Joches, welches die übermütigen Hähne seit Jahrtausenden auf unsern Nacken gelegt haben. Aber wir wollen nicht länger ihre Suprematie anerkennen." (Nein, nein!) „Denn nur kraft einer ziemlich dubitativen" — bei diesen beiden Fremdworten verdrehten die Vorstandsmitglieder vor Entzücken die Augen — „ich sage, einer sehr dubitativen Ueberlegenheit an physischer Stärke haben sie uns bisher darniedergedrückt.

‚Schuster, bleib bei deinen Leisten!‘ ist ein Wort, das sie mit Vorliebe anwenden, wenn es uns betrifft, und mit diesem armseligen Sprichwort haben sie stets unser Thun und Lassen nur auf unsre Häuslichkeit, auf das Hüten der Nester, das Eierlegen und das Auffüttern unsrer Küchlein zu beschränken gesucht. Daß sie uns gestatten, uns zu Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen auszubilden, erwähne ich nur als Anklage gegen sie, denn diese Erlaubnis ist nur von ihren Sinnen diktiert. Sie betrachten uns einzig und allein als ein Spielzeug! Aber wir wollen diese Tyrannei nicht länger dulden!“ (Nein, nein! Nieder mit den Hähnen!) „Denn welche leiblichen und geistigen Vorzüge besitzt eigentlich dieses eingebildete Vieh vor uns? . . .“ (Hier krähte der Dirigent aufs heftigste: er müsse die geehrte Rednerin ersuchen, sich ein wenig zu mäßigen. Er gehöre selbst zum andern Geschlecht und könne keinesfalls die Bezeichnung „Vieh“ auf sich sitzen lassen; es sei kein parlamentarischer Ausdruck! Die Rednerin errötete bis in den Kamm, und ihre Stimme bebte, als sie in spitzem Tone fortfuhr): „Es war ganz und gar nicht meine Absicht, denn hochverehrten Dirigenten zu beleidigen, ich bitte ihn daher um Entschuldigung. Gleichzeitig will ich mein Wort mortifizieren und in ‚Federvieh‘ umändern!“ (Rasendes Begeisterungsglucken der Meinungsgenossen: Hurra! Bravo! Die Muhme wird witzig! Kikeriki—i! Der Dirigent: Ruhe!) „Also frage ich wieder: Welche leibliche oder geistige Vorzüge zeichnen dieses Federvieh vor uns aus? Es ist nur ein geringer Unterschied,“ (Hurra, der geringe Unterschied!) „Kamm und Sporen sind nur Geschlechtsmerkmale, wie Hörner und andre Stirnzierden“ (Unruhe unter den Hähnen). „Und das Dogma von der Inferiorität der Hennen ist zur Trivialität geworden! Sie soll in einigen fehlenden Hirnwindungen und einem überzähligen Schwanzwirbel bestehen, sowie in der schwächeren körperlichen Konstitution, die vom Brüten, Eierlegen und so weiter, was dazu gehört, herrührt. Aber, meine Geehrten beiderlei Geschlechts, das mit dem Brüten, Eierlegen und so weiter ist doch etwas, worüber zu guter Letzt wir allein bestimmen! Ich habe seit der Gründung unsers Vereins nicht ein einziges Ei gelegt!“ (Hurra—a! Muhme Meyer soll leben! Der Teufel soll's glauben! „Setzt jemand Zweifel in meine Worte,“ (Ja—a! Nei—in! Ja—a!) „oder glaubt er das Gegenteil beweisen zu können, so trete er hervor, wenn's beliebt!“

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen in der Versammlung. Ueberall steckte man leise flüsternd die Köpfe zusammen. Die Vereinsgenossen jedoch, sowie der Vorstand sahen sich triumphierend um und gackerten siegesgewiß. Plötzlich ertönten Stimmen von den äußeren Reihen:

„Fräulein Weiß bittet ums Wort! Fräulein Weiß weiß etwas! Laßt Fräulein Weiß hervortreten!“

Die Reihen öffneten sich, und eine kleine weiße Henne mit Schopf und strohgelber Schwungfeder trippelte hervor. Sie sah schüchtern und bescheiden zu Boden und hielt die Flügel dicht an den Leib gepreßt.

„Ich wollte nur erzählen,“ begann sie und errötete über und über bis an die oberste Zacke ihres Kammes, „daß, als ich heut morgen . . .“

„Auf den Wagen mit ihr! Wir können nichts verstehen! Sie soll auf die Rednertribüne!“ schrie die Menge.

Der Dirigent krähte:

„Darf ich das Fräulein ersuchen, sich heraufzubemühen!“ bat er mit leutseligem Flügelschlag.

Das kleine Fräulein balancierte auf die Wagendeichsel und an dem gesamten Vorstand vorüber, der sich schlimmer brüstete als eine Gans mit einem Schwanenhalse und ihr furchtbare Blicke zuwarf.

„Ich wollte nur,“ begann sie wieder, als sie fast bis an den Rand des Wagenkastens gelangt war, „ich wollte nur . . .“

„Höher hinauf!“ schrie die Versammlung. „Sie soll neben Muhme Meyer stehen!“

Aber der kleine Tausendsasa von einer Henne warf bescheiden den Kopf zur Seite, drückte die Flügel noch fester an den Leib und sagte mit feinem Lächeln:

„So hoch kann ich mich doch nicht aufschwingen!“

„Bravo, Bravo!“ schrie die Opposition.

„Zur Sache, zur Sache!“ gackerten die Vereinshennen, und Muhme Meyer warf der jungen Dame einen wie in Cyankalium getränkten Blick zu.

„Nun seh mal einer an!“ rief plötzlich ein junger Hahn, der im Stimmbruch war. Und alle jungen Hennen sahen auf ihn und lächelten und gluckten; sie fanden ihn ganz entzückend.

Und zum drittenmal begann Fräulein Weiß:

„Ich wollte nur erzählen,“ sagte sie, „daß, als ich heut früh mit meinem Bräutigam“ (Kichern und Gratulation) „im Getreidefelde spazieren ging, wir plötzlich Muhme Meyer aus einem der Heuschober herauskommen sahen. Wir hatten natürlich große Angst, daß sie uns erblicken könnte,“ (natürlich!) „und verbargen uns unter den großen Klettensträuchern am Zaun. Da standen wir nun beide und schauten hinüber, denn wir waren natürlich sehr neugierig.“ (Das ist begreiflich, liebes Fräulein!) „Und da sahen wir, daß sie vorsichtig Umschau hielt, und als sie keine Hühner in der Nähe erblickte, machte sie mit dem Schnabel ein Zeichen ins Nest hinein, und da — und da . . .“ (Nun, immer zu, frisch drauf, Mamsellchen!) „und da kam ein gelblichroter, älterer Hahn lauschend hervor, der unserm verehrten Direktor täuschend ähnlich sah.“ (Das ist gut! Hurra—a! Pst, laßt weiter hören!) „Und sie beeilten sich, die Oeffnung wieder zuzudecken, dann ging jeder seines Weges, in den Hof zurück.“ (Ha—ha—ha!) „Ich war natürlich sehr neugierig,“ (Natürlich! Das haben wir gehört!) „und scharrte das Stroh von dem Loche hinweg, und da fand ich ein Nest mit vierzig Eiern!“ (Hurra! Kikeriki—i! Vierzig Eier! Es lebe

Muhme Perlgrau! Unsre Fruchtbare und Vielseitige! Das war aber mal reichlich! Hi—hi! Es lebe der Dirigent! Nieder mit Madame Meyer!)

Ein furchtbarer Aufruhr entstand in der Versammlung, man rief und schrie einander in die Schnäbel, die Hähne krähten, die Hennen gackerten, und der Dirigent, dem es während der Enthüllungen des Fräuleins mit vieler Mühe geglückt war, auf einem Beine zu stehen, um der Gesellschaft zu imponieren, fiel wieder auf beide zurück.

Muhme Meyer selbst hatte einen ihrer Anfälle von Aufgeregtheit bekommen; sie trippelte mit den Füßen, wippte mit den Flügeln und verdrehte die Augen, so daß sie ihren Getreuen die ernstesten Besorgnisse einflößte.

Aber plötzlich schritt eine der Vereinshennen geradewegs auf das kleine Fräulein Weiß zu, welches noch mit dicht an den Leib gepreßten Flügeln dastand.

„Sie haben ja keinen Beweis!" rief sie mit blitzendem Auge und funkelndem Kamm, „Sie haben ja keinen Beweis! Es kann doch ein andres Huhn gewesen sein! Sie können falsch gesehen haben!"

Da erhob das Fräulein wie beschwörend seine Flügel gen Himmel, und unter ihnen hervor auf die Versammlung hernieder rieselte ein Regen von perlgrauen und rotgelben Flaumfedern in lieblichem Verein.

„Diese haben mein Verlobter und ich im Neste aufgelesen," sprach sie sanft. „Und die Eier waren fast gesprengt, es waren Küchlein drin!"

Diese Mitteilung brachte eine ganz außerordentliche Wirkung hervor.

Ein Siegeskrähen und ein Klagegackern brausten über den Hof, denn die Federn entstammten unverkennbar Muhme Perlgraus und des Zipperleinbehafteten platonischen Brüsten.

Schweigend und mit hängendem Schnabel standen die Vereinsmitglieder. Die Opposition jubelte. Und der Dirigent war verschwunden.

Die arme alte Muhme Meyer aber lag ohnmächtig auf der Rednertribüne. Und als man sie behutsam aufhob, um sie in eine Droschke zu tragen, da fand man, daß sie in ihrer tiefen Seelenqual wiederum ein Ei zur Welt gebracht hatte.

Diesmal jedoch war es nur ein Windei.

Die deutsche Litteratur und das Ausland. Welch hohes Ansehen die deutsche Geistesbildung in allen Ländern des Erdballs genießt, läßt sich durch nichts besser darthun als durch eine jüngst veröffentlichte Statistik des deutschen Bücher-Exports und -Imports. Danach betrug der Bücher-Export im Jahre 1896 1,7 % des gesamten deutschen Exports und repräsentierte einen Wert von über 62 Millionen Mark (gegen 26½ Millionen Mark im Jahre 1883). An dieser Summe sind die wichtigsten Staaten des Auslands in folgender Weise beteiligt:

Oesterreich-Ungarn mit	28 000 000	Mark.
Schweiz	7 600 000	"
Vereinigte Staaten von Nordamerika mit	7 200 000	"
Rußland mit	5 600 000	"
Großbritannien und Irland mit	3 200 000	"
Niederlande mit	2 800 000	Mark.
Frankreich	2 000 000	"
Belgien	1 200 000	"
Schweden	1 200 000	"
Italien	800 000	"
Dänemark	800 000	"

Der Import ausländischer Bücher nach Deutschland belief sich im gleichen Jahre auf 20 Millionen Mark, also auf den dritten Teil des Exports (1883: 8 800 000 Mark). Am Import sind die hauptsächlich in Betracht kommenden Länder beteiligt wie folgt:

Oesterreich-Ungarn mit	7 200 000	Mark.
Schweiz	3 200 000	"
Frankreich	2 800 000	"
Niederlande	1 600 000	"
Großbritannien und Irland mit	1 600 000	"
Rußland mit	720 000	"
Vereinigte Staaten von Nordamerika mit	650 000	"

Wie man sieht, ist Frankreich das einzige Land, das mehr litterarische Erzeugnisse nach Deutschland exportiert, als von dort importiert werden. In allen übrigen Ländern überwiegt der Absatz deutscher Bücher den Export ganz erheblich. Sicherlich ist diese Thatsache zum Teile, namentlich für Länder wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, auf die bedeutende Anzahl der im Auslande ansässigen Deutschen zurückzuführen; indessen beweist das Beispiel einiger Länder mit eigner litterarischer Produktion in deutscher Sprache, wie Oesterreich-Ungarns, Rußlands und der Schweiz, daß außer dem genannten Faktor noch andre Momente das Anwachsen und Ueberwiegen des Büchereyports aus Deutschland bedingen, und diese Momente sind zweifellos nicht nur die außerordentliche Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit der deutschen litterarischen Produktion, sondern auch ihr innerer Wert und Gehalt. — r.

*

Kleine Mitteilungen. Zum Andenken an den englischen poeta laureatus Lord Tennyson wurde am 6. August auf der Höhe von Freshwater, einem der schönsten Punkte der Insel Wight, wo der Dichter einen Landsitz besaß, ein Leuchtfeuer in Gestalt eines cornwallisischen granitenen Kreuzes eingeweiht. Das Kreuz ist 40 Fuß hoch und trägt die Inschrift: „Zum Andenken an Alfred Lord Tennyson ist dieses Kreuz, ein Leuchtzeichen für Seeleute, errichtet von Leuten von Freshwater und andern Freunden in England und Amerika." Das Kreuz ist der Obhut des Leuchtamts, des Trinity House, anvertraut. — In Pézenas wurde am 8. August ein Denkmal Molières enthüllt, eine Arbeit des Bildhauers Injalbert. Das Monument zeigt die Büste Molières auf einer Säule, an welche sich ein Satyr und eine Soubrette anlehnen. Der Satyr hat viel von sich reden gemacht, weil der Schauspieler Coquelin cadet als Lohn für seine Propaganda für das Denkmal verlangte, daß diese Figur seine Züge trage. Der Künstler nahm jedoch Anstoß an der Bartlosigkeit des Schauspielers, die sich für einen Satyr nicht eignet. Für die reizende Figur der Soubrette nahm Injalbert Fräulein Ludwig von der Comédie française zum Modell.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Vollhoewener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Gleichheit.

Von

Edward Bellamy.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von M. Jacobi.

(Fortsetzung.)

VII.

Ueberraschungen ohne Ende.

Edith war in so wunderbar zarte Farben gekleidet, daß ich mich zu der Bemerkung veranlaßt sah, die moderne Tracht scheine es besonders auf helle Farbeneffekte angelegt zu haben. In meiner Zeit sei das weniger der Fall gewesen.

„Die damit erzielte Wirkung,“ fuhr ich fort, „ist höchst angenehm, aber — entschuldige eine etwas prosaische Aeußerung — wenn die ganze Nation in so hellen Kleidern geht, müssen die Wäscherechnungen ziemlich groß sein. Betrügen sie auch nur annähernd so viel wie ehemals, so müßten sie das ganze Nationalvermögen mit fortspülen, sollte ich meinen.“

Ich hielt das für einen sehr verständigen Einwand, aber Edith lachte mich aus.

„Natürlich könnten wir nicht viel andres thun, wollten wir unsre Kleider waschen,“ sagte sie, „aber das fällt uns auch gar nicht ein.“

„Aber weshalb denn nicht?“

„Weil wir es nicht hübsch finden, Kleider wieder zu tragen, die so beschmutzt worden sind, daß man sie waschen muß.“

„Es wäre unnütz, wollte ich sagen, daß mich das überrascht. Ich bin, glaube ich, jetzt außer stande, mich noch über irgend etwas zu verwundern; aber hättest du vielleicht die Güte, mir zu erklären, was aus einem Kleide wird, wenn es schmutzig geworden ist?“

„Wir werfen es fort — das heißt, es kommt wieder in die Fabrik zurück, wird eingestampft und ersteht in andrer Form.“

„Was du nicht sagst! Einem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts muß es noch kostspieliger erscheinen, die Kleidung nach dem Gebrauch fortzuwerfen als sie zu waschen. Es ist doch eine große Verschwendung.“

„Ganz und gar nicht. Wieviel glaubst du zum Beispiel, daß mein Kleid kostet, das ich anhabe?“

„Wie soll ich das wissen? Ich habe nie eine Frau gehabt, deren Rechnungen bei der Schneiderin ich bezahlen mußte. Aber viel Geld wird es jedenfalls kosten.“

„Dergleichen Anzüge kauft man bei uns für zehn bis zwanzig Cents,“ sagte Edith. „Rate einmal, was für Stoff das ist.“

Ich befühlte den Saum ihres Umhangs.

„Seide oder feine Leinwand, wofür ich es gehalten habe, ist es nicht,“ erwiderte ich, „vermutlich eine neue, mir unbekannte Pflanzenfaser.“

„Dergleichen haben wir viele entdeckt, aber dieser Stoff ist gar kein Textilgewebe, es ist Papier. Daraus macht man heutzutage die meisten Kleider.“

„Aber was geschieht denn, wenn diese Papierkleider in den Regen kommen? Werden sie nicht aufweichen und bei der ersten Bewegung auseinanderfallen?“

„Auf Unwetter ist ein Anzug wie dieser freilich nicht berechnet; doch würde er selbst dem stärksten Regen standhalten. Bei rauherer Witterung tragen wir meist Kleider aus einem Papier, in das die Nässe auf keine Weise eindringen kann. Was aber die Haltbarkeit betrifft, so reißt das Papier nicht leichter als gewöhnliches Tuch, wegen der großen Dichtigkeit des Faserstoffes.“

„Aber wenigstens im Winter, wenn man Wärme braucht, werdet ihr doch unsre alten Freunde, die Schafe, um ihre Wolle bitten.“

„O nein, wollene Kleider sind ganz abgeschafft. Ein Anzug aus porösem Papier ist ebenso warm und weit weniger schwer als eure damalige Kleidung. Höchstens Eiderdaunen wären so warm und so leicht zugleich gewesen wie unser papierner Winterrock.“

„Und Baumwolle, Leinwand? — Unmöglich könnt ihr doch das alles auch aufgegeben haben wie die Wolle.“

„O nein, wir haben Fabriken, in denen allerlei Pflanzenfasern zu Stoffen verarbeitet werden, die fast so billig sind wie Papier; letzteres ist jedoch viel leichter und nimmt am besten die verschiedensten Formen an, so daß es zur Bekleidung allgemein bevorzugt wird. Stoffe, die nicht nach dem Gebrauch weggeworfen werden können, würden wir aber

niemals zum Anzug verwenden. Der Gedanke, daß wir Gegenstände, die am Körper getragen worden sind, waschen und reinigen sollten, um sie wieder anzuziehen, wäre uns unerträglich. Wir wollen zwar schöne Kleider haben, aber dauerhaft brauchen sie nicht zu sein. Eine noch schlimmere Sitte als das Waschen der Kleidung, um sie wieder zu gebrauchen, war zu deiner Zeit, daß man die Oberkleider gar nicht wusch und sie doch Tag für Tag, eine Woche nach der andern, jahrelang, ja vielleicht während einer ganzen Lebenszeit behielt, wenn sie besonders wertvoll waren, um sie schließlich noch zu verschenken. Man sagt, Frauen hätten zuweilen ihre Hochzeitskleider aufbewahrt, damit ihre Töchter sie einst bei der Trauung tragen könnten. Das würden wir entsetzlich finden, aber selbst vornehme Damen thaten es. Und was nun gar die Armen betrifft, so mußten sie damals ihre alten Kleider tragen und behalten, bis sie in Lumpen zerfielen — es schaudert einem, wenn man nur daran denkt."

„Es ist sehr verwunderlich," sagte ich, „daß die schwierige Frage der Reinlichkeit in der Kleidung dadurch gelöst worden ist, daß man das Waschfaß abschaffte; doch hätte wohl eine gründliche Lösung des Problems auf keine andre Weise erfolgen können. ‚Garantiert waschecht und haltbar' lauteten die Anpreisungen unsrer Kleiderhändler. Mir scheint, wer jetzt Stoffe verkaufen wollte, müßte sich verbürgen, daß seine Ware weder haltbar noch waschecht ist."

„Das wäre unnötig," sagte Edith, „denn ehe wir wissen, ob unsre Kleider lange halten würden, haben wir sie schon fortgeworfen. Gerade so verhält es sich auch mit dem Bettzeug, den Teppichen und Vorhängen, die wir in unsern Häusern brauchen."

„Aber die können doch nicht auch aus Papier sein!" rief ich.

„Nicht alle; aber jedenfalls ist der Stoff, aus dem sie angefertigt werden, so billig, daß man sie nur kurze Zeit im Gebrauch behält. Wenn ihr euern Teppich gereinigt haben würdet, ersetzen wir ihn durch einen neuen. Wir schaffen uns andres Bettzeug an, während ihr es zu waschen und zu lüften pflegtet, und ebenso verfahren wir auch mit allen Vorhängen im Hause, wenn wir dergleichen überhaupt benutzen. Wir tapezieren mit Luft und Wasser statt mit Federn wie ihr. Es ist mir völlig unfaßlich, daß ihr es in den muffigen, staubigen, moderigen Zimmern nur habt aushalten können, wo im Haar und in der Wolle, die zum Polstern der Möbel dienten, die Keime von dem Schmutz und den Krankheiten ganzer Generationen aufgespeichert waren. Wollen wir ein Zimmer putzen, so spritzen wir mit dem Wasserschlauch auf Decke, Boden und Wände. Alles ist mit Ziegeln belegt oder aus festem Stuck, daher geschieht kein Schaden. Unsre Hygieniker sagen, daß die veränderten Sitten und Gebräuche in betreff der Reinheit unsrer Kleider und Wohnräume mehr als alle andern Verbesserungen dazu beigetragen haben, schädliche Keime zu vertilgen und die Ansteckungen und sonstigen Krankheiten ins Gebiet der alten Geschichte zu verweisen.

„Da wir einmal vom Papier reden," fuhr Edith fort und streckte ihren wohlbeschuhten Fuß aus, „wie gefällt dir unsre moderne Fußbekleidung?"

„Die ist doch nicht etwa auch aus Papier gemacht?" rief ich.

„Woraus sonst?"

„Das Schuhwerk, das mir dein Vater gegeben hat, kam mir wunderbar leicht vor, im Verhältnis zu allem, was ich bisher getragen hatte. Das ist wirklich ein großer Gedanke! Eine leichte Fußbekleidung ist ja das erste Erfordernis für unser Wohlbefinden. Zu meiner Zeit verkauften unredliche Schuhmacher eine Art Schuhe mit papiernen Sohlen. Offenbar waren sie Propheten, ohne es zu wissen, und wir hätten sie als solche verehren sollen, statt sie des Betrugs anzuklagen. Aber sage mir doch — wie verfertigt man haltbare Schuhsohlen aus Papier?"

„Es giebt zahlreiche Lösungen, durch welche das Papier so hart wird wie Eisen."

„Und dringt im Winter die Nässe nicht ein?"

„Wir haben allerlei Schuhwerk für die verschiedenste Witterung, natürlich stets ohne Naht. Bei feuchtem Wetter trägt man Schuhe, die einen wasserdichten Lacküberzug haben."

„Also Gummischuhe findet man jetzt auch nur noch im Museum unter den Altertümern?"

„Gummi wird zwar gebraucht, aber nicht zur Fußbekleidung. Unser wasserdichtes Papier ist viel leichter und in jeder Weise vorzuziehen."

„Vermutlich fertigt man auch die Hüte und Mützen aus Papier?"

„Zum größten Teil," sagte Edith; „bei uns würde man sich für die schwere Kopfbedeckung höchlich bedanken, durch welche eure Männer frühzeitig kahl wurden. Falls wir überhaupt einen Hut auf dem Kopfe tragen, muß er so leicht wie möglich sein."

„Nur weiter!" rief ich. „Wenn du mir zunächst sagst, daß die ebenso köstlichen wie geheimnisvollen Eßwaren, die durch den Luftdruckapparat vom Speisehaus hierher geschafft oder dort verzehrt werden, aus Papier gemacht sind, so bin ich bereit, es zu glauben."

„Ganz so schlimm ist es nicht," erwiderte meine Gefährtin lachend, „nur die Teller, von denen man sie ißt, sind aus Papier. Das Klappern von Glas und Geschirr, das zu eurer Zeit eine Art unerläßlichen Zubehörs zum Haushalt gewesen sein muß, ist im Lande nicht mehr zu hören. Unsre Schüsseln, Pfannen zum Essen und Kochen werden nach dem Gebrauch nicht gereinigt, sondern weggeworfen, oder

vielmehr in die Papiermühle zurückgeschickt und wieder eingestampft, gleich allen andern nicht mehr benutzten Gegenständen."

„Aber Kessel aus Papier könnt ihr doch nicht brauchen? Wenn ihr auch alles andre umgestoßen habt, was früher als Regel galt, so wird doch das Feuer auch heute noch brennen."

„Jawohl, das Feuer brennt noch, aber zum Kochen wie zu allen andern Zwecken bedienen wir uns der elektrischen Wärme. Wir erhitzen die Gefäße nicht mehr von außen, sondern von innen, und folglich können wir auf Holzöfen und in papiernem Geschirr kochen, nach der Art der Wilden, welche Gefäße aus Birkenrinde und heiße Steine benutzten. Denn — sagen die Philosophen — die Geschichte wiederholt sich in einer emporsteigenden Schneckenlinie."

Edith brach in helles Lachen aus, als sie mein verwundertes Gesicht sah und erklärte, es würde unklug sein, wollte sie mich noch ferner durch Berichte über alle eingeführten Neuerungen beunruhigen und mir zumuten, das alles zu glauben, ohne daß sie Beweise für ihre Behauptungen lieferte. Sie schlug mir daher vor, eine der großen modernen Papierfabriken zu besuchen, um so den Morgen vollends zu verbringen."

VIII.

Das größte Wunder — die Entthronung der Mode.

„Du machst dir auch nicht die entfernteste Vorstellung von dem Wohlbehagen, das über mich kam, sobald ich die greuliche Maskerade in den Mumientüchern los wurde," rief meine Gefährtin, als wir das Haus verließen. „Wie sonderbar, daß wir jetzt zum erstenmal miteinander ausgehen!"

„Du hast wohl vergessen, daß wir schon mehrmals zusammen aus waren," erwiderte ich.

„Ja, wir waren aus — aber gegangen sind wir nicht, wenigstens ich nicht. Was der angemessene zoologische Ausdruck für die Art sein kann, wie ich mich, innerhalb dieser Säcke, fortbewege, weiß ich nicht; aber gehen kann man das schwerlich nennen. Siehst du, zu deiner Zeit waren die Frauen von Kindheit auf an diese sogenannte Gangart gewöhnt und hatten sich natürlich eine gewisse Geschicklichkeit angeeignet; ich aber habe nie im Leben lange Röcke getragen, ausgenommen bei einer Theatervorstellung. Dies hier war der schwierigste Versuch, den ich je gemacht habe, und ob ich dir noch einmal einen solchen Beweis meines Wohlwollens geben würde, ist mir sehr zweifelhaft. Mich wunderte nur, daß du gar nicht zu bemerken schienst, in welcher jammervollen Lage ich mich befand."

Ich war von jeher gewöhnt gewesen, daß das Ausschreiten der Damen durch ihre Kleidung behindert wurde, und hatte daher bei unsern früheren gemeinsamen Wegen an Ediths Schritt nichts Auffallendes bemerkt. Als sie aber jetzt an meiner Seite ging, offenbarte sich mir in ihrer lebensvollen anmutigen Haltung und der elastischen Kraft ihres Schrittes die Möglichkeit eines kameradschaftlichen Wetteifers, der nicht wenig berauschend für mich war.

Es hieße den Lesern des zwanzigsten Jahrhunderts eine alte Geschichte erzählen, wollte ich einzeln beschreiben, was ich im Laufe dieses Tages auf meinem Gang durch die Papierbereitungs-Fabriken gesehen habe. Einen viel größeren Eindruck noch als die wunderbare Mannigfaltigkeit der mechanischen Veranstaltungen machten mir aber die Arbeiter selbst und die Umstände, unter welchen sie arbeiteten. Ich brauche euch, ihr modernen Leser, nicht erst zu sagen, was heutzutage die großen Fabriken sind — hohe, luftige Hallen, die Wände aus Ziegeln und Metall in schönen Mustern zusammengesetzt, palastartig und dabei aufs zweckmäßigste ausgestattet. Fast geräuschlos arbeiten die Maschinen; alles, was zur Arbeit gehört und die Sinne irgend verletzen könnte, wird durch klug erdachte Vorrichtungen möglichst beseitigt. Auch den Arbeiteradel in diesen Palästen der Industrie brauche ich euch nicht zu schildern — die herrlichen, kraftvollen Männer und Frauen mit den feinen klugen Gesichtern, die in wahrhaft künstlerischer Begeisterung bei ihrer selbstgewählten Aufgabe das Nutzbringende mit dem Schönen zu verbinden trachten. Ihr wißt ja alle, was die heutigen Fabriken sind; wahrscheinlich findet ihr sie weder zu prächtig noch besonders bequem, da ihr das alles euer Leben lang nicht anders gewohnt seid; vielleicht tadelt ihr sogar dies und das an ihnen, als könnten sie noch besser sein — so ist die menschliche Natur. Wenn ihr aber verstehen wollt, wie sie mir erscheinen, so schließt einen Moment die Augen und versucht einmal, euch vorzustellen, was unsre Baumwollspinnereien und Papierfabriken vor hundert Jahren gewesen sind.

Stellt euch niedere Räume vor, mit kahlen, weiß getünchten Mauern und einer Decke von rohen, geschwärzten Balken. Denkt euch die Maschinen darin, um der Raumersparnis willen so dicht aneinander gedrängt, daß den Arbeitern kaum Platz bleibt, sich an den schwingenden Armen und stählernen Zangen vorbeizuwinden, daß jede falsche Bewegung Tod oder Verstümmelung bedeutet. Denkt euch den freien Raum oben, statt mit Luft, mit stinkendem Oelgeruch und den Ausdünstungen ungewaschener Menschen und durchgeschwitzter Kleider erfüllt. Stellt euch das unausgesetzte Klappern und Kreischen der Maschinen vor, das dem Getöse eines Wirbelsturms gleicht.

Das sind indessen nur die örtlichen Zustände und Vorgänge. Schließt nochmals die Augen und schaut im Geist — wie gern würde ich vergessen, es je gesehen zu haben — die endlose Reihe von blassen, hohlwangigen Weibern in zerfetzter, verblichener und

schmutziger Kleidung, mit leeren, stumpfen Gesichtern, in denen nichts als Elend zum Ausdruck kommt. Aber nicht nur Frauen, nein, Massen von kleinen Kindern, in Lumpen, mit alten Gesichtern, kaum der Muttermilch entwöhnt, noch ohne feste Knochen.

Edith stellte mich in einer Fabrik der Oberaufseherin vor, einer schönen freundlichen Frau von ungefähr vierzig Jahren. Sie führte uns umher, erklärte mir alles und war auch ihrerseits sehr begierig zu wissen, was ich von den modernen Fabriken im Gegensatz zu den früheren dächte. Natürlich sagte ich ihr, daß die Umwandlung in der Lage der Arbeiter mir bei weitem mehr Eindruck gemacht habe als alle mechanischen Neuerungen.

„Ja freilich," versetzte sie, „darin mag wohl der größte Gegensatz liegen. Uns erscheint der gegenwärtige Zustand ganz selbstverständlich; wir vergessen, daß es nicht immer so war. Wenn die Arbeiter selbst zu bestimmen haben, wie die Arbeit geschehen soll, so ist es nicht wunderbar, daß sie sich alles aufs angenehmste einrichten. Zu Ihrer Zeit, als die Klasse der Privatkapitalisten, die nicht mitarbeiteten, sämtliche Anordnungen traf, ließen sich wirklich barbarische Zustände in der Industrie wohl erwarten; besonders da das Konkurrenzsystem die Kapitalisten nötigte, möglichst viel Arbeit unter den billigsten Bedingungen von den Arbeitern zu verlangen."

„Regeln denn aber die Arbeiter in jedem Geschäft selbst die Bedingungen ihrer Thätigkeit?" fragte ich.

„Nein! Unsre industrielle Verwaltung muß ihren einheitlichen Charakter wahren, weil sie sonst sofort unpraktisch werden würde. Wenn die Genossen eines jeden Gewerbes selbst ihre Bedingungen stellten, würden sie bald in Versuchung geraten, eigensüchtig und dem allgemeinen Interesse entgegenzuhandeln; indem sie gleich den alten Privatkapitalisten sich bestrebten, so viel zu gewinnen und so wenig zu leisten wie möglich. Bald würde dann nicht nur jede besondere Klasse von Arbeitern dieser Versuchung erliegen, sondern auch die Unterabteilungen im gleichen Geschäft, bis das ganze industrielle System aufgelöst wäre und wir die Kapitalisten wieder aus dem Grabe rufen müßten, um uns zu retten. Die Gesamtheit der Arbeiter ist es, welche die Bedingungen der Arbeit regelt, das heißt, das ganze Volk, welches ja heutzutage, wie Sie wissen, aus Arbeitern besteht. Sämtliche Einrichtungen bei den verschiedenen Zweigen des industriellen Systems sind vollständig Sache der Staatsregierung. Zugleich aber werden die Arbeitsbedingungen in jedem Beruf wesentlich, wenn auch mittelbar, durch die Arbeiter selbst geregelt, weil alle die Berechtigung haben, ihre Thätigkeit zu wählen und zu wechseln. Niemand würde eine Beschäftigung wählen, deren Bedingungen ungünstig sind; man muß daher suchen, diese auf die Dauer möglichst befriedigend zu gestalten.

Während unsers Aufenthalts in der Fabrik war die Mittagsstunde herangekommen, und ich bat die Vorsteherin und Edith, mit mir ins Speisehaus zu gehen. Hauptsächlich wünschte ich mich zu überzeugen, ob meine neu erworbene Kreditkarte wirklich gültig wäre oder nicht.

„Ueber einen Punkt in betreff des modernen Anzugs wäre ich begierig, Näheres zu erfahren," sagte ich, als wir an unserm Tisch in der großen Halle saßen. „Von wem und wodurch werden jetzt die Moden bestimmt?"

„Der Schöpfer bestimmt die einzige Mode, der man jetzt allgemein folgt," antwortete Edith.

„Und wie ist diese?"

„Wie sie die Form unsers Körpers bedingt," erwiderte sie.

„Ach, richtig, sehr gut," rief ich, „und auch sehr wahr in Bezug auf die jetzige Kleidung; früher traf das durchaus nicht zu. Allein meine Frage bleibt bestehen. — Ihr mögt wohl eine bestimmte Ansicht über die Kleidung im allgemeinen haben, aber es giebt doch tausenderlei Unterschiede und Abweichungen des Stils, der Form, der Farbe, des Stoffs und dergleichen. Die Anfertigung der Kleider wird vermutlich als öffentliches Geschäft betrieben unter gemeinschaftlicher Oberleitung wie alle andern Gewerbe?"

„Gewiß. Man kann sich natürlich, wenn man es vorzieht, die Kleider selbst anfertigen, jeder wählt ja seine Beschäftigung; doch würde es ein großer Zeit- und Kraftaufwand sein."

„Ganz recht. Aber die Anzüge, welche die Fabriken liefern, werden immer nach gewissen Mustern gemacht. Zu meiner Zeit wurden diese Muster von einigen Tonangebern in der Gesellschaft bestimmt oder durch Modejournale, durch Pariser Edikte, und der Himmel weiß wie. Jedenfalls wurde die Frage für uns entschieden, und wir hatten nur zu gehorchen. Ich will nicht sagen, das sei die rechte Art, im Gegenteil, sie war abscheulich; ich möchte nur wissen, was ihr statt dessen eingeführt habt? Modejournale oder Pariser Machtworte werden doch jetzt nicht mehr gelten. Wer entscheidet denn da die Frage, wie ihr euch kleiden sollt?"

„Wir selbst," sagte die Vorsteherin.

„Natürlich gemeinsam, nach demokratischer Methode! Wenn ich mich nun in dieser Speisehalle umschaue und die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Anzüge sehe, so scheint mir das Ergebnis Ihres Systems durchaus befriedigend. Aber halten Sie es denn für richtig, daß die Herrschaft der Mehrheit sich auch auf den Anzug ausdehnt? Das geht doch entschieden zu weit, sollte ich meinen. Wenn auch das Joch der Mode, dem wir uns beugten, sehr lästig war, so konnte doch jeder es abschütteln, falls er den Mut dazu hatte. Es gab freilich nur wenige, die es thaten. Bestimmt aber die Verwaltung den Stil der Kleider,

und wird nur ein gewisser Stil von ihr zugelassen, so müßt ihr euch entweder dem Geschmack der Mehrzahl unterwerfen oder im Bette liegen bleiben. Was lacht ihr? — Ist es etwa nicht so?"

„Wir lachen nur über ein kleines Mißverständnis Ihrerseits," erwiderte die Vorsteherin. „Bei uns wird die Kleiderfrage keineswegs gemeinschaftlich oder durch einen Beschluß der Mehrheit entschieden, sondern individuell — ein jedes entscheidet darüber für sich."

„Aber wie ist das möglich?" warf ich ein. „Wenn die Regierung bestimmt, was für Stoffe fabriziert und wie sie zu Kleidungsstücken verarbeitet werden sollen, so folgt ja daraus ganz von selbst, daß sie auch die Entscheidung über die Moden hat."

„Nein, durchaus nicht," rief die Vorsteherin. „Unsrer Regierung, Herr West, ist die Beimischung von Willkür fremd, welche zu Ihrer Zeit herrschte, wie wir aus der Geschichte wissen. Die Regierung ist jetzt thatsächlich, was sie damals dem Namen nach in Amerika war — die Dienerin, Vermittlerin, das Werkzeug, durch welches des Volkes Wille vollzogen wird, während sie selbst keinen Willen hat. Der Volkswille spricht sich auf zweierlei Arten aus, die ganz voneinander getrennt sind, so daß jede ihr besonderes Bereich hat. Erstens: durch Mehrheitsbeschluß, bei allen gemeinsamen, sich gegenseitig berührenden Interessen, zum Beispiel den großen wirtschaftlichen und politischen Fragen; zweitens: durch jedes Individuum für sich, bei allen persönlichen Angelegenheiten. Die Regierung ist zugleich die erhabene Stellvertreterin aller in allgemeinen Dingen und die Vermittlerin, Botin und rechte Hand eines jeden einzelnen bei allen Privatzwecken. Nichts ist zu hoch oder zu gering, zu groß oder zu klein, was sie nicht für uns thäte.

„Die Abteilung der Kleiderverfertigung stellt ihre umfangreichen Lager von Stoffen und ihre Maschinen einem jeden im Volke zur Verfügung. Man braucht nur in eins der Magazine zu gehen und sich irgend ein Kostüm zu bestellen, von welchem es noch eine historische Beschreibung giebt, von Evas Zeit an bis gestern; man kann aber auch ein selbsterfundenes Modell zu einem nagelneuen Kostüm bringen, sich einen beliebigen Stoff dazu wählen — und wird es rascher geliefert erhalten als je von einem Schneider des neunzehnten Jahrhunderts, der eine Bestellung übernahm.

„Wenn es Sie interessiert, möchte ich Ihnen noch unsre Schneidermaschinen in Thätigkeit zeigen. Die Papieranzüge sind natürlich ohne Naht und ausschließlich mit der Maschine gemacht. Da sich die Vorrichtung auf jedes Maß stellen läßt, so können Sie einen fertigen Anzug geliefert erhalten, während Sie der Maschine zusehen. Von Kleidern im gewöhnlichen Stile und Schnitt, wie sie dem Geschmack der meisten Leute entsprechen, halten die Geschäfte einen Vorrat auf Lager. Das geschieht aber zur Bequemlichkeit des Volks, nicht des Geschäfts, welches stets bereit ist, die Wünsche jedes Bürgers zu erfüllen und alles Bestellte in möglichst kurzer Zeit zu liefern."

„So kann also jeder die Mode machen?"

„Jeder kann etwas Neues zum Vorschein bringen, aber daß es in die Mode kommt, hängt davon ab, ob es wirklich irgend welchen Vorzug in betreff der Zweckmäßigkeit oder Schönheit hat. Ist das nicht der Fall, dann wird es sich schwerlich verbreiten. Findet der Volksgeschmack aber Gefallen daran, so wird es in Aufnahme kommen, gerade als ob es eine mechanische Erfindung wäre, die sich praktisch bewährt hat. Jede gute, neu auftauchende Idee, die den Anzug betrifft, wird schnell aufgefaßt, denn den Leuten ist viel daran gelegen, sich möglichst vorteilhaft zu kleiden; auch macht uns der Mangel einer willkürlich festgestellten Richtschnur sehr empfänglich für Anmut und Neuheit in Form und Farbe. Es scheint wirklich, als ob unsre Tracht sich hauptsächlich in der Mannigfaltigkeit von der Ihrigen unterscheidet.

„Zu Ihrer Zeit wurde der Geschmack beständig durch das Machtwort der Mode umgewandelt, da diese aber jeweils nur einen Geschmack duldete, hatte man nur ein Nacheinander der Abwechslung und nicht wie wir ein Nebeneinander. Ich sollte denken, daß diese Gleichförmigkeit des Geschmacks, welche sich, wie ich höre, oft sogar auf Stoff, Form und Farbe ausdehnte, Ihren großen Versammlungen einen furchtbar eintönigen Anstrich gegeben haben muß."

„Das war zu meiner Zeit eine allgemein anerkannte Thatsache," erwiderte ich. „Die Künstler waren der Mode feind und mit ihnen alle vernünftigen Leute, aber jeder Widerstand war vergeblich. Könnte ich ins neunzehnte Jahrhundert zurückkehren und meinen Zeitgenossen von den Umwandlungen erzählen, die ich gesehen habe, so würde wohl nichts einen so tiefen Eindruck auf sie machen als die Nachricht, daß ihr das Zepter der Mode gebrochen habt und ihre Willkürherrschaft nicht mehr anerkennt; daß auch kein Stil mehr Eingang findet, wenn er nicht bei persönlicher Prüfung seine Vorzüge bewährt. Wohl haben die Mutigeren unter uns geglaubt, daß manches Joch, welches die Menschheit zu tragen hatte, dereinst gebrochen werden würde, aber von dem Joche der Mode befreit zu werden, erwarteten wir nie, außer vielleicht einst im Himmel."

„Die Herrschaft der Mode, wie die Geschichtsbücher es nennen, ist mir von der ganzen alten Ordnung immer am unbegreiflichsten erschienen," sagte Edith. „Man sollte meinen, es müßte irgend eine große Macht dahinter stehen, um eine so völlige Unterwerfung unter ein tyrannisches Gesetz zu erzwingen; und dennoch scheint keine Gewalt angewendet worden zu sein. Erkläre uns das Geheimnis, Julian!"

„O, fragt mich nicht," entgegnete ich. „Wir müssen das Opfer einer grausamen Verzauberung gewesen sein. Niemand gab auch nur vor zu wissen, warum wir uns unterwarfen. Vielleicht könnten Sie uns aber sagen," wendete ich mich an die Vorsteherin, „wie man sich heutzutage diesen Modewahnsinn erklärt, der uns das Leben so zur Last machte?"

„Unsre Geschichtsschreiber," erwiderte die Gefragte, „erklären die Herrschaft der Mode in Ihrem Zeitalter für das natürliche Ergebnis der Ungleichheit in den wirtschaftlichen Verhältnissen einer Gemeinschaft, in welcher die strengen Unterschiede der Stände nicht mehr galten. Sie entsprang teils aus dem Wunsche des großen Haufens, es der höheren Klasse gleichzuthun, teils aus dem Verlangen der höheren Klasse, sich gegen diese Nachahmung zu schützen und den Unterschied im Aeußeren zu wahren. In Zeiten und Ländern, wo jede Klasse eine Kaste war — durch Gesetz und eiserne Sitte festbegrenzt — hatte jeder Rang seine unterscheidende Tracht, welche nachzuahmen den andern Klassen nicht gestattet war. Die Formen der Kleidung waren unveränderlich. Mit dem Emporkommen der Demokratie hörte der gesetzliche Schutz der Standesunterschiede auf, während der thatsächliche Unterschied in den Gesellschaftsklassen, infolge der wirtschaftlichen Ungleichheit, bestehen blieb. Jetzt konnte jeder nach Belieben es der höheren Klasse gleichthun, und was war da natürlicher und leichter, als ihre Kleidung nachzuahmen. Das gesellschaftliche Strebertum eröffnete den Reigen; bald ließen sich die weniger Ehrgeizigen verleiten, seinem Beispiel zu folgen, um nicht ihre untergeordnete Stellung in der Gesellschaft zuzugeben, und so ging es fort, bis endlich sogar die Philosophen es dem Haufen nachmachen und sich der Mode fügen mußten, um nicht durch ihre abweichende Erscheinung aufzufallen."

„Ich begreife wohl," sagte Edith, „daß die Massen gestrebt haben, es den reichen und höheren Klassen gleichzuthun, und daß auf diese Weise die Moden entstanden; warum wechselten sie aber so oft, da es doch schrecklich kostbar und mühevoll gewesen sein muß, sie immer wieder umzuändern?"

„Die höheren Klassen," antwortete die Vorsteherin, „hatten kein andres Mittel, ihren Nachahmern zu entgehen und ihren Vorrang durch die Kleidung zu behaupten, als immerwährend neue Moden anzunehmen und sie wieder fallen zu lassen, sobald sie nachgeahmt wurden. Was meinen Sie, Herr West, stimmt diese Erklärung wohl mit den Thatsachen überein, die Sie zu Ihrer Zeit beobachten konnten?"

„Vollkommen," erwiderte ich. „Man könnte noch hinzufügen, daß der Wandel in den Moden durch den Eigennutz der großen Fabriken und Handelsgeschäfte, welche die Kleiderstoffe und andre Dinge zu persönlichem Gebrauch lieferten, noch bedeutend verbreitet und unterstützt wurde. Bei jedem Wechsel entstand eine Nachfrage nach neuem Material, und das vorhandene galt für veraltet. Der Kaufmann nannte das einen Handelsvorteil, wenn auch manches Geschäft, das unglücklicherweise bei einem plötzlichen Umschwung in der Mode noch einen großen Vorrat auf Lager hatte, dabei zu Grunde ging. In der That brachte jeder Modewechsel dergleichen Verluste mit sich."

„Aber wir lesen auch, daß es auch sonst noch Moden gab, nicht nur bei den Kleidern."

„Gewiß," meinte die Vorsteherin. „Die Kleidung war zwar das hauptsächliche Bereich, das feste Bollwerk der Mode, weil man durch den Anzug am leichtesten eine Wirkung erzielte, aber beinahe alles, was zur Lebensgewohnheit gehörte — Essen, Trinken, Vergnügungen, Häuser, Möbel, Pferde, Wagen und Diener, ja die Art des Grußes, der Bewirtung und wer weiß was sonst noch — wurde von der Mode beherrscht. Man mußte ihr folgen, und sie änderte sich, sobald man es that. Es war wirklich ein trauriger, sonderbarer Wettlauf, und Herrn Wests Zeitgenossen scheinen sich dessen vollständig bewußt gewesen zu sein. Solange die Gesellschaft aus Leuten ungleichen Ranges bestand, strebten die Geringeren, die Höheren nachzuäffen, und die Höheren mußten sich bestreben, dies Nachäffen so viel wie möglich zu hintertreiben, indem sie nach einer neuen Form suchten, um ihren höheren Standpunkt zu bezeichnen."

„Unser langweiliges Einerlei in Anzug und Sitten scheint Ihnen also, um es kurz zu sagen, das logische Ergebnis unsers Mangels an Gleichheit der Verhältnisse gewesen zu sein?"

„Ohne Frage," antwortete die Vorsteherin. „Die Menschen waren nicht gleichgestellt und machten sich häßlich und unglücklich in dem Bestreben, es zu scheinen. Die ästhetische Buße für das moralische Unrecht der Ungleichheit war der künstlerische Abscheu vor der Einförmigkeit. Die Gleichheit schafft dagegen eine Atmosphäre, welche die Nachahmung tötet und von Originalität erfüllt ist, denn jeder handelt aus sich heraus, da er bei der Nachahmung andrer nichts zu gewinnen hat."

IX.

Etwas, das nicht verändert war.

Als wir uns von der Vorsteherin getrennt hatten, sagte ich zu Edith, daß ich seit heute früh reichlich so viel neue Eindrücke und neue Weltweisheit in mich aufgenommen hätte, wie ich geistig verarbeiten könnte, und daß ich ein dringendes Bedürfnis fühle, mich bei der Betrachtung eines Gegenstandes auszuruhen, der im letzten Jahrhundert nicht anders geworden und nicht verbessert worden sei.

Nach kurzer Ueberlegung rief Edith aus:

„O, jetzt habe ich es; frage mich nichts; komm nur mit."

Als wir nun in der Richtung vorwärts schritten, welche sie eingeschlagen hatte, berührte sie meinen Arm und rief: „Laß uns doch ein wenig schneller gehen!"

Ein rascher Schritt war so recht eigentlich das vorschriftsmäßige Tempo des neunzehnten Jahrhunderts gewesen. „Mach schnell!" war damals so ziemlich die abgebrauchte Redensart und hätte viel passender das Motto des amerikanischen Volkes sein sollen, als: „E pluribus unum"; aber seit ich im zwanzigsten Jahrhundert lebte, war dies das erste Mal, daß ich zur Eile ermahnt wurde. Als dieser Umstand mir zum Bewußtsein kam, blickte ich um mich, und da — blieb ich plötzlich stehen —

„Was ist das?" rief ich aus.

„Ach wie ärgerlich!" sagte meine Führerin, „ich wollte dich vorüberbringen, ohne daß du es sähest."

Obgleich ich gefragt hatte, was für ein Gebäude das sei, vor dem wir standen, wußte doch niemand so gut wie ich, was es war. Nur wie es hierher kam, schien mir ein Rätsel. Inmitten der prächtigen Stadt der Gleichberechtigten, wo Armut ein unbekanntes Wort war, stand ich plötzlich angesichts einer echten Mietskaserne des neunzehnten Jahrhunderts von der allerschlimmsten Sorte, von denen das Nordend und andre Stadtteile damals wimmelten. Nur die Umgebung dieses abscheulichen Krähennestes war ganz anders. Zu meiner Zeit lag ein solches Gebäude gewöhnlich von einem Labyrinth schmutziger Gassen und dunkler, feuchter Höfe eingeschlossen, aus denen faulige, stinkende Gerüche aufstiegen, und deren hohe Mauern weder Luft noch Licht hereinließen. Dieses Gebäude stand frei, inmitten eines mit Strauchwerk und Blumen geschmückten Platzes, als ob es ein Schloß oder ein Ausstellungsbau wäre. Aber durch diese feine Fassung trat die Erbärmlichkeit des schmutzigen Bauwerks nur stärker hervor. Es schien eine Dunkelheit und Kälte auszuströmen, welche aller Sonnenschein des heiteren Septembernachmittags nicht zu besiegen vermochte. Wären am hellen Tage Gespenster an den schwarzen Fenstern erschienen, es hätte mich nicht gewundert. Ueber dem Haupteingang stand eine Inschrift, und ich trat näher, um sie zu lesen, während Edith mir widerwillig folgte. Die Worte lauteten:

„Diese Stätte der Grausamkeit wird für kommende Geschlechter erhalten, zur Erinnerung an die Herrschaft der Reichen."

„Dies ist eins von den alten Gespensterhäusern," sagte Edith, „die man stehen läßt, das Volk in Angst zu jagen, damit die Bürger niemals die Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge versuchen und keinem aus ihrer Mitte unter irgend welchem Vorwande je gestatten, einen wirtschaftlichen Vorteil über einen andern davonzutragen. Ich meine, man hätte besser daran gethan, die Häuser niederzureißen. Es ist keine Gefahr mehr, daß die Welt wieder zur alten Ordnung greift; eher könnte sich der Erdball rückwärts drehen."

Ein Trupp Kinder, von einer jungen Dame begleitet, ging über den Platz, während wir vor dem Gebäude standen; sie marschierten durch den Thorweg und stiegen die engen Treppen empor. Ihre Gesichter waren sehr ernst, und sie sprachen im Flüsterton miteinander.

„Das sind Schulkinder," sagte Edith. „Man führt uns alle einmal durch dies Gebäude oder ein andres derselben Art, während wir die Schulen besuchen. Die Lehrer erklären dann, was hier alles gethan und erduldet worden ist. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie ich als Kind durch dies Gebäude geführt worden bin. Lange nachher konnte ich mich erst von dem gräßlichen Eindruck erholen. Ich meine wirklich, es ist nicht gut, junge Kinder hierher zu bringen; aber die Sitte ist in der Zeit nach der Revolution eingeführt worden, als im Gemüt des Volkes das Grauen vor der Knechtschaft, der es entronnen, noch frisch war und man die größte Angst davor hatte, es könne aus Mangel an Wachsamkeit die Herrschaft der Reichen wieder aufkommen.

„Natürlich," fuhr sie fort, „sind diese Gebäude, die zur Warnung stehen blieben, als man die übrigen dem Boden gleich machte, durchweg gereinigt und ausgebessert worden, auch in jeder Hinsicht gesund und sicher gemacht; aber unsre Werkmeister haben den alten abscheulichen Schmutz und die Fäulnis so sinnreich nachgebildet, daß alles äußerlich wieder so erscheint, wie es war. In den Zimmern hängen Tafeln, auf denen verzeichnet ist, wie viele menschliche Wesen darin zusammengedrängt waren und was für ein entsetzliches Leben sie aushalten mußten. Das Schlimmste dabei ist, daß die Thatsachen alle aus geschichtlichen Berichten geschöpft und vollkommen wahrheitsgetreu sind. In einigen dieser überfüllten Häuser sind die Bewohner in Wachs oder Gips dargestellt, auch alle Einzelheiten ihrer Bekleidung, ihre Möbel und andre Gerätschaften, die man aus sicherer Ueberlieferung oder aus Abbildungen kennt. Die stummen Gestalten scheinen uns um Hilfe anzuflehen. Es ist so lange her, und doch fühlt man sich im Gewissen beunruhigt, daß man nicht im stande ist, etwas für sie zu thun. —

„Aber komm fort, Julian. Es war ein häßlicher Zufall, daß ich dich hier vorüberführte. Als ich übernahm, dir etwas zu zeigen, was sich nicht verändert hätte, dachte ich nicht daran, dich zu verspotten."

Dank der modernen raschen Beförderung standen wir nach zehn Minuten am Meeresufer. Die Wellen des Atlantischen Ozeans brachen sich tosend zu unsern

Füßen, und sein blauer Spiegel breitete sich glänzend bis zum Horizonte aus. — Ja, hier war etwas, das keinen Wechsel kannte. — Ein gewaltiges Leben, für welches tausend Jahre waren wie ein Tag und ein Tag gleich tausend Jahren. Es gab kein besseres Beruhigungsmittel für meine Seele als diesen erhabenen Anblick des wandellosen Zeugen aller irdischen Wandlungen. Wie winzig erschien der kleine Handstreich der Zeit, der mir gespielt worden war, als ich vor diesem Sinnbild der Ewigkeit stand, welches Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu Worten von geringer Bedeutung machte! —

Während ich Edith nach der Bucht gefolgt war, an der wir standen, hatte ich nicht auf die Richtung geachtet, die wir einschlugen. Nun ich aber anfing, mich am Ufer umzusehen, erkannte ich mit der lebhaftesten Rührung, daß sie mich, ohne es zu wissen, zu der Stätte meines alten Lusthauses am Strande bei Nahant geführt hatte. Die Gebäude selbst waren freilich verschwunden, und die hohen Bäume, die jetzt dort wuchsen, veränderten die Landschaft gänzlich, aber die Uferlinie war dieselbe geblieben, und ich erkannte sie sogleich. Ich forderte Edith auf, mir zu folgen, und führte sie um einen Vorsprung herum zu einem kleinen Küstenstreifen zwischen der See und einer Felswand, welche uns den Anblick des Landes völlig entzog und auch keinen Laut von dorther zu uns dringen ließ. In meinem früheren Leben war dies mein Lieblingsplatz gewesen, wenn ich den Strand besuchte. Hier pflegte ich in dem mir jetzt so fernen Dasein, das mir doch noch gegenwärtig war, als sei es erst gestern gewesen, meinen Träumen nachzuhängen. Jede Stelle des lieben Zufluchtsorts war mir vertraut wie meine Schlafkammer, und ich fand alles unverändert. Vor mir das Meer, der Himmel oben, die Inseln und die blauen Vorgebirge der fernen Küste — kurz alles, was der Blick umfaßte, war bis in die kleinste Einzelheit noch dasselbe. Ich warf mich in den warmen Sand am Meeresufer, wie ich es zu thun pflegte, und schon im nächsten Augenblick hatte mich die Flut gewohnter Gedanken so vollständig in mein altes Dasein zurückgetragen, daß alle Wunder, welche ich inzwischen erlebt hatte, mir wie ein Traum am hellen Tage erschienen, wie deren an dieser Stelle des Ufers so mancher über mich gekommen war. Aber was für ein Traum war diese Vision der künftigen Welt, von allen meinen Träumen hier am Meere sicherlich der zauberhafteste!

Ich hatte von einem Mädchen geträumt — o, wie war sie begehrenswert! — Wehe, wenn sie mir verloren wäre! Aber sie war mir nicht verloren, denn dies war sie ja — das Mädchen in dem fremdartigen, anmutigen Gewand, das neben mir stand und auf mich herniederlächelte. Welch großes Glück! Ich hatte sie mitgenommen aus dem Traumlande, hatte sie festgehalten durch die Kraft meiner Liebe, während die ganze übrige Vision in nichts zerfloß, sobald ich die Augen öffnete.

Warum auch nicht? Wie manchem jungen Mann war schon in seinen Träumen ein Mädchenideal erschienen, herrlicher als sie auf Erden wandeln, nachdem er beim Erwachen geseufzt und dessen schönes, schon halb entschwundenes Angesicht ihn noch viele Tage lang verfolgte? — Ich Glücklicher aber hatte den neidischen Wächter am Thore des Schlafs überlistet und meine Königin aus dem Traumlande mit herübergebracht.

Als ich begann, Edith dies Spiel meiner Phantasie zur Erklärung ihrer Gegenwart vorzutragen, fand sie es höchst vernünftig, und wir beschäftigten uns damit, den Gedanken noch weiter auszuspinnen. Zuletzt beruhigten wir uns bei der Vorstellung, sie sei die Vorausspiegelung einer Frau des zwanzigsten Jahrhunderts und nicht ich das ausgegrabene Denkmal eines Mannes aus dem neunzehnten Jahrhundert. Wir fingen nun an, Pläne zu machen, was wir im Sommer unternehmen wollten, und beschlossen, die größten Vergnügungsorte aufzusuchen, wo sie ohne Zweifel unter den obwaltenden Umständen viel Aufmerksamkeit erregen würde. Zugleich könnte sie aber dort die Gelegenheit benutzen, eine Sorte Menschen zu studieren, welche ihr bei ihren Anschauungen aus dem zwanzigsten Jahrhundert noch viel seltsamer vorkommen müßten als sie ihnen — nämlich Leute, welche, umgeben von einer Welt der Not und des Jammers im stande sind, sich bei ihrem leichtfertigen und verschwenderischen Müßiggang ihrerseits glücklich zu fühlen. Sodann wollten wir nach Europa gehen und dort alles besichtigen, was einem Mädchen aus dem Jahre 2000 naturgemäß als eine Sehenswürdigkeit erscheinen mußte, zum Beispiel ein Rothschild, ein Kaiser und ein paar Exemplare menschlicher Wesen, wie sie sich zurzeit noch in Deutschland, Oesterreich und Rußland vorfanden, die ehrlich überzeugt waren, daß der liebe Gott gewissen Menschen ein göttliches Vorrecht verliehen habe, über ihre Mitmenschen zu herrschen.

X.

Ein mitternächtliches Bad.

Es dämmerte bereits, als wir zu Hause anlangten, und mehrere Stunden vergingen, ehe wir mit dem Bericht unsrer Abenteuer zu Ende waren. Meine Wirte wurden nie müde, meinen Eindrücken von den neuen Dingen zu lauschen. Meine Auffassung derselben interessierte sie offenbar ebenso sehr, wie mich die Dinge selbst.

„Wissen Sie," sagte Ediths Mutter, „es ist eigentlich ein Beweis unsrer Eitelkeit. Sie sind für uns eine Art Spiegel, in welchem wir sehen können, wie wir uns vom Standpunkt eines andern ausnehmen.

Ohne Sie würden wir niemals inne geworden sein, was für merkwürdige Leute wir sind, denn ich versichere Sie, in unserm Kreise kommen wir uns ganz gewöhnlich vor."

Ich erwiderte darauf: auch ich hätte beim Gespräch mit ihnen das Gefühl, in einen Spiegel zu blicken, der aber mir und meinen Zeitgenossen durchaus nicht schmeichle.

Während wir noch sprachen, wurde die Kugel der Farbenuhr weiß; ein Zeichen, daß es Mitternacht war. Wir wollten zu Bette gehen, aber der Doktor hatte einen andern Plan.

„Ich schlage vor," sagte er, „daß wir, um uns allen eine gute Nachtruhe zu sichern, in die Schwimmschule hinübergehen und ein Bad nehmen."

„Giebt es denn öffentliche Bäder, die man so spät benutzen kann?" fragte ich. „Bei uns war um diese Zeit alles schon längst geschlossen."

Da machte mir der Doktor eine Mitteilung, welche für Leser des zwanzigsten Jahrhunderts zwar ganz selbstverständlich sein mag, mich aber im höchsten Grade überraschte. Er sagte mir nämlich, daß keine öffentliche Anstalt heutzutage das ganze Jahr hindurch jemals bei Tag oder Nacht geschlossen wird, sowie, daß sämtliche Einrichtungen sich zwar, je nach dem Bedürfnis, in der Ausdehnung beschränken, aber sich nie verschlechtern dürfen.

„Wir meinen," sagte der Doktor, „daß unter den kleineren Unbequemlichkeiten des Lebens zu Ihrer Zeit keine störender gewesen sein kann als die regelmäßige Unterbrechung fast aller öffentlichen Dienstleistungen in jeder Nacht. Die meisten Leute schlafen dann natürlich; aber einige haben doch Veranlassung, auf den Füßen zu sein; zuweilen bleibt wohl jeder von uns einmal wach. Da würden wir nun den Dienst der Oeffentlichkeit sehr mangelhaft finden, wenn nicht für die Nachtarbeiter ebensogut gesorgt würde, wie für die Tagarbeiter. Zu eurer Zeit konntet ihr das natürlich nicht leisten, weil euch eine einheitliche, gewerbliche Organisation mangelte; uns aber ist es ein leichtes. Wir haben Tag- und Nachtdienst bei allen öffentlichen Anstalten; der letztere ist natürlich viel beschränkter."

„Wie steht es denn um die allgemeinen Feiertage; sind die abgeschafft?"

„So gut wie gänzlich. Bei euch waren Feiertage zwischen drin von großem Wert für das Volk, da sie ihm Zeit gönnten, einmal aufzuatmen, was so dringend notwendig war. Gegenwärtig ist der Arbeitstag so kurz und das Arbeitsjahr so oft durch Ferienzeiten unterbrochen, daß der altmodische Feiertag aufgehört hat, zweckmäßig zu sein, und für eine Störung gelten würde. Wir ziehen es vor, unsre Mußezeit zu wählen, wann es uns paßt."

Wir richteten unsre Schritte nach der Leander-Schwimmschule. Die Bewohner Bostons wissen, daß dies eine der alten Bade-Anstalten ist, deren Einrichtungen hinter den neueren weit zurückstehen. Auf mich machten sie aber einen großartigen Eindruck. Das hohe Gewölbe im Innern war von Licht durchflutet; das enorme Schwimmbassin, die vier großen Springbrunnen mit ihrem Diamantgeflimmer und dem Geräusch der fallenden Wasser, das Gedränge der bunt gekleideten, lachenden Badegäste, das alles bildete ein erheiterndes, prächtiges Schauspiel und gab mir den ersten hohen Begriff von den athletischen Uebungen im modernen Leben. Am reizendsten war es, die strahlend helle, weite Wasserfläche zu sehen, deren Licht der mit weißen Fliesen gedeckte Boden zurückwarf, so daß die Schwimmer, dem ganzen Körper nach sichtbar, auf einer blassen, smaragdgrünen Wolke dahinzugleiten schienen. Der Anblick dieses mühelosen Schwebens war erschreckend und bezaubernd zugleich.

Edith war indessen schnell bei der Hand, mir zu erzählen, daß dies nichts sei gegen die Schönheit der neueren und größeren Bade-Anstalten, in welchen die Fliesen des Bodens verschiedenfarbig wären, so daß das Wasser alle Schattierungen des Regenbogens annehme und dabei ebenso durchsichtig bliebe.

Ich hatte den Eindruck, als müßte es Quellwasser sein, aber die grüne Färbung ließ darauf schließen, daß es Meerwasser war.

„Wir halten nicht viel vom Süßwasser zum Schwimmen, wenn wir Salzwasser haben können," sagte der Doktor. „Dieses Wasser kam mit der letzten Flut aus dem Atlantischen Ozean."

„Aber wie bringen Sie es denn auf diese Höhe?"

„Es kommt von selbst herauf," erwiderte er lachend, „es wäre doch schlimm, wenn die Kraft der Flut, welche das Wasser im ganzen Hafen um gute sieben Fuß höher treibt, als die Meeresfläche, nicht die geringe Masse, welche wir brauchen, noch etwas höher heben könnte. Sehen Sie mich nicht so mißtrauisch an," fuhr er fort, „ich weiß, daß zu Ihrer Zeit das Wasser im Bostoner Hafen zum Baden lange nicht rein genug war, aber das ist alles anders geworden. Ihr Kanalisationssystem ist ein vergessener Greuel. Nichts, was verunreinigen kann, darf heutzutage die See oder den Fluß erreichen. Deshalb können wir das Seewasser nicht allein für alle öffentlichen Bäder brauchen, sondern wir versorgen auch unsre Privatbäder damit sowie alle öffentlichen Springbrunnen, welche, so unerschöpflich gespeist, immer in Thätigkeit bleiben. Aber wir wollen unser Bad nehmen."

„Meinen Sie wirklich?" fragte ich fröstelnd. „Sind Sie auch sicher, daß es warm genug ist? Wir hielten das Seewasser Ende September für etwas zu kalt zum Baden."

„Glauben Sie, wir wollten Sie in den Tod jagen? Das Wasser ist doch natürlich bis zu einer behaglichen Temperatur erwärmt; diese Bäder sind den ganzen Winter über offen.“

„Aber wie in aller Welt erwärmt man solche ungeheure Wassermasse, die sich fortwährend erneut, besonders im Winter?“

„O, wir machen uns durchaus kein Gewissen daraus, die Fluten für uns arbeiten zu lassen,“ erwiderte der Doktor. „Wir zwingen sie nicht allein, das Wasser hier herauf zu heben, sondern sie müssen es uns auch noch heizen. Sehen Sie, Julian, kalt oder warm sind eigentlich Worte ohne bestimmte Bedeutung; es sind nur neckische Launen, welche sich die Natur erlaubt, um anzudeuten, daß sie ein wenig umworben sein will. Wenn wir sie richtig zu nehmen wüßten, würde sie uns ebenso gern Wärme als Kälte geben. Dieselben Schneestürme, in denen Ihre Generation hilflos erfror, hätten Ihnen die Kohlengruben ersetzen können. Sie sehen mich ungläubig an; aber erlauben Sie mir, Ihnen als ersten Schritt zum Verständnis der neuen Verhältnisse jetzt auseinanderzusetzen, daß wir die Naturkraft, die uns Licht, Wärme und Triebkraft liefert, heutzutage kostenfrei in unerschöpflicher Menge im täglichen Leben praktisch anwenden können, so daß sie beim Maschinenbau kaum in Betracht kommt.

„Die Benutzung von Strömen, Winden und Wasserfällen ist aber im Grunde nur eine sehr rohe Art, uns die Kraftquellen der Natur dienstbar zu machen, im Vergleich zu andern Methoden, durch welche nur aus der natürlichen Ungleichheit der Temperatur eine ungeheure Kraft entwickelt wird.“

Einige Augenblicke später nahm ich das köstlichste Seebad, das ich bisher je genossen hatte. Das Vergnügen, mich von den Springbrunnen bespritzen und begießen zu lassen, war groß und gab mir ein ganz neues Lebensgefühl.

„In Ihnen bekommt noch das zwanzigste Jahrhundert einen Bürger erster Sorte,“ sagte der Doktor, über mein Ergötzen lachend. „Man sagt, es sei ein bezeichnendes Merkmal der heutigen Zivilisation, daß wir zum Amphibien-Typus unsrer uralten Vorfahren zurückkehren. Augenscheinlich werden Sie nichts dagegen haben, mit dem Strom zu schwimmen.“

Es war ein Uhr, als wir unser Haus erreichten.

„Ich denke mir,“ sagte Edith, als ich ihr gute Nacht wünschte, „du wirst in zehn Minuten mitten unter deinen Freunden im neunzehnten Jahrhundert sein, wenn du träumst wie die vergangene Nacht. Was gäbe ich nicht darum, die Reise mit dir zu unternehmen und selbst zu sehen, wie jene Welt aussah.“

„Und ich möchte um keinen Preis die Erfahrung noch einmal machen,“ sagte ich, „außer in deiner Gesellschaft.“

„Fürchtest du dich wirklich, wieder von den alten Zeiten zu träumen?“

„So sehr,“ versetzte ich, „daß ich nicht übel Lust habe, die ganze Nacht aufzubleiben, damit die Möglichkeit eines solchen Alpdrückens ausgeschlossen ist.“

„Bewahre, das brauchst du nicht zu thun,“ sagte sie. „Wenn du es wünschest, will ich schon dafür sorgen, daß du nicht wieder auf solche Weise gequält wirst.“

„Bist du denn eine Zauberin?“

„Wenn ich dir sage, daß du von einer bestimmten Sache nicht träumen sollst, so geschieht es nicht,“ antwortete sie.

„Du bist zwar die Herrin meiner wachen Gedanken,“ rief ich, „aber kannst du ebenso leicht meinen schlafenden Geist regieren?“

„Du wirst es sehen,“ sagte sie ruhig und schaute mir fest in die Augen. „Vergiß es nicht: Du sollst heute nacht von gar nichts träumen, was deinem alten Leben angehört!“ Und während sie sprach, wußte ich in meinem Herzen, daß es so kommen würde.

XI.

Die Grundlage des Eigentumsrechts ist das Leben.

Zu der Einrichtung des unterirdischen Gemachs, in welchem Dr. Leete mich schlafend gefunden hatte, gehörte auch ein eiserner Schrank mit einem Geheimschloß, wie er zu meiner Zeit zur Aufbewahrung von Geld und Wertsachen gebraucht wurde. Die Kammer lag sehr tief unter dem Boden, war aus festem Stein gebaut und hatte schwere Thüren, so daß nicht nur kein Lärm dorthin dringen konnte, sondern sie auch Dieben völlig unzugänglich war. Da überdies niemand etwas von ihrem Vorhandensein wußte, hatte ich geglaubt, daß ich keinen geeigneteren Platz finden könne, um meinen Reichtum zu verwahren.

Edith hatte diesen Geldschrank mit großer Neugier betrachtet und mehrmals, wenn wir das Gewölbe besuchten, den lebhaften Wunsch geäußert, zu sehen, was er enthielte. Ich erbot mich, ihn für sie zu öffnen, aber sie meinte, ihr Vater und ihre Mutter würden sich ebenso sehr für dies Kunststück interessieren wie sie selbst; ich möchte daher den Spaß noch verschieben, bis sie dabei wären.

Als wir am Morgen nach den zuletzt geschilderten Erlebnissen beim Frühstück saßen, fragte sie, ob heute nicht ein guter Tag dazu wäre, ihnen das Innere des Geldschranks zu zeigen, und alle waren damit einverstanden.

„Was enthält denn der Schrank?“ fragte Edith.

„Als ich ihn im Jahre 1887 zuschloß,“ versetzte ich, „waren Pfandbriefe und Staatspapiere der verschiedensten Sorten darin, die etwa einen Wert von einer Million Dollars hatten. Wenn wir ihn heute öffnen, werden wir, dank dem großen Umsturz, nichts als einen Haufen Makulatur darin finden. —

Uebrigens möchte ich wissen, Doktor, was Ihre Richter sagen würden, wenn ich mit meinen Wertpapieren vor sie hinträte und das Vermögen, welches sie darstellten, feierlich zurückverlangte?

„‚Euer Gnaden,‘ würde ich sagen, ‚diese Schätze gehörten einst mir, und ich habe sie zu keiner Zeit freiwillig aufgegeben. Warum sind sie denn jetzt nicht mehr mein, und weshalb habe ich keinen Anspruch darauf, sie zurückzuerhalten? Glauben Sie nur nicht, daß ich mich etwa gegen die jetzige Ordnung auflehnen wünsche; ich gebe bereitwillig zu, daß sie weit besser ist als unsre früheren Einrichtungen.‘ Aber wissen möchte ich doch, was die Richter auf ein solches Ansinnen erwidern würden, falls sie überhaupt geruhten, sich ernstlich damit zu befassen. Wahrscheinlich würden sie mich unter Hohngelächter zum Gerichtshof hinausweisen. Mir scheint aber doch, ich hätte guten Grund zu behaupten, daß, da ich nicht zugegen gewesen bin, als die Revolution uns Kapitalisten unsers Besitzes beraubte, ich wenigstens das Recht habe, eine höfliche Erklärung darüber zu fordern, von welchem Gesichtspunkt aus sie ihr damaliges Verfahren verteidigen wollen. Ich verlange meine Million nicht zurück, selbst wenn eine Wiedererstattung möglich wäre, aber es würde mir doch eine gewisse Befriedigung gewähren, zu erfahren, unter welchem Rechtstitel das Gemeinwesen sich mein Vermögen angeeignet hat und es mir vorenthält.“

„Hören Sie, Julian,“ sagte der Doktor, „es wäre wirklich ausgezeichnet, wenn Sie genau das thun wollten, was Sie soeben vorschlagen, das heißt, eine förmliche Klage auf Schadenersatz gegen die Nation vorbringen und fordern, wieder in Ihr Besitztum eingesetzt zu werden. Ihre Angelegenheit würde das öffentliche Interesse aufs lebhafteste beschäftigen und eine Erörterung über die ethische Grundlage unsrer wirtschaftlichen Gleichheit hervorrufen, die für das ganze Volk vom höchsten erziehlichen Nutzen sein dürfte. Da die jetzige Gesellschaftsordnung schon seit so langer Zeit besteht, denkt außer den Geschichtsforschern kaum noch ein Mensch daran, daß es jemals anders war. Es wäre sehr heilsam für die Staatsbürger, wenn sie einmal wieder gründlich über diese Verhältnisse nachdächten, sich die Unterschiede zwischen der alten und der neuen Ordnung zu Gemüte führten, um die Vorteile und Nachteile beider gegeneinander abzuwägen und sich die Gründe klarzumachen, die für das jetzige System sprechen. Welch eine echt dramatische Scene wäre das, wenn Sie mit Ihren Staatspapieren in der Hand, vor dem Gerichtshof erschienen! Das neunzehnte Jahrhundert würfe sozusagen dem zwanzigsten den Fehdehandschuh hin; die alte Zivilisation forderte Rechenschaft von der neuen. Sie könnten sich darauf verlassen, von den Richtern mit der größten Rücksicht behandelt zu werden. Man würde Ihnen sofort zugestehen, daß Sie unter den obwaltenden Umständen das Recht haben, zu verlangen, die ganze Frage der Güterverteilung und des Eigentumsrechts von Anfang an erklärt zu erhalten, und man würde aufs bereitwilligste und im weitherzigsten Sinne mit Ihnen darüber verhandeln.“

„Wohl möglich,“ erwiderte ich, „aber es ist ein schlagender Beweis von dem Mangel an uneigennützigem Gemeinsinn, unter dem meine Zeit litt, daß ich keine Lust verspüre, mich lächerlich zu machen, selbst wo es sich um die Volkserziehung handelt. Uebrigens bedarf es dessen nicht. Sie können mir so gut wie die Richter sagen, was die Antwort sein würde, und ich möchte nur eben diese Antwort haben und nicht mein Vermögen.“

„Ich glaube wohl,“ sagte Leete, „daß ich Ihnen die allgemeinen Gesichtspunkte darlegen könnte, die sie ins Auge fassen würden.“

„Nun gut, nehmen wir an, daß Sie der Gerichtshof sind. — Aus welchem Grunde weigern Sie sich, mir meine Million zurückzugeben? Denn, daß Sie sich weigern würden, steht doch wohl fest.“

„Natürlich aus demselben Grunde, den die Nation hatte, als sie sämtliches Privateigentum, von dem jene Million zur Zeit des großen Umsturzes einen Teil bildete, zum Nationalgut machte.“

„Ganz recht, das möchte ich gerade wissen. Welcher Grund ist das?“

„Das Gericht würde sagen, daß, wenn man einer Person gestattet, der öffentlichen Verwaltung des Gesamtvermögens einen größeren Kapitalanteil zu entziehen oder vorzuenthalten, als der ist, welcher jedem in gleicher Höhe zum persönlichen Gebrauch und Unterhalt zusteht, so würde die Gesellschaft außer stande sein, die erste Pflicht, welche ihr obliegt, gegen ihre Mitglieder zu erfüllen.“

„Was ist denn diese erste Pflicht der Gesellschaft gegen ihre Mitglieder, die unerfüllt bliebe, wenn gewissen Bürgern gestattet wäre, sich mehr anzueignen als den für allen gleichen Anteil des Gesamtvermögens?“

„Die Pflicht, ihren Mitgliedern ihr erstes und höchstes Recht zu sichern — das Daseinsrecht.“

„Aber ich sehe nicht ein, weshalb die Gesellschaft ihren Mitgliedern das Daseinsrecht nicht sichern kann, wenn ein Mensch mehr Kapital besitzt als seine Mitmenschen?“

„Einfach deshalb,“ versetzte der Doktor, „weil die Menschen essen müssen, um zu leben; sie müssen sich auch kleiden und eine gewisse Menge notwendiger und nützlicher Dinge verbrauchen, deren Summe das ausmacht, was wir Besitz oder Kapital nennen. Wäre nun der Vorrat an diesen Dingen immer so unbegrenzt wie die Luft, die wir zum Atmen brauchen, so hätte man nicht nötig, dafür zu sorgen, daß jeder

seinen Anteil erhält. Ist aber der Besitzstand zu irgend einer Zeit beschränkt, so folgt daraus, daß, wenn einige unverhältnismäßig viel erhalten, die andern nicht genug bekommen, ja, daß vielleicht nichts für sie übrig bleibt, wie das in der That bei Millionen in der ganzen Welt der Fall gewesen ist, ehe die große Revolution die wirtschaftliche Gleichheit herstellte. Wenn also das erste Recht des Bürgers der Schutz seines Lebens ist, und die erste Pflicht der Gesellschaft darin besteht, diesen zu gewähren, so muß der Staat dafür sorgen, daß die Mittel zum Leben nicht unbilligerweise von einigen Individuen an sich gerissen, sondern so verteilt werden, daß sie die Bedürfnisse aller befriedigen. Um aber allen die Mittel zum Leben sichern zu können, genügt es nicht, daß der Staat Sorge trägt, die vorhandenen Güter zu einer gewissen Zeit gleichmäßig zu verteilen; sonst könnte der Fall eintreten, daß sich heute alle wohl befinden und morgen alle verhungern müssen, wenn nicht inzwischen neue Vorräte produziert werden. Die Pflicht der Gesellschaft, das Leben des Bürgers zu sichern, bedingt daher nicht nur eine gleiche Güterverteilung zum Zweck des Verbrauchs, sondern auch die bestmöglichste Verwendung der Güter als Kapital, um neue Vorräte zu erzeugen. Es ist klar, daß die Gesellschaft in der einen wie in der andern Beziehung ihre erste und wichtigste Aufgabe nicht ausüben würde, wenn sie irgend jemand gestattete, mehr Güter für sich zu behalten, als der für alle gleich bemessene Anteil beträgt. Ob der einzelne dieselben der öffentlichen Verwaltung für das Gesamtwohl entzieht, um sie zu verbrauchen oder als Kapital zu benutzen, darauf kommt es nicht an."

„Diese moderne Begründung des Eigentumsrechts muß einem Vertreter des neunzehnten Jahrhunderts wunderbar einfach erscheinen," bemerkte ich. „Vielleicht würden mich die Richter sogar fragen, woher ich überhaupt das Recht nehme, mein Eigentum zu besitzen, und worauf ich meine Ansprüche gründe?"

„Gewiß nicht. Kein Mensch, weder Sie noch irgend ein andrer, könnte möglicherweise je ein so großes Anrecht an materielle Dinge besitzen, wie der geringste Ihrer Mitbürger an sein Leben hat. Keiner könnte je von der Staatsgewalt verlangen, daß sie für sein Recht auf gewisse Güter mit demselben Nachdruck eintritt wie für das Recht der andern auf ihr Leben, sobald diese beiden Rechte an irgend einem Punkte direkt oder indirekt miteinander in Widerspruch geraten. Bei einem etwaigen unverhältnismäßig großen Güterbesitz eines Mitglieds der Gemeinschaft, wodurch das Leben der übrigen gefährdet oder benachteiligt wird, kommt aber die Art, wie diese Güter erworben wurden, gar nicht in Betracht. Ihr unrechtmäßiger Erwerb kann, wie das in früheren Zeiten häufig geschah, die Allgemeinheit noch besonders geschädigt haben, aber die Ungleichheit selbst, woher sie auch stammen mag, bildete eine fortgesetzte Schädigung, ganz abgesehen von ihrem Ursprung. Unsre Begründung des Eigentumsrechts ist, wie Sie ganz richtig sagen, ureinfach. Sie besteht nur in dem Recht der Selbsterhaltung, das im Namen aller gegen die Uebergriffe irgend eines einzelnen zur Geltung gebracht wird. Sie beruht auf einem Grundsatz, den ein Kind so gut verstehen kann wie ein Weiser, und den zu widerlegen noch nie ein Weiser versucht hat, nämlich auf dem Recht aller zu leben, infolgedessen sie durchsetzen müssen, daß die Gesellschaft auf eine Weise organisiert wird, welche ihnen dies höchste Recht sichert.

„Aber," fuhr der Doktor fort, „eigentlich sollte unsre wirtschaftliche Bethätigung dieses Grundsatzes, einem Manne aus Ihrer Zeit keine andre Empfindung verursachen als die der Ueberraschung, daß er nicht schon früher durchgeführt wurde. Seit dem Beginn dessen, was Sie moderne Zivilisation nannten, haben alle Völker und Regierungen stets die Ansicht verfochten, daß es die erste und höchste Pflicht des Staates sei, das Leben seiner Bürger zu schützen. Dies war der Zweck, um dessentwillen die Polizei, das Gericht, das Heer und der größte Teil des Regierungsmechanismus im Grunde vorhanden waren. Man ging sogar soweit, zu behaupten, daß ein Staat, der nicht um jeden Preis und mit allen Mitteln das Leben seiner Bürger zu schützen suchte, den Anspruch auf ihre Unterthanentreue verlor.

„Während ihr aber diesen Grundsatz in so beredten Worten verkündetet, übersaht ihr in der Praxis die bei weitem wichtigste Hälfte seiner Bedeutung. Ihr ließet die Gefahr gänzlich unbeachtet, welcher das Leben von der wirtschaftlichen Seite her durch Hunger, Kälte und Durst ausgesetzt war. Das Leben, meintet ihr, könne nur durch Kugel, Messer, Keule, Gift oder irgend eine Form des gewaltsamen Angriffs bedroht werden, als ob Hunger, Kälte und Durst — in einem Wort, wirtschaftliche Not — nicht der unabläßigste und verderblichste Feind des Lebens wäre, weit gefährlicher als alle Arten der Gewalt zusammengenommen. Ihr vergaßt die einfache Thatsache, daß, wer auf irgend eine Weise, sei sie auch noch so indirekt, uns den Unterhalt entzieht oder verkürzt, einen ebenso gefährlichen Angriff auf unser Leben begeht, als wenn er uns mit Pistole oder Messer bedrohte — ja er gefährdet uns noch mehr, weil wir uns gegen offene Gewalt besser verteidigen könnten. Kein Schutz von Polizei, Gericht oder Militär würde einen Menschen, der nicht genug Speise und Kleidung hat, davor bewahren, elend umzukommen — das habt ihr nicht bedacht."

„Wir vertraten den Grundsatz," sagte ich, „daß

es nicht gut ist, wenn der Staat sich in Privatangelegenheiten mischt und es übernimmt, dem einzelnen zu helfen oder Dinge für ihn zu thun, die er im stande ist, selbst auszurichten. Wir waren der Ansicht, man solle die Staatsgewalt nur anrufen, wo der einzelne der Aufgabe, sich selbst zu verteidigen, nicht gewachsen sein konnte."

„Diese Theorie wäre gar nicht schlecht gewesen, hättet ihr demgemäß gelebt," sagte der Doktor. „Doch ist die moderne Theorie bei weitem vernünftiger. Alles, was eine Genossenschaft besser verrichten kann als der einzelne, soll man gemeinsam unternehmen, selbst wenn es auf unvollkommenere Art auch vom einzelnen ausgeführt werden könnte. Aber glauben Sie nicht selbst, daß bei den wirtschaftlichen Verhältnissen, wie sie zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Amerika herrschten — von Europa gar nicht zu reden — der Mensch im Durchschnitt, wenn er nur einen guten Revolver hatte, weit leichter die Aufgabe erfüllen konnte, sich und seine Familie gegen Gewalt zu verteidigen, als die Verpflichtung, sie vor Mangel zu schützen? War im letzteren Kampf die Möglichkeit seines Sieges nicht viel ungewisser als im ersteren, falls er sich als ein leidlich guter Schütze erwies? Warum also sollte — nach Ihrem eignen Grundsatz zu urteilen — die Gesamtmacht der Gesellschaft aufgeboten werden, ihn vor Gewalt zu bewahren, was er doch füglich selbst hätte thun können, während man ihn bei dem hoffnungslosen Ringen im Kampf um ein menschenwürdiges Dasein sich selbst überließ? Keine Stunde, kein Tag im Jahre verging, an dem nicht zahlreiche Todesfälle und die moralischen und physischen Qualen, die aus der Gesetzlosigkeit des wirtschaftlichen Kampfes entsprangen, bei dem die Armen so furchtbar im Nachteil waren, die Zahl der Opfer, die zur nämlichen Stunde der Gewalt erlagen, mehr als hundertfach überstiegen hätten. Die Gesellschaft hätte ihre Pflicht, das Leben der Bürger zu schützen, weit besser erfüllt, wenn sie das ganze Strafrecht abgeschafft, sämtliche Richter und Polizisten entlassen und es den Menschen anheim gestellt hätte, sich gegen Gewaltthat zu verteidigen, so gut sie konnten. An Stelle der gesamten Gerichtsbarkeit aber hätte man eine wirtschaftliche Verwaltung einrichten sollen, bei der alle vor Mangel gesichert waren. Dann würde sich sehr bald herausgestellt haben, daß, wo solche wirtschaftliche Gesamtorganisation bestand, das ganze strafrechtliche und bürgerliche Gerichtswesen ebenso entbehrlich war wie bei uns. Die meisten Verbrechen, welche damals begangen wurden, waren ja die direkte oder indirekte Folge Ihrer ungerechten, wirtschaftlichen Zustände und wären mit diesen verschwunden.

„Aber entschuldigen Sie meine Heftigkeit. Vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Zivilisation anklage und nicht Ihre Person. Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß der Grundsatz, es sei die erste Pflicht der Gesellschaft, das Leben ihrer Mitglieder sicher zu stellen, zu Ihrer Zeit ganz ebenso anerkannt wurde wie zur unsrigen. Man hätte diesen Grundsatz nur nicht in polizeilicher, gerichtlicher und militärischer Hinsicht festhalten und ihm in der wirtschaftlichen Frage untreu werden sollen. Dadurch hat Ihre Welt sich einer Inkonsequenz schuldig gemacht, die ebenso unlogisch war wie grausam in ihren Wirkungen. Wir dagegen haben als Nation die Verpflichtung übernommen, das Leben der Volksglieder in wirtschaftlicher Beziehung sicherzustellen. Dadurch ist nur ein Grundsatz, welcher schon so lange besteht, wie die Zivilisation überhaupt, zum erstenmal in Wahrheit durchgeführt worden."

„Das liegt auf der Hand," sagte ich. „Wer nur die Sachlage kennt, muß zugeben, daß die anerkannte Pflicht des Staats, das Leben seiner Bürger vor feindlichem Angriff zu schützen, die Verantwortlichkeit in sich schließt, sie sowohl vor den Einflüssen zu bewahren, welche die wirtschaftliche Grundlage ihres Daseins bedrohen, als vor direkten Vergewaltigungen. Eine aufgeklärte Regierung war sich auch schon zu meiner Zeit dieser Verpflichtung bewußt und versuchte ihr durch Armengesetze und Armenkommissionen zu entsprechen. Doch war ihre Versorgung der wirtschaftlich Schlechtgestellten so erbärmlich und überdies an so entwürdigende Bedingungen geknüpft, daß die Menschen meist lieber sterben wollten, als sie anzunehmen. Aber zugegeben, daß unsre Art, dem Bürger sein Recht auf Unterhalt zu sichern, eine größere Barbarei und Verspottung war, als wenn wir es ihm ganz verweigert hätten, und daß der Staat seine Verpflichtung in viel weiterem Sinne hätte auffassen müssen, so folgt doch daraus noch lange nicht, daß die Gesellschaft verpflichtet ist, allen Bürgern wirtschaftliche Gleichheit zu gewährleisten und jeder berechtigt ist, dies zu fordern."

„Was Sie sagen, trifft zu," versetzte der Doktor. „Die Gesellschaft hätte ihre Pflicht, jedem Mitglied die wirtschaftliche Grundlage des Lebens zu sichern, gewissermaßen auch erfüllen können, ohne die wirtschaftliche Gleichheit einzuführen. Gerade so hätte zu Ihrer Zeit der Staat seine Pflicht, das Leben der Bürger gegen Gewaltthat zu schützen, dem Namen nach erfüllen können, wenn er sich damit begnügte, den direkten Totschlag zu hindern, aber im übrigen ruhig zusah, wie einer dem andern willkürlich allerlei Schaden zufügte, solange derselbe ihm nur nicht ans Leben ging. Setzten sich denn zu Ihrer Zeit, Julian, die Regierungen so enge Schranken beim Schutz der Bürger gegen Gewaltthat, oder wären die Leute mit so beschränktem Schutz zufrieden gewesen?"

„Keineswegs."

„Nicht wahr, eine Regierung, die sich zu Ihrer Zeit darauf beschränkt hatte, den Mord zu verhüten, wäre auch nicht einen Tag lang am Ruder geblieben? Die Menschen hätten ja Barbaren sein müssen, um sie zu dulden. Alle zivilisierten Regierungen übernahmen die Pflicht, die Bürger nicht nur vor Angriffen gegen ihr Leben, sondern sogar vor der geringsten thätlichen Beleidigung sicherzustellen. Keiner durfte den andern im Zorn auch nur mit dem Finger anrühren, ja, wenn er nur seine boshafte Zunge gegen ihn gebrauchte, wurde er ins Gefängnis geworfen. Das Gesetz schützte die Menschen nicht nur körperlich, auch in ihrer Würde durfte man sie nicht verletzen. Denn man sah ein, daß beschimpft oder angespieen zu werden, ein ebenso großes Uebel ist als ein Angriff auf das Leben selbst.

„Wenn wir das Daseinsrecht des Bürgers im wirtschaftlichen Sinne schützen, so folgen wir nur Ihrem Beispiel in betreff des thätlichen Angriffs. Wollten wir seine Lage bloß insoweit sicherstellen, daß er nicht Hungers zu sterben oder zu erfrieren brauchte, wie das Ihre Armengesetze bezweckten, so würden wir einem Staate aus Ihrer Zeit gleichen, der zwar den Mord bei Strafe untersagte, aber jede andre Gewaltthat, die nicht geradezu tödlich war, gestattete. Not und Entbehrung, die aus wirtschaftlichem Mangel entstehen, bei dem man nicht geradewegs verhungern muß, bilden ein genaues Gegenstück zu den geringeren Gewaltthaten, vor denen Ihr Staat seine Unterthanen so sorgfältig beschützte wie vor Mord. Dem Rechte des Bürgers auf Schutz seines Lebens im wirtschaftlichen Sinne ist nicht Genüge gethan, wenn man ihm nur den notdürftigen Unterhalt sichert. Er hat vollen Anspruch auf die Befriedigung jedes Bedürfnisses, so weit die Nation im stande ist, dieselbe, bei der sparsamsten Verwaltung sämtlicher Quellen des nationalen Wohlstandes, allen Volksgliedern in gleichem Maße zu gewähren.

„Als wir die Herrschaft von Recht und Gesetz auch auf das wirtschaftliche Gebiet ausdehnten, sind wir nur sehr verständigerweise Ihrem hochberühmten Grundsatz der ‚Gleichheit aller vor dem Gesetz‘ gefolgt, wie das unsre Pflicht war. Dieser Grundsatz besagte, daß, wenn die Gesellschaft als Ganzes irgend eine Amtsthätigkeit übernahm, sie dieselbe ohne Ansehen der Person, zum gleichen Nutzen für alle ausüben müsse. Wollten wir daher nicht den Grundsatz der ‚Gleichheit aller vor dem Gesetz‘ verwerfen, so konnte die Gesellschaft, nachdem sie einmal die Produktion und Güterverteilung als öffentliche Pflicht übernommen hatte, für dieselbe keinerlei andre Grundlage wählen als die wirtschaftliche Gleichheit.“

„Der hohe Gerichtshof,“ sagte ich, „möge mir nunmehr erlauben, den Antrag auf Wiedererstattung meines früheren Eigentums samt der Klage zurückzuziehen. Zu meiner Zeit hielten wir alles fest, was wir hatten, und kämpften mit gutem Gewissen, um so viel zusammenzuraffen, als wir irgend konnten; denn unsre Gegner waren gerade so eigennützig wie wir und besaßen kein höheres Recht und keinen weiteren Gesichtskreis. Aber dies moderne System mit seiner öffentlichen Verwaltung des Gesamtkapitals zum allgemeinen Wohl verändert die ganze Lage der Dinge. Es macht, daß jeder, welcher mehr verlangt als seinen Anteil, im Licht eines Menschen erscheint, welcher alle andern Volksglieder an Lebensunterhalt und Wohlbefinden zu schädigen trachtet. Um sich in dieser Rolle zu gefallen, müßte man so fest von der Gerechtigkeit seiner Ansprüche überzeugt sein, wie ich es überhaupt niemals, selbst nicht in jener alten Zeit, gewesen bin.“

XII.

Die Ungleichheit des Güterbesitzes vernichtet die Freiheit.

„Bis jetzt,“ fuhr der Doktor fort, „habe ich die Gründe nur zur Hälfte dargelegt, welche die Richter anführen würden, um zu beweisen, daß sie Ihnen Ihr Vermögen nicht zurückgeben können, ohne unser bestehendes Wirtschaftssystem und die wirtschaftliche Gleichheit in der Nation zu schädigen. Die Menschen haben noch ein zweites großes Recht, das allen gleichermaßen zusteht, und wiewohl es eigentlich im Recht zu leben mit inbegriffen ist, von jedem hochgesinnten Geist sogar noch über dieses gestellt wird: Ich meine die Freiheit — das heißt das Recht, nicht nur zu leben, sondern in persönlicher Unabhängigkeit von andern zu leben und nur die allgemeinen sozialen Pflichten anzuerkennen, die zu erfüllen uns allen in gleicher Weise gebührt.

„Nun wurde aber zu Ihrer Zeit die Verpflichtung des Staates, die Freiheit der Bürger zu schützen, ebensogut anerkannt, wie es ihm oblag, deren Leben sicherzustellen, aber ebenfalls nur in dem Sinne, daß er sie vor Gewaltthat zu behüten habe. Hätte man versucht, sich der Person eines Bürgers zu bemächtigen oder ihn zwangsweise in die Sklaverei zu schleppen, so würde sich der Staat ins Mittel gelegt haben, aber sonst nicht. Und dennoch wurden zu Ihrer Zeit Freiheit und persönliche Unabhängigkeit — gerade so wie das Leben — weit weniger durch gewaltsame Angriffe gefährdet als durch wirtschaftliche Uebelstände, die aus der ungleichen Verteilung der Güter entsprangen. Da der Staat diese Seite der Freiheitsfrage — die bei weitem wichtigste — vollkommen übersah, war seine Behauptung, er verteidige die Freiheit seiner Bürger, ein ebenso schnöder Hohn als die andre, daß er ihr Leben sicher stelle. Ja, bei der ungeheuern Tragweite, welche die Sache besaß, hätte man einen schlimmeren Spott gar nicht treiben können.

„Ich habe zwar davon gesprochen, daß die Monopolisierung der Güter und der gewerblichen Produktion durch einzelne vor allem eine Gefahr für das Leben der übrigen in sich schloß, der man sich widersetzen mußte; aber die hauptsächliche Wirkung des Systems war nicht etwa, daß das Leben der Massen geradezu bedroht wurde, sondern daß man sie durch den Mangel nötigte, sich ihr Leben auf Kosten der Freiheit zu erkaufen. Das heißt, sie begaben sich in die Dienstbarkeit der besitzenden Klassen und wurden ihre Knechte, unter der Bedingung, daß man ihnen die Mittel zum Lebensunterhalt gewährleistete. Obgleich nun fortwährend viele durch Not und Mangel umkamen, so legten die Reichen es keineswegs absichtlich hierauf an. Am Tode der Leute war ihnen nichts gelegen, denn sie bedurften unablässig der Dienstbarkeit einer ganzen Schar menschlicher Wesen, nicht nur um neue Güter zu produzieren, sondern auch als der Werkzeuge ihres Vergnügens und ihres Luxus.

„Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, weil es Ihnen ganz geläufig ist, daß das Industriesystem der Welt vor dem großen Umsturz einzig und allein darauf beruhte, daß sich die Massen in die Knechtschaft der Besitzenden begaben, weil die wirtschaftliche Not sie dazu drängte."

„Das ist ganz richtig," sagte ich, „die Klasse der Armen stand im Dienst der Reichen, oder wie wir zu sagen pflegten, die Arbeit suchte Beschäftigung beim Kapital; aber das war im neunzehnten Jahrhundert ein ganz freiwilliges Verhältnis von seiten des Knechts oder Arbeiters. Die Reichen hatten nicht die Macht, die Armen zu ihrem Dienst zu zwingen. Sie stellten nur diejenigen an, welche von selbst kamen und sich anboten, ja sogar oft mit Thränen um Beschäftigung flehten. Wenn ein Dienst auf solche Weise begehrt wird, kann doch dabei von keinem Zwang die Rede sein."

„Sagen Sie, Julian, baten denn die Reichen auch um das Vorrecht, einer des andern Knecht und Arbeiter sein zu dürfen?"

„Bewahre."

„Weshalb denn nicht?"

„Weil natürlich keiner dem andern dienstbar oder unterthänig sein würde, der es nicht nötig hätte."

„Das läßt sich denken; aber weshalb strebten denn die Armen so eifrig danach, den Reichen zu dienen, während die Reichen es mit Verachtung von sich wiesen, einander zu dienen? Hatten die Armen eine so große Liebe zu den Reichen?"

„Das nicht gerade."

„Weshalb denn sonst?"

„Nur aus dem Grunde, weil das die einzige Art war, wie sie ihren Lebensunterhalt verdienen konnten."

„Das heißt, nichts als der Druck der Not oder die Furcht vor Mangel trieb die Armen so weit, daß sie sich den Reichen zur Verfügung stellten?"

„So ungefähr."

„Und das soll ein freiwilliger Dienst sein? Meiner Ansicht nach ist er auf keinerlei Weise vom Zwangsdienst unterschieden. Wenn man sagen kann, ein Mensch thäte aus freien Stücken, wozu er sich nur entschließt, weil ihn die bitterste Not treibt, dann hat es überhaupt nie eine Sklaverei gegeben. Alles, was ein Sklave thut, ist im Grunde immer nur die Wahl eines geringeren Uebels aus Furcht vor einem größeren. Nehmen wir einmal an, Julian, Ihnen oder einigen aus Ihrem Kreise gehörte der ganze vorhandene Vorrat an Wasser, Eßwaren, Kleidern, Land oder industriellen Betriebsanstalten in einem Gemeinwesen. Nicht wahr, wenn Sie dies Eigentumsrecht behaupten könnten, so würde schon diese Thatsache allein die übrigen Glieder der Gemeinde zu Ihren Sklaven machen? Sie brauchten dazu gar keinen besonderen Zwang auf sie auszuüben?"

„Wohl möglich."

„Wenn Sie nun von jemand beschuldigt würden, Sie behandelten die Leute wie Leibeigene, und Sie versicherten dagegen, das sei durchaus nicht der Fall; alle kämen mit Freuden und küßten Ihnen die Hände, weil sie Ihnen Dienste leisten dürften, um dafür Wasser, Speise und Kleidung zu erhalten — wäre das nicht Ihrerseits eine sehr wenig stichhaltige Abwehr der Beschuldigung, daß Sie sich Sklaven hielten?"

„Ja, ohne Zweifel."

„Und war das nicht genau dasselbe Verhältnis, in dem der Kapitalist und Arbeitgeber zu den übrigen Gliedern des Gemeinwesens stand, solange er sich den Alleinbesitz der Güter und des Produktionsmechanismus angeeignet hatte?"

„Das gebe ich zu."

„Die Nationalökonomen sprachen zu Ihrer Zeit sehr viel von der Freiheit des Vertrages, von dem beiderseitigen Uebereinkommen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer über die aufzustellenden Bedingungen. Wie heuchlerisch war dieser Schein! Jeder Vertrag, der zwischen dem Kapitalisten, der Brot hatte und es für sich behalten konnte, und dem Arbeiter gemacht wurde, der es brauchte, wenn er nicht sterben wollte, hätte selbst von Ihren Gesetzen von Rechts wegen für ungültig erklärt werden müssen. Er wurde ja aus Furcht vor dem harten Druck der Not, vor Hunger, Kälte und Nacktheit, abgeschlossen, die den Armen mit Tod bedrohten. Wer über die Dinge verfügt, welche die Menschen haben müssen, der verfügt auch über die Menschen, welche sie haben müssen."

„Aber der Zwang der Not durch Hunger und Kälte," sagte ich, „geht doch von der Natur aus. Sind wir denn nicht in gewissem Sinne alle Sklaven der Natur?"

„Aber nicht Sklaven andrer Menschen. Darin liegt der ganze Unterschied zwischen Freiheit und Knechtschaft. Heute dient keiner dem andern, aber alle stehen im Dienste des Gesamtwohls, an dem jeder seinen Anteil hat. Unter Ihrem System besaßen die Reichen allein die Mittel, um die Forderungen der Natur zu befriedigen. Das benutzten sie und machten die Bedürfnisse der Armen zum Stecken des Treibers, der sie zwang, der Natur den Zoll der Arbeit, nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Reichen zu entrichten, samt dem Zuschlag für die nutzlose Verschwendung, die das System mit sich brachte."

„Nach dem, was Sie sagen, ist unser System wenig besser als Sklaverei gewesen. Das ist doch ein hartes Urteil."

„Es klingt hart — und wir wünschen vor allem nicht unbillig zu erscheinen. Lassen Sie uns die Frage einmal näher ins Auge fassen. Ueberall, wo ein Mensch den andern zwangsweise ausnützt, besteht Sklaverei. Darüber, daß der Arme zu Ihrer Zeit für den Reichen arbeitete, weil ihn die Notdurft dazu drängte, sind wir einig. Der Zwang war stärker oder schwächer, je nach der Lage des Arbeitenden. Besaß er selbst einige Mittel, so leistete er nur die leichteren Dienste unter mehr oder weniger guten Bedingungen. Wer aber geringe oder gar keine Mittel hatte, mußte mit jedem Lohn zufrieden sein und alles thun, was verlangt wurde, mochte es auch noch so mühevoll oder entwürdigend sein. Die größte Masse der Arbeiter litt unter sehr hartem Zwang. Der Sklave hatte die Wahl, ob er für seinen Herrn arbeiten oder die Peitsche kosten wolle. Der Lohnarbeiter wählte zwischen dem Dienst des Arbeitgebers und dem Hungertod. In den alten, roheren Zeiten der Sklaverei mußten die Herren fortwährend wachen, damit die Sklaven ihnen nicht entflohen, auch lag ihnen deren Versorgung ob. Ihr System war bequemer. Sie machten die Natur zu Ihrem Fronvogt und verließen sich darauf, daß sie Ihre Knechte zur Arbeit anhalten werde. Der Sklave, auf den ein direkter Zwang ausgeübt wurde, stand immer auf dem Punkt, sich zu empören; bei dem Lohnarbeiter wurde durch indirekten Zwang dieselbe Dienstleistung erzielt, aber statt sich gegen seines Herrn Obergewalt aufzulehnen, war er noch dankbar dafür, daß er ihm dienen durfte — darin lag der Unterschied."

„Aber," sagte ich, „der Arbeiter bekam seinen Lohn und der Sklave erhielt nichts."

„Das bestreite ich. Der Sklave erhielt Unterhalt, Kleidung und Obdach. Daß ein Arbeiter sich für seinen Lohn mehr verschaffen konnte, war eine Seltenheit. Der Lohnsatz — außer in neuen Ländern, bei besonderen Umständen und für geschickte Arbeiter — war nur so hoch, daß man gerade dabei bestehen konnte, manchmal vielleicht etwas höher, aber ebenso oft auch niedriger. Den Lohn des Sklaven verwandte der Herr für dessen Unterhalt, der Arbeiter besorgte dies selbst. In mancher Beziehung war das besser für den Arbeiter, in andrer nicht. Der Herr sorgte meist schon in seinem eignen Interesse dafür, daß der Sklave nebst Frau und Kindern nicht Mangel litt. Der Arbeitgeber aber, der für Leben und Gesundheit des Arbeiters nicht aufzukommen brauchte, kümmerte sich auch nicht darum, ob er lebte oder starb. Es hat niemals Sklavenquartiere gegeben, die so erbärmlich waren wie die Mietshöhlen der Lohnarbeiter in den schmutzigen Hintergassen.

„Aber ein wesentlicher Unterschied bestand doch zu meiner Zeit zwischen dem Lohnarbeiter und dem Sklaven; ersterer konnte seinen Brotherrn nach Belieben verlassen und letzterer nicht."

„Jawohl, aber dieser Unterschied sprach keineswegs zu Gunsten des Lohnarbeiters. Ueberall — außer in zweitweilig glücklichen Ländern ohne dichte Bevölkerung — wäre der Arbeiter froh gewesen, sein Recht, den Lohnherrn verlassen zu dürfen, gegen die Gewißheit auszutauschen, daß dieser ihn nicht fortschicken würde. Die Furcht, er könne die Gelegenheit zur Arbeit verlieren, — seine Stelle, wie man es nannte — war das Schreckgespenst, das den Arbeiter verfolgte. Wir lesen das wenigstens in den Büchern aus jener Zeit. Sind wir falsch berichtet?"

Ich mußte zugeben, daß es so gewesen sei.

„Das Vorrecht, den Lohnherrn zu wechseln," fuhr der Doktor fort, „hatte aber überhaupt wenig Wert für den Arbeiter, weil der Lohnsatz fast überall der nämliche war, er mochte gehen, wohin er wollte. Selbst auf die Sinnesart der verschiedenen Herren kam es nur wenig an, denn alle Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern waren durch die Geschäftsordnung streng geregelt."

Noch gab ich mich nicht zufrieden.

„Einen wirklichen Vorteil hatte der Lohnarbeiter aber doch über den Sklaven, den werden Sie zugeben müssen: Er konnte sich durch Fleiß und Tüchtigkeit über seinen Stand erheben, konnte selbst Arbeitgeber werden und ein reicher Mann."

„Sie vergessen wohl, Julian, daß auch die thatkräftigsten, klügsten und anstelligsten Sklaven sich häufig loskauften oder von ihren Herren freigelassen wurden? Im alten Rom stieg der Freigelassene ganz ebenso oft zu Macht und Ansehen empor, wie der geborene Proletarier in Europa oder Amerika sich über seinen Stand erhob."

Ich wußte nicht gleich, was ich dem Doktor hierauf erwidern sollte, und da er meine Verlegenheit sah, fuhr er fort: „Es ist höchst bezeichnend für die verschiedenen Gesichtspunkte unsrer Jahrhunderte, daß gerade die Möglichkeit, über seinen Stand emporzukommen — die übrigens zu Ihrer Zeit für den

Arbeiter kaum noch vorhanden war — in unsern Augen die scheußlichste Seite Ihres ganzen Systems ist. Wenn man dem Lohnarbeiter oder überhaupt dem Armen, um ihn mit seinem Los zu versöhnen, die Aussicht auf sein Emporkommen vorhielt, was hieß denn das anders als ihm zu sagen: ‚Sei ein guter Sklave, dann wirst auch du eigne Sklaven haben!‘ Durch diesen Köder lockte man die geschickteren Lohnarbeiter aus ihrem Kreise fort und heiligte den Verrat an den Brüdern, indem man ihn Ehrgeiz nannte. Ein echter Mann sollte nur wünschen, in die Höhe zu kommen, um andre mit sich emporzuziehen."

„Eins werden Sie mir doch wenigstens zugestehen," sagte ich. „Beim Sklavensystem hatte der Herr Macht über die Person der Sklaven, der Arbeitgeber konnte aber selbst gegen den ärmsten seiner Knechte keine Gewalt üben."

„Das ist auch wieder ein Punkt, der zu Gunsten der Sklaverei spricht und sie uns in einem menschlicheren Lichte erscheinen läßt als das Lohnsystem. Wenn hie und da der Zorn den Sklavenhalter übermannte und ihn so weit fortriß, daß er seinem Sklaven ein Glied lähmte oder ihn zum Krüppel schlug, so waren doch solche Fälle selten und wurden von der öffentlichen Meinung verdammt, wenn auch nicht vom Gesetz. Aber unter dem Lohnsystem gab es nichts, was den Fabrikherrn nötigte, Leben und Gliedmaßen seiner Arbeiter zu schonen. Er fühlte auch keine Verantwortlichkeit, weil die Bedürftigen bereitwillig und sogar mit dem größten Eifer um des Broterwerbs willen die gefahrvollsten und mühseligsten Arbeiten übernahmen. Wir lesen, daß in den Vereinigten Staaten alljährlich wenigstens zweimalhunderttausend Männer, Weiber und Kinder im Dienst der Industrie ums Leben kamen, nicht weniger als vierzigtausend allein im Eisenbahndienst. Wie viele indirekt durch die schädlichen Wirkungen schlechter industrieller Einrichtungen zu Grunde gegangen sind, hat man wohl niemals festzustellen versucht. Bei welchem Sklavensystem ist jemals ein solcher Massenverlust von Menschenleben zu verzeichnen gewesen?

„Noch mehr — wenn der Herr seinen Sklaven schlug, so that er es im Zorn und vielleicht nicht ganz ohne Ursache; aber das Hinschlachten der Lohnarbeiter geschah bei kaltem Blut und aus keinem andern Beweggrund von seiten der Kapitalisten, welche die Verantwortung trugen, als um des Gewinnes willen.

„Als eine der empörendsten Seiten der Sklaverei hat man es stets betrachtet, daß die Sklavinnen den Lüsten ihres Herrn willenlos preisgegeben waren. Wie stand es aber in dieser Beziehung während der Herrschaft der Reichen? Wir lesen von ganzen Scharen von Weibern, die zu jener Zeit, durch die Armut gezwungen, als Buhldirnen ihren Unterhalt suchten. Wir lesen, daß ihre Zahl sich in den großen Städten auf dreißig- bis vierzigtausend belief. Ja diese Mädchenopfer, welche die ärmeren Klassen der Wollust derer brachten, die dafür bezahlen konnten, nahmen solche Ausdehnung an, daß die grauenvollsten Berichte aus dem Altertum kaum ähnliche Scheußlichkeiten aufweisen. Sage ich etwa zu viel, Julian?"

„Sie sprechen nur von Thatsachen, die mir mein Lebenlang ins Angesicht gestarrt haben," erwiderte ich. „Doch scheint es, daß erst ein Mann aus einem andern Jahrhundert kommen mußte, um mir klar zu machen, was sie zu bedeuten hatten."

„Weil Sie und Ihre Zeitgenossen das alles immer vor Augen sahen, war Ihnen die Fähigkeit abhanden gekommen, ein Urteil darüber zu fällen. Diese Dinge lagen Ihnen zu nahe, Sie konnten sich keinen Ueberblick verschaffen. Jetzt sind Sie weit genug davon entfernt, um sie klar zu erkennen und ihre Bedeutung zu begreifen. Je länger Sie unsern heutigen Standpunkt einnehmen, um so besser werden Sie verstehen lernen, daß das Empörendste bei dem Zustand der Menschen vor dem großen Umsturz nicht der physische Mangel war, den sie leiden mußten, und bei dem ganze Massen infolge der ungleichen Güterverteilung wirklich Hungers starben. Weit schlimmer noch war es, daß durch die indirekte Wirkung dieser Ungleichheit fast das gesamte Menschengeschlecht in die entwürdigende Knechtschaft einer Minderzahl von Mitmenschen geriet. Uns erscheint die alte Gesellschaftsordnung noch verderblicher für die Freiheit als für das Leben. Selbst wenn sie im stande gewesen wäre, allen das Daseinsrecht zu sichern, indem sie ihnen reichlich Unterhalt bot, so hätte sie doch zerstört werden müssen. War doch die Freiheit ein Ding der Unmöglichkeit, solange infolge der ungleichen Güterverteilung und des Privatbesitzes der Produktionsmittel, die Menschen, welche ihr tägliches Brot verdienen mußten, vom Belieben ihrer Mitmenschen abhingen."

XIII.

Das Privatkapital, ein Diebstahl am Nationalvermögen.

„Ich sehe, daß Edith diese trockenen Auseinandersetzungen recht satt hat," fuhr der Doktor fort. „Sie meint, es wäre längst an der Zeit, daß wir vom abstrakten Reichtum zum konkreten übergingen, wie er sich im Inhalt Ihres Kassenschrankes darstellt. Lange will ich die Gesellschaft auch nicht mehr aufhalten; erlauben Sie mir nur noch ein paar Worte: Wir haben die Frage, welche Ihre zurückzuerstattende Million betrifft, zwar nur im Scherz aufgeworfen, aber sie steht in so genauem Zusammenhang mit dem Haupt- und Grundprinzip unsrer Gesellschaftsordnung, daß ich Ihnen wenigstens eine oberflächliche Idee von der heutigen Anschauung über die Güterverteilung geben möchte.

„Der Hauptunterschied zwischen dem neuen und dem alten Gesichtspunkt ist Ihnen jetzt ganz geläufig. Die alte Moral betrachtete die Frage, was ein Mensch rechtmäßig besitzen dürfe, so, als wäre ihr Anfang und Ende das Verhältnis des Individuums zu den Sachen. Sachen haben einem vernünftigen Wesen gegenüber keine Rechte, und daher stand auch dem Individuum nichts im Wege, wenn es sich zum unbeschränkten Besitzer aller Dinge machte, die ihm erreichbar waren. Aber diese Anschauung ließ eines vollständig unbeachtet: die Folgen, welche aus einer ungleichen Verteilung der materiellen Güter entstehen müssen in einer Welt, in der das Leben selbst und jeder Lebenszweck eines Menschen von seinem Anteil an diesen Gütern ganz unzertrennlich ist. Das heißt nichts andres als: Die alte sogenannte Moral wußte nichts von der moralischen Seite der Güterverteilung — von ihrer Wirkung auf die Beziehungen der Menschen zu einander. Und gerade diese Erwägungen sind es, auf denen unsre heutige Eigentumsmoral beruht. Alle Menschen haben von Natur den gleichen Wert und die gleichen Rechte; daraus folgt, daß kein System der Güterverteilung eine Berechtigung hat, welches diese Gleichheit nicht berücksichtigt und sicher stellt. Man wird Ihnen gewöhnlich dieses Prinzip als Grundlage unsrer wirtschaftlichen Gleichheit nennen, aber wir haben noch andre Gründe, die genügend beweisen würden, daß die gleiche Verteilung der industriellen Erzeugnisse das einzig Richtige und alles andre Diebstahl ist.

„Der Hauptfaktor bei der Gewinnung von Geld und Gut ist jetzt unter zivilisierten Völkern die Genossenschaft, der Mechanismus gemeinschaftlicher Arbeit und eines Austausches, bei dem hundert Millionen Individuen für die Nachfrage nach ihren Produkten sorgen und sich durch ihre Arbeit so ergänzen, daß das Hervorbringungs- und Verteilungssystem einer Nation, ja der ganzen Welt, ein großer Mechanismus ist. Das bewährte sich schon zur Zeit des Privatkapitals, trotz der großen Kraftverschwendung und den Reibungen, welche die damaligen Methoden mit sich brachten. Heutzutage, nun der genossenschaftliche Mechanismus sich vollkommen glatt abwickelt und jedes Gramm Energie aufs beste verwertet wird, tritt diese Wahrheit noch viel deutlicher zu Tage. Man ersieht leicht, wie viel die Industrie der genossenschaftlichen Organisation zu verdanken hat, wenn man den Wert dessen, was ein Arbeiter in Verbindung mit vielen andern produzieren kann, mit dem vergleicht, was er vereinzelt leisten könnte. Wenn er mit seinen Gefährten zusammen arbeitet, kann er und können sie, mit Hilfe der genossenschaftlichen Organisation, genug hervorbringen, um der ganzen Gesellschaft den größten Wohlstand und alle edeln Lebensgenüsse zu verschaffen. Arbeitet er aber vereinzelt, dann darf er — wie die Erfahrung zeigt — von Glück sagen, wenn er sich selbst notdürftig erhalten kann. Ich glaube, man hat berechnet, daß bei uns in Amerika der durchschnittliche Erwerb eines Arbeiters täglich fünfzig Dollars beträgt; wenn derselbe Mann für sich allein arbeitete, würde er gewiß höchstens einen Vierteldollar verdienen. Nun sagen Sie mir einmal, Julian, wem gehört die genossenschaftliche Organisation, dieser große Mechanismus menschlicher Zusammenarbeit, welcher die Produktionsfähigkeit der Menschen mehr als zweihundertmal vergrößert?"

„Offenbar kann er keinem einzelnen angehören," erwiderte ich, „sondern muß im gemeinschaftlichen Besitz der ganzen menschlichen Gesellschaft sein. Sie allein hat ein Recht auf die Erbschaft, welche uns Verstand und Erfindungsgeist hinterlassen haben, und sie allein kann für den unausgesetzten, täglichen Wettbewerb sorgen, der es möglich macht, die Erbschaft zu verwerten."

„Ganz recht. Die genossenschaftliche Organisation, mit allem was sie giebt und was sie möglich macht, ist der gemeinschaftliche, unteilbare Besitz aller. Wem gehört also von Rechts wegen jener zweihundertfache Gewinn, der, dank der genossenschaftlichen Organisation, die den Wert der Arbeit jedes einzelnen erhöht, uns zu gute kommt?"

„Natürlich der ganzen Gesellschaft gemeinsam — dem Nationalschatz," antwortete ich.

„Vor dem großen Umsturz," fuhr der Doktor fort, „hatte man wohl eine unbestimmte Vorstellung von einem solchen Nationalschatz, welcher der Gesellschaft gemeinsam gehörte; aber man machte sich doch keinen Begriff von seiner Größe. Niemand war ihm zum Hüter bestellt und niemand sorgte dafür, daß er eingefordert und zum allgemeinen Besten verwendet wurde. Erst mußte die Industrie organisiert, ein nationales Wirtschaftssystem aufgestellt werden, ehe der Nationalschatz geschützt und richtig verwaltet werden konnte. Bis dahin diente er allen zum Raube und wurde veruntreut und vergeudet. Abenteurer bemächtigten sich der Staatsmaschine und bereicherten sich durch die Abgaben des Volkes, statt daß der Mechanismus des Staates das Volk bereichert hätte. Wenn man die Folgen des Umsturzes beschreiben wollte, könnte man sagen: Das ganze Volk nahm Besitz von dem sozialen Mechanismus, der immer sein Eigentum gewesen war. Fortan sollte er ein Baum sein, dessen Früchte zu gleichen Teilen von den rechtmäßigen Besitzern geerntet würden und nicht von Räubern.

„Sie verstehen gewiß," fuhr der Doktor nach einer Weile fort, „wie diese Art der Produktion dazu führen muß, die Bedeutung der individuellen Tüchtigkeit des Arbeiters zu verringern. Wenn ein Mann

heutzutage mit Hilfe des sozialen Mechanismus Produkte im Wert von fünfzig Dollars liefern kann, während er ohne Genossenschaftsorganisation nur für einen Vierteldollar produzieren würde, so geht daraus hervor, daß jedesmal von fünfzig Dollars neunundvierzig dreiviertel Dollars dem allgemeinen Fonds, zu gleichmäßiger Verteilung, gutgeschrieben werden müssen. Die industrielle Tüchtigkeit von zwei Männern, die außerhalb der Genossenschaft arbeiteten, mag sich verhalten haben wie zwei zu eins — das heißt, während der eine täglich für einen Vierteldollar produzierte, konnte der andre nur für zwölf und einen halben Cent produzieren. Das war unter den damaligen Verhältnissen ein großer Unterschied, aber zwölf und ein halber Cent ist ein so kleiner Teil von fünfzig Dollars, daß er kaum der Erwähnung lohnt. Verstehen Sie mich recht: der Unterschied in der persönlichen Tüchtigkeit der beiden Männer blieb ganz derselbe, er hatte aber fast keine Bedeutung mehr, wegen des außerordentlich großen Zuwachses, den die Produktionskraft beider durch die soziale Organisation erhielt. Oder, nehmen wir ein andres Beispiel: Ehe das Schießpulver erfunden wurde, konnte es vorkommen, daß ein Mann im Kampfe so viel wert war wie zwei. Auch später blieb der Unterschied zwischen den Individuen bestehen, aber ein erdrückender Faktor, die Feuerwaffe, machte sie in Wirklichkeit alle gleich. Bei Feuerwaffen fällt mir noch ein besseres Beispiel ein: Zwischen der Wehrkraft der einzelnen Soldaten außerhalb der Linie ist gewiß ein großer Unterschied; aber wenn sie in Reih' und Glied sind, verleiht die Angriffsstellung ihnen so viel größere Kraft, daß die Verschiedenheit der Individuen vollständig verschwindet. Nehmen Sie an, daß diese Formation zu der Wehrkraft jedes Soldaten zehn hinzufügt; dann würde der Mann, welcher außerhalb der Linie sich zu seinem Kameraden verhält wie zwei zu eins, sobald beide in Reih' und Glied stehen, sich zu ihm verhalten wie zwölf zu elf — ein unbedeutender Unterschied.

„Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, Julian, welche Bedeutung das Prinzip des Nationalschatzes für die wirtschaftliche Gleichheit hatte, als das Industriesystem verstaatlicht wurde. Aus diesem Prinzip ging klar hervor, daß es der Mühe nicht lohnen würde, die verschiedenen Leistungen und Ansprüche an das Gesamtvermögen abzuschätzen, auch wenn es möglich wäre, sie annähernd richtig zu berechnen. Selbst der hervorragend begabte Arbeiter, der am meisten dabei gewinnen konnte, würde noch mehr verloren haben, wenn er auf die gesteigerte Leistungskraft des Wirtschaftsmechanismus verzichtet hätte, der auf dem Gefühl der Solidarität und des Gemeinsinns beruht und aus dem Bewußtsein einer vollkommenen Gemeinsamkeit der Interessen aller Arbeiter entsprungen ist."

„Doktor," rief ich aus, „dieser Nationalschatz gefällt mir ausgezeichnet. Nun verstehe ich unter anderm auch, wie es möglich gewesen ist, mit dem Lohnbegriff so vollständig aufzuräumen, der doch zu meiner Zeit in dieser oder jener Form die ganze Wirtschaftslehre beherrschte. Ihr seid gewöhnt, das Gesamtvermögen als die Quelle eures Reichtums anzusehen, und nicht eure eigne tägliche Anstrengung. Ihr seid aus Proletariern Kapitalisten geworden!"

„Gewiß, die große Umwälzung hat uns alle zu Kapitalisten gemacht," sagte der Doktor, „und die Dividende ist an Stelle der Besoldung getreten. Unser Lohn ist allein die Ehre. Von unserm Standpunkt aus, der annimmt, daß der wirtschaftliche Mechanismus allen gemeinsam gehört, und daß die ganze Gesellschaft ein gleiches Anrecht an seine Produkte hat, nimmt es sich beinahe komisch aus, wie Ihre Zeitgenossen sich stritten und abmühten, um genau herauszubekommen, wie viel oder wie wenig Lohn dieses oder jenes Individuum und diese oder jene Gruppe verdiente. Glauben Sie mir, lieber Julian, wenn der geschickteste Arbeiter auf seine eignen Produkte angewiesen wäre und auf jede Genossenschaft verzichtete, würde er nicht mehr zu verzehren haben, als ein halbverhungerter Wilder. Bei uns hat jeder nicht nur ein Anrecht auf seine eignen Produkte, sondern auf sehr viel mehr — nämlich auf seinen Anteil an der Gesamtproduktion; aber er hat dies Anrecht nicht nach dem Raubsystem, das bei euch galt und durch welches einige zu Millionären und andre zu Sklaven wurden, sondern unter denselben Bedingungen wie alle seine Mitkapitalisten."

„Man hat auch zu meiner Zeit schon davon gesprochen, daß das Privateigentum durch die soziale Organisation eine nicht erworbene Vergrößerung erhält," sagte ich, „aber soviel ich mich erinnere, bezog sich das nur auf Grundbesitz. Es gab Reformatoren, die behaupteten, die Gesellschaft hätte das Recht, sich durch Besteuerung den erhöhten Wert von Grund und Boden anzueignen, der durch soziale Faktoren, wie Zunahme der Bevölkerung und der Kultur entstanden sei. Aber damals schien man zu meinen, der Grundsatz ließe sich nur auf Landbesitz anwenden."

„Ja," sagte der Doktor, „und es ist sonderbar, daß sie nicht weiter gingen, da sie den Schlüssel zu dem System schon in der Hand hielten."

XIV.

Wir sehen meine Sammlung von Geschirren an.

Man hatte elektrische Drähte zur Beleuchtung und Heizung in das Gewölbe gelegt, so daß der Raum ebenso warm und behaglich war wie vor hundert Jahren, als ich noch darin schlief. Ich kniete vor dem Kassenschranke und fing gleich an, die Stellscheibe

zu drehen, während meine Gefährten sich in großer Spannung über mich beugten.

Hundert Jahre waren vergangen, seit ich den Schrank zum letztenmal geschlossen hatte, und unter gewöhnlichen Umständen hätte ich in dieser Zeit die Stellung des Schlosses zwei oder dreimal wieder vergessen können; aber alles war mir so deutlich im Gedächtnis geblieben, als wenn ich sie erst vor vierzehn Tagen selbst erdacht hätte. Für mein Bewußtsein war ja auch seitdem kein längerer Zeitraum verstrichen.

„Sie sehen," sagte ich, „daß ich diese Scheibe so lange drehe, bis der Buchstabe K dem Buchstaben R gegenübersteht. Dann drehe ich die andre Scheibe, bis die Zahl 9 dieselbe Richtung hat. Jetzt ist der Schrank offen; ich brauche nur noch an diesem Knopf zu drehen, der die Riegel zurückschiebt, und die Thür geht auf, wie Sie sehen."

Sie sahen aber für den Augenblick nichts, denn der Knopf ließ sich nicht drehen, das Schloß sprang nicht auf, und doch wußte ich bestimmt, daß ich die Zeichen richtig gestellt hatte. Vielleicht war einer der Hemmbolzen nicht herabgefallen. Vergebens versuchte ich immer wieder, die Stellscheibe zu drehen; ich schlug darauf und schlug auf die Thür — das Schloß wollte nicht nachgeben. Offenbar hatte es ein schlechteres Gedächtnis als ich und erinnerte sich nicht mehr, wie es aufging; oder, was wahrscheinlicher war, das Oel hatte sich mit der Zeit so verhärtet, daß es ein Hindernis bildete. Verrostet konnte das Schloß nicht sein, denn die Luft im Gewölbe war ja vollkommen trocken — sonst hätte ich doch nicht am Leben bleiben können.

„Es thut mir leid, daß ich Ihre Erwartungen nicht erfüllen kann," sagte ich. „Wir werden wohl in die Hauptniederlage von Kassenschränken nach einem Schlosser schicken müssen. Ich weiß noch genau, in welcher Straße sie früher war, aber seitdem wird das Geschäft wohl umgezogen sein."

„Es ist nicht nur umgezogen," sagte der Doktor, „sondern ganz verschwunden. Im historischen Museum giebt es Schränke wie diesen; aber ich habe nie gewußt, wie man sie öffnet. Die Erfindung ist wirklich sehr sinnreich."

„Und Sie meinen im Ernst, daß es jetzt keinen Schlosser mehr giebt, der diesen Schrank aufmachen könnte?"

„Jeder Maschinenbauer kann den Stahl zerschneiden wie Pappe," erwiderte der Doktor, „aber ich glaube kaum, daß es auf der Welt noch einen Menschen giebt, der das Schloß regelrecht öffnen könnte. Es giebt natürlich auch bei uns einfache Schlösser, damit Kinder nicht Unheil anrichten, und man für sich sein kann; aber keine, die darauf berechnet sind, vor Arglist oder Gewalt zu schützen. Die Kunstschlosserei ist ausgestorben."

Edith, die vor Ungeduld brannte, den Schrank offen zu sehen, rief jetzt dazwischen: „Wenn das zwanzigste Jahrhundert unfähig ist, ein Rätsel zu lösen, das jedem geschickten Einbrecher des neunzehnten eine Kleinigkeit war, dann sollte es sich schämen!"

„Vom Standpunkt einer ungeduldigen jungen Dame aus mag das richtig sein," sagte der Doktor. „Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Kunstfertigkeiten, die nicht mehr geübt werden, oft Denkmäler des menschlichen Fortschritts sind, weil sie sich auf vergangene Beschränkungen und Bedürfnisse beziehen. Wir haben keine Schlosser mehr, weil es keine Diebe giebt. Der arme Julian mußte es sich sauer werden lassen, seine Papiere in dem Schrank sicher zu verwahren, denn wenn sie verloren gingen, war er ein Bettler. Statt Herr über viele zu sein, gehörte er dann zur Dienerschar der wenigen, und vielleicht wäre er selbst zum Einbrecher geworden. Kein Wunder, daß damals die Schlosser viele Arbeit hatten. Aber, wer braucht sie bei uns? Gesetzt auch, daß ein Mensch, der einer Gemeinschaft angehört, in der alle sich des gleichen Wohlstandes erfreuen, dennoch Lust hätte, fremdes Gut an sich zu bringen — wo findet er etwas, das er stehlen könnte, um es zu verkaufen? Unser Reichtum besteht nur darin, daß uns ein Anteil am Kapital und der Einnahme der ganzen Nation garantiert ist. Die Garantie bezieht sich auf unsre Person und kann uns nicht weggenommen und verkauft werden; denn jeder wird mit diesem Anrecht geboren, und nur der Tod kann es ihm rauben. Sie sehen also, daß Kassenschrankfabrikanten und Schlosser für uns sehr unnütze Leute wären."

Während wir sprachen, hatte ich immer neue Versuche mit der Scheibe angestellt in der Hoffnung, das widerspenstige Schloß doch noch zum Gehorsam zu zwingen. Da wurden meine Bemühungen plötzlich durch ein leises Knarren belohnt — die Thür ging auf.

„Pfui!" rief Edith, als die eingeschlossene dumpfe Luft herausströmte. „Deine Mitmenschen thun mir leid, wenn sie das einatmen mußten!"

„Jedenfalls ist es wohl der einzige Rest von solcher Luft, der noch übrig ist," bemerkte der Doktor.

„Du meine Güte!" rief Frau Leete, „das ist ja innen ein lächerlich kleiner Kasten gegen die anspruchsvolle Außenseite!"

„Ja," sagte ich. „Die dicken Wände mußten nicht nur vor Einbrechern schützen, sondern auch vor Feuer — und übrigens sollte ich meinen, daß feuerfeste Schränke jetzt noch ebenso nötig sind wie früher."

„Es giebt ja keine Feuersbrünste mehr, außer in ganz alten Gebäuden. Das Volk kann sich diesen Luxus nicht mehr gestatten, seitdem es gemeinschaftlich baut; denn jede Zerstörung von Eigentum bedeutet einen Verlust für die ganze Nation. Unter der

Herrschaft des Privatkapitals konnte man den Verlust in mancherlei Weise auf andre Schultern schieben. Die Feuerversicherung mußte ihn tragen — jetzt versichert sich die Nation selber."

Ich öffnete die innere Thür des Schrankes, nahm mehrere Schubladen heraus, die mit Hypotheken und andern Wertpapieren gefüllt waren, und leerte sie alle auf den Tisch aus.

„Ist das dein Reichtum? Diese unansehnlichen Papiere?" fragte Edith, offenbar sehr enttäuscht.

„Nicht die Papiere selbst, aber was sie darstellten," sagte ich.

„Und was war denn das?" fragte sie.

„Der Besitz von Land, Häusern, Mühlen, Schiffen, Eisenbahnen und allerhand andern Dingen," erwiderte ich und versuchte nach besten Kräften, ihr und ihrer Mutter die Bedeutung von Renten, Zinsen, Gewinnanteilen und Dividenden zu erklären, aber ihre Gesichter sahen so verständnislos aus, daß ich am Erfolg meiner Bemühungen zweifelte.

Der Doktor hatte die Papiere inzwischen mit dem Eifer eines Altertumforschers studiert; jetzt blickte er auf und sagte lachend:

„Ich fürchte, Julian, Sie sind auf falschem Wege. Sehen Sie, bei der Volkswirtschaft Ihres Jahrhunderts handelte es sich um Sachen, jetzt handelt es sich um lebendige Wesen. Es giebt nichts, was euren Renten, Zinsen und andern sinnreichen finanziellen Erfindungen entspräche; diese Wörter haben nur noch für Sprachforscher eine Bedeutung. Wenn Sie wollen, daß meine Frau und Edith Sie verstehen, müssen Sie jene Wertbezeichnungen so übersetzen, daß sie sich auf Männer, Frauen, Kinder und ihr Verhältnis zu einander beziehen. Würden Sie es übel nehmen, wenn ich versuchte, den beiden die Sache etwas klarer zu machen?"

„Ich würde Ihnen großen Dank wissen," antwortete ich. „Vielleicht geht mir dann auch ein Licht darüber auf."

„Wir werden alle die Beschaffenheit und den Wert dieser Dokumente weit besser verstehen," sagte der Doktor, „wenn wir nicht von Rechtstiteln auf Güter, Fabriken, Bergwerke, Eisenbahnen und so weiter sprechen, sondern einfach sagen, daß die Besitzer dieser Titel ein Recht auf gewisse Gruppen von Männern, Frauen und Kindern hatten, die an den verschiedenen Orten lebten. Dem Namen nach erklärten diese Titel, wie Julian bemerkt hat, nur sein Anrecht auf Sachen; sie erwähnten gar nichts von den Männern und Frauen. Die Menschen gehörten jedoch zu den Gütern, den Maschinen und verschiedenen andern Dingen; ihre Lebensbedürfnisse fesselten sie an diese Sachen, und erst durch ihre Arbeit bekamen dieselben einen Wert."

„Hätte es nicht — wie auch stillschweigend angenommen wurde — Menschen gegeben, die bereit waren, für den Besitzer zu arbeiten, nur um im Lande wohnen zu dürfen, so wären diese Urkunden und Hypotheken gänzlich wertlos gewesen. Ebenso ist es mit den Fabrikaktien; man dachte dabei nur an Wasserkraft und Maschinen, und sie hätten doch keinen Wert gehabt, wenn nicht Tausende von Menschen durch ihre Lebensbedürfnisse so unlöslich mit diesen Maschinen verbunden gewesen wären, als hätte man sie festgeschmiedet. Und die Bergwerksaktien? Wären nicht Scharen von Unglücklichen durch den Mangel dazu verdammt worden, sich lebendig begraben zu lassen, so hätten diese Papiere nicht den geringsten Wert gehabt; aber jene Armen sind freilich nicht darin erwähnt. Daß man es nicht für nötig hielt, die Arbeiter im Feld, am Webstuhl und in den Bergwerken aufzuzählen und bei Namen zu nennen, ist an und für sich schon sehr bezeichnend. Zur Zeit der Sklaverei hatte jeder Schwarze einen Namen und seine besonderen Kennzeichen, damit man ihn zurückbekommen konnte, wenn er entflohen wäre, und die Größe des Verlustes sich feststellen ließ, wenn er starb. Aber bei den Sklaven, die dem Besitzer dieser Urkunden gehörten, war keine Gefahr, daß sie durch Flucht oder Tod verloren gingen. Sie flohen nicht, weil es für sie nichts Besseres auf Erden gab, und weil sie dem System, das sie zur Fronarbeit verdammte, doch nicht entgehen konnten, denn es umspannte die ganze Welt. Und wenn sie starben, hatte der Besitzer keinen Verlust; es gab ja viele andre, die mit Freuden an ihre Stelle traten. Wie unnütz wäre es gewesen, sie näher zu bezeichnen.

„Heute morgen am Frühstückstisch," fuhr der Doktor fort, „habe ich auseinandergesetzt, daß man heutzutage das Wirtschaftssystem des Privatkapitalismus — der die Hauptmasse aller Erzeugnisse und die Erwerbsthätigkeit der ganzen Welt monopolisiert — als eine Knechtung des Volkes ansieht, das durch den Druck der Not gezwungen wird, sich unter das Joch der besitzenden Klasse zu beugen, die durch Polizei und Soldaten ausreichend geschützt ist. Nun kommen mir diese Dokumente gerade recht, um Ihnen zu erklären, auf wie geschickte Weise die verschiedenen Arbeitergruppen zum Dienst der Kapitalisten organisiert waren. Man kann, wenn ich so sagen darf, jedes dieser Wertpapiere als ein Joch betrachten, mit dessen Hilfe das Volk, von der Not gebändigt und gezähmt, an den Wagen der Kapitalisten gespannt wurde.

„Zum Beispiel finde ich hier ein Paket Pfandverschreibungen auf Güter in Kansas. Nun wohl — mit Rücksicht auf diese Urkunden haben eine Anzahl Pächter dort unausgesetzt für den Besitzer derselben gearbeitet. Vielleicht haben weder sie ihn jemals gesehen noch er sie, und trotzdem waren diese Pächter

so gewiß und wahrhaftig seine Leibeignen, als wenn er mit der Peitsche neben ihnen gestanden hätte, statt in seinem Zimmer in Boston, New York oder London zu sitzen. An ein solches Pfandjoch pflegte man die ackerbauende Bevölkerung anzuschirren. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts trugen es fast alle kleinen Pächter des Westens. Nicht wahr, Julian? Sagen Sie, ob ich unrecht habe?"

„Alles verhielt sich genau so," antwortete ich. „Jetzt fange ich an zu begreifen, wie es mit meinem Reichtum beschaffen war."

„Nun wollen wir das andre Paket ansehen," fuhr der Doktor fort. „Ach so! das sind Aktien von Baumwollspinnereien in Neu-England. Diese Art Joch wurde hauptsächlich von Frauen und Kindern getragen. Es gab Joche von so verschiedener Größe, daß selbst Knaben und Mädchen von elf und zwölf Jahren hineinpaßten. Man pflegte zu sagen, daß nur durch die fast kostenlose Arbeit der Kinder ein Reingewinn in diesen Spinnereien erzielt wurde, der sie zu einem einträglichen Besitz machte. Ein großer Teil der Bevölkerung von Neu-England wurde in zartem Kindesalter unter dies Joch gezwungen.

„Hier haben wir eine etwas andre Art Papiere: Eisenbahn-, Gas- und Wasserleitungsaktien. Das war ein allgemeines Joch, durch das nicht eine besondere Klasse von Arbeitern, sondern ganze Gemeinden vor den Wagen des Eigentümers gespannt wurden, und ihm Knechtsdienste leisten mußten.

„Und hier haben wir endlich das allerschwerste Joch: die Staatsschuldenverschreibungen. Durch das Dokument, welches ich in der Hand halte, wurden siebzig Millionen Menschen an die Kutsche des Besitzers dieser Schuldverschreibungen gefesselt und, was das Schlimmste war, die Regierung selbst war hier der Kutscher und jedes Aufbäumen gefährlich. In den andern Geschirren wurde sehr viel gestampft und hinten ausgeschlagen, so daß die Kapitalisten oft Unbequemlichkeiten hatten und zeitweise die Arbeit der Menschen entbehren mußten, die sie doch gekauft und mit gutem Gelde bezahlt hatten. Daher standen denn auch die Staatsschuldverschreibungen bei ihnen sehr hoch im Preise, und sie versuchten auf jede mögliche Art die verschiedenen Regierungen dahin zu bringen, daß sie dem Volke immer mehr von diesen drückenden Lasten auf den Nacken legten. Die Regierungen wurden von den Agenten der Kapitalisten unterstützt, deshalb thaten sie ihnen den Willen, und so wurde es immer schlimmer, bis zum Vorabend des großen Umsturzes, der alle diese Aktien und Schuldverschreibungen in Makulatur verwandelte."

„Als Vertreter des neunzehnten Jahrhunderts," bemerkte ich, „muß ich gestehen, daß Ihre, allerdings sehr abschreckende Schilderung unsers Systems der Kapitalanlage im ganzen richtig ist. Aber Sie werden zugeben, daß, wie schlecht es auch war und wie hart das Los der großen Menge sich unter diesem System gestaltete, die Kapitalisten der Welt doch einen großen Dienst geleistet haben. Ist nicht die Organisation und Oberleitung unsrer ganzen Industrie ihr Werk?"

„Gewiß, gewiß," erwiderte der Doktor. „Dieser Einwurf wird immer wieder bei der Verteidigung jedes Systems gemacht, das die Menschen zu Knechten ihrer Mitmenschen erniedrigte. Es wurde dabei immer von einem wertvollen und unentbehrlichen Dienst geredet, den die Unterdrücker als Grund und Entschuldigung für die Frondienste angaben, die sie von andern verlangten. Als die Menschen klüger wurden, sahen sie, daß sie einen Wucherpreis für diese Leistungen bezahlten. Sie sagten zuerst zu den Königen: ‚Ihr helft uns wohl, den Staat vor fremden Eindringlingen zu schützen, und laßt die Diebe hängen; aber wenn ihr uns zu euern Sklaven macht, zahlen wir euch zu viel. Wir wollen es besser haben.' Und sie gründeten Republiken. Ebenso sagte das Volk zu den Priestern: ‚Ihr habt wohl etwas für uns gethan, aber eure Hilfe ist zu teuer bezahlt, wenn ihr unsern Geist in Fesseln schlagt; das können wir nicht dulden.' Und so entstand die religiöse Freiheit.

„In dem Fall, von dem wir vorhin sprachen, sagte das Volk schließlich zu den Kapitalisten: ‚Ja, es ist wahr, ihr habt die Industrie organisiert, aber wir sind dabei eure Knechte geworden; wir können es besser haben!' Sie setzten eine nationale Genossenschaft an Stelle des Kapitalismus und gründeten die industrielle Republik, die auf wirtschaftlicher Gleichheit beruht. Wenn es wahr wäre, Julian, daß irgend eine Wohlthat, mag sie noch so groß sein, den Wohlthäter berechtigt, diejenigen, welche sie genießen, zu Leibeigenen zu machen, dann hätte die Sklaverei und jede Art von Gewaltherrschaft ihre Entschuldigung gehabt."

„Kannst du uns denn gar kein wirkliches Geld zeigen?" sagte Edith. „Nichts als diese Papiere? Hast du nicht richtiges Gold oder Silber, wie ich es im Museum gesehen habe?"

Im neunzehnten Jahrhundert pflegten die Leute keinen großen Vorrat von barem Gelde im Hause zu haben. Für alle Fälle hatte ich aber doch eine kleine Summe in meinem Kassenschrank, und als Antwort auf Ediths Frage zog ich eine Schublade heraus, die mehrere hundert Dollars in Gold enthielt, und schüttete den Inhalt auf den Tisch.

„Wie hübsch das aussieht," sagte Edith, indem sie mit den Händen in dem Haufen goldener Münzen wühlte und sie aneinander klingen ließ. „Ist es denn wirklich wahr, daß den Leuten, die recht viele von diesen Goldstücken hatten, Männer und Frauen unterthan waren? Konnten sie mit ihnen machen,

was sie wollten, und fragte niemand danach, woher ihr Reichtum kam?"

„Jene Männer und Frauen ließen nicht nur alles mit sich machen, nein, sie waren noch dankbar dafür, daß man ihnen Arbeit gab, statt andern Leuten. Die Armen rissen sich darum, Knechte und Mägde derer zu werden, die Geld hatten."

„Nun verstehe ich, was die ‚Herren des Brotes' für einen Sinn hatten," sagte Edith.

„Was bedeutet der Name ‚Herr des Brotes?'" fragte ich. „Wer sind diese Herren?"

„Das war ein Name, den man in der Uebergangszeit den Kapitalisten beilegte," erwiderte der Doktor. „Edith spricht von einer Schrift, die damals erschien, als dem Volke darüber die Augen aufgingen, daß die große Menge zur Sklaverei verurteilt war, durch ein Klassenmonopol auf die Mittel der Gütererzeugung."

„Vielleicht erinnere ich mich noch an den Wortlaut," sagte Edith. „Der Anfang ist so: ‚Ueberall standen Männer, Frauen und Kinder auf dem Markte und flehten die Herren des Brotes an, sie zu ihren Knechten zu machen, damit sie nicht Hunger leiden müßten. Die starken Männer sagten: O, ihr edeln Herren des Brotes, befühlt unsre Muskeln und Sehnen, seht, wie stark wir sind. Wir wollen euch dienen; wir wollen für euch hacken und graben. Wir wollen in eure Bergwerke kriechen und die Kohlen herausholen. Wir wollen auf dem Vorderkastell eurer Schiffe hungern und frieren. Schickt uns in die Hölle des Heizlochs auf euern Dampfern hinunter, thut, was ihr wollt mit uns, aber erlaubt, daß wir euch dienen, damit wir zu essen haben und nicht sterben müssen!'

„‚Dann kamen auch die gebildeten Männer, Schriftsteller und Advokaten, die mit dem Kopfe und nicht mit den Händen arbeiten, und riefen: O, ihr Herren des Brotes, nehmt uns zu euern Dienern; wir wollen euern Willen thun. Seht, wie scharf unser Witz ist und wie groß unsre Kenntnisse. In unserm Gehirn sind Schätze der Gelehrsamkeit verwahrt und die Spitzfindigkeiten aller Philosophen. Uns ist ein schärferer Verstand verliehen als der Menge, und wir besitzen die Gewalt der Rede, denn wir waren zu Führern des Volks bestimmt, wir sollten für die Blinden sehen und den Stummen unsre Sprache leihen. Aber das Volk, dem wir dienen sollten, giebt uns kein Brot. Gebt uns Brot, ihr Herren des Brotes, dann wollen wir das Volk an euch verraten, denn wir müssen leben. Wir wollen in den Gerichtshöfen gegen die Witwen und Waisen für euch sprechen. Wir wollen euch in Wort und Schrift loben und preisen und mit arglistiger Rede die zu Schanden machen, welche gegen eure Macht und Herrlichkeit Einspruch thun. Nichts, was ihr verlangt, soll uns zu schwer sein; aber weil wir euch nicht nur den Leib, sondern auch die Seele verkaufen, so gebt uns mehr Brot als denen, die euch nur mit dem Körper dienen.

„‚Und wenn die Herren des Brotes über den Markt gingen, riefen auch die Priester und Leviten hinter ihnen her: Nehmt uns zu euern Dienern, die alles thun, was ihr wollt, denn wir müssen zu essen haben, und euch allein gehört das Brot. Wir sind Hüter der heiligen Offenbarungen, die Menschen hören auf uns und widersprechen nicht, denn unsre Stimme ist ihnen wie die Stimme Gottes. Aber wir brauchen auch Brot, um zu leben wie alle andern. Gebt uns viel von euerm Brot, dann wollen wir das Volk ermahnen, daß es stille ist, und seine Klagen eure Ruhe nicht stören. Im Namen Gottes des Vaters wollen wir den Menschen verbieten, ihre Bruderrechte zu fordern, und im Namen des Friedefürsten wollen wir euer Konkurrenzgesetz predigen.

„‚Und lauter als das Rufen der Männer hörte man das Schreien der Frauen, die zu den Herren des Brotes die Hände aufhoben und flehten: Geht nicht an uns vorüber, wir haben Hunger. Die Männer sind stärker als wir, aber sie brauchen viel Brot, und wir nur wenig; darum verliert ihr nichts an uns, wenn wir auch schwächer sind. Und wenn ihr uns des Gewinnes wegen nicht dingen wollt, seht uns an, wir sind Frauen und werden euern Augen wohlgefällig sein. Nehmt uns und thut, was ihr wollt — wir müssen zu essen haben!

„‚Und lauter noch als das Marktgetümmel, als das heisere Rufen der Männer und die schrillen Stimmen der Frauen, erhob sich der Diskant der kleinen Kinder. Und sie riefen: Laßt uns für euch arbeiten, die Brüste unsrer Mütter sind vertrocknet, unsre Väter haben kein Brot für uns, und wir sind hungrig. Wir sind zwar klein und schwach, aber wir brauchen ja auch wenig, fast nichts. Ihr werdet keinen Verlust haben, denn wir sind billiger als die Männer, unsre Väter, die so viel essen, und als unsre Mütter, die doch mehr essen als wir.

„‚Und die Herren des Brotes suchten sich Männer, Frauen und Kinder aus und gaben ihnen Arbeit nach ihrem Gefallen. Und als sie vorübergegangen waren, blieb auf dem Marktplatz eine große Menschenmenge zurück, für die es auf Erden kein Brot gab.'"

Wir schwiegen eine Weile, nachdem Ediths Stimme verklungen war, dann sagte der Doktor: „Da war allerdings die Entwürdigung der Menschen, welche euer System nach sich zog, auf dem tiefsten Punkte angelangt, als sie gezwungen waren, sich freiwillig selbst zu verkaufen. Freiwillig im wahren Sinn des Wortes thaten sie es ja nicht, denn ihre Not oder die Furcht vor Mangel ließ ihnen keine Wahl. Und doch blieb ihnen noch genug Wahl bei der Verhandlung selbst, um sie schimpflich zu machen.

Sie mußten den aufsuchen, dem sie sich verkaufen wollten, und freiwillig handelnd dabei eingreifen. In dieser Beziehung war das Mietsverhältnis der Menschen zu einander viel verächtlicher als Sklaverei, die ganz auf Gewalt beruhte. Der Sklave mußte sich der physischen Uebermacht gefangen geben, aber sein Geist konnte frei bleiben, und er verzichtete nicht auf den Groll gegen seinen Herrn. Bei dem Mietsverhältnis dagegen sucht der Knecht sich selbst einen Herrn und bittet ihn um die Gunst, ihm mit Leib und Seele dienen zu dürfen. Nach unsrer heutigen Anschauung war daher der Sklave ein selbstbewußteres und freieres Geschöpf als der Mietling eurer Tage, der sich doch einen freien Arbeiter nannte.

„Der Sklave konnte sich im Geist über sein Elend erheben und in der Knechtschaft ein Philosoph sein wie Epiktet; aber der Mietling durfte die Knechtschaft nicht verabscheuen, in die er sich selbst begeben. In seiner Lage war nicht nur der Körper entwürdigt, sondern auch der Geist. Als er sich selbst verkaufte, hatte er auch seine geistige Unabhängigkeit dahingegeben. Das eine Wort, das ihr merkwürdigerweise nur auf eine Art von Selbstverkauf anwendet, den manche Frauen üben, beschreibt am allerbesten und genauesten euer ganzes Wirtschaftssystem.

„Die Arbeit für andre im Namen der Liebe und Güte und die Arbeit mit andern zu einem gemeinschaftlichen Zweck, der allen zu gute kommt, auch die Arbeit aus Freude an dem Werke selbst sind ehrenvoll. Aber wenn wir unsre Fähigkeiten zum selbstsüchtigen Gebrauch andrer verdingen — eine Form der Arbeit, die früher allgemein gebräuchlich war — dann entwürdigen wir die Menschennatur. Die große Revolution hat zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit die Arbeit auf den Boden brüderlicher Gemeinsamkeit gestellt und sie dadurch wahrhaft geadelt. Bis dahin war sie im besten Falle nur eine traurige Notwendigkeit.“

„Wenn eure Wißbegierde genügend befriedigt ist,“ sagte ich jetzt, „so schlage ich vor, daß wir diese Papiere den Flammen übergeben. Es scheint ja, daß sie jetzt keinen größeren Wert haben als eine Sammlung heidnischer Fetische, wenn ihre Bekenner Christen geworden sind.“

„Aber eine solche Sammlung hat doch hohen Wert für den Geschichtsforscher,“ sagte der Doktor. „Natürlich in dem Sinn wie früher sind die Papiere jetzt unbrauchbar, aber in andrer Weise haben sie großes Interesse. Ich glaube, es befinden sich Stücke darunter, die in den historischen Museen recht selten sind. Wenn Sie Lust haben, den ganzen Haufen unserm Museum zum Geschenk zu machen, so wird das sehr anerkannt werden. Das große Freudenfeuer, welches unsre Vorfahren entfachten, war zwar ein natürlicher und berechtigter Ausdruck ihres Jubels über die neue Freiheit, aber vom archäologischen Gesichtspunkt sind sie sehr zu bedauern.“

„Was für ein großes Freudenfeuer meinen Sie denn?“ fragte ich.

„Es war eine sehr dramatische Scene am Schluß der Umsturzbewegung. Als der lange Kampf ein Ende hatte, und die wirtschaftliche Gleichheit durch öffentliche Verwaltung des Nationalvermögens sichergestellt war, brachte das Volk aus allen Teilen des Landes große Massen von sogenannten Wertpapieren herbei, die sich zwar scheinbar nur auf Sachen bezogen, in Wirklichkeit aber auf Menschen, und die, wie wir gesehen haben, erst durch Fronarbeiter, welche die Not an diese Sachen gefesselt hat, ihren Wert erhalten. Wie Sie sich denken können, war das Volk damals durch den plötzlichen frischen Luftzug der Freiheit aufs höchste erregt. In seiner Begeisterung machte es auf dem Platz der New Yorker Börse — dieses großen Plutustempels, in dem Millionen Menschen dem Götzen geopfert worden sind — einen riesigen Haufen von sämtlichen Urkunden und zündete ein Freudenfeuer an. Jetzt steht an dieser Stelle eine hohe Säule, von der unaufhörlich eine mächtige Fackel mit elektrischem Licht herniederleuchtet, zur Erinnerung an jenes Ereignis und zum Zeichen, daß das pergamentene Joch, welches schwerer drückte als das Zepter der Könige, für ewige Zeiten gebrochen ist. Man glaubt, daß in diesem Flammenmeer an Dokumenten, welche die Herrschaft über Menschen bedeuteten, oder, wie ihr sie nanntet, an Wertpapieren, vierzig Billionen Dollars verbrannt sind, zugleich mit vielen hundert Millionen in Papiergeld. Und wir sind überzeugt, daß von den unzähligen Brandopfern, welche von Anfang aller Zeiten an Gott dargebracht worden sind, dieses ihm das allerangenehmste war.

„Wenn ich damals dabeigewesen wäre, hätte ich mich gewiß ganz ebenso über dieses Feuer gefreut wie die Allerausgelassensten, die es mit Frohlocken umtanzten. Aber in der ruhigeren Stimmung, die jetzt Platz gegriffen hat, bedaure ich, daß so viel historisches Material verbrannt ist. Sie sehen also, daß Ihre Urkunden, Hypotheken und Staatspapiere doch noch einen Wert haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Pallikaren.*)

Erzählung aus dem Volksleben

von

Kostis Palamas.

Aus dem Griechischen übersetzt von Karl Dieterich.

I.

Niemand hatte sich zum Schlafen niedergelegt, alles blieb wach. Wie sollte man auch ein Auge schließen in einer solchen Nacht des Jahres, in der Karfreitagsnacht! Denn Mitternacht war schon vorbei, die Glocken aller drei Kirchlein von Thalassochori waren verstummt — auch sie schwiegen angesichts der Leiden des Herrn — und nur die Holzknarren in den Händen der Kinder betäubten das Ohr. In der ganzen Nachbarschaft ziehen Scharen von Kindern umher, von Thür zu Thür, und klopfen an unter wildem Geschrei: „Zeit zur Kirche! Zeit zur Kirche!" Und die wenigen, die noch in tiefem Schlummer liegen, springen erschreckt auf und stürzen ans Fenster, meinen, es dämmere eben, und der Epitaph*) ziehe unten vorüber. Um der Liebe Christi willen verstummen ja einmal des Jahres die Glocken des Dorfes, sie allein, denn von einem Ende zum andern ist das ganze Dorf auf den Füßen, wieder um der Liebe Christi willen, einmal des Jahres.

So auch in jener Karfreitagsnacht; Frauen und Männer, teils zerstreut, teils zusammengedrängt, kamen aus den Häusern und Kaffeeschenken und zerstreuten sich hier- und dahin, den Kirchen zu. Die Tritte dröhnen schwer auf das Pflaster, und in einem fort verklingen die Stimmen im Wiederhall der Nacht einer tauquillenden Aprilnacht mit einem schläfrigen Mond, der im Untergehen ist und seinen Glanz nur noch trübe über die düstern, ungekalkten Hütten ergießt, hinein in die krummen, schmutzigen Gäßchen. Die Kirche erstrahlte hell mit weit geöffneten Pforten. Hie und da drang die Stimme des Chorknaben heraus, ehe die Klageweisen begannen. Das große Kirchweihfest aber findet draußen vor den Kirchen statt. Rings um große Feuer, die mit Weinrebenholz, Brettern, Besen, Trögen und Waschkörben, hie und da auch mit einem ganzen Thürflügel unterhalten werden, spielen die Kinder und Straßenbuben, und zwischen ihnen hindurch springen und laufen Männer mit Schnurrbärten, jauchzen und jubeln, und Dämonen gleich blitzen in der Finsternis und knattern in der Stille der Nacht die Raketen und die dicken Papierbomben . . . o hilf, Herr! . . . die Petarden und die aus Pappe gemachten und mit unendlich viel Schießpulver geladenen Schwärmer. Ein Teller für das Pulver ging in den Kirchen herum. Männer, Frauen und Kinder verbrannten sich daran zum Heil des Jahres. Nach Pulver roch das ganze Dorf, und die Bewohner des einen Sprengels standen mit denen des andern auf Kriegsfuß.

Nicht nur die Kirchen waren zu jener Stunde geöffnet; hier und dort lugte eine halbgeöffnete Garküche oder eine Kaffeeschenke hervor. Bis um drei Uhr in der Frühe, wo der Epitaph herausgetragen wird, konnte die Menge nicht in der Kirche stehend zubringen. Eine schwere Süßigkeit, einen Leckerbissen, ein paar Schluck Wein nimmt man nach dem Fasten gern zu sich und stärkt sich, um den Epitaph zu geleiten. Nun strömte es in Scharen der Kirche entgegen. Nur eine lustige Gesellschaft hatte man noch in der Weinschenke vergessen: Mitros, den Rumelioten, Jannakos aus Tarnanama, Markos aus Kanini und den Sohn der Charitena, den niemand beim Namen rief, so daß er ihn schließlich selbst vergaß und nur auf „Tari Tarela" hörte. Alle vier waren Seeleute; der erste besaß eine Fischerbarke, der zweite arbeitete auf der Barke des ersten, der dritte fuhr als Handelsmann mit den Schonern umher, und Tari Tarela war Fischer, jeder fünfundzwanzig Jahre alt und von klein auf mit dem andern

*) Der Leichnam des Herrn, der am Karfreitag früh in einer Prozession herumgetragen wird.

*) Das Wort „Pallikare" läßt sich ebensowenig übersetzen wie das englische gentleman, das französische galant, das spanische grandezza, das deutsche Gemüt. Es bezeichnet eine nationale Eigenart, das Ideal eines Griechen: ein schöner, kräftiger, mutiger junger Bursche. Den Typus eines solchen schildert die nachfolgende Erzählung, die darum auch für das Verständnis des Volkscharakters wertvoll ist. Die Pallikaren spielten bekanntlich im griechischen Freiheitskriege eine große Rolle.

verbrüdert.*) Der Wein und das Geplauder hatten ihnen die Köpfe erhitzt, und wäre es nicht Karfreitag gewesen, so wäre es zu wüstem Lärm gekommen.

Weich und wie von selbst entquoll das halblaut hingesungene Lied ihren Lippen. Endlich merkten sie, daß sie sich verspätet hatten; in der Kirche des heiligen Nikolas, wenige Schritte von der Weinschenke entfernt, stimmte man gerade den Choral an. Der Wirt war im Begriff, zu schließen. Augenblicklich sprangen sie auf und waren auf der Straße.

„Alle Wetter, hab' ich das bengalische Licht vergessen," ruft der Kaninias. Das brauchten sie, um es auf dem Epitaph anzuzünden.

„Am Fuße des Tisches hab' ich es hingelegt, links in der Ecke," ruft Mitros. „Wartet nur, ich hole es." Und er lief in die Schenke zurück.

Doch auf dem Wege gleitet er auf einem Sitzstein aus und stürzt der Länge nach hin. Zugleich hört man ein knackendes Geräusch.

Ein dreifaches, hart herausplatzendes Gelächter entfuhr dem Munde der drei Kameraden; dazwischen erscholl die Stimme des Mitros: „Ich bin des Todes!"

„Schon gut, mein Lieber; wie sollst du des Todes sein? Steh nur auf! Hast du dich denn gestoßen?"

„Ach, ich kann ja nicht aufstehen! Glaubt ihr mir's denn nicht?"

Und in einem Seufzer erstarb sein Wort, die Stimme entrang sich klagend und gebrochen der Brust, als hätte auch sie von dem Falle gelitten. Sie drang an ihr Ohr, so aus dem innersten Herzen herausgepreßt, so plötzlich vor Schmerz verändert, so entseelt, daß allen dreien der Schweiß ausbrach. Sie sahen nun, daß es kein Scherz war.

„Aber Mitros!" konnten sie nur herausbringen und liefen, ihm die Hand zu reichen, damit er sich aufrichtete.

„Nur Mut, Mitros!"

Mitros konnte sich nicht auf den Füßen halten; sein linker Fuß war unbeweglich wie von Eisen. Sie mußten ihn an den Schultern stützen. Der Wirt hatte seinen Laden zugemacht und trat nun auch hinzu, um zu helfen. In der Ferne verklangen summend die Stimmen der Kinder, die vor der Kirche spielten. Die Raketen zischten in der Luft, die Finsternis der Nacht flammte auf, es krachte und prasselte, und ein Funkenregen rieselte hernieder. Drinnen an den Fenstern der Kirche schwebten gespenstisch die angezündeten Kerzen und die Fackeln des Epitaphs wie Sterne vorüber, und ein frischer Kindergesang quoll heraus.

„Wir wollen ihn nach Hause bringen."

*) Die Verbrüderung, das heißt das feierliche Gelübde, auf Lebenszeit treu und fest zu einander zu halten, spielt bei den Griechen noch eine ähnliche Rolle wie bei uns das Gefolgschaftswesen im Mittelalter.

„Auf seine Mutter, Kaninias! Sie ist in der Kirche."

„Du hast recht. Kaninias, geh an die kleine Hinterthür. Sprich mit der Schließerin, damit sie ihr sagt, man wolle sie sprechen, aber in schonender Weise."

Die Witwe Dimena war schon vom Abend an mit den übrigen Frauen in der Kirche und hatte am Epitaph Nachtwache gehalten. Zu Hause blieb sie nur, um für Mitros, ihren einziggeliebten Sohn, zu sorgen, und sie verließ ihr Haus nur, um das Weingärtchen zu bestellen, das ihr seliger Mann ihr hinterlassen hatte. Dabei mußte sie an den Gräbern vorüber; zuweilen zündete sie eine Kerze an und verbrannte etwas Weihrauch auf dem Grabe des Seligen. Sie war ein arbeitsames, wackeres Weib. Als ihr Sohn herangewachsen war, mit den Booten umherfuhr — er trieb das Gewerbe des Vaters — und allmählich mit der Eltern Segen und dem eignen Fleiße ein Segelboot sich erworben hatte, da begann die Witwe, als dächte sie daran, daß sie eine Christin sei, sich auch um ihre Seele zu kümmern, nachdem sie so lange nur für ihr unflügges Vöglein gelebt hatte. Seitdem ging sie auch häufiger zur Kirche. Und je mehr Jahre vergingen, — sie stand an der Schwelle der sechziger — um so gottesfürchtiger wurde sie. Dennoch, um es offen zu gestehen, zitterte sie noch immer vor Zauberei und Spuk, ohne es selbst recht zu merken.

„Frau Dimena, man verlangt draußen nach dir, dein Sohn..." und sie am Kleide zupfend, flüsterte ihr die Schließerin etwas ins Ohr.

„Mein Sohn? Was mag der von mir wollen?"

Sie konnte es noch nicht recht fassen, da stand Markos Kaninias vor ihr, ohne Mütze und mit verstörter Miene.

„Nichts, Frau Dimena, Mitros hat sich nur den Fuß verstaucht."

Die Alte stürzte hinaus, es entstand ein Getümmel um sie her, die Weiber fingen an zu flüstern.

„Ruhe, ihr Weiber!" gebot der Küster. Aber wie sollten sie Ruhe halten? Etwas mußte sich doch ereignet haben. Was war das für eine Verstauchung? Es wird sich jemand an den Schwärmern verbrannt haben; es wird einer erstochen worden sein. Im Nu wurde die Sache ruchbar; im Nu war die halbe Kirche leer! Wie könnte sich das Weibervolk auch halten lassen! In die Kirche kommt man schon wieder, aber so etwas, Gott weiß es, kommt doch nicht alle Tage vor!

„Mein Liebling, o Herr Jesus!" So rief sie, während sie hinauslief. Und draußen vor der Kirche erblickte sie vor sich den Sohn, aufrecht an die Mauer gelehnt. Die Kameraden und noch einige andre standen dabei.

„Es ist nichts, Mutter; ich bin gefallen und habe mir etwas das Knie aufgeschlagen. Wir wollen nach Hause gehen und etwas auflegen.“

Wie ein Stein fiel es der Armen vom Herzen. Sie hatte sich's in Gedanken weit schlimmer vorgestellt, und wie sie ihn nun so in dem halb erloschenen Mondlicht aufrecht vor sich stehen sah, da atmete sie auf.

„O Herr Jesus, welch böse Stunde, mein Sohn!“ Aber sie wußte nicht, daß Mitros sich nicht auf den Füßen halten konnte und daß er selbst zu den Kameraden gesagt hatte: „Stellt mich so hin, daß ich mich an die Mauer lehnen kann, damit mich meine Mutter nicht plötzlich sieht und erschrickt.“

Und während er dies sagte, sprach in seinem Innern noch eine andre Stimme, die nicht über seine Lippen kam:

„Gott, wenn mich hier Phrosyne sehen würde!“

Phrosyne war seine Braut.

Sie hoben ihn nun auf und brachten ihn nach Hause. Dies Jahr aber hatten die Witwe Dimena und die drei Kameraden keine Freude an dem Epitaph. Sie erwarteten den Tag an Mitros' Bette. Er schloß kein Auge, hatte Schmerzen und stöhnte entsetzlich. Sein Fuß war wie abgesägt, er wurde steif wie eine Säule.

II.

Man holte den besten Arzt von Thalassochóri, der einen Namen besaß und schon viele vom Tode gerettet hatte, ohne auf die Mutter zu hören; denn die hätte lieber die Jungfer Marie aus der Stadt geholt, die den bösen Blick beschwor, Rückenschmerzen heilte, ausgedrehte Gelenke wieder einrenkte und zu allem zu gebrauchen war.

Der Arzt besah den Fuß. Es war ein verteufelt böser Fall aufs Gelenk. Er schiente ihn sofort ein und sagte: „Bewege dich nicht; dein Fuß wird wieder heilen, aber es braucht ziemlich lange Zeit und viel Geduld. Denke nur immer an das Gute, das ich dir thun will.“ Und immer wieder sagte er: „Denke ja daran!“ Denn er wußte, was für Starrköpfe die Bewohner von Thalassochóri waren.

Mitros, der Rumeliot, hatte ein heiteres Herz und große Geduld. Aber das Unglück, das ihn getroffen, war ein Fluch Gottes. Die Thalassochóriten hatten tausend verschiedene Ansichten über denselben Gegenstand; über Mitros hatten sie nur eine: Mitros war ein Pallikare! Sie verspotteten die Gelehrsamkeit; die Pallikarentapferkeit beteten sie an. Mitros hatte nie einen Fuß in die Schule gesetzt. In der Sonne, in der Luft, auf den Wogen hatte er sich getummelt und war so herangewachsen. Er war eine gewöhnliche Erscheinung; seine Brust war kein grasbewachsener Turm, sein Haupt glich keiner Festung. Er war weder groß noch klein, eher mager als stark, brünett mit feinem Schnurrbart und dichtem, krausem Haar; die Mütze schief auf dem Kopfe, einen roten Gürtel unzählige Male um die Hüften geschlungen, in einem Flanellhemd, so ging er Winter und Sommer. Aber trotz seines unscheinbaren Aeußern sprach aus ihm der echte Pallikare, aus seiner Miene, seinem Gang, aus jedem Blick und jeder Bewegung. Mitros mit seinen fünfundzwanzig Jahren, mit dem unschönen Körper, dem etwas schüchternen Gesicht, er konnte eine Welt vernichten und eine Welt aufbauen. Niemand durfte ihm in den Weg kommen. Mit seiner Faust konnte er einen Ochsen niederstrecken. Er brauchte nur seinen Fuß auf den Boden zu stemmen, und niemand konnte ihn von der Stelle bewegen. Aber dieselben eisernen, unbezwingbaren Füße flogen, schwangen und drehten sich wirbelnd herum, wie aus Flammenflügeln und Windeswolken, wenn der Sohn der Dimena den Reigentanz anführte.

Alljährlich zum Kirchweihfest des St. Elias, am Abhange des Zygosgebirges, da, wo der kühle Bach rinnt und die Platanen ein schattiges Ruhedach breiten, an der Stelle, wo einst die Lagerstätten der Klesten*) waren, dahin pflegte Mitros zu gehen, angethan mit der Fustanella, dem goldnen Waffenschmuck seines Großvaters, und zu tanzen, als hätte er ein Gelübde gethan. Dann verließen die Festgenossen ihre eignen Lustbarkeiten und bildeten einen Kreis um ihn, sahen ihm ins Gesicht und vergaßen sich schier selbst dabei. Jeder seiner Schritte beim Tanzen, windschnell und federleicht, quoll über von Anmut und verbreitete Jugendlust und Frische. Er versetzte alle in eine andre Welt, in die Welt der Märchen und tapfern Gesellen, die auf dem Felde mit den Dirnen tanzten und dann auf der Marmortenne mit dem Charos**) rangen. Und die Mädchen die ihn dort sahen, gedachten noch monatelang seiner und bewunderten ihn; es kamen ganze Scharen aus den umliegenden Dörfern und den benachbarten Provinzen alljährlich zur Kirchweih des St. Elias, weniger des Festes als des Tänzers wegen.

Dort sah ihn Phrosyne, die Tochter des Sebdas aus Melissi. Sie sah ihn, er sah sie, und sie waren ein Paar. Und Monate darauf, gegen den Frühling hin, schickte der alte Sebdas die Werberin zur Dimena; die Werbung verlief gut und die Verlobung fand in Melissi statt. Mitros mit seiner Mutter, den drei unzertrennlichen Freunden nebst der ganzen Verwandtschaft zogen dorthin. Und nach wenigen Tagen brachte er seinerseits der Braut die Geschenke, wie es der Brauch ist. Zwei Tage verbrachte er bei Spiel und Tanz in Saus und Braus. Und gleich nach Ostern sollte die Trauung stattfinden.

*) Kämpfer im griechischen Freiheitskrieg gegen die Türken, eigentlich „Räuber“.

**) Der Totengott.

Aber noch bevor Ostern herankam, ereilte ihn das schwere Verhängnis. Er kam nicht wieder nach Melissi.

Viele Mädchen beneideten Phrosyne um ihr Glück, und eine kleine Brünette, ein flinkes Ding voll sprudelnder Fröhlichkeit, die närrische Morfo, wie sie die Nachbarschaft nannte, wäre vor Neid fast geborsten, als sie die Verlobung vernahm. Sie ließ sich nicht mehr in dem Gärtchen blicken, ihre Blumenbeete zu begießen und ihr Lieblingsliedchen zu singen, wobei ihr Auge umherschweifte, mochte es treffen, wen es wollte. Nur ganz spät sahen sie einige Nachbarinnen vom Fenster aus vor Mitros' Hause auf und ab gehen, mit einem Umhang bis zum Scheitel verhüllt, plötzlich vor seinem erleuchteten Fenster stehen bleiben, dann scheu um sich blicken und geschwind wie ein aufgestörtes Reh davoneilen. Mitros hatte es ihr angethan, und sie hatte im Herzen die duftige Hoffnung genährt, er würde sie doch noch eines Tages zur Frau nehmen.

Mitros war ein echter Pallikare; er besaß alles, was zu einem solchen gehört, Beredsamkeit, Begeisterung, Ehrgeiz, Schönheit, Stolz, Lebensfreude und Todesverachtung. Meeresstürme hatte er bestanden, dem Ertrinken war er entronnen, mitten im weiten Meere hatte er seinen Mut erprobt. Nie ließ er sich ohne Grund zum Zorn hinreißen; nur durfte man ihn nicht reizen oder ihn bei seiner empfindlichen Seite fassen; dann griff er sofort zum Messer. Vom Pistolenschießen verstand er nichts; er dachte gar nicht daran. Ja, ein Held war er, keine Gefahr konnte ihn abschrecken, keine Krankheit ihn anfechten, selbst vor Charos war ihm nicht bange. Nur ein Gedanke zehrte an seinem Herzen, machte ihm das Blut gerinnen: er wollte nicht mit einem Schandmale leben. Lieber das Leben hingeben, lieber von allerlei Krankheit und Elend heimgesucht sein, als so leben. Und sollte er wirklich das Bett verlassen, so wollte er es nicht mit lahmen Füßen. Um alles in der Welt nicht! Mitros, der Rumeliot, betete, ohne es recht zu wissen, nur einen Gott an, die Schönheit! Die heilige Schönheit der Jugendfrische und der Gesundheit, die den Körper zur Kirche hat. Und mochten sie mit seinem Körper anstellen, was sie wollten, wenn es ihm nur keine Spuren zu Schimpf und Entstellung hinterließe! Ein gezeichneter Körper ist ein geschändeter, häßlicher Körper. Und für einen Pallikaren wie Mitros ist Häßlichkeit eine Ehrlosigkeit!

Seit der Nacht, wo er sich verletzt hatte, bis zu dem Tage, wo er zum ersten Male aufstehen konnte, um Gehversuche zu machen, waren drei Monate verstrichen. Geduldig hatte er die ertragen. Der Arzt hatte ihm gesagt, er würde unter allen Umständen geheilt werden. Aber sowie er merkte, daß sein Fuß lahmte und sich nicht biegen ließ, daß das kranke Knie geschwollen war und er auch beim Gehen lahmte, da geriet er in Verzweiflung. Er brach in Klagen aus, und ein brennender Schmerz peinigte ihn. Er jagte den Arzt mit seiner ganzen Arzneiweisheit zum Teufel und sank gebrochen nieder, um zu sterben. Umsonst suchte ihn seine alte Mutter zu trösten, die in den drei Monaten um zehn Jahre gealtert war.

„Laß die Reden, Mutter! Entweder wird mein Fuß wieder heil, oder ich will nicht länger leben. Gezeichnet soll mich niemand nennen!"

Und als eines Tages ein Freund zu ihm sagte: „Ach, dir fehlt ja nichts mehr. Sei nur nicht wunderlich. Wir wollen nach Melissi gehen. Das Mädel hat sich's in den Kopf gesetzt, dich zu sehen," — da fuhr Mitros wütend auf:

„Sakrament! Lieber will ich sie gar nicht sehen als in solchem Zustande! Lieber ein Mönch auf dem Berge und ein Einsiedler, als ein Bräutigam mit lahmem Fuß!"

Und so brachte ihm die Erinnerung an die Schöne nur Herzeleid! Was sollte man auch mit ihm in Melissi anfangen? Sollte man ihn als Heiligenbild an die Wand hängen? Und nun sah er sich als Bräutigam, wie man ihn, mit seinem einen Fuß, umringte, wie er nicht mit übereinander geschlagenen Füßen bei Tisch sitzen, nicht den Tanz anführen, nicht laufen, kämpfen, scherzen und ausgelassen sein konnte. Dann sah er sich als Kapitän auf seinem Schiffchen, wie er sich nicht auf den Füßen halten konnte, sich auf einen Stock stützen, an einem Seile halten und alles von andern erwarten mußte. Der Braut hatte man einen schmucken, kräftigen Burschen versprochen, und nun sollte man ihr einen vom Schicksal gezeichneten Menschen geben! Er würde es selbst nicht über sich bringen, sie zur Sklavin zu machen. Und wenn sie es auch nicht zeigen würde, im Innern müßte sie ein heimlicher Kummer verzehren. Auch er würde es ebenso machen: lieber die Pest auf sich laden als ein gezeichnetes Weib.

„Ich werde mein Kind verlieren," sagte die Dimos-Witwe jammernd; „nicht durch seinen Fuß, durch die Qualen, die ihm sein Fuß macht!"

Und sie weinte und bekreuzigte sich. Die drei Unzertrennlichen arbeiteten und dachten immerfort an ihn, den „Herrn Mitros", ließen ihre Arbeit im Stich und gingen zu ihm, ihm Gesellschaft zu leisten und ihn zu trösten. Umsonst! Er wollte von nichts wissen. Er wollte eine Säge nehmen und das Bein absägen. Er wollte ein Beil nehmen und es abhauen. „Es giebt keinen Gott! Es ist aus!"

So kam der August. Der Kranke konnte den Fuß erheben. Aber keines Menschen Auge wollte er auf sich fallen lassen, und so blieb er drinnen in seinem Hause. Vom Fenster aus hatte er die ruhige

Bucht von Thalassochóri vor sich, die bei jedem Kuß der Sonne von früh bis spät in unzähligen Farben spielte. Man hatte das Meer vor sich: morgens bläulich rot, mittags silbergoldig, nach einer Weile dunkelgrün, dann beim Sonnenuntergang einen Augenblick veilchenblau. Und dann wieder spielte es in allen Farben zugleich, wie eine ganze Welt von Gedanken und Leidenschaften. Und die Winde trieben die ruhige See bald tief in die Bucht hinein, bald spülten sie Massen ans Festland. Und ein andres Aussehen gab ihr der Nordwind, ein andres der Ostwind, einen andern Duft der West, andre Wogen der Süd. Und der Kranke von seinem Fenster aus betrachtete mehr als alle die Farben, das Brausen und Wehen und alle die Schönheit, nur die Schiffe, die leicht gekräuselten Gewässer mit den weißen Segeln, die man nur schwer von den schwarzen Sturmvögeln und den Möwen mit den weißgrauen Flügeln unterscheiden konnte. Und er sah die beladenen Fischerbarken gehen und kommen und die Schoner, die Korinthen für die Hauptstadt brachten. Und von der Rückseite des Hauses aus sah man die grüne Linie des Ackers. Wie von Ambra funkelten die Trauben an den Reben, und die Korinthen schwärzten sich auf der Tenne. Welchen Duft strömte das fruchtreiche Gefilde aus! Jeder Landmann war vom Frührot bis zur Abenddämmerung auf den Beinen. Die Arbeiterscharen, Kefallonier mit Hacken und Weiber von Amphissa mit Körben, zogen am Fenster vorüber. Das Meer sandte ihm seinen Salzgeruch, das Feld seinen süßen Duft herüber. Und je mehr er sich selbst verstümmelt vorkam, um so schöner schien ihm die Welt; und je mehr er seine Jugend dahinwelken sah, um so mehr schien die Welt sich ihm zu verjüngen. Wo konnte er in solcher Jahreszeit sein! Wo konnte er umhersegeln und arbeiten! Und das nennt man ein Leben!

Die Kameraden suchten ihn auf alle Weise zu ermutigen, und da er nichts von den Aerzten in Athen wissen wollte, sprachen sie immer nur von den Wunderdoktoren des Dorfes, die allerlei Krankheiten heilten. Und wie es immer geht, ein jeder fand in seinem Kopf eine Geschichte von einem Kranken, der von dem Arzt aufgegeben war und nur von Quacksalbern geheilt wurde. Und alle, die ihn besuchten, Jung und Alt, vom Priester bis zum Lehrer, alle gaben ihm den Rat, er solle sich nichts zu Herzen nehmen und nur Geduld haben, aber auch ja die Aerzte meiden.

Eines Tages, am 15. August, kam gegen Abend eiligen Fußes Jannakos Tarnanamas angelaufen. Es war aus dem Dorfe Lygariá ein berühmter Arzneikundiger angekommen, Namens Kopanitzas. Er war weitberühmt in ganz Rumelien und noch darüber hinaus, in halb Morea. Sobald man ihn in Thalassochóri wittert, kommen ganze Scharen herbei, ihn aufzusuchen. Jede Krankheit kennt er und jede heilt er; er ist ein ausgezeichneter Chirurg. Alle, die Jannakos befragte, sagten ihm, daß er Wunder verrichte. Warum sollte man ihn also nicht zum Mitros holen?

Trotz des Leides, das Mitros zu tragen hatte, brachte er allmählich alle, die ihn liebten und um ihn bekümmert waren, zu der Ueberzeugung, nicht die Verwundung seines Fußes an sich sei das Schlimmste, sondern die Befürchtung, daß er lahm bleiben könnte. Solches Unheil zu verhüten, sollte man alles aufbieten! So holte man denn den Kopanitzas. Alle verlangten nach ihm, der Sohn, die Mutter, die drei Freunde, die ganze Verwandtschaft.

Mit einer Fustanella bekleidet, etwa fünfzig Jahre alt, schlank, mager, mit großer Nase, bartlos und — mit einem Worte, — das war der Kopanitzas.

Es mußte ein bitteres Gefühl für den Kranken sein, wenn er vor ihm stand. Doch was ließ sich jetzt machen? Auf einem Auge schielend, so daß es wie für zwei aus den schwarzen, buschigen Brauen hervorsah, so trat er ins Haus, mit einer gar wichtigen Miene! — Er besah den Fuß, drückte ihn, drehte ihn und sprach dann:

„Ich werde ihn dir kurieren; ich werde thun, was in meinen Kräften steht.“

„Das giebt dir Gott in deine Hände, Doktor!“

„Es müssen zunächst drei bis vier Tage vergehen. Wir werden dann bei Mondschein umhergehen. Jetzt sind trübe Tage. Denn es giebt welche, wo es dem Menschen schon große Krankheit bringt und ihn ruinieren kann, wenn man ihm das Blut abzapft. Heute haben wir den dreizehnten, wir wollen den sechzehnten abwarten.“

Dann wandte er sich zur Dimena und gab ihr schnell das Rezept:

„5 Gramm Fenchel, 10 Gramm Mastix, 8 Gramm Rhabarber, 5 Gramm Anis, 2 Gramm Pfefferwurzel, 2 Gramm Zimmet; das klein gestoßen, eine Oka Honig, den Schaum davon abgenommen, mit dem Honig gekocht, gut durcheinander gemischt, und ihm dann zu essen gegeben. Das ist das beste Stärkungsmittel; dabei kann er alles aushalten.“

Bis der sechzehnte kam, blieb er fest zu Hause liegen; man mußte den Arzt vollständig beköstigen; er hatte keine Lust, in die Garküchen von Thalassochóri zurückzukehren und in seiner Herberge zu übernachten. Er verlor sich ganz ins Reden und erzählte nur immer von den Wundern seiner Kunst. Und Jannakos, Markos und Tari Tarela ließen ihn nicht von ihrer Seite und hörten ihm mit offenem Munde zu.

Der Tag, den man mit Herzklopfen erwartete, brach an. Am sechzehnten des Keltermonats, bei dem ersten Most und dem ersten Regen, bei den letzten

Schwalben und den letzten Trauben, sagt Kopanitzas zu Mitros:

„Nur ein wenig Mut! Es wird dir etwas weh thun, und dann ist alles vorbei.“

„Schmerzen halte ich schon aus, Doktor, nur mein Fuß ...“

Der Kopanitzas gab dem Markos und den beiden andern einen Wink: „Haltet ihn ordentlich fest, aber gut ...“

In der Mitte des Zimmers breitete man Decken und Tücher aus, darauf legte man den Mitros.

„Frau, die Salbe fertig!“ — „Da trink, Mitros!“ Nachdem er getrunken, faßt ihn der Wunderdoktor, legt ihn auf den Rücken, nimmt den rechten Fuß, den kranken, und legt ihn übers Kreuz auf die linke Schulter und den linken auf die rechte Schulter; darauf tritt er — ja, tritt er auf den kranken Fuß. Ein Knacken und ein Stöhnen des Gequälten. Und alle drei konnten ihn nicht halten, wie er aufsprang und zusammenzuckte.

„Hilf, Jesus Maria!“ schrie die Mutter.

„Ums Himmels willen, werde nicht ohnmächtig, Mitros!“ sagten die andern.

„Du hast mich umgebracht, ach!“ stöhnte Mitros.

„Jetzt wirst du fliegen wie ein Vogel! In vierzehn Tagen bist du gesund.“

So sprach Kopanitzas, wandte sich wieder zur Mutter und gab ihr ein neues Rezept, das dem ersten nichts nachgab.

Draußen vor der Thür erwartete ihn sein Maulesel. Er steckte die zwei Fünfgroschenstücke in seinen Gürtel, wünschte dem Kranken und den Gesunden Lebewohl, und niemand sah ihn wieder.

Von nun ab sah auch Mitros keine Besserung. Die vierzehn Tage vergingen, und noch konnte er nicht aufstehen. Der Fuß wurde wund und fing an zu schwären. Mitros auf seinem Lager, wie ein Gefolterter, verging vor Krankheit und Schmerzen. So verflossen zwei Monate. Es kam der Winter heran; Südwind wehte; vierzig Tage und vierzig Nächte ununterbrochen Regen; die Mauern bedeckten sich mit Gras, und der bleierne Himmel bedrückte das Herz. Wehe dem Kranken!

Mit dem Kranken aber ging es von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schlechter. Der Arzt, der den Fuß zuerst behandelt hatte, erschien wieder, man fiel ihm wieder zu Füßen. Aber wie er den Patienten nach sieben bis acht Monaten wiedersah, da vergaß er vor Schrecken und Jammer alles Schelten; fast hätte er weinen mögen, doch seinen Augen entlockte man keine Thränen.

„Noch zu Bett!“ sagte er. „Du mußt etwas gethan haben. Aber könnt ihr denn nicht auf mich hören? Habe ich dir denn nicht gesagt, du sollst den Fuß nicht bewegen?“

Er sah den Fuß an, sah ihn nochmals an, und wie er ihn so sprachlos und erschöpft liegen sah, sprach er abermals: „Ah, es fehlt dir nichts, es wird schon besser werden.“

Heimlich aber sagte er zu seiner Mutter und den andern, die bei ihr standen, trocken und gerade heraus:

„Unmöglich, ihn zu kurieren! Die Kurpfuscher, auf die ihr gehört habt, haben ihn zu Grunde gerichtet. Die Sehne ist zerrissen und leblos; der Krebs frißt im Innern, wenn nicht der Fuß abgenommen wird. Seht zu, daß ihr ihn so schnell wie möglich nach Athen schafft, aber rechtzeitig!“

Drei Tage und Nächte suchten ihn Mutter und Freunde zu überreden. Aber immer nur gab er eine Antwort, immer dieselbe unveränderte:

„Lieber tot, als mit einem Fuße herumlaufen!“

In Wirklichkeit hatten alle ihn aufgegeben. Sie glaubten an keine menschliche Kunst mehr. Es war sein Geschick, sagten sie, und warteten auf den Willen Gottes. Sie wollten ihn weder viel belästigen noch hintergehen oder gegen seinen Willen nach Athen bringen. Schließlich empfanden auch sie einen tiefen Schauder, wenn sie sich Mitros mit einem Fuße vorstellten. Tot oder verstümmelt — sie konnten sich beide Uebel gar nicht voneinander getrennt denken. Die Witwe Dimena sprach seit Monaten wenig und dachte viel. Nur ein Gedanke stieg in ihr auf und gewann Raum, je mehr er ihr den Sinn durchdrang: Man hatte ihren Sohn behext! Die Krankheit war nicht von Gott, sie war von Menschen gesandt!

Die Mutter der Morfo, Garufaliá, die Karten legte und Luftgeister beschwor, hatte einen Blick auf den Jungen, hatte es sich vorgenommen, ihn mit ihrer Tochter zu bethören. Und als sie sah, daß er ihr entwischt war und die Tochter einer andern nehmen wollte, da sann sie auf Rache. Die Arjyro hatte ihr's ganz richtig gesagt: eines Abends, als sie mit ihrem Kruge von der Quelle zurückkam, sah sie zwei halbverhüllte Weiber vor dem Hause der Dimena; sie sah im Mondlicht, wie die größere, die Hand gegen das Haus gestreckt, Drohungen ausstieß, und die kleinere mit Hexenstimme ausrief: „Ich bekomme dich schon!“ Und die Arjyro hatte erkannt, daß es die Garufaliá und die Morfo waren! Es hatten ihr schon die Nachbarn gesagt. Das ganze Dorf tuschelte; es war kein Geheimnis mehr: Die Garufaliá hatte sich's vorgenommen, Mitros durch Zauberei zu verderben. Sie zog nach Arta, suchte die Türkin, die Zauberin, auf und bat sie um Zauberformeln. Und die Morfo, die Hündin, ließ Mitros von dem Tage an, wo er sich in Melissi verlobt hatte, unter die Toten einschreiben, ihm eine Totenmesse lesen und ein Requiem für den Lebendigen abhalten. Und diese Zauberei ist unfehlbar. O, die falsche Morfo!

Ihre Mutter hatte der Dimos-Witwe eine Werbung

um Mitros geschickt, und diese hatte zur Werberin gesagt:

„Ich habe ihn aufgezogen mit den Sorgen und Leiden der Witwe und einen blühenden Burschen von achtzehn Jahren draus gemacht. Und nun, wo ich sein Glück sehe, soll ich ihn so jung verheiraten? Und welche soll er nehmen? Die Morfo?“

Und nochmals sandte sie eine Werberin, aber auch dieser antwortete sie:

„Wenn er sie will, mag er sie nehmen; aber in meinem Hause will ich sie nicht wieder sehen.“

Und kurz darauf wechselte Mitros mit Phrosyne die Ringe.

Die Mutter ließ nun Aerzte Aerzte sein, und anstatt ihn mit nach Athen zu nehmen, verließ sie ihn eines Morgens und zog nach der Gegend von Patras zu. Sie suchte eine Wahrsagerin auf, die dort bei allen Griechen großes Ansehen genoß. Diese gab ihr Zauberkräuter; wenn sie dem Kranken den Saft davon gäbe, so würde der Schmerz vorübergehen. Aber die Dimena merkte, daß sie es ihr nur zum Troste gab, nicht als Arznei, denn sie hatte ihr anvertraut, ihr Sohn wäre nicht zu retten.

So kehrte sie heim nach Thalassachóri. Ihr Sohn erwartete sie wie eine Märzschwalbe. Von Arznei wollte er nichts wissen, aber an Zauberei glaubte er. Als man daher nach einiger Zeit eine andre Wahrsagerin holen ließ, da empfing sie Mitros wie ein Kapitän, der das erste Lüftchen für seine Fahrt erwartet. In seinem bleichen Gesicht blitzte sein Auge, und ein Lächeln wie ein Stern an wolkenschwerem Himmel spielte um seine Lippen. Nur einmal hatte ihn so seine Phrosyne gesehen, sonst niemand. Die Zauberin kam: brünett, schlank, mit melodischer Stimme. Was bedurfte es noch der Zauberei bei ihrem Blick? Sie beugte sich über Mitros und blickte ihn so sanft und mitleidig an, daß er meinte, nun seien die Qualen zu Ende. Er wartete nur noch, daß sie ihn bei der Hand nehmen und zu ihm sprechen würde: „Stehe auf und wandle!“ Er glaubte an Zauberei, ihre Schönheit hatte ihn bezaubert.

Die Jüdin nahm seinen rechten Fuß, warf etwas darauf, was wie Quecksilber aussah, und befahl, es während der Nacht hinaus in die Dachrinne zu legen.

„Was ihr auch diese Nacht hört, sprecht kein einziges Wort!“

Sie legten sich abends zum Schlafe nieder. Es war noch Winter, aber die Nacht mild und sternenhell wie im Frühling. Nur die Mutter wachte bei Mitros, sich an seinem Bette niederstreckend. In dieser Nacht, und mochte sie alle Gesundheit der Welt und alle Sorgenfreiheit in sich bergen, konnten Mutter und Sohn kein Auge zuthun. Die Mutter dachte an die Worte der Jüdin: „Was ihr auch diese Nacht hört, sprecht kein einziges Wort!“ Und beide beschlich eine Furcht, und zugleich durchstrahlte sie ein Hoffnungsschimmer.

In der geräumigen Stube dämmerte die Hängelampe; man sah nichts als das Ikonostasion*) mit dem rauchgeschwärzten Christus und dem versilberten St. Nikolas sowie eine Flinte und ein Ruder, beide in eine Ecke an der Wand gelehnt. Mitros ließ seine schlaflosen Augen von der Lampe auf die Heiligenbilder und von da an den Herd schweifen, als wartete er auf etwas, das aus der Finsternis herangeschwebt käme, irgend ein unerwartetes Geheimnis. Und in dem Dämmerlichte flossen der Schatten, den der Christus warf, der Silberschein des heiligen Nikolas, das lange Ruder und die Gestalt der Flinte seltsam ineinander und wurden zu gespenstischen schwarzen Gestalten, die sich emporreckten, als flüsterten sie sich zu, unheimliche Wesen, die sich jeden Augenblick als Luftgeister, Schicksalsgötter, abgeschiedene Seelen offenbaren konnten ... wer weiß, was noch alles an den Tag kommen würde! Dem Armen schlug 's Herz, sein Kopf war voll von Geschichten aus einer andern Welt, von Märchen aus einer andern Zeit, und er wartete wie ein Sträfling, der nicht weiß, ob man ihn töten oder Gnade ergehen lassen würde. Und als die Mitternacht herankam, die friedlich und sternenklar hineinschaute, da brach auf den Ziegeln des Daches ein Höllenlärm los, Kieselsteine fielen, als eröffnete man ein Kreuzfeuer auf das Haus, als regnete der Himmel Hagel aufs Dach nieder. Man hört ein Pfeifen, Stimmen werden laut. Der Boden schwankt, die Thüren und Fenster ächzen, und vor den Augen des Sohnes tanzen seltsam Lampe und Heiligenbilder, Lichter und Schatten. Der Atem steht ihm still. Er kann nicht sprechen, obwohl er es gar nicht will. Er denkt an die Worte der Jüdin, zittert vor Furcht, die Neraiden**) könnten ihm die Sprache rauben, er berührt seine Mutter mit dem langen Stecken, den er an der Seite hält, ob sie auch nicht schläft und ob sie merkt, was vorgeht. Und die Mutter klopft, ohne zu sprechen, auf den Boden, zum Zeichen, daß sie noch wach wäre und es hörte. Von jener Stunde an verharrten Mutter und Sohn in regungsloser Stille und warteten, bis jeder Lärm zu Ende und die Ruhe wieder eingezogen war. Aber sie horchten noch immer und glaubten das Pfeifen, Poltern und die Stimmen zu vernehmen bis zur Morgendämmerung.

Wie es graute, war auch die Zauberin da. Sie verlangte nach dem Pflaster, das während der Nacht draußen gelegen hatte, betrachtete es sinnend, lächelte dem Mitros freundlich zu und sprach zur Mutter:

*) Die mit Heiligenbildern bemalte, bettschirmartig in der Stube und in der Kirche aufgestellte Wand.

**) Weibliche Luft- und Wassergeister, ähnlich unsern Elfen und Nixen.

„Hab' ich's euch nicht gesagt? Der Junge ist behext. Unmöglich, ihn zu heilen! Hätte man sich gleich an die Wahrsagungen gehalten und sich nicht mit den Aerzten eingelassen, er wäre noch zu retten gewesen."

III.

Auch der Winter war vergangen. Der Schnee auf dem Zygosgebirge war geschmolzen, nur sein Gipfel ragte noch, wie in einen zarten weißen Schleier gehüllt, hervor. Auf dem Felde blühten schon die Mandelbäume, in den Häuschen des Dorfes, auf jedem Altan, auf jedem Söller grünten Basilikum, Minze und Anemone in Blumentöpfen und Kästchen. Die ärmlichsten Hütten waren wie in ein Dickicht von Blumen eingebettet. Die Dorfdirnen mit schön geflochtenen Zöpfen und schlankem Wuchs machen sich im Frühling ein besonderes Gewerbe daraus, die Blumen zu begießen und zu ordnen. Und auf Altanen und Söllern, in Thür- und Fensternischen, und zwischen den Blumentöpfen hatten die Schwalben ihre Nester gebaut. Wie leicht fanden sie alle dort ein Plätzchen, um sich einzunisten. Je ärmlicher das Häuschen war, um so reicher, um so sorgenfreier fühlten sich die armen Schwalben. Fast meinte man, sie merkten es selbst.

In Mitros' Gehöft hatte sich keine Blume aufgethan; zwei, drei Blumentöpfe standen leer auf den Brettern. In dem Kopf der alten Dimena hatte die Sorge für Blumen keinen Raum. Im vergangenen Winter hatten Wind und Wetter die Blumentöpfe an der Vorderseite des Hauses samt den Brettern, die sie trugen, fortgerissen und mit ihnen auch die Nester mit allen Schwalben. Niemand dachte daran, sie wieder aufzustellen. Und als der Frühling kam und auch die Vögel wiederkehrten, da ließen sie sich nicht in dem Hause nieder, sondern schlugen mit den Flügeln und flohen aus der Verwüstung.

Der Karneval ging vorüber, die Fastenzeit neigte sich zu Ende, der April verjüngte das Leben und streute neue Kräfte aus für den Kampf ums Dasein. Neue Freuden füllten die Seele, neue Sorgen den Sinn. Wie die Blume öffnete die Liebe die Augen, die geöffneten Kirchen strömten Weihrauchduft aus, und die Herzen, noch weiter geöffnet, waren von neuer Hoffnung geschwellt. Diese Zeit versüßt auch dem Gequälten das Dasein, der Verzweifelte schöpft neuen Mut; und wer schon aufs Ende gefaßt ist, der umarmt nur um so fester das Leben, sucht es so teuer wie möglich zu verkaufen.

Für Mitros gab es keine Rettung mehr. Seine Tage waren gezählt. Umsonst waren die Aerzte mit ihrer Arznei, die Zauberinnen mit ihren Wahrsagungen. Der Fuß war vom Krebs befallen. Das Gift stieg immer höher und ging ins Blut über. Dabei lag er stumm und unbeweglich, nur seine Augen sprachen und rollten umher, als erwarteten sie den Charos.

Die arme Dimena war vor Nachtwachen und Kummer unkenntlich geworden und bis zum Gerippe abgemagert. Die drei Freunde sprachen weder noch rührten sie sich von seiner Seite. Am Karfreitag holte man den Papa Thymios, ihm das Abendmahl zu spenden. Der Tag brach an, nicht wie sonst mit finsterem Himmel, sondern strahlend blau. Mit dem ersten Lichtstrahl, der sich durch die Wandritze zu Mitros' Lager stahl, fuhr dieser auf, stieß einen Schrei aus und rief: „Mutter, ich will Sonne, Luft! — Mach das Fenster auf!"

Und sie machte das Fenster auf. Sonnenschein durchflutete das dunkle, öde Gemach. Wie festliche Freude ergoß sich das Licht über Dielen, Wände, in alle Winkel. Es umspielte den Kranken, und man meinte, das sei der einzige Arzt und der einzige Zauberer. Die Frühluft, die belebend hereinströmte, spielte in seinen langen, ungekämmten Haaren. Und durchs offene Fenster schweiften seine Augen gerade hinaus und begegneten sich mit der stillen Bucht, derselben, die unter dem Goldkuß der Sonne in tausend Farben schillerte. Nur daß der August ihr damals nicht jene geheimnisvolle Schönheit verleihen konnte, wie es heute der April that, der aus allen Atemzügen und allem Sehnsuchtsdrange des Lebens geschaffen ist. Und in einer Ecke des Hafendammes erspähte sein Auge ein Boot, sein eignes, das abgetakelt auf der Seite lag. Und gleich, als ob die Sonne seinen Sinn noch tiefer durchleuchtete als das Haus, merkte auch er, daß sein letztes Stündlein gekommen, daß Charos auf ihm lag und er sich als ein wackerer Held ergeben müsse. Und die Sonne, die Zauberin, berückte und berauschte ihn mit einem wundersamen, schweren, aus Leben und Tod gekelterten Wein.

„Einen Spiegel, Mutter, einen Spiegel!"

Ein sehnsüchtiges Verlangen nach Schmuck und Putz hatte ihn plötzlich ergriffen; er wollte seine alte, blühende Jugendfrische wieder herstellen zur Reise in die Unterwelt. Es war ihm, als machte er sich fertig zum St. Eliasfeste, das oben auf den Abhängen des Zygos gefeiert wurde. Und die Mutter, wehklagend über das Unheil, das sie ahnte und doch nicht merkte, das sie merkte, ohne daran zu denken, brachte ihm den Spiegel. Er nahm ihn und begann sich darin zu beschauen, aber er sah nicht sich selbst, sondern nur tausend goldene Erinnerungen, tausend Bilder von seiner Jugendzeit an bis jetzt; Bilder und Erinnerungen, die in seinem Gemüt begraben lagen, noch einmal aus ihrem Grabe emporstiegen und leicht beschwingten Vögeln gleich vor seinem erloschenen Blicke zitternd über das Glas huschten. Der Spiegel erschien ihm wie jener Zauberspiegel, worin man die ganze ferne Vergangenheit erblickte und die ganze

ferne Zukunft. Dann auf einmal sah er im Spiegel nichts weiter als sein totenbleiches, abgezehrtes Gesicht.

Da rief er mit dem ganzen Herzeleid um die verlorene Lebensfrische aus:

„Ach, die schöne Jugend, wie sie dahinwelkt!" Und bei den Worten „schöne Jugend" ergriff ihn noch einmal das Verlangen nach irdischer Freude, nach Putz und Schönheit, die keinen echten Pallikaren je verläßt, selbst nicht in des Todes Armen. Er begann sich die krausen Haare zu kämmen, die in so dichten, langen Locken herabfielen, als hätten sie die ganze Frische und Fülle des Körpers eingesogen, so üppig wucherten und wuchsen sie. Dann drehte er seinen kleinen Schnurrbart, als rüstete er sich zu einer zweiten Verlobung. Und wie er damit fertig war und auf einen Arm gestützt dalag, sprach er, als ob ein plötzliches Licht sein Gehirn durchzuckte, zur Mutter:

„Nun, arme Mutter, so lange hatte ich guten Mut. Ich glaubte, ich würde nicht sterben ... Um einen Gefallen noch bitte ich dich: Sing mir ein Klagelied, damit ich's höre."

„Aber, mein Kind, was sind das für Reden! Klagen soll ich jetzt um dich? Ist es so weit gekommen mit dir?" stammelte entsetzt die Alte.

„Ach, und ewig ach! So singe doch ein Klagelied, Mutter! Sing und weine doch! Siehst du, so:

‚Die Jugend wird zu Erd' und Staub, der Jünglingsmut zum Rasen,
Zu Erde wird der Falkenleib, darauf man tritt mit Füßen!'

So, Mutter, das mußt du singen, wo du gehst und stehst!"

Er schwieg ein Weilchen, dann fuhr er plötzlich auf und rief verzweifelt:

„Ich will nicht allein sterben; Leute will ich um mich haben! Mach die Thür auf, Mutter, daß die Leute hereinkommen!"

Es mochte etwa gegen Mittag sein. Die Dorfbewohner kamen aus der Kirche zurück, Männer, Weiber und Kinder, mit Blumen in der Hand, Blumen von der Grablegung. Und wie das Singen an die Ohren der Leute drang, die aus St. Nikolas kamen und gerade dort vorbeizogen, da klang es ihnen wie ein verhaltener, heiserer Klageton entgegen, daß es sie wie ein Schauder durchfuhr, ein Ton wie von einem lebendigen Wesen, einem Menschen, ein Ton, der fiel und stieg, erstickt wurde und frei dahinströmte, daß es ringsum wiederhallte. Es war kein Sprechen, kein Klagen, kein Weinen, kein Lachen, kein Fluchen und auch kein Singen. Es war das Ausströmen einer gequälten, wahnsinnigen und verzweifelten Seele. Die Vorübergehenden horchten auf, blieben stehen, fuhren zusammen, schüttelten den Kopf, und einer sprach zum andern:

„Ein Totenlied? Wer mag denn nur gestorben sein?"

Da wies einer auf Mitros' Haus hin und sagte:

„Wißt ihr's denn nicht? Aus Mitros' Hause kommt der Gesang. Der Herr Mitros ist tot!"

Mitros tot! Mitros, der prächt'ge Bursche, der sich ein ganzes Jahr lang auf dem Krankenlager gequält hatte! Er, der von allen bewundert und beneidet wurde, der Beherzte, ohne alle Schuld zu Tode Gemarterte! Wie Hagelschlag fiel die Kunde auf ganz Thalassochóri nieder. Alle, die sie vernahmen, seufzten tief auf und rangen die Hände, die Frauen zogen sich an den Backen, als hätte man nicht seit Monaten darauf gefaßt sein müssen. Man konnte es nicht begreifen. Wenn ein Pallikare wie Mitros stirbt, dann stirbt ein ganzes Leben, dann erlischt die Sonne!

Und nun begab sich etwas, das auch im Gedächtnis der ältesten Leute noch nicht in Thalassochóri dagewesen war. Jeder, der die Nachricht hörte, sagte sie dem andern, und so fort; wie und wo er auch war, jeder eilte geschwind zu Mitros' Hause. Wo sollte sich aber die ganze Menge zusammenscharen? Frauen in Festkleidern mit schwarzen Kopftüchern, Frauen im Alltagsrock, so, wie sie aus ihrem Hause kamen. Männer der verschiedensten Art, Hausbesitzer, Knechte und Tagelöhner. Kleine Kinder, die man an der Hand hielt, und ganz kleine, die noch an der Brust lagen — alles zog von der Kirche geradenwegs dorthin. Man glaubte, es würde in jenem Hause „das Leiden Christi" gefeiert, und es sei noch ein Epitaph dort aufgestellt. Man meinte, die Blumen, die sie noch in der Hand hielten, wollte man dem Toten aufs Lager streuen, ihm damit den letzten Schlummer zu versüßen.

Das Haus blickte ihnen mit offenen Thüren und Fenstern entgegen, in der Mittagssonne gebadet. Niemand konnte die Menge zurückhalten. Alle, die zuerst herbeikamen, eilten mit großen Schritten über die Schwelle, stürzten die Treppe hinauf und zerstreuten sich in alle Räume des Hauses. Die übrigen warteten draußen. Und immerfort kamen neue Scharen herbei. Und immerfort kamen sie herunter, und immerfort drängten andre nach. Plötzlich erschienen die, denen es gelungen war, zuerst ins Haus zu kommen, drinnen an den Fenstern, dann gingen sie wieder hinab, niedergeschlagen, bekümmert, mit bleichen Gesichtern und brachten neue Kunde:

„Er ist ja noch nicht tot! Er liegt nur im Sterben und hat verlangt, man solle ihm Totenlieder singen, solange er noch lebt. Was sagt ihr dazu? So etwas ist doch noch nicht dagewesen!"

Und es war wirklich so. Alle, die ins Haus traten, standen wie versteinert. Während sie erwartet hatten, ihn tot zu finden und ihm den Totenkuß zu geben, sahen sie ihn vor sich aufrecht im Bette sitzen, mit wildem Gesicht, stieren Augen und gespannten

Ohren, wie ein ungeduldiger Hengst, der auf die Wiese hinausstürmen will, wie ein Pallikare, der wartet, daß man ihm seine Waffen bringen soll, um sich in den Kampf zu stürzen. Und in einer Ecke saß zusammengekauert die alte Dimena, unbeweglich, nur noch ein Rest von Körper, ohne Seele, ohne Thränen; ihr ganzes Leben war zu einer Stimme geworden, zur Stimme der Verzweiflung selbst. Und in einer seltsam wunderbaren Melodie, die man nicht wieder vernahm, sang sie die Worte:

„Im Todeskampf ein Jüngling liegt, ein schöner Jüngling stirbt;
So zündet grüne Kerzen denn und bleiche Lampen an,
Daß sie hinab den Hadesweg dem schönen Jüngling leuchten.
Denn Treppen auf und Treppen ab, so geht's dort ohne Ende."

Die Vasilo, ihre Schwägerin, die sich nicht mäßigen konnte, unterbrach sie:

„Liebe Dimena, so etwas ist doch unerhört! Dein Kind lebt noch, und du singst ihm Totenlieder."

Aber anstatt daß die Mutter antwortete, unterbrach sie der Sohn:

„Mach, daß du fortkommst! Ich will, daß sie um mich klagen."

Und sich zu der kleinen Lolo wendend, seiner Muhme, die vorm Bett auf den Knieen lag und ihre stillen Thränen im Taschentuche verbarg, sprach er mit wildem Blick:

„Was, Lolo, warum klagst du nicht auch?"

Und weiter erscholl das Klagelied in der Ecke:

„Da fand ihn wohl ein Würmelein, das fragt' ihn allsogleich:
‚Wohin denn schwindest, Silber, du, was wirst du, Gold, so bleich?
Wohin denn, Silberglöcklein, du, daß dir dein Schall verstummt?'"

Und von den Lippen der Mutter pflanzte sich das Klagelied fort auf die Lippen der andern Weiber, wie eine Kerze sich entzündet an der andern, wie die Uferfluten, wenn sie anschwollen und Thalassochóri überschwemmten. Und inmitten der klagenden Weiber tauchten andre Weiber auf mit Blütenkränzen und welken Sträußen in der Hand und weiterhin noch andre in den andern Stuben, die Kästen öffneten und die Bahrtücher zurechtlegten für den Toten, der noch atmete; und inzwischen strömte die Menge in einem fort ein und aus, und darunter waren auch Jannakos, Markos Kaninias und „Tari Tarela"; abgemagert von dem Wachen und zerschlagen vor Schmerz, so starrten sie mit den Augen wie Blinde vor sich hin und hörten und sahen nichts. Auf einem Tische stand die goldgestickte Mütze, ein letztes Geschenk der Braut an den Unglücklichen, der ihr nun für immer entfliehen sollte. Mit der Mütze wollten sie ihn schmücken auf dem Totenbett.

Von Mittag ab begann der Todeskampf. Er hielt den ganzen Nachmittag an. Und der Pallikare stöhnte laut und wurde aufgerüttelt, wie ein Stück Land, das ein dämonisches Erdbeben aus den Grundfesten der Erde emporschleudert.

Und in dem Seelenkampf, in dem letzten Aufflackern des Lebens entrangen sich ihm stoßweise die Worte:

„Ach, mein Gott, was habe ich ausgestanden! ... Du trägst eine Fustanella ... sachte, sachte... tritt mir nicht auf den Fuß ... ach was! Was sind das für Leute! ... Bitte, bitte! ... Mutter... tritt nicht weiter hinauf, Platz, Platz! ... Ich will Luft! Süßes Leben! ... Geh aus der Sonne! ... Ich hab' mich ergeben ..."

Und damit übergab er seine Seele dem Charos. Sie entfloh ihm vor den Augen der Menge, wie wenn der Holzhauer nach langem Kampfe angesichts des ganzen weiten Waldes eine Pappel niederstreckt. „Schade um den Pallikaren, der ohne Schuld dahingeht! Heil dir, Herr, der du ihn erlöst hast!" So ging es durch die ganze Menschenmenge vom Mitros' Lager bis hinaus auf die Straße. Und vom Hause des Toten aus erblickte man drüben am Rande des Meeres die Sonne, die blutrot unterging. Das Wasser am Strande kräuselte kein Hauch. Ein tiefer Friede in der Natur! Es ruhten Land und Meer, als wollten sie nicht den zeitlichen Schlaf des Ewigen stören, noch den ewigen Schlaf des zeitlichen Menschen.

Alsbald sahen die, die noch in der weiten Stube bei dem Toten standen, wie die alte Dimena vom Lager des Sohnes, woran sie wie festgebannt schien, schnell aufsprang und verstört mitten in die Menge hineintaumelte, wie eine Wildkatze mit ausgestreckten Händen und gespreizten Fingern, als wollte sie jemand erwürgen. Sie hatte gesehen, wie eine weibliche Gestalt wie eine Schlange in die Stube hereingeschlüpft war, unbeweglich und sprachlos, wie versteinert stehen blieb und auf das Totenbett starrte. Eine boshafte Freude leuchtete in ihren Augen, ihr festgeschlossener Mund öffnete sich nicht, nur eine leichte Linie, wie von einem Lächeln, umzog ihn. Sie war nicht groß, aber kerzengerade ragte ihr Wuchs empor; ihr Gesicht schimmerte nur noch schöner durch den schwarzen, wallenden Schleier hindurch, der ihren ganzen Kopf bedeckte. Auf sie stürzte die Alte los. Ein Flüstern ging rings durch die Menge:

„Ah, das Scheusal! Die Schändliche!"

„He, seht doch die närrische Morfo!"

Doch ehe die Dimena sie noch packen konnte, war sie schon verschwunden wie ein böser Traum oder ein lockendes Trugbild. Zitternd und mit der Hand drohend blieb die Alte stehen, und ehe sie sich wieder auf den Boden niederkauerte, rief sie ihr noch nach:

„Ah, du Hexe! So weit hast du's also getrieben, Zauberin! Du hast mir ihn vernichtet! Doch mag's gut sein! Bekommen hast du ihn doch nicht! Besser denn, es hat ihn Charos bekommen!"

Das gemietete Kind.

Von

Marie Corelli.

Aus dem Englischen übersetzt von M. Schultz.

Es war ein düsterer, unfreundlicher Dezemberabend, ein Abend, der sich wie ein nasses, schwarzes Bahrtuch auf die Riesenstadt herniedergesenkt hatte, ein Abend, an dem die schweren, tief herabhängenden Dunstwolken sich hin und wieder in langsam und widerwillig herabträufelndem Regen, kalt wie Eiszapfentropfen in einer Felsenhöhle, auflösten. Die Leute huschten wie Gespenster eines bösen Traumes durch die Straßen; im gelben, trübe brennenden Gaslicht tauchten sie einen Augenblick aus dem Nebel auf und entschwanden dann den Blicken, als seien sie plötzlich von einer dunstigen, ebenholzschwarzen See verschlungen worden. Mit dumpf und zornig klingendem Pfiff setzten die Züge der unterirdischen Stadtbahn ihre zahlreichen, fröstelnden und hustenden Fahrgäste an den verschiedenen Haltestellen ab, wo schlaftrunkene Beamte, durch das unfreundliche Wetter verstimmt, ihnen mit beleidigender Hast und sehr unsanft die Fahrkarten aus der Hand rissen. Omnibuskondukteure wurden anscheinend ohne angemessenen Grund schlechter Laune und ausfallend. Ladenbesitzer waren kurz angebunden, unliebenswürdig und rücksichtslos gegen ihre Kunden; Droschkenkutscher riefen ihren Fahrgästen, die einen schnellen Rückzug antraten, Schimpfworte und Drohungen nach, — kurz, jeder war in unzufriedener, fast gehässiger Stimmung, mit Ausnahme der wenigen, ewig heiteren Leute, die stets allem, sogar dem schlechten Wetter, die beste Seite abzugewinnen wissen. In der langen, breiten Straße Cromwell Road, Kensington, konnte der Nebel nach seinem Belieben schalten und walten; er wogte immer fort, wie dichter Rauch aus einem Riesenschlot, drang erstickend in die Kehlen der Fußgänger und legte sich vor ihre Augen, so daß sie nichts mehr sahen, stahl sich durch die Ritzen der Häuser und durchkältete sogar das Blut jener Glücklichen, die in üppig ausgestatteten Gemächern am lodernden Kaminfeuer saßen und leicht vergaßen, daß es draußen in der Welt, gegen die sie ihre Thüren verrammelt und verriegelt hatten, so bittere Dinge wie Kälte und Armut gab.

Vor einem Hause im besonderen — mit reich verzierter Hausthür und etwas schmutzigen gelbseidenen Vorhängen an den Fenstern — einem Hause, das für jeden, der sich die Mühe nahm, seine Außenseite näher anzusehen, unverkennbar den Stempel trug: „Nur äußeres Blendwerk!" — hielt ein geschlossenes Coupé, das von einem Paar sich stolz bäumender, wohlgenährter Pferde gezogen wurde. Ein Kutscher von vornehmem Aussehen saß auf dem Bock: ein Bedienter von makelloser Figur stand auf dem Trottoir; seine gelb behandschuhte Hand ruhte elegant auf dem blitzenden silbernen Drücker der Wagenthür.

Diese beiden Herren zeigten einen entschlossenen, unbeugsamen Gesichtsausdruck; sie sahen aus, als trügen sie sich mit irgend einer großen That, die die Welt zu ungestümem Beifalle hinreißen müsse — aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, — sie hatten eben ein sehr reichlich bemessenes Vesperbrot zu sich genommen, und ehe das ernste Schweigen, das sie jetzt beobachteten, eingetreten war, hatten sie erörtert, ob es geraten sei, Beefsteak und Zwiebeln zum Abendessen zu wählen. Der Kutscher hatte sich für einfache Hammelkoteletts erklärt, der leichteren Verdaulichkeit wegen; der Bediente hatte höchst eindringlich die größere Saftigkeit und den Wohlgeschmack von Beefsteak und Zwiebeln betont, und schließlich hatte er seinen Willen durchgesetzt. Nach Erledigung dieser wichtigen Frage waren sie allmählich in Nachsinnen versunken über die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Freuden, sich auf Kosten eines andern satt zu essen, und in diese holden und angenehmen Betrachtungen waren sie noch vertieft. Die Pferde wurden ungeduldig, stampften den schmutzigen Boden und schüttelten die langen Mähnen und Schweife, während der Dampf, der von ihrem glänzenden Fell aufstieg, sich mit dem immer dichter werdenden Nebel vermischte.

Auf der weißen, steinernen Haustreppe der Wohnung, vor der sie warteten, lag ein fast unsichtbares, scheinbar form- und regungsloses Bündel. Keine der beiden stattlichen Persönlichkeiten in Livree bemerkte es: es befand sich zu weit zurück in einer dunkeln Ecke und war zu unscheinbar, um den

zufälligen Blick ihrer erhabenen Augen auf sich zu lenken. Plötzlich flogen die vorhin erwähnten grell angestrichenen Thürflügel mit lautem Knarren auf; aus dem dahinter liegenden Flur strömten Wärme und strahlende Helligkeit in die nebelige Straße hinaus, und in demselben Augenblick machte der Diener, noch immer mit ernstem, unbewegtem Antlitz, den Schlag des Coupés auf. Eine ältliche, reich gekleidete Dame, in deren grauem Haar Diamanten blitzten, kam die Haustreppe herabgerauscht und brachte den schwachen Duft von Patschuli und Veilchenpuder mit sich. Ihr folgte ein junges Mädchen mit hübschem Puppengesichte, einem Stumpfnäschen und trotzigem, kleinem Mund, das seine Atlas- und Spitzenröcke mit einer gewissen stolzen Verachtung emporhielt, als empfände es Abscheu davor, den Fuß auf Erde zu setzen, die nicht mit dem besten Veloursteppich belegt sei. Als sie sich dem Wagen näherten, kam Leben in das regungslose dunkle Bündel, das in der Ecke kauerte — ein Weib mit wirrem Haar und wirrblickenden Augen, dessen bleiche Lippen ebenso wie die klägliche Stimme von unterdrücktem Weinen bebten, brach plötzlich in lautes Jammern aus:

„O, gnädige Frau!“ rief sie, „schenken Sie mir eine Kleinigkeit um der Liebe Gottes willen! O, gnädige Frau!“

Aber die „Gnädige“ rauschte mit verächtlichem Naserümpfen, ihre parfümierten Gewänder zusammenraffend, an ihr vorüber, ehe sie ihr Flehen wiederholen konnte, und sie wandte sich mit einer Art schwacher Hoffnung an das Mädchen mit den sanfteren Zügen.

„Ach, mein liebes Fräulein, bitte, haben Sie Erbarmen! Für die geringste Kleinigkeit wird Gottes Segen über Sie kommen! Sie sind reich und glücklich — und ich bin halb verhungert! Nur einen Penny! Für das Kind — das arme, kleine Kind!“ Und sie machte eine Bewegung, als wolle sie ihr zerlumptes Umschlagetuch öffnen und einen darin verborgenen Schatz enthüllen, wich aber, durch den kalten, mitleidslosen Blick eingeschüchtert, zurück, der aus jenen Augen, in denen Jugend ohne weiche Regungen wohnte, auf sie fiel.

„Sie haben auf unsrer Haustreppe nichts zu schaffen,“ sprach das Mädchen mit scharfer Stimme. „Machen Sie auf der Stelle, daß Sie fortkommen, sonst werde ich durch meinen Bedienten einen Schutzmann holen lassen.“

Dann, während sie nach ihrer Mutter in das Coupé stieg, redete sie, mit hochmütig näselnder Stimme, den stattlichen Bedienten zornig an:

„Howard, weshalb lassen Sie solch schmutziges Bettelvolk in die Nähe des Wagens kommen? Ich möchte wissen, wofür Sie bezahlt werden? Es ist geradezu eine Schande für das Haus.“

„Bedaure sehr, gnädiges Fräulein!“ erwiderte der Diener ernsthaft. „Ich habe die — die Person erst jetzt gesehen.“

Darauf machte er den Wagenschlag zu und wandte sich mit würdevoller Miene zu dem unglücklichen Geschöpfe, das sich noch in der Nähe aufhielt, und sagte mit einer majestätischen Bewegung seines goldgestickten Rockärmels:

„Hörst du? Packe dich!“

Nachdem er so seine Pflicht gethan hatte, stieg er auf den Bock, setzte sich neben seinen Freund, den Kutscher, und die Equipage rollte schnell davon. Ihre blitzenden Lichter verschwanden bald in den rauchgeschwängerten Dünsten, welche wie Trauerflor von dem unsichtbaren Himmel auf den kaum sichtbaren Boden herabhingen. Sich selbst überlassen, blickte das Weib, das vergebens bei denen Barmherzigkeit gesucht hatte, in deren Herzen kein Erbarmen wohnte, verzweiflungsvoll, fast wie eine Verstörte, um sich, und es schien, als wolle sie in wilde Verwünschungen ausbrechen, als ein schwaches Wimmern kläglich aus den schützenden Falten ihres Tuches hervordrang. Sie bezwang sich sofort und ging schnellen Schrittes weiter, kaum acht gebend wohin, bis sie die katholische Kirche, die unter dem Namen „das Bethaus“ bekannt ist, erreicht hatte.

Die noch unvollendete Fassade ragte dunkel aus dem Nebel auf; das Gebäude hatte nichts Malerisches oder Einladendes an sich, dennoch gingen Leute leise aus und ein, und durch die aufgehenden und sich wieder schließenden, mit rotem Fries bezogenen Thüren fiel ein tröstlicher, warmer Lichtschimmer. Das Weib blieb stehen, zögerte — und stieg dann, nachdem es anscheinend zu einem Entschlusse gekommen war, die breiten Stufen hinan, blickte hinein und trat schließlich ein. Der Ort war ihr fremd — sie wußte nichts von seiner religiösen Bedeutung, und sein kaltes, unvollendetes Aussehen machte sie beklommen. Es war ungefähr nur ein halbes Dutzend Menschen, wie schwarze Pünktchen, in dem großen, weißen Innenraume zerstreut, und der Nebel hing schwer unter dem gewölbten Kuppeldach und in den dunkeln, kleinen Seitenkapellen. Eine Ecke nur erstrahlte in Lichterglanz und Farbenpracht — das war der Altar der heiligen Jungfrau. Auf ihn ging die müde Bettlerin zu, und als sie dort angelangt war, sank sie wie erschöpft auf den nächsten Sitz nieder.

Sie hob nicht die Augen zu dem wundervollen, marmornen Madonnenbilde — einem der Meisterwerke alter italienischer Kunst — empor; sie war nur durch den Schimmer der Lampen und Kerzen angelockt worden und dachte nicht darüber nach, weshalb sie angezündet seien, obgleich sie sich eines gewissen Trostgefühls bei dem milden Glanz, den sie ringsum verbreiteten, bewußt ward. Sie schien noch jung; ihr Antlitz, das durch langen, bitteren Mangel mager

und hohlwangig geworden, trug die Spuren früherer Schönheit, und ihre Augen, in denen eine fieberhafte Unruhe lag, waren groß, dunkel und noch immer glänzend. Ihr Mund allein — der verräterische Spiegel der guten und bösen Thaten des Lebens — verkündete, daß es nicht gut um sie stand. Ein grausamer und schlimmer Zug lag um die Lippen, und die hämisch emporgezogene Oberlippe sprach von thörichtem Stolz und von sorgloser Sinnlichkeit. Sie saß eine oder zwei Minuten, ohne sich zu regen, — dann begann sie mit außerordentlicher Behutsamkeit und Zärtlichkeit ganz allmählich ihr dünnes, zerrissenes Tuch auseinanderzuschlagen und schaute mit angstvoller Besorgnis auf den darin verborgenen Gegenstand nieder.

Es war nur ein Kindchen, und zwar ein so winziges, blasses und gebrechliches Kindchen, daß es den Anschein hatte, als müsse es wie eine Schneeflocke unter der leisesten Berührung schmelzen und vergehen. Als seine Hüllen gelockert wurden, schlug es ein Paar große, ernste, blaue Augen auf und blickte mit einem sonderbaren, rührenden, sinnenden Ausdruck dem Weibe ins Antlitz. Es lag ganz still, ohne einen Laut von sich zu geben — ein abgezehrtes, bleiches Miniaturbild der leidenden Menschheit — ein Säugling, dessen winzigen, verzerrten Zügen das Leid gramvoll seinen Stempel aufgedrückt hatte. Auf einmal streckte es ein mageres Händchen aus und liebkoste leise seine Beschützerin; dabei zeigte sich auch der schwächste Schimmer eines Lächelns in dem kleinen Gesichte. Das Weib erwiderte seine Zärtlichkeit mit einer Art von Verzückung: sie drückte es liebevoll an die Brust und bedeckte es mit Küssen, während sie es hin und her wiegte und abgerissene Worte mütterlicher Liebkosung hervorstammelte.

„Mein kleiner Liebling!“ flüsterte sie leise. „Mein Lämmchen! Ja, ja, ich weiß! So müde, so kalt und hungrig! Mach dir nichts daraus, Kind, mach dir nichts daraus! Wir wollen uns hier ein wenig ausruhen; dann singen wir ein Lied und bekommen Geld für die Heimfahrt. Schlaf weiter, Schätzchen! So! Nun sind wir wieder warm und behaglich!“

Während sie so sprach, zog sie ihren Shawl fester in dichtere Falten zusammen, um das Kind besser zu schirmen. Als sie sich damit zu schaffen machte, ging eine Dame in tiefer Trauerkleidung dicht an ihr vorüber, schritt bis unmittelbar an die Stufen des Altars, kniete dort nieder und barg das Gesicht in den gefalteten Händen. Das erregte die Aufmerksamkeit der müden Wandererin; sie starrte mit einer Art stumpfer Verwunderung auf die in schwere, rauschende Seide und Krepp gekleidete, knieende Gestalt, und allmählich glitt ihr Blick weiter nach oben, bis er an dem holden und mild lächelnden Marmorbilde der Madonna mit dem Kinde haften blieb. Sie schaute wieder und wieder hin — überrascht — ungläubig; dann stand sie plötzlich auf und ging bis an das Altargeländer. Dort blieb sie stehen und blickte auf einen Korb weißer und duftender Blumen, die irgend ein andächtiger Beter zurückgelassen hatte. Sie schaute ungewiß nach den silbernen Hängelampen, den leuchtenden Kerzen empor; sie verspürte einen feinen, merkwürdigen Wohlgeruch in der Luft, als wäre eben ein Korb voll Frühlingsveilchen und Narzissen vorübergetragen worden; dann, als ihr umherschweifender Blick zu der einsamen Frau in Schwarz, die noch immer regungslos neben ihr kniete, zurückkehrte, schnürte ihr ein seltsames Gefühl, als müsse sie ersticken, die Kehle zusammen, und ein brennend heißes Naß stieg ihr in die Augen. Sie bemühte sich, diese hysterische Anwandlung unter einem leisen, verächtlichen Lachen zu ersticken. „Gott, Gott,“ murmelte sie halblaut vor sich hin, „was ist das hier, wo sie zu einer Frau und einem kleinen Kinde beten?“

In diesem Augenblick erhob sich die Dame in Schwarz; sie war jung, mit stolzem, schönem, aber müdem Antlitz. Ihr Auge fiel auf ihre unsaubere Schwester, die, ein Bild der Armut, dastand, und sie blieb mitleidigen Blickes stehen. Die Bettlerin machte sich diese Gelegenheit zu nutze und flehte sie in eindringlichem Tone um eine milde Gabe an. Die Dame zog ihre Börse hervor, hielt dann zögernd inne und sah wehmütig auf das Bündel im Shawl nieder.

„Sie haben da ein kleines Kind?“ fragte sie in sanftem Tone. „Darf ich es ansehen?“

„Ja, gnädige Frau,“ und die Hülle wurde zurückgeschlagen und zeigte das winzige, weiße Gesichtchen, das jetzt im Schlafe noch unendlich viel rührender aussah.

„Ich habe meinen Kleinen vor einer Woche verloren,“ sprach die Dame schlicht, während sie es betrachtete. „Er war mein Ein und Alles.“

Ihre Stimme bebte, sie öffnete ihre Börse und drückte der erstaunten Bittstellerin eine größere Silbermünze in die Hand.

„Sie sind glücklicher als ich; vielleicht beten Sie für mich! Ich bin sehr einsam!“

Dann zog sie den langen Kreppschleier, der ihre Züge gänzlich verhüllte, vors Gesicht, neigte den Kopf und glitt leise davon. Das arme Weib blickte ihr nach, bis ihre graziöse Gestalt im Dunkel der großen Kirche verschwunden war, und wandte sich dann wieder dem Altar zu.

„Für sie beten!“ dachte sie. „Ich! Als ob ich beten könnte!“

Und sie lächelte bitter. Wiederum blickte sie die Statue im Altarschrein an, sie hatte ganz und gar keine Bedeutung für sie. Sie hatte niemals vom Christentum gehört, ausgenommen durch ein Traktätchen, dessen tröstende Ueberschrift gelautet hatte:

„Halt ein! Du kommst in die Hölle!" Religion jeglicher Art wurde von denen, unter denen zu leben ihr Los war, verspottet und verlacht; Christi Name wurde nur, wenn es gelegen war, zum Fluchen benutzt, und deshalb stand sie diesem rätselhaften, mild lächelnden, sanft einladenden Marmorbilde ohne Verständnis gegenüber.

„Als ob ich beten könnte!" wiederholte sie mit einer Art von Hohn. Dann blickte sie auf die große Silbermünze in ihrer Hand und das schlummernde Kindchen in ihren Armen nieder. Einer plötzlichen Eingebung folgend, sank sie auf die Kniee.

„Wer du auch bist," murmelte sie, die Statue droben anredend, „du scheinst ein Kind, das dein eigen ist, zu haben; vielleicht hilfst du mir, für dieses zu sorgen. Es gehört nicht mir; ich wollte, es wäre mein! Jedenfalls liebe ich es mehr, als seine eigne Mutter thut. Du wirst wohl auf so eine, wie ich bin, nicht hören. Aber wenn es irgendwo einen Gott giebt, so würde ich ihn bitten, die gute Seele, die ihr kleines Kind verloren hat, zu segnen. Ich segne sie von ganzem Herzen, aber mein Segen ist nicht viel wert. Ach!" und sie heftete von neuem den Blick auf das milde, weiße Antlitz der heiligen Jungfrau, „du siehst gerade aus, als ob du mich verständest, aber ich glaube nicht, daß du das thust. Das schadet nichts. Ich habe alles gesagt, was ich für heute auf dem Herzen hatte."

Nachdem sie mit ihrer seltsamen Bitte oder vielmehr Rede zu Ende war, erhob sie sich und schritt davon. Die großen Kirchenthüren fielen schwer hinter ihr zu, als sie ins Freie trat und wieder draußen in der schmutzigen Straße stand. Es regnete — ein feiner, kalter, durchdringender Regen rieselte unaufhörlich herab. Aber das Geldstück, welches sie in der Hand hielt, war ein Talisman gegen äußere Unbill des Wetters, und sie setzte ihren Weg fort, bis sie an eine sauber aussehende Milchwirtschaft gelangte, wo sie für ein paar Kupfermünzen die längst geleerte Saugflasche des Kindchens wieder füllen lassen konnte, aber sie kaufte nichts für sich selbst. Sie hatte den ganzen Tag gehungert und war zu erschöpft, um etwas zu genießen. Bald darauf stieg sie in einen Omnibus und fuhr nach Charing Croß. Bei dem großen Bahnhofe, der im Lichte seiner elektrischen Lampen in blendender Helle erstrahlte, stieg sie aus und ging draußen auf und nieder, mehrere der Vorübergehenden ansprechend und sie um ein Almosen bittend. Ein Mann gab ihr einen Penny; ein andrer, jung und hübsch, auf dessen von Unmäßigkeit gerötetem Antlitz noch ein Hauch des rasch schwindenden Knabenalters lag, fuhr mit der Hand in die Tasche und zog alle Kupfermünzen hervor, die sie enthielt — es waren drei Pence — und während er sie in ihre ausgestreckte Hand gleiten ließ, sagte er mit frechem Scherz:

„Sie sollten mehr herausschlagen können mit Ihren großen Augen!"

Sie wich zurück und schauderte; er brach in ein rohes Lachen aus und ging seiner Wege. Sie blieb an der Stelle, wo er sie verlassen, stehen und schien eine Zeitlang in trübselige Erinnerungen versunken, aus denen das klägliche Wimmern des Kindes, das sie trug, sie aufschreckte. Es leise beschwichtigend, flüsterte sie: „Ja, ja, Liebling, es ist zu naß und kalt für dich; wir wollen lieber gehen." Und infolge dieses Entschlusses rief sie einen andern Omnibus an, diesmal einen, der nach Tottenham Court Road fuhr, und nach langer, ermüdender Fahrt wurde sie an ihrem Bestimmungsorte — einer schmutzigen Gasse im schlimmsten Teile von Seven Dials — abgesetzt. Als sie in die Straße einbog, ward sie mit lautem, höhnischem Lachen von einigen roh aussehenden Männern und Weibern, die sich um einen niedrigen Schnapsladen an der Ecke drängten, begrüßt.

„Da ist Liz!" rief einer, „da ist Liz und der blühende Sprößling!"

„Na, altes Mädchen, heraus mit dem Mammon! Wieviel hast du, Liz? Spendiere uns allen, wie wir da sind, einen Schnaps!"

Liz ging ruhig und unbeirrt an ihnen vorbei; sie zog die höhnisch geschürzte Oberlippe in die Höhe, und ihre Augen blitzten verächtlich, aber sie sagte nichts. Ihr Schweigen reizte ein etwa siebzehnjähriges Mädchen mit wirrem Haar und katzenartigem Gesicht, das mehr als halb betrunken auf dem Boden saß, die Arme um die Kniee gelegt, und sich nachlässig hin und her wiegte.

„Mutter Mawls," rief sie, „Mutter Mawls! Hier ist Liz wieder mit Ihrem Kind!"

Als wären ihre Worte eine mächtige Zauberformel gewesen, um einen bösen Geist heraufzubeschwören, so flog die Thür eines der elendesten Häuser auf, und ein wohlbeleibtes Weib, fast nackend bis zur Taille herab, mit aufgedunsenem, fleckigem und äußerst abschreckendem Gesichte, stürzte wütend heraus, sprang auf Liz zu und rüttelte sie heftig am Arm.

„Wo ist mein Schilling?" schrie sie mit gellender Stimme, „wo ist mein Schnaps? Heraus damit! Heraus mit dem Gelde! Dein kriechendes Wesen verfängt bei mir nichts: ein Handel ist ein Handel in der ganzen Welt! Du machst ein Vermögen mit meinem Kind — das weißt du selbst; bezahlt sich viel besser als dein altes Handwerk! Sag nicht nein — du weißt, daß ich recht habe. So ein kränkliches Gör findest du nirgends wieder, und nur die kränklichen Gören bringen Geld ein und rühren die Herzen der gütigen Damen und der guten Herren —" sie legte einen unnachahmlichen, winselnden Nachdruck

auf die letzten Worte, der bei ihren Zuhörern Lachen und Beifallsklatschen hervorrief. „Du hast es billig genug bekommen, das kann ich dir sagen, und wenn du nicht regelmäßig bezahlst, wie es sich gehört, so giebt es andre, die froh sein werden, das Geschäft zu machen!"

Sie hielt aus Mangel an Atem inne, und Liz sprach ruhig:

„Es ist alles in Ordnung, Mutter Mawks," meinte sie mit einem Versuch zu lächeln, „hier ist Ihr Schilling, hier sind die vier Pence für Ihren Branntwein. Ich schulde Ihnen jetzt nichts für das Kind." Sie stockte und blickte zärtlich auf das schwache Geschöpfchen in ihren Armen nieder; dann setzte sie fast flehend hinzu: „Es schläft jetzt. Darf ich es heute abend mit mir nehmen?"

Mutter Mawks, die gerade die Geldstücke, welche Liz ihr gegeben, probierte, indem sie ungestüm mit ihren großen gelben Zähnen darauf losbiß, brach in ein lautes Lachen aus.

„Mitnehmen! Das gefällt mir! Welche Unverschämtheit! Es mit dir nehmen!" Dann die dicken roten Arme auf die Hüften stemmend, setzte sie mit einem Grinsen hinzu: „Will dir was sagen, wenn du Lust hast, mir 'ne halbe Krone*) zu bezahlen, so kannst du es meinetwegen gern mitnehmen, um es zu herzen und zu küssen!"

Die betrunkenen Zuhörer dieser kleinen Scene ließen wiederum ein zustimmendes wieherndes Gelächter hören, und das auf der Erde kauernde Mädchen löste die um die Kniee geschlungenen Hände und klatschte laut in dieselben, während sie ausrief:

„Bravo, Mutter Mawks! Man vermietet seine Gören nachts nicht umsonst! 's müßte teurer sein, als bei Tage!"

Liz' Antlitz war blaß und starr geworden.

„Sie wissen, ich kann Ihnen das Geld nicht geben," sagte sie langsam. „Den ganzen Tag ist kein Bissen über meine Lippen gekommen. Ich muß leben, obwohl es kaum der Mühe wert zu sein scheint. Das Kind," und dabei wurde ihre Stimme unwillkürlich weicher, „schläft ganz fest; es ist ein Jammer, es aufzuwecken, das ist alles. Es wird die ganze Nacht weinen und unruhig sein — und ich würde es ihm warm und behaglich machen, wenn Sie es mir erlauben wollten." Sie blickte hoffnungsvoll und doch ängstlich auf: „Wollen Sie?"

Mutter Mawks war anscheinend eine Dame von leicht erregbarem Temperament. Die schlichte Bitte schien sie fast zur Wut aufzureizen. Ihre Stimme ging geradezu in ein Kreischen über, und sie fuhr mit den schmutzigen Händen durch ihr noch schmutzigeres Haar — eine Gebärde, die eine passende Begleitung für ihre Schimpfreden bildete.

*) Zwei und eine halbe Mark deutscher Reichswährung.

„Ob ich will, ob ich will!" schrie sie gellend. „Ob ich mein eignes Kind umsonst für die Nacht ausleihen will? Ob ich das will! Nein, das will ich nicht! Zum Kuckuck auch! Gott im Himmel! Wie uns der Kamm schwillt! Das Kind wird bei Ihnen ruhig sein, Fräulein Liz — wirklich? Und bei seiner leiblichen Mutter wird es schreien und weinen — he?" Und bei jedem Satze kam sie Liz näher, und bei jedem Worte steigerte sich ihre Empörung. „Du, gemeine Dirne, du! Glaubst du, ich würde dir mein Kind auch nur eine Stunde lassen, wenn du nicht bezahltest! Und du bezahlst viel zu wenig! Ich bin 'ne rechtschaff'ne Frau, die sich durch Arbeit ihren Unterhalt verdient und mäßig trinkt, viel besser als du mit deinem hochnasigen Benehmen. Eine nette Schlampe bist du! Gieb mir das Kind, du hast kein Recht, es noch eine Minute länger zu behalten," und dabei fuhr sie mit der Hand nach Liz' schützendem Tuche. „O, thun Sie ihm nicht weh!" bat Liz zitternd. „Es ist ein so kleines Ding; thun Sie ihm nicht weh!"

Mutter Mawks starrte sie so wütend an, daß ihre blutunterlaufenen Augen fast aus dem Kopfe zu treten schienen.

„Weh thun! Habe ich nicht ein Recht, mit meinem eignen Fleisch und Blut zu thun, wie es mir beliebt? Weh thun! In meinem ganzen Leben ist mir so etwas noch nicht vorgekommen! Seht her!" — und dabei wandte sie sich zu den versammelten Nachbarn — „Ist sie nicht gut? Sie macht sich nichts aus dem Gesetz, die unverschämte Person! Sie enthält ein Kind seiner eignen Mutter vor!"

Und damit machte sie einen heftigen Angriff auf den Shawl, und es gelang ihr, das Kind Liz' widerstrebenden Armen zu entreißen. Das arme Kleine, das auf so rohe Weise aus seinem Schlummer geweckt wurde, erhob ein schwaches Wimmern; seine Mutter, dadurch noch mehr aufgebracht, schüttelte es heftig, bis es keuchend nach Luft rang.

„Verwünschter kleiner Balg," schrie sie, „warum erstickt er nicht lieber gleich, und ich bin ihn los!"

Und ohne sich weiter um Liz' erschrockene Einwendungen zu kümmern, warf sie das Kind heftig, als wäre es ein Gummiball, durch die offene Thür ihrer Behausung, wo es auf einen Haufen schmutziger Kleidungsstücke fiel und regungslos liegen blieb — sein Wimmern hatte aufgehört.

„O das arme Kind!" rief Liz im Tone bittersten Schmerzes jammernd aus. „O, Sie haben es sicherlich getötet! Ach, Sie sind grausam, grausam! O Kind, Kind!"

Und sie brach in leidenschaftliches Schluchzen und Weinen aus. Die Umstehenden sahen mit ungerührtem Schweigen zu. Mutter Mawks raffte mit einer herausfordernden Gebärde ihre zerfetzten Gewänder zusammen und rümpfte die Nase, als wolle

sie sagen: „Jeder, der sich mit mir einlassen will, zieht den kürzeren.“ Es trat eine kurze Pause ein; plötzlich kam taumelnd ein Mann, der sich mit der Hand über den Mund fuhr, aus dem Schnapsladen — er war ein derb gebauter roher Patron mit bösen Zügen, struppigem, ungekämmtem rotem Haar und kleinen, geröteten Augen. Er starrte stumpfsinnig die weinende Liz an, dann Mutter Mawks, schließlich von einem der Umstehenden zum andern.

„Was ist denn los?“ fragte er mit lallender Stimme. „Was ist los? Joe Mawks will zusehen, daß jedem sein Recht wird. Nur munter aufeinander los, meine Lieben! Immer munter!“ Und mit blödsinnigem Kichern fuhr er in die Tasche seiner zerrissenen Barchenthose und zog eine Pfeife hervor, die er gemächlich aus einem schmierigen Beutel mit so unsicheren Fingern stopfte, daß der Tabak ringsum verschüttet wurde; dann zündete er sie an und wiederholte dabei mit immer lallenderer Stimme: „Was ist los? Immer drauf los!“

„Es ist wegen Ihres Kindes, Joe!“ rief das vorhin erwähnte Mädchen und sprang so ungestüm von ihrem Sitz auf der Erde auf, daß ihr Haar herabfiel und sie wie ein dunkler, feuchter Nebel umwallte, aus dem ihr mageres, erregtes Gesicht boshaft hervorschaute. „Liz ist übergeschnappt! Sie will Ihr Kind mitnehmen, um es zu herzen und zu küssen!“ Und sie kreischte förmlich auf vor Lachen. „Ha, ha, denken Sie nur! Will ein Kind herzen!“

Joe zwinkerte wie betäubt mit den Augen und sog mit augenscheinlichem Behagen an dem Stiel seiner Pfeife. Dann, als wäre er in tiefes Sinnen über die Sache versunken gewesen, nahm er seinen räucherigen Tröster aus dem Munde und sagte: „W'rum nicht? Schon gut. Laß sie's haben. W'rum nicht?“

Bei diesen Worten blickte Liz hoffnungsvoll durch ihre Thränen empor, aber Mutter Mawks stürzte in wütender Empörung vor. „Du großer, betrunkener Narr!“ kreischte sie ihrem bezechten Gemahl zu, „schämst du dich nicht? Was! Dein Kind eine ganze Nacht umsonst ausleihen? Es ist 'n Glück, daß ich meine fünf Sinne beisammen habe, und ich sage, Liz soll es nicht haben! Und damit Punktum!“

Der Mann blickte sie an, und eine eigensinnige Entschlossenheit trat in sein finsteres, abstoßendes Gesicht. Er hob seine mächtige Hand, ballte sie zur Faust und versetzte seinem wutschäumenden Weibe einen Schlag, der im Handumdrehen ein blutunterlaufenes Auge zur Folge hatte. „Und ich sage, sie soll es haben. Wo bist du nun, he?“

Als Antwort auf diese Frage hätte Mutter Mawks sagen können, daß sie in höchsteigner Person „zur Stelle“ sei, denn sie gab ihrem Gatten den Schlag mit Zinsen zurück, und nach ein paar Sekunden war das glückliche Paar in einem regelrechten „Faustkampf“ begriffen, zum Gaudium sämtlicher Bewohner des Gäßchens. Jeder aus der Straße drängte sich herzu, um den Kämpfern zuzusehen und die Lästerreden, die Verwünschungen und Flüche, die die Schlacht begleiteten, mitanzuhören. Inmitten des wüsten Lärms machte ein verschrumpfter, gekrümmter Alter, der vor seiner Thür gesessen und Lumpen in einen Korb gelesen und dem Geschrei ringsum anscheinend keine Beachtung geschenkt hatte, Liz ein Zeichen.

„Nimm jetzt das Kleine,“ flüsterte er. „Niemand wird es merken. Ich will schon sehen, daß sie dir nicht nachkommen.“

Liz dankte ihm stumm durch einen Blick, stürzte in die Wohnung, wo das Kind allem Anschein nach leblos auf dem Fußboden unter den schmutzigen Kleidungsstücken lag, raffte es hastig auf und eilte schnell davon, in ihre eigne, armselige Dachkammer in einem halbzerfallenen Hause am entlegensten Ende der Gasse. Das Kindchen war durch seinen Fall betäubt worden, aber in ihrer zärtlichen Obhut, und gewiegt von ihren warmen, liebevollen Armen, erholte es sich bald, obgleich ein solcher Ausdruck der Bestürzung und des Schmerzes in seinen blauen Augen lag, als es sie aufschlug, wie man ihn wohl in den Augen eines zu Tode getroffenen Vogels sieht.

„Mein Liebling, mein armer, kleiner Liebling!“ flüsterte sie immer wieder und küßte sein winziges, blasses Gesichtchen und die weichen Händchen. Ich wollte, ich wäre deine Mutter; weiß Gott, ich wollte, ich wäre es. Du bist das einzige Wesen, für das ich zu sorgen habe. Und du hast mich lieb, Kind, nicht wahr? Ein kleines, kleines bißchen?“ Und als sie ihre Liebkosungen fortsetzte, ließ das kleine Geschöpf mit dem traurigen Antlitz einen leisen, girrenden Laut, ein Zeichen, daß ihm wohl sei, als Antwort auf ihre Zärtlichkeiten hören — einen Laut, der ihr Ohr wohlthuender berührte als die schönste Musik, und der ein Lächeln um ihren Mund zauberte, während ein ergreifender Ausdruck in ihre dunkeln Augen trat, der ihr Gesicht für den Moment fast schön erscheinen ließ.

Das Kind fest an die Brust drückend, spähte sie vorsichtig aus ihrem schmalen Fenster herab und gewahrte, daß der eheliche Zwist zu Ende war. Nach dem wiehernden Gelächter und dem Beifallsjauchzen, das an ihr Ohr schlug, zu urteilen, war Joe Mawks anscheinend als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen; sein Weib hatte das Feld geräumt und war von der Bildfläche verschwunden. Sie sah, wie die Menge sich verlief; die meisten von ihnen gingen in den Schnapsladen, und sehr bald lag die Gasse verhältnismäßig still und verödet da. Nicht lange darauf hörte sie, wie jemand sie mit leiser Stimme bei Namen rief: „Liz, Liz!“

Sie schaute hinunter und erblickte den alten Mann, der ihr seinen Schutz versprochen, falls Mutter Mawks sie verfolgen sollte.

„Sind Sie das, Jim? Kommen Sie herauf, es spricht sich besser hier oben als dort unten."

Er gehorchte und stand gleich darauf vor ihr in der ärmlichen Kammer und blickte sowohl sie als das Kleine mit neugierigem Interesse an. Eine sehnige Gestalt mit einem Wolfsgesicht war Jim Dubs, wie er gewöhnlich genannt wurde, obgleich sein eigentlicher Name der aristokratische und merkwürdig unangebrachte James Douglas war. Er glich mehr einem Tier als einem menschlichen Wesen mit seinem wirren grauen Haar, struppigen Bart und den scharfen Zähnen, die wie die Reißzähne eines Raubtieres unter seiner Oberlippe hervorstanden. Sein Beruf war, Küchenabfälle zu stehlen, was ihn eine ganz anständige, achtbare Beschäftigung dünkte.

„Mutter Mawks hat diesmal ihr Teil wegbekommen," sagte er mit einem Grinsen, das eher ein Fletschen war. „Joe war geladen, und er hat sie gehörig verhauen. Sie wird dich jetzt in Ruhe lassen; solange du die Miete regelmäßig bezahlst, hast du Joe auf deiner Seite. Wenn mal 'n schlechter Tag kommen sollte, so komm lieber gar nicht nach Hause."

„Ich weiß," sagte Liz, „aber sie hat immer das Geld für das Kind erhalten, und es war doch sicherlich nicht zu viel verlangt, sie zu bitten, es mich an einem so kalten Abende wie heute behalten zu lassen, um es zu wärmen."

Jim Dubs sah nachdenklich aus.

„Warum machst du dir so viel aus dem Kinde?" fragte er. „Deins ist es doch nicht."

Liz seufzte.

„Nein!" sagte sie traurig. „Das ist wahr. Aber es ist etwas, was ich lieb haben kann. Was ist mein Leben denn gewesen!" Sie brach ab, und eine heiße Blutwelle rötete ihre bleichen Züge. „Von klein auf nichts als die Straßen — die langen, schlimmen Straßen! Und ich nur ein bißchen Schmutz auf dem Trottoir — nichts weiter; hierhin geworfen, dorthin geworfen und schließlich in den Rinnstein gefegt!" Sie lachte kurz auf. „Denken Sie nur, Jim! Ich bin nie auf dem Lande gewesen!"

„Ich auch nicht," sprach Jim und kaute sinnend auf einem Strohhalm. „Es muß mächtig schön sein, mit nichts als grünen Bäumen und Blumensträußen, die überall blühen und wachsen. Aber Küchenabfälle giebt es dort nicht viel, habe ich mir sagen lassen."

Kaum auf das achtgebend, was er sprach, fuhr Liz fort: „Das Kleine kommt mir so vor, wie es auf dem Lande sein muß — so harmlos und süß und ruhig, und wenn ich es so halte, wird mir ganz friedlich ums Herz — ich weiß nicht, warum."

Wieder sah Jim gedankenvoll vor sich nieder. Er fuchtelte eindringlich mit seinem zerbissenen Strohhalm hin und her.

„Du hast Erfahrung darin, Liz. Ist dir niemals ein Mann begegnet, den du lieb haben könntest?"

Liz bebte, und in ihren Augen flackerte es unruhig auf.

„Männer!" rief sie mit dem bittersten Hohn — „Männer sind mir nicht in den Weg gekommen, nur rohe Kerle!"

Jim starrte sie an, schwieg aber; er hatte keine passende Antwort bereit. Gleich darauf hub Liz in sanfterem Tone wieder an:

„Jim, wissen Sie, daß ich heute in einer großen Kirche gewesen bin?"

„Um so schlimmer!" antwortete Jim, „Kirchen sind zu nichts nütze, soviel ich davon verstehe."

„Dort war eine Figur, Jim," fuhr Liz ernsthaft fort; „eine Frau, die ein Kind in die Höhe hielt, und die Menschen knieten davor nieder. Was meinen Sie wohl, daß das gewesen sein kann?"

„Kann ich nicht sagen," erwiderte der verwunderte Jim; „bist du sicher, daß es eine Kirche war? Wahrscheinlich war's 'n Museum."

„Nein, nein," sprach Liz. „Es war ganz gewiß eine Kirche; es beteten Leute drinnen."

„Na," brummte Jim mürrisch, „mög's ihnen bekommen! Ich bin nicht für das Beten. 'ne Frau und 'n kleines Kind, sagst du? Setz dir nur keine Verrücktheiten in den Kopf, Liz! Frauen und Kinder giebt es genug — mehr als genug, und zu ihnen zu beten —"

Jims grenzenlose Verachtung und Ungläubigkeit waren zu groß, um in Worten Ausdruck zu finden, und er wandte sich zum Gehen, ihr kurz gute Nacht wünschend.

„Gute Nacht!" sagte Liz leise, und lange, nachdem er sie verlassen, saß sie still da, in Sinnen verloren, das schlummernde Kindchen im Arm und horchte auf den Regen, der in schweren Tropfen herabfiel, wie Erdschollen, die auf einen Sargdeckel fallen. Sie war kein gutes Weib — weit davon entfernt. Sogar der Beweggrund, der sie veranlaßt, das Kind für so viel pro Tag zu mieten, war durchaus nicht zu entschuldigen — es war nur, um durch falsche Vorspiegelungen Geld zu erlangen, dadurch, daß sie mehr Mitleid erregte, als sie sonst gethan haben würde, hätte sie für sich allein gebettelt, ohne das Kind im Arme. Anfangs hatte sie das Kleine nur zu diesem Zwecke umhergetragen, aber der kleine, hilflose Körper, der sich Tag für Tag so warm an ihre Brust schmiegte, hatte durch seine Unschuld und rührende Schwäche ihr Herz weicher gestimmt, und endlich hatte sie begonnen, es mit einer seltsamen, tiefen Innigkeit zu lieben, und zwar mit solcher Glut, daß sie mit Freuden ihr Leben für das kleine Wesen

zum Opfer gebracht hätte. Sie wußte, daß seine eignen Eltern sich nichts aus ihm machten, es sei denn wegen des Geldes, das es ihnen durch sie einbrachte, und oftmals durchkreuzten tolle Pläne ihr armes, müdes Gehirn — Pläne, mit ihm auf und davon zu laufen, fern von der alles verschlingenden Stadt mit ihrem lärmenden Getriebe, nach irgend einem lieblichen, bescheidenen Dorfe auf dem Lande, sich dort Arbeit zu verschaffen und sich ganz diesem einen Kindchen zu widmen und es glücklich zu machen. Arme Liz! Arme, ratlose, tiefunglückliche Liz! Eine unwissende Heidin der Großstadt, wie sie war, so gab es doch eine duftende Blume, die in der Wüste ihres befleckten und vergeudeten Daseins blühte — die Blume einer reinen und schuldlosen Liebe zu einem jener „Kleinen“, von denen eine allerbarmende Gottheit, von der sie nichts wußte, gesagt hat: „Lasset sie zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich.“

Die trüben grauen Wintertage schlichen langsam weiter, und als Weihnachten nahe war, gewöhnten sich die Bewohner der Straßen, die sich vom Strand abzweigen, daran, Abend für Abend eine traurige, rührende Frauenstimme in eigentümlich ergreifender Weise einige der alten Lieder und Balladen, die dem Herzen jedes Engländers lieb und vertraut sind, singen zu hören, wie: „Die Ufer von Allan Water“, „Letzte Rose“ und andre mehr. Alle diese beliebten Volksweisen sang sie eine nach der andern, und obgleich ihre Stimme weder frisch noch kraftvoll war, so klang sie rührend weich, besonders bei der abgedroschenen, noch immer fesselnden Melodie: „Home, sweet home“. Die Fenster wurden geöffnet, und Kupfermünzen wurden freigebig der Straßensängerin gespendet, die auf all ihren Wanderungen von einem zart aussehenden kleinen Kinde begleitet wurde, welches sie mit besonders zärtlicher Sorgfalt zu tragen schien. Mitunter sah man sie auch an den rauhen Nachmittagen durch Schlamm und Schmutz ihres Weges gehen, mit müdem Antlitz gegen den scharfen, bitterkalten Ostwind ankämpfend und geduldig weiter singend — und Mütter, die aus den reich versehenen Läden und Warenhäusern kamen, wo sie Weihnachtseinkäufe an Spielzeug für ihre eignen Kinder gemacht hatten, blieben oft stehen, um voll Mitleid in das blasse, schmale Kindergesichtchen zu sehen, und sagten, indem sie ihre übrig gebliebenen Pence hergaben: „Armes, kleines Ding, ist es nicht sehr krank?“ während Liz, deren Herz ein plötzlicher Schrecken erstarren machte, hastig auszurufen pflegte: „O nein, nein! Es ist immer blaß; es ist nur ein bißchen schwach, das ist alles!“ worauf die freundlichen Fragerinnen, denen die Verzweiflung in ihren großen dunkeln Augen nahe ging, ihren Weg fortsetzten und nichts weiter sagten.

Und Weihnachten kam — der Geburtstag des Christkindes — ein Fest, von dessen heiliger Bedeutung Liz nichts wußte: ihr war es nur ein ziemlich langweiliger „Bankfeiertag“ *), wo ganz London in die Kirche ging und Roastbeef und Plumpudding aß. Das Ganze war ihrem Geiste unfaßbar — aber selbst ihr trauriges Antlitz war fröhlicher als sonst am heiligen Abend und ihr war fast heiter zu Mute, denn hatte sie nicht dadurch, daß sie sich die Bissen am Munde abgespart, einen wundervollen, gold- und scharlachfarbenen, aus Wolle gearbeiteten Vogel, der an einer Gummischnur hing, kaufen können — einen Vogel, der auf Befehl auf drollige Weise auf und nieder hüpfte — und hatte nicht ihr gemietetes Kind wirklich über das plumpe Spielzeug gelacht — ein koboldartiges und unheimliches Lachen, das erste, das es sich jemals erlaubt hatte? Und Liz hatte ebenfalls gelacht, aus reiner Freude an der Fröhlichkeit des Kindes, und der gestrickte Vogel wurde eine Art Zaubermittel, sie beide lustig zu machen.

Aber nachdem Weihnachten gekommen und vorüber war, und die melancholischen Tage, die letzten schwachen Pulsschläge des alten Jahres, langsam und schwer dahinschwanden, trat ein sonderbarer Ausdruck in dem eingefallenen Gesichtchen des Kindes hervor, ein Ausdruck, der etwas Müdes, Leidvolles, Greisenhaftes hatte. Seine blauen Augen wurden noch ernster, noch sinnender und träumerischer, und nach einer Weile schien es allen Geschmack an den kleinlichen Dingen dieser Welt einzubüßen und die niedrigen Gelüste des Menschtums zu verlieren. Es lag sehr still in Liz' Armen; es schrie nie und war nicht mehr weinerlich und verdrießlich, und es schien mit einer Art freundlicher Billigung den Tönen ihrer Stimme zu lauschen, wenn sie durch die naßkalten Straßen klangen, durch welche sie bei Tag und bei Nacht geduldig wanderte. Allmählich fand es auch an dem bunten gestrickten Vogel kein Gefallen mehr; er hüpfte und blitzte vergebens, das Kind betrachtete ihn mit einer unbewegten Miene überlegener Weisheit, gerade als hätte es plötzlich herausgefunden, wie wirkliche Vögel aussähen, und wollte sich durch eine so kümmerliche Nachbildung der Natur nicht täuschen lassen. Liz wurde unruhig, aber sie hatte niemand, dem sie ihre Befürchtungen anvertrauen konnte. Sie war in ihren Zahlungen an Mutter Mawks sehr regelmäßig gewesen, und die zornmütige Dame, die von ihrer Bulldogge von Mann in Ordnung gehalten wurde, war in der letzten Zeit sehr damit zufrieden, ihr das Kind ohne weitere Einmischung zu überlassen. Liz wußte nur zu wohl, daß niemand in der elenden Gasse, in der sie wohnte, sich etwas daraus machte, ob das

*) Ein Tag, an dem die Bank von England in der City geschlossen bleibt; es giebt im Jahr vier solcher »Bank-holidays«.

Kindchen krank sei oder nicht. Sie würden ihr nur sagen: „Je kränklicher, je besser für dein Handwerk." Außerdem war sie eifersüchtig — sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß irgend jemand außer ihr es anrührte oder gar pflegte. Kinder waren oft nicht ganz wohl, dachte sie, und wenn man sie sich selbst überließ, ohne sie mit Arzneien zu quälen, so erholten sie sich oft schneller wieder, als sie krank geworden waren. Auf diese Weise ihre geheimen Besorgnisse beschwichtigend, so gut sie es vermochte, hütete sie ihren zarten kleinen Schützling mit noch mehr Sorgfalt denn je und darbte und sparte, um Nahrung für ihn zu beschaffen, obwohl das Kindchen sich immer weniger aus weltlichen Bedürfnissen zu machen schien und sich gleichsam nur mit geduldigem und schweigendem Widerstreben füttern ließ.

Und so rannen die Sandkörner aus dem Stundenglase der Zeit langsam, aber sicher dahin, und es war Sylvesterabend. Liz war den ganzen Tag umhergewandert und hatte ihr kleines Repertoire volkstümlicher Balladen in den eisigen, Schnee mit sich führenden Wind hinausgesungen — in den Wind, der so bitterkalt daherwehte, daß Leute, die sonst ein weiches Herz und eine offene Hand hatten, ihre Thüren und Fenster fest verschlossen und ihre Stimme nicht einmal vernahmen. So hatte die letzte Spanne des alten Jahres ihr nur kargen Gewinn gebracht und sich trostlos für sie gestaltet; sie hatte noch keinen Schilling eingenommen, kaum die Hälfte; wie konnte sie mit dem bescheidenen Gewinn heimkehren und Mutter Mawks und ihren Wutausbrüchen gegenübertreten? Der Hals schmerzte sie — sie war sehr müde, und als die bleiche Abenddämmerung dem tiefen, sternlosen Dunkel der Winternacht wich, schlenderte sie mechanisch vom Strand nach dem Themse-Ufer. Sie ging eine kurze Strecke am Embankment entlang und setzte sich in einen Winkel nieder, dicht bei der Nadel der Kleopatra — jenem Obelisken, der, selbst fühl- und wandellos, auf den Verfall von Weltreichen herniedergeschaut hat und noch immer zu sagen scheint: Geht vorüber, ihr armseligen Geschlechter! Ich, nur ein behauener Steinblock, werde euch alle überleben!

Zum ersten Male dünkte sie das Kind auf ihrem Arme eine schwere Bürde. Sie schlug ihr Tuch zurück und betrachtete es zärtlich; es schlief ganz fest; ein schwaches, friedliches Lächeln auf dem schmalen, stillen Gesichtchen. Selbst zum Tode erschöpft, lehnte sie den Kopf gegen die feuchte Steinmauer hinter sich, und das Kleine fest an die Brust drückend, schlummerte sie ebenfalls ein und versank in den schweren, traumlosen Schlaf äußerster Ermüdung und physischer Erschöpfung. Die ernste, bedeutungsvolle Sylvesternacht, eine Nacht schwarzer Nebeldünste, verstrich langsam. Kein einziger Stern erhellte das Totenbett des alten Jahres. Keiner der Vorüberhastenden gewahrte die Müde, die in jener dunkeln Ecke schlief, und eine lange Zeit ruhte sie dort ungestört. Plötzlich blendete ein greller Lichtschein ihre Augen; sie sprang noch halb im Schlafe auf, aber das Kind doch instinktiv fest umschlungen haltend. Eine dunkle, bis unters Kinn zugeknöpfte Gestalt, die eine hellstrahlende Blendlaterne in der Hand hielt, stand vor ihr.

„Komm," sagte diese Persönlichkeit, „das geht nicht! Marsch!"

Liz lächelte matt und abbittend.

„Schon gut," antwortete sie, und gab sich Mühe, in heiterem Tone zu sprechen, während sie die Augen auf das gutmütige Gesicht des Schutzmanns heftete. „Ich wollte hier nicht einschlafen. Ich weiß gar nicht, wie es gekommen ist. Natürlich muß ich nach Hause gehen."

„Natürlich," sagte der Wächter des Gesetzes, etwas besänftigt durch ihre Willfährigkeit und, trotz seiner Barschheit, gerührt durch den gramvollen Ausdruck ihrer Augen. Dann wandte er seine Laterne voll auf sie und fuhr fort: „Haben Sie da ein kleines Kind?"

„Ja," sagte Liz, halb stolz, halb zärtlich. „Armes kleines Herzchen, es ist ihm sehr kümmerlich gegangen — aber ich glaube, es geht ihm jetzt wieder besser," und durch seinen freundlichen Ton ermutigt, schob sie die Falten ihres Shawls auseinander, um ihm ihren Schatz zu zeigen. Die Laterne blitzte wieder auf, als der freundliche Hüter des Friedens angelegentlich das kleine Bündel beschaute. Er hatte kaum hingesehen, als er mit einem Ausruf zurückfuhr:

„Gott steh mir bei!" rief er; „es ist tot!"

„Tot!" schrie Liz auf. „O nein, nein! Nicht tot. Sagen Sie das nicht, ach, bitte, bitte, sagen Sie das nicht! O, das kann, kann Ihr Ernst nicht sein! Es kann nicht tot, nicht wirklich tot sein, nein, nein! O Kind, Kind! Du bist nicht tot, mein Liebling, mein Engel, nicht tot, o nein!"

Und atemlos, wie von Sinnen vor Angst, befühlte sie Hände, Füße und Gesicht des kleinen Geschöpfes, küßte es ungestüm und nannte es bei tausend Kosenamen; — umsonst — umsonst! Sein kleiner Körper war schon starr und kalt: es war seit mehr als zwei Stunden eine Leiche.

Der Schutzmann hustete und fuhr sich mit seinem dicken Stulphandschuh über die Augen. Er war ein Wächter des Gesetzes, aber er hatte ein Herz. Er gedachte seines helläugigen Weibes daheim und des rosigen kleinen Geschöpfes mit den weichen Bäckchen, das sich zärtlich an ihre Brust schmiegte und vor Freude laut aufkreischte, so oft er sich blicken ließ.

„Kommen Sie," sprach er sehr freundlich und legte eine Hand auf die Schulter des Mädchens, das

fröstelnd an der Mauer kauerte und in grenzenlosem Jammer auf die regungslose, wachsbleiche kleine Gestalt in seinen Armen niederstarrte.

„Das Grämen nützt nichts," er hielt inne — ihm saß etwas in der Kehle, was ihm Unbehagen verursachte, und er mußte wieder husten, um es herunterzubringen. „Das arme Geschöpfchen ist tot — daran ist nichts mehr zu ändern. Im Jenseits ist's besser als in dieser Welt, vergessen Sie das nicht! Still, still! Nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen" — dies letztere setzte er hinzu, als Liz erschauerte und seufzte, einen Seufzer so namenloser Verzweiflung, daß es ihm das ehrliche Herz zerriß und ihm zeigte, wie nutzlos seine Bemühungen, ihr Trost zuzusprechen, seien. Aber er durfte seine Pflicht nicht außer Augen lassen, und er hub in festerem Tone wieder an: „Jetzt seien Sie so gut und gehen hier fort, hören Sie, und machen sich auf den Heimweg. Wenn ich Sie hier einen Augenblick allein lasse, wollen Sie mir dann versprechen, geradenwegs nach Hause zu gehen? Ich darf Sie hier nicht mehr antreffen, wenn ich auf meiner Runde wieder hierher komme, verstehen Sie mich?"

Liz nickte.

„Das ist recht," fuhr er freundlich fort, „ich gebe Ihnen genau zehn Minuten; Sie machen sich gleich auf den Weg nach Hause."

Und mit einem „Gute Nacht", das in einem Tone, der tröstend sein sollte, vorgebracht wurde, wandte er sich ab und schritt weiter; seine taktmäßigen Schritte tönten erst laut, dann schwächer und schwächer durch die Stille ringsum, bis sie schließlich ganz verklangen, als seine umfangreiche Gestalt in der Ferne verschwand.

Sich selbst überlassen, richtete Liz sich aus ihrer kauernden Stellung auf; sie wiegte das tote Kind in den Armen und lächelte.

„Geradenwegs nach Hause!" murmelte sie halblaut vor sich hin: „Heim, heim! Ja, Kind, ja, mein Liebling, wir wollen miteinander nach Hause gehen!" Und vorsichtig im Schatten der Häuser und Mauervorsprünge entlang schleichend, gelangte sie an eine breite Steintreppe, die an den Fluß hinunterführte. Sie stieg die Stufen eine nach der andern hinab; das schwarze Wasser schlug mit dumpfem Plätschern schwer gegen die Steinfliesen: es war Flut. Sie blieb stehen; eine tiefe, volltönende Metallstimme klang in feierlichen, melodischen Schwingungen durch die Luft. Es war die große Glocke der Paulskirche, die zwölf schlug. Es war Mitternacht — das alte Jahr war tot.

„Geradenwegs nach Hause!" wiederholte sie mit einem schönen, erwartungsvollen Ausdruck in den verstört blickenden, müden Augen. „Mein kleiner Liebling! Ja, wir sind beide müde, wir wollen heim gehen. Heim, süßes Heim! Wir wollen gehen!"

Sie küßte das kalte Antlitz der Kindesleiche, die sie fest an sich drückte, dann sprang sie hinab; ein dumpfes Aufrauschen drunten folgte — ein kurzes Ringen — und alles war vorüber! Das Wasser schlug wieder plätschernd gegen die Stufen wie vorher; der Schutzmann kam noch einmal wieder des Weges und sah mit Befriedigung, daß die Luft rein war. Durch den dunkeln Schleier droben am Himmel schaute ein einzelner Stern und funkelte einen kurzen Augenblick hernieder — dann verschwand er wieder. Lautes, vielstimmiges Glockengeläute schreckte die Nacht aus ihrem Brüten auf — hie und da wurden Fenster geöffnet, und Gestalten erschienen auf den Balkons, um hinauszuhorchen. Die Glocken läuteten das neue Jahr ein — das Fest der Hoffnung, den Geburtstag der Welt!

Aber was waren ihr Neujahrstage, die still, mit totenbleichem, nach oben gewandtem Antlitz und Armen, die mit dem nicht loslassenden Griff des Todes ein Kindchen umfaßt hielten, den dunkeln Fluß hinuntertrieb, ungesehen und unbemitleidet von all denen, die zu neuen Hoffnungen, zu neuem Streben an jenem ersten Morgen einer neuen Prüfungszeit des Lebens erwachten!

Liz war nicht mehr — war gegangen, Frieden mit Gott zu schließen — vielleicht mit Hilfe ihres „gemieteten Kindes" — der kleinen sündenlosen Seele, die sie so innig geliebt hatte — war eingegangen zu jener schönsten Heimat, von der wir träumen und um die wir beten, wo die verirrten und irregeführten Wanderer dieser Erde willkommen geheißen und nach Leid und Verbannung Ruhe finden sollen, — in das schöne, ferne Reich der Glorie, wo der göttliche Meister herrschet, dessen Worte noch immer das Getümmel von Zeitaltern übertönen: „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch, ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel."

Lose Blätter.

Vom armen Ladislaus Beöthy.

Von **Thót Kálmán.**

Aus dem Ungarischen übersetzt von A. Dirr.

Eigentlich weiß ich gar nicht, warum man ihn den „armen Ladislaus Beöthy“ nannte. Aber man nannte ihn einmal so.

„Wohin gehst du?“

„Ich suche den armen Ladislaus Beöthy auf.“

„Wo kommst du her?“

„Den armen Ladislaus Beöthy hab' ich besucht.“

Aber damals, am Anfang der fünfziger Jahre, waren wir ungarischen Schriftsteller alle arm; Ladislaus war jedoch noch der eleganteste von uns allen. Und geschickt war er; er band seine Krawatte so raffiniert um seinen abgeschabten Rockkragen, daß es ihm immer noch eine gewisse Eleganz verlieh, wenn es auch nicht gerade schön war.

Ich sehe ihn jetzt noch vor mir, den armen Ladislaus — ja, ja, den armen — mit seiner kleinen Statur, dem kokett gekämmten blonden Haar und seinen winzigen, blinzelnden Aeuglein, die er ganz schloß, sowie er lachte.

Was für ein befähigter, herzensguter und ehrlicher Schriftsteller war doch unser armer Ladislaus!

Die Leute hielten ihn immer für so etwas wie einen großen Lump, aber nur, weil er sich gewöhnlich für einen solchen ausgab. Eigentlich war er ja viel zu arm, um zu lumpen; seine Konstitution war so schwach, daß er von einem Viertelchen Wein schon ordentlich taumelte. Nach seinen humoristischen Werken zu urteilen, war er ein spöttischer, wohlgelaunter, ewig lachender Mensch; ich aber habe in meinem Leben keinen sentimentaleren Menschen gekannt. Ganze Nachmittage lang sprach er auf unsern Spaziergängen im Stadtwäldchen bloß von seiner Mutter und heulte dabei wie ein Kind; Sentimentalität gefiel ihm nur, wenn sie fast übertrieben war, und von der Liebe sprach er in einem Ton, als ob er im Sterben läge. Der Heinesche Vers:

> „Die Blumen sterben ohne Regen,
> Und ich sterbe deinetwegen“

gefiel ihm ungemein. Er recitierte ihn zuerst langsam, leise, dann mit Pathos, indem er zugleich die Hand aufs Herz legte, dann brüllte er ihn hinaus, und schließlich lachte er sich selbst herzlich aus: der ganze Mensch bestand eben aus einer sonderbaren Mischung von Sentimentalität und Satire.

Er liebte es auch, zu behaupten, daß er ein großer Schuldenmacher sei, und in einer seiner Humoresken beschrieb und zeichnete er sogar sein eignes Leichenbegängnis: da saß er tschibukrauchend in seinem Sarg und seine Gläubiger schreiend und heulend hinterdrein. Mit dieser Geschichte verspielte er seinen letzten geringen Kredit. Besonders sein Schneider — ein kleiner, galliger, schwarzer Kerl — nahm die Sache schief:

„Nicht zahlen und noch dazu Witze machen. Nicht einen Knopf nähe ich Ihnen mehr an.“ Mit diesen Worten empfing er bei der nächsten Gelegenheit den armen Ladislaus.

Würdevoller nahm das Pasquill sein Schuster, Ignaz Kiß, auf. Ich kannte ihn sehr gut, denn er arbeitete auch für mich. Kiß war ein grundehrlicher Mensch, wie es die ungarischen Schuster im allgemeinen sind. Der arme Ladislaus erzählte mir später, wie er Kiß nach dem Erscheinen der Skizze getroffen, und wie dieser ihm dann gesagt habe:

„Geehrter Herr, es ist durchaus nicht zweckdienlich, ehrliche Menschen zu beleidigen.“

Danach aber borgte er ihm bis zu seinem Tode.

*

Es war übrigens damals eine gewisse Art von höherem Rappel dazu nötig, daß jemand zur Schriftstellerei ging; die Journalistik, die eine sichere Existenz bietet, existierte noch nicht; heute erscheinen hundertmal mehr Blätter in der Hauptstadt, damals gab es zwei: das „einzige“ politische und das „einzige“ litterarische Blatt. Nicht, daß man der Schriftstellerei gegenüber kein Interesse gezeigt hätte, aber die Schriftsteller waren die Märtyrer der Verleger; war ich doch einmal Zeuge, wie unser „allgemein beliebter Humorist“, der arme Ladislaus Beöthy, einen seiner Romane um zweiunddreißig Gulden verkaufte, von denen er übrigens bar nur achtzehn bekam; den Rest zog der Herausgeber für alte Schulden ab.

„Man hat mich bezahlt, wie man Milton für sein ‚Verlorenes Paradies‘ bezahlt hat,“ lachte Beöthy, auf, als wir den Laden verließen.

„Was hält dich denn eigentlich aufrecht, Ladislaus?“ fragte ich ihn.

„Mein Freund, die Begeisterung und die Donauufer-Zwetschen.“

*

Damals geschah es auch, daß man mich einmal als Zeugen zur Polizei lud.

„Was sind Sie, mein Herr?“

„Schriftsteller.“

„Ja, also — was?“

Aber ich war ein „gemachter Mann“ damals im Vergleich mit meinen Kollegen; ich war nämlich Redakteur des „einzigen litterarischen Blattes“; ich kritisierte, rezensierte, schrieb Humoresken, ausländische und inländische Berichte und so weiter. Dafür bekam ich monatlich dreißig Gulden. Das war schon

etwas damals! Die jungen Schriftsteller sahen in mir einen Krösus; ich war natürlich auch der Gegenstand ihres geheimen Neides. Da saß ich eines Tages in meinem „Bureau", welches damals ein kleines Monatszimmer war. Der arme Ladislaus trat ein.

„Ach, mein Freund, heute bin ich in Verzweiflung; das Leben ist ein Schmerz, sag mir nur gleich deinen traurigsten Vers auf."

Wo ist der zweiundzwanzigjährige Poet, der nicht einen traurigen Vers recitieren würde, wenn man ihn darum bittet. Ich legte auch gleich los.

Etwas recht Trauriges; so ungefähr:

„Weinen muß ich, so dunkel und schwarz
Hat mir der Kummer mein Herze gefärbt."

Und so weiter bis zum Abend. Plötzlich nahm er seinen Hut, schickte sich zum Gehen an und sagte:

„Kannst du mir nicht fünf Gulden leihen?"

„Lieber Freund — wir sind fast am Ende des Monats — ich gestehe —"

„Was? Du glaubst also, daß ich deine Verse den ganzen Nachmittag umsonst angehört hätte?"

Und damit setzte er sich auf einen Sessel und lachte, lachte, bis ihm fast die Thränen aus den Augen traten. Er hätte sich vielleicht zu Tode gelacht, wenn sich nicht auf einmal die Thüre geöffnet hätte.

Ein kleiner blauer Mantel trat ein; drinnen stak ein kleines Männchen, von dem aber nur der obere Teil des Kopfes über den Mantel hervorragte.

„Bitte, macht man hier die Verse?" fragte er.

„Was für Verse? Hier werden keine gemacht, sondern nur herausgegeben. Was wünschen Sie?"

„Ja, bitte, dem reichen Bebauer seine Frau ist gestorben," sagte der blaue Mantel.

„Soll ich das ins ‚Vermischte' hineinnehmen?"

„Nein, bitte, man hat mich hierher geschickt, damit Sie ein Grabgedicht machen, wofür Herr Bebauer zwei Goldstücke zahlen wird."

„Grabgedichte machen wir nicht."

Da steht Ladislaus würdevoll auf. „Der Herr da," sagte er, kaltblütig mit dem Finger auf mich deutend, „ist nur mein Gehilfe, der versteht vom Gewerbe noch nichts. Ich bin es, der die Grabgedichte macht. Frau Bebauer war wohl ein recht tüchtiges Weib, nicht wahr?"

„Und ob! Neun Kinder hat sie gehabt."

„Das Grabgedicht wird bis morgen früh fertig; kommen Sie nur um neun Uhr in meine Wohnung, Waitzengasse Nr. 9, denn hier wohnt bloß mein Gehilfe; dann können Sie das Epitaphium haben. Vergessen Sie aber die vier Goldstücke nicht."

„Der Bebauer will bloß zwei geben."

„Ja, etwas Schlechtes kann man auch für zwei Goldstücke machen; gute Gedichte kosten aber vier."

„Na, machen Sie nur, bitte, ein gutes; der Bebauer ist ja reich und giebt gewiß gern vier."

Das kleine Männchen zog seinen Mantel noch etwas mehr in die Höhe und mantelte zur Thüre hinaus. Ich wußte nicht, ob ich lachen oder mich ärgern sollte. Dem armen Ladislaus aber warf ich von meiner Höhe einen verachtungsvollen Blick zu.

„Du, mich bitte ich mit solchen Dingen nicht zu kompromittieren; ich schreibe die Grabschrift nicht!"

„Das brauchst du auch gar nicht; ich werde es schon thun."

„Du hast kein Ehrgefühl."

„Ich thue es aus Patriotismus. Freuen wir uns, daß in unsern Tagen die Leute noch ungarische Grabschriften verlangen. Und warum sollte nicht irgend jemand eine schreiben, für eine so tüchtige Frau wie die?"

„Du hast sie ja gar nicht gekannt."

„Alles eins. Sie hat neun Kinder auf die Welt gebracht, und du weißt, was Napoleon zu Madame Staël sagte: ‚Das sei das tüchtigste Weib, das die meisten Kinder hätte.'"

„Thue, was du willst, aber bring meinen Namen nicht in die Sache. Gott behüte dich."

„Du schickst mich umsonst weg. Hier, bei dir, schreibe ich das Gedicht; ich fühle mich gerade inspiriert."

Auf das hin lachte ich gerade hinaus, weil ich wußte, daß er in seinem ganzen Leben noch nicht einen Vers geschrieben hatte.

Er setzte sich an den Schreibtisch, fuhr mit der Hand durch seine Haare, seufzte und blieb eine halbe Stunde so sitzen. Ich lächelte über seine Anstrengungen.

„Nun, hast du schon etwas geschrieben?" fragte ich nach langer Pause.

„Eine Zeile:

‚Hier ruht ein tüchtig Frauenzimmer —'

Mach mir doch einen Reim darauf," fuhr er giftig fort, „sonst zernag' ich gleich meinen Calamus."

„Na, zernag' ihn nur nicht, ich helf' dir aus. Schreib:

‚Engel trug'n sie in den Himmel.'"

„Schlechte Reime, ‚immer' und ‚immel'. Aber du machst ja immer solche."

„Das verstehst du nicht; das ist poetische Lizenz."

„Gut, gut; machen wir also weiter!"

„Ja, was willst du denn eigentlich sagen?" fragte ich.

„Fahr nur logisch weiter; daß sie jetzt auch ein Engel sei, der Engel ihrer Kinder."

„Gut, schreib:

‚Mög sie auch ein Engel werden
Für die Kinder hier auf Erden.'"

„Das ist ja prächtig! Ich werde ganz sentimental! Noch zwei Zeilen jetzt, so ungefähr, daß sie ihre Kinder beschützen solle und sie im Jenseits wiedersehen möge."

„Schreib also:

‚Und für sie zum Herrgott flehen,
Und sie einstens wiedersehen.'"

„Na, sehen wir uns mal das Ganze an." Und mit Stentorstimme recitierte er:

„Hier ruht ein tüchtig Frauenzimmer,
Engel trug'n sie in den Himmel;
Mög sie auch ein Engel werden
Für die Kinder hier auf Erden.
Und für sie zum Herrgott flehen,
Und sie einstens wiedersehen."

Sein Gesicht strahlte von Zufriedenheit.

„Das hätt' ich gar nicht gedacht, daß ich ein so ausgezeichneter Dichter bin. Weißt du, im Grunde genommen, habe ich die Idee geliefert, du hast bloß die schlechten Reime dazu gemacht. Auf Wiedersehen morgen beim Primus. Und fort war er mit seinem Gedicht.

*

Bei diesem Herrn mit dem sonderbaren Namen aßen damals wir junge Schriftsteller. Er hielt eine kleine Wirtschaft in der Komitatshausstraße. Schrecklich freigebig war er, ein echt ungarischer Wirt. Riesige Portionen gab er, und das Brot trug er im Gastzimmer herum; jeder konnte sich nach Belieben davon abschneiden. Er hat's auch nie zu was gebracht.

Der arme Ladislaus saß schon da, inmitten einer schmausenden Gesellschaft, sein Seidel Wein vor sich und schon mehrere in sich.

„Wie geht's, 'Laus?"

„So, wie es einem Menschen geht, der in Goldstücken zahlt. Ich schreibe keine Romane mehr, aber morgen eröffne ich das ‚erste, große ungarische Grabschriftenbureau'. Freund, feiern wir das. Es leben die Toten!"

Der arme Ladislaus wußte nicht, daß er nach ein paar Jahren schon denen Gesellschaft leisten sollte, auf deren Wohl er jetzt trank.

Schnell ging er dahin, ohne daß sein Talent sich voll zu entwickeln Zeit gehabt hätte, ohne daß ihm Würdigung und Erfolg zu teil geworden wäre.

Armer Ladislaus!

Kostis Palamâs.

Der Verfasser von „Der Tod des Pallikaren", gehört äußerlich und innerlich zusammen mit dem den Lesern dieser Zeitschrift bereits aus zwei Erzählungen bekannten Georg Drossinis. Beide sind 1859 geboren und stammen aus Mesolongi. Beide haben sich mehr auf lyrischem als auf novellistischem Gebiete einen Namen gemacht, doch ist Palamâs auch als Lyriker der Bedeutendere und Tiefere von beiden. Er hat bis jetzt zwei Gedichtsammlungen veröffentlicht: „Lieder meiner Heimat", 1886, und „Die Augen meiner Seele", 1893, außerdem eine symbolische Dichtung, den „Hymnus an Athene". Von seinen wenigen Erzählungen ist die vorliegende die eigenartigste und vollendetste; sie erschien 1891 in der „Hestia" und gehört mit zu den ersten in der reinen Volkssprache geschriebenen Erzählungen der neugriechischen Litteratur, wozu freilich auch der echt volkstümliche Stoff und die Art der Ueberlieferung der Erzählung aufforderte — der Verfasser verdankt ihren Inhalt der Mitteilung einer alten Frau aus dem Volke. Ueber den psychologischen Wert der Erzählung hat sich der in Paris wirkende Grieche Jean Psichari in seinem Buche „Autour de la Grèce" (Paris, 1895) geäußert, dem wir einige charakteristische Stellen entnehmen. Er vergleicht Palamâs' Erzählung mit dem berühmten Buche Edmond Abouts „Le roi des montagnes", einer satirischen Schilderung des griechischen Räuberlebens, und meint, daß Palamâs „uns ein zarteres Gemälde der griechischen Seele gegeben hat als About". Auch enthalte unsre Erzählung eine höhere Philosophie, die zugleich echt antik sei: „Für diese Rasse, die in der Fülle aller Lebensformen aufgeht, ist jeder Kompromiß verhaßt, jeder Fleck todbringend. Es genügt ein erfrorenes Rosenblatt, daß der ganze Rosenstrauch verwelkt." — „Die antike Liebe zur Vollendung wohnt in dem Herzen des schlichten Menschen, des Mitros ... Aber dieser schlichte Mensch ist zugleich ein Held, und der Rahmen der griechischen Meere giebt der ganzen Landschaft eine gewisse ideale Fernsicht." — Eine andre kleine Erzählung von Palamâs, ein Jugendwerk, hat A. Boltz verdeutscht in seiner Sammlung „Hellenische (soll heißen: neugriechische) Erzählungen" (Bibliothek der Gesamtlitteratur Nr. 116/7, S. 78 ff.). K. D.

Der litterarische Internationalismus. In Paris ist der Gedanke aufgetaucht, ein internationales Theater zu gründen. Es fehlt natürlich nicht an Widerspruch, der sich in das Gewand des verletzten Nationalgefühls kleidet, wenn er auch vielleicht nicht zu trennen ist von dem geschäftlichen Standpunkt, der von auswärtiger Konkurrenz Schädigung der einheimischen Produktion befürchtet oder doch wenigstens eine Teilung des Interesses. Albert Lacroix, der sich in der „Revue Internationale" darüber ausspricht, nennt diesen Standpunkt eine Uebertragung des Schutzzollsystems auf das geistige Gebiet und erklärt ihn für völlig verfehlt. Vielfache Berührung mit dem geistigen Leben andrer Völker ist ein Gewinn; je mehr neue Elemente eine Nation in ihr angeborenes Wesen aufnimmt, umbildet und verdaut, desto mehr wird dieses gekräftigt. Lacroix beruft sich auf die Geschichte des französischen Volkstums, in dem Gallier, Ligurer, Lateiner, Griechen der phokäischen Kolonie Marseille, Belgier, Franken, Iberer, Westgoten und so weiter zusammengeschmolzen sind, und mit noch mehr Beweiskraft beruft er sich auf die wechselnden Einflüsse fremder Litteraturen, auf die Entwicklung der französischen. Rabelais und Ronsard gewannen aus dem Studium des Lateinischen und Griechischen fruchtbare Eindrücke, die ganze Renaissance in Frankreich ist von der italienischen beherrscht gewesen. Racine lehnt sich an die griechische Tragödie, Corneille an die spanische. Shakespeares Einfluß bricht sich im 18. Jahrhundert Bahn. Diderot schöpft aus ihm den Keim des ersten bürgerlichen Schauspiels in französischer Sprache. Die Romantik von Victor Hugo, Dumas, Mérimée ist nicht zu trennen von der Einwirkung der deutschen romantischen Schule. Die neueste Zeit hat den schwedischen, den englischen, den russischen Roman als Moment der litterarischen Entwicklung aufgenommen. Und gerade das französische Theater der Gegenwart kann eine Reformation recht gut brauchen. Selbst bloße Versuche, neue Wege zu finden, sind nicht zu tadeln; so haben auch die Stücke von Hauptmann Anregungen hinterlassen. Das

geplante „Théatre International“ wird die lebendige Berührung mit der dramatischen Dichtung des modernen Spaniens, des modernen Portugals vermitteln können. Wer weiß, ob nicht dadurch der französischen Bühne ein neuer Corneille oder Racine erwächst. Denn der litterarische Internationalismus dient stets dem Fortschritt der nationalen Litteratur; diese Wahrheit gilt ebenso in Deutschland. — u —

*

Die Akademie Goncourt. Das Testament Goncourts ist vom Gericht als gültig erklärt worden, die „Akademie Goncourt“ wird also bald ins Leben treten können. Alphonse Daudet, der Testamentsvollstrecker, hat der Neugier der Reporter Rede stehen müssen, er glaubt, daß nach Abzug aller Kosten für die Stiftung ein Kapital von anderthalb Millionen zur Verfügung stehen werde. Daudet möchte, um alles gespreizte Wesen fernzuhalten, am liebsten auf den Namen Akademie verzichten und daraus ein Déjeuner Goncourt machen. Hat doch schon vor zwanzig Jahren das Dîner des cinq bestanden, zu dem Edmond, Goncourt, Daudet, Zola, Flaubert und Turgenjew, trotz ihres verschiedenen Geschmacks, sich allmonatlich vereinigten. Flaubert schwärmte für Enten und Butter aus der Normandie, Goncourt für Ingwerkompotts, Zola hielt sich an Seefische und kleine Schaltiere, Turgenjew blieb bei seinem russischen Kaviar. Solche Traditionen könnte also Daudet auf die neue Akademie übertragen. Acht von deren zehn Mitgliedern sind von Goncourt selbst bestimmt worden: Daudet, die beiden Brüder Rosny, Paul Margueritte, Geffroy, Mirbeau, Huysmans, Hennique. Diese haben die zwei noch fehlenden Mitglieder zu wählen, was erst im Herbst geschehen soll. Man spricht von Descaves, dem Verfasser des Romans „Les Emmurés“, von Elisée Reclus, dem berühmten Geographen und Anarchisten, aber auch von Tolstoj und Ibsen — also eine Ehrung der ausländischen Litteratur — doch ist das nicht mehr als bloße Vermutung. Daudet hält für das Wichtigste die baldige Verleihung des von Daudet ausgesetzten Preises von fünftausend Franken für das litterarische Werk eines Anfängers.

*

Schreibt Ibsen Norwegisch? Diese Frage wirft eine amerikanische Wochenschrift („Critic“) auf, um sie zu verneinen; denn Ibsen schreibe ebenso wie Björnson nichts andres als Dänisch. Es ist doch fraglich, ob das in so schroffer Fassung richtig ist. Allerdings sind die Bestrebungen, das Norwegische als Schriftsprache zu gebrauchen, erst seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts lebhafter geworden. Die dänische Schrift- und Umgangssprache hat seit der Calmarischen Union von 1397, welche die drei nordischen Reiche vereinigte, in Norwegen sich um so fester eingewurzelt, als dieses bis 1814 staatlich mit Dänemark verknüpft blieb. Norwegisch sank zur Bauernmundart herunter. Holberg, der aus Bergen in Norwegen nach Kopenhagen übersiedelte, gab sich die größte Mühe, um die Anklänge an das Norwegische aus seinem Dänisch auszumerzen. Nur in den Volksliedern und Volkssagen, die später Asbjörnsen sammelte, behauptete das Norwegische seine Geltung. Aus der Mundart gestalteten dann Ivar Aasen und andre um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine neunorwegische Sprache (Norsk Landsmaal), die in Zeitungen und Büchern angewendet wurde, um die staatliche Selbständigkeit Norwegens zu bekräftigen. Besonders Björnson hat sich bemüht, die Eigentümlichkeiten des Norwegischen gegenüber dem Dänischen schärfer auszuprägen, im Wortschatz, in den Formen und selbst im Satzbau, so daß er, wie auch die genannte amerikanische Wochenschrift zugiebt, für den Durchschnittsdänen schwer verständlich. Demnach ist doch das Neunorwegische, wenn auch noch keine durchaus fertige Schriftsprache, schon stark auf dem Wege dazu, sich vom Dänischen ganz zu entfernen.

*

Schriftstellerhonorare vor 60 Jahren. Der Ahnherr des modernen französischen Romans, Stendhal, oder mit seinem eigentlichen Namen Henri Beyle, hat in den vierundzwanzig Jahren seiner schriftstellerischen Laufbahn von 1817—1839 im ganzen 21 Bände veröffentlicht und dafür an Honoraren 5700 Franken erhalten. Auf seine eigne Kosten ließ er 1817 bei dem berühmten Verleger Didot in Paris einen Band mit Lebensbeschreibungen Haydns, Mozarts und Metastasios (des Hofdichters des Kaisers Karl VI.), sowie eine „Geschichte der Malerei in Italien“ erscheinen; vom ersteren Buch wurden 127, vom letzteren 284 Exemplare verkauft, der Verfasser hatte einen Schaden von 3500 Franken. Sein nächstes Werk war der Roman „L'amour“. Im schroffen Gegensatz zum hohlen Pathos in der „Corinne“ der Madame de Staël, stellte er sich die Aufgabe, die Wirklichkeit treu und natürlich zu schildern und den Leser zu unterhalten. Die Vorrede nennt „Corinne“ ein Meisterwerk der Dummheit, aber sie meint zugleich, daß auf hundert Leser nur vier von „L'amour“ treffen würden, erst um das Jahr 1880 werde das Verständnis für den Verfasser sich einstellen. Stendhals Meisterwerk „Rouge et Noir“ erschien 1831, eine Schilderung der Gesellschaft vor der Revolution in Romanform, würdig eines Balzac oder Thackeray, aber von den Zeitgenossen nicht beachtet. Für „L'amour“ hatte Stendhal kein Honorar erhalten, „Rouge et Noir“ brachte ihm 1500 Franken, sein nächstes Werk „La chartreuse de Parme“ 2500 Franken. Aber er war jetzt durch den Mangel an Erfolg so entmutigt, daß er sich mit dem Gedanken an Selbstmord trug; zum Glück bot ihm der französische Konsul in Civita Vecchia seine Gastfreundschaft an; dort starb Stendhal 1842. Seine Prophezeiung aber hat sich erfüllt, erst jetzt sind seine Bücher in weiteren Kreisen geschätzt, seine Verdienste ins Licht gestellt. S.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Bolhoevener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Gleichheit.

Von

Edward Bellamy.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von M. Jacobi.

(Fortsetzung.)

XV.

Wohin wir ohne die Revolution gekommen wären.

„Die Geschichtsbücher erzählen uns viel davon," sagte Ediths Mutter, „bis zu welchem Grade es einzelnen Individuen und Familien gelungen ist, die Hilfsquellen der Natur, den industriellen Mechanismus sowie die Erzeugnisse der verschiedenen Länder in ihren Händen zu vereinigen. Julian hatte nur eine Million Dollars; aber von manchen Personen oder Familien wird berichtet, daß ihr Reichtum sich auf fünfzig, hundert, ja zwei- bis dreihundert Millionen belief. Man liest von Kindern, welche schon in der Wiege die Erben von ungezählten Millionen waren; nirgends aber finde ich in den Büchern eine bestimmte Grenze erwähnt, — und die muß es doch gegeben haben — bis zu welcher ein Mensch sich die Erde und ihre Güter, den Boden zur Bebauung und die Erzeugnisse der Arbeit aneignen durfte."

„Eine Grenze gab es nicht," erwiderte ich.

„Du wirst doch nicht behaupten wollen," rief Edith aus, „daß wenn jemand nur klug und gewissenlos genug war, er sich Grund und Boden eines ganzen Landes aneignen konnte und den Leuten auch keinen Fußbreit Erde übrig zu lassen brauchte, auf dem sie ohne seine Erlaubnis hätten stehen dürfen?"

„Ganz gewiß," erwiderte ich. „In vielen Ländern der alten Welt besaßen in der That einzelne Personen ganze Provinzen. Auch in den Vereinigten Staaten waren große Strecken in Privatbesitz oder in die Hände gewisser Körperschaften übergegangen. Der einzelne durfte so viel Land besitzen, wie er irgend wollte. Natürlich schloß dieser Besitz auch das Recht in sich, jeden Bewohner dieser Landstrecken auszuweisen, wenn der Eigentümer es nicht vorzog, die Leute gegen Zahlung eines Tributs dableiben zu lassen."

„Und wie verhielt es sich mit den andern Dingen außer dem Grund und Boden?" fragte Edith.

„Ganz ebenso," sagte ich. „Ein Mensch konnte in den ausschließlichen Besitz aller Fabriken, Kaufläden und Bergwerke gelangen, sich auch aller Hilfsmittel der Industrie und des Handels bemächtigen, so daß niemand irgend welche Gelegenheit mehr fand, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, ausgenommen als Knecht des Eigentümers und auf dessen Bedingungen."

„Wenn wir recht berichtet sind," sagte der Doktor, „so hatte, schon ehe Sie damals in Schlaf verfielen, die Konzentration des Besitzes von Produktion und Güterverteilung, Handel und Industrie durch Syndikate und Konsortien, in den Vereinigten Staaten einen Punkt erreicht, der allgemeine Beunruhigung hervorrief."

„Ganz gewiß," bestätigte ich. „Es ging schon so weit, daß ein paar Dutzend Menschen in New York es in ihrer Gewalt hatten, nach Belieben jeden Transport zu hemmen. Die vereinigte Macht einer andern Gruppe von Kapitalisten würde vollkommen ausgereicht haben, um die Industrie und den Handel des ganzen Landes zum Stillstand zu bringen, allen Broterwerb unmöglich zu machen und die gesamte Bevölkerung dem Hunger preiszugeben. Das eigne Interesse, das diese Kapitalisten am Fortgang der Geschäfte hatten, war die einzige Bürgschaft, welche dem Volke für den Erwerb seines Lebensunterhalts von Tag zu Tag blieb. Wenn die Kapitalisten die Leute dazu zwingen wollten, sich bei einer politischen Wahl ihren Wünschen zu fügen, so drohten sie ihnen regelmäßig, daß sie die Fabriken im Lande schließen und eine Geschäftskrisis veranlassen würden, falls das Ergebnis der Wahl nicht ihren Erwartungen entspräche."

„Setzen wir einmal den Fall, Julian, daß eine Person, eine Familie, oder eine Gruppe von Kapitalisten in den alleinigen Besitz von dem Grund und Boden und dem ganzen wirtschaftlichen Mechanismus einer Nation gelangt wäre. Damit aber nicht zufrieden, wünschte sie noch den unbeschränkten Besitz alles Landes und aller Industriemittel auf der ganzen Erde an sich zu reißen — würde das wohl mit euern Gesetzen über das Eigentumsrecht unvereinbar gewesen sein?"

„Durchaus nicht. Wenn ein Mensch, sei es durch Schlauheit und Geschicklichkeit oder durch Erbschaften, einen Rechtsanspruch auf den ganzen Erdball gewänne, so würde dieser nach unserm Gesetz sein Eigentum, und er könnte damit anfangen, was ihm beliebte, niemand hätte ihm etwas dreinzureden. Uebrigens ist Ihre Vorstellung von einer Person oder Familie, die den ganzen Erdball beherrscht, kein reines Phantasiebild. Als ich damals in Schlaf verfiel, gab es in Europa ein Bankhaus, dessen Machtmittel und Hilfsquellen sich über die ganze Welt verbreiteten und so gewaltig waren, auch so rasch und auf so wunderbare Weise zunahmen, daß sie schon einen stärkeren Einfluß auf die Geschicke der Nationen hatten, als jemals ein Monarch auszuüben vermochte."

„Hören Sie nun, ob ich Ihr System verstanden habe: Wenn die Betreffenden wirklich den Erdball in Besitz genommen hätten, so wären sie gesetzlich befugt gewesen, im Namen des geheiligten Eigentumsrechts der Menschheit den Aufenthalt auf der Erde zu kündigen. Falls sich das Menschengeschlecht dieser Anordnung nicht fügte, hätten sie ihm befehlen können, das Gesetz, von Polizei wegen, an sich selber zu vollstrecken und sich von der Oberfläche der Erde auszustoßen. Verhält sich das so?"

„Ohne Frage."

„O Vater," rief Edith aus, „du und Julian, ihr wollt uns zum besten haben. Ihr meint wohl, ihr könntet uns alles aufbinden, wenn ihr nur ernste Gesichter dazu macht? Aber das geht denn doch zu weit."

„Es wundert mich nicht, daß du das glaubst; aber du kannst dich leicht aus den Büchern überzeugen, daß wir die mögliche Ausdehnung des Eigentumsrechts unter dem alten System durchaus nicht übertrieben haben. Was damals Eigentumsrecht genannt wurde, bedeutete für einen jeden, der klug genug dazu war, die unbegrenzte Befugnis, alle übrigen um ihr Eigentum zu bringen."

„Dann scheint es also," sagte Edith, „daß unter der alten Regierungsform der Traum einer Welteroberung durch ein Individuum auf wirtschaftlichem Wege ausführbarer gewesen wäre als auf militärischem."

„Sehr wahr," sagte der Doktor. „Alexander und Napoleon haben ihren Beruf verfehlt. Sie hätten Banquiers werden sollen, nicht Soldaten. Aber allerdings war in ihren Tagen die Zeit noch nicht reif für eine weltumfassende Gelddynastie, wie wir sie besprochen haben. Die Könige hatten eine rauhe Art, sich in die sogenannten Eigentumsrechte einzumischen, wenn diese das königliche Ansehen schädigten oder eine gefährliche Unzufriedenheit im Volke erzeugten. Selbst Tyrannen, duldeten sie nicht willig Nebentyrannen in ihrem Bereich. Erst als die Könige ihrer Macht entkleidet waren und das Interregnum einer Scheindemokratie sich zu entwickeln begann, blieb weder im Staat noch in der Welt männliche Kraft genug übrig, um einer weltumfassenden Gewaltherrschaft des Geldes zu widerstehen. Als dann gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts internationaler Handel und finanzielle Verbindungen jede nationale Schutzmauer durchbrochen hatten und die Erde ein einziges Feld wirtschaftlicher Unternehmungen geworden war, wurde die Idee einer allgemein herrschenden und in einem Punkte gesammelten Geldmacht nicht allein möglich, sondern hatte sich, wie Julian sagte, schon so verkörpert, daß sie ihren Schatten vorauswarf. Wäre damals nicht der große Umsturz eingetreten, so hätte sich ohne Zweifel eine unumschränkte Plutokratie irgend welcher Art gebildet; oder eine starke Oligarchie, die auf vollständiger Monopolisierung alles Eigentums durch eine kleine Minderzahl beruhte, würde lange vor unsern Tagen die Weltregierung in die Hände bekommen haben. Aber natürlich der Umsturz mußte kommen, als er kam; wir brauchen daher nicht weiter darüber zu reden, was geworden wäre, wenn er sich nicht ereignet hätte."

XVI.

Eine Rechtfertigung, die verdammt.

„Wie ich gelesen habe," sagte Edith, „ist kein System der Bedrückung jemals so verderbt gewesen, daß nicht diejenigen, welche daraus Vorteil zogen, noch genug moralisches Gefühl besaßen, um nach einer Rechtfertigung für sich zu suchen. War etwa das alte System der Besitzverteilung, bei welchem eine kleine Zahl die große Menge durch die Furcht vor dem Verhungern in Knechtschaft hielt, eine Ausnahme von dieser Regel? Die Reichen hätten sich doch vor den Armen schämen müssen, wenn sie keinen Vorwand, keine Vernunftgründe für den grausamen Gegensatz in ihrer Lage anführen konnten."

„Vielen Dank, daß du uns an diesen Punkt erinnerst," sagte der Doktor. „Du hast ganz recht; jedes auch noch so schlechte System hat sich stets weiß zu waschen gewußt. Es wäre fast unbillig, das alte System kurzweg abzufertigen, ohne die Entschuldigung, die man dafür vorbrachte, in Betracht zu ziehen. Andrerseits scheint es beinahe wohlwollender, sie gar nicht zu erwähnen, denn statt es von Schuld freizusprechen, lieferte diese Rechtfertigung noch einen weitern Grund zur Verdammung des Systems, welches sie zu verteidigen dachte."

„Worauf stützte sich denn die Rechtfertigung?" fragte Edith.

„Auf die Behauptung, daß von Rechts wegen jeder einen Anspruch auf die Ergebnisse seiner körperlichen und geistigen Anlagen habe, das heißt, auf die Früchte

seiner Fähigkeiten und Anstrengungen. Da nun die Fähigkeiten und Anstrengungen verschiedener Personen verschiedene wären, so verstünde es sich von selbst, daß sie beim Gelderwerb wie bei andern Dingen Vorteile übereinander davontragen mußten. Dies sei jedoch in der Natur begründet, und also müsse es recht und gut sein. Es habe sich niemand zu beklagen — wenn nicht über den Schöpfer.

„Nun ist aber erstens die Theorie, daß man im Verkehr mit den Nebenmenschen berechtigt wäre, Vorteil aus seiner höheren Begabung zu ziehen, nichts andres als eine kleine Umschreibung des Sprichworts: Macht geht vor Recht! Gerade um zu verhindern, daß dies zur Wahrheit werde, stand der Schutzmann an der Ecke, saß der Richter auf der Bank und erhielt der Henker seinen Lohn. Der ganze Endzweck der Zivilisation war ja nichts andres, als an Stelle des durch die Natur eingesetzten Rechtes der Macht des Stärkeren eine künstliche Gleichheit einzuführen, indem man die natürlichen Unterschiede unberücksichtigt ließ und den Schwachen und Einfältigen durch gesetzliche Verordnung die Unterstützung der öffentlichen Gewalt lieh, um sie den Starken und Verschlagenen gleichzustellen.

„Während aber die Moralisten des neunzehnten Jahrhunderts ebenso scharf wie wir die Berechtigung der Starken verneinten, ihre physische Ueberlegenheit im Verkehr direkt geltend zu machen, waren sie der Ansicht, daß die Menschen dazu berechtigt wären, wenn es indirekt und mit Hilfe von Dingen geschehen könnte. Zum Beispiel: Niemand durfte einen Menschen anstoßen, der gerade ein Glas Wasser trank, damit er es nicht etwa verschüttete; aber man durfte den Brunnen an sich bringen, der die ganze Gemeinde versorgte, und die Leute nötigen, jeden Tropfen Wasser mit einem Dollar zu bezahlen oder sich ohne Wasser zu behelfen. Auch wenn der Besitzer des Brunnens diesen zufüllen ließ und die Leute ohne Entschädigung des Wassers beraubte, meinte man, er wäre in seinem Recht. Mit Gewalt durfte er nicht dem Hunde des Bettlers seinen Knochen fortnehmen, aber er durfte den Kornbedarf einer Nation aufspeichern und Millionen dem Hunger preisgeben.

„Wenn man eines Menschen Lebensunterhalt schädigt, so schädigt man ihn selbst. Diese Wahrheit ist so einleuchtend, daß man sie kaum noch auszusprechen braucht; aber unsern Vorfahren machte es nicht die geringste Schwierigkeit, sie zu umgehen. Sie sagten: Natürlich dürft ihr dem Manne selbst nichts thun; wer ihn nur mit einem Finger verletzt, begeht einen gesetzlich strafbaren Angriff. Aber sein Lebensunterhalt ist etwas ganz andres. Der besteht aus Brot, Fleisch, Kleidung, Haus, Acker und dergleichen materiellen Dingen, welche sich anzueignen und nach Gefallen zu verwenden man ein unbeschränktes Recht hat, ohne daß man dabei zu berücksichtigen braucht, ob für die übrige Welt auch etwas da ist.

„Ich brauche, glaube ich, kaum zu erwähnen, daß der Unterschied, welchen unsre Vorfahren zwischen der unmittelbaren Anwendung physischer Gewalt und der mittelbaren Ausübung wirtschaftlichen Zwanges im Verkehr mit dem Nachbar zu machen pflegten, jeder moralischen Berechtigung entbehrt. Wer seinen Nebenmenschen durch größere wirtschaftliche Gewandtheit oder finanzielle Schlauheit des Unterhalts beraubt, ist nicht mehr im Recht, als wer ihm mit dem Knüttel zu Leibe geht; und zwar einfach deshalb, weil niemand die Befugnis hat, den Nächsten zu übervorteilen oder irgendwie anders als gerecht gegen ihn zu verfahren. Der Zweck ist unmoralisch, und die angewandten Mittel können daran unmöglich etwas ändern. Wenn die Moralisten in die Klemme gerieten, pflegten sie zu behaupten, daß ein guter Zweck die Mittel heilige; aber meines Wissens gingen sie nie so weit, zu erklären, daß gute Mittel einen bösen Zweck rechtfertigen. Das war aber genau, was die Verteidiger des alten Besitzrechts thaten, wenn sie den Satz aufstellten, daß man seinen Mitmenschen den Unterhalt nehmen und sie zu Knechten machen dürfe, falls man durch mehr Talent oder größern Eifer beim Erwerb materieller Dinge über sie triumphieren könne.

„Die Theorie aber, daß sich das Monopol der Reichen durch ihre größere wirtschaftliche Befähigung rechtfertigen ließe, würde — selbst wenn sie moralisch gesund wäre — durchaus nicht auf das alte Besitzrecht gepaßt haben. Von allen denkbaren Plänen für die Verteilung des Eigentums hätte wohl keiner der Vorstellung eines auf wirtschaftlicher Anstrengung beruhenden Verdienstes entschiedener spotten können. Nichts wäre so gänzlich falsch gewesen, wenn die Güterverteilung sich nach der Fähigkeit und Betriebsamkeit des Individuums richten sollte.

„Dieses ganze Gerede ist nur aus der Besprechung über Julians Vermögen entstanden. Nun, erzählen Sie uns, Julian, war denn Ihre Million Dollars das Ergebnis Ihrer wirtschaftlichen Begabung und die Frucht Ihres Fleißes?"

„Natürlich nicht," erwiderte ich. „Jeder Cent war ererbt. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß ich niemals in meinem Leben auch nur einen Finger zu einem nützlichen Zweck gerührt habe."

„Und waren Sie der einzige, dessen Besitz durch Erbschaft ohne eignes Zuthun auf ihn kam?"

„Im Gegenteil; das Erbschaftsrecht war die feste Grundlage und Stütze des ganzen Eigentumssystems. Alles Land — ausgenommen in den neuesten Staaten — samt der ganzen Masse beweglicher Güter, vererbte sich vom Vater auf den Sohn."

„Hört ihr, was Julian sagt? Während die Mora-

listen und die Geistlichkeit die Ungleichheit des Besitzes feierlich rechtfertigten und den Armen ihre Unzufriedenheit zum Vorwurf machten, weil diese Ungleichheit von der verschiedenen natürlichen Begabung und Betriebsamkeit herrühre, wußten sie und alle, die ihre Worte hörten, die ganze Zeit über, daß das Eigentumssystem sich nicht auf Geschicklichkeit, Arbeit oder Verdienst irgend welcher Art gründete, sondern allein auf den Zufall der Geburt. Und was spräche wohl mehr aller Moral Hohn als diese Einrichtung?"

„Aber Julian," rief Edith aus, „du mußt dich doch in irgend einer Weise vor deinem Gewissen entschuldigt haben, daß du, angesichts einer bedürftigen Welt, in solchem Ueberfluß schwelgtest!"

„Ich fürchte," sagte ich, „daß du dir nicht leicht vorstellen kannst, wie verhärtet im neunzehnten Jahrhundert unser Gewissen war. Mancher unter den Besitzenden hielt es wohl gar noch für ein besonderes Verdienst, daß er als Glückskind geboren war; aber zu dieser Sorte gehörte ich wenigstens nicht. Ich habe niemals viel darüber nachgedacht, mit welchem Recht ich eigentlich meinen Ueberfluß — zu dessen Erwerb ich doch nichts beigetragen hatte — inmitten einer Welt von hungernden Arbeitern besäße. Wenn es mir aber gelegentlich einfiel, war mir zu Mute, als müsse ich den Bettler, der ein Almosen von mir erflehte, um Verzeihung bitten, daß ich in der Lage war, es ihm zu geben."

„Ja," sagte der Doktor, „mit Julian ist nicht leicht zu streiten; aber es gab auch weniger vernünftige Leute in seiner Gesellschaftsklasse. Fragte man diese nach ihrem moralischen Anrecht auf ihre Besitztümer, so beriefen sie sich auf die Vergangenheit. Ihre Vorfahren, meinten sie, wären sicherlich durch Verdienst zu ihrem Eigentum gelangt, und eben dieses Verdienst berechtigte sie, die Güter andern zu übermitteln. Natürlich verwechselten sie dabei vollständig die Begriffe von gesetzlichem und moralischem Recht. Der Gesetzgeber durfte zwar, wenn er wollte, dem Menschen die Macht verleihen, seinen Besitz auf eine andre Person zu übertragen; aber ein Verdienst, das sich auf persönliche Würdigkeit gründet, konnte man nicht an andre überweisen oder abtreten; das war nach dem Wesen der Moral völlig ausgeschlossen. Selbst der gewandteste Advokat hätte niemals eine Urkunde ausfertigen können, durch welche sich auch nur der kleinste Rechtstitel an Verdienst von einer Person auf eine andre übertragen ließe, wie nahe auch ihre Blutsverwandtschaft sein mochte.

„In alten Zeiten war es Brauch, die Kinder für die Schulden ihrer Eltern verantwortlich zu machen und sie zur Befriedigung der Gläubiger in die Sklaverei zu verkaufen. Die Leute zu Julians Zeit fanden es ungerecht, die schuldlosen Nachkommen in dieser Weise für die Sünden der Väter büßen zu lassen. Wenn aber die Kinder nicht die Folgen der Trägheit ihrer Väter tragen sollten, so hatten sie auch keinen Anspruch auf die Früchte ihres Fleißes. Die Barbaren, welche auf beiden Arten der Vererbung bestanden, waren logischer als Julians Zeitgenossen, welche das eine Erbrecht verwarfen und das andre beibehielten. War aber letzteres vielleicht wenigstens menschlicher, wenn auch einseitig? — Ueber diesen Punkt hätten Sie die Ansicht der enterbten Massen hören sollen, welchen — infolge der Monopolisierung der Erde und ihrer Hilfsquellen durch die Besitzer ererbten Gutes von Geschlecht zu Geschlecht — kein Fußbreit Raum und keine Möglichkeit, ihr Leben zu fristen, mehr übrig blieb, außer durch Vergünstigung der erbberechtigten Klassen."

„Doktor, ich habe gegen das alles nichts zu erwidern," sagte ich. Wir hatten keinen moralischen Anspruch auf unsern ererbten Reichtum, das wußten wir selbst und alle andern auch, obgleich es nicht für höflich galt, dies Faktum in unsrer Gegenwart zu erwähnen. Wenn ich aber hier als Vertreter der erbberechtigten Klasse am Pranger stehen muß, so sollten andre neben mir stehen. Wir waren es nicht allein, die kein Anrecht auf unsern Besitz hatten. Wollen Sie denn nichts über die Geldmenschen sagen, die Schurken, die binnen weniger Jahre große Vermögen durch Betrug und Erpressung zusammenscharrten?"

„Verzeihen Sie, ich war gerade dabei," sagte der Doktor. „Ihr müßt euch erinnern," fuhr er, zu Edith und seiner Frau gewendet, fort, „daß die Klasse der Reichen, die zu Julians Zeit beinahe alles, was Wert hatte, in der ganzen Welt besaß und den Massen nur den Abfall und die Krumen übrig ließ, in zwei Teile zerfiel: die, welche ihren Reichtum geerbt — und die, welche ihn erworben hatten. Wir haben gesehen, daß erstere kein Recht besaßen, sich auf den Grundsatz zu berufen, durch welchen das neunzehnte Jahrhundert den ungleichen Güterbesitz entschuldigte, daß nämlich jedes Individuum gerechten Anspruch auf die Früchte seiner Arbeit hätte. Nun wollen wir einmal untersuchen, wie es sich nach demselben Grundsatz mit dem Besitzrecht jener andern verhält, welche Julian vorhin erwähnte. Sie beriefen sich darauf, daß sie ihr Geld selbst erworben hätten. Das Leben, das sie geführt, war von der Kindheit bis zum Alter, ohne Ruhe und Rast, einzig dem Anhäufen von Schätzen gewidmet gewesen. Natürlich schließt die Arbeit an und für sich, wie eifrig sie auch betrieben wird, kein moralisches Verdienst ein. Es kann eine verbrecherische Thätigkeit sein. Wir wollen sehen, ob diese Leute, die darauf pochten, sie hätten ihr Geld selbst erworben, ein größeres Recht als Julians Klasse auf ihren Besitz hatten.

„Die beste Begründung des Eigentumsrechts, die wir aus früherer Zeit überliefert bekommen haben, ist in dem Grundsatz enthalten: „Jeder Mensch hat ein Recht auf das Produkt seiner Arbeit, auf sein ganzes Produkt und auf weiter nichts als sein Produkt." Diese Maxime hatte aber eine doppelte Schneide, eine negative sowohl als eine positive, und die negative Schneide ist sehr scharf. Wenn jeder ein Anrecht auf sein eignes Produkt hatte, so durfte sonst niemand einen Teil desselben beanspruchen. Fand sich also unter den Schätzen, die ein Mensch anhäufte, irgend ein Produkt, welches, streng genommen, nicht sein eignes war, so stand er nach obigem Grundsatz, zu dem er sich selbst bekannt hatte, als ein überführter Dieb vor der Oeffentlichkeit. Börsenspekulanten, Eisenbahnkönige, Banquiers, große Grundbesitzer und andre Geldfürsten rühmten sich oft, ihr Leben mit einem Schilling angefangen zu haben, und ihre Reichtümer wuchsen wie die Pilze. Enthielt jedoch ein solches Riesenvermögen irgend etwas, das thatsächlich sich als Produkt der Mühe eines andern als des Besitzers erwies, so gehörte es ihm nicht, und daß er es besaß, verdammte ihn als Dieb. Nur dann war er berechtigt, seine Güter zu besitzen, wenn er aufs sorgfältigste vermied, sich etwas anzueignen, was er nicht selbst produziert hatte. Bestand er auf dem Pfund Fleisch, welches ihm durch das Gesetz zugesprochen wurde, so mußte er sich auch an den Buchstaben des Gesetzes halten und sich wie Shylock von Portia warnen lassen:

„Schneid auch nicht mehr noch minder,
Als grad ein Pfund; ist's minder oder mehr
Als ein genaues Pfund, sei's nur so viel,
Es leichter oder schwerer an Gewicht
Zu machen um ein armes Zwanzigstteil
Von einem Skrupel, ja wenn sich die Wagschal'
Nur um die Breite eines Haares neigt —
So stirbst du, und dein Gut verfällt dem Staat."

„Wie viele von Ihren großen Männern, Julian, die sozusagen durch eigne Anstrengung reich geworden sind, würden diese Probe bestanden haben?"

„Nach meiner Ueberzeugung," antwortete ich, „gab es keinen darunter, dessen Anwalt ihm nicht geraten haben würde, es zu machen wie Shylock und lieber seinen Anspruch aufzugeben, als ihn auf das Risiko der Strafe hin weiter zu verfolgen. Wie wäre es denn überhaupt möglich gewesen, innerhalb einer Lebenszeit ein großes Vermögen zu sammeln, wenn man sich auf sein eignes Produkt beschränkt hätte? Die Kunst, Reichtümer anzuhäufen, beruhte ja anerkanntermaßen auf Kunstgriffen, durch die man sich ohne offenbare Gesetzesübertretung in den Besitz der Produkte andrer Leute zu setzen verstand. Es war ein landläufiges und wahres Wort zu jener Zeit, daß niemand eine Million Dollars auf rechtschaffenem Wege gewinnen könne. Nur durch Erpressung, Spekulation, Börsenspiel oder irgend eine andre Form der Plünderung, welche das Gesetz gestattete, konnte eine solche That gelingen; das wußte alle Welt. Selbst heute würde man jene Blutsauger, welche Haufen schlecht erworbenen Gewinns auftürmten, nicht härter verdammen, als es die öffentliche Meinung ihrer eignen Zeit that. Der Fluch und die Verachtung aller folgte diesen großen Geldmenschen bis in das Grab, und das mit vollem Recht. Ich kann nichts zur Verteidigung meiner eignen Klasse sagen, die ihren Reichtum ererbt hat; aber das Volk schien wirklich mehr Achtung vor uns zu haben als vor denen, die sich rühmten, ihr Geld selbst erworben zu haben. Besaßen wir Erben auch keinen moralischen Anspruch auf den Reichtum, der uns in den Schoß fiel, so hatten wir doch wenigstens kein entschiedenes Unrecht gethan, um ihn zu erlangen."

„Ihr seht," sagte der Doktor, „wie schade es gewesen wäre, wenn wir versäumt hätten, die Entschuldigungsgründe näher zu beleuchten, welche das neunzehnte Jahrhundert für die ungleiche Güterverteilung vorbrachte. Der ethische Maßstab wird mit jedem Zeitalter ein höherer, und es ist oft unbillig, wenn wir das System einer früheren Zeit nach dem moralischen Standpunkt einer späteren beurteilen. Ein milderes Urteil als das des zwanzigsten Jahrhunderts wäre aber dem System des neunzehnten Jahrhunderts auch von seinem eignen moralischen Standpunkt aus nicht zu teil geworden. Um dies System zu verdammen, that es nicht not, die moderne Anschauung zu verkündigen, welche das Eigentumsrecht aus den allgemeinen Menschenrechten herleitet. Man brauchte dazu nur auf die praktischen Ergebnisse des Systems den moralischen Beweisgrund anzuwenden, der zu seiner Verteidigung aufgestellt worden war, nämlich: daß jedermann Anspruch auf die Früchte seiner eignen Arbeit und keinen Anspruch auf die Früchte der Arbeit eines andern habe — und das ganze Bauwerk war von Grund aus zerstört."

„Gab es denn aber damals gar keine Klasse," fragte Ediths Mutter, „welche auch nur nach dem Maßstab Ihrer Zeit zugleich ein ethisches und ein gesetzliches Anrecht auf ihren Besitz beanspruchen konnte?"

„Gewiß," erwiderte ich. „Die wirklich Reichen hatten zwar in der Regel kein moralisches, auf Verdienst begründetes Besitzrecht, denn entweder war ihr Vermögen ererbt oder es bestand hauptsächlich aus den Erzeugnissen andrer, die sie auf allerlei Weise, auch durch Gewalt oder Betrug, an sich gebracht hatten. Es gab jedoch eine große Anzahl Leute in bescheidenen Lebensverhältnissen, die das, was sie besaßen, reichlich durch ihre Leistungen für das Gemeinwesen verdient hatten. Nach diesen kam die unterste Klasse, der große Haufe völlig mittelloser Arbeiter, das eigentliche Volk. Diese hatten nun

wirklich, vom ethischen Standpunkt aus, großen Anspruch auf Besitz, denn durch sie war ja alles produziert worden; aber außer den schäbigen Kleidern, die sie am Leibe trugen, besaßen sie wenig oder nichts."

„Im allgemeinen scheint es," sagte Edith, „daß selbst nach der Ansicht deiner Zeit gerade die besitzende Klasse wenig oder kein Eigentumsrecht hatte, während die Massen, die ein Recht auf Eigentum hatten, nichts besaßen."

„Der Hauptsache nach war das wohl der Fall," erwiderte ich. „Das heißt, wenn man sämtlichen Besitz nahm, der sich nur auf gesetzliche Vererbung gründete, und alles hinzuthat, was durch Spekulation, Erpressung, Betrug oder erzwungene Dienste gewonnen worden war, so blieb überhaupt wenig Eigentum übrig, keinenfalls beträchtliche Reichtümer."

„Wer die Predigten der Geistlichen zu Julians Zeit hörte, hätte glauben müssen, der Eckstein des Christentums sei das Eigentumsrecht, und das höchste Verbrechen die unrechtmäßige Aneignung fremden Besitzes," sagte der Doktor. „Wenn aber stehlen nur so viel hieß, als einem andern das nehmen, worauf er einen ethisch gültigen Anspruch hatte, so muß das ein ganz besonders schwieriges Verbrechen gewesen sein, weil es dergleichen nicht zu stehlen gab. Wer dem Armen das Seinige nahm, hatte dagegen ohne Zweifel gestohlen, aber die Armen besaßen nichts, was man ihnen stehlen konnte."

„Bei diesem ganzen abscheulichen Zustand ist mir das Allerunglaublichste," sagte Edith, „daß ein System sich auch nur einen Tag zu erhalten vermochte, welches von so verhängnisvollen Folgen für das Gemeinwohl war, und sich nicht nur die großen enterbten Volksmassen zu bitteren Feinden gemacht hatte, sondern selbst von Leuten wie Julian, die doch ihren Vorteil daraus zogen, nicht als gerecht verteidigt werden konnte."

„Mich wundert nicht, daß es dir unbegreiflich erscheint," versetzte ich, da es mir jetzt, im Rückblick darauf, selbst so vorkommt, und ich in der neuen Umgebung immer mehr die Fähigkeit verliere, es zu verstehen. Du kannst dir unmöglich eine Vorstellung davon machen, wie erstarrend der uralte Nimbus, der die Herrschaft der Reichen und unser Besitzsystem umgab, auf das Gemüt wirkte. Nichts in der Welt hatte eine ähnliche Dauer aufzuweisen; eine andre wirtschaftliche Ordnung hatte man nie gekannt. Alle übrigen menschlichen Einrichtungen waren dem Wechsel von Sitte und Brauch unterworfen gewesen, aber im Besitzsystem war niemals ein gründlicher Wandel eingetreten. Politische, soziale und religiöse Systeme, die Herrschaft der Könige, der Kaiser, der Geistlichen und des Volkes, nebst allen andern großen Phasen menschlicher Entwicklung, waren vorübergezogen wie Wolkenschatten; die Reichen aber regierten die Welt fort und fort seit dem grausten Altertum. Bedenke, wie tief eingewurzelt im menschlichen Vorurteil und wie weit verzweigt ein solches System sein mußte! Wie vermessen erschien der Menge eine Auflehnung dagegen, wie undenkbar die Vorstellung, daß dieser Gesellschaftsordnung, deren Anfang sich in tiefstes Dunkel hüllte, je ein Ende gemacht werden könne. Was bedurfte ein durch Gewohnheit und Alter so fest gegründetes System noch der Entschuldigung oder der Verteidiger? — Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß man zu meiner Zeit das Menschengeschlecht in Reiche und Arme teilte, und daß die Unterwerfung der letzteren unter die Herrschaft der ersteren beinahe ebensogut für ein Naturgesetz galt wie der Wechsel der Jahreszeiten. Es mochte seine Unannehmlichkeiten haben, aber ändern ließ es sich keinesfalls. Ich begreife wohl, daß es für die Urheber der Umsturzbewegung eine ebenso schwere als notwendige Aufgabe gewesen sein muß, das ungeheure, tote Gewicht des von alters her ererbten Vorurteils zu überwinden und an der Möglichkeit festzuhalten, daß man Mißbräuche, die so lange Bestand gehabt hatten, noch los werden könne. Es galt vor allem, den Leuten die Augen darüber zu öffnen, daß das System der Güterverteilung nur eine menschliche Einrichtung sei wie andre auch. Schreitet die Menschheit in Wahrheit fort, so muß jede Einrichtung um so mehr aus dem Zusammenhange mit dem Fortschritt der Welt geraten, je länger ihre Dauer gewesen ist, und um so gründlicher muß auch ihr Wandel sein, damit sie wieder in Einklang mit der übrigen Gesellschaftsordnung gebracht werden kann.

„Uebrigens besteht zwischen dem Niedergang und Fall des Systems der königlichen und priesterlichen Macht und dem Umsturz der Herrschaft der Reichen ein recht bezeichnender Unterschied. Erstere Systeme wurzelten tief im Gefühle und in der Romantik. Noch Jahrhunderte nach ihrem Untergang behielten sie einen mächtigen Einfluß auf Herz und Phantasie der Menschen. Unser großmütiges Geschlecht gedachte ohne Erbitterung an alle Bedrückungen, die es je erlitten hatte, mit alleiniger Ausnahme der Tyrannei der Reichen; die Herrschaft der Geldmacht hatte von jeher weder Würde noch moralische Grundlage besessen. Kaum waren ihre materiellen Stützen zerstört, so sank sie nicht nur dahin, sondern schien sogleich in einen Zustand von Fäulnis zu geraten, und die Welt mußte sie schleunigst begraben, damit sie ihr auf immer aus den Augen und der Erinnerung verschwand."

XVII.

Die Revolution bewahrt das Privatvermögen davor, zum Monopol zu werden.

„Wer hätte wohl daran gedacht," sagte Frau Leete, „daß Ediths Vorschlag, den Kassenschrank zu

öffnen, eine so großartige Erörterung veranlassen würde?"

Ich erwiderte darauf, daß ich am heutigen Morgen über die moralische Basis der wirtschaftlichen Gleichheit und die Gründe für Abschaffung des Privatvermögens mehr gelernt hätte als während aller meiner früheren Erlebnisse, seit ich ein Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts wäre.

„Die Abschaffung des Privatvermögens!" rief der Doktor. „Was meinen Sie damit?"

„Ich gebe ja gerne zu, daß Sie etwas viel Besseres an die Stelle gesetzt haben," fuhr ich fort. „Aber das Privatvermögen ist doch jedenfalls abgeschafft, nicht wahr? Wovon hätten wir denn sonst die ganze Zeit geredet?"

Der Doktor sah die Damen wie hilfeflehend an, als wolle er sich ihres Mitgefühls versichern. „Ist es denn möglich," sagte er, „der junge Mann hier glaubt, wir hätten das Privatvermögen abgeschafft, und trägt dabei im Augenblick eine Kreditkarte in der Tasche, die ihm ein jährliches Einkommen von viertausend Dollars gewährt, welche er ausschließlich für seine persönlichen Bedürfnisse verwenden kann. Es sind die Zinsen von seinem Anteil am Gesamtvermögen der reichsten und wohlbegründetsten Gesellschaft der ganzen Welt. Berechnet man sie zu vier Prozent, so beläuft sich der Wert des Anteilscheins, den er besitzt, auf die Summe von hunderttausend Dollars."

Ich kam mir recht einfältig vor, als mir so deutlich zu Gemüte geführt wurde, wie gedankenlos meine Aeußerung gewesen war; doch der Doktor beeilte sich, mir zu versichern, er verstehe vollkommen, was mir im Sinne läge. Ohne Zweifel hätte ich zu meiner Zeit von den Gelehrten hundertmal behaupten hören, daß bei gleicher Güterverteilung unter den Menschen von Privatvermögen natürlich nicht mehr die Rede sein könne. Ohne weiter über die Sache nachzudenken, nähme ich nun an, daß mit der Herstellung der wirtschaftlichen Gleichheit auch, wie vorausgesagt worden, das Privatvermögen aufgehoben worden sei."

„Jawohl," versetzte ich, „so habe ich es mir gedacht."

„Die Revolution," erklärte der Doktor, „hat den Privatkapitalismus abgeschafft, das heißt, sie hat nicht länger geduldet, daß nichtverantwortliche Personen sich der Leitung von Handel und Gewerbe bemächtigten, um ihren eignen Vorteil daraus zu ziehen. Sie hat dieses Amt dem Volke gemeinsam übertragen, und es wird von verantwortlichen Beamten zum Nutzen des Gesamtwohls verwaltet. Durch diesen Umschwung entstand zwar eine ganz neue Besitzordnung, aber weder direkt noch indirekt war darin ein Verbot des Privateigentums enthalten. Im Gegenteil, das neue System sicherte den Privatbesitz und das persönliche Eigentumsrecht jedes Bürgers auf einer Grundlage, die unvergleichlich fester, ausgedehnter und dauerhafter war als irgend eine, welche man je zuvor gehabt hatte oder haben konnte, solange der Privatkapitalismus am Ruder war. Lassen Sie uns die Wirkungen des Systemwechsels näher ins Auge fassen, dann werden Sie sehen, ob ich nicht recht habe:

„Nehmen wir an, Sie hätten mit einer Anzahl Ihrer Zeitgenossen, von denen jeder in einem Bergwerksbezirk seine besondere Parzelle besaß, eine Genossenschaft gebildet, Ihre Besitztümer vereinigt und den Betrieb gemeinsam fortgeführt. Würde dann jeder von Ihnen etwa weniger Privateigentum haben, als da Sie noch die Stücke einzeln besaßen? Zwar die Art des Besitztitels hätte sich verändert, doch das würde Ihnen nur zum Vorteil gereichen, wenn sich das Abkommen als zweckmäßig erwiese, nicht wahr?

„Natürlich könnten Sie keine ebenso selbständige und persönliche Aufsicht über das konsolidierte Bergwerk führen wie über Ihre besondere Parzelle. Sie wären genötigt, im Verein mit Ihren Genossen die Verwaltung des gemeinschaftlichen Eigentums einem von Ihnen gewählten Direktorium anzuvertrauen; doch würden Sie nicht glauben, dadurch Ihr Privateigentum aufzugeben, sollte ich meinen."

„Gewiß nicht. Das war die Form, unter welcher ein großer, wenn nicht der größte Teil des Privateigentums zu meiner Zeit angelegt und beaufsichtigt wurde."

„Es scheint demnach," sagte der Doktor, „daß man Privateigentum besitzen und genießen kann, ohne es notwendigerweise in einem besondern Bündel zu haben oder eine direkte persönliche Aufsicht darüber zu führen. Setzen wir nun ferner den Fall, daß Ihr vereinigter Besitz nicht einem Direktorium anvertraut würde, welches aus mehr oder weniger schurkischen Privatleuten bestände, die fortwährend darauf ausgingen, die Geschäftsinhaber zu betrügen, sondern daß die Nation selbst die Verwaltung übernehme und von Beamten besorgen ließe, die Sie selber wählen und die Ihnen verantwortlich wären. Würden Sie Ihr Eigentumsrecht dadurch für geschädigt halten?"

„Im Gegenteil, der Wert des Besitzes wäre dadurch bedeutend erhöht. Die Regierung leistete sozusagen selbst Bürgschaft für ein Privatunternehmen."

„Nun wohl — ganz ebenso ist das Volk bei der großen Umwälzung mit dem Privatbesitz verfahren. Man hat das Gesamteigentum des Landes vereinigt, das früher in einzelne Teile zerstückelt war, und die Verwaltung einem Nationalausschuß übertragen, der verpflichtet ist, die Dividenden an die Teilhaber zu überweisen zu deren persönlichem Gebrauch. Sie werden mir beipflichten, daß hierin durchaus keine Abschaffung des Privateigentums lag."

„Das trifft zu," sagte ich, „außer in einem Punkte. Zum Wesen des persönlichen Besitzes gehörte vor allem, daß der Eigentümer nach Belieben frei darüber verfügen durfte. Wer Bergwerks- oder Fabrikaktien besaß, konnte zwar nicht ein Stück von der Grube oder der Fabrik verkaufen, aber doch seinen Anteilschein. Der heutige Bürger dagegen kann seinen Teil des Nationalvermögens nicht verwenden, wie er will. Nur die Dividende wird ihm ausgezahlt."

„Ganz recht," versetzte der Doktor. „Die Möglichkeit, sein Kapital zu verbrauchen, lag damals im Begriff des Privateigentums; aber daß sie notwendig dazu gehörte oder für den Besitzer sehr vorteilhaft war, läßt sich nicht behaupten. Wer über sein Vermögen verfügen durfte, für den lag auch die Gefahr nahe, daß andre es ihm rauben konnten. Ich glaube, es gab zu Ihrer Zeit keinen wohlhabenden Mann, der nicht dem Recht, sein Vermögen zu verbrauchen, mit Freuden entsagt haben würde, wenn man ihm dessen unantastbaren Besitz für sich und seine Kinder verbürgt hätte. Von jeher war es das Streben reicher Leute, die ihre Güter den Erben sichern wollten, solche Bestimmungen über ihr Eigentum zu treffen, daß der Nutznießer das Kapital nicht angreifen könne. Denken Sie zum Beispiel an den unveräußerlichen Grundbesitz. Der Eigentümer konnte ein solches Erbgut nicht verkaufen, und gerade wegen dieses Umstandes galt es für ein besonders wünschenswertes Besitztum. Ganz ebenso macht die Thatsache, die Sie erwähnen, — daß unsre Bürger nicht über ihren Anteil am Nationalvermögen verfügen können, auf dem ihr Einkommen beruht — diesen Anteil nur um so wertvoller. Daß man ihn von dem Individuum, dem er gehört, auf keine Weise trennen kann, verstärkt noch seine private und persönliche Bedeutung. Man könnte sagen, daß durch die Neuordnung des Eigentumssystems, von der wir sprechen, die ganzen Vereinigten Staaten zu einem unveräußerlichen Grundbesitz geworden sind, aus dem ihre sämtlichen Bürger und deren Nachkommen in gleicher Weise Nutzen ziehen für alle Zeiten."

„Die allerstärkste Maßregel, welche die Revolution gegen das Privatvermögen zur Anwendung brachte," sagte ich, „haben Sie noch gar nicht erwähnt. Es ist dies die Einrichtung, daß jeder genau denselben Teil erhält wie alle andern. Das verstieß zwar nicht gegen den Begriff des Privatvermögens überhaupt, aber es war doch jedenfalls eine ungeheure Beeinträchtigung aller Besitzenden."

„Sie unterscheiden ganz richtig; dies ist von höchster Bedeutung für das Verständnis des Gegenstandes. Die Geschichte ist voll derartiger Ausgleichungen des Besitzes durch Plünderung, Beschlagnahme oder Eroberung. Manchmal ließen sie sich rechtfertigen, manchmal nicht, aber selbst wenn sie am allerunbilligsten waren, hat man doch nie gemeint, daß dadurch der Begriff des Privatvermögens an sich verneint würde; denn man ging augenblicklich dazu über, ihn in einer andern Form von neuem geltend zu machen. Weniger als bei irgend einer jener früher erfolgten Ausgleichungen wurde bei der allgemeinen Güterverteilung durch die Revolution das Eigentumsrecht in Abrede gestellt. Es war im Gegenteil eine Geltendmachung und Bestätigung dieses Rechts in so großartigem Maßstabe, wie man es nie für möglich gehalten. Vor dem Umsturz besaßen überhaupt wenige Menschen Vermögen oder mehr als eine Versorgung von Tag zu Tag. Durch das neue System wurde allen ein ausgiebiger, gleicher und bestimmter Anteil am nationalen Gesamtvermögen und Einkommen gesichert. Früher hatten selbst die, welche zu einem Vermögen gelangt waren, keine Gewißheit, daß man es ihnen nicht fortnehmen würde; auch konnten sie es auf tausenderlei Weise verlieren. Selbst der Millionär war nicht sicher, ob nicht sein Enkel heimatlos umherirren, seine Enkelin in bitterster Armut schmachten müsse. Unter dem neuen System wurde das Recht jedes einzelnen an seinen persönlichen Besitz unantastbar; er konnte es nur einbüßen, wenn die ganze Nation zu Grunde ging. Also weit entfernt, das Privatvermögen zu verneinen oder abzuschaffen, hat die Umwälzung es im Gegenteil in einer weit bestimmteren, wohlthätigeren, dauerhafteren und allgemeineren Form bestätigt, als das je zuvor der Fall gewesen.

„Wie die menschliche Natur nun einmal geartet ist, war es ganz selbstverständlich, Julian, daß Ihre Zeitgenossen sich gegen die Vorstellung von einem allgemeinen Eigentumsrecht empörten, weil sie glaubten, man zerstöre dadurch den Grundbegriff des Eigentums überhaupt. Es hat ja auch nie einen Propheten oder Reformator gegeben, der, wenn er für reinere, geistigere und vollkommenere religiöse Anschauungen eintrat, von seinen Zeitgenossen nicht beschuldigt worden wäre, er wolle die Religion antasten. Ebenso hat man in der Politik keiner Partei, die nach einem gerechteren, weitherzigeren, weiseren Regiment strebte, den Vorwurf erspart, sie wolle die Regierung abschaffen. So war es denn ganz folgerichtig, daß man diejenigen, welche das Eigentumsrecht aller verkündigten, beschuldigt hat, sie griffen das Eigentumsrecht selber an. Wen aber soll man für die wahren Freunde und Verteidiger des Privateigentums halten? Etwa diejenigen, die ein System befürworteten, das einzelnen Menschen gestattete, den Erdball zu beherrschen, wenn sie klug und stark genug waren, um ihre Macht zu behaupten, — eine kleine Anzahl befand sich schon auf dem besten Wege dazu — und alle ihre Mitmenschen zu Proletariern zu machen? Oder uns, die wir den Grundsatz aufstellen, daß alle Menschen Eigentum besitzen sollen und zwar zu gleichen Teilen?"

„Mir scheint," sagte ich, „sobald es den Führern der Umsturzbewegung gelungen war, dem Volk diese Auffassung der Sache klarzumachen, müssen meine alten Freunde, die Kapitalisten, erfahren haben, daß ihr Geschrei über ‚geheiligtes Eigentumsrecht' zu einer gefährlichen Waffe wurde, die ihre Spitze gegen sie selber kehrte."

„Das war auch der Fall. Wie wir gesehen haben, konnte nichts den Zwecken der Revolution förderlicher sein, als wenn sie die strittige Frage über das Eigentumsrecht zur Entscheidung brachte. Es war vor allem wünschenswert, daß das ganze Volk veranlaßt würde, ernstlich darüber nachzudenken, wie das geltende Recht beschaffen war und wie es hätte sein sollen. Sehr bald wurde dann der laute Ruf nach dem geheiligten Eigentumsrecht, den zuerst die Reichen im Namen einer kleinen Minderheit erschallen ließen, von den enterbten Millionen mit überwältigender Wirkung im Namen aller wiederholt."

XVIII.

Ein Echo aus der Vergangenheit.

„Ach, was finde ich hier!" rief Edith, die im Verein mit ihrer Mutter in den Schubfächern des Kassenschranks gekramt hatte, während ich mit dem Doktor sprach. „Ich glaube, das sind Briefe! Man bewahrte also in einem eisernen Schrank nicht nur Geld auf, sondern auch andre Dinge."

Und wirklich, es war ein Paket Briefe und Zettel, die mir Edith Bartlett während unsrer Verlobungszeit bei verschiedenen Gelegenheiten geschrieben hatte, welche ihre Urenkelin Edith jetzt in der Hand hielt. Von unbeschreiblicher Rührung ergriffen, nahm ich sie ihr ab und öffnete einen der Briefe; er trug das Datum des 30. Mai 1887, des Tages, an welchem ich mich auf immer von ihr getrennt hatte. Sie bat mich darin, sie und die Ihrigen nach Mount Auburn zu begleiten, um dort am Todestag ihres Bruders, der im Bürgerkrieg gefallen war, dessen Grab zu schmücken. „Ich verlange nicht von dir, Julian," schrieb sie, „daß du, weil du mich heiratest, alle meine Verwandten als die deinigen betrachten sollst. Aber mein Heldenbruder muß auch dir angehören, und deshalb möchte ich, du gingest heute mit uns."

Das Gold und die Pergamente, die einst so kostbar gewesen waren, lagen im Zimmer verstreut umher und hatten allen Wert verloren; aber diesen Liebeszeichen hatte die Zeit ihre herzbezwingende Macht nicht rauben können. Wie durch Zauberschlag tauchten sie mich plötzlich in ein Meer von Erinnerungen und versetzten mich in eine Welt, die mir allein gehörte, an welcher die Gegenwart keinen Anteil hatte. Ich weiß nicht, wie lange ich so in mich versunken dagesessen habe, ohne die stumme Gruppe zu beachten, die teilnehmend neben mir stand. Ein tiefer Seufzer, der sich unwillkürlich meiner Brust entrang, weckte mich endlich wieder aus meiner Geistesabwesenheit. Ich kehrte aus der Traumwelt der Vergangenheit zum Bewußtsein meines jetzigen Zustandes und meiner Umgebung zurück.

„Dies hier sind Briefe," sagte ich, „von der andern Edith — von deiner Urgroßmutter, Edith Bartlett. Vielleicht würde es dich interessieren, sie durchzusehen. Nächst mir hat wohl niemand ein größeres Anrecht darauf als du und deine Mutter."

Edith nahm das Paket und betrachtete es mit Neugier und Ehrfurcht.

„Die Briefe werden höchst anziehend für uns sein," sagte ihre Mutter, „aber ich fürchte, Julian, wir werden Sie bitten müssen, sie uns vorzulesen."

Ohne Zweifel verriet mein Gesichtsausdruck die Ueberraschung, welche mir dies Bekenntnis der Unwissenheit aus dem Munde einer so hoch gebildeten Dame bereitete. „Sind etwa Handschriften und das Lesen von Geschriebenem auch längst vergessene Dinge wie die Kunstschlosserei?" fragte ich.

„Allerdings," versetzte der Doktor, „doch läßt sich dies nicht wie bei den Geheimschlössern aus der wirtschaftlichen Gleichheit erklären, sondern hat seinen Grund im Fortschritt der Erfindungen. Zwar lehrt man die Kinder noch Geschriebenes lesen und schreiben, aber sie haben so wenig Uebung darin, daß sie es meist wieder vergessen, sobald sie die Schule verlassen haben. Edith aber sollte doch noch im stande sein, einen Brief aus dem neunzehnten Jahrhundert zu lesen. Kannst du es wirklich nicht, liebes Kind? Da müßte ich mich ja schämen!"

Sie sah mit emporgezogenen Brauen von dem Blatt auf, das sie zu entziffern bemüht war. „Doch, Vater," rief sie, „dies hier kann ich lesen. Weißt du nicht, ich habe ja Julians alte Briefe an Edith Bartlett, die in Mutters Besitz sind, einmal herausbuchstabiert. Das ist freilich schon zwei Jahre her, und seitdem bin ich aus der Uebung gekommen. Aber ich habe jetzt schon fast zwei Zeilen gelesen, es ist wirklich gar nicht schwer, und ich will schon ganz allein damit fertig werden; außer Mutter soll mir niemand helfen."

„Wie merkwürdig!" rief ich. „Schreibt man denn jetzt keine Briefe mehr?"

„Fast gar keine," erwiderte der Doktor. „Das Schreiben ist ganz außer Gebrauch. Statt des Briefwechsels telegraphieren wir oder benutzen die Phonographen, welche auch im übrigen allen Zwecken dienen, für die man sonst die Handschrift nötig hatte. Das ist jetzt schon sehr lange eingeführt, man weiß kaum mehr, daß es je anders war. Aber diese Veränderung kann Sie doch schwerlich überraschen. Den Phonographen kannten Sie ja schon, und wozu er

sich würde verwenden lassen, war von Anfang an klar ersichtlich. Auch jetzt gebrauchen wir bei wichtigen Dokumenten gewöhnlich noch die Druckschrift, aber der Satz wird nach Phonogrammen gemacht, so daß man überhaupt fast keine Gelegenheit hat, mit der Hand zu schreiben, außer in besonderen Notfällen. Wenn man es recht überlegt, ist es wirklich seltsam, daß die Urkunden der Zivilisation immer vergänglicher werden, je weiter sie selbst fortschreitet. Die Chaldäer und Aegypter verwendeten Ziegelsteine, die Griechen und Römer schrieben in Marmor oder Erz. Wenn unser Geschlecht heute zu Grunde ginge und die Erde in fünfhundert Jahren vielleicht von den Marsbewohnern besucht würde, fänden sie jedenfalls von unsern Büchern keine Spur mehr vor, und die Zeit des römischen Kaisertums würde für die letzte und höchste Stufe menschlicher Kultur gelten."

XIX.

Kann auch eine Jungfrau ihres Schmuckes vergessen?

Bald darauf ging Edith mit ihrer Mutter in das Haus zurück, um die alten Briefe zu entziffern. Der Doktor war noch so ganz in die Betrachtung der Staatspapiere und Industrie-Aktien vertieft, daß ihm ein Gefallen damit geschah, wenn man ihn in Ruhe ließ. Ich hielt daher die Gelegenheit für günstig, um einen Plan auszuführen, der mir schon lange am Herzen lag.

Sobald ich in Besitz meiner Kreditkarte gelangt war, hatte ich mir vorgenommen, einen wichtigen Einkauf zu machen; ich wollte nämlich einen Verlobungsring für Edith besorgen. Daß Geschenke im allgemeinen im zwanzigsten Jahrhundert ihren Wert verloren haben mußten, lag auf der Hand; jeder schaffte sich ja alles an, was er brauchte. Aber diese Gabe, dachte ich, würde schon aus Gefühlsrücksichten einem Mädchen sicherlich noch ebenso willkommen sein wie früher.

So benutzte ich denn den Umstand, daß meine Gastfreunde mit andern Dingen beschäftigt waren, und ging nach dem großen Bazar, den ich schon einmal bei einer früheren Gelegenheit mit Edith besucht hatte; in einen andern Laden war ich bisher noch nicht gekommen. Da ich die Waren, welche ich suchte, auf keiner der Wandtafeln, die über den Ladentischen hingen, angegeben fand, bat ich eine der jungen Gehilfinnen, mich nach der Juwelierabteilung zu führen.

„Entschuldigen Sie," sagte das Fräulein und zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe, „wonach haben Sie soeben gefragt?"

„Wo die Juwelierabteilung ist. Ich möchte einige Ringe ansehen."

„Ringe?" wiederholte sie mit verwunderter Miene. „Bitte, was denn für Ringe und zu welchem Zweck?"

„Fingerringe," sagte ich und dachte bei mir: Die junge Dame ist doch nicht so klug, wie sie aussieht.

Als ich das Wort sprach, blickte sie auf meine linke Hand, wo ich, wie es bei uns Sitte gewesen, am Finger einen Siegelring trug. Sogleich nahm ihr Gesicht einen verständnisvollen Ausdruck an, der das lebhafteste Interesse bekundete.

„Bitte tausendmal um Verzeihung," sagte sie, „daß ich es nicht gleich begriffen habe. Sie sind Julian West, nicht wahr?"

Ich fing an, etwas ärgerlich zu werden über diese Geheimniskrämerei um solche Kleinigkeit.

„Freilich bin ich Julian West," sagte ich; „was das aber mit dem Einkauf zu thun hat, den ich machen will, ist mir wirklich nicht recht ersichtlich."

„Entschuldigen Sie, aber es hat ungemein viel damit zu thun," erwiderte das Fräulein. „Außer Ihnen würde in ganz Amerika kein Mensch nach Fingerringen fragen, weil sie schon so lange nicht mehr im Gebrauch sind, daß wir überhaupt keine auf Lager halten. Wenn Sie aber einen solchen Ring zu bestellen wünschen, brauchen Sie nur eine Beschreibung dazulassen, wie Sie ihn haben wollen, und er wird sofort angefertigt werden."

Ich dankte ihr, beschloß aber doch, in der Sache nicht weiter zu gehen, ohne zuvor erst nähere Erkundigungen einzuziehen.

Zu Hause erzählte ich nichts von meinem Abenteuer, denn ich wollte mich nicht mehr auslachen lassen, als nötig wäre. Als ich aber den Doktor nach Tische allein an seinem Lieblingsplätzchen auf dem Hausdach fand, wo er im Freien zu studieren pflegte, begann ich ihn behutsam über den Gegenstand auszuforschen.

Ganz gelegentlich machte ich die Bemerkung, daß ich noch niemand gesehen hätte, der einen Ring am Finger trüge, und fragte ihn, ob man überhaupt allen Schmuck abgeschafft hätte, und aus welchen Gründen das wohl geschehen sei.

Der Doktor erwiderte, das Tragen von Geschmeide sei allerdings ganz veraltet und schon seit mehreren Generationen nicht mehr gebräuchlich. „Die Ursachen," fuhr er fort, „warum man die Sitte aufgab, stehen übrigens im genausten Zusammenhang mit unserm heutigen Wirtschaftssystem. Ursprünglich mag wohl der Umstand, daß Gold und Silber ihren Handelswert völlig verloren, als die Nation die neue Güterverteilung auf der Basis der Gleichberechtigung aller Bürger einführte, der Hauptgrund gewesen sein, warum Juwelen und die sogenannten Edelmetalle nicht mehr für Schmucksachen verwendet wurden. Wie Sie wissen, würde man für eine Tonne Goldes oder einen Scheffel Diamanten keinen Laib Brot in unsern Kaufläden erhalten, da dort nur der Kredit des

Bürgers Geltung hat, der ihm infolge seines Bürgerrechts zukommt, und zwar in gleicher Höhe wie allen seinen Mitbürgern. Heutzutage ist für den Menschen nur das von Wert, was ihm persönlich Nutzen oder Vergnügen bereitet. Gold, Silber und Edelsteine scheinen früher hauptsächlich deshalb zum Schmuck gebraucht worden zu sein, weil ihnen ein großer Kaufwert innewohnte, der sie zu Sinnbildern von Glanz und Reichtum machte, mit denen man in der Gesellschaft prunken konnte. Da sie nun diese Eigenschaft gänzlich verloren haben, erklärt sich leicht, weshalb man sie nicht mehr als Schmuckgegenstände braucht; auch fällt, seitdem das Gesetz der Gleichheit besteht, jeder Beweggrund für dergleichen Schaustellungen fort."

„Freilich," sagte ich, „aber es gab doch auch viele, die sie, ganz abgesehen von ihrem Geldwert, sehr hübsch fanden."

„Wohl möglich," erwiderte der Doktor. „Vermutlich hatten zum Beispiel wilde Völkerschaften wirklich die Ansicht; aber da diese Leute ganz aufrichtig waren, machten sie keinen Unterschied zwischen Edelsteinen und Glasperlen, wenn diese ebenso hell glänzten. Daß gebildete Menschen Juwelen oder Goldschmuck bloß aus Schönheitsrücksichten, ganz abgesehen von dem Geldwert, bewundert haben sollen, halte ich mehr oder weniger für unbewußten Selbstbetrug. Wäre plötzlich großer Ueberfluß an Edelsteinen eingetreten, so daß Diamanten vom reinsten Wasser keinen höheren Preis gehabt hätten als Fensterglas, so möchte ich wissen, wie lange man sie in Ihrer Zeit noch als Schmuck getragen hätte!"

Ich konnte nicht umhin, zuzugeben, daß sie sehr bald und für immer vom Schauplatz verschwunden sein würden.

„Schon damals," sagte der Doktor, „galt es für nicht sehr geschmackvoll, zu viel Schmuck zu tragen, und diese Ansicht, verbunden mit dem Einfluß der neuen wirtschaftlichen Ordnung, mag wohl dazu beigetragen haben, daß man die Sitte aufgab. Als die Juwelen und Edelmetalle den Glanz verloren, der sie umstrahlt hatte, solange sie noch als Verkörperung des Reichtums galten, konnten sie den Geschmack nicht mehr verblenden, und man begann sich ernstlich zu fragen, ob es wirklich den Schönheitssinn befriedigt, wenn man sich kleine, glitzernde Steine und blanke Plättchen, Ketten und Ringe um Gesicht und Hals hängt und an die Finger steckt? Bald scheint man denn auch einstimmig zu dem Schluß gelangt zu sein, daß dergleichen Verzierungen etwas Barbarisches an sich hätten und im Grunde nicht einmal schön wären."

„Was ist denn aber aus allen Diamanten, Rubinen und Smaragden und dem Gold- und Silberschmuck geworden?" fragte ich.

„Die Metalle — Gold und Silber — verwendet man natürlich nach wie vor zu mechanischen und künstlerischen Zwecken. Da, wo sie hingehören, sind sie immer schön und werden noch ebensoviel wie früher zu Zieraten gebraucht, aber nur bei der Ausschmückung von Bauwerken und Gerätschaften, nicht von Personen. Einige Edelsteine finden in der Mechanik Anwendung, auch hat man natürlich hie und da Sammlungen in den Museen. Mehr als ein paar hundert Scheffel Edelsteine sind wohl überhaupt niemals vorhanden gewesen, und man kann sich nicht wundern, daß eine so kleine Menge winziger Steinchen im Laufe der Zeit verloren ging und verschwand, als sie aufhörten, Kostbarkeiten zu sein."

„Durch die Gründe, welche Sie anführen, läßt sich allerdings die Abschaffung des Schmucks erklären, aber Sie glauben gar nicht, wie sehr sie mich überrascht. Daß der Diamant auf die Stufe von Glasperlen herabgesunken ist und nur noch zu Handwerkszwecken gebraucht wird, ist der deutlichste Beweis, den es geben kann für die durchgreifende Umwertung der Dinge in ihrem Verhältnis zum menschlichen Leben der Gegenwart. Daß die Männer sich das Tragen von Schmucksachen abgewöhnen konnten, ist leicht begreiflich, denn man hat es nie für eine sehr männliche Sitte gehalten, außer in barbarischen Ländern; aber selbst den Propheten Jeremias hätte es wundergenommen, wenn man seine Frage: ‚Kann auch eine Jungfrau ihres Schmuckes vergessen?' einfach bejaht hätte."

Der Doktor lachte.

„Jeremias war ein weiser Mann," sagte er. „Hätte man ihm das System der wirtschaftlichen Gleichheit auseinandergesetzt und ihm dessen Einfluß auf das Verhältnis der Geschlechter geschildert, so würde er zweifellos vorausgesehen haben, daß als folgerichtiges Ergebnis hiervon die Frauen mit der Zeit ebensowenig Wert darauf legen würden, sich besonders zu schmücken, als es die Männer von jeher gethan haben. Es hätte ihn nicht überrascht, zu erfahren, daß durch die Gleichheit von Mann und Weib die ganze Anschauung der Frauen in betreff der Kleiderfrage so umgewandelt worden ist, daß selbst der ärgste Weiberhasser — wenn noch ein solcher vorhanden war — ihnen nicht hätte vorwerfen können, daß sie sich mehr mit Putz und Tand beschäftigten als die Männer."

„O Doktor, Doktor! Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß die Frauen jetzt nicht länger von dem Wunsch beseelt sind, besonders reizend und anziehend zu erscheinen?"

„Entschuldigen Sie, das habe ich keineswegs behauptet. Ich sprach nur von dem allzugroßen Hang zu übertriebenem Schmuck und Toilettenkünsten, die ihren Zweck, den weiblichen Reiz zu erhöhen, gänzlich

verfehlten. Nach den damaligen Berichten zu urteilen war dies meist das Ergebnis der außerordentlichen Hingebung, mit der sich die Frauen der Sorge für ihren Putz widmeten. Habe ich nicht recht?"

„Versteht sich. Ueberladung im Anzug und ein zu sichtliches Bemühen zu gefallen, war zu meiner Zeit das beste Mittel, um eine Frau jeden Reizes zu berauben."

„Und wie stand es mit den Männern?"

„Einem rechten Manne konnte man solchen Vorwurf nicht machen. Es gab natürlich Stutzer, aber die meisten Männer legten eher zu wenig Wert auf ihr Aeußeres."

„Also das eine Geschlecht beschäftigte sich zu viel mit Kleidern und das andre zu wenig?"

„Ja, so war es."

„Sehen Sie wohl — und die Folge der wirtschaftlichen Gleichheit der Geschlechter und der daraus entspringenden Unabhängigkeit der Frau vom Manne in betreff ihres Unterhalts ist gewesen, daß die Frauen heutzutage viel weniger an ihren Anzug denken als zu Ihrer Zeit und die Männer weit mehr. Jetzt kommt überhaupt niemand auf den Gedanken, daß es einem Geschlecht mehr auf seine vorteilhafte äußere Erscheinung ankommen sollte als dem andern. Bei einzelnen mag sich darin ein Unterschied zeigen, aber das Geschlecht im ganzen ist frei davon."

„Aber warum schreiben Sie dieses Wunder — denn ein Wunder muß ich es nennen — dem Einfluß der wirtschaftlichen Gleichheit auf das Verhältnis von Mann und Frau zu?"

„Weil es von dem Augenblick an, daß die Gleichheit eingeführt war, nicht mehr vorzugsweise im Interesse der Frau lag, sich dem Manne anziehend und begehrenswert zu machen, sondern für den Mann ganz ebenso wichtig war, den Augen der Frau wohlgefällig zu sein."

„Das heißt so viel, als daß vor der wirtschaftlichen Gleichheit der Geschlechter die Frau es sich entschieden angelegener sein lassen mußte als der Mann, durch ein angenehmes Aeußeres die Blicke zu fesseln?"

„Ohne alle Frage," sagte der Doktor. „Sagen Sie mir, wie erklärte man sich denn zu Ihrer Zeit den übertriebenen Eifer, mit dem sich die Frau ihrem Putz widmete, während die Männer ihr Aeußeres häufig vernachlässigten?"

„Sehr reiflich haben wir uns die Sache wohl kaum überlegt. Alles, was sich auf das Verhältnis der Geschlechter bezog, wurde überhaupt kaum jemals anders behandelt als in sentimentalem oder scherzhaftem Tone."

„Das ist allerdings ein auffallender Zug Ihres Jahrhunderts, aber doch leicht erklärlich aus der konventionellen Lüge des Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Denn während man eine ritterliche Ergebenheit gegen die Frau zur Schau trug, wurde sie in Wirklichkeit vollständig unterjocht. Aber welcher Ursache pflegte man denn damals die große Kleider- und Schmucksucht der Frau zuzuschreiben?"

„Es wurde von alters her als feststehend angenommen, daß die Frauen eitler seien als die Männer. Aber das hörten sie nicht gern, und so war man denn höflich genug, als Grund ihres übermäßigen Interesses für die Kleiderfrage ihren entwickelteren Schönheitssinn anzuführen oder ihre Selbstlosigkeit, die gern andern Freude bereitete, und was dergleichen angenehme Redensarten mehr waren."

„Und ist es Ihnen nie eingefallen, daß die eigentliche Ursache, weshalb den Frauen so viel daran lag, ihre Reize zu erhöhen, nichts andres war als ihre wirtschaftliche Abhängigkeit von der Gunst des Mannes! Ein hübsches Gesicht war ein Heiratsgut. Die Männer dagegen vernachlässigten meist ihr Aeußeres, weil ihr Auskommen ganz und gar nichts mit ihrer Schönheit zu thun hatte; ja selbst wenn sie sich um Frauengunst bewarben, so fiel ihre weltliche Stellung dabei meist mehr ins Gewicht als alle persönlichen Vorzüge. Ich glaube, durch diese Erwägung ist das größere Interesse der Frauen an Putz und Schmuck zur Genüge erklärt, ohne daß man irgend welchen Unterschied der Geschlechter in ihrem natürlichen Hang zur Eitelkeit anzunehmen braucht."

„Also," warf ich ein, „die Frau hat aufgehört, ihren Hauptlebenszweck darin zu finden, den Augen des Mannes wohlgefällig zu sein, als sie in wirtschaftlicher Beziehung nicht länger von ihm abhängig war?"

„Ganz richtig; und sie hat an Würde, Behagen, geistiger Freiheit und Zeit, sich wichtigeren Dingen zuzuwenden, unendlich gewonnen."

„Um so mehr wird das Gesellschaftspanorama an Schönheit und Abwechslung eingebüßt haben."

„Durchaus nicht; ganz im Gegenteil. Soweit wir es beurteilen können, beruht der Anspruch der Frauen Ihrer Zeit, als anziehend zu gelten, nicht auf ihren Bemühungen, es zu sein — im Gegenteil. Wir reden ja doch von der übertriebenen Sorge der Frauen für die Erhöhung ihrer Reize, die zu einem tollen Wettrennen führte, bei dem schließlich der größte Teil das erstrebte Ziel verfehlen mußte. Fiel nun der wirtschaftliche Beweggrund fort, eine Versorgung zu finden, so blieb nur noch der natürliche Trieb der Frau, die Bewunderung des andern Geschlechts zu erringen; dieser Beweggrund ist stark genug, um der Schönheit förderlich zu sein, und um so wirksamer, gerade weil er nicht zu stark ist."

„Daß durch die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau ihr Streben nach Ausschmückung ihrer Person auf ein verständiges Maß zurückgeführt

worden ist, läßt sich leicht einsehen. Doch verstehe ich nicht, warum sie auf die Männer die entgegengesetzte Wirkung ausgeübt haben soll, so daß diese mehr Wert auf ihren Anzug und ihre äußere Erscheinung legten als früher?"

„Aus dem einfachen Grunde, weil sie sich, nachdem ihr wirtschaftliches Uebergewicht aufgehört hat, einzig und allein durch ihre persönliche Anziehungskraft die Gunst der Frauen erwerben und dauernd sichern können," versetzte der Doktor.

XX.

Was der große Umsturz für die Frauen gethan hat.

„Wahrhaftig, Doktor," sagte ich, „mir scheint, es würde für eine Frau aus meinem Jahrhundert noch mehr der Mühe gelohnt haben, in die Gegenwart herüberzuschlafen, als für mich. Die wirtschaftliche Gleichstellung ist ja für das weibliche Geschlecht von weit größerer Bedeutung gewesen als für uns Männer."

„Edith wäre vielleicht mit dem Tausch nicht zufrieden," sagte der Doktor. „Aber es ist allerdings viel Wahres in dem, was Sie sagen. Die Frau hat durch die Einführung der wirtschaftlichen Gleichheit in der That mehr gewonnen als der Mann. Damals war die große Masse der Männer in einem Zustand, der erbärmlich genannt werden kann im Vergleich zu dem jetzigen, aber das Los der Frauen war noch weit beklagenswerter. Die meisten Männer waren freilich Knechte der Reichen, aber die Frau mußte dem Manne unterthänig sein, ob er reich war oder arm. In letzterem Falle, der am häufigsten vorkam, war sie daher nichts als die Magd eines Knechts. Wie tief der Mann auch in Armut und Dürftigkeit versank, stets hatte er Macht über ein oder ein paar Wesen, die noch niedriger standen als er, das waren die Frauen, die von ihm abhingen und ihm dienen mußten. Auf der Frau lag die Gesamtlast menschlicher Not und Beschwerde; sie stand auf der untersten Gesellschaftsstufe und hatte das Schwerste zu tragen. Alles, was das Menschengeschlecht an Geist, Seele und Leib jemals von der Tyrannei zu erdulden gehabt, traf sie mit verdoppelter Kraft. Wie gering auch der Mann geachtet war, die Frau stand noch so viel tiefer als er, daß es für sie ein mächtiger Aufschwung gewesen wäre, hätte sie sich auch nur zu seiner Stufe hinaufarbeiten können. Da kam die Revolution und machte sie nicht nur dem Manne gleich, sondern erhob beide, Mann und Frau, mit gewaltiger Kraft bis zu einer moralischen Würde und Höhe und einem materiellen Wohlbefinden, die so hoch über der früheren Lage des Mannes standen wie dessen frühere Lage über derjenigen des Weibes. Wenn also der Mann auch der Revolution viel verdankt, so ist die Dankesschuld des Weibes noch unendlich viel größer. Den Mann berief die Revolution in eine edlere, bessere Lebensordnung; für die Frau war sie die Stimme Gottes, die sie zu einem neuen Dasein erschuf."

„Daß die Frau des armen Mannes ein recht kümmerliches Leben führte, unterliegt keinem Zweifel," sagte ich; „aber die Frau des Reichen hatte durchaus keine Bedrückung zu erleiden."

„Die Frauen der Reichen," versetzte der Doktor, „waren der Zahl nach ein zu unbedeutender Teil der weiblichen Gesamtbevölkerung, als daß sie bei der Beurteilung des Zustandes der Frau zu Ihrer Zeit überhaupt in Betracht kommen könnten. Aber wir halten ihr Los durchaus nicht für beneidenswerter als das ihrer ärmeren Schwestern. Leibliche Not hatten sie freilich nicht zu erdulden, im Gegenteil, sie wurden verwöhnt und verzogen von ihren männlichen Beschützern wie verzärtelte Kinder; aber das war kein Leben, wie wir es wünschen würden. Nach dem zu urteilen, was wir aus den Berichten und Gesellschaftsbildern Ihrer Zeitgenossen wissen, führten die Frauen der Reichen ein Treibhausleben in einer Atmosphäre von Schmeichelei und Ziererei, die einer gesunden moralischen und geistigen Entwicklung noch weit weniger zuträglich war als die harte Arbeit der Frauen aus niederem Stande. Wäre eine unsrer Frauen verurteilt, in der damaligen Welt zu leben, sie würde sicherlich das Los einer Scheuerfrau dem Dasein einer reichen Modedame vorziehen. Letztere erscheint uns noch weit mehr wie erstere als die Verkörperung der Erniedrigung des weiblichen Geschlechts in Ihrem Jahrhundert."

Da mir derselbe Gedanke sogar schon in meinem früheren Leben gekommen war, stritt ich nicht weiter mit dem Doktor über diesen Punkt.

„Die sogenannte Frauenbewegung, mit welcher der große Umschwung für das weibliche Geschlecht begann," fuhr Leete fort, „machte zu Ihrer Zeit schon sehr viel von sich reden. Sie müssen manches davon gesehen und gehört haben; vielleicht kannten Sie sogar einige der edeln Frauen, die an der Spitze standen."

„O ja," versetzte ich. „Man machte damals viel Wesens von den Frauenrechten, aber das Programm, das verkündet wurde, war durchaus nicht revolutionär. Die Frauen verlangten nur das Wahlrecht und die Aenderung einiger Bestimmungen in betreff ihres Eigentums, über das sie nicht frei verfügen durften, sowie daß bei Ehescheidungen die Kinder ihnen zugesprochen würden und dergleichen. An eine Umwälzung des wirtschaftlichen Systems dachten damals die Frauen ebensowenig wie die Männer, das kann ich Ihnen versichern."

„Jawohl, ich weiß," sagte der Doktor. „In

dieser Hinsicht glich der Kampf der Frau um ihre Unabhängigkeit allen andern Umsturzbewegungen. Auf neuen Bahnen geraten die Menschen bei den Anfangsstadien in so viele Irrtümer und Abwege, daß die größte Weltweisheit dazu gehört, um vorauszusagen, wohin dies unbesonnene Stolpern und Umhertappen schließlich führen wird. Was aus der Frauenbewegung werden würde, ließ sich jedoch ebenso leicht vorher berechnen, als dies bei der sogenannten Arbeiterfrage der Fall gewesen war. Das Ziel, nach welchem die Frau strebte, war ihre Unabhängigkeit von der Herrschaft des Mannes, während das Verlangen der Arbeiter dahin ging, ihrer Knechtschaft im Dienst der Kapitalisten ein Ende zu machen. Und derselbe Schlüssel, der die Fesseln der Frau aufschloß, konnte auch den Arbeiter von seinen Ketten befreien. Es war der Schlüssel der wirtschaftlichen Gleichheit, das Recht, über die Mittel zum Lebensunterhalt zu verfügen. Das Geschlecht der Männer herrschte über die Frau und die Klasse der Reichen über den Arbeiter; aber beides — sowohl die Hörigkeit des weiblichen Geschlechts als die industrielle Dienstbarkeit — entsprang aus der nämlichen Ursache. Nichts andres war schuld daran als die ungleiche Verteilung des Besitzes, und der Umschwung, welcher beiden Formen der Knechtschaft ein Ende machen konnte, war offenbar die wirtschaftliche Gleichstellung aller. Nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch in der Arbeiterfrage mußte dadurch sofort die Kooperation an Stelle eines Zwangsverhältnisses treten.

„Die Führerinnen der Frauenbewegung hatten zuerst noch einen so engen Horizont, daß sie ihre Bedrückung und die Dienstbarkeit, in der sie schmachteten, nur der Schlechtigkeit der Männer zuschrieben; sie glaubten, wenn sich diese moralisch bessern wollten, so wäre den Frauen geholfen. In jener Periode hieß der Mann nicht anders als das ‚Ungeheuer‘ und der ‚Tyrann‘, dies wurde förmlich zum Losungswort. Die Vorkämpfer der Frauen waren in genau denselben Fehler verfallen wie die ersten Führer der Arbeiterbewegung, die eine Menge Worte verschwendeten und viel böses Blut machten, indem sie ganz vergeblich gegen die Kapitalisten wüteten und diese als die Urheber aller Leiden der Proletarier hinstellten. Das war weit schlimmer als müßiges Gerede; es führte die Leute irre und machte sie blind. Die Männer waren im Grunde nicht schlechter als die Frauen, welche sie bedrückten, die Kapitalisten nicht schlechter als die Arbeiter, die von ihnen ausgebeutet wurden. Hätte man die Arbeiter an ihre Stelle gesetzt, sie wären genau so verfahren wie die Kapitalisten. Ja, die Erfahrung lehrte, daß Arbeiter, welche Kapitalisten wurden, sich als die allerstrengsten Herren erwiesen. Hätten die Frauen die Stellung der Männer einnehmen können, sie würden diese ohne Zweifel nicht anders behandelt haben, als sie selbst zurzeit behandelt wurden. Die Wurzel alles Uebels war das System, welches gestattete, daß menschliche Wesen zu einander in ein Verhältnis von Herrschaft und Dienstbarkeit gerieten. Wenn ein Mensch Gewalt über andre besitzt, so wirkt das naturgemäß demoralisierend auf den Gebieter und erniedrigend auf den Knecht. Gleichheit ist der einzig moralische Zustand im Verhältnis der Menschen zu einander. Jede Reform, welche den Zweck hatte, die Unterdrückung der Frauen durch die Männer, der Arbeiter durch die Kapitalisten zu beseitigen, mußte also darauf ausgehen, sie in eine gleiche wirtschaftliche Lage zu bringen. Erst als die Frauen und die Arbeiter das thörichte Beginnen aufgaben, die Folgen der wirtschaftlichen Ungleichheit anzugreifen, und statt dessen die Ungleichheit selbst angriffen, war Hoffnung vorhanden, daß beide Klassen zur Freiheit gelangen würden.

„Wie völlig verkehrt die Vorstellungen waren, von denen die Bahnbrecherinnen der Frauenfrage ausgingen, welche für Heil und Rettung ihres Geschlechts kämpften, zeigt sich am besten in ihrer Begeisterung für die verschiedenen sogenannten Mäßigkeitsbestrebungen, durch die man der Trunksucht unter den Männern steuern wollte. Die Frauen hatten ein so großes Interesse an der Reform dieser Unsitte der Männer, — sie selber enthielten sich in der Regel der berauschenden Getränke — weil sie glaubten, wenn die Männer nur nicht so viel tränken, würden sie ihre Frauen weniger mißhandeln und reichlicher für ihren Unterhalt sorgen. Ihr ganzes Streben beschränkte sich also darauf, die Moral ihrer Herren zu bessern, um sich eine mildere Behandlung zu sichern. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß die Herrschaft selbst abgeschafft werden könne, war ihnen bis jetzt noch nicht gekommen.

„Die damaligen Bemühungen der Frauen, ein Gesetz gegen die Trunksucht zu erlangen, stellen den Unterschied ihrer Lage von derjenigen, welche die Frauen heute einnehmen, in das grellste Licht. Wollten die Männer sich jetzt einer Gewohnheit hingeben, die für die Frauen im allgemeinen abstoßend wäre, so würden diese nicht daran denken, sich um Abhilfe an die Gesetzgebung zu wenden. Das Recht der persönlichen Selbstbestimmung und Unabhängigkeit des einzelnen bei allem, was ihn allein betrifft, gestattet nicht länger die Einmischung des Gesetzes in seine Privatangelegenheiten, welche zu Ihrer Zeit noch ganz an der Tagesordnung war. Aber die Frauen hätten auch gar nicht nötig, Gewalt zu brauchen, um die Männer zur Beobachtung besserer Sitten zu zwingen. Ihre vollkommene wirtschaftliche Unabhängigkeit, sowohl in der Ehe wie außerhalb der-

selben, würde sie in den Stand setzen, ein viel wirksameres Mittel zu gebrauchen. Sehr bald würde es offenbar werden, daß die Männer, die auf grobe Weise das Gefühl der Frauen verletzten, sich vergeblich um ihre Gunst bemühten. Zu Ihrer Zeit war es ein Ding der Unmöglichkeit für die Frau, sich auf diesen Standpunkt zu stellen, um ihren Willen durchzusetzen und sich selbst vor Unbill zu schützen. Ihre wirtschaftliche Lage zwang sie, zu heiraten; wenigstens war dies für sie so vorteilhaft, daß nur sehr glückliche Umstände ihr gestatten konnten, ihren Bewerbern Bedingungen zu stellen. Nach der Hochzeit galt es aber als selbstverständlich, daß sie sich zum Ersatz für ihren Unterhalt ihrem Manne unbedingt fügen mußte."

„Es klingt schrecklich, nun so lange Zeit darüber hingegangen ist," sagte ich, „aber glauben Sie mir, es stand nicht ganz so schlimm, wie Sie meinen. Die besseren Männer waren sehr rücksichtsvoll im Gebrauch ihrer Macht; in gebildeten Kreisen konnte von einem Zwang gar keine Rede sein, ja in vielen Familien galt die Frau in Wirklichkeit für das Haupt des Hauses."

„Gewiß, gewiß," versetzte der Doktor, „das ist immer so gewesen, bei jeder Form der Dienstbarkeit, die Herren haben ihre unbeschränkte Gewalt in sehr vielen Fällen mit großer Menschlichkeit geübt, und starke Charaktere, selbst wenn sie dem Namen nach Sklaven waren, regierten oft ihre Herren vollständig. Doch können solche Ausnahmen nicht als stichhaltiger Entschuldigungsgrund dafür gelten, daß man menschliche Wesen der Willkür ihres Mitmenschen überläßt. Ohne Zweifel ist nicht nur die Lage der den Männern untergebenen Frauen, sondern auch der Zustand der Armen, die von den Reichen abhingen, damals weit erträglicher gewesen, als wir das jetzt für möglich halten. Wie der Körper des Menschen im verschiedensten Klima, vom Pol bis zum Aequator, am Leben bleiben und sogar gedeihen kann, so sehen wir auch an zahlreichen Beispielen, daß seine sittliche Natur unter den entsetzlichsten sozialen Bedingungen nicht nur ihr Dasein zu fristen, sondern sogar Blätter und Blüten zu treiben vermag."

„Will man die ungeheure Dankesschuld ermessen, welche die Frau der großen Revolution gegenüber hat," begann der Doktor wieder, „so muß man bedenken, daß die Dienstbarkeit, aus welcher sie befreit wurde, hoffnungsloser und erniedrigender war als jede andre, in welcher jemals die Männer geschmachtet haben. Sie hatte ein dreifaches Joch zu tragen. Das erste Joch war ihre Unterwerfung sowohl unter die persönliche als die Klassenherrschaft der Reichen; dieselbe bedrückte die Mehrzahl der Frauen ganz ebenso wie die große Masse der Männer. Die beiden andern Lasten wurden nur ihr allein aufgebürdet. Die eine bestand in der völligen Unterthänigkeit, die sie in betreff ihrer Person und ihres ganzen Verhaltens dem einzelnen Manne schuldete, von dem ihr Lebensunterhalt abhing. Die andre war geistiger und sittlicher Art, eine sklavische Uebereinstimmung im Denken, Reden und Handeln mit einer Anzahl überlieferter und alt hergebrachter Regeln, die darauf berechnet waren, alles Ursprüngliche und Eigenartige zurückzudrängen und dem äußern wie dem innern Leben eine künstliche Einförmigkeit zu verleihen.

„Dies letzte Joch war das schwerste von allen dreien und hatte die verhängnisvollste Wirkung, nicht nur auf die Frauen selbst, sondern durch sie auf die ganze Menschheit, weil es die Mütter des Menschengeschlechts herabwürdigte. Ihr Geist mußte dabei verkümmern, und ihre Seelenkräfte wurden so sehr gelähmt, daß man dies zum Vorwand nehmen konnte, um sie überhaupt wie untergeordnete Wesen zu behandeln. Die Männer, die das thaten, waren selbst nicht weise genug, um einzusehen, daß, was sie als Grund für die Unterjochung der Frau angaben, nichts als die Folge dieser Unterjochung selber war. Uns kommt es heutzutage unbegreiflich vor, daß die Frau sich im Denken und Handeln einem Gesetz unterwarf, welches eigens für ihr Geschlecht erfunden war, nur für Sklaven gemacht schien und von den Männern mit Hohn zurückgewiesen wurde. Daß sie es that, ist nur erklärlich, weil die Frau keine Aussicht auf ein einigermaßen erträgliches Dasein hatte, wenn es ihr nicht gelang, die Gunst eines Mannes zu erwerben, der ihre Versorgung übernehmen konnte. Auch für den Mann, der eine Beschäftigung suchte, war es unter Ihrem wirtschaftlichen System sehr vorteilhaft, wenn er in Gedanken und Worten mit seinem Arbeitgeber übereinstimmte. Doch wurde ihm meist wenigstens ein gewisser Grad der Selbstbestimmung und geistigen Unabhängigkeit von seinen Vorgesetzten zugestanden, solange er keinen Anstoß gab, denn im Grunde verlangte man nichts von ihm als seine Arbeit. Das Verhältnis der Frau zu dem Manne, von dem sie den Unterhalt erhält, war ganz andrer Art und viel persönlicher. Sie mußte ihm vor allem eine persona grata sein, wie man sich ausdrückte. Um seine Gunst zu erwerben, mußte sie suchen, ihm wohlgefällig zu sein, und durfte weder durch ihre Ansichten noch durch ihr Verhalten seine Vorurteile und seinen Geschmack verletzen. Er hätte sonst leicht eine andre wählen können. Hieraus folgte, daß, während man bei der Erziehung des Knaben darauf ausging, ihn für einen Beruf vorzubereiten, man bei einem Mädchen das Hauptaugenmerk darauf richtete, daß es den Männern gefallen oder wenigstens nicht mißfallen sollte.

„Hätte man nun die einzelnen Frauen darauf hin erzogen, daß sie für bestimmte Männer passen sollten,

so wäre das zwar immer noch ganz gegen die weibliche Würde gewesen, aber doch weniger verderblich, weil viele Männer entschieden solche Frauen bei weitem vorgezogen hätten, die selbständig denken konnten und eigne natürliche Anschauungen hatten. Da man aber niemals vorauszusehen vermochte, für welches Mädchen sich dieser oder jener Mann entscheiden würde, so war es am sichersten, wenn man bei der weiblichen Erziehung mehr darauf sah, daß die Mädchen nicht im aktiven, sondern im passiven Sinne anziehend waren, damit sie den Männern im allgemeinen keinen Anstoß gäben. Dies Ziel ließ sich am leichtesten dadurch erreichen, daß man das Mädchen früh gewöhnte, sich in Gedanken, Worten und Werken nach den althergebrachten Sitten und Gebräuchen zu richten und sich ganz den bestehenden Regeln anzupassen. Vor allem mußte sie sich vor ansteckenden neuen und eigenartigen Ideen hüten, durch welche sie auf religiösem, politischem oder sozialem Felde vom herkömmlichen Geleise abgelenkt werden konnte. Das heißt, sie mußte ihren Geist wie ihren Leib genau nach den gerade herrschenden Modebildern formen und kleiden. Sollte ihre Hoffnung auf eine behagliche eheliche Versorgung nicht getäuscht werden, so durfte niemand wissen, daß sie irgend welche eigne ungewöhnliche oder bestimmte Meinung über Dinge besaß, die wichtiger waren als Kunststickereien oder die Ausschmückung des Empfangszimmers. War nun im wesentlichen für Beobachtung des Herkommens gesorgt, dann standen ihre Aussichten um so günstiger, je unterhaltender und lebhafter sie bei allen nichtigen Anlässen, oberflächlichen Dingen und geringfügigen Erlebnissen war. Was meinen Sie, Julian, ist meine Schilderung zutreffend oder nicht?"

„Ohne Zweifel," erwiderte ich, „haben Sie das Ideal einer weiblichen Mode-Erziehung zu meiner Zeit genau beschrieben, wie es wirklich war. Doch dürfen Sie nicht vergessen, daß es eine große Zahl höchst gediegener und geistvoller Frauen gab, die gewohnt waren, selbst zu denken und zu sagen, was sie dachten."

„Das versteht sich von selbst. Sie waren das Urbild der jetzigen Frau; durch sie erhielt man eine Ahnung von dem, was sich heute erfüllt hat. Es gelang ihnen, die Fesseln des Herkommens zu brechen und der Welt zu beweisen, daß eine Gleichheit von Mann und Weib im Gebiet des Denkens und Handelns kein Ding der Unmöglichkeit sei. Aber, während große Geister über die Verhältnisse siegen, lassen sich die Durchschnittsmenschen von ihnen beherrschen und bezwingen. Erst wenn wir bedenken, welchen Einfluß Ihr System auf die ungeheure Mehrzahl der Frauen ausübte, durch deren Adern das Gift sittlicher und geistiger Knechtschaft in den ganzen Organismus des Menschengeschlechts eingedrungen ist, erkennen wir, wie furchtbar die Anklage war, welche die Menschheit gegen dies System vorzubringen hatte. Indem die Revolution die Mütter des Menschengeschlechts nicht nur von ihren leiblichen, sondern auch von ihren sittlichen und geistigen Fesseln befreite, hat sie der Welt eine Wohlthat erwiesen, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

„Ich sprach soeben davon, daß in Ihrer Zeit die Lage des weiblichen Geschlechts und diejenige des Industrie-Arbeiters mancherlei Vergleichungspunkte bot. Auf einen derselben muß ich noch näher eingehen:

„Die Unterjochung der Arbeiter durch die Kapitalisten wurde dadurch erleichtert, daß es zu jeder Zeit eine große Masse Arbeitsloser gab, welche die Arbeiter unterboten und, um nur Beschäftigung zu bekommen, sich mit jedem Preis und allen Bedingungen zufrieden erklärten. Dies war der Popanz, mit dem die Kapitalisten die Arbeiter schreckten und in Banden hielten. Ebenso stand auch stets eine Schar unversorgter Frauen zur Verfügung, wodurch die Ketten der Dienstbarkeit des Geschlechts noch fester geschmiedet wurden. Der Lebensunterhalt war zu Ihrer Zeit so schwer zu erlangen, daß viele Männer sich nicht einmal selbst versorgen konnten; außerdem noch eine Frau zu erhalten, war den meisten ganz unmöglich. Der Mann, welcher nicht heiraten konnte, lebte vielleicht weniger glücklich, aber die Frau büßte nicht nur ihr Glück ein, sondern sah sich auch in der Regel dem Mangel und der Armut preisgegeben, denn für sie war es eine noch weit schwierigere Aufgabe als für den Mann, durch eigne Arbeit ihr Leben zu fristen. Hieraus entstand eins der empörendsten Schauspiele, welche die Welt je gesehen hat, nämlich ein Wettbewerb und Wettkampf der Mädchen um die vorhandenen Heiratsgelegenheiten. Will man sich klar machen, wie schwer es für die Frau zu jener Zeit war, ihre geistige, sittliche und leibliche Würde dem Manne gegenüber aufrecht zu erhalten, so braucht man nur an ihre furchtbar ungünstige Stellung auf dem sogenannten „Heiratsmarkt" zu denken. Dieses Ausdrucks bedienten sich Ihre Zeitgenossen mit Vorliebe und brutaler Deutlichkeit.

„Aber das war noch nicht einmal die tiefste Erniedrigung des Weibes. Es gab noch eine andre, schrecklichere Form des Wettbewerbs innerhalb ihrer eignen Klasse. Nicht nur war fortwährend eine ungeheure Ueberzahl unverheirateter Frauen vorhanden, welche nach der wirtschaftlichen Versorgung strebten, die ihnen die Ehe bot, es gab auch elende Weiber in Menge, die auf der untersten Stufe standen. Sie durften auf keine Versorgung unter ehrenhaften Bedingungen hoffen und waren bereit, sich für eine Brotkruste zu verkaufen. Wundern Sie sich noch,

Julian, daß unter dem Haufen von Schmutz, den ihr im neunzehnten Jahrhundert Zivilisation nanntet, das Verhältnis der Geschlechter für uns den abschreckendsten Anblick bietet?"

„Unsre Philanthropen machten sich viel Kopfzerbrechens über die öffentliche Unsittlichkeit und die große Menge verworfener Weiber, die es gab; doch betrachtete niemand die Frage als ein wirtschaftliches Problem. Man glaubte, sie stamme aus der Verderbtheit des menschlichen Herzens und sei ein sittliches Uebel, gegen das nur die Einflüsse der Moral und Religion etwas ausrichten könnten."

„Ich weiß, ich weiß! Natürlich durfte man es zu Ihrer Zeit nicht laut werden lassen, wie verrottet Ihr ganzes wirtschaftliches System war. Deshalb pflegte man alle seine entsetzlichen Folgen der armen menschlichen Natur zuzuschreiben. Es gab sogar Menschen, die der Meinung waren, man könne der Unsittlichkeit durch Predigten steuern, während noch Millionen Frauen auf Erden lebten, die in ihrer verzweifelten Not kein andres Mittel hatten, sich Brot zu verschaffen, als die Lüste der Männer zu befriedigen. Ich habe mich etwas mit Phrenologie beschäftigt und öfters den Wunsch gehabt, den Schädel eines solchen Philanthropen des neunzehnten Jahrhunderts untersuchen zu können, dessen ehrliche Ueberzeugung dies war. Aber vielleicht war gar keiner darunter, der aufrichtig an eine solche Möglichkeit glaubte."

„Etwas wollte ich Sie noch fragen," sagte ich. „Schon zu meiner Zeit gab es Frauen von so unabhängiger Geistesrichtung, daß sie gegen die Sitte, die sie zwang, ihres Mannes Namen bei der Heirat anzunehmen, einen Einwand erhoben. Wie macht man das heutzutage?"

„Durch die Ehe verändert sich der Name der Frau so wenig wie der des Mannes."

„Aber wie steht es mit den Kindern?"

„Die Mädchen führen den Namen der Mutter, und als mittleren Namen den des Vaters; bei den Knaben ist es gerade umgekehrt."

„Mir fällt eben ein," sagte ich, „daß es doch merkwürdig wäre, wenn die völlige Umwandlung im Leben der Frau, welche ihr die wirtschaftliche Unabhängigkeit brachte, nicht auch den sittlichen Maßstab für das Verhältnis der Geschlechter in mancher Hinsicht beinflußt haben sollte."

„Sagen Sie lieber," versetzte der Doktor, „daß die wirtschaftliche Gleichstellung von Mann und Frau es uns zum erstenmal ermöglicht hat, ihr Verhältnis auf eine sittliche Basis zu bringen. Die Hauptbedingung bei jeder ethischen That ist die Freiheit des Handelnden. Solange der Lebensunterhalt der Frau noch vom Manne abhing, war sie außer stande, sich frei zu bethätigen, und es konnte daher bei dem Verhältnis der Geschlechter von einer wahrhaft ethischen Grundlage nicht die Rede sein. Erst als die Frau in wirtschaftlicher Beziehung unabhängig wurde, konnte sich auch die moralische Seite ihres Verhältnisses zum Mann richtig gestalten."

„Die Moralisten meiner Zeit würden große Augen gemacht haben," bemerkte ich, „hätte man ihnen gesagt, daß der Verkehr der Geschlechter jeder Ethik ermangle. Wir hatten doch sehr strenge, ausführliche Regeln und Gebote in dieser Beziehung."

„Versteht sich," erwiderte mein Gefährte. „Machen wir uns diesen Punkt so deutlich wie möglich, denn er ist von höchster Wichtigkeit. Sie hatten, wie Sie sagen, sehr bestimmte Vorschriften über das Verhalten der Geschlechter zu einander — das heißt, besonders für die Frau — aber sie beruhten meist nicht auf Gründen der Ethik, sondern der Klugheit; ihr Zweck war, die wirtschaftlichen Interessen der Frau dem Manne gegenüber sicherzustellen. Für den Schutz der Frau waren diese Regeln im allgemeinen von hohem Wert, wiewohl sie in einzelnen Fällen oft sehr grausam schienen. Sie bildeten das einzige Mittel, um die Frau und ihre Kinder wenigstens einigermaßen vor Mißhandlung und Vernachlässigung zu schützen, solange sie noch selbst ein hilfloses und abhängiges Wesen war. Ich bin weit davon entfernt, den Wert dieser Gesetze geringzuschätzen; sie wirkten in hohem Grade segensreich, solange sie notwendig waren. Da sie aber nicht aus der besonderen Heiligkeit des Geschlechtsverhältnisses an sich entsprangen, sondern nur aus klugen Erwägungen, die sich auf Fragen des Unterhalts bezogen, so darf man ihnen auch keine ethische Bedeutung unterschieben. Es waren nur gesetzliche Vorschriften und Gebräuche, welche das leibliche Wohlergehen der Frauen und Kinder in der Ehe und Familie schützen und sichern sollten.

„Den Heiratskontrakt schmückte und umrankte die Phantasie mit einer Menge gefühlvoller und religiöser Vorstellungen; aber ich brauche Sie kaum daran zu erinnern, daß er vor dem Gesetz und in den Augen der Gesellschaft im wesentlichen nichts als ein Vertrag war, ein streng geschäftliches Abkommen mit gegenseitiger Verpflichtung; der Mann übernahm es, für den Unterhalt der Frau und etwaiger Kinder zu sorgen, und als Ersatz dafür gab sie sich ihm ganz zu eigen — das heißt, unter der Bedingung, daß er ihr die Nutznießung seines Vermögens bewilligte, wurde sie ein Teil desselben. War nur dieser Vertrag in aller Form Rechtens geschlossen, so galt das Verhältnis für sittlich rein und unantastbar in jeder Beziehung. Vielleicht waren die beiden Leute überhaupt nicht geeignet, zu heiraten und Elternpflicht zu übernehmen; die niedrigste und gemeinste Berechnung konnte sie zusammenführen; möglich, daß die Braut durch die Not gezwungen wurde, einen Mann zu

nehmen, den sie verabscheute, vielleicht opferte man die blühende Jugend dem welken Alter und handelte gegen die Stimme der Natur — aber nach damaliger Anschauung war alles schön und gut, sobald nur der Vertrag gesetzlich vollzogen war. Hatte man im Gegenteil dies vernachlässigt, folgte das Mädchen dem Manne ohne Vertrag, so konnte ihre Liebe noch so groß sein und die Verbindung noch so naturgemäß und passend, die Frau wurde dennoch als unkeusch und verworfen ausgestoßen und dem lebendigen Tod gesellschaftlicher Schande preisgegeben. Daß sich unter Ihrem abscheulichen System dies soziale Gesetz rechtfertigen ließ, gebe ich vollkommen zu. Es war das einzige Mittel, die wirtschaftlichen Interessen von Frau und Kindern zu schützen, aber wenn man behaupten will, es habe eine ethische oder moralische Bedeutung gehabt, so läßt sich das nur durch ein völliges Mißverstehen des Begriffs erklären. Wir würden im Gegenteil sagen, es sei ein Gesetz gewesen, bei dem man, um die materiellen Interessen der Frau zu schützen, mit Vorbedacht alle Gesetze hintansetzte, die im Menschenherzen geschrieben stehen.

„Wie uns berichtet wird, war in Ihren Tagen viel von der schändlichen Thatsache die Rede, daß es einen ganz verschiedenen Moralkodex für den Mann und die Frau gab. Die Männer weigerten sich, dem Gesetz zu gehorchen, dem die Frau sich fügen mußte, und die Gesellschaft machte nicht einmal den Versuch, einen Zwang auf sie auszuüben. Die, welche behaupteten, es dürfe nur eine Moral für beide Geschlechter geben, hatten die Ansicht, daß Recht oder Unrecht bei Mann und Frau gleich sei, daß es nur einen Maßstab dafür geben sollte, was gut und böse, rein und unrein, moralisch und unmoralisch bei beiden wäre. Offenbar war dies die richtige Anschauung; aber welcher moralische Gewinn würde dem Menschengeschlecht daraus erwachsen sein, wenn man die Männer hätte bewegen können, sich demselben Gesetz zu beugen wie die Frau? Dies Gesetz war ja in seinem Grundbegriff vom Verhältnis der Geschlechter jeder Ethik bar. Nur der bittere Zwang wirtschaftlicher Knechtschaft hatte die Frau dahin gebracht, ein Gesetz anzunehmen, gegen welches die Verzweiflung aller schuldlosen Gretchen und das zerstörte Leben einer endlosen Menge von Frauen, deren einzige Sünde eine allzugroße Liebe gewesen war, viel tausendstimmig gen Himmel schrie. Ohne Zweifel sollte es für Mann und Frau nur ein Sittengesetz geben, wie das jetzt der Fall ist, aber das darf kein Sklavengesetz sein, das auf niedrigen Beweggründen ruht und dem die Frauen sich aus Furcht vor Mangel fügen müssen. Nur wenn die Geschlechter einander in völliger Gleichheit frei und unabhängig gegenüberstehen, kann das höhere Gesetz für Mann und Frau, das im Herzen der Menschen geschrieben steht, zur Wahrheit werden und seine Geltung behalten."

„Zuerst hat es mich freilich überrascht, Doktor, das muß ich gestehen, als Sie sagten, bei uns habe dem Verhältnis der Geschlechter die ethische Grundlage gefehlt. Aber schließlich ist das nichts andres, als was auch unsre Dichter und Satiriker aussprachen, wenn sie diesen Gegenstand behandelten. Der große Abstand zwischen der herkömmlichen Geschlechtsmoral und der instinktiven Moral der Liebe war sprichwörtlich bei uns und lieferte, wie Sie wohl wissen werden, das Thema für einen großen Teil unsrer dramatischen und romantischen Litteratur."

„Jawohl," erwiderte der Doktor, „Ihre Schriftsteller haben mit tiefem Gefühl und aller Kraft, die ihnen zu Gebote stand, die grausame Ungerechtigkeit des ehernen Gesetzes der Gesellschaft geschildert, das um so empörender war, weil es seine ganze Schärfe ausschließlich gegen die Frau richtete. Aber ihre beredten Worte verhallten nutzlos, und wie sehr sie auch die Herzen rührten, es hatte keinen praktischen Erfolg. Sie griffen das Uebel nicht bei der Wurzel an und vergaßen, was eigentlich die Schuld an dem Gesetz trug, gegen das sie zu Felde zogen. Es war ja nichts andres, wie wir gesehen haben, als die falsche Güterverteilung, welche es mit sich brachte, daß die Frau nur auf Schutz und Wohlbefinden hoffen durfte, wenn es ihr gelang, sich um den Preis ihrer Person die Versorgung durch einen Mann mittelst eines gesetzlichen Vertrags sichern zu lassen."

„Mir scheint," sagte ich, „den Frauen brauchten nur die Augen darüber aufzugehen, welche Bedeutung die wirtschaftliche Gleichheit aller, die von der Revolution verkündet wurde, für ihr Geschlecht haben würde, um sie zu begeisterten Anhängerinnen derselben zu machen. Der Umsturz lag ja noch weit mehr in ihrem Interesse als in dem der Männer."

„Ohne alle Frage," versetzte der Doktor. „Zwar hinderten die Fesseln des Herkommens, der Ueberlieferung und des Vorurteils, sowie die Feigheit, an welche sie sich in ihrer Dienstbarkeit seit undenklichen Zeiten gewöhnt hatten, die große Masse der Frauen noch lange daran, einzusehen, welche wunderbare Befreiung ihrer harrte; aber als es ihnen endlich klar wurde, traten sie einstimmig mit solcher Begeisterung für die Umsturzbewegung ein, daß der Sieg im Kampfe gesichert war. Für die Männer war die wirtschaftliche Gleichheit günstig oder ungünstig, je nach ihrer Vermögenslage, aber jede Frau, schon allein um ihres Geschlechts willen, mußte sie mit Freuden begrüßen, sobald sie nur erst erkannt hatte, um was es sich für die Hälfte des Menschengeschlechts dabei handelte."

XXI.
Auf dem Turnplatz.

Edith war noch früh genug bei uns auf dem Hausdach angelangt, um den Schluß unsers Gespräches mit anzuhören. Jetzt sagte sie zu ihrem Vater:

„Nach dem, was du Julian über die Frauen der Neuzeit mitgeteilt hast, würde es ihn vielleicht interessieren, unsern Turnplatz zu besuchen und zu sehen, was wir dort für Uebungen machen. Heute nachmittag wird um die Wette gelaufen und geflogen, auch allerhand andre Proben werden angestellt. Unser Jahrgang darf diesmal den Platz allein benutzen, und ich muß jedenfalls dort sein."

Diesem Vorschlag, der natürlich mit Freuden angenommen wurde, verdanke ich eine der interessantesten und lehrreichsten Erfahrungen aus jener ersten Zeit, in der ich mit der Zivilisation des zwanzigsten Jahrhunderts Bekanntschaft machte.

An der Thür der Turnhalle verließ uns Edith, um sich zu ihrer Klasse im Amphitheater zu gesellen.

„Ist Edith bei einer der Wettübungen beteiligt?" fragte ich.

„Mehr oder weniger nimmt ihr ganzer Jahrgang, das heißt alle, die ebenso alt sind wie sie, an den heutigen Uebungen teil."

„Worin zeichnet Edith sich denn besonders aus?"

„Im allgemeinen werden bei uns die Spezialitäten nicht sehr gepflegt," erwiderte der Doktor. „Natürlich kann jeder zu Hause thun, was er will, aber bei unserm öffentlichen Unterricht sehen wir hauptsächlich auf eine nach allen Seiten ebenmäßige Entwicklung des Körpers. Wir streben zuerst danach, bei allen ein gewisses Normalmaß von Kraft zu erzeugen, und Beine, Rücken, Schenkel, Schultern, Brustkorb, Nacken und so weiter auf die normale Länge und Breite zu bringen. Bei diesem Maß kann sich der höchste Grad von Leistungsfähigkeit und Schönheit noch nicht entwickeln; es ist nur das Minimum. Alle, die dies erreichen, können als normale, gesunde Männer und Frauen betrachtet werden, es bleibt ihnen dann überlassen, sich nach verschiedenen Richtungen hin weiter auszubilden."

„Wie lange dauert denn dieser öffentliche gymnastische Unterricht?"

„Er ist ebenso obligatorisch wie alle andern Unterrichtszweige, bis sich der Körper vollkommen entwickelt hat, was etwa im vierundzwanzigsten Jahr der Fall ist, wie wir annehmen; aber in Wirklichkeit wird er das ganze Leben lang fortgesetzt. Die Teilnahme daran hängt später natürlich meist vom persönlichen Befinden ab."

„Machen Sie denn jetzt noch regelmäßige Uebungen in einer Turnhalle, Doktor?"

„Warum sollte ich nicht? Man will doch mit sechzig Jahren ebenso gern gesund sein wie mit zwanzig."

„Meine Ueberraschung darf Sie nicht wundernehmen," sagte ich. „Zu meiner Zeit hieß es immer, wenn jemand über fünfundvierzig Jahre alt wäre, dürfte er nicht mehr hinter einem Pferdebahnwagen herlaufen, um schnell hineinzuspringen; und die Frauen hörten überhaupt von fünfzehn Jahren schon auf zu laufen. Dann wurde ihr Oberkörper in einen Panzer gezwängt, der Unterkörper in einen Sack gesteckt, die Füße in Daumenschrauben, und sie sagten der Gesundheit für immer Lebewohl."

„Ihr scheint allerdings mit euerm Körper sehr schlecht umgegangen zu sein," versetzte der Doktor. „Die Frauen nahmen auf den ihrigen gar keine Rücksicht, und soviel ich weiß, haben die Männer ihren Körper bis zum vierzigsten Jahr mißhandelt; von da an mißhandelte der Körper sie — was nur gerecht war; die große Masse körperlichen Elends, das durch Schwäche und Krankheiten entstand, die leicht zu vermeiden gewesen wären, bildet zusammen mit dem moralischen Elend, welches die notwendige Folge eures Systems der wirtschaftlichen Ungleichheit war, eine der schwersten Anklagen gegen dasselbe. Es ist die Grundursache, auf die sich direkt oder indirekt alle Erscheinungen dieses Zustandes zurückführen lassen. Bei ihrer wahnsinnigen Jagd nach Erwerb und dem Streben, andern ihren Erwerb zu entreißen, konnten die Männer zu Ihrer Zeit weder auf Körper noch auf Geist irgend welche Rücksicht nehmen. Auf den Frauen aber lastete eine so schwere Knechtschaft, daß Leib und Seele verderbt wurden und es als ein Wunder betrachtet werden konnte, wenn irgendwo noch Gesundheit bei ihnen zu finden war."

Als wir das Amphitheater betraten, sahen wir an einem Ende der Arena zwei- oder dreihundert junge Männer und Frauen lachend und plaudernd bei einander stehen. Dies, so sagte mir der Doktor, waren Ediths Klassengefährten von 1978, alle zweiundzwanzig Jahre alt, in diesem Stadtviertel geboren oder dorthin gezogen. Ich betrachtete mit Bewunderung die Gestalten der jungen Leute, die alle stark und schön waren wie die Götter und Göttinnen des Olymp.

„Soll ich denn glauben," rief ich, „daß die ganze Jugend eures Landes jetzt aus so herrlichen Menschen besteht und dies nicht nur eine auserwählte Schar der Kräftigsten ist?"

„Gewiß," erwiderte er; „Sie sehen hier alle jungen Leute von zweiundzwanzig Jahren versammelt, welche in diesem Stadtviertel wohnen, mit Ausnahme von zweien oder dreien, die aus einem besonderen Grunde fehlen."

„Aber wo sind die Krüppel, die Verwachsenen, die Schwachen und Schwindsüchtigen?"

„Sehen Sie dort den jungen Mann auf dem

Stuhl, den so viele andre junge Leute umringen?" fragte der Doktor.

„Ah! Da giebt es wenigstens einen Kranken."

„Ja," erwiderte mein Gefährte. „Der junge Mann hat einen Unfall gehabt und wird nie wieder stark werden. Er ist der einzige Kränkliche von der ganzen Klasse, und sie sehen, wie die andern sich um ihn bemühen. Bei euch gab es so viele Lahme und Kranke, daß das Mitleid selbst ermattete. Eure Thränen versiegten, und euer Erbarmen stumpfte sich ab beim Anblick von so viel Elend. Bei uns sind die Schwachen so selten, daß wir sie ganz besonders lieb und wert halten."

In diesem Augenblick erklang ein Hornsignal, und einige sechzig Jünglinge und Jungfrauen flogen im Wettlauf an uns vorüber. Während sie liefen, wurde auf dem Horn eine nervenanregende Weise geblasen. Was mich aber sehr wunderte, war, daß alle fast zugleich das Ziel erreichten, da die Teilnehmer am Wettlauf doch nicht besonders dazu eingeübt waren, sondern nur aus der Gruppe bestanden, welche heute an der Reihe war, im Programme der Uebungen den Wettlauf auszuführen. Wenn zu meiner Zeit eine so zusammengewürfelte Schar um die Wette lief, waren einzelne auf der ganzen Länge der Bahn vom Ziel bis zur Mitte verzettelt, und die meisten kamen nicht über die Mitte hinaus.

„Edith ist als dritte angekommen," las der Doktor von den Signalen ab. „Sie wird sich doppelt freuen, daß sie ihre Sache so gut gemacht hat, weil Sie dabei waren."

Das nächste Ereignis war sehr merkwürdig. Auf einer hohen Plattform am äußersten Ende des Amphitheaters hatte ich eine Gruppe von Jünglingen bemerkt, die irgend etwas vorbereiteten, und ich war gespannt, was kommen würde. Plötzlich auf ein Trompetensignal sprangen alle über den Rand der Plattform hinunter. Ich stieß einen Schrei des Entsetzens aus, denn der Sprung konnte ihnen das Leben kosten.

„Nur keine Sorge," sagte der Doktor lachend, und im nächsten Augenblick starrte ich einer Menge junger Leute nach, die fünfzig Fuß hoch über der Rennbahn durch die Luft flogen. Dann folgten Wettkämpfe im Ballwerfen und Schießen.

„Jetzt verstehe ich, weshalb die Frauen bei euch eine so breite Brust und breite Schultern haben," sagte ich.

„Das haben Sie also bemerkt?" rief der Doktor.

„Gewiß habe ich bemerkt, daß heutzutage bei den Frauen der Oberkörper so kräftig entwickelt ist, wie es zu meiner Zeit nur höchst selten vorkam."

„Dann wird es Sie ohne Zweifel interessieren, zu sehen, wie Ihre Wahrnehmung sich bestätigt. Wir wollen das Amphitheater eine Weile verlassen und uns in die Anatomiesäle begeben. Für einen begeisterten Anatomen wie mich ist es ein besonderer Glücksfall, wenn er einen empfänglichen Schüler hat, dem er zeigen kann, welchen Einfluß unser Prinzip der sozialen Gleichheit und der besten Gelegenheit zur Ausbildung für alle auf die Vervollkommnung des menschlichen Körpers und besonders des Frauenkörpers gehabt hat. Ich sage, besonders des Frauenkörpers, weil dieser früher ganz verkehrt behandelt wurde, als hätten die Frauen kein Recht auf Lebensgenuß. Hier ist eine Anzahl Gipsfiguren, die nach den anthropometrischen Messungen gefertigt sind, welche uns die Sachkundigen der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, denen wir zu großem Dank verpflichtet sind, hinterlassen haben. Sie sehen an diesen Figuren, daß oberhalb der Taille eine Neigung zu verkümmerter, unvollkommener Entwicklung bestand, während sich unterhalb derselben eine übermäßige Fülle zeigte. Die Gestalt machte den Eindruck, als wenn sie geschmolzen wäre, wie Zuckerguß bei warmem Wetter, und sich unten alles gesammelt hätte. Sehen Sie, die vordere Breite der Hüften ist thatsächlich größer als die Schulterbreite, während sie einen bis zwei Zoll kleiner sein sollte. Damals hatte die Figur Aehnlichkeit mit einer Zwiebel, wozu noch die massenhaften bauschigen Gewänder beitrugen, welche eure Frauen sich um die Hüften banden."

Bei seinen Worten sah ich zu dem steinernen Gesicht der weiblichen Figur empor, deren Reize der Doktor so geschmäht hatte. Mir schien, als ob sie mich aus ihren leeren Augen mit einem vorwurfsvollen Blicke anschaute, und das Herz sagte mir, daß sie ein Recht dazu hatte. Ich war ja ein Zeitgenosse dieser Frauentypen gewesen und verdankte ihren schönen Augen alles, was das Leben lebenswert machte. Ob nach modernen Ansichten ihre Schönheit vollkommen war oder nicht, sie hatten den Einfluß des ewig Weiblichen auf mich geübt und mir die heiligen Geheimnisse der Natur enthüllt. Kein Wunder, daß diese steinernen Augen mich vorwurfsvoll ansahen, denn durch mein Schweigen gab ich dem Manne eines andern Zeitalters recht, welcher die Reize lästerte, die mich so glücklich gemacht hatten.

„Still, Doktor, still!" rief ich aus. „Sie haben gewiß recht, aber mir ziemt es nicht, solche Worte zu hören."

Ich konnte keinen Ausdruck finden, um ihm zu erklären, was mir das Herz bewegte, aber es war auch nicht nötig. Der Doktor verstand mich, und seine scharfen grauen Augen leuchteten, als er mir die Hand auf die Schulter legte.

„Recht so, lieber Freund," sagte er. „Es freut mich, daß Sie so sprechen, und Edith wird Sie auch nur desto lieber haben, denn heutzutage hält jede

Frau etwas auf die Ehre der andern, was zu eurer Zeit wohl nicht so der Fall war. Aber ich glaube, wenn hier im Zimmer die abgeschiedenen Geister jener Frauen zugegen wären, sie würden sich am allermeisten freuen, daß die Freiheit jetzt so viel schönere und weitere Tempel gebaut hat, in denen die Seelen ihrer Töchter wohnen können.

„Nun sehen Sie," fügte er hinzu, indem er auf eine andre Figur deutete; „dies ist die typische Frauengestalt der Gegenwart. Kein Ideal, sondern nach den Durchschnittsmaßen gebildet, die wir zum Zwecke wissenschaftlicher Vergleichung genommen haben. Sie werden gleich bemerken, daß diese Figur zwei Zoll größer ist als die erste. Und nun sehen Sie diese Schultern an! Sie haben im Verhältnis zur Hüftweite zwei Zoll an Breite gewonnen, wenn man sie mit der Figur vergleicht, die wir vorhin geprüft haben. Dagegen ist die Gürtelweite über den Hüften größer, und diese haben eine kräftigere Muskulatur. Die Brust ist anderthalb Zoll breiter, während das Maß des Leibes reichlich zwei Zoll mehr beträgt. Diese Zunahme in den Verhältnissen ist bedeutender, als sie durch die größere Länge der Gestalt bedingt wäre. Was nun gar das Muskelsystem anbetrifft, so sehen Sie, daß der Unterschied gegen früher enorm ist.

„Wie erklärt sich aber diese Erscheinung? Sie ist einfach die Folge des freien, vollen, fessellosen physischen Lebens, das die wirtschaftliche Gleichheit den Frauen zum Geschenk gemacht hat. Damit sich die Schultern, Arme, Beine, Schenkel und überhaupt der ganze Körper entwickeln kann, muß der Mensch Bewegung haben — nicht eine mäßige und leichte, sondern eine solche, die mit lebhafter Anstrengung verbunden ist und regelmäßig ausgeführt wird, nicht nur zeitweise. Die Vorsehung erläßt den Frauen die Kraftübungen nicht, durch welche die Männer ihren Körper gestählt und ausgebildet haben. Aber eure Frauen hatten hiervon keine Ahnung. Jahrhundertelang war ihre Thätigkeit auf zahllose kleine Aufgaben beschränkt gewesen, welche Körper und Geist zwar aufs äußerste ermüdeten, bei denen aber die Lebenskräfte nicht angeregt und daher auch nicht gesteigert wurden. Seit undenklichen Zeiten war der Knabe mit seinem Vater auf die Jagd gegangen, hatte das Feld bebaut oder mit andern Jünglingen seine Kraft im Ringkampf gestählt, während das Mädchen zu Hause blieb und spann. Bis zum fünfzehnten Jahr durfte sie an den weniger unterhaltenden Spielen ihres Bruders teilnehmen, sobald sie aber erwachsen war, hatte jede lebhafte Bewegung im Freien für sie ein Ende. Was mußten die unausbleiblichen Folgen sein? — Ein verkrüppelter, geschwächter Körper und unaufhörliches Kränkeln. Man muß sich nur wundern, daß nach so langer Unterdrückung und so verkehrter Behandlung der weibliche Körper für die freiere Entfaltung, die ihm das vergangene Jahrhundert gestattete, noch empfänglich war, wovon seine große Veränderung in verhältnismäßig kurzer Zeit der beste Beweis ist."

„Wir haben doch aber auch viele schöne Frauen gehabt; wenigstens zweifelten wir nie an ihrer physischen Vollkommenheit," sagte ich.

„Das war sehr natürlich. Sie sind gewiß auch so vollkommen gewesen, wie ihr glaubtet," erwiderte der Doktor. „Diese Frauen waren eben ein Beispiel davon, wozu die Natur das ganze Geschlecht bestimmt hat. Aber habe ich nicht recht, wenn ich sage, daß Kränklichkeit bei euern Frauen ein ganz allgemeiner Zustand war? Wenigstens ersehen wir das aus den Registern der damaligen Zeit. Nach diesen zu urteilen, bestand die Praxis der Aerzte zu vier Fünfteln in der Behandlung von Frauenkrankheiten, und dabei schienen ihre Kuren den Frauen herzlich wenig zu helfen. Das muß ich sagen, trotzdem ich über meinen eignen Stand keine hämischen Bemerkungen machen sollte. Solange die Anschauungen und Sitten, welche die Frauen in jeder Weise behinderten, nicht abgeschafft wurden, konnten die Aerzte auch wirklich nichts thun — das wußten sie wahrscheinlich."

„Leider haben Sie im ganzen recht," erwiderte ich. „Ich muß sogar gestehen, daß ein berühmter Schriftsteller damals der allgemeinen Ansicht Ausdruck gab, als er sagte: ‚Schwächlichkeit sei der normale Zustand der Frau'."

„Ich erinnere mich, das gehört zu haben. Was für ein beschämendes Geständnis, daß es eurer Zivilisation unmöglich gewesen ist, der Hälfte des Menschengeschlechts auch nur die erste Grundbedingung des Glückes zu gewähren! Die Schwächlichkeit der Frauen war eine der traurigsten Erscheinungen eures Zeitalters und ihre Erstarkung ein wichtiges Element bei der allgemeinen Verbreitung des Glückes, welches die wirtschaftliche Gleichheit den Menschen gebracht hat. Bedenken Sie, was es sagen will, daß die Welt der Frau, die eine Welt der Seufzer, der Thränen und des Leidens war, jetzt so verwandelt ist, daß Frohsinn und Heiterkeit, überschäumende Lust und Kraft die Lebensluft sind, in der unsre Frauen atmen!"

„Eins ist mir aber noch nicht ganz klar," sagte ich. „Wenn ich auch kein Arzt bin und nicht mehr von solchen Dingen weiß, als man bei jedem jungen Manne voraussetzen kann, so hatte ich doch den allgemeinen Eindruck, als ob die Kraftlosigkeit und Zartheit der weiblichen Konstitution ihre Gründe in einer gewissen natürlichen Schwäche des ganzen Geschlechtes gehabt hätte."

„Ja, ich weiß, daß damals allgemein die Ansicht herrschte, die körperliche Beschaffenheit der Frau

verurteile sie zu Siechtum und Freudlosigkeit; auch im besten Fall könne ihr Leben in physischer Hinsicht nur kümmerlich sein. Eine verderblichere Lästerung der Natur hat es nie gegeben! Keine natürliche Funktion sollte andauernde Leiden oder Krankheit verursachen, und wenn es doch geschieht, muß man vernünftigerweise den Schluß ziehen, daß ungesunde Lebensverhältnisse daran die Schuld tragen. Die Orientalen fanden in der Sage vom Paradiesapfel und dem Fluch, der auf Eva lastete, eine Erklärung für alle Gebrechen und Schmerzen, welche in Wirklichkeit nicht Gottes Zorn, sondern ein von Menschen erfundenes Gesetz den Frauen auferlegt hat. Wenn ihr annehmt, daß diese Schmerzen und Gebrechen untrennbar mit der physischen Konstitution des Weibes zusammenhängen, dann bleibt euch freilich nichts andres übrig, als diese Sage für historische Wahrheit zu nehmen. Aber es gab auch zu eurer Zeit schon viele Beispiele davon, wie ganz anders sich der weibliche Körper unter andern Verhältnissen und in andrer Umgebung entwickeln konnte. Ein vorurteilsloses Gemüt vermochte sich leicht davon zu überzeugen, daß vollkommen gesunde Verhältnisse, wenn sie lange genug andauerten, die Kraft und Widerstandsfähigkeit der Frauen auf eine so hohe Stufe heben würden, daß von einer angeborenen Schwäche des Geschlechts nicht mehr die Rede sein konnte und die Beschuldigung der Ungerechtigkeit gegen das Weib, durch die man die Ehre ihres Schöpfers beleidigte, für immer verstummen mußte."

„Wollen Sie etwa behaupten, daß die Mutterschaft jetzt keine Gefahr und keine Schmerzen mehr mit sich bringt?"

„Sie wird jetzt als ein Vorgang angesehen, der weder bei der Geburt selbst, noch durch ihre Folgen zu irgend welchen Sorgen Veranlassung giebt. Was aber die andern körperlichen Zustände betrifft, von denen eure klugen Männer so viel Wesens machten, weil sie ihnen zum Vorwand dienten, um die Frauen in Unmündigkeit zu erhalten — die haben längst aufgehört, eine Störung des körperlichen Wohlbefindens zu sein.

„Und diese Wiederherstellung der weiblichen Körperkraft hat noch lange nicht ihr Ende erreicht. Während die Männer jetzt noch bei gewissen athletischen Leistungen den Vorrang haben, glauben wir, daß später beide Geschlechter auf derselben Stufe stehen werden, daß kein größrer Unterschied zwischen ihnen sein wird als zwischen einem Individuum und dem andern."

„Ich habe noch eine Frage auf dem Herzen," sagte ich, „die bei Ihrer Schilderung von dieser wunderbaren Wiedergeburt der Frau in mir aufgestiegen ist. Wie Sie sagen, ist die Frau physisch jetzt schon fast gleichwertig mit dem Manne, und eure Physiologen erwarten, daß sie nach einigen Generationen ihm auf allen Gebieten ebenbürtig sein wird. Das heißt doch — wenn ich nicht irre — daß sie im normalen Zustand von jeher seinesgleichen gewesen ist und nur die ungünstigen Bedingungen ihres Lebens den Schein hervorriefen, als sei sie schwächer als der Mann."

„Ganz gewiß."

„Wie können Sie sich denn aber die Thatsache erklären, daß sie in allen Ländern und zu allen Zeiten, soweit die Geschichte zurückreicht, ihm unterthan und dienstbar gewesen ist, mit nur sehr wenigen, unverbürgten Ausnahmen? Wenn sie je seinesgleichen war, warum hat sie aufgehört, es zu sein, und zwar dauernd und an allen Orten? Wenn ihre allgemeine Mißachtung auf Gesetze zurückgeführt wird, welche Männer erdacht haben, warum hat sie sich nicht gegen diese Gesetze aufgelehnt, da sie ihnen doch an Körperkraft gleich war? Eine philosophische Theorie, die sich damit beschäftigt, wie ein Zustand aufhören soll, müßte sich auch damit befassen, wie er entstanden ist."

„Da haben Sie sehr recht," erwiderte der Doktor. „Ihre Frage trifft den Nagel auf den Kopf. Diejenigen, welche der Ueberzeugung sind, daß die Frau einstmals dem Manne an Körperkräften vollkommen gleich sein wird, setzen natürlich voraus, daß sie vor Zeiten ebensoviel Kraft gehabt hat wie er, und müssen nach einer Erklärung suchen, wodurch sie derselben verlustig gegangen ist. Nehmen wir einmal an, daß zu irgend einem Zeitpunkt in der Vergangenheit Mann und Frau gleich stark waren, so bliebe doch immer noch ein großer Unterschied zwischen ihnen als Vertreter der beiden Geschlechter. Der Mann kann sich aus Leidenschaft der Frau gegen ihren Willen bemächtigen, sobald er sie bezwingen kann; die Frau vermag das nicht, selbst wenn sie es wollte und zehnmal stärker wäre als er. Ich habe oft darüber nachgedacht, was der Zweck dieser angeborenen Verschiedenheit gewesen sein mag, aus welcher in früheren Zeiten die grenzenlose Tyrannei des männlichen Geschlechts entsprang, die sich jetzt, Gott sei Dank, für immer in gegenseitige Wertschätzung verwandelt hat. Mir schien, als hätte die Natur auf diese Weise die Fortdauer des Menschengeschlechts sicher stellen wollen; denn es gab Perioden in seiner Entwicklung, in denen das Leben kaum der Mühe gelohnt hätte, ohne die Hoffnung auf bessere Zeiten für spätere Geschlechter. Die Natur erreichte ihren Zweck dadurch, daß sie demjenigen Teil die Möglichkeit des Angriffs verlieh, welcher am wenigsten von dessen Folgen zu leiden haben würde. Es war kein edler Kunstgriff, möchte man sagen, dessen sich hier die Natur bediente, aber er erfüllte seinen Zweck. Ohne ihn wäre das Menschengeschlecht wahrscheinlich

in solchen dunkeln, hoffnungslosen Zeiten ausgestorben; denn ein natürliches und vernünftiges Widerstreben hätte das Geschlecht, welches die Kinder zur Welt bringt, davon zurückgehalten, eine so schwere und scheinbar unnütze Last auf sich zu nehmen.

„Aber sehen wir uns die Frage noch näher an: Wenn auch Mann und Frau in einem früheren Zeitalter gleich stark gewesen sind, so gab es doch immer noch einen Unterschied zwischen den Individuen. In beiden Geschlechtern gab es Stärkere und Schwächere. Einige Männer waren stärker als manche Frauen, und ebenso konnte es Frauen geben, die stärker waren als manche Männer. Nun gut: es ist Ihnen bekannt, daß im Altertum die allgemeine Sitte herrschte, sich ein Weib zu rauben; und sehr wahrscheinlich ist in primitiveren Zeiten noch häufiger von der Gewalt Gebrauch gemacht worden. Das starke Weib konnte nichts dabei gewinnen, wenn es sich einen schwächeren Mann raubte, deshalb verfolgte es ihn nicht. Dagegen war es für starke Männer sehr vorteilhaft, ein schwächeres Weib zur Gefangenen zu machen und zu behalten. Sie vermieden die starken Frauen, die ihrem Willen widerstanden hätten und wählten zu ihren Genossinnen die schwächeren, die ihnen keinen Widerstand entgegensetzten. Die schwächeren Männer fanden es verhältnismäßig schwer, sich überhaupt eines Weibes zu bemächtigen und hatten infolgedessen weniger Nachkommenschaft. Verstehen Sie, was ich meine?"

„Ja, die Sache ist ziemlich klar. Sie wollen damit sagen, daß sowohl die stärkeren Frauen als die schwächeren Männer mit der Zeit aussterben mußten, und daß die überlebenden Typen starke Männer und schwache Frauen sein würden."

„Genau so. Wenn Sie sich nun vorstellen, daß durch die Fortdauer dieser Zustände der Unterschied in der physischen Kraft beider Geschlechter schon vor Beginn der Zivilisation vollkommen feststand, so folgt das übrige von selbst. Das zur Herrschaft gelangte Geschlecht wollte natürlich sein Uebergewicht behalten und womöglich vermehren, und die mit der Zeit völlig unterjochten Frauen fingen an, ihr Schicksal als natürlich, unvermeidlich und von Gott gewollt geduldig hinzunehmen. So ging es weiter, bis die Welt am Ende des vorigen Jahrhunderts zum Bewußtsein erwachte, daß es notwendig und möglich sei, die menschliche Gesellschaft auf einer moralischen Grundlage zu reorganisieren, deren erstes Prinzip die gleiche Berechtigung zur Freiheit und der gleiche Wert aller Menschen sein sollte. Seitdem haben die Frauen angefangen, ihre ursprünglichen Kräfte zurückzugewinnen, und in nicht zu ferner Zeit werden sie physisch auf derselben Höhe stehen wie der Mann."

„Mir fällt etwas Schreckliches ein," sagte ich. „Wenn nun die Frauen schließlich dem Manne nicht nur gleichkommen, sondern ihn an leiblichen und geistigen Fähigkeiten überragen — werden sie diesen Vorteil dann nicht ebenso rücksichtslos ausnutzen wie er?"

Der Doktor lachte. „Ich glaube, daß Sie sich darüber keine Sorgen zu machen brauchen. Nicht deshalb, weil die Frauen eine solche Macht weniger mißbrauchen würden, sondern weil jetzt das ganze Menschengeschlecht nach einer sittlichen Höhe strebt und sie zum Teil schon erreicht hat, auf der nur noch geistige Kräfte alle Dinge beherrschen, so daß die Frage der körperlichen Ueberlegenheit im Verhältnis der Menschen zu einander keine Rolle mehr spielt. Bereits jetzt wird die Gewalt und die Führerschaft unter den Menschen denen in die Hände gelegt, welche die größte Seele haben; das heißt denen, welche im Geist dem ‚Höheren Ich' am nächsten stehen. Das allein ist schon ein vollkommener Schutz gegen den Mißbrauch der Gewalt zu selbstsüchtigen Zwecken."

„Das ‚Höhere Ich'? Was bedeutet der Ausdruck?" fragte ich.

„Es ist eine unsrer Bezeichnungen für die Seele und für Gott," erwiderte der Doktor. „Aber dies Thema ist zu erhaben, als daß ich jetzt näher darauf eingehen möchte."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wunsch.

Von **Giuseppina Missi.**

Aus dem Italienischen übersetzt von Otto Hauser.

Auf Adlersflügeln möchte ich
Auf hellsten Lichtes Spuren
Den Geist erheben, wandeln dann
Auf weiten Himmelsfluren;
Daß ich im freien Aetherraum
Für Augenblicke lebte
Und selig an dem Busen der
Unendlichkeit erbebte.

O dürft' ich einen Stern mir doch
Zur Wohnung dann erkiesen!
Den Morgenstern? — O nimmermehr
Erwählte ich mir diesen.
In eines Sternes Schoß, den noch
Kein sterblich Aug' ermessen,
Dort wollt' ich weilen ganz allein,
Vergessend und vergessen.

Die Wölfin.

Skizze von

Giovanni Verga.

Aus dem Italienischen übersetzt von E. v. Hopffgarten.

Sie war groß und hager; nur ihre Brust war fest und üppig, im übrigen war sie nicht mehr jung; sie war bleich, als ob sie beständig von der Malaria heimgesucht würde, und aus diesem bleichen Gesicht leuchteten zwei große Augensterne und ein Paar frischer roter Lippen, die jeden zu verschlingen drohten.

Im Dorfe nannte man sie die Wölfin, weil sie nie und von nichts genug bekommen konnte. Die Frauen schlugen das Kreuz, wo sie mit spähendem Blick und scheuem, unheimlichem Wesen, einer hungrigen Wölfin gleich, vorüberschlich. Sie quälte ihre Männer und ihre Kinder im Handumdrehen zu Tode, und dennoch mußten sie ihr folgen, wenn sie mit diesen Teufelsaugen sie ansah, selbst wenn sie vor dem Altar der heiligen Agrippina auf den Knieen lagen. Zum Glück aber kam die Wölfin nie zur Kirche, weder zu Ostern noch zu Pfingsten, weder um die Messe anzuhören noch um zu beichten.

Pater Angiolino von der Gemeinschaft Jesu, ein ehrbarer Diener Gottes, hatte sein Seelenheil um sie verloren.

Marichia, die Aermste, ein gutes braves Mädchen, weinte sich im stillen die Augen aus, weil sie die Tochter der Wölfin war und keiner sie deshalb zur Frau wollen würde, trotzdem sie eine schöne Aussteuer im Schrein und ein großes Stück Feld besaß wie jedes andre Dorfmädchen.

Eines Tages verliebte sich die Wölfin in einen bildschönen Burschen, der von den Soldaten heimgekehrt war, aber was man so recht sich verlieben nennt. Sie verschlang ihn mit den großen, brennenden Augen und empfand ein Verlangen, dem Durst gleich, den man in der Junihitze um die Mittagsstunde in der schattenlosen Ebene verspürt. Der aber fuhr, den Blick auf die Handhaben seiner Sense gerichtet, unbeirrt zu mähen fort und sagte nur:

„Was habt Ihr denn, Gevatterin Pina?"

In den unabsehbaren Feldern, wo man weit und breit außer dem Flügelschlag der Grillen keinen Laut vernimmt, wenn die Sonne so glühend herniederprallt, schleppte die Wölfin Bündel auf Bündel zusammen, häufte Garben auf Garben, ohne je müde zu werden, ohne sich nur einen Augenblick aufzurichten, ohne einen Zug aus der Flasche Weines zu thun, nur um sich Nanni an die Fersen heften zu können. Der aber mähte und mähte und fragte sie von Zeit zu Zeit:

„Was wollt Ihr, Gevatterin Pina?"

Eines Abends sagte sie es ihm, als die Männer, müde von ihrem Tagewerk, in der Tenne schlummerten und das Geheul der Hunde in das dunkle, endlose Land hinausdrang: „Dich will ich! Dich, der du schön bist wie die Sonne und sanft wie Honig! Dich will ich!"

„So! Ich aber will Eure Tochter, die noch ein Kälbchen ist," antwortete Nanni lachend.

Die Wölfin raufte sich das Haar, faßte sich an die Schläfen, ohne ein Wort zu sagen, und ging davon, erschien auch nicht wieder in der Tenne. Aber im Oktober, zu der Zeit, wo das Oel gepreßt wurde, begegnete sie Nanni wieder, weil er gerade neben ihrem Hause Arbeit that, und das Knarren der Presse ließ sie die ganze Nacht kein Auge zuthun.

„Nimm den Olivensack und komm mit mir," sagte sie zur Tochter.

Nanni schob mit der Schaufel die Oliven unter den Mühlstein und schrie dem Maultier „Hüh!" zu, damit es nicht stehen bleibe.

„Willst du meine Tochter Marichia haben?" fragte ihn Gevatterin Pina.

„Was gebt Ihr denn Eurer Tochter Marichia mit?" antwortete Nanni.

„Sie hat die Sachen ihres Vaters, und außerdem gebe ich ihr mein Haus; mir genügt es, wenn ihr mir einen Winkel in der Küche laßt, auf dem ich mir etwas Stroh ausbreiten kann."

„Wenn es so steht, dann wollen wir Weihnachten wieder davon reden," sagte Nanni. Er war ganz fettig und schmutzig von dem Oel und den Oliven, die er bearbeitete, und Marichia wollte ihn um keinen Preis; aber ihre Mutter zerrte sie an den Haaren vor den Ofen und zischelte ihr zwischen den Zähnen zu: „Wenn du ihn nicht nimmst, dann töte ich dich!"

Die Wölfin wurde fast krank, und die Leute begannen von ihr zu sagen, daß der Teufel im Alter

zum Einsiedler werde. Sie schlich nicht mehr umher; sie setzte sich nicht mehr wie sonst mit unheimlich glänzenden Augen auf die Schwelle. Wenn sie ihren Schwiegersohn mit diesen Augen so starr ansah, dann lachte er und zog das Madonnenbildchen aus dem Wams hervor, um sich damit zu bekreuzigen. Marichia blieb zu Hause, um die Kinder groß zu ziehen, und ihre Mutter ging ins Feld, um dort mit den Männern wie ein Mann zu arbeiten; sie grub, sie hackte, sie hütete das Vieh, sie beschnitt die Weinstöcke; mochte auch der schärfste Nordwind im Januar oder der heißeste Sirokko im August wehen, bei dem die Schafe die Köpfe zu Boden hängen ließen und die Männer an der Nordseite der Mauer im Schatten auf dem Bauche schliefen. Zu der Stunde zwischen Vesper und Abendläuten, in der keine ehrliche Frau umherstreift, war Gevatterin Pina die einzige lebende Seele, die man durch das Land über die sonnenglitzernden Pflastersteine des Hohlweges, zwischen den verdorrten Stoppelfeldern irren sah, welche sich in unabsehbare Fernen hinzogen, bis dahin, wo der Aetna sich in zarte Nebelschleier hüllt und wo Himmel und Erde zu einer Linie verschwimmen.

„Wach auf!“ sagte die Wölfin zu Nanni, der im Graben neben der staubigen Hecke mit dem Kopf auf dem Arm schlief. „Wach auf, ich habe dir Wein mitgebracht, um dich zu erfrischen.“

Als Nanni sie zwischen Wachen und Träumen so bleich mit dem mächtigen Busen und den kohlschwarzen Augen vor sich stehen sah, riß er die schlaftrunkenen Augen weit auf und tastete mit den Händen um sich.

„Nein! Eine ehrliche Frau geht nicht zwischen Vesper und Abendstunde umher!“ stöhnte Nanni, das Gesicht in das trockene Gras des Grabens drückend und sich mit den Händen durch das Haar fahrend. „Geht, geht! Und kehrt nicht wieder in die Tenne zurück.“

Sie ging wirklich, die Wölfin. Sie wand sich die wunderbaren Flechten wieder um den Kopf und schaute starr mit den kohlschwarzen Augen vor sich her auf den Weg, der zwischen den sonnendurchwärmten Stoppeln dahinführte.

Aber sie kehrte dennoch oft in die Tenne zurück, und Nanni sagte nichts. Und wenn sie sich zwischen Vesper und Abendstunde verspätete, erwartete er sie auf der Höhe des weißglitzernden, verlassenen Weges, mit vor Schweiß perlender Stirn; und hernach raufte er sich die Haare und wiederholte jedesmal: „Geht, geht! Kehrt nicht wieder in die Tenne zurück!“

Marichia weinte Tag und Nacht und schaute der Mutter, jetzt selbst einer jungen Wölfin gleich, mit den vor Thränen und Eifersucht glänzenden Augen starr ins Antlitz, so oft sie diese bleich und stumm von den Feldern heimkehren sah.

„Ruchlose!“ sagte sie ihr. „Mutter, du Ruchlose!“

„Schweig!“

„Diebin, Diebin!“

„Schweig!“

„Ich gehe zum Brigadiere, verlaß dich darauf!“

„Geh hin!“

Und sie ging wirklich, das Söhnchen auf dem Arm, ohne Furcht zu empfinden, ohne eine Thräne zu vergießen, einer Verrückten gleich, denn jetzt liebte auch sie diesen Gatten, der ihr zur Erntezeit, vor Schmutz und Fett starrend, aufgedrungen worden war.

Der Brigadiere ließ Nanni rufen und drohte ihm mit Galeere und Zwangsarbeit. Nanni schluchzte und raufte sich das Haar; er leugnete nichts und versuchte nicht, sich zu entschuldigen. „Es ist die Versuchung!“ sagte er; „es ist die höllische Versuchung!“ Er warf sich dem Brigadiere zu Füßen und flehte, er möge ihn auf die Galeere bringen lassen.

„Um der Barmherzigkeit willen, Herr Brigadiere, entreißt mich dieser Hölle! Laßt mich töten, schickt mich ins Gefängnis! Nur laßt mich sie nie, nie mehr wiedersehen!“

„Nein,“ erwiderte die Wölfin dem Brigadiere. „Ich habe mir einen Winkel in der Küche als Nachtlager vorbehalten, als ich ihm mein Haus zur Mitgift gegeben habe! Ich will nicht weichen!“

Bald darauf bekam Nanni von dem Maultier einen Tritt vor die Brust und war nah' am Tode; aber der Pfarrer weigerte sich, ihm das Abendmahl zu bringen, wenn die „Wölfin“ nicht das Haus verlasse. Die Wölfin ging, und nun konnte auch ihr Schwiegersohn sich wie ein guter Christ zur letzten Reise vorbereiten. Er beichtete und nahm das Abendmahl mit solcher Reue und solcher Ergriffenheit, daß alle die Nachbarn und Neugierigen vor dem Bette des Sterbenden weinten.

Und es wäre ihm auch besser gewesen, wenn er zu jener Zeit gestorben wäre, ehe der Teufel wiederkehrte, um sich nach seiner Genesung aufs neue in Leib und Seele festzunisten. „Laßt mich in Frieden!“ sagte er zu der Wölfin; „ich flehe Euch an, laßt mich in Frieden. Ich habe dem Tode ins Antlitz gesehen! Die arme Marichia ist verzweifelt. Jetzt weiß es das ganze Dorf! Für mich und Euch ist es besser, wenn wir uns nicht mehr sehen ...“

Und er hätte sich am liebsten die Augen aus dem Kopfe gerissen, um die der Wölfin nicht sehen zu müssen, wenn sie sich so starr auf ihn richteten, daß er darüber Leib und Seele verlor. Er wußte nicht mehr, was beginnen, um sich von dem Zauber zu befreien! Er zahlte Messen für die Seelen im Fege-

feuer und flehte beim Pfarrer und beim Brigadiere um Hülfe. Zu Ostern ging er beichten und that öffentlich, auf den Kieselsteinen vor der Kirche knieend, Buße. Als dann die Wölfin ihn wieder in Versuchung führen wollte, sagte er:

„Hört einmal! Kehrt nicht wieder in die Tenne zurück, denn kehrt Ihr wieder dorthin zurück, um mich zu suchen, so töte ich Euch, so wahr Gott lebt!"

„Töte mich," antwortete die Wölfin, „was liegt mir daran? Aber ohne dich kann ich nicht leben!"

Als er sie von weitem inmitten der grünen Saat kommen sah, hörte er auf, die Weinstöcke umzugraben, und nahm die Axt von der Ulme herunter. Die Wölfin sah ihn bleich und stieren Blickes auf sich zukommen, sah die Axt im Sonnenschein blinken und ging, ohne einen Augenblick zu zaudern oder auch nur den Kopf zu neigen, ihm entgegen. In den Händen Bündel roten Mohnes tragend, schien sie ihn mit den großen schwarzen Augen verschlingen zu wollen.

„Hah! So fahrt denn zur Hölle!" stammelte Nanni ...

Mädchen — Liebchen.

Von **Michael Tompa.**

Aus dem Ungarischen übersetzt von Andor v. Sponer.

Man spricht, mich reizen Hymens Bande,
Weiß Gott, woher es Fama nahm:
Fast jedes Mädchen hierzulande
Bekam mich schon zum Bräutigam.
Ich muß darüber lächeln, sehe
Ich gar so thöricht aus? O nein!
Laßt, Jungen, laßt mich mit der Ehe,
Ein Mädchen soll nur Liebchen sein!

Ein Lieb ...! das strahlt gleich Himmelslichtern,
So sonnig heiter glutenwarm.
Dagegen eine Gattin, — nüchtern
Ist die Idee, wie kalt, wie arm!
Ist diese bleich wie Schnee und eisig,
Ist jenes heißer Sonnenschein:
Sprecht nicht von Heirat, eines weiß ich:
Ein Mädchen soll nur Liebchen sein!

Wie Glanzgefieder, bunt und wonnig
Zeigt mir die Welt ihr Angesicht;
Die Tage sind so hell und sonnig,
Die Nächte Tau und Mondenlicht.
So dann und wann ein Küßchen, hastig
Gestohlen, ist gar himmlisch fein.
Geht, Jungen, mit der Ehe laßt mich,
Ein Mädchen soll nur Liebchen sein!

Die Mädchenblüt', die süße Nelke,
Ich steck' sie nicht auf meinen Hut,
Um ewig dann auch noch die welke
Zu tragen, nein, das thut nicht gut.
Kein Rieselbach, ein stiller See wär'
Ja dann mein Leben, kein Gedeihn.
Drum, Jungen, sprecht von keiner Eh' mehr,
Ein Mädchen soll nur Liebchen sein!

Wär' meine Frau wie eine Rose
So frisch, ich seufzt': o wär' sie blaß!
Die braune wünscht' ich blond, die große,
Die möcht' ich klein, ich kenne das.
Ach, gar so schwierig ist's zu wählen,
Da alle schön, ob groß, ob klein!
Drum, Jungen, sprecht nicht vom Vermählen,
Ein Mädchen soll nur Liebchen sein!

Erinnerung.

Von

A. Vlahuța.

Aus dem Rumänischen übersetzt von W. Rudow.

Es war ein schöner Sommerabend, als ich von Prinkipo nach Stambul zurückfuhr. Ueber dreihundert Menschen waren auf dem Dampfer; ich kannte niemand, und unter dieser lärmenden, in zahllosen Sprachen redenden Menge war mir's, als befinde ich mich in einem Tollhause oder sei auf einen andern Stern verschlagen, von wo ich nie mehr zu den Meinigen würde zurückkehren können. Ein einziger unter den Mitreisenden fesselte meinen Blick, so daß ich ihn fast ungebührlich lange ansah: ein hagerer, schwarzhaariger junger Mann mit Brille, der mir am selben Tische gegenüber saß und las. Soviel ich bemerkte, kannte auch er niemand. — Aber wo habe ich dieses Gesicht schon gesehen? fragte ich mich, mir vergeblich das Hirn zermarternd. Er mußte bemerken, daß ich ihn beobachte: zuweilen warf er mir über die Brille einen Blick zu, und dann schlug ich schnell die Augen nieder, unangenehm berührt, als hätte er meine Hand in seiner Tasche gefaßt.

Schließlich wurde es mir zur Gewißheit, daß ich ihn schon einmal gesehen. Aber wo und wann? Nicht nur die Gesichtszüge waren mir bekannt, sondern auch der eigentümliche Blick, die Art, wie er mit den Augen zwinkerte und zuweilen die Brauen hoch emporzog, die weiße Hand mit den langen, dünnen Fingern, die Art und Weise, wie er das Buch hielt, umblätterte, den Kopf in die Hand stützte — alles das ließ in der Tiefe meines Bewußtseins ein bekanntes Bild wieder aufleben, das sich bemühte, mir deutlich zu werden, jedoch vergeblich. Ich habe nicht die Gewohnheit, mit fremden Menschen ein Gespräch anzuknüpfen. Ich ärgere mich, daß ich ein so unglückliches Gedächtnis habe, brenne vor Neugier zu wissen, wer er ist, wage aber nicht zu fragen.

Auf einmal fahre ich auf und blicke ihm gerade ins Auge. Er hat sein Buch geschlossen und sieht mich ebenfalls an. Jetzt war es nicht mehr anders möglich, als daß einer von uns das Gespräch beginne. Unwillkürlich blickte ich auf das Buch, als das einzige Wesen, das uns beide kannte und im stande war, unsre Bekanntschaft zu vermitteln.

„Kennen Sie dies Buch?" fragte er französisch, mir Taines „Bemerkungen über England" weisend.

Ich bejahte und beeilte mich, ihm zu erklären, weshalb ich ihn so angesehen: „Ich weiß nicht warum, aber mir kommt es vor, als wären wir schon einmal zusammengetroffen."

„Auch ich habe diesen Eindruck. Sie sind nicht von hier?"

„Nein, aus Rumänien, und jetzt zum erstenmal hier," worauf ich mich vorstellte und erfuhr, daß er Omeros Lagi heiße.

„Sind Sie nie in Athen gewesen?" fuhr er fort.

„Nein."

„In Smyrna?"

„Nein."

Seine Fragen schienen meine Antworten vorauszusehen.

„Auch ich bin nie in Ihrem Lande gewesen, und dennoch ist mir Ihre Gestalt, Ihr Blick, Ihre Stimme bekannt. Ich bin Arzt in Smyrna und habe in Athen studiert."

Solange er redete beobachtete ich seine Züge, die Bewegungen des Mundes, die Gestalt der Hände, die Warze an dem kleinen Finger der Linken, ich lauschte seiner Stimme, deren Klang einen tieferen Eindruck auf mich machte als seine Worte, und mein Staunen wuchs immer mehr. Wie kommt es, daß dieser Mensch so genau dem Bilde entspricht, das ich seit lange in mir trage? Warum läßt mich jede seiner Bewegungen, jeder Blick, jede Wandlung seiner Stimme erzittern wie das überraschende Erfassen eines Gedankens, eines Vorgefühles? Woher ist mir sein Bild so ganz und vollkommen in den Sinn gekommen? Ich muß ihn irgendwo gesehen haben, es ist nicht anders möglich.

Alles das sage ich ihm. Er blickt mich lange überlegen an und schüttelt lächelnd langsam den Kopf.

„Nein, ich kann Sie versichern, wir haben uns nie gesehen, in diesem Leben, versteht sich. Vielleicht haben wir voneinander geträumt. Im Traume tauchen öfter Erinnerungen aus einem unsrer früheren Leben auf; nicht nur Menschen, sondern ganze verwickelte Ereignisse des Alltagslebens scheinen uns Wiederholungen früherer gleicher. Wo und wann wir sie gesehen? — Wir wissen es nicht mehr. Gewiß ist uns dergleichen in früheren Lebensstufen vorgekommen, so daß ihr ferner, unbestimmter Wiederhall noch jetzt im Grunde unsrer Seele nachklingt . . ."

„Alles wiederholt sich, denn auch die Milliarden von Stoffverbindungen haben ihre Grenze; die Natur ermüdet im Erfinden und muß auf ihre früheren Werke zurückgreifen. Im Verlaufe der Ewigkeit begegnen wir uns wieder nach zehntausend oder nach zehn Millionen Jahren hier auf dem Dampfer zwischen Prinkipo und Konstantinopel, werden uns ebenso ansehen, unsre Bekanntschaft erneuern und uns wundern, daß wir nicht mehr wissen, wo und wann wir uns gesehen, und werden uns nicht mehr entsinnen, was wir heute sind, wie wir uns heute nicht mehr entsinnen, was wir vor hunderttausend Jahren gewesen.

„Ich will Ihnen hierfür einen seltsamen Fall aus meiner Studentenzeit berichten. Ich entstamme einem Geschlecht, das im vorigen Jahrhundert eine wichtige Rolle in der Geschichte Griechenlands gespielt hat.

„In Vaters Bücherei fand ich ein altes Buch mit sehr guten Stichen. Indem ich eines Tages darin blätterte, fand ich ein Bild, das Vater auf ein Haar glich. Ich war erst sieben Jahr alt, konnte noch nicht lesen und erfuhr von einer Verwandten, das Bild stelle Vaters Großvater dar. Dann blätterte sie weiter und zeigte mir ein andres Bild, ein häßliches, finsteres Gesicht mit schwarzem Bart und stechendem Blick, der mir Furcht einflößte. Es sei ein böser Mensch gewesen, erzählte sie und berichtete mir eine lange Geschichte von Ränken und Liebeshändeln — Dinge, die ich damals nicht verstand, von denen mir jedoch im Gedächtnisse geblieben ist, was den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hat, daß nämlich jener Bösewicht meinen Urgroßvater eines Nachts meuchlings erstochen hat.

„Jahrelang habe ich nicht mehr an diese Geschichte gedacht und ging schließlich als Student nach Athen. Gewiß sind auch Ihnen schon Menschen begegnet, die Ihnen gleich beim ersten Anblick Abneigung oder gar Furcht eingeflößt haben, ohne daß Sie selbst einen Grund dafür gewußt hätten. So lernte auch ich einen kleinen braunen Kerl mit tief und nahe bei einander liegenden Augen kennen, dessen bloßer Anblick mich seltsam beunruhigte, ja mir Haß und Furcht einflößte. Zuweilen empfand ich sogar den Drang, mich auf ihn zu stürzen und ihn zu schlagen. Wo ich mit ihm zusammentraf, war ich mürrisch und überhaupt wie ausgewechselt, sein bloßer Anblick machte mir übel, und dennoch konnte ich die Augen nicht von ihm wenden, fühlte mich von ihm angezogen wie von einem Abgrunde . . . Und er, er hatte mich lieb. In Worten, Blicken, in seinem ganzen Benehmen mir gegenüber zeigte er eine Güte und Sanftmut, die oft an Unterwürfigkeit streifte. Als wäre er ein reuiger Verbrecher, der Verzeihung zu erlangen sucht. Ich aber habe niemals die geringste Gefälligkeit von ihm angenommen. Der ersten Prüfung haben wir uns am gleichen Tage unterzogen. Bei der schriftlichen Arbeit steckte er mir einen eng beschriebenen Zettel zu, worauf sich wahrscheinlich die Lösung der Aufgabe befand. Ich sage wahrscheinlich, denn ich habe ihn nicht gelesen, sondern ihn dem uns überwachenden Lehrer gegeben, um ihn auf diese Eselsbrücke aufmerksam zu machen. Ich wußte recht gut, daß ich eine Gemeinheit beging, die mir ganz zuwider war, aber ich konnte nicht anders, und — merkwürdig — ich bedauerte es gar nicht. Der Student wurde von der Prüfung ausgeschlossen. Als ich meine Arbeit beendigt, fand ich ihn draußen wartend. Ich bereitete mich auf einen Angriff vor: Endlich kann ich meinen Tollen mal an ihm auslassen! dachte ich. Aber wie erstaunte ich, als ich sah, daß er sich mir schüchtern näherte und mich bat, ich möchte ihm die Dummheit verzeihen, die er begangen, und die ihm leid thue.

„Ich frug ihn unwirsch, was er wolle, weshalb er mich nicht in Ruhe lasse. Er fing an zu weinen und antwortete mit einer Stimme, die nicht die seine, sondern von weither zu kommen schien: ‚Ich weiß nicht, was mir ist, vielleicht werde ich wahnsinnig, aber sehen Sie, ich fühle mich unter dem Einflusse einer unwiderstehlichen Macht, die mir befiehlt, Sie um Verzeihung anzuflehen. Seit ich Sie gesehen beherrscht mich dieses unerklärliche Gefühl, das mich zu Ihrem Diener macht. — Nicht wahr, ich habe Ihnen bis heute niemals etwas zu leide gethan? Sagen Sie es mir, bitte, sprechen Sie mich los!‘

„Ich blickte ihm gerade ins Auge, ohne es zu wollen. Niemals werde ich das Grausen vergessen, das ich in diesem Augenblicke empfand. Wie soll ich es Ihnen erklären? Denken Sie sich: Aus diesen kleinen, sanften, thränenden Augen starrte mich an — wer, glauben Sie? Das Scheusal, das meinen Urgroßvater ermordet! Auf einmal stand mir die Geschichte, welche mir meine Verwandte erzählt, und die ich längst vergessen, wieder so klar im Gedächtnis, als hätte ich sie eben gehört.

„Dies wollte ich Ihnen mitteilen: es war wirklich der Urenkel des Mörders, der für das Verbrechen seines Urgroßvaters Verzeihung erbat. — Aber wir, wir sind Freunde gewesen, nicht wahr? Denken Sie daran, was Themistokles jetzt vor zweitausenddreihundertachtzig Jahren bei Salamis über uns gesagt hat! . . .

„Auf Wiedersehen! — Ich weiß, was Sie über mich denken, aber nach einigen Jahrtausenden werden wir uns wieder treffen, und dann werde ich Sie an das erinnern, worüber wir heute gesprochen."

Er drückte mir die Hand und blickte mir dabei so tief ins Auge, als wolle er sagen: Gieb acht, daß du mich nicht vergessest!

Das neue Leben.

Von

Maxim Bjelinski.

Aus dem Russischen übersetzt von Alexis Markow.

I.

Es war Nacht. Stephan Philippowitsch Manykin fuhr in der Eisenbahn und träumte. Er sah im Traume das hohe, düstere, von alten Bäumen umgebene Haus, in welchem er geboren war.

Es ist Nachmittag. Manykins Vater sitzt auf dem Balkon und trinkt Thee. Er hat einen orientalischen Schlafrock an, welcher an der Brust offen steht. In der rechten Hand hält er ein Pfeifenrohr mit einem Mundstück von Bernstein, aus welchem der Rauch in bläulichen Ringen aufsteigt. Die Mutter strickt an einem kleinen Tischtuch — die Stricknadeln klappern in ihren Fingern und geben einen wunderlichen, metallisch klingenden Ton von sich. Es scheint Stephan, als ob er wieder ein kleiner Knabe geworden sei. Er steht neben der Mutter und horcht neugierig und furchtsam auf das Klappern der Stricknadeln. Auf den Stufen des Balkons erscheint der Gärtner Awdej. Er lächelt listig und hämisch, und Stephan ahnt sogleich, daß er gekommen, sich über ihn zu beklagen. Doch es fällt ihm nicht ein, was er begangen hat. Er strengt sein Gedächtnis an, aber er kann sich nicht erinnern. Awdej sagt:

„Wie Sie befehlen, Herr; aber ich kann den jungen Herrn nicht entschuldigen."

Stephan sieht auf die Mutter, aber sie antwortet ihm mit einem kalten Blick. Auch der Vater sieht ihn kalt an.

Die Augen des Alten sind matt, bleiern, unbeweglich.

„In keinerlei Weise!" fuhr Awdej fort. Und mit diesen Worten nähert er sich Stephan, packt ihn an den Schultern und fängt ihn zu schütteln an.

„Was unterstehst du dich!" schreit Stephan.

Aber Awdej ist unerbittlich. Er biß sich auf die Lippe, so daß seine großen weißen Zähne zu sehen waren, und fuhr fort, den Knaben zu quälen.

„Gieb's ihm gehörig!" befiehlt der Vater, indem er weiter raucht.

„Gieb's ihm gehörig!" wiederholt die Mutter, indem ihre Stricknadeln weiter klappern.

Mit einem Angstschrei erwachte Stephan. Das Traumbild stand ihm noch vor Augen.

„Was ist denn meine Schuld?" fragte er sich, von seinem Lager aufspringend.

Der Zug war in vollem Gange. Der Wagen schüttelte, taktmäßig schlug er an die Schienen. Stephan rieb sich die Augen und konnte nicht wieder einschlafen. Er war schwermütig; er fing an nachzudenken über alles Böse, das er in seinem Leben begangen hatte. Was bedeuteten die guten Seiten seines Charakters gegenüber der unendlichen Zahl seiner Sünden! Wieviel Menschen hatte er gekränkt, wie oft hatte er seine Freunde im Stich gelassen, wieviel Nächte hatte er ohne Schlaf in schlechter Gesellschaft zugebracht, welch ein ausschweifendes Leben hatte er geführt, wie oft hatten ihn Zorn und Rache verblendet und zu Ungerechtigkeiten verleitet; welche herrlichen Mädchen hatte er betrogen und verlassen!

Er beklagte seine Eitelkeit, seinen Stolz, seinen Unglauben, seine Wollust.

Und die Musa Nikolajewna, diese verkörperte Lüge? — warum war er ihr so ergeben? Vielleicht, weil er selber lasterhaft war? Fand nicht ihre Schlechtigkeit in seiner eignen Seele einen Wiederhall? Aber das Schicksal hatte ihn bestraft. Der Sieg über ihre Tugend war leicht, jedoch die Besiegte rächte sich an dem Sieger, indem sie seinen Charakter demütigte und ihn zu einem verhängnisvollen Vergehen trieb.

Was wird aus meinem Kinde werden, wenn es auf die Welt kommt? Werden sich in dem Knaben oder dem Mädchen Manykins Züge offenbaren? Ein kleiner Teil seiner hohen und guten Seele? Die Neigungen zum Schönen und Edeln? Aber der niedrige Gesellschaftskreis und die gemeine Umgebung werden diesen glimmenden Funken göttlichen Feuers bald ersticken! Und darin wird sich mein Verbrechen weiter zeigen! sagte Manykin.

Auf einer der Stationen erblickte Manykin, ohne den Wagen zu verlassen, durch das Fenster, in der Ferne, im Dunkeln, jenseits des Flusses die hell beleuchtete Kirche, in welcher die große Abendmesse stattfand. Hunderte von Lichtern glänzten durch die Nacht; Bauern umgaben die Kirche. Die Lichter

spiegelten sich im Wasser wie in einem schwarzen Spiegel. Man vernahm die freudige Betglocke.

II.

Manykins Vater Philipp Stephanowitsch war dreimal verheiratet gewesen. Stephan war die Frucht der zweiten Ehe. Die dritte Frau, Kleopatra Iwanowna blieb nach dem Tode ihres Mannes, an dessen Seite sie kaum vier Jahre verlebt hatte, als junge Witwe zurück. Gegenwärtig war sie etwa fünfunddreißig Jahre alt. Sie hatte eine Tochter Eugenie, welche siebzehn Jahre zählte. Kleopatra stammte aus einer kaufmännischen Familie und war bestrebt, ihrer Tochter eine häusliche Erziehung zu erteilen. Sie wohnte zusammen mit ihr auf Manykins Stammgute Woswischennoje und verwaltete dasselbe als Bevollmächtigte ihres Stiefsohnes. Sie war mit Leidenschaft der Wirtschaft ergeben, und das Gut gedieh. Manykin beanspruchte nur den dritten Teil des Einkommens, wofür ihn Kleopatra nicht genug loben konnte. So oft er auf dem Gute eintraf, kam sie ihm mit allem verwandtschaftlichen Gefühl, welches sie nur aufbieten konnte, entgegen. Als er jedoch einmal längere Zeit verweilte, besondere Pferde und Kutschen unterhielt und viel Geld verausgabte, benahm sie sich ihm gegenüber kühler. Zurzeit war sie ihm wieder geneigt.

Unangemeldet traf er in Woswischennoje ein. Er depeschierte zwar, daß man ihm nach der Station Pferde hinausschicke, allein Kleopatra Iwanowna kam nicht dazu, sich auf seinen Empfang vorzubereiten. Man mußte zum ersten Feiertage die Zimmer in Ordnung bringen, welche Stephan gewöhnlich bewohnte. In später Nacht erschallte auf dem Hofe das Bellen der Hunde. Kleopatra Iwanowna erwachte und schickte ihre Mägde nach den Zimmern ihres Stiefsohnes. Aber Stephan verlangte nichts. Finster ging er in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Und das dauerte bis zum Frühmorgen. Dann erschien er zum Thee, küßte Kleopatra die Hand und begrüßte sie mit dem Osterkuß.

Ein brünettes Mädchen von voller Figur, mit lebhaften Augen und schönem roten Munde stand schüchtern auf und ordnete die Bänder, welche ihr rosiges Musselinkleid umgürteten, welches bäuerisch und altmodisch genäht war. Das war Eugenie.

„Warum bist du deinem Bruder gegenüber so schüchtern? Und Sie, Stephan, scheinen Ihre Schwester gar nicht zu erkennen? Geben Sie ihr einen Kuß, sie ist ja bei uns groß geworden, nur noch etwas unbeholfen; doch das ändert sich mit Gottes Hilfe."

Stephan küßte das Mädchen. Er lächelte unfreiwillig, so herzhaft und laut küßte sie.

„Werden Sie längere Zeit bei uns bleiben?" fragte Kleopatra, indem sie dem Stiefsohn einen Platz anbot und ihm das Glas zuschob. Der Tisch war voll von süßen Osterspeisen, und rote, blaue, gelbe Eier lagen auf einem besonderen Teller.

„Ich weiß es noch nicht; eine Woche werde ich wohl hier bleiben; dann reise ich nach Chrustiki zu Alysin und von dort vielleicht ins Ausland."

„Vielleicht bringen Sie den Sommer bei uns zu, Stephan! Sie müssen sich erholen. Sie sind ganz blaß. Sie haben sogar schon graue Haare!"

„Jawohl, deren habe ich viele."

„O, viele sind's nicht, aber mein Vater ist noch bis jetzt schwarz wie ein Rabe. Warum essen Sie nicht?"

„Ich danke; ich habe keinen Appetit."

„Sie haben wohl die ganze Nacht nicht geschlafen?" fragte Kleopatra. „Fehlt Ihnen etwas? Haben Sie Sorgen?"

„Ich habe Angst, zu schlafen!" antwortete Manykin mit Lächeln.

„Warum denn das?"

„Ich fürchte mich vor Träumen! Ich habe gerade ein halbes Jahr verträumt; es war ein schlechter, aber verlockender Traum — ich wollte nicht erwachen. Endlich erwachte ich und überzeugte mich, daß es wirklich ein Traum war; aber jetzt kann ich kein Auge mehr schließen."

Kleopatra Iwanowna nickte mit dem Kopfe.

„Das ist wunderlich, was Sie erzählen! Sind Sie des schlechten Traumes wegen bekümmert?"

„Ja!"

„Sie hätten heiraten sollen! Warum haben Sie in Petersburg nicht geheiratet? Sie wären doch ein sehr wünschenswerter Freier!"

Als aber Kleopatra bemerkte, daß Stephan ein finsteres Gesicht machte, änderte sie die Unterhaltung.

„Haben Sie großen Erfolg gehabt? Eugenie hat Ihr Porträt aus der illustrierten Zeitung ausgeschnitten und eingerahmt. Wir haben von Ihnen gelesen und uns gefreut. Wieviel Geld haben Sie eingenommen?"

„Ich habe es nicht gezählt! So gegen zehntausend Rubel."

Kleopatra Iwanowna stieß einen Seufzer aus. „Ach, Geld, Geld! Der Küster Iwan singt doch jetzt auch im Theater. Seine Frau erzählt ja, daß er ganz verrückt geworden ist. Aus dem geistlichen Stande ist er ausgeschieden und doch kein Schauspieler geworden. Wissen Sie, daß Woswischennoje ein heiliger Ort geworden ist? Das Volk überläuft das Gut, es strömt haufenweise zusammen, und die Zahl der Gläubigen ist sehr groß."

„Handelt es sich wieder um ein Heiligenbild?"

„Nein, um ein Heiligenbild nicht. Aber unser Vater Wissarion vollzieht durch leises Gebet und

Auflegen der Hände Wunder, so wie in den alten Zeiten. Das ist höchst wunderbar, Stephan!"

„Ja, das ist wirklich wunderbar. Aber welcher Art sind die Wunder?"

„Sehr einfache! Die Kranken genesen, die Wahnsinnigen bekommen ihren Verstand wieder, und die Weinenden werden getröstet. Jetzt, während der Feiertage, strömt das Volk sogar aus den Städten hier zusammen. Wenn das so fortdauert und der Vater Wissarion mich unterstützt, werde ich ein Gasthaus erbauen müssen. Wenn es auch nicht viel bringen wird, so kann man doch auf zweitausend Rubel jährlich rechnen."

„Werden denn dem Vater Wissarion dafür Geschenke gemacht?" fragte Manykin.

„Ja, und sehr viel, aber er ist ganz uneigennützig. Mit einer Hand nimmt er und mit der andern giebt er aus. Er ist wohlthätig gegen jeden, der nur not leidet. Selber trägt er einen ganz einfachen seidenen Priesterrock, ißt sehr mäßig und trinkt nicht mehr als ein Glas Wasser mit Rotwein; er ist Witwer und hat keine Kinder. Er ist ein heiliger Mann!"

„Wie ist er aber heilig geworden?"

„Gott machte ihn dazu. Und er hat es verdient. Gott hätte nicht jedem Beliebigen seine Wohlthaten erwiesen. Wollen Sie ihn vielleicht einmal sehen?"

„Nein, wo ist er hergekommen?"

„Man hat ihn wegen der in Woswischennoje herrschenden Ketzerei zu uns versetzt, damit er die alte Rechtgläubigkeit wieder herstelle. Es wird hier bald keinen einzigen Ketzer mehr geben."

„Ist er denn Prediger? Spricht er gut?"

„Einfach! Meistens weint oder seufzt er. Seine Kraft liegt in seinen Thaten. Sie sollten doch, da Sie Sänger sind, schon des kirchlichen Anstands halber den Chor durch Ihre Kunst unterstützen. Sie würden dem Vater Wissarion dadurch einen großen Gefallen erweisen."

„Ach was! Warum hat der Vater Wissarion den Küster Iwan gehen lassen?" fragte Manykin. Er fühlte das Bedürfnis, den Vater Wissarion zu verspotten, weil er die von ihm behauptete Gabe, Krankheiten zu heilen, für Aberglauben hielt. „Der Vater Wissarion erwies sich wohl schwächer als der Küster Iwan?"

„Der Teufel ist stark, Stephan," erwiderte Kleopatra. „Wie wollen Sie das als kluger Mann nicht begreifen! Iwan wurde Zweifler, es kam oft vor, daß er in der Kirche laut lachte, auch hat er entschieden die Sakramente geleugnet. Und als der Vater Wissarion zu uns kam und die sterbende Eugenie vom Lager hob, — daß sie wirklich im Sterben lag, wird Ihnen der Arzt bezeugen — verbreitete Iwan das Gerücht, daß ich in Uebereinstimmung mit dem Vater Wissarion dies alles erfunden hätte!"

„Aber ein Gasthaus werden Sie doch bauen?"

„Gewiß! Das habe ich schon beschlossen; sonst würde mir ein andrer zuvorkommen."

„Wieviel Priesterröcke hat der Vater Wissarion?"

„Einen! Auch diesen habe ich ihm geschenkt. Einen Wagen, Pferde und einen Kutscher schenkte ihm die Kaufmannsfrau Plawnikowa. Sonst sorgt ja niemand für ihn, und er braucht so wenig wie ein Kind. Wir müssen gegen den heiligen Mann zuvorkommend sein. Giebt es denn viele solcher Leute in Rußland! Eugenie, zeig mal dem Bruder deine Handarbeit!"

Nach dem Thee ging Manykin auf sein Zimmer. Als Kleopatra Iwanowna die Magd fragte, was der Herr thue, antwortete sie: „Der Herr durchmißt, auf und ab gehend, das Zimmer." Dadurch ward es der Witwe zur Gewißheit, daß Stephan wirklich von irgend einem Kummer gequält werde. Zum Frühstück verließ er gar nicht das Zimmer, und beim Mittagstisch lenkte sie die Unterhaltung wieder auf den gottesfürchtigen Vater Wissarion.

III.

So verbrachte Manykin in Woswischennoje vier Tage. Nach seinem eignen Ausdruck waren diese tot in seinem Leben. Einmal ließ er sein Lieblingspferd satteln und ritt ins Feld hinaus. Das Getreide war grün; freudig erwärmte die Frühlingssonne die Erde. Stephan erinnerte sich, wie er vor einigen Jahren mit einer Geliebten oft denselben Weg gemacht. Da ist die Schlucht mit ihrem lasurblauen, hellen, über grünliches und rotes Gestein murmelnden Fluß. Dort hatte er, über das ausgetretene Wasser fahrend, seine Geliebte geküßt wie einst Petschorin seine arme Fürstin. Gegen Ende des Sommers hatte er diesen reinsten Kuß, den er je gegeben, vergessen. Er ritt in die Schlucht hinab, hielt sein Pferd an und sah auf den Fluß hin, welcher wie goldige Schuppen in der Sonne glänzte. Aber statt der Fürstin erschien vor seiner Phantasie das Bild der Musa Nikolajewna mit ihrem unschuldigen Munde, mit ihren dichthaarigen Wimpern um die dunkeln, schwarzen Augen, mit den blassen, zarten Händen und mit ihren leisen, höhnischen oder tollen Reden, denen man keinen Glauben schenken konnte.

Er gab seinem Pferde die Sporen; es machte erschreckt einen Sprung und führte Manykin schnell fort. Erst abends kam Stephan nach Hause und bestellte zum frühen Morgen Pferde. Er beschloß, Alysin, der siebzig Werst entfernt wohnte, zu besuchen.

IV.

Einst waren die Alysins durch ihren Reichtum bekannt. Der Vater des Alexander Ignatitsch diente

als Adelsmarschall des Gouvernements, und in sechs Jahren verschwendete er sein Erbteil durch Ueppigkeit und Pracht, ohne dadurch in Moskau sonderlich Aufsehen zu erregen. Jedenfalls blieb noch für Alexander Ignatitsch ein Grundbesitz, dessen Ertrag zwischen zehn- und zwanzigtausend Rubel schwankte. Dieses Gut Namens Chrustiki lag auf einem langen, schmalen Hügel, an dessen Fuße sich das schiffbare Flüßchen Glasowka schlängelte; sein linkes, niedriges Ufer war mit einem dichten Walde bedeckt, welcher das Eigentum Alysins bildete. Das herrschaftliche Haus, zur Zeit Alexanders des Gesegneten erbaut, trat mit seinen vier massiven weißen Säulen aus dem dunkelgrünen Dickicht des Fichtenparkes heraus. Früher flatterte an der Spitze des Hauses eine Flagge, von der aber jetzt nur die vergoldete Stange geblieben war. Als Manykin diese Stange schon aus der Ferne von der Brücke aus erblickte, fing sein Herz zu schlagen an.

Die Pferde führten ihn schnell an den Eingang; nachdem die Kutsche durch das gitterförmige gußeiserne Thor hineingefahren war, rollte sie über eine mit Gras bewachsene und von hohen hundertjährigen Birken eingefaßte Chaussee dahin. Die kahlen Wipfel der Bäume rauschten wehmütig, und man hörte das Gekrächze der Krähen, deren dunkle Nester sichtbar wurden.

Ob Alexander zu Hause sein wird und ob er ahnt, daß ich komme? Wie mag es jetzt hier aussehen?

Manykin eilte Martin, ein grauer, alter Mann, entgegen, der noch bei Alysins seligem Vater Kammerdiener gewesen war.

„Guten Tag, Väterchen, Stephan Philippowitsch," sagte der Alte, ergriff seine Hand und küßte sie ehrerbietig.

„Was soll das, Martin?"

„Nichts, das schickt sich so! Alexander Ignatitsch wird es hoffentlich nicht sehen, sonst würde er schimpfen. Stützen Sie sich auf meine Schulter. Wie lange waren Sie nicht bei uns!"

Dem Alten leuchtete die Freude aus den Augen.

„Ist Alexander Ignatjewitsch zu Hause?" fragte Manykin, indem er die breite steinerne Treppe hinaufstieg.

„Der Herr wird bald zurückkommen. Ach, was für ein Unglück! Seine Arbeit entspricht nicht mehr seiner Stellung."

„Was ist denn geschehen?"

„Etwas Trauriges. Ich werde es Ihnen erzählen. Vor Ihnen braucht man nichts zu verhehlen. Sie gehören zu uns. Ach Gott!"

„Was giebt's denn? Sie erschrecken mich! Ist Alexander etwas zugestoßen?"

„Der Herr hat viel zu viel gelesen!" sagte geheimnisvoll der Kammerdiener, sich vorsichtig umsehend.

„So?"

„Er fährt Dünger!" sagte Martin noch geheimnisvoller; seine Augen funkelten vor Aerger.

„Was für Dünger?"

„Gewöhnlichen Mist," erklärte Martin, fast außer sich vor Wut. „Der Herr hat sich einen Lohn von fünfzig Kopeken per Tag ausbedungen, und davon lebt er, auf mehr habe er kein Recht."

Er zog seine dichten Brauen in die Höhe, zuckte mit den eckigen Schultern und machte eine mitleidige Bewegung mit den Händen.

Nachdem er Stephan ins Gastzimmer gebracht hatte, half er ihm sich umkleiden und betrachtete gerührt sein Reisenecessaire, seine Parfümerien, seine Kämme und Bürsten und seine gesteifte Wäsche.

„Dergleichen haben wir nicht," sagte er. „Denken Sie sich, der Herr sieht niemals in einen Spiegel. Wir riechen nach Pferden und gehen auch so zu Bett."

„Beschäftigt er sich nicht mehr mit Musik?"

„Woran denken Sie!"

„Welche Bücher liest er?"

„Bauernschriften und das Evangelium!"

„Besucht er die Kirche?"

„Niemals! Der Pfarrer kam, ihm zum ersten Feiertag Glück zu wünschen, aber wir haben ihn mit seinem Wagen wieder zurückgeschickt. Wir hassen alle Geistlichen, Stephan Philippowitsch."

„Besucht er die Bauern?"

„Ach! was sind denn die Bauern? Nichts weiter als Schufte. Sie sind mit allem einverstanden, was man ihnen sagt, und bleiben doch bei ihren Spitzbübereien. Sie stehlen schonungslos Holz bei uns, aber an das Gericht wenden wir uns nicht, auf das Gericht pfeifen wir — mit Eurer Erlaubnis — gnädiger Herr!"

„Worüber verhandelt denn Alexander mit den Bauern?"

„Ueber Dinge, welche man schicklicherweise mit Bauern nicht verhandeln darf. Daß sie keinen Branntwein trinken und ihre Frauen nicht schlagen sollen. Er erzählt ihnen auch Märchen."

„Märchen?"

„Jawohl. Er hat ihnen vorerzählt, daß ein heiliger Geist auf der Erde wandle und die Lüge bestrafe; aber inzwischen stiehlt der Bauer das beste Holz und schleppt es nach der Stadt oder nach dem Hafen. Oder er erzählt, daß ein Engel, der sich vergangen, vom Himmel habe herabsteigen müssen, um auf der Erde Nägel zu schmieden. Ich erlaube mir die Frage: Ist das eine Beschäftigung für einen Engel? Der Bauer aber, dieser Schuft, sperrt vor Erstaunen den Mund auf, hört die Geschichte von den Engelnägeln und schlägt andern-

tags wieder heimlich in unserm Walde Holz. Dann kommt er wieder auf unsern Hof mit seinem unverschämten Maul, mit Verlaub zu sagen, gnädiger Herr!"

„So, so, Martin; also auch bei euch ist jetzt eine neue Ordnung!"

„Ein neues Leben! Ganz neu!" sagte betrübt der Alte.

„Wird noch Thee bei euch getrunken?"

„Für Gäste wird Thee mit Sahne, Rum, Gebäck nach englischer Sitte serviert!" rief, vor Freude strahlend, Martin. „Den Gästen wird nichts verweigert. Befehlen Sie vielleicht Thee?"

„Bitte, ich habe Durst."

„Ach, Väterchen! und ich habe so viel Zeit verplappert! Wie habe ich das vergessen können!"

Eilig war er hinter der Thür verschwunden; Manylin blieb an dem großen Fenster stehen und sah auf den Hof hin, auf Alysin wartend.

Es ist natürlich komisch! dachte er. Besonders in der Darstellung von Martin. Aber es ist etwas Rührendes in diesem neuen Leben. Oder finde ich das vielleicht nur, weil ich Alysin liebe?

V.

Die Sonne ging unter. Die Abendröte färbte mit ihrem Lichte die Wolken und die Wipfel der Bäume. Auf der hohen Wand des Gastzimmers erlosch die purpurrote Farbe und verteilte sich über die Scheiben des gewölbten Fensters. Martin servierte den Imbiß auf einem altmodischen Präsentierteller von Rotholz, welcher mit Silber eingefaßt war. Dann brachte er eine Theemaschine und eine kleine geschliffene Karaffe mit Branntwein. Stephan griff zu.

„Fährt denn Alexander wirklich so spät noch Dünger?" fragte er.

Martin zeigte mit der Hand. „Da, gnädiger Herr! Wenn man den Wolf ruft, ist er nicht weit. Bitte, sehen Sie!"

Manylin sah sich schnell um. Alysin, gekleidet in einen kurzen Kaftan, ging neben einer schmutzigen Fuhre, vor welcher ein großes, scheckiges Pferd unter ein gestrichenes Joch gespannt war. Es schien Manylin, als ob Alysin sich bemühe, im Bauernschritte zu gehen, wohl weil er ihn der Beschäftigung entsprechend fand. In den Händen hielt er die Leine und schlug dann und wann das Pferd leicht mit der Peitsche, indem er die Fuhre in den Hinterhof lenkte. Manylin öffnete das Fenster und rief:

„Guten Abend, Alexander!"

Alysin erschrak, erhob das Haupt, erkannte seinen Freund, ließ das Pferd stehen und eilte wie ein Knabe auf ihn zu. Manylin flog ihm entgegen. Sie trafen sich im Saale. Alysin, rot und ganz von Schweiß bedeckt, umarmte Manylin herzlich und küßte ihn auf Lippen und Augen. Er hätte ihm vor Zärtlichkeit am liebsten wehe gethan, denn er wußte nicht, wie seiner Liebe Ausdruck zu geben.

„Wie danke ich dir; ich dachte schon, daß wir uns ganz vergessen hätten und daß du mir schmollst! Hat dir Martin einen Imbiß gegeben? Ich werde einmal mit dir zusammen speisen. Es wäre auch gut — ein wenig Branntwein! Ach was!"

Er setzte sich zu Tisch und schenkte zwei Glas Branntwein ein. Martin zitterte vor Freude, daß sein Herr zu fasten aufgehört. Er bediente mit den feinen Manieren eines Kammerdieners der guten Schule, von welchen er sich in der letzten Zeit zu entwöhnen genötigt war. Sein Gesicht wurde würdig, höflich und ausdruckslos.

„Ja, ich bin außer mir vor Freude, dich zu sehen!" sagte Alysin mit blitzenden Augen, seinen langgewachsenen, zerzausten Rotbart streichelnd. „Erstens, hast du mit mir zu sprechen; alles genau zu schreiben, verstehe ich nicht, und das, was ich dir geschrieben habe, ist eigentlich gar nicht das, was ich wollte — das Rechte und eigentlich doch nicht das Rechte, verstehst du?

„Zweitens, habe ich mit dir zu sprechen und über etwas zu disputieren. Wenn ich einen Pfahl in die Erde eingerammt habe, und auch du kannst ihn nicht wankend machen, so werde ich ganz ruhig in meinen Entschlüssen, in der vollen Ueberzeugung, daß der Pfahl fest ist. Allein kann ich mir nichts zutrauen! Höchstens, wenn der Pfahl anfault, dann merke ich es auch ohne deine Hilfe. Wir haben uns über Tausende von Gegenständen zu unterhalten! Ich habe viel gelesen, häßlich viel! Das alles aber ist nicht das Rechte, nicht das Rechte."

Er sprang auf.

„Martin, wir haben doch Champagner ... Lasse ein glänzendes Abendessen bereiten. Dieser Herr ist etwas andres als ich. Und ich leiste ihm nur Gesellschaft. Ja so — Stephan, du sollst aber nicht denken, daß ich etwa mit meinem Leben unzufrieden bin. Ich bin 'zufrieden. Sobald ich morgens aufstehe, arbeite ich wie jeder Bauer. Geschickt gebrauche ich die Axt und die Schaufel, ich kann auch eggen und säen. Ich werde auch mähen und pflügen. Aber die verfluchte Gewohnheit! Heute sah ich im Traume eine Geige, gestern ein Mädchen! Gemein!"

Manylin lächelte. Es war etwas Leichtsinniges und Flottes, etwas noch Junkerhaftes in der Art, wie Alysin das Wort „gemein" aussprach. Aber es wurde ihm schwer ums Herz, als er bedachte, mit welchen Schwierigkeiten Alysin einst sein musikalisches Talent erweckt hatte, und welche Qualen es ihn jetzt kosten mußte, es wieder zu ersticken. Als er Alysins rotes, fröhliches Gesicht betrachtete und seine hastigen Reden hörte, dachte er: „Was für Kunststücke wird mein Freund noch machen? Wird er vielleicht wieder

ein so liederliches Leben anfangen wie einst im Regiment? Oder wird er sich vielleicht mit Astronomie beschäftigen, einen neuen Stern entdecken, dann aber das Teleskop zerbrechen in der neuen Erkenntnis, daß dies wiederum nicht das Rechte sei — nicht das Rechte."

„Physisch bin ich gefesselt," fuhr Alysin fort, „aber wie kann ich meinen Geist in Fesseln legen? Das Lesen beflügelt ihn bloß. Fange ich an, Geschichte zu lesen, phantasiere ich sogleich; ich werde auch mal Geschichte schreiben. Wenn ich mich hinlege, kann ich nicht einschlafen; böse Gedanken geben mir keine Ruhe, ich schreibe Romane, bin Prediger, ich lehre, und die Hauptsache ist, daß ich von allen bewundert werde. Man zeigt auf mich mit den Fingern — sieh diesen da! Ich habe mir ausgedacht, Arabisch, überhaupt orientalische Sprachen zu studieren, ich werde mich mit Kabbala beschäftigen. Es wird niemand schaden, und was sich hier regt," — er zeigte auf die Stirn — „wird jedenfalls beruhigt werden. Ja?"

„Das ist nicht das Rechte, nicht das Rechte!" sagte Manykin laut auflachend. „Hör mal, lieber Alexander, bist du endlich des Selbstfolterns überdrüssig? Sag einmal aufrichtig."

„Laß mich!" sagte Alysin, indem er ein finsteres Gesicht machte und ernst wurde. Er legte die Hände übers Kreuz unter die Schultern und fing an: „Was denkst du denn? Bin ich ein Kind? Treibe ich denn Spaß? Ich werde dich morgen ins Dorf führen, dann wirst du selbst sehen, und erst dann wirst du sagen, ob es so gut sei. Bist du denn einmal von einer Bauernhütte zur andern gegangen? Doch nicht? Das ist es eben!"

Er streckte mechanisch seine Hand nach Manykins Zigarettentasche aus, nahm eine Zigarette und fing an zu rauchen, den Rauch gierig einziehend.

„Rauchst du schon?" rief Manykin aus.

„Was denn? Hol's der Teufel! Warum hast du sie mir zugeschoben? Jetzt werde ich anfangen. Es wird für mich gut sein. Es betäubt. Martin, verlasse uns! Warum erzählst du mir gar nichts von dir? Fällt es dir vielleicht schwer. Ich erzähle dir immer meine Schmerzen, und du bedarfst eines Arztes viel eher als ich. Nun, erzähle doch!"

Er schlug ihm auf das Knie und setzte sich näher zu ihm.

Manykin legte vor Alysin seine Beichte ab, ohne etwas zu verhehlen. Zu Anfang seiner Erzählung lachte er über sich selbst: Matrena Nikolajewna, die Frau Laskowskys, welche sich poetisch Musa nannte, habe auf Schritt und Tritt gelogen. Die Gemeinschaft mit ihr wäre fast komisch gewesen. Aber es trieb ihn doch, die Komödie dieser Liebe in der Erinnerung von neuem zu beleben, so daß er unwillkürlich einen andern Ton annahm und anfing, mit Leidenschaft und mit Entrüstung zu reden. Als er geendet, stützte Alysin den Ellbogen auf den Tisch und sagte, ihn mürrisch ansehend:

„Du hattest unrecht! Wie man sät, so erntet man!"

„Das weiß ich selbst," erwiderte Manykin, unzufrieden mit dem Urteil des Freundes. „Aber als diese unbedeutende Liebschaft aufloderte und zur Feuersbrunst wurde, da hatte ich schon recht."

„Heiratet man denn für andre?" schrie ihn Alysin an, Laskowsky verteidigend. „Du liebst sie, aber er liebt sie doch auch! Er liebt sie ja mehr als du! Du hast ihm ein Messer ins Herz gestoßen, ihn auf der Pfanne gebraten, aber er hat sie nicht fortgejagt und wird sie nicht fortjagen. Du dagegen hättest sie in Jahresfrist und vielleicht noch früher verstoßen! Du hättest nicht geduldet, was er geduldet hat und dulden wird. Sie ist nun einmal eine Betrügerin, das hat sie in ihrem Blut; auch dir hätte sie Hörner aufgesetzt. Wofür hättest du sie lieben können? Dafür etwa, daß sie deinetwegen ihrem Manne untreu geworden war? Und wenn sie die deine geworden wäre? Eben dafür hättest du sie dann gehaßt und sie durch Kälte und Widerwillen zu einem neuen Frevel getrieben. Nein, du hattest durchaus nicht recht!"

„Gut, du bist logisch. Ich gebe zu, daß sich meine Leidenschaft zu dieser Frau mit dem Gefühl des unbefriedigten Stolzes verband. Es kränkte mich, daß sie am Ende ihren alten, dummen Mann vor mir bevorzugte. Aber was wird aus dem Kinde werden?"

„Was heißt Kind? Das ist Einbildung! Wir sind alle Väter, alle Brüder, alle Kinder. Die Menschheit — das ist unser Vater! Die Nachkommenschaft — das sind unsre Kinder. Habe keine Angst, das Kind wird nicht verloren gehen! Menschen werden es auferziehen und belehren!"

„Wie kannst du so etwas sagen, Alexander? Bist du etwa für gemeinschaftliche Erziehungshäuser?"

„Nein, dagegen! Es sollen überhaupt keine Kinder sein! Weniger Schmutz — das ist mein Rezept!"

„Was soll ich aber thun? Ich kann gegen das Schicksal meines Kindes nicht gleichgültig sein. Es verbindet mich auf ewig mit dieser Frau."

„Sage doch mal," begann Alysin, „wie wäre es, wenn du jemand ermordet hättest? Zum Beispiel ein dummes Mädchen, welches man zwar Französisch gelehrt hatte, aber nicht vor Mördern fliehen... Und du, wollen wir annehmen, wärest unter die Mörder gegangen. Sie sagt: ‚Ach, welch ein interessanter, brünetter Mörder! Wie schön war es, daß ich allein in den Wald ging!' Sie beginnt zu kokettieren. Aber unterdessen schlägst du sie mit deinem

Knüttel nieder. Dann kommst du zu mir und fragst: Was thun, damit mich das Gewissen nicht quälen soll? Was soll ich dir antworten?“

„Du bist grausam, Alexander! Uebrigens, was für ein Heilmittel kann es geben? Wenn man einen Mord begangen hat, muß man nach Sibirien gehen.“

„Das Gewissen ist der größte Arzt,“ sagte Alysin. „Aber du wirst so lange leiden, als du an dem Gedanken festhältst, daß außer dir noch jemand schuld hat. Ich halte es für meine Pflicht, dich zu überzeugen, daß nur du allein der Schuldige bist, darum höre mich zum letztenmal an ...“

Bis zum Abendessen dauerte diese für Manykin unangenehme Unterhaltung. Er brach sie aber nicht ab, weil der Mittelpunkt dieser Unterhaltung Musa Nikolajewna war. Er brach sie nicht ab aus demselben Grunde, aus welchem er einige Monate in T. verweilte, trotz der Seelenschmerzen, welche er für Liebe zu Musa Nikolajewna hielt.

Beim Abendessen in dem von Martin festlich erleuchteten Speisezimmer fing Manykin, nachdem er Champagner getrunken, zu erzählen an:

„Auf meinem Gute Woswischennoje wohnt ein Pfarrer, Vater Wissarion. Er soll heilig sein, er soll Wunder vollziehen, körperliche Wunder, und Seelenkrankheiten heilen. Ich hätte mich an ihn wenden müssen.“

„Ich hörte von diesem Pfarrer,“ antwortete Alysin. „Er interessiert mich. Warum lachst du denn? Es giebt heilige Menschen. Durch Fasten und Uebungen, durch Ekstase im Gebet erreichen sie wunderbare Erfolge. Ich las vor kurzem die Lebensbeschreibung der heiligen Theresa. Stell dir vor, sie war so heilig, daß sie sich etwa eine Elle von der Erde hoch erheben konnte. Sie erzählt davon mit einer solchen Naivität und Einfachheit, daß man ihr glauben muß. Ein besonderer Wohlgeruch verbreitete sich von dieser Heiligen. Es war der Geruch der Heiligkeit. Ich habe auch bei einem modernen Physiologen gelesen, daß dies wahr ist, und daß nervöse, krankhafte Frauen zuweilen einen ähnlichen aromatischen Duft von sich geben. Besonders trägt das ekstatische Beten dazu bei. Auch deinen Pfaffen muß man erst riechen.“

Er lachte selbst auf und fing Anekdoten über Mönche und Einsiedler zu erzählen an. Er war roh, und seine Augen brannten mit bösem Feuer. Martin, an der Thür stehend, bekreuzigte sich still.

Alysin trank noch einige Becher. Nach dem Abendessen ließ er seinen Freund noch nicht schlafen gehen. Er sprach mit ihm über Moral, über Landwirtschaft, über die Prüfungen des heiligen Antonius, über Bienenzucht, über Bismarck, über die französische Revolution, über die Sünden des Jugendalters, und erzählend legte er seine Beichte ab.

VI.

Als Alysin allein geblieben war, fing er an, sich langsam auszuziehen. Es war schon hell. Das Zimmer, welches für ihn bestimmt war, war einfach eingerichtet wie das eines Handwerkers oder eines Landmannes. Ein Werktisch mit Sägen verschiedener Größe, mit Hobel und Meißel; ein unangestrichener Tisch, Alysins eigenhändige Arbeit, ein Brett mit Büchern, einfache Holzschnitte an den Wänden, eine Schlosserbank, Kummete, Modelle landwirtschaftlicher Maschinen, und in der Ecke ein eisernes Bett, zugedeckt mit einer baumwollenen, wattierten Decke. Das Licht brannte in einem bronzenen Leuchter, welcher nicht fünfzig Kopeken gekostet haben mochte. Alysin setzte sich auf sein Lager und ließ das Haupt auf die Brust sinken. Er dachte daran, daß Manykins Ankunft die von ihm eingeführte Ordnung plötzlich umstürzte; merkwürdig war ihm dabei, daß er das selber mit Ungeduld erwartete, da er wirklich überdrüssig war, nicht des Selbstfolterns, wie Manykin sich ausdrückte, sondern der Einförmigkeit und Einsamkeit. Außerdem schien ihm zuweilen selbst dies alles etwas dumm zu sein. Natürlich ist es besser, als auf der Estrade zu Pawlonsk zu konzertieren oder andre Säle Petersburgs zu besuchen; aber es muß doch noch etwas Besseres geben. Was ist es aber? Es ist schade, daß der Verstand so eingerichtet ist, daß man logisch weder sprechen noch denken, sondern nur schreiben kann.

Er nahm aus dem Nachttische ein von ihm vor kurzem angelegtes Heft, von welchem er Manykin nichts gesagt hatte, und las davon einige Seiten.

„Warum beschäftigte ich mich mit der Revolution?“ so fing das Heft an; „daher, weil ich ein unklares Streben nach Freiheit hatte. Ich dachte, daß Freiheit durch Gewalt erworben werden könne. Erst nachher fand ich, daß es noch etwas Stärkeres als Gewalt giebt, und dieses Etwas ist die Geschichte. Ich beuge mich vor der Geschichte, weil ich selber ein Teil der Geschichte bin. Daher verwarf ich so leicht die Revolution. Aber mit der Verwerfung der Revolution blieb mein Ich ohne Boden. Die Geschichte geht langsam, und ein Teil der Geschichte zu sein, heißt etwas fast ganz Unbewegliches sein, und wenn die Geschichte ein Einer ist, so ist ein Teilchen der Geschichte ein Einer dividiert durch die Ewigkeit. Um das eigne Ich zu fühlen, versenkte ich mich in Gelage. Aber dank meinem angeborenen Talent, welches meine Seele kitzelte, versuchte ich die von mir begierig verlangte Freiheit in der angeblichen Welt der Töne zu finden. Und ich schien sie gefunden zu haben; ich triumphierte über meinen Sieg, als man mich als Genius verkündigte. Bald aber wurde ich mir bewußt, daß es nicht das war, wonach ich gestrebt hatte, und daß es im Gegenteil eine Ent-

würdigung war, ebenso wie das Leben in Gelagen. Denn ich fühlte meine Individualität nur auf dem negativen Wege. Meine Persönlichkeit rief müßiges Händeklatschen, müßige Unterhaltungen, müßige Thränen und zuletzt auch die Sinnlichkeit hervor.

„Auf der Geige spielend, rührte ich ein Mädchen, riß es hin und verführte es. Sie kam selbst zu mir, ich konnte mich nicht beherrschen und verführte sie. Da ich sie dann zu hassen anfing, so heiratete ich sie nicht, damit ich sie nicht töte. Ich fing sie aber zu hassen an, schon deswegen, weil sie der äußere Anlaß war, aus dem ich die Musik verwarf, für welche ich besondere Vorliebe hegte. Es war eine schwere Zeit, ich kämpfte mit mir selbst mit derselben Qual wie der Ertrinkende, der nach dem Strohhalm greift, und ich erwartete Hilfe, selbst von einem Manykin. Schließlich verbrannte ich meine Geige.

„Als ich die Geige verbrannte, verstand ich erst, daß ich stark war. Ich verstand es nicht zu jener Zeit, als ich das Spielen erlernte und ein Virtuos wurde, sondern gerade damals, als ich die Geige verbrannte. Es war mir angenehm, daß ich so gethan. Da ich mich für den besten Violinspieler in Europa hielt und der Kunst diesen schweren Schlag zufügte, ward mir die Stärke meines Ichs bewußt. Ich zweifelte nicht, daß andre Künstler mir folgen würden. Wäre ich keine Kraft gewesen, hätte niemand mein Verfahren beachtet.

„Ich bin stark, aber warum befriedigt mich nicht das, was ich jetzt thue? Bisher bin ich zufrieden, aber ich ahne, daß meine Zufriedenheit bald zu Ende ist. In Büchern fand ich tausend Erwiderungen auf meine Theorie der Arbeit, welche der Persönlichkeit die Freiheit sichert. Meiner Ansicht nach ist die Freiheit des Individuums dasselbe wie Selbstachtung. Ich muß selbst alles das machen, was ich brauche. Ich bin unwürdig des Namens Mensch, wenn ich ohne Iwans oder Sidors Hilfe nicht auskommen kann. Mein Stolz wird herabgedrückt, wenn Iwan freigebiger ist als ich und mir für Geld das macht, was ich ihm um kein Geld machen kann. Die Arbeitsteilung hat Millionen von Menschen zur Knechtschaft durch eine kleine Zahl Auserwählter geführt. Die Arbeitsteilung ist eigentlich die Zerteilung der Menschheit.

„Wenn der Mensch keine Leidenschaften hätte, so wäre er mit wenigem zufrieden. Macht ist doch nur ein relativer Begriff, und dieselbe Macht hätten dann alle, denn niemand hätte sich aus seinem Niveau erhoben. Ich, Sidor, Iwan — wir wären alle gleich. Aber ich weiß das und bin davon überzeugt und habe doch Leidenschaften. Die ganze Frage wird auf deren Unterdrückung zurückgeführt. Wie soll das aber geschehen?

„Durch die Religion etwa? Ich wünsche sie nicht, denn die Religion ist die Fessel des Individuums. Das Individuum kann sich nur selbst die Grenzen bestimmen, sonst wird es seine Selbstachtung verlieren, und damit würde wieder diese Wunde erscheinen, an welcher die ganze Welt leidet. Jedenfalls gehört die Religion zum Gebiete der Geschichte, deren Bedeutung ich bereits anerkannt und deren Gange ich mich unterworfen habe. Es entsteht schon der cercle vicieux . . ."

Alysin schlug das Heft zu und schleuderte es beiseite.

„Das ist nicht das Rechte!" schrie er auf. „Wo ist denn die Wahrheit? Wer kann auf diese Frage antworten? Schreibe ich vielleicht der Geschichte eine Wichtigkeit zu, welche sie gar nicht einmal hat, und liegt vielleicht darin mein Grundirrtum? Wenn ja, dann ist alles, was ich gethan, nur ein fortwährender Irrtum! Das ist nicht wahr!"

Er schlief bald ein, ohne das Licht ausgelöscht zu haben. Im Traume erschien ihm wieder eine Geige. Er spielte allein in einem großen, leeren Saale; von den Saiten stoben Funken, unter den Strichen des Violinbogens zuckten Blitze. Und vor Glück schien er hinzusterben.

VII.

Am folgenden Tage hatte Manykin keine Lust, ins Dorf zu gehen.

„Habe ich denn noch nie Bauern gesehen?"

Aber Alysin schleppte ihn doch mit.

„Solche hast du noch nie gesehen," sagte er. „Meine Bauern sind ganz besondere."

„Ich habe schon gehört, sie sind alle Schurken!"

„Sogar große! Trotzdem liebe ich sie. Wir wollen zuerst zu Kornei Timofejew gehen."

Korneis Hütte war ganz am Ende des Dorfes, ohne Zaun, ihre Seitenwände standen schief und drohten jeden Augenblick einzustürzen. Kornei, ein großer Bauer mit dünnem Bart, kam aus der Stube im offenen Kaftan. Er verzog den Mund und sprach lächelnd die ganze Zeit mit dem Herrn. Manykin sah dieses Lächeln und dachte: Es scheint dieser Canaille doch ungemütlich zu sein; er wird bald nicht mehr lächeln, nein — doch! er hält es aus!

„Hast du dich schon mit dem Vater versöhnt?"

„Wozu soll ich mich denn eigentlich mit ihm versöhnen? Zum Teufel!"

„War schon wieder eine Schlägerei zwischen euch?"

„Sehen Sie doch, meine Herren!"

Er streckte unter dem Kaftan seine Hand aus, die bis zum Ellbogen zerkratzt und von geronnenem Blute schwarz war.

„Womit hat er dich so verwundet?"

„Mit einem Pflugeisen. Hol ihn der Teufel!"

„Und du?"

„Er hat auch seinen Teil bekommen."

„Hast du schon deine Egge ausgebessert?"

„Womit soll ich sie denn ausbessern! Ich hätte dazu Holz, kleine Stangen haben müssen ..."

„Ist es schon lange her, seit du bei mir gestohlen hast?"

„Wahrhaftig, das habe ich nie gethan!"

„Ich würde dir Stangen, sogar Holz geben. Du sollst dein Haus stützen. Es stürzt sonst ein."

„Das ist wahr! Es ist schon nicht mehr darin zu wohnen!"

„Aber du versäufst es doch?"

„Wirklich nicht! Ich hab' ein Gelübde gethan!"

„Gut, ich werde Anweisung geben."

Kornei verneigte sich tief.

„Dieser Bauer ist gar keine Seltenheit!" sagte Manykin.

„Ein Faulenzer und Trunkenbold! Denkst du etwa, daß der Vater ihm wirklich die Hand mit einem Pflugeisen verwundet hat? Er lebt mit dem Vater in der besten Eintracht. Sie sind beide Diebe und zanken sich bloß zum Schein. Vorgestern nacht haben sie auf meinem Gute eine hundertjährige Fichte gefällt, und dabei hat sich Kornei mit einem trockenen Zweige seine Hand aufgerissen. Ich weiß es ganz genau. Sie sind verschlagen. Hier wohnt Iwan Gawrilow.

„Guten Morgen, Iwan Gawrilow!" sagte er, in eine geräumige Wohnung tretend. „Ich bin gekommen, mich nach dir zu erkundigen."

„So?" sagte ein grauer, dicker, zweiundfünfzig Jahre alter Bauer mit kleinen, dumm blinzelnden Augen, indem er sich erhob.

„Hast du schon das Büchlein von Simeon Stolpnik durchgelesen?"

„Jawohl!"

„Nun, hat es dir gefallen?"

„Jawohl!"

„Der da spielt vor mir die Rolle eines Idioten," erklärte Alysin laut. „Währenddessen betrügt er aber das ganze Dorf — er ist der größte Wucherer. Ich suche noch immer das Gewissen in ihm zu erwecken, aber es scheint auf immer eingeschlafen zu sein. Wo ist dein Junge?"

„Der Junge?"

„Ja, ja, dein jüngster Sohn!"

„Ich weiß nicht."

„Schicke ihn zu mir. Schau, Stephan, da kommt seine Schwiegertochter."

Eine kleine, magere Frau in einem langen blauen Ueberkleid trat herein. Sie grüßte mit niedergeschlagenen Augen.

„Ist dein Mann zu Hause?"

„Er wurde vor den Untersuchungsrichter geladen. Väterchen! Beschütze uns! Gestern belästigte man den Schwiegervater, heute lud man den Mann vor, morgen muß ich gehen! Bedenke doch, mit einem kleinen Kinde! Alle haben jetzt Feiertage, wir aber — nur Schande und Unglück!"

„Das geht mich nichts an, Domna. Man muß leiden. Ihr habt selber Schuld, wenn ihr so schamlos lebt."

Als sie auf der Straße waren, erklärte Alysin, daß Iwan Gawrilow mit seiner Schwiegertochter verbotenen Umgang habe und daß darüber jetzt eine gerichtliche Untersuchung auf Veranlassung des Pfarrers angestellt sei.

„In dieser armen Hütte wohnt ein Mädchen, so schön, wie du wohl nie eines gesehen. Sie wohnt allein mit ihrer Mutter und heiratet nicht, obwohl sie schon zwanzig Jahre alt ist. Dahin werde ich dich aber nicht führen. Doch, da ist sie selber!"

An der Thüre stand ein wohlgestaltetes Mädchen, mit einem regelmäßigen, noch nicht verbrannten, schönen, bis an die Ohren gerötetem Gesichte. Die rabenschwarzen Haare waren in einen langen, dicken Zopf verflochten; der bloße Hals und die bloßen Hände waren symmetrisch gebildet, der weiche runde Körper war milchweiß. Die großen, dunklen, schüchternen Augen glichen denen eines Heiligenbildes byzantinischen Stiles. Ihr Sarafan war rosenfarbig.

„Wie, ist sie nicht schön?"

„Ungewöhnlich!"

„Ist sie schöner als deine Matjona Nikolajewna? Uebrigens, sie heißt auch Matjona."

Manykin hörte auf, das Mädchen zu betrachten.

„Wir wollen weiter gehen!"

Alysin führte seinen Freund fast um das ganze Dorf. Er kannte alle nach den Namen, sogar die Kinder. Im allgemeinen machte das Dorf den Eindruck der Wohlhabenheit. Aber in jedem Hause trafen die Freunde etwas, was Manykin Widerwillen verursachte. So sahen sie, wie ein Mann seine Frau schlug. Sie hielten ihn zurück, aber kaum waren sie fort, so hörte man von neuem Stöhnen, Schreien und Hiebe mit Stricken.

Spiridon Kusmin, ein Mechaniker, Autodidakt, bei welchem sie auf der Rückkehr ansprachen, redete mit Interesse über Bücher, und mit ernsten Augen zeigte er Alysin ein Kartenmodell des Kremls.

„Ach, du bist noch gar ein Kind!" sagte Alysin gutmütig. „Wieviel Zeit arbeitetest du am Kreml?"

„Ein halbes Jahr!" antwortete Spiridon.

„Wozu aber?"

„Ich will es nach Moskau schicken."

„Nun?"

„Ich werde eine Medaille bekommen."

Die erwachsenen Söhne des Mechanikers wohnten mit ihren Frauen bei ihrem Vater. Spiridons Frau, ein altes Frauenzimmer, war schon betrunken, obwohl es noch ganz früh war.

„Sie ist eine Strafe Gottes!“ sagte der Mechaniker. „Fort von meinen Augen! Glauben Sie, Alexander Ignatitsch, unser Glaube ist gut für alle, nur eines ist schlecht, daß es keine Ehescheidung giebt.“

„Würdest du denn heiraten?“

„Gott bewahre!“

„Er ist wohl von deinen Ideen durchdrungen?“ scherzte Manykin, als er sich vom Mechaniker verabschiedet hatte.

„Nicht ganz! Siehst du, er hat den Kreml gemacht und träumt von einer Medaille! Und er ist doch schon siebzig Jahre alt. Nun, wohin sollen wir denn weiter gehen? In die Schule etwa? Sie ist aber geschlossen, und der Lehrer hat sich beurlaubt. Vielleicht in die Schenke?“

„Nein, erlasse mir das!“

„Unsre Schenke hat auch Musik. Wie habe ich mich angestrengt, um die Dorfleute zur Abschaffung der Schenke zu bestimmen!“ sagte Alysin traurig — „nein, die Schenke ist ihnen teurer als die Kirche! Nun? du willst nicht nach der Schenke? Dann gehen wir nach Hause.“

Matjona stand noch immer vor der Thüre.

„Warum lächelte sie?“ fragte Manykin.

„Sieh aufmerksamer hin — sie wird noch mehr lächeln. Sie wollte vielleicht ihre Zähne zeigen. Sie kennt ihren Wert. Vor etwa fünf Jahren hätte ich nicht widerstehen können. Aber jetzt steht die Sache schon anders. Hast du bemerkt, was für eine Hütte sie haben? Auf dem Dache ragen nur einige dünne Stangen hervor. Offen gestanden, dieses Mädchen ärgert mich. Wenn es nach mir ginge, hätte ich sie aus dem Dorfe gejagt.“

„Beträgt sie sich denn nicht gut?“

„Das eben ist das Uebel, daß sie sich tadellos beträgt!“

„Du hast Angst vor ihr!“ sagte Manykin leise.

VIII.

Martin benutzte die Abwesenheit des Herrn, den Dünger durch die Arbeiter fortfahren zu lassen. Als Alysin um zwei Uhr zurückkehrte, war der Dünger schon ganz weggeschafft. Alysin hörte es und zeigte keine Unzufriedenheit. Der Alte triumphierte und sah mit Dankbarkeit auf Manykin, dem er diesen segensreichen Einfluß auf seinen Herrn zuschrieb. Unterdessen disputierte Manykin mit Alexander.

„Ich kann mir gar nicht vorstellen,“ sagte ersterer, „wie man solches Vieh lieben kann, wie jenen zum Beispiel, welchem du den Simeon Stolpnik zu lesen gegeben hast. Ich möchte ihn ordentlich durchprügeln. Dein Mechaniker ist auch ein netter Kerl! Sie sind alle gut. Du zeigst ihnen Liebe; diese Liebe aber kommt aus dem Kopfe und nicht von Herzen.“

„Es ist noch die Frage, welche Liebe höher und wahrhaftiger ist,“ erwiderte Alysin, „die des Kopfes, das heißt die vernünftige, oder die des Herzens, das heißt die unbewußte. Du scheinst dies umgekehrt aufzufassen und hast einen ganz andern Ausgangspunkt. Du bist Aesthetiker und willst nur reine Naturen haben. Meiner Ansicht nach wird in uns Liebe zum Menschen nur durch dessen Versunkenheit und Gemeinheit erweckt. Diese Verworfenheit erregt in uns Widerwillen, und wir wollen sie beseitigen; das ist die wahre Liebe.“

„Also ist dein größter Liebling dieser Wucherer und Wüstling?“

„Ja!“ sagte Alysin, ohne zu überlegen. „Ich denke oft an ihn. Ich bedaure ihn nicht, ich möchte es aber erreichen, daß man ihn endlich bedauern könnte — ich möchte aus diesem Klotze einen Menschen schnitzen, ihn gewissenhaft machen und dazu bringen, daß er sich zu beklagen anfängt. Darum gebe ich mich so viel mit ihm ab.“

„Um des Wüstlings willen hast du auch die Geige verbrannt?“

„Aus einem andern Grunde — du weißt, aus welchem! — Ach, das Wort Unzucht! — Freilich, wenn es mir Ruhe und Frieden gebracht hat, so muß auch dieser Wüstling moralischen Nutzen davon haben.“

„Aber bisher lacht er dich noch aus! Alexander, du sagst mir, daß ich die Kunst liegen lassen soll, und ich bitte dich, höre auf, dich als Sonderling aufzuführen. Wozu willst du auf Steine säen? Du bist doch bei vollem Verstande!“

„Und wenn ich nicht bei vollem Verstande wäre!“ fragte Alysin, rot werdend und mit den Augen zwinkernd. „Wo ist denn die Grenze zwischen dem gesunden und ungesunden Verstande? Ist denn nicht auch die Perle eine Krankheit? Bist du gesund! Vielleicht bist du ungesund und ich bin gesund? Oder vielleicht bin ich krank? Aber meine Krankheit ist normaler als deine Gesundheit, und vielleicht wird mein Zustand nur darum als Krankheit betrachtet, weil er eine Ausnahme der häßlichen und allgemein verbreiteten Regel ist?“

„O, wie wunderbar du urteilst!“

„Ich urteile aufrichtig. Ehe ich zu einem Schluß komme, zweifle ich lange. Am Ende urteile ich, und damit basta!“

„Aber auch dann zweifelst du noch!“

„Vielleicht, nach einiger Zeit! Der Verstand ist ein lebendiger Mechanismus, das schadet nichts!“

„Ich erinnere mich, Alexander, wie du noch als Gymnasiast zu philosophieren pflegtest, daß mir die Ohren wehe thaten! Erinnerst du dich, wie du einmal mit Kreide einen Punkt auf die Tafel zeichnetest, dann eine Linie zogest und zwei Tage nacheinander fragtest: Warum ist hier ein Punkt? Warum ist hier

eine Linie? Wer schuf diesen Punkt? Wer schuf den Schöpfer dieses Punktes? Was ist eine Tafel und warum ist sie eine Tafel? Warum habe ich blonde Haare und der Lehrer der Mathematik schwarze? Giebt es wohl einen Zusammenhang zwischen der blonden Farbe und dem Punkte?"

„Nun, das hast du dir ausgedacht!" sagte Alysin lächelnd. „Es war nur ähnlich; offen gestanden, kurz vor deiner Ankunft saß ich hier, an dieser Stelle, und dort, wo du jetzt sitzest, stellte Martin einen Krug mit Kwas hin. Ich begann über den Kwas nachzudenken: Wie wäre es, wenn der Krug so groß wie Martin wäre? Wie hätte er ihn gebracht? Und wenn der Krug noch größer wäre? Das kam daher, weil ich müde war, schrecklich Durst hatte und im Kopfe keinen einzigen frischen Gedanken."

Er fing zu lachen an.

„Martin, serviere das Mittagessen, aber recht reichlich," befahl er.

Nach Mittag ließ er eine Barkasse ausrüsten. Die Arbeiter setzten sich an die Ruder, Alysin selbst nahm das Steuerruder und führte das Boot über die Glasawka, welche hinter Chrustiki weit ausgetreten war. Sie sah aus wie ein großer See, bestreut mit einer Menge Inselchen. Aus dem Wasser ragten Gipfel von Bäumen hervor. Verschiedene Arten von Enten flogen mit schrillem Geräusch scharenweise über ihre Köpfe und bedeckten die Barkasse mit einem durchsichtigen, beweglichen Schatten. Auf den Sandbänken nisteten Schnepfen, Taucherenten berührten mit ihren kurzen Flügeln das Wasser, hinter sich eine glitzernde, bewegliche Spur zurücklassend.

„Du kannst schießen, wenn es dir Vergnügen macht," sagte Alysin zu Manykin. „Die Flinte ist deinetwegen mitgenommen. Ich selbst habe ein Gelübde gethan, nicht zu jagen. Es ist ein blutiges Vergnügen, sieh einmal — da ist ein Paar!"

Manykin nahm die Flinte, zielte und erlegte einen Enterich, der sich mit dem Leib nach oben drehte. Das Weibchen flog fort. Der Hund sprang ins Wasser und holte das Wild.

Alysin bemerkte Blut auf den grauen Federchen und wurde blaß.

„Ein sonderbarer Genuß liegt im Morde!" sagte er. „Einen Menschen ermorden soll wohl ein noch größerer Genuß sein. Hinter jenem Inselchen liegt ein kleines Dorf, welches von hier aus kaum zu sehen ist. Dort wohnen Leute, die aus dem Gouvernement Wladimir übergesiedelt sind. Sie sind noch zur Zeit der Leibeigenschaft nach dem Dorfe gekommen. Dieses Dörflein heißt Spassowka. Alle in Spassowka sind Sectierer. Denke dir, wenn jemand von ihnen seine Seele retten will, so giebt er seinen Freunden davon Nachricht, und es findet sich immer einer, der ihn mit einem Messer in Stücke schneidet. Solche Mordthaten werden selten entdeckt. Im März verschickte man einen Greis nach Sibirien, der seinem eignen siebenjährigen Sohne den Hals abgeschnitten hatte. Er ließ ihm ein weißes Hemd anziehen, legte ihn auf eine Bank und opferte ihn bei Sonnenaufgang. Ganz so wie Abraham!"

„Ach, wieviel Roheit giebt es doch noch in Rußland!" sagte Manykin mit Ekel, eine Patrone in die zweiläufige Flinte steckend.

„Trotzdem," fuhr Alysin fort, „sind die Spassower sehr gute Menschen. Sie haben kein ererbtes Eigentum, sie sind Kommunisten; sie trinken keinen Wein."

„Sie sind Wahnsinnige! Es ist ein ausartender Stamm!"

„Dasselbe hätten sie auch von dir gesagt, wenn sie gebildet wären."

Manykin zielte nach einem Wasserhühnchen, welches mit seinen langen, einen Halt suchenden Beinen über das Fangnetz floh; er traf es. Mit dem zweiten Laufe erlegte er dann eine von dem Schwarm abgesondert hoch fliegende Krickente.

„Bis jetzt hast du noch kein einziges Mal gefehlt!" rief Alysin aus und zitterte, als der Vogel schwer ins Wasser fiel. „Ich beneide dich, warte!"

Er warf das Steuerruder hin, nahm die Flinte, lud sie und traf eine Schwalbe.

„O!" sagte Manykin.

Alysins Hände zitterten. „Pfui! Das ist eine Schande," sagte er mit Reue. „Nein! in mir lebt noch der Eitelkeitsteufel. Ich weiß nicht, was mit mir geschehen würde, wenn ich gutes Geigenspiel hörte."

Lange sprach er nicht mit Stephan. Er übergab ihm die Flinte und regierte schweigend das Steuerruder. Die Ruderer fingen zu singen an. Als sie endigten, sagte Stephan:

„Gut! Aber vielleicht läßt es sich auch so singen!" Und er begann dasselbe Lied in einfacherer Melodie.

„Wie schön!" flüsterte ein junger Ruderer, und Thränen traten ihm in die Augen.

Die Stimme des Sängers floß wie ein breiter ausgetretener Strom dahin, sie sprach zum Herzen, flog in die Ferne und enthielt so viel wunderbaren russischen Kummer, daß den Hörern Thränen in die Augen traten. Plötzlich unterbrach Manykin das Lied, da er selbst gerührt war. Er bedeckte sein Gesicht mit einem Tuche, biß die Zähne zusammen und nahm aus seinem Rocke eine Zigarettentasche.

„Ich will auch ein wenig rauchen," sagte Alysin leise.

Die Sonne war schon untergegangen, als die Barkasse nach Chrustiki zurückkehrte.

Abends erzählte Alysin Stephan zaghaft von seinem Hefte. Stephan las es durch und fing die Möglichkeit der individuellen Freiheit zu bestreiten an. Sie ereiferten sich beide, aber jeder blieb bei seiner Meinung.

IX.

Manykin verweilte in Chrustili noch einige Tage. Alysin gab sich alle mögliche Mühe, ihn zu zerstreuen, aber der Vorrat an Vergnügungen erschöpfte sich am Ende, und so überließ er allmählich seinen Freund sich allein. Er selbst langweilte sich ohne Arbeit oder spielte, wie Manykin dachte, den sich Langweilenden; morgens fuhr er ins Feld oder in den Wald, und einmal kam er aus dem Dorfe mit einem verwundeten Finger, den er sich bei Ausbesserung der Egge des Trunkenboldes Kornei verursacht hatte. Ohne etwas zu thun zu haben, schlenderte Stephan durch alle Zimmer des Hauses, wühlte in der alten, vernachlässigten Bibliothek herum und putzte mit einem Tuche die schwarz gewordenen Oelgemälde in dem Wunsche, zwischen ihnen ein vergessenes Meisterwerk aufzufinden. Aber fast alle Bilder stammten aus dem Pinsel leibeigner Künstler. Eines von ihnen stellte einen Ahnen des Alexander Ignatitsch dar, eine Standesperson aus der Zeit der Elisabeth, der wegen Grausamkeiten, begangen gegen seine später vor Hunger gestorbene Frau, aufs Land verbannt wurde. Diese von den neun Musen umgebene Standesperson saß unter einem Baume und spielte auf einer Geige. „Es scheint musikalisches Talent in der Familie zu liegen," dachte Manykin. Martin erzählte ihm, daß Alexanders Großvater furchtbar stolz gewesen wäre, so daß er nicht einmal zum Hofe fuhr; und wenn die Kreisbeamten Geschäfte halber zu ihm kamen, so mußten sie vom Thore an unbedeckten Hauptes gehen. Auch er vertrug sich schlecht mit seiner Frau. Er ließ sie noch lebend in den Sarg legen; der Pfarrer hielt das Totenamt, während sie im Sarge weinte und schrie. Bald darauf aber wurde sie herausgenommen, und sie überlebte noch ihren Ehegatten. Der Urgroßvater Alexander Ignatischeus stand bei der Kaiserin Katharina in besonderer Gunst; er zog sich den Zorn Potemkins zu, weil er eine Tabaksdose, die dieser zufällig fallen ließ, nicht aufheben wollte. Er wurde später als Gouverneur an der Wolga angestellt, wurde plötzlich schwermütig und ging ins Kloster. Ein Jahr darauf legte er seine Mönchskutte ab, kehrte nach Chrustili zurück und errichtete ein Theater, auf dessen Bühne nicht selten ziemlich unanständige Vorstellungen gegeben wurden. Gegen das Ende seines Lebens verbrannte er es.

Wie Alexander seine Geige! Das scheint im Geschlecht zu liegen! dachte Stephan. Und da spricht er noch von Freiheit des Individuums. Eine schöne Freiheit das! Jeder unsrer Schritte ist vorherbestimmt und vorausgesehen!

X.

Am frühen Morgen war Alysin aufgestanden und gab seinem Freunde bis zur Brücke das Geleit. Er umarmte ihn lange.

„Entschuldige, ich bin ein langweiliger Mensch!" sprach er. „Ich verdarb dir die Laune. Aber mir scheint, deine Herzenswunde hat sich gebessert, nicht wahr? Einmal besuche ich dich auch — vor der Erntezeit!"

Er drückte Manykins Kopf an seinen struppigen Bart und verließ den Wagen. Manykin wandte sich um — Alysin ging auf einen Damm, sich auf den Stock stützend, und schaute ihm nicht nach. Und ich wollte doch ins Ausland. Warum sagte ich ihm das nicht? Ich fahre aber erst im Juli. Es fällt mir schwer, Rußland zu verlassen, dachte Manykin und seufzte auf. Nach einigen Augenblicken sprach er wiederum zu sich: Und weshalb schwer? Wer hält mich hier? Musa Nikolajewna? Alysin? Aber mit dem allen ist ja längst gebrochen. Alysin steht mir jetzt am nächsten! und doch wie weit sind wir voneinander entfernt! Wie werde ich mich in Woswischennoje langweilen!

Die Sonne brannte. Am Himmel zog sich eine dunkle Wolke zusammen. Sie wuchs schnell und schien in ein Gewitter ausbrechen zu wollen. Die Schwalben flogen tief über der Oberfläche des Wassers.

In der Ferne donnerte es. Die Sonne verfinsterte sich, die Luft wurde schwül. Die Wolke vergrößerte sich und bedeckte die Sonne.

Dann fielen die ersten großen Regentropfen. Die Pferde zogen schneller an, indem sie die Ohren spitzten. Allmählich begann es stark zu regnen; es blitzte fortwährend. Donnerschläge ertönten. Manykins Kutscher bemerkte in der Ferne ein Gasthaus und lenkte die Pferde direkt dorthin, um das Gewitter abzuwarten.

XI.

In dem Gasthause bemerkte Manykin einen dicken Herrn mittleren Alters mit großem Kopf, einer Vogelnase und goldener Brille. Er trank Thee, ohne auf das Gewitter zu achten, und hielt in einer Hand eine Zeitung, bemüht, zwei Geschäfte auf einmal zu besorgen. Aber er that noch etwas drittes, er hielt nämlich eine starke Zigarrenspitze zwischen den Zähnen und rauchte dicke Zigaretten. Der Tabakrauch erfüllte das Zimmer und vermehrte dessen Dunkelheit. In einiger Entfernung saß ein junger Mann auf einem geflochtenen Stuhl, mit übereinandergeschlagenen Beinen, den einen Arm über die Stuhllehne gelegt, in einer gesucht stutzerhaften Stellung. Sein Gesicht war hellrot, und seine matten Augen zeigten Selbstzufriedenheit. Er schreckte jedesmal auf, wenn es donnerte, sah aber gleich darauf durch das Fenster; sobald er sich überzeugt hatte, daß nichts geschehen war, zuckte er mit den Achseln.

Manykin schüttelte den Regen von seinem Rock; kaum hatte er einige Schritte nach dem Tisch gemacht, auf welchem der Samowar kochte, als der vogelartige

herr alle seine drei Geschäfte aufgab, auf ihn zusprang und liebenswürdig fragte:

„Wollen Sie nicht Thee trinken? Bitte! Der meinige steht zu Ihrer Verfügung. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Landschaftsarzt Scheremetjew, und hier mein Sohn Scheremetjew, Student im vierten Semester. Unser bedeutender Familienname stammt daher, daß mein Großvater Leibeigner der Fürsten Scheremetjew war und seinen Namen nach dem Gutsherrn bekam. Als ich Student war, war ich auf meine demokratische Abkunft stolz, und wie sollte ich nicht? Hat doch mein Großvater selbst das Feld gepflügt! Aber jetzt pfeift man eine andre Tonart. Mein Sohn ist sogar, wie sich jetzt herausstellt, verwandt mit den Scheremetjews und läßt auf seinen Couverts und Visitenkarten die Fürstenkrone drucken. Mit wem habe ich die Ehre? Vielleicht der Gutsbesitzer dieses Gouvernements?"

Manykin bemerkte, daß er vom Sohne des Arztes stark beobachtet wurde; dieser hatte wahrscheinlich von Manykin gehört oder ihn gar auf der Bühne gesehen. Manykin nannte seinen alten, jetzt vergessenen Theaternamen, der Student hörte auf, sich für ihn zu interessieren, und der Arzt sagte:

„Sehr angenehm, jedoch höre ich Ihren Namen zum erstenmal. Ausländischer Name, aber dem Aussehen nach sind Sie ganz und gar Russe. Also darf ich Ihnen ein Gläschen Thee anbieten oder eine Zigarette?"

Er öffnete seine Zigarettentasche und bot Manykin eine fingerdicke Zigarette an. Manykin schlug den Thee und die Zigarette aus.

„Was giebt's Neues in der Zeitung?" fragte er gähnend.

„Alles still, vielleicht die Stille vor dem Gewitter; der Rubel steigt. Heute ist auch eine Korrespondenz abgedruckt aus dem Dorfe Woswischennoje über eine gewisse Manykin, eine gottesfürchtige Witwe, die eine bedeutende Summe zur Verschönerung der Ortskirche geschenkt hat. Aber das Interessanteste in dieser Korrespondenz ist der Pater Wissarion, von dem man erzählt, daß ein Buckliger, für den er betete, gerade wurde. Wenn das wahr ist, so handelt es sich um einen hysterischen Kranken. Ich habe selber mit solchen schon Wunder vollbracht. Ich brauchte nur eine Pferdeportion von Brom zu verordnen, und alles war vorüber."

„Aber der Vater Wissarion verordnet doch kein Brom?"

„Der Glaube wirkt ebenso wie Brom. Ich schreibe manchen Nervenkranken einfaches Wasser vor, und das hilft. Ich kenne meine Leute. Ich bin ein Mann in den Sechzigern. Ich bin nicht so leicht anzuführen."

„Ich hörte doch, daß die Tochter der Frau Manykin, ein junges Mädchen, welche die Aerzte bereits aufgegeben hatten, durch die Gebete des Vaters Wissarion dem Leben wiedergegeben wurde, ich glaube, sie hatte den Typhus. Ist denn das eine Nervenkrankheit? Wie ist das zu erklären?"

„Sie sind wohl aus jener Gegend?"

„Ja!"

„Sagen Sie, bitte, ist es wahr, daß das Volk diesem Wissarion massenhaft nachläuft, so daß er häufig Gottesdienst auf freiem Felde abhält?"

„Ich sah es nicht, aber man sagt, er sei ein Heiliger."

„Merkwürdig! und das im neunzehnten Jahrhundert, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, im Jahrhundert des Dampfes und der Elektricität! Und was den Typhus betrifft, so ist das eine sehr eigensinnige Krankheit; und der Tod ist noch eigensinniger. Die Diagnose des Todes ist leicht, aber der Mensch muß zuerst tot sein. Nun, wenn der Vater Wissarion einen Toten lebendig machen wird, dann . . ."

„Dann werden Sie wohl glauben?"

„Nein! Ich werde auch dann nicht glauben. Ich bin Arzt, meine Pflicht ist, gegen Verirrungen zu kämpfen, und nicht, ihnen Vorschub zu leisten.

„Die Auferstehung des Lazarus kann vielleicht physiologisch erklärt werden! Jawohl! Der Glaube kann vielleicht ein Gegenstand der Wissenschaft sein, ein ärztliches Mittel, aber nicht mehr. Sie haben doch vom Hypnotismus gehört?"

Manykin erwiderte: „O ja! Hypnotismus ist meiner Meinung nach ein großer Schwindel."

„In den Händen eines Schwindlers ja," sagte der Arzt, „aber in den Händen eines Arztes der Hebel des Archimedes. Jawohl!" Er schenkte sich noch ein Glas Thee ein, goß Cognac hinein und trank hastig.

„Der Spiritismus ist wirklich ein Unsinn," begann er wiederum, „ein hysterischer Zustand, nichts weiter. Trotz der Autorität vieler Männer der Wissenschaft kann ich ihn nicht anerkennen; in meinen Zeiten, Väterchen, haben die Autoritäten nichts bedeutet," fügte er prahlerisch hinzu.

„Auch in unsern Zeiten erkennt niemand die Autoritäten an," mischte sich plötzlich der junge Mann leicht hinein, ohne seine stutzerhafte Haltung aufzugeben. „Wir verachten alles!"

„Nun, mein Lieber, ich denke, nicht alle sind dir ähnlich," erwiderte der Vater. „Sehen Sie, er ist erst zweiundzwanzig Jahre alt, und ich habe schon fünftausend Rubel Schulden für ihn bezahlen müssen."

„Vater!" rief der Student, „zunächst stellst du mich als einen falschen Grafen vor, und nun beinahe als einen Betrüger. Willst du deine väterliche Begeisterung nicht ein wenig bezähmen?!"

Ein Blitz zuckte und beleuchtete mit seinem Licht die Dämmerung der Stube, gleich darauf erfolgte ein Donnerschlag.

Der junge Mann schloß die Augen und schnitt eine unzufriedene Grimasse.

„Er zürnt jetzt auf Gott, auf seinen Vater aber schon längst," sagte der Arzt mit einem Male nachsichtiger. In seinen Augen war zu lesen, daß er seinen Sohn liebte, ihn für sehr hübsch hielt und, obwohl er ihn tadelte, im Herzen doch auf ihn stolz war.

„Bitte! Woher kommen Sie?" wandte er sich fragend zu Manykin, sich noch Cognac in den Thee gießend.

„Aus Chrustiki!"

„Sie waren wohl zu Gast?"

„Ja!"

„Wahrscheinlich bei Alysin?"

„Ja! Kennen Sie ihn?"

„Ja, ich hörte von ihm! O, gewiß! Es muß ein sonderbarer Mann sein! Derselbe Vater Wissarion, nur aus Weizenmehl. Entschuldigen Sie! Er ist vielleicht Ihr Freund, und ich will nichts gegen seine Person sagen, die ich übrigens auch gar nicht kenne; nur etwas über seine Ideen. Zu unsrer Zeit haben sich sonderbare und unbegreifliche Ideen Bahn gebrochen. In den sechziger Jahren waren die Ideen klar, wir wußten, was wir wollten; und was wollten wir damals nicht? Alles! Freiheit der Liebe — eins; Vereinsfreiheit — zwei; Zulassung der Frauen in die Universität — drei; Redefreiheit — vier; Freiheit — . . ."

Der Arzt schien nach einem Worte zu suchen, er hatte vergessen, was für eine Freiheit die Leute in den sechziger Jahren noch anstrebten.

„Was für Freiheit noch . . .? Ja, Freiheit des Gewissens — fünf! Wir wollten fünf Freiheiten, und ob es gut oder schlecht war, wir gingen direkt auf unser Ziel los. Wir waren allgemein zugänglich, selbst kleine Kinder verstanden uns. Gymnasiasten schwärmten für die Prinzipien der sechziger Jahre. Und jetzt! Ich bitte Sie! erklären Sie mir, was ist Alysin? Ich, ich verstehe ihn nicht!"

„Das ist auch ausgezeichnet für dich, Vater! Wenigstens wird man dich nicht nach Sibirien verbannen!" sagte der Student, in seiner Stellung verbleibend und dem Regen zuschauend, der in starken Tropfen gegen die Fensterscheiben schlug.

Manykin versuchte nicht, den Arzt über Alysin aufzuklären. Er verstand ihn ja selber nicht und hatte keine Lust zu sprechen.

„Wirklich!" fuhr jener fort, „man schaut und schaut dem Leben zu, man denkt darüber nach und kommt schließlich zu einem für unsre Intelligenz wenig schmeichelhaften Schluß. Sie hat so viel Ideen verspeist und hat sie nicht verdaut, sie hat sich die Nerven ruiniert, sie ließ sich von Buckle und Mill, von Darwin und Büchner hinreißen, jetzt aber, sehen Sie, verachten wir alles. Gieb uns etwas Unerhörtes, Uebernatürliches! Selbst der kleinste Mensch kritisiert alles! Wollen Sie nicht ein Gläschen Cognac?"

„Nein, ich danke!"

Vor dem Gasthaus fuhr noch ein Wagen vor. Es trat eine dicke Gutsbesitzersfrau mit zwei schmächtigen Backfischchen ein. Der Student erhob sich, klemmte das Monocle in das rechte Auge und betrachtete die Mädchen.

Die Gutsbesitzersfrau ging mit ihren Töchtern in das kleine Nebenzimmer, befahl mit lauter Stimme einen Samowar und etwas zum Frühstück. Die Backfische plauderten miteinander, man hörte französische Phrasen.

Der Arzt unterbrach sein Gespräch mit Manykin, durch die neu Angekommenen abgelenkt. Der Regen hatte auch bereits aufgehört, das Gewitter entfernte sich langsam, in der Ferne blitzte es noch dann und wann, aber bald leuchtete die Sonne hervor.

XII.

Um ein Uhr nachts fuhr der Wagen Manykins auf den Hof seines Gutes. In seinen Zimmern brannte Licht. Man erwartet mich wohl! dachte er.

„Sie haben Besuch, gnädiger Herr!" erklärte das Dienstmädchen.

„Wer denn?"

„Ein Herr aus St. Petersburg!"

Er ging eiligst auf sein Zimmer und bemerkte zu seinem größten Erstaunen den Theateragenten Liwon. Dieser stand in der Stellung Napoleons und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

„Ich depeschiere nach D.," begann er — „keine Antwort; ich gebe ein zweites Telegramm auf — wiederum keine Antwort. Ich fahre in eigner Person zu ihm — er ist verreist. Ich fahre nach Woswischennoje — ebenfalls verreist. Morgen wollte ich zu Alysin, um Sie endlich abzufangen, Stephan Philippowitsch! Was machen Sie aus mir? Ich kann ohne Sie nicht leben, ich bin ohne Sie eine Null!"

„Aber wovon sprechen Sie denn?" fragte Manykin barsch.

„Sagen Sie mir doch wenigstens: ‚Guten Tag!' Ihre Hand, Meister! Die Sache verhält sich nämlich so: Ich habe in Petersburg ein Sommertheater eröffnet und muß dort Opern aufführen."

„Aber darüber haben wir ja nie gesprochen! Ich versprach ihnen nichts. Ich habe gar keine Lust, im Sommer in Petersburg zu singen."

„Das kam unerwartet, ich bin selber überrascht. Mitte Mai muß ich die Truppe zusammen haben, und Sie müssen singen. Sie werden nicht wollen,

daß mich der Schlag rührt!“ Er ließ sich auf die Kniee nieder.

Manykin zuckte die Achseln.

„In Petersburg? Unsinn! Ich werde mich nie bis zur Operette erniedrigen!“

„Aber es ist keine Operette, es ist ja eine Oper, Sie Unmensch!“ rief aufspringend Liwon. „Hier!“ — er zog eine Reihe Telegramme aus der Tasche — „alle sind einverstanden!“

„Und ist auch Tintorelli einverstanden!“

„Tintorelli — nein!“

„Ich auch nicht!“

Liwon seufzte schwer und faßte sich an den Kopf.

„Das geht nicht, das ist unmöglich! Ich verlasse Sie nicht,“ erklärte er entschieden und fing an, mit großen Schritten im Zimmer hin und her zu gehen. Sodann hielt er plötzlich wie ein gut dressiertes Pferd vor Manykin. Indem er die Beine spreizte und den Kopf zurücklegte, rief er aus: „Sie können nehmen, was Sie wollen; Tenor reine en or. Mir wird nichts zu viel sein! Ich habe ja nichts! Das Geld gehört ja den Sängern und nicht dem Direktor. Unsre Pflicht ist, uns zu ruinieren.“

„Ich bin nicht selbstsüchtig,“ erwiderte lächelnd Manykin.

„Hören Sie!“ sagte der andre darauf. „Ich kenne Ihre schwache Seite. Sie sind in Mailand durchgefallen. Aber ich werde Revanche für Sie nehmen. Sie werden engagiert werden, und man wird Sie dort mit Glanz und Entzücken empfangen.“

„Lassen Sie mich nachdenken,“ sagte Manykin, die Brauen zusammenziehend.

„Wie lange wollen Sie nachdenken? Eine Stunde? Eine halbe Stunde?“ fragte erfreut Liwon. Er zog die Uhr aus der Westentasche und hielt sie Manykin wie eine Pistole vor die Augen. „Denken Sie schneller nach! Um Gottes willen schneller! Ich will sogleich abreisen, ich habe keinen Augenblick zu verlieren. He, Franz! lasse die Pferde anspannen!“

„Vor dem ersten Juli kann ich nicht,“ sagte Manykin.

„April, Mai, Juni ... Nein! Das ist fast unmöglich!“

„Es ist doch möglich,“ erwiderte Manykin mit finsterem Gesicht. „Vor Juli kann ich unmöglich einwilligen. Ich bin jetzt nicht bei Stimme, das heißt nicht in der richtigen Stimmung; es ist ja dasselbe! Ich bin verstimmt!“

Liwon senkte den Kopf, legte den Finger an die Stirn und rief nach minutenlangem Nachdenken:

„Gut, einverstanden! Einstweilen wird Sokolow singen. Ich werde Sie als Leckerbissen reichen! Aber ich werde Sie jetzt schon ankündigen. Schreiben Sie in mein Notizbuch! Sie können auch mit Bleistift schreiben: ‚Einverstanden vom 1. Juli bis 1. September, 300 Rubel den Abend.‘ Zu wenig? Dann schreiben Sie ‚400‘! Schreiben Sie ‚500‘! Das ist ja gleichgültig! ‚Und ein Benefiz. — Manykin.‘ Und hier ist eine Quittung von mir! Schlagen Sie ein, Sapristi!“

Liwon reiste am frühen Morgen ab.

Als Manykin am nächsten Morgen aufwachte, war es ihm, als hätte er einen bösen Traum gehabt, aber er fand Liwons Zettel in der Tasche. Ich muß doch etwas anfangen, suchte er sich zu entschuldigen.

XIII.

„Also Sie wollen bei uns bleiben?“ fragte Kleopatra, als sie in Begleitung Eugeniens Manykin morgens traf.

„Bis Juli, ja! Was schreibt man da über Sie in den Zeitungen, Kleopatra?“

„Von mir?“ rief sie erschreckt. „Unmöglich! Ich lese gar keine Zeitungen, also wofür denn das?“

„Für Ihre Wohlthätigkeit! Sie sollen ja für eine Kirche viel Geld geschenkt haben.“

„Viel Geld? Ich habe ja bloß dreihundert Rubel gegeben.“

„Auch von Vater Wissarion wird geschrieben, er soll einen Buckligen gerade gemacht haben.“

„Das ist nicht wahr! Er hat viele geheilt! Das aber ist erfunden!“

„Vielleicht hat der Vater Wissarion das selbst in die Zeitung gebracht —“

Frau Kleopatra wurde böse.

„Gehen Sie doch! Der schreibt doch nicht für Zeitungen! Er ist ein Geistlicher und kein Komödiant. Wie können Sie solche Absurditäten von ihm behaupten! Das ist nicht hübsch von Ihnen, Stephan!“

Aber Stephan wurde noch mehr gereizt, besonders durch den Ausdruck Komödiant, und suchte sie noch weiter zu necken.

„Haben Sie nicht den besonderen Geruch der Heiligkeit bemerkt, der vom Vater Wissarion ausgeht?“

„Gotteslästerer!“ rief sie und verließ erzürnt das Zimmer.

„Warum sagen Sie nur so etwas?“ sagte Eugenie errötend und ernst. „Man muß den Vater Wissarion erst sehen und dann über ihn urteilen. Wenn der Vater Wissarion eintritt, wird einem das Herz so wohl und alle bösen Gedanken verlassen einen. Die Mutter hat recht, wenn Sie Ihnen böse geworden ist.“

„Ja, es thut mir leid, daß ich sie erzürnte! Aber was soll ich thun? Es ist nur aus Langeweile geschehen; und ich fürchte, ich werde sie noch häufig erzürnen. Doch du, sei mir nicht böse!“

„Weshalb sollte ich Ihnen denn böse sein? Sie

thun mir nur leid, weil Sie so obenhin von Vater Wissarion sprechen. Sie müssen ihn unbedingt sehen."

Manylin erzählte ihr von der heiligen Therese nach den Worten Alyssins. Sie schüttelte mit dem Kopf.

„Das ist möglich!" sagte sie sodann; „bei Gott ist alles möglich!"

Kleopatra versöhnte sich sehr bald mit ihrem Stiefsohn. Er entwarf ihr den Plan des Gasthauses und den Kostenanschlag.

„Aber warum so viel für Wandteppiche?" fragte sie, die Einzelheiten betrachtend.

„Das ist für dieses Zimmer."

„Was ist das für ein Zimmer?"

„Das ist das Zimmer für die Tobsüchtigen!"

Sie seufzte, aber wurde nicht böse. Dann verschloß sie Plan und Kostenanschlag.

So vergingen die Tage Manykins im dolce far niente und im leeren Geschwätz. Manyfin studierte dann und wann seine Rollen, manchmal sehr eifrig. Dann warf er wieder alles hin. Des Morgens quälte er Frau Kleopatra mit Gesang oder Klavierspiel, erteilte auch Eugenie Unterricht. Diese aber war gar nicht musikalisch und hatte trotz ihrer schönen Bruststimme gar kein Gehör. Stephan spottete über sie und gab ihr den Beinamen die „Tischschwester". Er nötigte sie, sich mit mehr Geschmack zu kleiden, nahm sie auf seinen Besuchen in der Nachbarschaft mit und machte sich, als er bemerkte, daß sie schlecht tanzte, folgenden Scherz:

Sie mußte jeden Abend verschiedene Pas bei ihm üben, sich hin und her drehen, Stellungen und Verbeugungen studieren. Er saß dann in dem Sessel, rauchte und kommandierte. Wenn sie müde wurde, sprach er mit sittlichem Ernst: „Jetzt gute Nacht, mein Kind, gehe beten!"

Der Juli nahte.

(Schluß folgt.)

Lose Blätter.

Die Tanzordnung.

Von **Emile Zola**.

Aus dem Französischen übersetzt von Irene H. Cserhalmi.

Georgette war erst vor kurzem aus dem Kloster gekommen, und die strahlenden Flammen des Ballsaals blendeten ihr kindliches Auge.

Ihre zartgebräunten Wangen zeigten jene goldigen Reflexe, die den Sizilianerinnen eigen, und ihre nachtschwarzen Augenbrauen verschleierten die Glut ihrer Blicke; aber im Ballsaal war sie noch das schüchterne Pensionsfräulein, die bei jedem Kompliment bis über die Ohren errötete.

Und wie sie jetzt im Halbdunkel ihres Zimmers, aus welchem dichte Vorhänge die Strahlen der Wintersonne ausschließen, sich im leichten Halbschlaf auf ihren Kissen hin und her dreht, gaukeln die Bilder des gestrigen Ballabends verworren durch ihren Kopf.

Auf den Stühlen liegt nachlässig verstreut ihre duftige Balltoilette, da ein weißes Gazeröckchen, dort ein Paar zarter weißer Seidenschuhe, hier eine luftige Schärpe. Auf dem Toilettentisch funkelt in einer Achatschale ein blitzender Schmuck, und neben der Tanzordnung haucht ein welkendes Bouquet seine letzten Düfte aus.

Ein Sonnenstrahl stiehlt sich zwischen den Vorhängen durch und huscht über das Gesicht der Schläferin. Sie erwacht, blinzelt schläfrig mit den Augen, die Rechte greift unwillkürlich nach der Tanzordnung und gedankenlos schweifen ihre Blicke darüber hin. Mechanisch durchblättert sie das Büchlein, und wie sie Blatt um Blatt umwendet und auf jedem einzelnen den Namen Karl wiederfindet, zuckt etwas wie Unmut über die lieblichen Züge.

Immer Cousin Karl! Er hat eine sehr schöne Schrift, so runde, gerade Lettern. Seine Hand zittert niemals, nicht einmal, wenn er die meinige drückt. Er soll eines Tages mein Mann werden. Bei jedem Ball nimmt er, ohne zu fragen, meine Tanzordnung und schreibt sich für den ersten Tanz ein. Das scheint ohne Zweifel ein Recht der Gatten zu sein. Dies Recht mißfällt mir.

Traumverloren blickt sie vor sich hin.

Ein Gatte, flüstert sie, das Wort erschreckt mich. Karl behandelt mich wie ein Schulmädchen. Uebrigens weiß ich gar nicht, warum er mein Gatte werden soll, ich hab' ihn nicht darum gebeten, und er hat mich nie um Erlaubnis gefragt. Als wir noch Kinder waren und miteinander spielten, erinnere ich mich — war er sehr unartig. Jetzt ist er sehr artig — ich wollte, er wäre lieber ungezogen. Karl und immer wieder Karl! Als ob ich schon die Seine wäre. Ich werde ihm sagen, er soll seinen Namen nicht mit so großen Buchstaben herſetzen. Das nimmt zu viel Platz ein.

Das Büchlein, dem Cousin Karl auch schon lästig zu sein schien, klappte vor Langeweile zusammen. Die Tanzordnungen verabscheuen vermutlich alle Ehe-

männer! Andre Blätter zeigten verführerisch andre Namen.

Ludwig, murmelte die Kleine. Ein komischer Mensch. Er kam und bat mich um eine Quadrille, fast ohne mich anzusehen. Dann, als die Musik anhob, zog er mich mit sich in die entgegengesetzte Ecke des Saales einer großen blonden Dame gegenüber, deren Blicke ihm folgten. Von Zeit zu Zeit lächelte er ihr zu und vergaß mich so vollständig, daß ich mein Bouquet, das mir entfallen war, selber aufheben mußte. So oft die Dame vis-a-vis an ihm vorüberschwebte, flüsterte er ihr etwas ins Ohr. Ich horchte auf, aber ich verstand nichts. Das war vielleicht seine Schwester. O nein! Er drückte ihr die Hand, und wenn er neben ihr stand, rief ihn die Musik vergebens zu mir, seiner Tänzerin, zurück. Ich stand auf meinem Platz wie ein Haubenstock, und alle Figuren wurden verdorben. Ob das vielleicht seine Frau war. Ach, wie dumm ich bin! Seine Frau; Karl plaudert während des Tanzens nie mit mir. Oder ist sie vielleicht . . .

Georgette blickte mit halb geöffneten Lippen träumerisch vor sich hin, wie ein Kind, das einem unbekannten Spielzeug gegenübersteht und es neugierig anstarrt. Mechanisch begann sie die Eicheln ihrer Decke zu zählen, und die Rechte lag auf der Tanzordnung. Die kleinen weißen Blätter raschelten und regten sich, offenbar wußten sie, wer die blonde Dame war.

Georgette blätterte weiter. Ein Name fiel ihr wieder auf. Dieser Robert ist ein schlechter Mensch. Nie hätt' ich gedacht, daß man so eine elegante weiße Weste und so eine schwarze Seele haben kann. In einer kurzen halben Stunde hat er mich mit Blumen, Sternen und hundert schönen Sachen verglichen. Ich fühlte mich geschmeichelt, aber ich wußte nicht, was ich ihm antworten solle. Als er mich auf meinen Platz zurückführte, that er, als könne er sich nicht von mir trennen. Ich zog mich in eine Fensterbrüstung zurück, und die Vorhänge, die hinter mir zusammenschlugen, verbargen mich den Blicken. Da hörte ich, wie er einem seiner Freunde lachend erzählte, er habe mit einem kleinen Klostergänschen getanzt, das bei jedem Wort feuerrot geworden und die Augen niedergeschlagen habe. Dann machte er sich auch über die andern Damen lustig. Ich habe zugehört, aber nicht alles verstanden. Ein Klostergänschen! War ich das? Oder meine Freundin Therese?

Die Tanzordnung flüsterte ihr tröstend eine Reihe Vornamen zu, um ihr zu beweisen, es sei Therese gewesen.

Paul hat blaue Augen, Paul ist kein Lügner, und er hat dir so süße, schöne Worte gesagt.

Ja, ja, wiederholte Georgette. Paul hat treue, blaue Augen und Paul ist kein Lügner.

Und was sagst du zu Julius? begann die Tanzordnung von neuem; er behauptet, du seist die beste Walzertänzerin! Und Lucien und Georges und Albert? Sie alle finden dich reizend und betteln um das Almosen deines Lächelns.

Georgette fühlte, wie das Büchlein ihr zwischen den Fingern brannte, sie wollte es schließen und hatte nicht den Mut dazu.

Denn du warst die Königin des Festes, flüsterte der Versucher ihr aus der Tanzordnung zu. Deine sechzehnjährigen Reize ließen die Farben deines Blütenkranzes vor Neid erblassen. O Georgette, du hast viele Köpfe verdreht!

Das junge Mädchen lauschte errötend den verführerischen Worten.

Ach, dachte sie seufzend. Eine Schleife meines Ballkleides hat sich gelöst. Gewiß haben mich die jungen Herren ausgelacht. Diese Schneiderinnen sind so unachtsam!

Hat er nicht mit dir getanzt, raunte ihr die Tanzordnung plötzlich zu.

Wer, fragte Georgette bis auf den Nacken errötend.

Und der Name, der seit einer Viertelstunde vor ihren Augen flimmerte, und dessen Lettern ihr Herzchen sehnend buchstabierte, trat endlich auf ihre Lippen.

Herr Edmund schien mir gestern traurig. Ich sah, wie er mich aus der Ferne anblickte. Da er nicht wagte, sich mir zu nähern, ging ich auf ihn zu. So war er gezwungen, mich aufzufordern.

Edmund gefällt mir, lispelte das Büchlein.

Georgette errötete noch tiefer.

Beim Tanzen fühlte ich seine Hand in der meinen zittern. Als ich sah, daß ihm meine Blumen gefielen, gab ich ihm eine der Rosen. Da ist doch nichts Uebles daran.

Nein, nein, Georgette. Und als er die Blüten empfing, befanden sich seine Lippen in unmittelbarer Nähe deiner Finger, und er hat sie ein klein wenig geküßt.

Daran ist doch nichts Schlimmes! wiederholte Georgette.

O gewiß nicht. Im Gegenteil. Du verdienst Schelte, weil du ihn so lang auf diesen armseligen Handkuß warten ließest. Edmund wäre ein reizender Gatte.

Edmund wäre ein reizender Mann, flüsterte Georgette träumerisch.

Ich liebe ihn, fuhr der Verführer fort. Wenn ich an deiner Stelle wäre, ich gäbe ihm das Küßchen zurück.

Georgette wies den Gedanken entrüstet zurück.

Der eifrige Apostel fuhr fort:

Nur einen Kuß, hierher, auf seinen Namen! Ich werd' ihm's nicht sagen.

Sie schwur bei allen Göttern, nichts dergleichen thun zu wollen.

Während dieser heftigen Weigerung berührten ihre Lippen den Namen einmal — zweimal.

Plötzlich knarrte die Thüre und das Kammermädchen trat ein.

Die Tanzordnung schlüpfte rasch unter das Kissen und verbarg sich im schneeigen Spitzengefältel.

Folk-lore

aus der pyrenäischen Halbinsel.

Uebersetzt von Luise Ey.

Aus Portugal.

Wer singt,
Sein Leid bezwingt.

•

Trugbild, du, voll Nixenschöne,
Mit den grünen Mondscheinaugen;
Nimmst mir Herz und Sinn gefangen,
So, wie Meere Flüsse saugen.

Trugbild mit den Nebelaugen,
Grün und tief wie Meereswogen —
Ach, zu diesen grünen Rätseln
Hat's mich seltsam hingezogen.

•

Nimm, Mägdlein, diese Lehre wahr:
Es spielen die Männer mit Herzen!
So klein auch immer der Altar,
Es brennen darauf zwei Kerzen.

•

Wenn jede Thrän', die ich geweint,
Ein Mauerstein gleich wär',
So ließ' ich stolze Schlösser bau'n
Mitten im Toten Meer.

Aus Andalusien.

Dein Vater war ohne Zweifel
Ein Zuckerbäcker;
Drum machte er dir die Lippen
So süß und lecker.

•

Du machst mir so viel Grämen,
Daß ich bei mir gedacht:
Wie muß mich der wohl lieben,
Der so mich leiden macht!

•

„Die Männer sind lauter Teufel fürwahr
Und mögen mir sein gestohlen!"
So sagen die Weiber und wünschen dabei,
Der Teufel möge sie holen.

•

Ein armer Teufel im Tollhaus,
Der sagte einstmals zu mir:
„Nicht alle sind toll, die hier sind,
Und nicht alle Tollen sind hier."

•

Es träumte, Mädchen, mir neulich,
Du seiest mir hold und treu;
Doch träumt' mir zu gleicher Zeit auch,
Daß es ein Traum nur sei.
Dem armen Verschmähten werden
Nicht mal die goldnen Träume
Gegönnt auf dieser Erden!

•

Ich lebe, wenn von dir getrennt,
Viel länger, das ist wahr;
Denn es erscheint mir ein Moment
Gerad' wie hundert Jahr.
Jedoch, mein Schatz, ich wünschte mir
Wohl tausendmal zu sterben,
Als leben weit von dir.

Edward Bellamy, der berühmte Verfasser von „Rückblick" und dessen Fortsetzung „Gleichheit" ist im Jahre 1850 geboren in dem Dorfe Chicopee Falls im Staate Massachusetts, das jetzt einen Teil der Stadt Chicopee bildet und einer Gruppe von Ansiedlungen zugehört, deren Kern Springfield darstellt. Bellamy lebt noch heute in seinem Geburtsort und bewohnt ein schlichtes, doch geräumiges und bequemes Haus als Erbe seines Vaters, eines Geistlichen. Den Einfluß dieser Abstammung findet ein Aufsatz im Juliheft der „American Monthly Review of Reviews", dem wir diese Nachrichten entnehmen, auch in der litterarischen Individualität Bellamys wirksam. Er besuchte das Union College in Schenectady, hielt sich sodann ein Jahr in Deutschland auf und widmete sich hierauf dem Studium der Rechtswissenschaft, doch machte er von der erworbenen Befähigung zur Rechtsanwaltschaft keinen Gebrauch, sondern wandte sich der litterarischen Laufbahn zu, zunächst als Redaktionsmitglied der New Yorker „Evening Post", dann der Springfielder „Union". Eine Reise nach Hawai über Panama und die Rückkehr quer durch Nordamerika erweiterte seinen geographischen Gesichtskreis. Der Erfolg seines „Rückblicks" und glänzende Anerbietungen vermochten Bellamy nicht von seiner Neigung zu einem stillen, zurückgezogenen Leben abzubringen; seine Freunde schätzen seine bescheidene und gewinnende Persönlichkeit, seine anregende Unterhaltungsgabe, seinen feinen Humor, der gelegentlich zu spielender Satire neigt; er verschmäht es, sich in Streitgespräche über seine Ideen einzulassen, und versichert im Scherz sogar, er würde seinen Wohnsitz ändern, wenn sich praktische Reformer in seiner Nachbarschaft niederlassen wollten. Ss.

•

Die Wiedererweckung der langue d'oc. Die neuprovençalische Litteratur erfreut sich, wie wir aus einem Artikel der Revue encyclopédique Larousse (31. Juli 1897) ersehen, eines wachsenden Kreises von Freunden und Pflegern. Die langue d'oc, die süße Sprache des Südens, erstrebt mit Macht den lange verlorenen Rang einer neben dem nordfranzösischen stehenden Schriftsprache. Es liegt darin eine Reaktion des provinziellen Partikularismus gegen die einschnürende Centralisation, die, vom alten französischen Königtum begründet, durch die Revolution und das napoleonische Kaisertum weiter ausgebildet worden ist. Am 21. Mai 1854 vereinigten sich sieben südfranzösische Schriftsteller, um die provençalische Sprache von den Gallicismen zu reinigen, eine einheitliche Schreibung durchzusetzen, die provençalische Litteratur aus ihrer jahrhundertelangen Erniedrigung und Vernachlässigung zu neuem Leben zu erwecken. Die sieben nannten sich die Félibres, nach einem geheimnisvollen Wort dunkler Bedeutung, das ihr Meister Mistral in einem alten provençalischen Lied auf die Jungfrau Maria gefunden hatte. Die mittelalterlichen Blumenspiele von Toulouse wurden gleichfalls von sieben Dichtern begründet, sieben Buchstaben enthält Félibre wie der Name Mistral.

Im Jahre 1855 erschien der erste Almanac provençal; 1859 gab Mistral durch sein hervorragendes Werk Mireille der neuprovençalischen Sprache eine litterarische Norm; sie beruht auf der Mundart von Arles und ist bereichert durch Entlehnungen aus den andern südlichen Mundarten. Im Jahre 1862 gab sich der Félibrige Satzungen. Die heilige Siebenzahl der Félibres darf nicht überschritten werden, der Zweck ist, die Eigenart der Provence in Sprache, Charakter, freier Bewegung, nationaler Ehre zu bewahren; unter der Provence sei ganz Südfrankreich begriffen. Im Jahre 1876 wurden aber die Satzungen abgeändert; als der Zweck der Félibrige wird da genannt die Vereinigung aller deren, die durch ihre Werke die Landessprache aufrecht erhalten, sowie der Gelehrten und Künstler, die zum Vorteil des Landes arbeiten. Die Gliederung nach Provinzen und Schulen, die Bestimmungen über die Feste und Zusammenkünfte und dergleichen mehr lassen sich mit den Meistersingern und Rederijkers vergleichen; die Wahl von „Königinnen des Félibrige" lehnt sich an provençalische Traditionen des Mittelalters.

Mittlerweile war 1875 in Paris die Gesellschaft le cigale (die Cicade) gegründet worden; neben den sprachlichen und litterarischen Gesichtspunkten machte sich dort auch eine partikularistische Strömung im politischen Sinne geltend, eine Abneigung gegen die völlige Centralisation der Verwaltung. Schärferen Ausdruck gab sich diese Strömung in der 1879 gegründeten Gesellschaft der Félibres von Paris; als Mitglied wurde nur zugelassen, wer seine Aufnahmsrede in der langue d'oc abfassen konnte und einen Eid darauf ablegte, die Interessen der Sprache, Litteratur, Kunst, Sitten und Gebräuche des Südens zu befördern. Die schärfere Richtung der Félibres hat mehr und mehr die cigaliers ins Schlepptau genommen, beide Gesellschaften machten gemeinsame Ausflüge nach verschiedenen Gegenden von Südfrankreich zur Einweihung von Denkmälern mit provençalischen Aufschriften oder zur Abhaltung von Vorträgen. Die cigaliers bedienten sich in der Oeffentlichkeit des Französischen, die Félibres aber nur des Provençalischen. Der Widerspruch gegen die Betonung des sprachlichen Partikularismus konnte nicht ausbleiben; das Signal gab die offene Verkündigung dieses Standpunktes bei einem Fest der Félibres von Paris 1892, daß die Entwicklung der provençalischen Sprache und Litteratur nur gesichert werden könne durch autonome Verwaltung der Provinzen — also ganz und gar eine Auffrischung der Gironde zur Zeit der Revolution. Im Sommer 1893 erklärte sich der Vizepräsident der Félibres de Paris für die Wahrung der sprachlichen Einheit des Franzosentums, durch die langue d'oil; die föderalistischen Anhänger der langue d'oc, zwölf an der Zahl, schieden aus und bildeten die „Pariser Schule der Félibrige", im engsten Anschluß an die Organisation der Félibrige in Südfrankreich, der gegenüber die beiden älteren Pariser Gesellschaften ihre Selbständigkeit stets festgehalten haben. Uebrigens enthält sich jetzt die Pariser „Schule" jedes provozierenden Auftretens; sie hat aber den Gedanken festgehalten, die dreiunddreißig südlichen Departements in der Idee eines provençalischen Partikularismus zu einen. Ein Korrespondenzbureau für Provinzialzeitungen und Veröffentlichungen patriotischen und volkstümlichen Inhalts — beides in provençalischer Sprache — sollen die Decentralisation der Verwaltung vorbereiten.

Man braucht derartige Bestrebungen, die sich aus der ursprünglich rein litterarischen Bewegung der provençalischen Félibres allmählich herausgebildet haben, nicht zu überschätzen, aber ein gewisses Interesse haben sie immerhin gerade für den Deutschen als Gegenstück unsers süddeutschen Partikularismus.

Ss.

Gustave Flaubert und die „Bovary". Die vor wenigen Jahren veröffentlichte Korrespondenz Gustave Flauberts (Paris, Charpentier) offenbart dem staunenden Leser, mit welcher Langsamkeit, Schwerfälligkeit und Gewissenhaftigkeit der große Realist seine Meisterwerke schuf. Interessant sind besonders die Briefe an seine „Muse" (Madame H., alias Luise Collet, die sich als Schriftstellerin einigen Namen gemacht hat). Hier sehen wir den unvergleichlichen Roman: „Madame Bovary" entstehen. Flaubert brauchte fünf Jahre zur Abfassung dieses einzigen Bandes und legte sich einen wahren Frondienst bei seinem Genius auf, indem er ein seiner Natur ganz entgegengesetztes Süjet mit der Treue eines Momentphotographen darzustellen suchte. Meist arbeitete er in seinem Landsitz Croisset wie ein Einsiedler lebend, vierzehn Stunden täglich. Dabei brauchte er oft acht Tage, um eine einzige Seite zu schreiben.

So erzählt er: „Es nimmt mich oft mehrere Stunden in Anspruch, ein Wort zu suchen. Wenn Du wüßtest, was ich alles ausstreiche und welch ein Brei meine Manuskripte sind! Einhundertundzwanzig Seiten sind jetzt fertig und dazu habe ich etwa fünfhundert geschrieben. Weißt Du, womit ich mich den ganzen Nachmittag beschäftigt habe? Die Gegend durch farbige Gläser zu besehen, denn ich brauchte diese Eindrücke für eine Stelle der ‚Bovary', die nicht zu den schlechtesten gehören wird." Dann heißt es: „Die ‚Bovary' schreitet wie eine Schnecke vorwärts. Bisweilen bin ich verzweifelt. Welch schwierige und vor allem verwickelte Maschine ist zu konstruieren, wenn man ein Buch schreibt!"

Oder er teilt einen ganzen Plan mit: „Wie die ‚Bovary' mich verdrießt! Trotzdem fange ich an, mich ein wenig hineinzufinden. Nie in meinem Leben habe ich etwas so Schwieriges geschrieben als jetzt diesen trivialen Dialog. Diese Wirtshausscene wird mich noch drei Monate in Anspruch nehmen — oft habe ich Lust zu weinen, so empfinde ich meine Ohnmacht. Allein ich will lieber darüber sterben, als ihr aus dem Wege gehen. Ich muß fünf bis sechs Personen zugleich in die Unterhaltung bringen, dazu noch zwei, von denen gesprochen wird. Ferner

müssen der Ort und das Land, in dem sie sich befinden, beschrieben, die Leute und Dinge in ihrer äußeren Erscheinung glaubwürdig gemacht und das Milieu des ganzen geschaffen werden. Dazu beginnen ein Herr und eine Dame aus Aehnlichkeit ihres Geschmackes sich ein wenig füreinander zu erwärmen. Wenn ich nur noch Platz hätte! Aber alles dies muß rasch vor sich gehen, ohne trocken zu sein."

Und weiter: „Endlich beginne ich ein wenig klar in meinem verwünschten Dialog mit dem Pfarrer zu sehen. Doch offen gestanden wird mir bisweilen ganz übel dabei, so niedrig ist die ganze Geschichte. Ich will die folgende Situation herausbringen: In einem Anfall von Religion geht meine kleine Frau (Emma Bovary) zur Kirche. An der Thür findet sie den Pfarrer, der sich so dumm, fad und unfähig zeigt, daß sie ganz angeekelt und erkaltet wieder weg geht. Dabei ist der Pfarrer ein braver, vortrefflicher Mann, der aber nur physische Leiden im Auge hat und die moralischen nicht versteht. Dieser Dialog ist ganz ohne Reflexionen zu machen. Nun kennst Du die Qualen, deren ich mich während vierzehn Tagen aussetzen will."

1856 ist die „Bovary" endlich fertig und der seltene große Mann sucht sich, um nicht im „réalisme bourgeois" zu verflachen, im historischen Realismus eine andre gewaltige Aufgabe: „Salammbô". Auch diese bewältigt er mit eisernem Fleiß und einem Aufwand der schwierigsten archäologischen Studien.

—nn.

Wie Romane gemacht werden. Einem „bekannten" Pariser Romanschriftsteller „in Fortsetzungen" ist vor einigen Tagen ein kleines Mißgeschick drolligster Art begegnet. Eine große Pariser Zeitung hatte am Ende vorigen Jahres bei diesem Schriftsteller einen Feuilletonroman, wie der Vertrag besagte, zu einem Franken die Zeile bestellt. Unser Feuilletonist ging zu einem alten Schriftsteller, einem geheimen Mitarbeiter vieler lebenden Celebritäten, der das Feuilleton zu schreiben für 25 Centimes per Zeile übernahm. Die Zeitung war vor einigen Wochen im Begriff, den zweiten Teil des Romans in Angriff zu nehmen, als unser Schriftsteller erfuhr, daß sein alter Mitarbeiter sehr schwer erkrankt sei. Er lief zu ihm hin und fand ihn im Sterben liegend. Sehr beunruhigt über das Schicksal „seines" Feuilletonromans beeilte er sich, in die Redaktion des Blattes zu gehen, wo er sich die fünfzehn letzten Nummern der Zeitung geben ließ. In zehn weiteren Fortsetzungen führte er den Roman einem schleunigen Ende entgegen. Das Manuskript trug er dann zur Redaktion. „Was ist das?" fragte ihn der Redaktionssekretär. „Nun, die Fortsetzung und das Ende meines Romans!" — „Sie wollen ihn wohl ändern, denn hier ist er ja schon, wir erhielten das Manuskript vor drei Tagen!" . . . Man kann sich das verdutzte Gesicht des Autors vorstellen . . . Die Sache verhielt sich nämlich wie folgt: Der alte Schriftsteller zu 25 Centimes die Zeile hatte einem andern Lieferanten seinen Auftrag zu 10 Centimes die Zeile überlassen und dieser hatte den Roman in aller Ruhe fertig gemacht!

Desinfizieren der Bücher. Seit den großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Bakteriologie haben die ärztlichen Kreise in Deutschland mehrfach die Gefahr einer Verschleppung von Krankheitskeimen durch die Bücher der Leihbibliotheken ins Auge gefaßt; sind ja doch die Kranken mit deren beste Kunden. Die New Yorker Zeitschrift „Library Journal" bringt neuerdings Mitteilungen über Versuche zur Desinfizierung von Büchern, welche auf Anregung von Dr. Billings zuerst im hygienischen Institut der Universität Washington angestellt worden sind. Als geeignetes Desinfektionsmittel erwiesen sich Dämpfe von Formalin, das in den Droguerien und Apotheken geführt wird. Die Versuche wurden neuerdings in der Oeffentlichen Bibliothek von New York angestellt; es handelt sich besonders um die Vernichtung der spezifischen Bazillen des Unterleibstyphus, der Diphterie und des Fäulniserregers Staphylococcus. Die Einzelheiten des Verfahrens zu beschreiben hätte keinen Wert; die Hauptsache ist, daß die Versuche gelungen sind. Demnach lassen sich Bücher genügend desinfizieren in einem gewöhnlichen geschlossenen Raum durch Formalindämpfe, ein Kubikcentimeter Formalin genügt für 300 Kubikcentimeter Luft, bei einer Dauer der Desinfektion von 15 Minuten. Das Verfahren beschädigt die Bücher nicht, das Wohlbefinden dessen, der die Desinfektion vornimmt, ist nur vorübergehend gestört durch Reizung der Nase und der Augen. Mit der Frage der Uebertragung von Krankheitskeimen durch Bücher beschäftigt sich auch ein Aufsatz in dem „Mémorial de la librairie française" vom 10. und 17. Juni d. J. Der Verfasser, van der Haeghen, Mitglied der belgischen Akademie der Wissenschaften, schildert lebhaft die Gefährdung der Gesundheit durch die schlechte Gewohnheit, beim Umblättern den Finger zu befeuchten; der Herausgeber fügt dazu den Wunsch, daß die Schulkinder über die möglichen Folgen dieser üblen Gewohnheit durch einen ausdrücklichen Erlaß des Unterrichtsministeriums aufgeklärt werden sollten.

Sk.

Unsre verehrlichen Mitarbeiter werden freundlichst ersucht, den für die Zeitschrift „Aus fremden Zungen" bestimmten Uebersetzungen

1) **Angaben über Jahr und Ort des Erscheinens des Originals,** sowie
2) **kurze biographische Daten über den Verfasser**

beizulegen.

Die Redaktion behält sich vor, den Einsender im Falle der Annahme einer Arbeit mit der Erweiterung der biographischen Daten zu einem biographischen Aufsatz für die Rubrik „Lose Blätter" zu beauftragen.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
Litterarische Abteilung.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Walbrecker in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Gleichheit.

Von

Edward Bellamy.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von M. Jacobi.

(Fortsetzung.)

XXII.

Der wirtschaftliche Untergang durch das Gewinnsystem.

Am folgenden Morgen erhielt Edith die Aufforderung, sich wegen einer besonderen Angelegenheit auf ihrer Arbeitsstelle einzufinden. Nachdem sie fortgegangen war, begab ich mich zu dem Doktor in die Bibliothek und fing an, ihm allerlei Fragen vorzulegen, die mir, wie gewöhnlich, über Nacht in den Kopf gekommen waren.

„Wenn Sie heute morgen Ihre historischen Studien fortzusetzen wünschen," sagte er nach einer Weile, „so möchte ich Ihnen vorschlagen, Ihren Lehrer zu wechseln."

„Ich bin mit dem Lehrer sehr wohl zufrieden, den mir die Vorsehung zugewiesen hat," antwortete ich, „aber es ist nur natürlich, daß Sie sich nach einer kleinen Erholung von dem unaufhörlichen Kreuzverhör sehnen müssen, das ich mit Ihnen anstelle."

„Davon ist keine Rede," erwiderte der Doktor. „Eine anregendere Aufgabe als die meinige läßt sich überhaupt nicht denken; auch kommt es mir gar nicht in den Sinn, sie schon aufzugeben. Aber es fiel mir ein, daß es für alle Teile angenehm sein würde, heute morgen einmal eine kleine Veränderung in der Methode und der Art der Belehrung zu versuchen."

„Wer soll denn mein neuer Lehrer sein?" fragte ich.

„Sie werden ihrer viele haben. Es sind aber nicht Lehrer, sondern Schüler."

„Ei, Doktor," warf ich ein, „meinen Sie nicht, daß ein Mann in meiner Lage genug Rätsel zu lösen hat, daß Sie mir noch neue aufgeben?"

„Nicht wahr, es klingt wie ein Rätsel? Aber es ist keins. Ich will es Ihnen sogleich erklären. Als einer der Inhaber des blauen Bandes, welches mir meine Mitbürger für sogenannte öffentliche Dienste zuerkannt haben, bekleide ich verschiedene Ehrenämter bei öffentlichen Angelegenheiten, besonders in Sachen der Erziehung. Heute früh ist mir angesagt worden, daß ein Examen der neunten Klasse in der Arlington-Schule stattfindet. Dort hat man die Geschichte der Periode vor der großen Revolution durchgenommen, und die Schüler sollen nun ihre allgemeine Anschauung darüber wiedergeben. Ich dachte, es würde Sie vielleicht zur Abwechslung interessieren, dabei zuzuhören, besonders wegen des Themas, welches besprochen werden soll."

Ich versicherte dem Doktor, daß ich mit diesem Plan ganz einverstanden wäre, weil ich mir große Unterhaltung davon verspräche, und fragte, was es denn für ein Thema sei, das zur Verhandlung käme.

„‚Das Gewinnsystem als Methode des wirtschaftlichen Selbstmordes'," erwiderte er. „Wir haben bei unsern Gesprächen bis jetzt hauptsächlich das moralische Unrecht der alten wirtschaftlichen Ordnung berührt. In der Besprechung aber, der wir heute morgen zuhören werden, sollen moralische Erwägungen nur beiläufig in Betracht kommen. Die jungen Leute werden versuchen, uns zu zeigen, daß gewisse verhängnisvolle Gebrechen bei Erzeugung des Reichtums von dem Privatkapitalismus unzertrennlich waren und — ganz abgesehen von ethischen Rücksichten — seine Vernichtung notwendig machten, wenn die große Masse der Menschen sich jemals aus dem Schlamm der Armut retten sollte."

„Das ist freilich eine ganz andre Lehre, als ich zu hören gewohnt war," sagte ich. „Uns pflegten Geistliche wie Moralisten zu versichern, es gäbe gar keine sozialen Uebel, für welche die moralischen und religiösen Heilmittel nicht ausreichten. Sie sagten, die Armut sei schließlich nur die Folge der menschlichen Verderbtheit und würde verschwinden, wenn nur jedermann brav sein wollte."

„Das habe ich gelesen," sagte der Doktor. „Ob die Geistlichkeit und die Moralisten diese Lehre von Amts wegen verkündeten, um die Wichtigkeit ihrer Dienste als Sittenprediger zu erhöhen, ob sie dieselbe nur nachsprachen, um ihre geistige Trägheit damit zu entschuldigen, oder ob das wirklich ihre aufrichtige Meinung gewesen ist, können wir nach so langer Zeit nicht mehr beurteilen. Doch ist gewiß ein verderblicherer Unsinn niemals gelehrt worden. Das System des Handels und der Industrie, nach welchem

die Arbeit einer großen Bevölkerung angeordnet und der Betrieb geleitet wird, bildet eine sehr komplizierte Maschine. Wird diese Maschine aus Unkenntnis falsch zusammengesetzt, so muß Verlust und Unheil entstehen, ohne daß es im geringsten darauf ankommt, ob die Betriebsleiter die größten Heiligen oder die schlimmsten Sünder sind. Die Welt ist von jeher aller Tugend und wahren Gottesfurcht benötigt gewesen, welche die Menschen nur irgend zu üben vermochten, und wird ihrer nie entbehren können. Wollte man aber einem Landwirt einreden, daß persönliche Frömmigkeit den Betrieb des wissenschaftlichen Ackerbaus ersetzen kann, oder dem Kapitän eines seeuntüchtigen Schiffes, daß ein streng sittliches Verhalten seinerseits das Fahrzeug ans Ufer bringen würde, so wäre das eine ebenso große Kinderei, wie sie die Priester und Moralisten zu Ihrer Zeit begingen, als diese Herren der durch ein verkehrtes Wirtschaftssystem verarmten Welt versicherten, man könne durch religiösen Sinn und gute Werke zum Wohlstand gelangen. Die Geschichte spricht diesen blinden Führern des Volkes ein hartes Urteil. Sie haben während der Zeit der Umsturzbewegung mehr Schaden gethan als diejenigen, welche die alte Ordnung offen verteidigten. Die ungeschminkte Selbstsucht der letzteren wirkte abstoßend auf alle guten Menschen, während die Reden der ersteren sie irre führten, so daß sie lange nicht zu erkennen vermochten, wie das System an allem Uebel schuld sei; sie hätten es sonst in ihrer Entrüstung schon früher zerstört.

„Dies ist ein höchst wichtiger Punkt, Julian, auf den ich Sie noch besonders aufmerksam machen möchte: Erst dann konnte die große Revolution sich Eingang in der Welt verschaffen, als die Menschen jener kindischen Lehre entwachsen waren und die Ursachen des Mangels und Elends nicht in erster Linie ihrer eignen Verderbtheit, sondern der wirtschaftlichen Thorheit des Gewinnsystems zuschrieben, auf dem der Privatkapitalismus beruhte."

Der Doktor hatte gesagt, die Schule, die wir besuchen wollten, sei in Arlington. Dieser Ort lag, wie ich wußte, in einiger Entfernung außerhalb der Stadt, und das Examen sollte um zehn Uhr beginnen. Trotzdem blieb mein Gefährte gemütlich im Armstuhl sitzen, obgleich es schon fünf Minuten vor zehn war.

„Ist das Arlington, von dem Sie sprachen, dasselbe, welches zu meiner Zeit eine Vorstadt Bostons war?" erlaubte ich mir endlich zu fragen.

„Jawohl."

„Es war zehn oder zwölf Meilen von der Stadt entfernt," sagte ich.

„Wir haben es nicht von der Stelle gerückt, das versichere ich Sie," erwiderte der Doktor.

„Werden wir dann aber nicht zu spät kommen, wenn das Examen schon in fünf Minuten anfangen soll?" bemerkte ich bescheidentlich.

„O nein," lautete die Antwort, „wir haben noch drei oder vier Minuten Zeit."

„Doktor," rief ich, „ich habe zwar in den letzten paar Tagen so viele neue Arten der schnellsten Beförderung kennen gelernt, aber wie Sie mich noch rechtzeitig von hier nach Arlington bringen werden, wenn das Examen in drei Minuten anfängt, kann ich doch nicht einsehen. Vielleicht wollen Sie mich in ein elektrisches Fluidum auflösen, mich per Draht versenden und am andern Ende wieder in meine Person umwandeln? Aber selbst in diesem Falle, sollte ich glauben, wäre keine Zeit mehr zu verlieren."

„Gewiß nicht, wenn wir die Absicht hätten, nach Arlington zu gehen. Ich dachte nicht, daß Ihnen etwas daran gelegen wäre, sonst hätten wir ja ebensogut früher aufbrechen können. Das thut mir leid!"

„Ich habe kein besonderes Verlangen, den Weg nach Arlington zu machen," erwiderte ich; „aber ich hielt es für notwendig, wenn wir dort bei einem Examen zugegen sein wollten. Jetzt sehe ich meinen Irrtum schon ein. Mich wundert, daß ich nicht längst verlernt habe, es als selbstverständlich zu betrachten, daß von dem, was wir Naturgesetze zu nennen pflegten, noch irgend etwas in Kraft stehen müsse."

„O, die Naturgesetze sind ganz unverändert," sagte der Doktor lachend. „Aber ist es denn möglich, daß Edith Ihnen das Elektroskop nicht gezeigt hat?"

„Was ist das?" fragte ich.

„Das Elektroskop thut für das Sehvermögen, was das Telephon für das Gehör thut."

Er führte mich in den Musiksaal, zeigte mir den Apparat und sagte dann:

„Es ist zehn Uhr. Zu Erklärungen haben wir keine Zeit mehr. Nehmen Sie diesen Stuhl und richten Sie das Instrument, wie Sie es mich thun sehen. Jetzt! —"

Augenblicklich, ohne irgend ein Zeichen oder die leiseste Vorbereitung auf das, was da kommen würde, blickte ich in ein großes Zimmer hinein. Etwa zwanzig Knaben und Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren saßen im Halbkreis auf einer doppelten Reihe von Stühlen, einem Pult gegenüber, an welchem ein junger Mann, der uns den Rücken zuwendete, Platz genommen hatte. Die Schüler waren anscheinend kaum zwanzig Fuß von uns entfernt; mit Auge und Ohr nahm ich jedes Geräusch ihrer Bewegungen und jeden Wechsel im Ausdruck ihrer lebhaften Gesichter wahr, als befänden wir uns unmittelbar hinter dem Lehrer, wie das in der That den Anschein hatte. In dem Augenblick, als das Schauspiel sich vor mir aufthat, war ich im Begriff, eine Bemerkung an

den Doktor zu richten. Er lachte, als ich plötzlich verstummte.

„Sie brauchen nicht zu fürchten, die Schüler zu stören; diese sind ein Dutzend Meilen von uns entfernt, sie sehen und hören uns nicht, obgleich wir beide sie so gut wahrnehmen."

„Aber um alles in der Welt, sind wir denn hier oder dort?" flüsterte ich; denn trotz seiner Versicherung konnte ich es mir nicht klar machen, daß sie mich nicht hörten.

„Wir sind ganz sicherlich hier; aber unsre Augen und Ohren sind dort," sagte der Doktor. „Dies ist ein mit dem Telephon vereinigtes Elektroskop. Natürlich hätten wir die Prüfung ganz ebensogut ohne das Elektroskop hören können, aber ich meinte, es würde unterhaltender für Sie sein, die Klasse zugleich zu sehen und zu hören. Nette junge Leute, nicht wahr? Wir werden nun bald erfahren, ob sie nicht nur hübsch anzusehen, sondern auch klug und aufgeweckt sind."

Wie der Gewinn den Verbrauch einschränkt.

„Wir beschäftigen uns diesen Morgen," begann der Lehrer in lebhaftem Ton, „mit ‚dem wirtschaftlichen Untergang der Produktion um des Gewinns willen' oder ‚mit der Hoffnungslosigkeit der Vermögensverhältnisse des Volkes unter der Herrschaft des Privatkapitalismus'. — Sage uns einmal genau, Frank, was dieser Satz bedeutet."

Sofort stand einer der Knaben aus der Klasse auf.

„Der Satz bedeutet," sagte er, „daß, solange der Privatkapitalismus bestand und alle Produktion der Lebensbedürfnisse — wie das nicht anders möglich war — um des Gewinns halber betrieben wurde, das Gemeinwesen immer Mangel leiden mußte, weil es in der Natur des Gewinnsystems lag, die Produktion gerade bei dem Punkte zu hemmen und ihr ein Ziel zu setzen, wo sie anfing, leistungsfähig zu werden."

„Wodurch wird die äußerste Grenze der Güterproduktion bestimmt?"

„Durch den Verbrauch."

„Kann nicht der Ertrag geringer sein als der mutmaßliche Verbrauch? Könnte nicht der Bedarf die Ertragungsquellen übersteigen?"

„In der Theorie wohl, aber nicht in der Praxis. Das heißt, wenn die Nachfrage sich auf vernünftige Ansprüche beschränkt und nicht auf thörichte Wünsche ausgedehnt wird. Seitdem die Arbeitsteilung eingeführt wurde, und besonders seit die großen Erfindungen die Leistungsfähigkeit des Menschen ins Unendliche vermehren, wird der Produktion thatsächlich nur durch die Nachfrage, welche von dem Verbrauch abhängt, eine Grenze gesteckt."

„War das vor der großen Revolution ebenso?"

„Gewiß. Die Volkswirte waren alle der Meinung, daß sowohl die Vereinigten Staaten als England oder Deutschland allein den Bedarf der ganzen Welt an Fabrikerzeugnissen mit Leichtigkeit würden decken können. Kein Land erschöpfte seine Produktionsfähigkeit in irgend einem Zweige auch nur annähernd."

„Warum denn nicht?"

„Weil das Gewinnsystem notwendigerweise die Beschränkung der Erzeugnisse zur Folge haben mußte."

„Woraus entsprang diese Notwendigkeit?"

„Aus dem Abstand zwischen der Produktionskraft und der Konsumtionskraft des Gemeinwesens. Die Leute waren nicht im stande, so viel zu verbrauchen, als sie produzieren konnten."

„Auf welche Weise führte denn das Gewinnsystem zu diesem Ergebnis?"

„Da es unter der alten Ordnung keine Gesamtkommission gab," fuhr der Knabe Frank fort, „welche die Organisation der Arbeit und den Umsatz der Werte in die Hand nahm, so fiel dies Geschäft naturgemäß den Kapitalisten zu, denn es erforderte bedeutende Geldmittel und Unternehmungsgeist. Die Kapitalisten teilten sich in zwei Klassen. Die eine organisierte die Arbeit zum Zweck der Produktion, die andre besorgte die Güterverteilung. Letztere, die Handelsherren, Makler und Ladeninhaber, sammelten alle verschiedenen Produkte und Verbrauchsartikel, um sie dem großen Publikum zum Kauf anzubieten. Die Masse des Volks — vielleicht neun unter zehn — waren Lohnarbeiter, welche den Kapitalisten ihre Arbeitskraft verkauften, oder kleine Gewerbetreibende, die ihre eignen Erzeugnisse an die Zwischenhändler absetzten. Auch die Landwirte gehörten zur letzteren Klasse. Mit dem Gelde, welches die Lohnarbeiter und Landwirte für ihre Arbeit oder ihre Produkte erhielten, gingen sie später auf den Markt, wo sämtliche Erzeugnisse zu finden waren, und kauften zu ihrem Verbrauch so viel zurück, wie sie konnten. Nun mußten natürlich die Kapitalisten, mochten sie sich bei der Produktion oder der Güterverteilung bethätigen, einen Beweggrund dafür haben, ihr Kapital zu wagen und ihre Zeit solcher Arbeit zu widmen. Dieser Beweggrund war der Gewinn."

„Sage uns, wie der Gewinn einkassiert wurde."

„Die Fabrikanten bezahlten die Leute, welche für sie arbeiteten, und die Handelsherren bezahlten die Landwirte für ihre Produkte mit Münzen, die man Geld nannte, und für welche man die verschiedenen Erzeugnisse aller auf dem Markte zurückkaufen konnte. Aber die Kapitalisten gaben weder den Lohnarbeitern noch den Landwirten genug von diesen Münzen, um so viel kaufen zu können, wie das Produkt ihrer Arbeit wert war. Die Differenz, welche die Kapitalisten für sich behielten, war ihr Gewinn. Er wurde dadurch

erzielt, daß auf die Produkte beim Verkauf ein höherer Preis gesetzt wurde, als die Kosten des Produkts für den Kapitalisten betragen hatten."

„Gieb uns ein Beispiel."

„Nehmen wir zuerst einen Kapitalisten, der Fabrikant war und Arbeiter anstellte. Setzen wir den Fall, daß er Schuhe verfertigte und bei jedem Paar Schuhe dem Gerber für das Leder zehn Cents bezahlte, für die Anfertigung der Schuhe zwanzig Cents und für alle andre Arbeit, die noch dazu gehört, wieder zehn Cents, so daß ihn schließlich das Paar vierzig Cents kostete. Er verkaufte die Schuhe an einen Zwischenhändler für fünfundsiebzig Cents. Der Zwischenhändler gab sie dem Kaufmann für einen Dollar, und der Kaufmann setzte sie an den Kunden im Laden für anderthalb Dollars ab. Oder nehmen wir einen Landwirt. Dieser mußte nicht nur seine Arbeit verkaufen wie die Lohnarbeiter, sondern auch die Erzeugnisse seines Bodens. Er verkaufte zum Beispiel seinen Weizen an den Kornhändler für vierzig Cents den Scheffel. Der Kornhändler, der ihn in die Mühle verkaufte, wird wahrscheinlich sechzig Cents für den Scheffel verlangt haben. Der Müller überließ ihn dem Mehlhändler zu einem Preis, der einen hübschen Gewinn für ihn abwarf. Der Großhändler erzielte wieder einen Profit beim Verkauf an den Krämer und letzterer beim Verkauf an den Kunden. Kaufte nun der Landwirt das fertige Mehl für seinen Verbrauch zurück, so kostete es ihn, allein um des vielfachen Profits wegen, der darauf geschlagen worden war — die wirklichen Ausgaben für die Arbeit gar nicht zu rechnen — mindestens zweimal so viel, als er von dem Kornhändler für seinen Scheffel erhalten hatte."

„Sehr richtig," sagte der Lehrer. „Wie steht es nun aber um die praktischen Folgen dieses Systems?"

„Es folgte notwendigerweise daraus," erwiderte der Knabe, „daß zwischen der Produktionskraft und der Konsumtionskraft der Leute, welche die Dinge, von denen der mannigfaltige Profit genommen wurde, ursprünglich produziert hatten, eine Kluft entstand. Ihr Verbrauch mußte sich nach dem Wert der Münzen richten, die sie für die Produktion der Waren empfangen hatten. Dieser Wert war aber, wie wir gesehen haben, geringer als der Ladenpreis der Waren. Durch die Differenz wurde die Kluft gebildet zwischen dem, was sie produzieren konnten, und dem, was sie konsumieren durften."

Margarete berichtet über die tiefe Kluft.

„Margarete," sagte der Lehrer zu einem der Mädchen, „du kannst jetzt da weiter fortfahren, wo Frank stehen geblieben ist, und uns zeigen, welche Wirkung es auf das Wirtschaftssystem eines Volkes haben muß, wenn durch das Profitnehmen zwischen seiner Konsumtionskraft und seiner Produktionskraft eine Kluft entstanden ist, wie Frank sie uns geschildert hat."

Margarete antwortete: „Die Wirkung würde von zwei Faktoren abhängen: zuerst davon, wie groß die Anzahl der Lohnarbeiter und ersten Produzenten war, deren Produkte mit dem Gewinn belastet wurden, und zweitens: wie hoch sich der gewonnene Profit und der daraus entstehende Abstand zwischen der Konsumtionskraft und Produktionskraft eines jeden Individuums der Arbeiterschar belief. Wenn die Produzenten, deren Erzeugnisse man mit dem Gewinn belastete, nur ein kleiner Bruchteil des Volkes waren, dann würden die Folgen für die Gesellschaft als Ganzes nicht von Belang gewesen sein. Sobald sie aber einen großen Teil der Bevölkerung bildeten, mußte die Kluft dementsprechend sehr bedeutend werden und den Fortgang der Produktion in verhängnisvoller Weise hemmen."

„Und welchen Bruchteil der ganzen Bevölkerung bildeten denn die Lohnarbeiter und Produzenten, die durch dieses System verhindert wurden, so viel zu verbrauchen, als sie produzierten?"

„Wie Frank gesagt hat, bildeten sie wenigstens neun Zehntel des ganzen Volkes — wahrscheinlich noch mehr. Diejenigen, welche den Gewinn einnahmen — ob sie nun die Produktion organisierten oder die Güter verteilten — bildeten eine der Zahl nach sehr unbedeutende Gruppe, während die große Masse der Bevölkerung aus Produzenten bestand."

„Gut. Jetzt wollen wir den andern Faktor in Erwägung ziehen, von dem die Größe der Kluft zwischen Produktion und Konsumtion der Gesellschaft abhängig war — die Höhe des Gewinnes. Sage uns einmal, welche Regel die Kapitalisten bei der Berechnung ihres Gewinnes befolgten. Als vernünftige Leute, denen es klar sein mußte, daß hohe Preise die Konsumtion beschränken, werden sie gewiß ihren Gewinn so niedrig wie möglich angesetzt haben."

„Im Gegenteil, die Kapitalisten wollten so viel gewinnen, wie sie irgend konnten. Ihr Grundsatz war: ‚Legt dem Handel so schwere Lasten auf, als er tragen kann'."

„War denn nicht ein starker Verbrauch in ihrem eignen Interesse? Haben sie wirklich mit Absicht die schlimmen Folgen des Gewinnsystems noch vergrößert?"

„Ja, gewiß," erwiderte Margarete. „Die goldene Regel des Gewinnsystems lautete: ‚Billig kaufen und teuer verkaufen'."

„Und was bedeutete das?"

„Es bedeutete: die Kapitalisten sollten denen, welche für sie arbeiteten, und allen, welche ihnen ihre Waren verkauften, so wenig wie möglich bezahlen. Brachten sie selber aber diese Produkte auf den

Markt, um sie dem großen Publikum zum Kauf anzubieten, dann sollten sie die allerhöchsten Preise fordern."

„Dies große Publikum bestand ja aber aus denselben Arbeitern, die von den Kapitalisten soeben fast nichts für die Waren erhalten hatten, die sie nun zu hohem Preise zurückkaufen sollten," bemerkte der Lehrer.

„Gewiß."

„Dann wollen wir einmal versuchen, uns die Geschäftsklugheit dieser Regel ganz klar zu machen. Nicht wahr, sie verordnet, daß man sich alles recht billig, womöglich umsonst, verschaffen soll? Gelingt es einem nun, gar nichts dafür zu bezahlen, dann hat man diese Regel am trefflichsten befolgt. Wenn also ein Fabrikbesitzer seine Arbeiter hypnotisieren und sie zwingen könnte, ganz ohne Lohn für ihn zu arbeiten, so würde er im Sinne dieser Regel handeln; ist das richtig?"

„Ohne Frage; ein Fabrikant, dem dies gelänge und der die Produkte seiner unbezahlten Arbeiter zum gewöhnlichen Preise auf den Markt bringen könnte, würde schnell ein reicher Mann werden."

„Und ganz dasselbe würde wohl stattfinden, wenn ein Getreide-Großhändler die Landleute so ausnutzte, daß er ihr Korn umsonst bekäme und es dann zu den höchsten Preisen verkaufte?"

„Jawohl. Der würde in kürzester Frist ein Millionär sein."

„Wenn nun das Geheimnis dieser Arbeitsleistung in der Hypnose unter den Kapitalisten allgemein bekannt würde, und sie alle im stande wären, sich Arbeiter ohne Lohn zu verschaffen und Produkte zu kaufen, die sie nichts kosten — würden sie dann alle in kurzer Zeit zu fabelhaftem Reichtum gelangen?"

„Nein, durchaus nicht."

„Ei was! Warum denn nicht?"

„Wenn die Lohnarbeiter keinen Lohn für ihre Arbeit bekämen und die Landleute kein Geld für ihr Korn, wer sollte dann etwas kaufen? Der Marktverkehr würde sich auflösen, weil keinerlei Ware mehr begehrt wäre, außer dem Wenigen, was die Kapitalisten und ihre Freunde verzehren könnten. Sehr bald würden die Arbeiter verhungert sein, und die Kapitalisten müßten dann selbst jede Arbeit verrichten."

„Was der einzelne Kapitalist mit Nutzen thun könnte, würde also für ihn selbst und alle andern verhängnisvoll sein, wenn es allgemeiner Gebrauch wäre. Wie geht das zu?"

„Weil der einzelne Kapitalist, der durch zu niedrige Bezahlung seiner Arbeiter reich werden will, darauf rechnen muß, seine Produkte nicht diesen, sondern einer andern Gruppe von Arbeitern zu verkaufen, die von ihren Brotherren nicht um ihren Verdienst betrogen worden sind und folglich noch Geld zum Kaufen haben. Der Kunstgriff konnte dem einzelnen Kapitalisten nur gelingen, wenn er den andern nicht gelang. Hätten aber sämtliche Kapitalisten zugleich den Wunsch und die Macht, ihre Arbeiter zu übervorteilen — dann müßte alle Industrie zu Grunde gehen."

„Es scheint also, daß wir in dem Gewinnsystem eine Methode vor uns haben, die nur streng befolgt zu werden brauchte, um das ganze System zum Stillstand zu bringen; das System blieb nur deshalb im Gange, weil die allgemeine Durchführung seiner Grundsätze einige Schwierigkeiten hatte."

„Genau so war es," erwiderte Margarete. „Derjenige Kapitalist wurde am schnellsten reich, der alle zu Bettlern machte, die ihm ihre Arbeit oder ihre Produkte verkauften; sobald aber eine genügende Anzahl von Kapitalisten diesen Weg einschlug, wurde reich und arm ins Verderben gestürzt. Es war das Ideal jedes Kapitalisten, einen möglichst vorteilhaften Handel mit dem Arbeitnehmer oder Produzenten abzuschließen, ihm so wenig als möglich zu geben; und doch ließ sich mit mathematischer Gewißheit voraussehen, daß jeder derartige Vortrag dazu diente, das ganze Geschäft zu untergraben. Wenn es vielen Kapitalisten gelang, solche vorteilhafte Handelsverträge abzuschließen, fiel das ganze Gebäude in Trümmer."

„Noch eine Frage: Die Folgen eines schlechten Systems werden gewöhnlich durch die Schlechtigkeit der Menschen, die es für ihre Zwecke ausnutzen, noch verschlimmert. So ist das Gewinnsystem gewiß nur durch den Eigennutz der Menschen so gefährlich geworden. Vorausgesetzt, daß alle Kapitalisten ehrlich denkende Leute gewesen wären und keine Ausbeuter, daß sie ihre Dienste nur so hoch berechnet hätten, als es der Selbstschutz und ein mäßiger Gewinn erforderten, würde dann das Volk in der Lage gewesen sein, seine Produkte auch zu verbrauchen und damit die Produktion im ganzen zu fördern?"

„O nein," erwiderte Margarete. „Das feindliche Verhältnis, in dem das Gewinnsystem zu einer wirklichen Bereicherung des Volkes steht, stammt aus Gründen, die vom Kapitalismus unzertrennlich sind. Solange der Privatkapitalismus nicht abgeschafft wurde, konnte das Gewinnsystem nie mit einem Fortschritt des Volkes in wirtschaftlicher Hinsicht verbunden sein — selbst wenn die Kapitalisten Engel gewesen wären. Die Wurzel des Uebels lag nicht in der Moral; sie war rein wirtschaftlich."

„Aber der Betrag des Gewinns würde doch in dem angenommenen Fall bedeutend heruntergegangen sein?"

„In manchen Fällen und auf kurze Zeit, gewiß; aber nicht allgemein und niemals für die Dauer.

Man weiß ja überhaupt nicht genau, ob die Profite damals höher gewesen sind, als nötig war, um die Kapitalisten zu Unternehmungen in Handel und Industrie zu ermutigen."

„Warum mußte denn dazu der Gewinn so groß sein?"

„Zur Zeit des Privatkapitalismus," erwiderte Margarete, „bestand der erlaubte Gewinn, das heißt ein solcher, der zum Schutz des Unternehmers hinreichte, aus drei Elementen, die aufs genauste mit dem Privatkapitalismus zusammenhingen, und von denen jetzt keines mehr besteht. Zuerst mußte der Kapitalist darauf rechnen können, daß ihm sein Anlagekapital mindestens ebensoviele Zinsen trüge, als wenn er es zum herrschenden Zinsfuß ausgeliehen hätte; war er dessen nicht sicher, so lieh er es lieber aus. Allein das genügte noch nicht. Wenn er sich auf Unternehmungen einließ, riskierte er sein ganzes Kapital, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er es gegen gute Sicherheit ausgeliehen hätte. Deshalb mußte er den Zinsen noch eine Summe hinzufügen, die sein Kapital sicher stellte — das heißt, er mußte im Fall des Gelingens einen so großen Profit in Aussicht haben, daß der Verlust an Kapital gedeckt war, wenn das Unternehmen mißlang. Wenn zum Beispiel die Wahrscheinlichkeit für beides gleich war, mußte er im Fall des Gelingens auf mehr als hundert Prozent rechnen können. Die Chance, bei einem Geschäft das Anlagekapital zu verlieren, war damals in der That reichlich ebensogroß wie die Möglichkeit, zu gewinnen. Jede Unternehmung war Spekulation, ein Glücksspiel, in dem die Nieten die Gewinne überwogen. Deshalb mußten die Gewinne groß sein, um die Kapitalisten zu locken. Uebernahm nun ein Kapitalist noch persönlich die Leitung des Geschäftes, in dem er sein Geld angelegt hatte, dann konnte er mit Recht eine Vergütung für seine Mühe erwarten — sozusagen als Entschädigung dafür, daß er das Unternehmen mit so viel Geschick und Klugheit durch die stürmischen Gewässer des Geschäftslebens hindurch steuerte; denn gegen den damaligen Zustand jener Gewässer ist der Atlantische Ozean im Winter so glatt wie ein Mühlgraben. Für diese Leistung war er berechtigt, seinem Profit eine ganz bedeutende Summe hinzuzufügen."

„Du schließest also daraus, Margarete, daß ein Kapitalist der damaligen Zeit, ohne eignen Schaden nicht im stande war, seinen Gewinn so niedrig anzusetzen, daß die Nation dem Ziele näher kommen konnte, ihre Produkte auch zu konsumieren; selbst wenn er den besten Willen hatte, dem Volke nicht zu schaden?"

„Ja. Die Wurzel des Uebels lag eben darin, daß der Privatkapitalismus die Produktion und Güterverteilung in enorme Schwierigkeiten, Fehler, Verluste und Gefahren verwickelte, während die nationale Kapitalverwaltung alles einfach, sicher und nutzbringend gestaltet."

„So braucht man also unsre vermögenden Vorfahren nicht für Ungeheuer zu halten, um die tragischen Folgen ihres Wirtschaftssystems zu erklären?"

„Keineswegs. Wahrscheinlich waren die Kapitalisten nicht besser und nicht schlechter als andre Leute und wehrten sich, so gut sie konnten, gegen den verderblichen Einfluß eines Systems, das den Himmel selbst in eine Hölle verwandelt haben würde, wenn es noch fünfzig Jahre am Ruder geblieben wäre."

Marianne erklärt die Ueberproduktion.

„Nun genug, Margarete," sagte der Lehrer. „Wir wollen jetzt Marianne bitten, den Gegenstand noch weiter zu beleuchten. Wenn das Gewinnsystem eine derartige Wirkung gehabt hat, sind wir darauf vorbereitet, zu hören, daß sich in den Händen der Profitnehmer bedeutende Vorräte anhäuften, welche sie gern verkaufen wollten. Daneben stand die große Menge der Produzenten dieser Güter; sie bedurften der Vorräte aufs dringendste, waren aber außer stande, sie zu kaufen. Wie stimmt diese Theorie mit den Thatsachen überein, welche uns die Geschichtsbücher erzählen?"

„So gut," erwiderte Marianne, „daß man beinahe denken könnte, Sie hätten sie gelesen." Die ganze Klasse lachte und ich auch.

„Dann beschreibe uns den damaligen Zustand der Dinge, ohne unnütze Späße zu machen — denn unsern Vorfahren war die Sache durchaus nicht spaßhaft. Haben unsre Urgroßväter schon erkannt, daß dieser Ueberfluß an Gütern, im Verhältnis zu den Käufern, die vorhanden waren, die wirtschaftliche Entwicklung hinderte?"

„Sie haben dieselbe als die hauptsächlichste und dauerndste Störung des Wirtschaftslebens erkannt und fortwährend über schlechte Zeiten, Handelsstockungen und Ueberfüllung des Marktes geklagt. Manchmal gab es sogenannte gute Zeiten, in denen das Geschäft etwas lebhafter ging, aber im besten Fall war die Lage der großen Masse des Volkes nach unsern Begriffen unbeschreiblich elend."

„Mit welchem Ausdruck bezeichneten sie es gewöhnlich, wenn mehr Waren auf den Markt kamen, als verkauft werden konnten?"

„Ueberproduktion."

„Sollte das bedeuten, daß wirklich mehr Lebensmittel, Kleider und andre wünschenswerte Dinge produziert wurden, als das Volk brauchen konnte?"

„O nein! Die meisten Menschen waren immer in Not. Gerade wenn der Geschäftsbetrieb wegen Ueberproduktion stockte, waren sie im bittersten Elend. Wenn das Volk im stande gewesen wäre, zu den

überproduzierten Waren zu gelangen, hätte es sie alle in einem Augenblick verbraucht und laut nach mehr geschrieen. Das Schlimme war eben, daß der Preis, den die Produzenten für ihre Waren erhielten, bei weitem nicht ausreichte, um sie zurückzukaufen, wenn sie mit dem Profit der Fabrikanten und Kaufleute belastet waren."

„Womit haben unsre Geschichtsschreiber den Zustand der damaligen Gesellschaft unter dem Gewinnsystem verglichen?"

„Mit dem Zustand eines Menschen, der an chronischer Magenschwäche leidet — eine Krankheit, die bei unsern Vorfahren sehr häufig vorkam."

„Bitte, führe den Vergleich näher aus."

„Ein Kranker, der an Magenschwäche litt, konnte die Nahrung dem Körper nicht assimilieren. Wenn auch alle Leckerbissen der Welt ihm erreichbar waren, schwand er doch langsam dahin, weil seine Verdauungsthätigkeit gelähmt war; der Patient fühlte fortwährend das Unbehagen eines überladenen Magens und konnte doch nicht einmal genug essen, um seine Lebenskräfte zu erhalten. Die wirtschaftliche Lage einer Gemeinschaft unter der Herrschaft des Gewinnsystems bildete eine genaue Analogie zu dem Zustand eines solches Dyspeptikers. Die Masse des Volkes mußte Mangel leiden, während sie sehr wohl im stande war, das zu produzieren, was sie brauchte. Das Gewinnsystem erlaubte aber dem Volke nicht, zu konsumieren, was es produzierte, und noch weniger so viel zu produzieren, wie es konnte. Kaum fingen die Menschen an, ihren Hunger zu befriedigen, so litt der ganze Geschäftsverkehr an den Schmerzen eines verdorbenen Magens und allen Symptomen der gestörten Verdauung, die nur durch eine Hungerkur wieder hergestellt werden konnte. Nach einer Weile wurde dann derselbe Versuch mit dem nämlichen Erfolg wiederholt, und so ging es immer weiter."

„Kannst du uns erklären, warum man eine so falsche Bezeichnung wie ‚Ueberproduktion' auf Verhältnisse anwendete, die einer Hungersnot viel ähnlicher sahen? Warum man meinte, daß ein Zustand, der so augenscheinlich die Folge gezwungener Enthaltsamkeit war, von Uebersättigung herrühre? Das ist ja ebenso falsch, wie wenn bei einem Todesfall aus Mangel an Nahrung die Diagnose auf Tod durch Unmäßigkeit lautet."

„Das geschah deshalb, weil die gebildeten Klassen, welche allein mitreden durften, die Wirtschaftsfrage lediglich vom Standpunkt der Kapitalisten aus betrachteten und auf die Interessen des Volkes gar keine Rücksicht nahmen. Von diesem Standpunkt aus war Ueberproduktion vorhanden, wenn die Produkte durch den Gewinn des Kapitalisten so teuer geworden waren, daß das Volk sie nicht mehr kaufen konnte, und deshalb nannte es der Nationalökonom, der in des Reichen Interesse schrieb, bei diesem Namen. Die einzige Frage, um die es sich handelte, war der Zustand des Marktes und nicht der des Volks. Es war den Kapitalisten ganz gleich, ob das Volk Hunger litt oder im Ueberfluß schwelgte. Ihr Grundsatz: ‚Die Nachfrage beherrscht das Angebot, und das Angebot muß der Nachfrage entsprechen', bezog sich in keiner Weise auf die Bedürfnisse, denen das Volk nachfragte, sondern auf den Markt, der nichts andres war als eine künstliche Erfindung des Gewinnsystems."

„Was war denn eigentlich der Markt?"

„Alle Leute, die Geld hatten, bildeten zusammen den Markt. Wer wenig Geld hatte, spielte eine entsprechend kleine Rolle, und wer gar keins besaß, war für den Markt nicht vorhanden. Die Bedürfnisse des Marktes waren die Bedürfnisse derjenigen, welche sie bezahlen konnten. Die übrigen Menschen hatten auch sehr viele Bedürfnisse, aber kein Geld, darum zählten sie nicht mit, wenn auch ihr Verhältnis zu den Reichen wie hundert zu eins gewesen wäre. Der Markt war genügend versorgt, wenn alle, die kaufen konnten, genug hatten, einerlei ob die meisten Menschen sehr wenig und viele gar nichts empfingen. Der Markt war überfüllt, wenn mehr da war, als die Reichen brauchen konnten, wenn auch zerlumpte und hungernde Volkshaufen in den Straßen lärmten."

„Würde heutzutage noch so etwas möglich sein? Könnte es volle Kaufhäuser geben und daneben ein schlecht gekleidetes und darbendes Volk?"

„Gewiß nicht. Ehe nicht jeder voll befriedigt wäre, gäbe es jetzt keine Ueberproduktion. Bei unserm System kann es nirgends zu wenig geben, so lange es irgendwo zu viel giebt. Aber das alte System hatte keine Blutzirkulation."

„Wie nannten unsre Vorfahren die wirtschaftlichen Störungen, die sie der Ueberproduktion zuschrieben?"

„Diese nannten sie Geschäftskrisen. Das heißt, es gab einen chronischen Zustand der Ueberfüllung, den man eine chronische Krisis nennen konnte. Von Zeit zu Zeit aber häuften sich die Rückstände aus dem Mißverhältnis zwischen Nachfrage und Angebot derart an, daß jedes Geschäft stockte. Wenn das geschah, sagten sie, eine ‚Panik' wäre eingetreten, weil dieser Zustand blinden Schrecken hervorrief."

„Welchen Ursachen schrieben sie diese Krisen zu?"

„Allen möglichen Ursachen, nur nicht den einzig wahren. Es scheint, daß die Litteratur sich damals aufs eingehendste mit der Sache beschäftigt hat. Im Museum stehen ganze Bretter voll Bücher darüber, und ich habe versucht, sie zu lesen oder wenigstens oberflächlich durchzugehen. Wenn diese Bücher nicht in so trockenem Stil geschrieben wären, könnten sie recht unterhaltend sein. Die Verfasser vermeiden

die natürliche und in die Augen springende Erklärung der Thatsachen, von denen sie reden, mit ganz merkwürdiger Geschicklichkeit. Sie verirren sich sogar in die Astronomie."

„Wie meinst du das?"

„Ich fürchte, die ganze Klasse wird denken, ich erzähle Märchen; aber es ist ein Faktum, daß eine der verbreitetsten Theorien zur Erklärung der immer wiederkehrenden Geschäftsstockungen sich auf die Sonnenflecken bezog. Während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geschah es, daß in Zwischenräumen von zehn oder elf Jahren mehrere sehr schwere Krisen die Geschäftswelt erschütterten. Nun hatte aber auch die Sonne ungefähr alle zehn Jahre die meisten Flecken, und ein berühmter englischer Nationalökonom folgerte daraus, daß die Krisen von den Sonnenflecken veranlaßt wären. Später konnte diese Lösung der Frage die Menschen nicht mehr befriedigen, und sie gingen zur Theorie vom Mangel an Vertrauen über."

„Und was war das?"

„Diese Theorie ist mir nicht ganz klar geworden; aber jedenfalls war es kein Wunder, wenn sich bei einem Wirtschaftssystem, das solche Früchte zeitigte, ein großer Mangel an Vertrauen entwickelte."

„Ich fürchte, Marianne, du bringst der Art, wie unsre Vorfahren die Sache studierten, zu wenig Teilnahme entgegen, und ohne Teilnahme können wir andre nicht verstehen."

„Wahrscheinlich kann ich sie nicht verstehen, weil sie so ganz anders waren."

Die ganze Klasse kicherte, und Marianne durfte sich setzen.

Johann spricht über die Konkurrenz.

„Nun wollen wir dir ein paar Fragen vorlegen, Johann. Wir haben gesehen, wie das Gewinnsystem zur Folge hatte, daß die Produkte der Kaufkraft des Volkes entzogen wurden, und wie dadurch eine chronische Ueberfüllung des Marktes eintrat. Welcher Hauptcharakterzug im Geschäftsverkehr unsrer Vorfahren entwickelte sich aus diesem Grunde?"

„Meinen Sie die Konkurrenz?"

„Was war die Konkurrenz? und woher stammte sie, besonders unter den Kapitalisten?"

„Sie stammte, wie Sie schon gesagt haben, aus der ungenügenden Konsumtionskraft der großen Menge, die hinwiederum aus dem Gewinnsystem stammte. Wenn die Kaufkraft der Arbeiter und Produzenten so groß gewesen wäre, daß sie den Teil aller Waren an sich nehmen konnten, welcher ihrer Anzahl entsprach, dann würde der Markt in kürzester Zeit und ohne Anstrengung seitens der Verkäufer geräumt worden sein. Die Käufer hätten die Verkäufer aufgesucht, und ihre Zahl wäre groß genug gewesen, alles zu verbrauchen. Da aber die Kaufkraft der Massen durchaus nicht hinreichte, um alle Waren des Marktes aufzukaufen, entstand natürlich ein großer Wettkampf unter den Kapitalisten, weil jeder die Kauflust der wenigen Zahlungsfähigen auf seine Waren lenken wollte. Im ganzen wurde trotzdem nicht für einen Dollar mehr gekauft, solange das Volk nicht mehr Geld in die Hände bekam, aber man konnte doch die Richtung ändern, in der das wenige verausgabt wurde — und dies war das einzige Ziel und Streben der Konkurrenz. Unsre Vorväter hielten sie für etwas sehr Gutes und meinten, sie belebe den Handel, während die Konkurrenz nur ein Symptom der Folgen des Gewinnsystems war, das die Konsumtion lahm legte."

„Welche Methode wendeten denn die Kapitalisten an, um die Käufer zu locken?"

„In erster Linie baten sie dieselben aufs dringendste, zu ihnen zu kommen, und priesen ihre eignen Waren in ganz schamloser Weise an, während sie ihre Mitbewerber und deren Produkte in den Augen des Publikums verächtlich machten. Es war damals so allgemein Geschäftsregel, ohne jedes Bedenken die Dinge falsch darzustellen, daß man den Kaufleuten auch keinen Glauben schenkte, wenn sie einmal die Wahrheit sagten. Die Geschichte lehrt uns, daß zu allen Zeiten mehr oder weniger gelogen wurde, aber im neunzehnten Jahrhundert entwickelte sich durch die Konkurrenz diese Gewohnheit so stark, daß niemand ohne sie leben konnte. Unsre Großväter — und die mußten es doch noch wissen — sagten, das einzige Oel, mit dem man die Maschinerie des Gewinnsystems schmieren könne, wäre die Lüge — und darum wurde sie so eifrig betrieben."

„Und wie du sagst, war dieses Lügenmeer doch nicht im stande, die Konsumtion um eines Dollars Wert zu erhöhen?"

„Natürlich nicht. Nichts konnte den Konsum vergrößern als eine Vergrößerung der Kaufkraft des Volkes. Das Anpreisungssystem, oder, wie man es damals nannte, die Reklame, war weit davon entfernt, den Verkauf im ganzen zu heben; im Gegenteil, sie verringerte ihn!"

„Wie denn das?"

„Weil sie außerordentlich kostspielig war. Diese Kosten mußten dem Preis der Ware hinzugefügt und vom Konsumenten bezahlt werden, der deshalb viel weniger kaufen konnte, als wenn keine Reklame gemacht wurde und der Preis der Waren um die Reklamekosten niedriger war."

„Du sagst, daß nur durch Vergrößerung der Kaufkraft des Volkes die Konsumtion gehoben werden könnte. Nun wohl, unsre Vorväter behaupteten, die Konkurrenz erfülle gerade diesen Zweck; sie sei ein kräftiges Mittel, die Preise zu reduzieren und dem

Gewinn der Kaufleute eine Grenze zu stecken. Auf diese Weise mache sie es dem Volke möglich, mehr zu kaufen. War diese Ansicht richtig?"

„Nein," erwiderte Johann, „der Wettstreit der Kapitalisten untereinander, um die Käufer anzuziehen, veranlaßte sie allerdings, sich gegenseitig zu unterbieten; aber diese Preisverminderung, die oft sehr groß aussah, verbesserte die Lage des Volkes im großen Ganzen durchaus nicht, weil die Mittel, welche dabei angewendet wurden, den Vorteil wieder zu nichte machten."

„Du mußt uns das noch deutlicher erklären."

„Es war natürlich das Bestreben des Kaufmanns, die Preise so zu reduzieren, daß sein Gewinn dabei derselbe blieb. Nun gab es verschiedene Wege dieses Ziel zu erreichen. Der erste war: den Wert der Waren, die angeblich billiger verkauft wurden, zu verringern, was durch Verfälschung und schlechte Arbeit geschah. Auf allen Gebieten des Handels und der Industrie war im neunzehnten Jahrhundert dieses Verfahren gebräuchlich, so daß alle Verbrauchsartikel darunter zu leiden hatten. Es ging soweit, wie uns die Geschichtsschreiber sagen, daß sich niemand mehr wunderte, wenn der Gegenstand, den er gekauft hatte, ganz anders beschaffen war, als er aussah, und überhaupt nicht das war, wofür er ausgegeben wurde. Diese Kniffe verpesteten die ganze Handelsatmosphäre. Kapitalisten, die sich mit den wichtigsten Zweigen der Fabrikation beschäftigten, griffen zu dem Mittel, Waren anfertigen zu lassen, die nur kurze Zeit halten konnten, damit sie desto schneller erneuert werden mußten. Sogar ihre Maschinen waren betrügerischer Schein, denn sie bestanden aus verfälschtem Kupfer und Stahl. Selbst die stockblinden Leute jener Zeit täuschten sich nicht mehr über den Wert dieser Preisherabsetzung und bezeichneten die wohlfeileren Waren mit dem Ausdruck: ‚billig und schlecht'. Es ist ganz klar, daß der Konsument dabei für jeden Dollar, den er zu sparen glaubte, zwei bezahlen mußte. Ein Beispiel soll Ihnen beweisen, wie trügerisch diese niedrigen Preise waren: Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurden in Amerika ganz fabelhafte Erfindungen gemacht, um das Schuhwerk billiger herzustellen, und doch sagte man allgemein: wenn auch der Preis für Schuhe viel niedriger sei als vor fünfzig Jahren, während sie noch ganz mit der Hand gemacht wurden, so sei doch das Schuhwerk jetzt soviel schlechter, daß es in Wirklichkeit wenigstens ebenso teuer wäre wie früher."

„Waren denn Verfälschung und schlechte Arbeit die einzigen Kunstgriffe der Kaufleute bei dieser scheinbaren Herabsetzung der Preise?"

„Sie war noch auf zwei andern Wegen zu erreichen. Beim ersten rettete der Kapitalist seinen Gewinn dadurch, daß er den Lohn seiner Arbeiter um soviel verkürzte, als er den Preis niedriger setzen mußte. Dies war die Methode, welche am meisten im Schwunge war, und natürlich wurde hierbei die Kaufkraft des Volkes um ebensoviel verringert. Die Gruppe von Kapitalisten, welche die Preise niedriger stellte, erreichte auf diese Weise für kurze Zeit einen lebhaften Umsatz — bis andre Kapitalisten auch die Preise niedriger stellten. Schließlich war niemand damit geholfen, auch nicht den Kapitalisten. — Nun gab es aber noch eine dritte Art der Preisverringerung, die aus der Konkurrenz entsprang. Sie wurde durch allerhand Erfindungen und Arbeit sparende Maschinen erzielt, welche die Arbeiter überflüssig machten. Hier beruhte die Preisverringerung, ebenso wie bei der vorigen Methode, darauf, daß weniger Lohn gezahlt wurde, folglich verringerte sich auch auf diesem Wege die Kaufkraft der Gesellschaft, so daß der Vorteil der Preisherabsetzung null und nichtig war."

„Du hast uns gezeigt," sagte der Lehrer, „daß die Herabsetzung der Preise gewöhnlich auf Kosten der Produzenten oder Konsumenten geschah und den Gewinn des Kapitalisten nicht kleiner machte. Willst du damit sagen, daß die Konkurrenz nie die Wirkung hatte, den Gewinn des Unternehmers zu verringern?"

„Ohne Zweifel hat sie manchmal auch diese Wirkung gehabt, in Ländern, wo das Gewinnsystem schon so lange herrschte, daß sich überflüssiges Kapital angesammelt hatte, was die Kapitalanlage erschwerte; aber wenn aus solchen Gründen die Preise sanken, kam dieser Umstand gewöhnlich zu spät, um der Konsumtion des Volkes aufzuhelfen — selbst wenn die Kapitalisten bereit waren, Opfer zu bringen."

„Wieso zu spät?"

„Solange es noch möglich war, den Betrag der Preisverringerung an den Löhnen abzuziehen, wollten die Kapitalisten natürlich ihren Gewinn nicht opfern. Das heißt, sie entschlossen sich erst einen Teil ihres Profits aufzugeben, wenn die arbeitende Bevölkerung sich schon mit dem Mindestmaß an Lebensbedürfnissen begnügen mußte. Nun war die Preisreduktion vergebens — das Volk konnte keinen Vorteil mehr daraus ziehen; seine Kaufkraft war so erschöpft, daß sie einer Wiederbelebung nicht mehr fähig war. Nur wenn man die Waren ganz umsonst gab, konnte dem Volk geholfen werden. Daraus erklärt sich auch die Thatsache, daß im neunzehnten Jahrhundert die Preise in den Gegenden am niedrigsten waren, wo die hoffnungsloseste Armut herrschte. Es war immer ein schlechtes Zeichen für die wirtschaftliche Lage einer Gemeinschaft, wenn die Kapitalisten sich entschließen mußten, große Opfer zu bringen, ein Zeichen, daß die arbeitenden Massen bereits so lange ausgepreßt worden waren, bis es nichts mehr auszupressen gab."

„So wurden also im ganzen genommen die Uebelstände des Gewinnsystems durch die Konkurrenz gar nicht vermindert?"

„Ich glaube, es ist uns klar geworden, daß sie eine traurige Verschlimmerung desselben war. Der verzweifelte Kampf der Kapitalisten um einen Anteil an dem spärlichen Marktgewinn, den ihre eignen Maßnahmen so verringert hatten, trieb sie zu Betrügerei und Grausamkeit, ja er erstickte jedes Gefühl in einer Weise, wie es bei menschlichen Wesen nur unter so schwerem Druck vorkommen kann."

„Was war denn im allgemeinen die Wirkung der Konkurrenz?"

„Sie beeinflußte alle Zweige der Industrie und wirkte mit der Zeit auf alle Klassen der Gesellschaft, Kapitalisten und Nichtkapitalisten, so sicher und unaufhaltsam niederziehend, wie die Schwerkraft. Bei denen, die am wenigsten Kapital hatten, machte sich diese Wirkung zuerst fühlbar. Die Lohnarbeiter, die gar keins hatten, und die kleinen Landwirte, die fast nichts besaßen, litten unter der nämlichen Schwierigkeit; die einen mußten um jeden Preis Absatz für ihre Produkte suchen, die andern hatten Mühe, irgend welche lohnende Arbeit zu bekommen. Diese Klassen waren die ersten Opfer des verzweifelten Kampfes um den Verkauf, auf einem Markt der von Waren und Menschen überfüllt war. Zunächst kamen die kleinen Kapitalisten daran, bis schließlich nur die reichsten übrig blieben, und diese fanden es nötig, sich dadurch vor dem Untergang zu retten, daß sie ihre Interessen vereinigten. Es ist ein charakteristisches Merkmal der Zeit, die dem großen Umsturz voranging, daß die Kapitalisten ihre Zuflucht in der Vereinigung zu großen Syndikaten und Handelsringen suchten."

„Wenn nun der Umsturz das Fortschreiten dieser Vorgänge nicht unterbrochen hätte, würde dann ein System, bei welchem das Kapital und der ganze Geschäftsverkehr in den Händen einer kleinen Anzahl von Kaufleuten vereinigt waren, nicht besser für die Gesellschaft gewesen sein, als die Konkurrenz und ihre Folgen?"

„Diese Art Konsolidation würde jedenfalls zu einer unleidlichen Tyrannei geworden sein; hätte die Nation dies Joch auf sich genommen, so würde sie es wohl schwerlich je wieder abgeschüttelt haben. Eine Vereinigung der Geldaristokratie, wie sie dem Handel zur Zeit des Umsturzes drohte, wäre für die Wohlfahrt des Volkes viel gefährlicher gewesen als die Konkurrenz. Aber, was die unmittelbaren Folgen beider Systeme anbetrifft, so hätte vielleicht das Privatkapital in Form der Konsolidation einige Vorzüge gehabt. Da sie eine Selbstherrschaft darstellte, hätte hie und da ein wohlwollender Despot besser sein können als das System, so daß er die Möglichkeit gehabt hätte, die Lage des Volkes etwas glücklicher zu gestalten — und das war bei der Konkurrenz unmöglich."

„Ich verstehe dich nicht."

„Ich meine, daß der Kapitalist unter der Herrschaft des Konkurrenzsystems gezwungen war, seine besseren Gefühle zu unterdrücken, wenn er welche hatte. Er konnte nicht besser sein als das System; bei jedem Versuch der Art erdrückte ihn die Konkurrenz. Wenn er mit seinen Gegnern nicht Schritt hielt, ging er zu Grunde. Jedes schändliche oder grausame Verfahren seiner Nebenbuhler mußte er nachahmen, wenn er im Kampf nicht unterliegen wollte. Der schlechteste, gemeinste und schändlichste von allen, derjenige, welcher seine Angestellten am schamlosesten ausbeutete, seine Waren am geschicktesten verfälschte und lügnerisch anzupreisen verstand, gab für alle den Ton an."

„Wenn du im Anfang der revolutionären Bewegung gelebt hättest, würdest du also nicht mit den Reformatoren übereingestimmt haben, die es für ein Unglück hielten, wenn die großen Monopole der Konkurrenz ein Ende gemacht hätten?"

„Ich weiß nicht, ob ich in diesem Fall klüger gewesen wäre als meine Zeitgenossen," erwiderte Johann, „aber wenn ich auch den Monopolisten dafür dankbar gewesen wäre, daß sie die Konkurrenz vernichteten, so würde ich doch mit großem Eifer zum Sturz der Monopolisten beigetragen haben, um dem Nationalkapitalismus Platz zu machen."

Robert spricht von dem Ueberfluß an Menschen.

„Nun kommst du an die Reihe, Robert," sagte der Lehrer. „Johann hat von dem Ueberfluß an Gütern gesprochen, welcher die Kapitalisten zu einem Wettkampf untereinander veranlaßte, der sehr verhängnisvolle Folgen für das Volk hatte. Außer diesem entstand aber noch ein andrer Ueberfluß aus dem Gewinnsystem. Kannst du uns sagen, welcher?"

„Ein Ueberfluß an Menschen," erwiderte Robert. „Der Mangel an Kaufkraft des Volkes, sei es aus Mangel an Arbeit oder wegen zu niedriger Löhne, bedeutete geringere Nachfrage nach Produkten, und das bedeutete wieder weniger Arbeit für die Produzenten. Wo es überfüllte Warenhäuser gab, wurden die Fabriken geschlossen, und Scharen von Arbeitern mußten müßig gehen, das heißt der Ueberfluß auf dem Gütermarkt veranlaßte Ueberfluß auf dem Menschenmarkt. Und wie die Ueberproduktion die Konkurrenz erzeugte, so erzeugte der Ueberfluß an Arbeitskraft einen ebenso verzweifelten Kampf unter der Menge, die Arbeit suchte. Der Kapitalist, welcher für seine Waren keine Käufer fand, verlor nur sein Geld, während die Arbeiter, welche ihre Kraft und

Geschicklichkeit, das einzige was sie besaßen, nicht verkaufen konnten, verhungern mußten. Der Kapitalist konnte auf den nächsten Markt warten, wenn seine Produkte haltbar waren; der Arbeiter mußte sofort einen Käufer finden, oder sterben. Und in Anbetracht dieser seiner Unfähigkeit, auf einen Käufer zu warten, war der Landwirt, obgleich in seinem Betriebe ein Kapitalist, wenig besser daran als der Taglöhner; denn er war bei der Kleinheit seines Kapitals ebensowenig im stande, mit seinem Erzeugnis zu warten, wie der Arbeiter mit seiner Arbeit. Diese Zwangslage — für den Lohnempfänger, seine Kraft zu verkaufen sofort und unter jeder Bedingung, wie für den kleinen Besitzer, sein Erzeugnis zu verwerten — bot den großen Kapitalisten die Handhabe, unerbittlich den Arbeitslohn und die Preise, die den eigentlichen Erzeugern für ihre Erzeugnisse gezahlt wurden, herunterzudrücken."

„Bestand denn dieser Ueberfluß an Menschen nur unter den Lohnarbeitern und kleinen Landwirten?"

„Im Gegenteil, Handel und Gewerbe, jede Kunst und jeder Beruf, auch der allergelehrteste, hatten Ueberfluß an Menschen. Jeder neue Ankömmling wurde mit scheelen Augen angesehen; er war ein Gegner mehr im Kampf ums Dasein, der schon schwer genug war. Unmöglich konnte damals irgend ein Mensch rechte Befriedigung in seiner Arbeit finden, wenn sie auch noch so anstrengend und aufopferungsvoll war. Gewiß hat ihn der Gedanke unaufhörlich verfolgt, ob es nicht besser sei, einem andern die Arbeit und auch den Lohn zu überlassen, da doch weder Arbeit noch Lohn für alle vorhanden war."

„Haben denn unsre Vorfahren gar kein Verständnis für diese Dinge gehabt? Erkannten sie nicht, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse fehlerhaft sein mußten, wenn ein solcher Ueberfluß an Menschen entstehen konnte?"

„Gewiß erkannten sie dies," erwiderte Robert. „Sie waren sogar sehr unglücklich darüber. Viele Schriftsteller erörterten die Frage, warum die Arbeit in der Welt denn nicht für alle reichte, da doch Armut und Not auf Erden ein Zeichen sei, wie viel noch immer zu thun wäre. Die Kongresse und gesetzgebenden Körper beauftragten eine Kommission gelehrter Männer nach der andern, die Sache gründlich zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten."

„Und haben diese Gelehrten die wahre Ursache herausgefunden? Haben sie erklärt, daß es eine notwendige Folge des Gewinnsystems sei, wenn die Kluft zwischen Produktion und Konsumtion immer größer würde?"

„O nein! Das Gewinnsystem zu tadeln wäre Gotteslästerung gewesen! Die Gelehrten nannten es ein Problem — das Problem der Arbeitslosigkeit — und gaben die Lösung des Rätsels auf. Unsre Vorfahren liebten es, einer Frage auf diese Weise aus dem Wege zu gehen, wenn sie unfähig waren, dieselbe zu beantworten, ohne gesetzlich feststehende Interessen zu verletzen. Sie galt ihnen für so unerforschlich wie die Vorsehung."

„Aber gab es nicht einen Philosophen, Robert, einen Engländer, der dem Ueberfluß an Menschen auf den Grund ging? Er hat den einzigen Weg angegeben, wie derselbe vermieden werden konnte, auch wenn das Gewinnsystem beibehalten wurde. Kannst du mir seinen Namen nennen?"

„Nicht wahr, Sie meinen Malthus?"

„Ja. Welchen Vorschlag machte er?"

„Er riet den armen Leuten, lieber nicht geboren zu werden, das sei der beste Weg, nicht zu verhungern. Mit andern Worten: er riet den Armen, keine Kinder in die Welt zu setzen. Wie Sie sagten, war dieser Mann der einzige von der ganzen Gesellschaft, der dem Gewinnsystem auf den Grund ging und erkannte, daß auf Erden kein Raum war für dieses System und die Menschheit zugleich. Da er das Gewinnsystem für eine von Gott verordnete Notwendigkeit hielt, konnte er gar nicht im Zweifel darüber sein, daß unter den Umständen die Menschheit den Platz räumen müsse. Man nannte Malthus einen gefühllosen Philosophen — vielleicht war er das auch, aber solange das Gewinnsystem auf Erden herrschte, wäre es ein Akt der Menschlichkeit gewesen, die rote Fahne auszuhängen, um alle Seelen vor der Landung auf unserm Planeten zu warnen."

Emilie zeigt, wie notwendig Abzugsröhren sind.

„Ich bin ganz deiner Meinung, Robert," sagte der Lehrer. „Und nun, Emilie, wollen wir dich bitten, uns in dieser interessanten, wenn auch nicht erfreulichen Betrachtung weiter zu führen. Das Wirtschaftssystem der Produktion und Güterverteilung kann man sehr gut mit einem Wasserbehälter vergleichen, der ein Zuflußrohr (die Produktion) und ein Ableitungsrohr (die Konsumtion) hat. Wenn der Behälter richtig konstruiert ist, können beide Rohre ihren Zweck erfüllen, so daß man ebensoviel Wasser ablassen, wie einpumpen kann, und nichts dabei überfließt. Bei dem Gewinnsystem unsrer Vorfahren war es aber anders. Statt dasselbe zu leisten wie das Zuflußrohr (die Produktion), wurde das Ableitungsrohr (die Konsumtion) zur Hälfte oder zu zwei Dritteln durch die Schleuse des Kapitalistengewinns verschlossen, so daß es nur die Hälfte oder ein Drittel des Wasservorrats ablassen konnte, der durch das Zuflußrohr eingepumpt worden war. Nun sage mir, Emilie, welches die natürliche Folge sein

muß, wenn Zufluß und Abfluß bei einem Wasserbehälter nicht übereinstimmen?"

„Dann würde sich jedenfalls der Wasserbehälter zu sehr anfüllen," antwortete Emilie. „Man würde gezwungen sein, die Leistung des Zuflußrohrs zu verringern, das heißt, sie auf die Leistungsfähigkeit des Ableitungsrohrs zu beschränken."

„Wenn aber diese Maßregel den Umfang des Ableitungsrohrs (Konsumtion) noch mehr verkleinerte, dadurch daß es den arbeitenden Klassen selbst die geringe Kaufkraft entzog, die sie in Form von Lohn und Ertrag ihrer Produkte noch besaßen?"

„Wenn das der Fall ist," sagte Emilie, „wenn dadurch nur die Produktion gehemmt wird und der Konsum nicht vergrößert, dann bleibt nichts andres mehr übrig, als die Abzugsröhren zu öffnen."

„Ganz recht. Nun können wir uns auch vorstellen, was für eine wichtige Rolle die Abzugsröhren im Wirtschaftssystem unsrer Vorväter gespielt haben. Unter ihrem System verkaufte die Hauptmasse des Volks seine Arbeit und seine Produkte den Kapitalisten, konnte aber nur einen kleinen Teil derselben konsumieren — das übrige blieb in den Händen der Unternehmer. Da es aber nur eine kleine Anzahl von Kapitalisten gab, konnte durch ihre Bedürfnisse nur ein winziger Teil der aufgehäuften Produkte verbraucht werden, und doch mußten sie dieselben los werden, sonst stockte der Handel. Die Kapitalisten allein konnten ja über die Größe der Produktion entscheiden und hatten natürlich keine Veranlassung, noch mehr Güter anzuhäufen, die sie nicht verkaufen konnten. Je mehr nun aber die Produktion erschlaffte, desto schneller verminderte sich die Konsumtion des Volkes; es fand keine Arbeit, niemand kaufte seine Produkte, und die Ueberfüllung in den Lagerräumen der Kapitalisten wurde immer größer, denn die Kaufkraft des Volkes war erschöpft. Was thaten nun die Kapitalisten, nachdem alle ihre eignen Bedürfnisse befriedigt waren, um diesen Ueberfluß zu verwenden, und Raum für neue Produktion zu schaffen?"

„Wenn die überflüssigen Produkte der Ueberfüllung abhelfen sollten," antwortete Emilie, „dann mußten sie natürlich in einer Art verwendet werden, die nichts einbrachte. Sie mußten vollständig vergeudet werden — wie Wasser, das man ins Meer gießt. Das geschah dadurch, daß man Arbeiterklassen, die sich mit unfruchtbaren Unternehmungen beschäftigten, unterstützte. Es gab zweierlei Arten von dieser unfruchtbaren Arbeit: die erste bestand in den nutzlosen Unternehmungen der gewerblichen und kaufmännischen Konkurrenz; die zweite wurde zum Zweck und im Dienste des Luxus unternommen."

„Sage uns zuerst etwas über die fruchtlose Arbeit, welche die Konkurrenz veranlaßte."

„Sie entstand durch Unternehmungen auf dem Gebiet des Handels und der Industrie, für die keinerlei Bedürfnis vorhanden war. Ihr Zweck war einzig und allein, dem Geschäft des einen Kapitalisten durch das des andern den Rang abzulaufen."

„Und verursachte das eine große Vergeudung?"

„Man kann ermessen, wie groß die Vergeudung war, wenn man bedenkt, daß damals allgemein gesagt wurde: fünfundneunzig Prozent aller gewerblichen und kaufmännischen Unternehmungen schlügen fehl, das heißt, die Unternehmer verlören ihr Anlagekapital, weil sie für Bedürfnisse arbeiteten, die nicht vorhanden waren, oder für die schon in ausreichender Weise gesorgt war. Wenn dies Zahlenverhältnis annähernd richtig ist, kann man sich einen Begriff davon machen, was für Unsummen von angehäuftem Gewinn bei dieser Art von Konkurrenz vergeudet wurden. Man darf auch nicht vergessen, daß ebensoviel Kapital verloren ging, wenn es einem Kaufmann gelang, den andern in seinem Geschäft auszustechen, nur war in diesem Fall der Verlust auf seiten des ersten Unternehmers, während im andern Fall der zweite sein Kapital verlor. In jedem einigermaßen kultivierten Lande gab es in allen Geschäftszweigen viel mehr Unternehmungen als das Geschäft verlangte, und nur der geringste Teil aller angelegten Kapitalien trug Zinsen. Man konnte nur neues Kapital anlegen, wenn man das alte, schon angelegte, verdrängte und vernichtete. Die immer neu anwachsende Masse des Gewinns, der einen Markt suchte, welcher doch durch eben diesen Gewinn verstopft war, veranlaßte einen leidenschaftlichen Kampf unter den Kapitalisten, der nach allem, was wir davon gehört haben, so verheerend wirkte wie eine Feuersbrunst."

„Nun sage uns etwas über die andre große Gewinnverschwendung, durch welche der Ueberfluß in dem Wasserbehälter so verringert wurde, daß die Produktion doch weiter gehen konnte — ich meine die Benützung des Gewinns zur Anstellung von Arbeitern im Dienste des Luxus. Was verstand man unter Luxus?"

„Wenn man von dem Zustand der Gesellschaft vor der Revolution spricht, so bedeutet der Ausdruck Luxus die Güterverschwendung, welche die Reichen trieben, um sich einen verfeinerten Sinnengenuß zu bereiten, während die Masse des Volkes selbst an den nötigsten Lebensbedürfnissen Mangel litt."

„Nenne uns einige Beispiele von dem Luxus und der Verschwendung, welchen die Kapitalisten frönten!"

„Sie thaten es auf alle mögliche Art; zum Beispiel bauten sie sich kostbare Paläste als Wohnung und statteten sie mit königlicher Pracht aus, sie hielten sich große Dienerscharen, genossen die seltensten Speisen und Getränke, hatten schöne Equipagen und Vergnügungsboote, auch prächtige Kleider und herrliche

Edelsteine in großer Menge. Man strengte seine Erfindungsgabe an, um allerlei Veranstaltungen zu treffen, die es den Reichen ermöglichen sollten, den Ueberfluß zu verprassen, um dessentwillen das Volk darbte. Eine ungeheure Arbeiterschar war fortwährend beschäftigt, zahllose Artikel zu fabrizieren, die der Eitelkeit und Prunksucht der Reichen dienten, während die Arbeiter selbst das Nötigste entbehrten."

„Welchen Eindruck macht dieser Luxus vom moralischen Standpunkt aus?"

„Hätte sich das gesamte Gemeinwesen in einem Wohlstand befunden, der allen seinen Gliedern gestattete, den gleichen Luxus zu genießen," erwiderte das Mädchen, „so würde es sich nur darum handeln, ob man Geschmack daran fände. Aber die ungeheure Güterverschwendung der Reichen, in Gegenwart einer armen notleidenden Bevölkerung, zeugte von einer Unmenschlichkeit, wie man sie bei zivilisierten Völkern nicht für möglich halten würde, wären die Thatsachen nicht vollkommen verbürgt. Man denke sich nur eine Gesellschaft, die bei einem Gastmahl an reich besetzter Tafel sitzt, während rings auf dem Boden und in allen Ecken des Saales eine Anzahl ihrer Mitgeschöpfe umherliegen und mit gierigen Blicken jedem Bissen folgen, den die Schmausenden zum Munde führen! — Genau so machten es aber die Reichen in den großen Städten von Amerika, Frankreich, England und Deutschland vor der Revolution; bloß mit dem Unterschied, daß die Hungrigen und Notleidenden nicht drinnen im Bankettsaal waren, sondern draußen vor der Thür auf der Straße."

„Sagte man aber denn nicht, um den Luxus der Kapitalisten zu entschuldigen, daß sie auf diese Weise vielen Leuten Arbeit verschafften, die sonst keine erhalten hätten?"

„Und warum fehlte es ihnen denn an Beschäftigung? Weshalb waren die Leute froh, wenn sie für die luxuriösen Vergnügungen und Genüsse der Reichen arbeiten durften? Weshalb gaben sie sich zu den untergeordnetsten und entwürdigendsten Diensten her? — Einzig und allein, weil diese selben Kapitalisten durch den Gewinn, welchen sie nahmen, die Konsumtionskraft des Volkes weit unter seine Produktionskraft herabdrückten. Sie schränkten dadurch zugleich das Feld der produktiven Arbeit ein, auf dem, unter einem vernünftigen Wirtschaftssystem, jedermann Beschäftigung gefunden hätte, bis alle Bedürfnisse befriedigt waren, wie das heutzutage der Fall ist. Wenn die Kapitalisten für ihre luxuriösen Ausgaben die Entschuldigung vorbrachten, die Sie erwähnt haben, so beriefen sie sich nur auf die Folgen eines Unrechts, um ein neues begehen zu können."

„Die Sittenprediger haben zu allen Zeiten den Luxus der Reichen verurteilt," sagte der Lehrer. „Weshalb hat denn ihr Tadel keine Besserung zur Folge gehabt?"

„Weil sie die wirtschaftliche Seite der Frage übersahen. Sie begriffen nicht, daß, solange das Gewinnsystem herrschte, die Verschwendung des Gewinnüberschusses durch unproduktive Ausgaben eine wirtschaftliche Notwendigkeit war, wenn die Produktion weiter fortgehen sollte, wie Sie das an dem Beispiel mit dem Wasserbehälter klar bewiesen haben. Die Gewinnverschwendung durch den Luxus war in wirtschaftlicher Hinsicht so unentbehrlich, wie zum Beispiel in gewissen Krankheiten eine offene Eiterbeule, um die unreinen Säfte aus dem Körper zu entfernen. Bei unserm System der gleichen Güterverteilung ist der Gesamtbesitz des Gemeinwesens an alle Glieder gleichmäßig verteilt, wie das Blut in einem gesunden Körper. Unter dem alten System aber sammelte sich der Besitz in den Händen einer kleinen Minderheit an und verlor dadurch seine lebenspendende Kraft; wie das Blut, wenn es sich in bestimmten Organen staut, zu einem Gift wird, dessen man sich um jeden Preis entledigen muß. Der Luxus läßt sich daher mit einem Geschwür vergleichen, das offen gehalten werden mußte, wenn das Gewinnsystem überhaupt Bestand haben sollte."

„Du sagst," warf der Lehrer ein, „daß die Produktion keinen Fortgang hätte haben können, wenn nicht der Ueberfluß an Gewinn durch unproduktive Ausgaben auf irgend eine Weise verschwendet worden wäre. Aber hätten sich denn nicht die, welche den Gewinn hatten, eine verständigere Art ausdenken können, ihn zu verbrauchen? Gab es kein besseres Mittel dazu, als die bloße Konkurrenz, bei der einer den andern verdrängte, oder die Güterverschwendung im verfeinerten Sinnengenuß, welche obendrein, in Gegenwart der notleidenden Menge, so wenig menschenfreundlich war?"

„Gewiß. Es wäre weit menschenfreundlicher und weniger entsittlichend gewesen, hätten sich die Kapitalisten auf andre Weise ihres Ueberflusses entledigt. Sie brauchten nur von Zeit zu Zeit ein großes Feuer anzuzünden, um dem Gotte ‚Gewinn' ein Brandopfer zu bringen, wenn sie nicht vorzogen, mit ihren Schätzen ins Meer hinauszufahren und sie zu versenken, wo es am tiefsten war."

„Es läßt sich nicht leugnen, daß ein solches periodisches Opferfeuer oder die Sitte, überflüssige Güter ins Wasser zu versenken, den Göttern und Menschen angenehmer gewesen wäre, als das Schwelgen in einem Luxus, der dem bitteren Mangel der Massen Hohn sprach. Welchen Einfluß aber hätte dies Verfahren auf das Wirtschaftssystem gehabt?"

„Einen weit vorteilhafteren, nicht nur in sittlicher, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung. Durch Konkurrenz und Luxus wurde der überflüssige Gewinn

nur langsam und allmählich aus der Welt geschafft; in der Zwischenzeit aber stockte die Gewerbethätigkeit, und die Arbeiter mußten müßig dastehen und warten, bis der Ueberschuß sich so verringerte, daß wieder Raum für neue Produktion entstand. Wurde dagegen der Ueberschuß rasch zerstört, sobald er sich bemerklich machte, so konnte der Betrieb ohne Unterbrechung fortgesetzt werden."

„Wie steht es denn aber mit den Arbeitern, welche die Luxusgegenstände für die Kapitalisten fabrizierten? Hätten sie nicht ihre Beschäftigung verloren, wenn der Luxus abgeschafft wurde?"

„Im Gegenteil; wenn ein regelmäßiges Opferfeuer eingeführt worden wäre, hätten sie fortwährend Arbeit gehabt, um neues Material zu produzieren, das in die Glut geworfen wurde. Das wäre noch eine viel würdigere Beschäftigung gewesen, als den Kapitalisten dazu behilflich zu sein, daß sie die Erzeugnisse der Gewerbethätigkeit ihrer Brüder im Taumel des Genusses verzehren konnten. Doch hätte ein solches Opferfeuer, wenn es an Stelle des Luxus getreten wäre, vielleicht noch größeren Nutzen gestiftet. Nachdem die Nation dem Gewinn einige dieser jährlichen Brandopfer gebracht hatte, ja möglicherweise schon nach dem ersten derselben, würde sich ihr aus eigner Anschauung die Frage aufgedrängt haben, ob denn die moralischen Vorzüge des Gewinnsystems für diese großen Opfer an Güterbesitz irgend welche Entschädigung boten."

Karl befreit uns von einer Befürchtung.

„Nun Karl," sagte der Lehrer zu einem Knaben, „hilf du uns einen Zweifel zu beseitigen, der unser Gewissen beunruhigt. Wir haben alle viel Schlechtes über das Gewinnsystem gesagt, sowohl in sittlicher als wirtschaftlicher Hinsicht. Ist es denn aber nicht möglich, daß wir es mit Unrecht so hart tadeln? Haben wir das Bild nicht zu schwarz gemalt? Vom ethischen Gesichtspunkt aus kann das zwar kaum der Fall sein, denn es läßt sich gar nicht mit Worten schildern, wie sehr es aller Menschlichkeit Hohn sprach. Aber vielleicht haben wir doch seine wirtschaftliche Schädlichkeit zu stark betont und es als zu hoffnungslos hingestellt, daß die Welt, so lange sie sein Bestehen duldete, je zu materiellem Wohlbefinden gelangen könne? Kannst du uns über diesen Punkt beruhigen?"

„Mit Leichtigkeit," versetzte Karl. „Die Nationalökonomen des neunzehnten Jahrhunderts stellen uns selbst das sicherste Zeugnis darüber aus, daß es unter der Herrschaft des Privatkapitalismus keinerlei Aussicht auf wirtschaftliches Gedeihen gab. Sie konnten sich zwar kein andres System vorstellen, aber über seine verhängnisvolle Wirkung waren sie völlig im klaren. Weit entfernt davon, die Menschheit zu ermahnen, sie solle die bestehenden Uebel tapfer ertragen und sich mit der Hoffnung trösten, daß bessere Zeiten kommen würden, lehrten sie allgemein: das Gewinnsystem müsse jedenfalls über kurz oder lang den industriellen Fortschritt hemmen, so daß ein Stillstand in der Produktion unvermeidlich wäre."

„Wie führten sie diesen Beweis?"

„Sie erkannten wie wir, daß sich bei der Herrschaft des Privatkapitalismus Renten, Zinsen und Gewinne immer mehr in Form von Kapital in den Händen der Kapitalistenklasse ansammeln mußten, während andrerseits die Konsumtionskraft der Massen nicht zunahm, sondern sich entweder verminderte oder unverändert blieb. Die Folge dieser mangelhaften Ausgleichung von Produktion und Konsumtion war, daß es immer schwieriger wurde, das Kapital mit Gewinn in der Industrie zu verwenden, während das anzulegende Kapital mehr und mehr wuchs. Nachdem der einheimische, sowie der fremde Markt mit Erzeugnissen überschwemmt war, bemühten sich die Kapitalisten um die Wette, produktive Verwendung für ihre Gelder zu finden. Zuerst setzten sie den Lohn so weit wie möglich herunter und gaben dann soviel von ihrem Gewinn auf, als sich irgend thun ließ, wenn es überhaupt für sie noch lohnen sollte, ihr Kapital zu riskieren. War dieser Punkt erreicht, so wurde weiter kein Kapital verwendet um Geschäfte zu machen. Die Güterproduktion nahm nicht mehr zu, sondern geriet in Stillstand."

„Du sagst, dies Ergebnis des Gewinnsystems hätten die Nationalökonomen des neunzehnten Jahrhunderts selbst vorhergesagt?"

„Gewiß. Ich könnte eine Menge Stellen aus ihren besten Büchern angeben, welche diesen Zustand der Dinge im voraus schildern; übrigens bedurfte es gar keines Propheten, um das zu thun."

„War die Welt — das heißt die in der industriellen Entwicklung am weitesten vorgeschrittenen Völker — diesem Zustand schon sehr nahe gekommen, als die Revolution eintrat?"

„Sie hatten ihn fast erreicht. Die in wirtschaftlicher Beziehung entwickeltsten Völker hatten meist die Kaufkraft des heimischen Marktes erschöpft und kämpften verzweifelt um ein Absatzgebiet auf fremden Märkten. Der Zinsfuß, welcher bezeichnete, bis zu welchem Grade der Ueberfluß an Kapital gestiegen war, fiel in Amerika innerhalb dreißig Jahren von sieben oder sechs auf fünf, vier oder drei Prozent und sank immer mehr von Jahr zu Jahr; in England betrug er noch zwei Prozent. Die produktive Gewerbethätigkeit war fast überall gehemmt und nahm nur dann und wann einen Aufschwung. In Amerika wurden die Lohnarbeiter zu Proletariern und die Landbesitzer zu Pächtern. Die allgemeine Unzufriedenheit mit diesen Zuständen und die Furcht, daß noch Schlimmeres zu erwarten stehe, hat mehr als alles

andre dazu beigetragen, dem Volke zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts endlich die Notwendigkeit klar zu machen, daß es den Privatkapitalismus für ewige Zeiten abschaffen müsse."

„Und ist denn der Stillstand, nach dessen Beginn sich keine Zunahme der Güterproduktion mehr erwarten ließ, wirklich schon eingetreten, bevor noch für die notwendigsten Lebensbedürfnisse der Massen gesorgt war?"

„Jawohl. Die Befriedigung der Bedürfnisse der Massen kam bei der Produktion überhaupt nicht in Betracht, solange das Gewinnsystem herrschte, das haben wir bereits zur Genüge gesehen. Je mehr die Produktion sich dem Stillstand näherte, um so größer wurde das Elend des Volkes, infolge des Wettstreits der Kapitalisten, die mit ihrem Ueberschuß an Kapital Geschäfte zu machen suchten. Zu diesem Zweck drückten sie, wie gesagt, die Preise aller Erzeugnisse herunter; dadurch sank zuerst der Lohnsatz der Arbeiter und die Einnahme der Landwirte so tief wie möglich, und endlich entschlossen sich die Kapitalisten, auch ihren Gewinn herabzusetzen. Was die alten Nationalökonomen den Stillstand in der Produktion nannten, bedeutete also für das Volk einen fortdauernden Zustand der größten Not, unter der es nur gerade noch bestehen konnte."

„Das genügt, Karl. Nach dem, was du gesagt hast, brauchen wir nicht mehr zu fürchten, daß wir zu hart über das Gewinnsystem geurteilt haben. Wie wäre das auch möglich, wenn selbst die Leute, die dafür eintraten, einen solchen Ausgang prophezeiten. Die Schilderung, die sie von dem Stillstand der Industrie entwerfen, welche am Ende ihrer Hilfsmittel angekommen ist, während ringsum die Massen im bittersten Elend schmachten, reicht allein schon hin, um dem System das Verdammungsurteil zu sprechen. Das war die Zukunft, welche die Nationalökonomen des neunzehnten Jahrhunderts den frierenden und hungernden Arbeiterscharen voraussagten; eine andre Hoffnung hatten sie ihnen nicht zu bieten. Es sollte ihnen noch schlimmer ergehen als je zuvor, und von einer Besserung ihres Zustandes konnte nie mehr die Rede sein. Kein Wunder, daß unsre Vorfahren die Volkswirtschaftslehre als eine trostlose Wissenschaft bezeichneten, denn einen ärgeren Pessimismus, eine größere Hoffnungslosigkeit, als sie verkündete, hat es niemals gegeben. Wie schrecklich wäre es für die Menschheit gewesen, hätte diese Wissenschaft auf Wahrheit beruht.

Esther berechnet die Kosten des Gewinnsystems.

„Nun, Esther," fuhr der Lehrer fort, „möchte ich von dir hören, wie viel die Beibehaltung des Gewinnsystems unsern Vorfahren etwa gekostet haben mag? Emilie hat uns einen Begriff davon verschafft, wie groß die Verschwendung gewesen ist, welche Konkurrenz und Luxus verursachten. War denn aber die Vergeudung des Kapitals der einzige Verlust, den das Volk durch das Gewinnsystem erlitt?"

„Keineswegs, auch nicht einmal annähernd," sagte das Mädchen. „Wären die Güter, welche durch Konkurrenz und Luxus verschwendet wurden, gleichmäßig unter das Volk verteilt worden, so hätte der Verbrauch derselben natürlich den Zustand im allgemeinen weit behaglicher gemacht. Aber bei dem Ueberschlag der Kosten, welche einem Gemeinwesen durch das Gewinnsystem erwuchsen, kam die Güterverschwendung der Kapitalisten kaum in Betracht. Der größte Schaden bestand darin, daß das Gewinnsystem die Güterproduktion hemmte, indem es die fast unbegrenzte Produktionskraft des Menschen in Fesseln schlug und der freien Bewegung beraubte. Wenn die große Masse des Volkes, die in Armut versunken war und zum Teil bittere Not litt, genug erhalten sollte, damit sie alle ihre Bedürfnisse befriedigen und zum vollen Lebensgenuß gelangen konnte, so wäre die Produktion einer ungeheuern Menge von Gütern erforderlich gewesen, um ihrer Konsumtionskraft zu genügen. Danach läßt sich ungefähr berechnen, wie viel das Volk in Amerika oder in irgend einem andern Lande damals produziert haben würde, wäre das Gewinnsystem nicht gewesen. Man kann, je nach dem Maßstab, welchen man anlegt, behaupten, die Produktion hätte auf das Fünffache, Siebenfache oder Zehnfache steigen müssen."

„Aber sage mir: wäre das amerikanische Volk am Ende des neunzehnten Jahrhunderts denn auch im stande gewesen, seine Produktion bis zu solcher Höhe zu steigern, wenn die Konsumtion es erheischte?"

„Ohne alle Frage, und zwar mit Leichtigkeit. Die Erfindungen hatten im neunzehnten Jahrhundert solchen Fortschritt gemacht, daß die Produktionskraft der Industrie in ungeheuerm Maße zunahm. Während des letzten Vierteljahrhunderts hätten zum Beispiel die vorhandenen Betriebsanlagen in Amerika oder irgend einem andern Kulturstaat in einem halben Jahr den damaligen Bedarf für das ganze Jahr liefern können. Und diese Betriebsanlagen ließen sich noch ins Unendliche vermehren. Auch die landwirtschaftliche Produktionskraft konnte sich niemals voll entfalten, denn jede reichliche Ernte brachte den Landwirten einen kaum zu ertragenden Preisabschlag, solange das Gewinnsystem herrschte. Wie gesagt, darin stimmten die alten Nationalökonomen alle überein, daß es für die Produktionskraft kaum eine Grenze geben würde, wenn nur genügende Nachfrage zum Zweck des Verbrauchs vorhanden wäre."

„Könntest du mir ein andres Beispiel in der Geschichte nennen, daß die Völker jemals einen so

hohen Preis bezahlt haben, wie unter der Herrschaft des Gewinnsystems, um eine altgewohnte Tyrannei beizubehalten, die ihre ganze Weiterentwicklung hemmte und unmöglich machte?"

„In ähnlicher Weise kann das wohl nie geschehen sein, sollte ich meinen. Zwar ist der menschliche Fortschritt auf verschiedenen Stufen seiner Entwicklung durch volksbedrückende Institutionen verzögert worden, bei deren Sturz die Welt einen großen Sprung vorwärts that. Aber noch nie hat es eine Zeit gegeben, in der alle Vorbereitungen für einen raschen und ungeheuern sozialen Fortschritt schon so lange und in so großartigem Maße getroffen worden waren, wie während der Periode vor der Revolution. Das Gewinnsystem hielt alle mechanischen und industriellen Kräfte in Banden, und sie brauchten sich nur zu befreien, um den ganzen wirtschaftlichen Zustand des Menschengeschlechts wie mit einem Zauberschlag umzuwandeln. Wie groß aber auch der materielle Schaden war, den das Gewinnsystem unsern Vorfahren bereitete, er läßt sich auch nicht von ferne mit dem Verlust an Menschenglück vergleichen, den es mit sich brachte. Wollte man die Summe von Thränen und Schmerzen, von moralischem Elend und erlittenem Unrecht zusammenzählen, welche die Welt an jedem Tage für die Beibehaltung des Privatkapitalismus bezahlen mußte, kein Mensch wäre im stande, diese Verluste auch nur annähernd zu schätzen."

Vor der Revolution gab es noch keine Nationalökonomen.

„Gut, Esther. Nun Georg, berichte du uns einiges Nähere über eine Klasse von Gelehrten im neunzehnten Jahrhundert, die das Volk über den wirtschaftlichen Untergang, dem es durch die Herrschaft des Kapitalismus entgegenging, hätten belehren sollen. Bei dem Studium ihrer Wissenschaft konnten sie, ebensogut wie wir, den verderblichen Charakter des Gewinnsystems erkennen. Ich meine die Nationalökonomen."

„Es gab gar keine Nationalökonomen vor der Revolution," entgegnete der Knabe.

„Aber eine große Anzahl Gelehrter nannten sich doch Nationalökonomen."

„Das wohl, aber sie legten sich einen falschen Namen bei."

„Wie willst du das beweisen?"

„Weil es vor Eintritt der Revolution außer denen, welche den Umsturz ins Werk zu setzen suchten, überhaupt niemand gab, der eine Ahnung davon hatte, was Nationalökonomie war."

„Was versteht man denn darunter?"

„Oekonomie," sagte Georg, „ist ein weises Haushalten mit dem Besitz mittels der Produktion und Güterverteilung. Der einzelne richtet sich ökonomisch ein, wenn er sein besonderes wirtschaftliches Interesse verfolgt, ohne Rücksicht auf andre. Die Oekonomie einer Familie besteht darin, daß sie den Vorteil ihrer Angehörigen sucht, ohne andre Familiengruppen dabei in Betracht zu ziehen; Nationalökonomie kann aber nichts andres bedeuten, als die Verwaltung des Besitzes zum möglichst großen Nutzen der Gesamtheit, da ja sämtliche Bürger zusammengenommen die Nation bilden. Eine solche Verwaltung setzt notwendigerweise das Vorhandensein eines Wirtschaftssystems voraus, welches das allgemeine Beste fortwährend im Auge behält. Aber vor der Revolution ahnte man noch nichts von solchem System und konnte daher auch keine wirtschaftlichen Einrichtungen treffen, welche diesem Zweck entsprachen. Alle früheren Systeme und Lehren der Volkswirtschaft waren nach Theorie und Praxis ausschließlich für das Individuum und seine Privatinteressen berechnet. Auf andern Feldern hatten unsre Vorfahren zwar die Wichtigkeit der politischen Einheit und sozialen Solidarität samt ihren Rechten und entsprechenden Pflichten erkannt, aber bei allem, was sich auf Erwerb und Verteilung der Güter bezog, zeigten sie sich in Theorie und Praxis feindselig, roh und selbstsüchtig — antisozial und antinational."

„Hast du je in der historischen Bibliothek eine der Abhandlungen gelesen, welche die sogenannte Nationalökonomie unsrer Vorfahren enthielten?"

„Nein," sagte der Knabe. „Schon der Titel des Hauptwerks dieser Sammlung hat mich abgeschreckt. Es hieß: ‚Der Reichtum der Nationen'. Das wäre heutzutage ein herrlicher Titel für ein nationalökonomisches Werk, weil bei uns die Produktion und Güterverteilung durch und für das ganze Volk betrieben wird. Welchen Sinn konnte er aber möglicherweise bei einem Buche haben, das hundert Jahre früher geschrieben war, ehe man noch überhaupt an eine nationale Wirtschaftspolitik dachte? Sein einziger Zweck war, den Kapitalisten zu zeigen, wie sie auf Kosten ihrer Mitbürger reich werden könnten, oder wenigstens ohne die geringste Rücksicht auf deren Wohlbefinden zu nehmen. Ein Verteidiger des Privatkapitalismus und des Gewinnsystems kannte ja noch nicht einmal das Abc der Güterproduktion, welches in der Erkenntnis von der Notwendigkeit der Koordination und gemeinschaftlichen Arbeit besteht. Die Wirtschaftspolitik, welche jene Schriftsteller lehrten, beschäftigte sich dagegen hauptsächlich mit der Konkurrenz, dem Streit der Parteien und zahllosen sich kreuzenden Interessen."

„Und doch," sagte der Lehrer, „besteht der einzige wirkliche Fehler dieser Bücher über Nationalökonomie in ihren abgeschmackten Titeln. Sobald man diese ändert, erweisen sie sich als wertvolle Urkunden aus der damaligen Zeit. Ein passender Name für sie

wäre zum Beispiel: ‚Untersuchungen über die wirtschaftlichen und sozialen Folgen eines Zustandes, der jeglicher Nationalökonomie ermangelt', oder auch: ‚Studien über den natürlichen Verlauf der Volkswirtschaft, wenn sie, durch den Mangel jeder Anordnung für das Gesamtinteresse, der Anarchie preisgegeben wird'. Erst wenn wir sie in diesem Lichte betrachten — als eine ausführliche und überzeugende Darstellung der verderblichen Wirkung, welche der Privatkapitalismus auf die Wohlfahrt des Gemeinwesens ausgeübt hat, erkennen wir den wahren Zweck und Nutzen dieser Bücher. Die Verfasser verbreiten sich über die verschiedenen Erscheinungen in der Welt des Handels und der Gewerbethätigkeit, schildern ihre Rückwirkung auf die sozialen Verhältnisse und beweisen, daß bei der Natur des Privatkapitalismus gar kein andres Ergebnis zu erwarten war. Solange dieser herrschte, konnte nur eine schwache Gefühlsseligkeit hoffen, daß die Sache eine Wendung zum Besseren nehmen würde, mochten die Absichten der Menschen auch noch so vortrefflich sein. Der Stil jener Bücher war zwar etwas schwerfällig, doch habe ich oft gedacht, daß während der Umsturzperiode nichts geeigneter gewesen wäre, um verständigen Menschen — falls man sie bewegen konnte, diese Dokumente zu lesen — die Ueberzeugung beizubringen, wie unumgänglich notwendig es war, den Privatkapitalismus abzuschaffen, wenn die Menschheit jemals vorwärts kommen sollte.

„Der verhängnisvolle und völlig unbegreifliche Irrtum ihrer Verfasser bestand darin, daß sie nicht selbst zu diesem Schlusse gelangten und ihn verkündeten. Statt dessen nahmen sie wunderbarerweise als Grundlage für ihre Wissenschaft einen Zustand der Dinge an, den wir nur als ein barbarisches Ueberbleibsel aus früherer Zeit ansehen. Sie hätten doch sofort erkennen müssen, daß schon der Begriff einer sozialen Ordnung überhaupt zu seiner Verwirklichung als ersten Schritt die Abschaffung dieses Zustands erheischte.

„Zwei oder drei Punkte bedürfen aber noch der Aufklärung, ehe wir den vorliegenden Gegenstand verlassen. Wir haben miteinander über den Gewinn gesprochen; aber das war nur eine der drei Hauptmethoden, welche die Kapitalisten anwendeten, um von der Arbeiterwelt den Tribut einzufordern, durch den sie ihre Macht erwarben und behaupteten. Welche zwei Mittel benutzten sie noch zu dem Zweck?"

„Den Zins und die Bodenrente."

„Was versteht man unter Bodenrente?"

„Zu jener Zeit," antwortete Georg, „besaß nicht jeder Mensch, wie jetzt, das Recht, einen für alle gleich bemessenen Anteil des Landes zu seinen Privatzwecken zu benutzen. Daß die Menschen von Natur ein Recht an Grund und Boden haben, wurde von niemand anerkannt. Andrerseits gab es keine Grenze für den Besitz an Land — und wäre es eine ganze Provinz gewesen — dessen Erwerb das Gesetz dem einzelnen nicht gestattet hätte. Zufolge dieser Einrichtung hatten die Starken und Listigen sich fast des ganzen Grund und Bodens bemächtigt, während die Mehrzahl des Volkes gar kein Land besaß. Der Inhaber des Landes hatte überdies das Recht, jeden, der sein Eigentum betrat, auszuweisen und bestrafen zu lassen. Wünschte das Volk selbst Grund und Boden zu haben und zu benutzen, so mußte es sich natürlich an die Kapitalisten wenden. Diese ließen sich die sogenannte Bodenrente als Preis dafür bezahlen, daß sie die Leute nicht aus dem Lande vertrieben."

„Hatte der Empfänger der Rente dem Gemeinwesen irgend einen wirtschaftlichen Dienst dafür geleistet?"

„Gar keinen. Der Entgelt für Benutzung des Landes — natürlich abgesehen von etwaigen Verbesserungen — wurde dem Eigentümer nur bezahlt, damit er sein gesetzmäßiges Recht, die Bewohner des Landes zu verweisen, nicht in Anwendung brachte. Er erhielt ihn nicht für etwas, das er gethan hatte, sondern für etwas, das er unterlassen hatte."

„Nun sage uns, was verstand man unter Zinsen?"

„Zinsen waren der Preis, den man für Benutzung von Geld bezahlte. Heutzutage braucht die Gesamtverwaltung die industriellen Kräfte der Nation zur allgemeinen Wohlfahrt. Aber damals diente jedes wirtschaftliche Unternehmen dem Privatgewinn, und die Urheber desselben mußten die Arbeit, deren sie bedurften, mit Geld bezahlen. Wer Geldmittel entlehnen wollte, die ihm unentbehrlich waren, hatte einen hohen Preis dafür zu entrichten — das waren die Zinsen."

„Hatte der Empfänger der Zinsen dem Gemeinwesen irgend einen wirtschaftlichen Dienst dafür geleistet?"

„Gar keinen. Im Gegenteil, der Gläubiger verzichtete auf den Gebrauch seiner Arbeitskraft zu Gunsten des Entleihers. Er erhielt das Geld dafür, daß er einen andern thun ließ, was er selbst hätte thun können. Der Unthätige erhob diesen Tribut von dem Handelnden."

„Wenn alle Grundbesitzer und Geldverleiher über Nacht gestorben wären, hätte das der Welt irgend welchen Schaden gebracht?"

„Nicht den geringsten, falls nur ihr Geld und ihr Land zurückblieb. Sie spielten eine passive Rolle in der Wirtschaftspolitik, im Gegensatz zu den Gewinn suchenden Kapitalisten, die wenigstens thätig eingriffen, sei es im guten oder bösen Sinne."

„Welche allgemeine Wirkung hatten Zins und Bodenrente auf die Konsumtion und folglich auch

auf die Güterproduktion durch das Gemeinwesen?"

„Sie verminderten beides."

„Wie geschah das?"

„Ganz ebenso wie bei dem Gewinn. Die Empfänger der Rente waren eine Minderheit, und fast alle übrigen mußten sie entrichten. Nur wenige erhielten Zinsen, die meisten mußten sie zahlen. Rente und Zins bedeuteten daher, gleich dem Gewinn, den allmählichen Uebergang der Kaufkraft des ganzen Gemeinwesens in die Hände einer kleinen Anzahl seiner Mitglieder."

„Welche von den drei Methoden hatte mehr Einfluß auf die Zerstörung der Konsumtionskraft der Massen und folglich auf die Veränderung der Nachfrage nach Produkten?"

„Das wechselte in den verschiedenen Ländern und Zeitaltern, je nach ihrer wirtschaftlichen Entwicklungsstufe. Man hat den Privatkapitalismus einem Stier mit drei Hörnern verglichen, deren Länge und Stärke zunahm, je älter er wurde. Die drei Hörner waren Rente, Gewinn und Zins. Zu der Zeit, von der wir reden, war in den Vereinigten Staaten der Gewinn noch das längste von den dreien, aber die beiden andern wuchsen mit furchtbarer Schnelligkeit."

„Wir haben gesehen, Georg," sagte der Lehrer, „daß schon lange vor der großen Revolution, gerade so wie jetzt auch, die einzige Grenze der Güterproduktion durch die Konsumtionskraft der Gesellschaft gebildet wurde. Unter der Herrschaft des Privatkapitalismus schmachtete die Welt in Armut, weil der Gewinn, verbunden mit Rente und Zins, die Konsumtion verminderte und dadurch die Produktion hemmte, so daß die Kaufkraft des Volkes in den Händen einer Minderzahl lag. Das war eine ganz verkehrte Einrichtung. Nun sage uns in kurzen Worten, wie es hätte richtig gemacht werden müssen. Die Produktion wird durch die Konsumtion bedingt. Welche Regel muß also in betreff der Verteilung aller zur Konsumtion bestimmten Güter befolgt werden, um die Konsumtion auf ein möglichst hohes Maß zu bringen und dadurch die Produktion, soviel sich das thun läßt, zu vermehren?"

„Um diesen Zweck zu erreichen, muß man die produzierten Güter zu gleichen Teilen unter alle produktiven Mitglieder der Gesamtheit verteilen."

„Beweise uns, weshalb das so ist."

„Es beruht auf einer einfachen mathematischen Berechnung. Ein Laib Brot oder jedes andre derartige Ding wird um so schneller verzehrt, je mehr Personen zu gleichen Teilen davon erhalten, worauf neue Nachfrage entsteht. Oder, um den Gedanken noch anders auszudrücken: die Bedürfnisse der Menschen entstehen aus derselben natürlichen Konstitution und sind wesentlich die gleichen. Durch eine gleichmäßige Verteilung aller Verbrauchsgegenstände läßt sich daher die Konsumtion am besten erweitern und ohne Unterbrechung in der nämlichen Ausdehnung erhalten, bis alle Bedürfnisse vollkommen befriedigt sind. Die Einrichtung also, durch welche die größtmöglichste Konsumtion gesichert und folglich auch zur stärksten Produktion angeregt wird, ist die gleiche Güterverteilung."

„Welche Wirkung würde denn eine ungleiche Verteilung der Verbrauchsgegenstände auf die Konsumtion haben?"

„Daraus würde entstehen, daß einige mehr hätten, als sie in einer gegebenen Zeit verzehren könnten, und andre weniger. Die Gesamtkonsumtion wäre also geringer, als sie in derselben Zeit bei gleicher Güterverteilung gewesen sein würde. Teilt man eine Million Dollars gleichmäßig unter tausend Personen, so würde das Geld sehr bald für Lebensbedürfnisse ausgegeben werden und ein neuer Antrieb für die Produktion entstehen. Bleibt das Geld in der Hand eines Mannes, so würde er wahrscheinlich in derselben Zeit auch nicht den hundertsten Teil davon ausgeben und wenn er noch so viel Luxus triebe. Das allgemeine Grundgesetz in betreff des Reichtums der Nationen ist daher: daß die Wirkung einer gegebenen Menge von Kaufkraft zur Vermehrung der Konsumtion um so größer ist, je weiter sie sich ausdehnt, und am größten, wenn sie unter sämtliche Konsumenten gleich verteilt wird, weil sie dann die denkbar weiteste Ausdehnung erhält."

„Du hast den Umstand nicht erwähnt, daß die gleiche Verteilung der Güter unter alle Glieder der Gesamtheit nicht nur die Produktionskraft aufs höchste steigert, sondern auch die größte Summe von Menschenglück erzeugt."

„Ich habe mich nur an die wirtschaftliche Seite des Gegenstands gehalten."

„Würde es nicht die alten Nationalökonomen in Erstaunen gesetzt haben, zu hören, daß das gedeihlichste System der Güterproduktion auf nationaler Basis ganz übereinstimmt mit der ethischen Idee einer gleichen Gesinnung gegen alle Menschen, welche Jesus Christus in den Worten ausgesprochen hat: ‚Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen'?"

„Ohne Zweifel, denn sie stellten die falsche Behauptung auf, es gäbe zweierlei Gesichtspunkte für das Verhalten der Menschen untereinander, einen moralischen und einen wirtschaftlichen, von denen jeder in seiner Weise berechtigt wäre. Wir aber wissen, daß es nur eine Richtschnur für das Verhalten der Menschen zu einander giebt, und sie ist ethischer Art. Jede Lehre der Nationalökonomie, welche den ethischen Grundsätzen widerspricht, muß sich als falsch erweisen. Eine gesunde Wirtschaftspolitik wird

auch ethisch gesund sein. Es ist durchaus kein zufälliges Zusammentreffen, sondern eine logische Notwendigkeit, daß, sowohl in der Ethik wie in der Volkswirtschaft, die höchste Weisheit nichts andres ist als Brüderlichkeit und Gleichheit. Die Nächstenliebe in ihrer sozialen Anwendung ist nicht nur der Schlüssel zum Reichtum, sondern auch zum Frieden."

XXIII.

Die Parabel von dem Wasserbecken.

„So, Georg, dabei wollen wir es bewenden lassen und für jetzt schließen. Unsre Erörterung hat sich weiter ausgedehnt, als ich erwartete, und wir werden am Nachmittag noch einmal auf kurze Zeit zusammenkommen müssen, um den Gegenstand zu erschöpfen. Jetzt will ich auch zum Schluß noch meinerseits einen kleinen Beitrag liefern. Als ich neulich die Denkmäler der Litteratur aus der großen Revolutionszeit durchsuchte, fiel mir eine kleine Flugschrift in die Hände, die, vergilbt und kaum noch leserlich, sich bei näherer Untersuchung als eine recht unterhaltende Satire und Schmähschrift auf das Gewinnsystem erwies. Es schien mir, daß unsre heutige Unterrichtsstunde vielleicht geeignet wäre, uns das Verständnis für den Gegenstand zu öffnen, und ich machte mir eine Abschrift. Das Flugblatt nennt sich: ‚Die Parabel von dem Wasserbecken‘ und lautet wie folgt:

„Es war einmal ein gewisses sehr dürres Land, und die Bewohner litten großen Wassermangel. Von morgens bis in die Nacht hinein suchten sie fort und fort nach Wasser, und manche kamen um, weil sie keines finden konnten.

„Nun lebten aber einige Männer in dem Lande, die klüger und fleißiger waren als die übrigen; diese hatten sich Wasservorräte gesammelt, während die andern keins finden konnten, und diese Männer wurden Kapitalisten genannt. Es trug sich aber zu, daß die Leute dieses Landes vor die Kapitalisten traten und baten, sie möchten ihnen von dem Wasser geben, das sie gesammelt hätten, auf daß sie tränken, denn ihre Not sei groß. Die Kapitalisten aber antworteten ihnen und sprachen: ‚Hebt euch fort, ihr Thoren! Warum sollten wir euch von dem Wasser geben, welches wir gesammelt haben; würde es uns denn nicht gehen, wie es euch ergeht, und wir müßten mit euch umkommen? Aber sehet, was wir für euch thun wollen: Werdet unsre Knechte, so sollt ihr Wasser haben.‘

„Und die Leute sagten: ‚Gebt uns nur zu trinken, so wollen wir eure Knechte sein, wir und unsre Kinder.‘ Und so geschah es.

„Nun waren die Kapitalisten aber Männer von Verstand und weise in ihrem Geschlecht. Sie ordneten die Leute, welche ihre Knechte geworden waren, mit Anführern und Hauptleuten. Einige stellten sie an die Quellen zum Schöpfen; andre ließen sie das Wasser tragen; noch andre schickten sie aus, um nach neuen Quellen zu suchen. Alles Wasser aber wurde an einen Ort zusammengebracht, und daselbst ließen die Kapitalisten ein großes Wasserbecken machen, um es aufzunehmen. Das Becken aber wurde ‚der Markt‘ genannt, denn dort war es, wo das Volk zusamt den Dienern der Kapitalisten hinkam, Wasser zu holen. Und die Kapitalisten sprachen zu dem Volk:

„‚Sehet, für jeden Eimer Wasser, welchen ihr bringet, daß wir ihn in das Becken gießen, welches „der Markt“ ist, wollen wir euch einen Pfennig geben; aber für jeden Eimer, den wir herausziehen und geben ihn euch, daß ihr davon trinken möget, ihr und eure Weiber und Kinder, sollt ihr uns zwei Pfennige geben. Der Unterschied aber soll unser Gewinn sein; denn wenn es nicht um dieses Gewinnes halber wäre, so thäten wir die Sache nicht für euch; ihr aber müßtet alle umkommen.‘

„Was sie sagten, schien recht und gut in der Leute Augen, denn sie waren schwach von Verstand. Und viele Tage brachten sie fleißig Wasser in das Becken. Für jeden Eimer, den sie brachten, gaben die Kapitalisten einem jeden Mann einen Pfennig, aber für jeden Eimer, den die Kapitalisten heraufzogen aus dem Becken, um denselben dem Volk wiederzugeben, gab das Volk den Kapitalisten zwei Pfennige, ein jeglicher Mann.

„Nach vielen Tagen floß das Wasserbecken, welches ‚der Markt‘ war, oben am Rande über, weil die Leute für jeden Eimer, den sie eingossen, nur so viel bekamen, daß sie einen halben Eimer zurückkaufen konnten. Wegen des Wassers, das von jedem Eimer drinnen blieb, floß das Becken über, denn der Leute waren viele, aber der Kapitalisten waren wenige, und sie konnten doch nicht mehr trinken als andre. Daher floß das Wasserbecken über.

„Als nun die Kapitalisten sahen, daß das Wasser überfloß, sprachen sie zu dem Volk:

„‚Sehet ihr denn nicht, wie das Becken, welches der Markt ist, überfließt. Deshalb setzet euch nun nieder und wartet geduldig. Nicht eher sollet ihr uns wieder Wasser bringen, bis das Becken leer ist.‘

„Als nun aber die Leute von den Kapitalisten nicht mehr die Pfennige bekamen für das Wasser, das sie brachten, konnten sie kein Wasser mehr von den Kapitalisten kaufen; denn sie hatten nichts, um damit zu kaufen. Da die Kapitalisten sahen, daß sie keinen Gewinn mehr hatten, weil niemand mehr Wasser von ihnen kaufte, wurden sie unruhig in ihrem Gemüt. Und sie sandten Männer auf die Heerstraßen, auf die Landwege und an die Hecken, die da riefen:

„‚Wenn jemand dürstet, so komme er zu dem Wasserbecken und kaufe Wasser von uns, denn es

fließt über.' Und sie sprachen untereinander: ‚Siehe, die Zeiten sind schlecht; wir müssen das Wasser öffentlich ankündigen.'

„Das Volk aber antwortete und sprach:

„‚Wie können wir kaufen, wenn ihr uns nicht dinget; woher sollen wir sonst etwas nehmen, um damit zu kaufen? Dinget uns deshalb wie zuvor, so werden wir gerne Wasser kaufen, denn wir dürsten, und ihr habt dann nicht nötig, es öffentlich zu verkündigen.' Die Kapitalisten aber sprachen zu dem Volk: ‚Sollen wir euch dingen, Wasser zu tragen, wenn das Becken, welches der Markt ist, doch schon überfließt? Deshalb kaufet erst Wasser; wenn dann das Becken durch euer Kaufen leer ist, alsdann wollen wir euch wieder dingen.'

„So geschah es, daß, weil die Kapitalisten die Leute nicht mehr anstellten, das Wasser zu holen, diese das Wasser nicht kaufen konnten, welches sie schon gebracht hatten — und weil die Leute das Wasser nicht kaufen konnten, das sie schon gebracht hatten, dingeten die Kapitalisten sie nicht mehr zum Wasserholen. Und überall ging die Rede: ‚Es ist eine Krisis.'

„Der Durst der Leute aber war groß. Jetzt lag das Land nicht mehr offen vor ihnen, wie zu ihrer Väter Zeiten, so daß ein jeder selbst Wasser für sich suchen konnte, denn die Kapitalisten hatten alle Quellen und alle Brunnen, samt den Wasserrädern und Wasserbehältern an sich gebracht, so daß kein Mensch zu Wasser kommen konnte, als aus dem Becken, welches der Markt war. Und die Leute murrten gegen die Kapitalisten und sprachen:

„‚Siehe, das Becken läuft über, und wir sterben vor Durst. Gebt uns daher von dem Wasser, auf daß wir nicht umkommen.'

„Die Kapitalisten aber antworteten:

„‚Nicht also, das Wasser ist unser. Ihr werdet nicht davon trinken, so ihr es nicht von uns kaufet mit euren Pfennigen.' Und sie bekräftigten es mit einem Eide nach ihrer Art und sprachen: ‚Geschäft ist Geschäft.'

„Aber die Kapitalisten waren unruhig in ihrem Sinn, daß das Volk kein Wasser mehr kaufte, wodurch sie jeglichen Gewinnes entbehrten, und sie verhandelten untereinander und sprachen: ‚Es scheint, daß unser Gewinn unserm Gewinn Einhalt gethan hat. Um des Gewinnes willen, den wir gehabt haben, können wir nichts mehr gewinnen. Wie geht es denn zu, daß unser Gewinn nicht mehr gewinnbringend für uns ist und uns arm macht? Lasset uns doch zu den Wahrsagern schicken, daß sie uns diese Sache erklären.' Und sie sandten nach ihnen.

„Die Wahrsager aber waren gelehrte Männer, wohl bewandert in dunkeln Sprüchen und dem Kapitalisten willfährig, wegen des Wassers der Kapitalisten, daß sie davon nehmen und leben könnten, sie und ihre Kinder. Und sie sprachen an Statt der Kapitalisten vor dem Volk und richteten ihre Botschaften aus, denn die Kapitalisten waren nicht Leute von schnellem Verständnis, noch gewandt in der Rede.

„Die Kapitalisten verlangten von den Wahrsagern, daß sie ihnen diese Sache erklären sollten, damit sie wüßten, woher es käme, daß das Volk kein Wasser mehr von ihnen kaufe, da doch das Becken voll sei. Und einige von den Wahrsagern antworteten und sagten: ‚Der Grund ist die Ueberproduktion,' und einige sagten: ‚Es liegt an der Ueberfüllung,' aber beide Wörter bedeuten dasselbe. Andre aber sprachen: ‚Nein, sondern die Sonnenflecken sind schuld an der Sache.' Und noch andre antworteten und sagten: ‚Weder durch Ueberfüllung noch durch die Flecken in der Sonne ist dieses Uebel entstanden, sondern wegen des Mangels an Vertrauen.'

„Während nun die Wahrsager untereinander stritten, nach ihrer Weise, schlummerten und schliefen die Gewinnsuchenden, und als sie erwachten, sprachen sie zu den Wahrsagern: ‚Jetzt ist es genug. Ihr habt tröstlich mit uns gesprochen — gehet nun hin und redet auch tröstlich zu dem Volke, daß sie mögen zur Ruhe kommen und auch uns in Frieden lassen.'

„Aber die Wahrsager hatten kein Verlangen, hinauszugehen zu dem Volke; sie fürchteten, es möchte sie wohl gar steinigen, denn das Volk liebte sie nicht. Und sie sagten zu den Kapitalisten:

„‚Ihr Herren, es ist ein Geheimnis unsrer Kunst, daß den Leuten, die satt sind und nicht dürsten, sondern ihr Behagen haben, unsre Rede wohlgefällt, wie euch soeben. Wenn sie aber durstig sind und ihr Magen leer ist, so finden sie kein Gefallen daran, und sie verhöhnen uns, denn es scheint, daß, wenn ein Mann nicht satt ist, ihm unsre Weisheit ganz hohl und leer vorkommt.'

„Aber die Kapitalisten sagten: ‚Gehet hinaus zu den Leuten. Haben wir euch nicht angestellt, daß ihr unsre Botschaften ausrichtet?'

„Und die Wahrsager gingen hinaus zu den Leuten und setzten ihnen das Geheimnis der Ueberproduktion auseinander. Sie sagten ihnen, wie es zugehe, daß sie vor Durst umkommen müßten, weil zu viel Wasser vorhanden sei, und wie dessen nicht genug sein könne, weil dessen zu viel sei. Desgleichen sprachen sie zu ihnen von den Sonnenflecken, und daß diese Drangsal über das Volk gekommen sei wegen seines Mangels an Vertrauen. Und es geschah, wie die Wahrsager erwartet hatten, denn ihre Weisheit schien dem Volk eitel Thorheit. Die Leute verspotteten sie und sprachen:

„‚Hebt euch fort, ihr Kahlköpfe! Wollt ihr euch über uns lustig machen? Erzeugt der Ueberfluß je den Mangel. Kommt Nichts etwa von Zuviel?'

„Und sie hoben Steine auf, um sie zu steinigen.

„Als nun die Kapitalisten sahen, daß das Volk fortfuhr zu murren und nicht stille sein wollte, noch auf die Wahrsager hörete, fürchteten sie, die Leute möchten über das Becken herfallen und das Wasser mit Gewalt nehmen. Daher sammelten sie um sich gewisse heilige Männer — es waren aber falsche Priester — daß sie das Volk ermahnten, es möchte sich ruhig halten und nicht, weil es dürstete, die Kapitalisten bedrängen. Und die heiligen Männer, welche falsche Priester waren, zeugten vor den Leuten, daß dieses Mißgeschick ihnen von Gott gesandt sei zum Heil ihrer Seelen. Wenn sie es in Geduld tragen wollten, auch nicht nach dem Wasser begehren, noch die Kapitalisten beunruhigen, so würden sie — nachdem sie den Geist aufgegeben hätten — in ein Land kommen, wo keine Kapitalisten mehr wären und eine Fülle des Wassers sein würde. Außerdem gab es aber auch einige wahre Propheten Gottes; diese hatten Mitleid mit dem Volk, wollten nicht für die Kapitalisten zeugen, sondern sprachen vielmehr standhaft gegen dieselben.

„Als die Kapitalisten nun sahen, wie das Volk immer noch murrte und nicht stille sein wollte, weder auf die Worte der Wahrsager noch der falschen Priester, da traten sie selbst hinaus zu ihnen, tauchten ihre Fingerspitzen in das Wasser des Beckens, welches überfloß, und spritzten die Tropfen von ihren Fingern umher auf das Volk, welches sich um das Becken drängte. Der Name aber der Wassertropfen war ‚Almosen‘, und sie waren überaus bitter.

„Wiederum sahen die Kapitalisten, daß weder auf die Worte der Wahrsager noch der heiligen Männer, die falsche Priester waren, noch auch wegen der Tropfen, deren Name ‚Almosen‘ war, das Volk stille wurde, sondern es wütete um so mehr und umdrängte das Becken, als ob es sich des Wassers mit Gewalt bemächtigen wollte. Da berieten sie sich untereinander und sandten in der Stille Männer hinaus unter das Volk. Diese Männer aber wählten die stärksten unter den Leuten und alle, welche geschickt im Streit waren, nahmen sie beiseite und redeten schlau zu ihnen, indem sie sprachen:

„‚Hört auf uns; warum haltet ihr es nicht mit den Kapitalisten? Werdet ihr ihnen zu Willen sein und ihnen gegen das Volk dienen, damit es nicht das Becken überfällt, so sollt ihr Wasser die Fülle haben, daß ihr nicht umkommt, ihr und eure Kinder.‘

„Die starken Männer aber und die, welche im Streit gewandt waren, horchten auf diese Worte und ließen sich überreden, denn ihr Durst bezwang sie; und sie gingen hinein zu den Kapitalisten und wurden ihre Diener. Man gab Stangen und Schwerter in ihre Hände; sie wurden eine Schutzwehr für die Kapitalisten und schlugen das Volk, wenn es sich zu dem Becken drängte.

„Nach vielen Tagen stand das Wasser tief in dem Becken, denn die Kapitalisten machten Springbrunnen und Fischteiche von dem Wasser und badeten darin, sie, ihre Frauen und ihre Kinder, und verschwendeten das Wasser zu ihrem Vergnügen.

„Als die Kapitalisten sahen, daß das Becken leer war, sagten sie:

„‚Die Krisis ist zu Ende.‘ Sie schickten aber hinaus und dingten die Leute, daß sie Wasser bringen sollten, es wieder zu füllen. Für das Wasser aber, welches die Leute brachten, erhielten sie für jeden Eimer einen Pfennig; für das Wasser aber, das die Kapitalisten aus dem Becken schöpften und ihnen wiedergaben, nahmen sie von den Leuten zwei Pfennige, auf daß sie ihren Gewinn hätten. Nach einer kurzen Zeit floß das Becken abermals über wie zuvor.

„Endlich, nachdem die Leute vielmals das Becken gefüllt hatten bis zum Ueberfließen und gedürstet hatten, bis das Wasser von den Kapitalisten vergeudet war, trug es sich zu, daß in dem Lande einige Männer aufstanden, welche man ‚Aufwiegler‘ nannte, weil sie das Volk erregten. Diese Männer sagten zu den Leuten, sie möchten sich zusammenthun, alsdann brauchten sie nicht Knechte der Kapitalisten zu sein und würden nie mehr nach Wasser dürsten. In den Augen der Kapitalisten aber waren die Aufwiegler verruchte Gesellen, und sie hätten sie gerne gekreuzigt, wagten es aber nicht, aus Furcht vor dem Volk.

„Und die Aufwiegler redeten mancherlei Worte zu dem Volke.

„‚Ihr thörichten Leute,‘ sagten sie, ‚wie lange wollt ihr euch durch Lügen täuschen lassen und zu euerm Schaden glauben, was nicht wahr ist? Denn sehet, alle diese Dinge, die vor euch von den Kapitalisten und den Wahrsagern geredet worden sind, waren listig ersonnene Fabeln. Desgleichen die heiligen Männer, welche euch sagen, es sei der Wille Gottes, daß ihr immerdar arm, elend und dürftig sein sollt — siehe, sie lästern Gott und sind Lügner, welche er furchtbar richten wird, wenn er allen andern verzeiht. Wie geht es zu, daß ihr nicht zu dem Wasser in dem Becken kommen dürft? Ist es nicht, weil ihr kein Geld habt? Und warum habt ihr kein Geld? Ist es nicht, weil ihr nur einen Pfennig für jeden Eimer bekommt, den ihr zum Becken bringt, aber zwei Pfennige für jeden Eimer zahlen müßt, den ihr daraus nehmet, auf daß die Kapitalisten ihren Vorteil haben? Sehet ihr nicht, daß auf solche Weise das Becken überfließen muß, da es gefüllt wird mit dem, was euch mangelt, und zum Ueberfließen gebracht durch euer Notleiden? Und wenn ihr noch schwerer arbeitet und noch fleißiger Wasser suchet und bringt, so wird es dadurch nicht

besser für euch, sondern nur desto schlimmer, um des Gewinnes willen. Sehet ihr das nicht?'

„Auf diese Weise sprachen die Aufwiegler viele Tage vor dem Volk, ohne daß jemand auf sie hörte. Nach einer Zeit aber horchten sie doch auf. Und sie antworteten und sprachen zu den Aufwieglern:

„‚Ihr redet wahr, die Kapitalisten und ihr Gewinn sind schuld, daß wir Mangel leiden, denn um ihres Gewinnes willen können wir nicht zu den Früchten unsrer Arbeit kommen, so daß dieselbe vergeblich ist. Je mehr wir arbeiten das Becken zu füllen, um so früher fließt es über, und wir bekommen nichts, weil zu viel da ist, ganz nach den Worten der Wahrsager. Siehe, die Kapitalisten sind harte Menschen und ihre Mildthätigkeit ist grausam! Sagt es uns, wenn ihr ein Mittel wisset, wie wir uns aus ihrer Knechtschaft befreien können. Wenn ihr aber keinen sichern Ausweg wisset, so beschwören wir euch, verhaltet euch ruhig und laßt uns in Frieden, daß wir unser Elend vergessen mögen.'

„Die Aufwiegler antworteten und sprachen: ‚Wir wissen einen Weg.'

„Die Leute aber sprachen: ‚Betrüget uns nicht. Diese Sache ist von Anbeginn so gewesen, und niemand hat bis jetzt einen Ausweg zur Befreiung gefunden, obgleich ihn so viele in Sorgen und mit Thränen gesucht haben. Wenn ihr aber einen Ausweg wisset, so sagt ihn uns schnell.'

„Da redeten die Aufwiegler zu dem Volk von dem Ausweg und sagten:

„‚Was braucht ihr überhaupt diese Kapitalisten, daß ihr ihnen Gewinn an eurer Arbeit gestatten solltet? Was für große Dinge thun sie für euch, daß ihr ihnen diesen Tribut zahlen müßtet? Sie haben euch in Abteilungen geordnet, euch eure Aufgaben zugewiesen und euch nachher ein wenig von dem Wasser gegeben, das ihr gebracht habt — nicht sie. Nun suchet den Weg aus dieser Knechtschaft! Thut das für euch, was die Kapitalisten thun — regelt selbst eure Arbeit, führt eure Abteilungen und verteilt eure Aufgaben. So werdet ihr die Kapitalisten nicht mehr brauchen, und sie werden keinen Gewinn mehr an euch haben, sondern alle Frucht eurer Arbeit sollt ihr als Brüder teilen, auf daß ein jeder das Gleiche habe. Dann wird das Becken niemals überfließen, bis ein jeder genug hat und ihn nicht nach mehr gelüstet. Nachher aber könnt ihr mit dem Ueberfluß Springbrunnen und Fischteiche machen, euch damit zu vergnügen, ganz wie die Kapitalisten thaten, jedoch zum Genuß für alle.'

„Die Leute antworteten: ‚Was ihr redet, scheint uns gut zu sein, aber wie sollen wir die Sache anfangen?'

„Und die Aufwiegler sprachen: ‚Wählet unter euch verständige Männer, die vor euch ein- und ausgehen, eure Abteilungen anführen und eure Arbeit verteilen. Diese Männer sollen sein, wie die Kapitalisten waren, aber sehet, sie sollen nicht eure Herren sein, sondern eure Brüder und Hauptleute, die euern Willen thun. Auch sollen sie keinen Gewinn für sich nehmen, sondern ein jeglicher seinen Teil erhalten gleich dem andern, auf daß keine Herren und Diener mehr unter euch sind, sondern nur Brüder. Von Zeit zu Zeit aber, wie es euch passend dünkt, sollt ihr andre verständige Männer wählen an die Stelle der ersten, auf daß sie eure Arbeit ordnen.'

„Die Leute aber horchten auf und es schien ihnen sehr gut. Auch dünkte es sie keine schwere Sache. Und sie riefen alle einstimmig aus: ‚So soll es sein, wie ihr gesagt habt, denn wir wollen also thun!'

„Die Kapitalisten aber hörten den Lärm und das Rufen und was das Volk sagte; die Wahrsager hörten es gleichfalls. Desgleichen hörten es die falschen Priester und die mächtigen Kriegsleute, die den Kapitalisten zum Schutz dienten, und als sie es hörten, überkam sie ein Zittern, also daß ihre Kniee zusammenschlugen, und sie sagten einer zum andern: ‚Das ist unser Ende!'

„Und siehe, da waren auch einige wahre Priester des lebendigen Gottes, die nicht für die Kapitalisten zeugen wollten, sondern Mitleid mit dem Volke gehabt hatten. Als diese das Rufen der Menge vernahmen und was sie sagte, da waren sie hocherfreut, frohlockten und dankten Gott für die Befreiung.

„Das Volk aber ging hin und that, wie ihm die Aufwiegler gesagt hatten. Und alles traf genau ein nach ihren Worten. Es war kein Durst mehr in dem Lande noch jemand, der da hungerte oder fror oder nackt war, noch sonst in irgend welcher Not. Jeder Mann sagte: ‚Mein Bruder' zu seinem Mitmenschen, und jegliche Frau zu ihrer Gefährtin: ‚Meine Schwester'; denn sie waren untereinander wie Geschwister, die einträchtiglich zusammen wohnen. Und der Segen Gottes ruhte auf dem Lande immerdar."

XXIV.

Mir werden alle Reiche der Welt gezeigt.

Die Schüler und Schülerinnen der Volkswirtschaftsklasse erhoben sich bei des Lehrers verabschiedenden Worten, und schon im nächsten Augenblick war das Schauspiel verschwunden, das meine Aufmerksamkeit bisher gefesselt hatte. Ich starrte in Doktor Leetes lächelndes Gesicht und versuchte mich zu besinnen, wo ich sei und wie ich dahin gekommen war. Fast die ganze Zeit über, und besonders während der letzten Hälfte der Prüfung, hatte ich mich so völlig der Illusion hingegeben, als befände ich mich wirklich in dem Schulzimmer, und war der Erörterung des Themas mit so großem Interesse gefolgt,

daß mir die kunstvolle Erfindung, die es uns möglich gemacht hatte, die Vorgänge zu sehen und zu hören, ganz aus dem Sinn gekommen war. Nun ich aber wieder daran erinnert wurde, wendeten sich meine Gedanken mit maßloser Neugierde der Einrichtung des Elektroskops und seinen Wunderwirkungen zu.

Nachdem mir der Doktor einige Erklärungen über die mechanische Thätigkeit des Apparats gegeben und mir gezeigt hatte, auf welche Art er die Funktionen eines verlängerten Sehnervs verrichtet, schritt er dazu, mir seine Kraft in größerem Maßstabe vorzuführen. Im Lauf der nun folgenden Stunde machte ich, ohne meinen Stuhl zu verlassen, eine Reise rund um die Erde und überzeugte mich aus eigner Anschauung, daß die völlige Umwandlung, die seit meinem früheren Leben mit Boston vorgegangen war, nur als eine Probe von dem zu betrachten sei, was sich in der ganzen übrigen Welt ereignet hatte. Ich brauchte nur eine große Stadt oder einen berühmten Ort in irgend einem Lande zu nennen, so glaubte ich mich durch Gesicht und Gehör auf der Stelle dorthin verpflanzt. Ich blickte auf das moderne New York, auf Chicago, San Francisco und New Orleans und fand diese Städte alle bis zur Unkenntlichkeit verändert; nur die äußern Umrahmungen, welche ihre natürliche Lage bedingten, waren sich gleich geblieben. Ich besuchte London, hörte die Pariser französisch, die Berliner deutsch sprechen und begab mich von St. Petersburg über Delhi nach Kairo. Wenn eine dieser Städte in der Mittagssonne badete, so erhob sich über der nächsten vielleicht der Mond, und die Sterne begannen aufzuleuchten, während die dritte in schweigender Mitternacht ruhte. Ich erinnere mich, daß es in Paris tüchtig regnete, London ganz in Nebel gehüllt war und in St. Petersburg dichter Schnee durch die Luft wirbelte. Aus der wechselvollen Welt der Menschen wandte ich mich sodann der ewig wechsellosen Schöpfung zu und erneuerte meine alte Bekanntschaft mit den großen Wundern der Natur. Die stürmischen Küsten des Ozeans suchte ich auf, die donnernden Wasserfälle, die einsamen Bergesgipfel, die großen Flüsse, die glitzernde Herrlichkeit der Polarregionen und die öden Wüstenstrecken.

Der Doktor setzte mir dabei auseinander, daß sowohl Telephon wie Elektroskop stets in dauernder Verbindung mit allen merkwürdigen Orten der Erde wäre, daß aber, wenn sich irgendwo ein Schauspiel oder Ereignis von außergewöhnlichem Interesse abspielte, sogleich ein besonderer Anschluß hergerichtet würde. Die ganze Menschheit könne sich dann ohne Aufschub selbst von der Sachlage überzeugen, so daß man nicht genötigt sei, erst wirkliche oder vorgebliche Künstler nach dem Schauplatz zu entsenden. Alle meine Begriffe von Zeit und Raum lösten sich in ein Chaos auf, und beinahe trunken vor Staunen und Bewunderung rief ich endlich:

„Mehr kann ich für jetzt nicht ertragen. Ich fange schon ernstlich an zu zweifeln, ob ich überhaupt noch in meinem Leibe bin oder nicht."

Um diese Frage gleich praktisch zu entscheiden, schlug mir der Doktor vor, einen tüchtigen Spaziergang mit ihm zu machen, denn wir hatten den ganzen Morgen das Haus nicht verlassen.

„Haben wir für heute genug Volkswirtschaft gehabt," fragte er, als wir ins Freie traten, „oder hätten Sie Lust, beim Nachmittagsexamen, von dem der Lehrer sprach, zugegen zu sein?"

Ich erwiderte, daß ich jedenfalls dabei sein möchte.

„Nun gut," sagte der Doktor, „sehr lange wird der Unterricht ja nicht dauern. Was meinen Sie dazu, wenn wir ihm diesmal persönlich beiwohnten? Wir haben noch reichlich Zeit, uns Bewegung zu machen, und können ganz bequem vor Anfang der Schule dort sein, wenn wir an irgend einem Punkt in den Straßenwagen steigen. Sie haben das Elektroskop zum erstenmal benutzt und besitzen außer seinem Zeugnis keinen Beweis dafür, daß eine solche Schule oder solche Schüler wirklich vorhanden sind. Da würde es doch die Eindrücke, die sie empfangen haben, wesentlich verstärken, sollte ich meinen, wenn Sie den Ort in eigner Person besuchten."

(Fortsetzung folgt.)

Grabläuferinnen.

(Les Tombales.)

Von

Guy de Maupassant.

Aus dem Französischen übersetzt von F. Miller.

Die fünf Freunde hatten eben ihr Diner beendet. Sie waren alle fünf Männer von Welt, gereift und reich; drei davon verheiratet, zwei noch Junggesellen. Sie kamen jeden Monat einmal zusammen, um Jugenderinnerungen aufzufrischen, und nachdem sie gespeist hatten, plauderten sie stets noch bis gegen zwei Uhr des Morgens. Weil sie Freunde geblieben waren und sich alle so gut einander verstanden, waren dies vielleicht die schönsten Abende ihres Lebens. Man schwatzte über alles, über alles, was Paris gerade beschäftigte oder amüsierte. Wie in den meisten Salons begann auch bei ihnen die Unterhaltung damit, daß man über die Lektüre der Morgenblätter sprach. Der lustigste von ihnen war Joseph de Bardon, ein Junggeselle, der das Pariser Leben auf die vollkommenste und phantasievollste Weise zu genießen verstand. Er war weder Lebemann schlimmster Sorte noch Wüstling, er war nur vorwitzig, lebenslustig und noch jung, denn er zählte kaum vierzig Jahre. Weltmann im weitesten und wohlwollendsten Sinne dieses Wortes, geistig sehr begabt ohne gerade große Tiefe, von einem vielseitigen Wissen, aber ohne wirkliche Gelehrsamkeit, von lebhafter Auffassungsgabe ohne ernsthaftes Eindringen, zog er aus seinen Beobachtungen, seinen Abenteuern, aus allem, was er sah und fand, Anekdoten und humoristische Bemerkungen, die komisch und zugleich philosophisch waren und ihm den Ruf großer Intelligenz eintrugen.

Er war auch der Redner beim Diner. Er hatte jedesmal „Eine“. Eine Geschichte, auf die man sicher zählte und die er vorzutragen begann, ohne daß er besonders darum gebeten wurde.

Rauchend, beide Ellbogen auf dem Tisch, ein halbvolles Sektglas neben dem Teller, erschlafft von der Tabakluft, die sich mit dem aromatischen Duft des heißen Kaffees mischte, fühlte er sich hier vollständig zu Hause, wie gewisse Geschöpfe sich an bestimmten Orten und zu bestimmten Momenten zu Hause fühlen, wie eine Nonne in einer Kapelle oder ein Goldfisch im Fischglas.

Er begann also zwischen zwei behaglichen Zügen aus seiner Zigarre:

„Da ist mir vor einiger Zeit ein seltsames Abenteuer passiert.“

Alle riefen wie aus einem Munde: „Erzählen!“

Er gab zurück:

„Gerne ... Ihr wißt ja, daß ich viel und gerne in Paris herumschlendere, und wie die Sammler und Liebhaber die Schaukästen und Fenster nach Raritäten durchsuchen, so suche ich, aber Scenen, Menschen, alles, was an mir vorüber oder um mich her vorgeht. Also, gegen Mitte September, es war gerade recht schönes Wetter, ging ich eines Nachmittags von Hause weg, ohne eigentlich zu wissen, wo ich hinwollte. Man hat ja gewöhnlich die Absicht, einer schönen Frau einen Besuch zu machen. Man wählt dann in seiner Galerie, vergleicht in Gedanken, wägt das Interesse ab, das sie uns einflößt, den Reiz, den sie ausübt, und man entschließt sich endlich doch dafür, wo es einen an dem Tag gerade besonders hinzieht. Aber wenn die Sonne so hell scheint und die Luft so lau ist, verliert man manchmal ganz die Lust, Besuche zu machen.

Die Sonne schien hell und die Luft war lau; ich zündete eine Zigarre an und wandelte stumpfsinnig nach den äußern Boulevards. Wie ich nun da so herumflanierte, kam mir plötzlich die Idee, einmal nach dem Friedhof Montmartre zu gehen.

Ich liebe die Friedhöfe sehr, ja, das wirkt so beruhigend auf mich und haucht mich so ein bißchen melancholisch an; und das hab' ich manchmal nötig. Und dann — man hat auch gute Freunde dort draußen, die man hier oben nicht mehr besuchen kann, und darum schon gehe ich gerne von Zeit zu Zeit hin. Gerade da, auf Montmartre, hab' ich eine Herzensgeschichte, eine Geliebte, die mir sehr nahe ging, ein reizendes kleines Weib, deren Erinnerung mich ungeheuer schmerzt und zugleich Bedauern in mir weckt ... Bedauern jeder Natur. Und da gehe ich auf ihr Grab, um zu träumen ... Für sie ist alles aus.

Dann lieb' ich auch die Friedhöfe, weil sie so wunderlich bewohnte, riesenhafte Städte sind. Denkt doch nur daran, wie viel Tote in diesem kleinen Raume; die Generationen von Parisern, die hier wohnen für immer, Troglodyten, unwiderruflich eingeschlossen in ihre kleinen Höhlen, in den kleinen Löchern, die mit einem Stein bedeckt oder nur mit einem Kreuz bezeichnet sind, während die Lebenden so viel Platz beanspruchen und so viel Lärm machen. Schwachköpfe! Ferner findet man auf den Friedhöfen ebenso interessante Monumente wie in den Museen. Das Grabmal Cavaignacs erinnert mich, allerdings ohne es damit vergleichen zu wollen, an das Meisterwerk Jean Goujons: die Gestalt Louis de Brézés in der unterirdischen Kapelle der Kathedrale von Rouen; die ganze Kunst, die man modern und realistisch nennt, ist hier beisammen, meine Herren. Dieser Tote, Louis de Brézé, ist wahrer, schrecklicher und von lebloserem, todeskampfverzerrterem Fleisch als all die gequälten Leichname, die man heutzutage auf den Gräbern ausmeißelt. Aber auf Montmartre ist übrigens auch noch das Grabmal Baudins bewundernswert. Grandios! Das von Gautier, das Murgers, wo ich neulich einen Kranz gelber Immortellen bemerkte. Wer mag ihn hingebracht haben? Die letzte Grisette vielleicht, die jetzt irgendwo in der Umgegend Concierge ist? Es ist eine reizende Statuette von Millet, aber Vernachlässigung und Schmutz beginnen sie zu zerstören. O Murger, Sänger der Jugend!

Ich trat also in den Friedhof ein und ward sogleich von einer Traurigkeit erfaßt, einer Traurigkeit, die nicht schmerzt und die einem, wenn man sich wohl befindet, den Gedanken aufzwingt: „Nun, er ist ja gerade nicht lustig, der Ort hier, aber für dich ist ja auch der Augenblick noch nicht gekommen ..."

Und der Eindruck des Herbstes, dieser lauen Feuchtigkeit, durch die der Duft der toten Blätter strömt, und die Sonne, deren Strahlen geschwächt, müde und blutlos, verstärkte und poetisierte dieses Gefühl der Einsamkeit und des unwiderruflichen Zuendeseins, das diesen Ort der ewigen Ruhe durchflutet.

Ich ging mit kleinen Schritten durch diese Gräberstraßen, wo die Nachbarn keine Nachbarschaft mehr halten, nicht mehr beisammen sitzen und keine Zeitungen mehr lesen können. Ich, ich las die Grabschriften. Das ist zum Beispiel eine der amüsantesten Sachen der Welt. Niemals hat mich Labiche, niemals Meilhac so lachen gemacht als die Komik dieser Gräberprosa. Ach, das sind Bücher, zwerchfellerschütternder als Paul de Kocks sämtliche Werke, diese Marmorplatten und -kreuze, auf denen die Verwandten der Toten ihre Herzensergüsse ausströmen, ihre Trauer, ihre Wünsche für das ewige Heil der Dahingegangenen und ihre Hoffnungen auf ein Wiedersehen — Flausenmacher!

Ganz besonders schwärme ich auf diesem Friedhof für den ganz verlassenen Teil, für das alte Viertel längst Verstorbener mit seinen großen Taxusbäumen und Cypressen, das nun bald wieder ein neues werden wird, wenn man die grünen Bäume da fällt, die von Leichen gedüngt sind, um dann frisch Gestorbene unter kleinen Marmorsteinen anzureihen ...

Als ich so eine Zeitlang herumgeirrt war, um mir den Geist zu erfrischen, merkte ich, daß ich im Begriff war, mich zu langweilen, und daß ich nun der letzten Ruhestatt meiner kleinen Freundin eine ehrfurchtsvolle Bezeugung treuer Erinnerung zollen müßte. Das Herz ward mir ein bißchen schwer, als ich an dem Grabe ankam. Armes Liebchen, sie war so reizend, so verliebt, so weiß, so frisch ... und nun ... wenn man da öffnete ...

Auf das eiserne Gitter gestützt, flüsterte ich ihr all meinen Schmerz zu, den sie zweifelsohne nicht hörte, und wollte fortgehen, als ich eine Dame in Schwarz in großer Trauer auf dem nachbarlichen Grabe knieen sah. Ihr zurückgeschlagener Kreppschleier ließ einen hübschen blonden Kopf sehen, dessen um die Stirne gewundenen Haare wie vom Morgenrot beleuchtet schienen unter der Nacht der Kopfbedeckung. Ich blieb.

Sie litt offenbar unter einem großen Schmerz. Ihr Gesicht hatte sie in die Hände vergraben, und starr, mit der Unbeweglichkeit einer Statue in ihr Leid versunken und von qualvollen Erinnerungen gefoltert, ließ sie unter den vorgehaltenen Fingern langsam Perle um Perle ihres Rosenkranzes hervorrollen und schien so beinahe selbst wie eine Tote, die für einen Toten betet. Dann bemerkte ich plötzlich, daß sie weinte; ich erriet es an der schwachen Bewegung des Rückens, Windessäuseln in Weidenzweigen vergleichbar. Zuerst weinte sie leise, dann stärker, mit beschleunigten Bewegungen des Nackens und der Schultern. Plötzlich ließ sie die Hände von den Augen; die waren voller Thränen und so entzückend! Augen einer Irren, die sie herumschweifen ließ, als ob sie eben von einem abscheulichen Alpdrücken erwacht wäre. Sie sah, daß ich sie betrachtete, schien verschämt und verbarg aufs neue ihr Gesicht in den Händen. Dann schluchzte sie konvulsivisch, und ihr Haupt sank langsam gegen den Marmor. Sie lehnte die Stirn daran, ihr Schleier breitete sich um sie aus und bedeckte die weiße Platte des geliebten Grabes wie mit neuer Trauer. Hierauf beugte sie sich nieder, die Wange auf der Platte, und blieb vollständig unbeweglich, leblos.

Ich stürzte zu ihr hin, rieb ihr die Hände, hauchte auf die Augendeckel und las dabei die einfache In-

schrift: „Hier ruht Louis-Théodore Carrel, Kapitän der Infanterie der Marine, gefallen durch Feindeshand in Tonkin. Betet für ihn!"

Sein Tod datierte nur einige Monate vor. Ich wurde zu Thränen gerührt und verdoppelte meine Bemühungen. Und sie waren von Erfolg; sie kam wieder zu sich. Ich war sehr bewegt — ich bin doch auch kein Unmensch und noch nicht ganz vierzig — ich wußte auf den ersten Blick, daß sie liebenswürdig und erkenntlich sein würde. Sie war es. Mit neuen Thränen erzählte sie ihre Geschichte, in abgebrochenen Stößen, mit keuchender Brust, den Tod des Offiziers, der in Tonkin gefallen nach kaum einem Jahr glücklicher Ehe. Sie hatten sich aus Liebe geheiratet; sie war Doppelwaise und besaß gerade die vorschriftsmäßige Mitgift.

Ich tröstete sie, ich redete ihr zu, ich stützte sie, ich hob sie auf.

Dann sagte ich:

„Bleiben Sie nicht hier, kommen Sie!"

Sie murmelte:

„O, ich bin unfähig, zu gehen."

„Ich werde Sie führen."

„Danke, mein Herr, Sie sind sehr gütig. Sie kommen auch hierher, um einen Toten zu beweinen?"

„Ja, gnädige Frau."

„Eine Tote?"

„Ja, gnädige Frau."

„Ihre Frau?"

„Eine Freundin."

„Man kann eine Freundin ebenso lieben wie eine Frau, die Leidenschaft kennt kein Gesetz."

„Ja, gnädige Frau."

Und wir gingen zusammen fort, sie auf mich gestützt und ich sie beinahe die Wege des Kirchhofes entlang tragend. Als wir außerhalb waren, murmelte sie mit erlöschender Stimme:

„Ich glaube, es wird mir schlecht."

„Wollen Sie irgendwo eintreten, etwas zu sich zu nehmen?"

„Ja, mein Herr."

Ich bemerkte ein Restaurant, eines jener Restaurants, wo die Freunde der Verstorbenen sich von dem überstandenen Pflichtgang zu erholen pflegen. Wir traten ein. Ich ließ sie eine Tasse heißen Thee nehmen, der sie wieder zu beleben schien. Ein mattes Lächeln kam auf ihre Lippen, und sie fing an, von sich zu sprechen. Es wäre so traurig, o, so traurig, ganz allein zu sein in seiner Wohnung Tag und Nacht, keinen Menschen mehr zu haben, den man lieben, dem man vertrauen, dem man Freundschaft schenken könnte.

Das hatte alles sehr den Schein der Aufrichtigkeit. Es klang so hübsch in ihrem Munde. Sie war noch sehr jung, höchstens zwanzig vielleicht. Ich machte ihr Komplimente, und sie acceptierte sie ganz gern. Dann aber, als die Zeit allmählich vorschritt, machte ich ihr den Vorschlag, sie in einem Wagen nach ihrer Behausung zu bringen. Sie nahm an und wir saßen bald in einem Fiaker nebeneinander, Schulter an Schulter, und eines fühlte die Wärme des andern durch die Kleidurg hindurch, und nichts verwirrt mehr auf der Welt als das.

Als der Wagen an ihrem Hause hielt, hauchte sie: „Ich fühle mich unfähig, allein die Treppen hinaufzusteigen, ich wohne im vierten Stock. Sie waren so gütig, wollen Sie mir auch nun noch den Arm geben bis zu meinem Logis?"

Ich beeilte mich, ihn anzubieten. Sie stieg langsam, schwer atmend hinan; dann, vor ihrer Thür sagte sie:

„Treten Sie doch eine Minute ein, daß ich Ihnen wenigstens danken kann."

Und ich trat ein, meiner Treu!

Es war bescheiden, beinahe ein wenig ärmlich bei ihr, aber alles einfach und nett arrangiert. Wir setzten uns Seite an Seite auf ein kleines Kanapee, und sie sprach mir wieder von ihrer Einsamkeit.

Sie schellte ihrem Mädchen, um mir etwas zum Trinken anzubieten. Das Mädchen kam nicht. Ich war sehr vergnügt darüber, denn ich vermutete, daß dieses Mädchen überhaupt nur des Morgens da war, was man so eine Zugeherin nennt.

Sie hatte ihren Hut abgenommen. Sie war wirklich reizend mit ihren klaren, auf mich gerichteten Augen, so auf mich gerichtet, so klar, daß ich eine schreckliche Versuchung hatte, und — ich unterlag ihr.

Ich nahm sie in meine Arme, und auf ihre Augenlider, die sich ganz plötzlich schlossen, regneten meine Küsse... Küsse... Küsse... zu viel und noch mehr.

Sie sträubte sich und stieß mich zurück, immer wiederholend:

„Lassen Sie... lassen Sie... lassen Sie das!"

Welchen Sinn gab sie dem Wort? In einem solchen Fall hat „lassen Sie das" mindestens zwei. Um sie zum Schweigen zu bringen, ging ich von den Augen zum Munde über und legte dem Wort „lassen Sie das" die Bedeutung bei, die ich vorzog. Sie widerstrebte nicht mehr sehr, und als wir uns wieder einander ansahen nach dem heißen Ausbruch der Erinnerung an den Kapitän von Tonkin, hatte sie ein solch schmachtendes, gerührtes, ergebungsvolles Aussehen, das meine Besorgnis zerstreute.

Alsdann wurde ich galant und sehr eifrig.

Und nach einer neuen Kose- und Plauderstunde fragte ich:

„Wo speisen Sie?"

„In einem Gasthaus in der Nähe."

„Ganz allein?"

„Allerdings."

„Wollen Sie mit mir speisen?"

„Wo ist das?"

„In einem guten Restaurant auf dem Boulevard."

Sie zögerte ein wenig. Ich drang auf sie ein. Sie gab nach, sich selbst mit dem Argument beruhigend. „Ich langweile mich zu sehr ... zu sehr," worauf sie hinzufügte: „Aber ich muß dann eine weniger düstere Kleidung anlegen."

Sie ging in ihr Schlafzimmer, und als sie wieder heraustrat, war sie in Halbtrauer, entzückend, fein, schlank, in einer grauen, sehr einfachen Toilette. Offenbar hatte sie Kirchhofs- und Straßentoilette.

Das Diner wurde sehr gemütlich. Sie trank Champagner, wurde animiert, feurig, und ich ging mit ihr zurück, zu ihr.

Dieser Bund, auf den Gräbern geschlossen, dauerte ungefähr drei Wochen. Aber man wird eben alles müde, besonders die Weiber. Ich verließ sie unter dem Vorwand einer unaufschiebbaren Reise. Bei meiner Abreise war ich sehr generös, und sie bedankte sich sehr. Und ich mußte versprechen, schwören, wieder zu ihr zu kommen, denn sie schien wirklich ein bißchen an mir zu hängen.

Indes knüpfte ich andre zarte Bande, und ungefähr ein Monat war vergangen, ohne daß mich gerade besonders lebhaft der Wunsch erfaßt hätte, dieses kleine Liebchen von den Gräbern wiederzusehen. Jedoch, ich vergaß sie auch nicht ... Die Erinnerung suchte mich heim wie ein Mysterium, wie ein psychologisches Rätsel, wie eine jener unerklärlichen Fragen, deren Lösung uns beunruhigt. Ich weiß nicht warum, aber eines Tages bildete ich mir ein, sie auf Montmartre wieder finden zu müssen — und ich ging hin.

Ich spazierte lange umher, ohne andern Leuten als den gewöhnlichen Besuchern dieses Ortes zu begegnen, solchen, die noch nicht allen Verkehr mit ihren Toten abgebrochen haben. Am Grabe des zu Tonkin gefallenen Kapitäns kniete keine weinende Trauernde auf dem Marmor, noch waren Blumen oder Kränze zu sehen.

Aber als ich mich in ein andres Viertel dieser großen Totenstadt verlor, bemerkte ich urplötzlich am Ende eines Kreuzweges ein Paar, er und sie in tiefer Trauer, auf mich zu kommen.

O Erstaunen! Als sie näher kamen, erkannte ich sie wieder. Sie war es!

Sie sah mich, errötete, und als ich sie, an ihr vorübergehend, streifte, gab sie mir ein ganz kleines Zeichen, einen kurzen Blick nur, der sagte: „Erkennen Sie mich nicht," der aber auch so viel heißen konnte als: „Komm bald zu mir, Liebster!"

Der Herr war elegant, vornehm und chic, Offizier der Ehrenlegion und ungefähr fünfzig Jahre alt.

Und er stützte sie, wie ich sie gestützt hatte, als wir den Kirchhof verließen!

Ich ging, starr vor Erstaunen, fort, mich fragend, was ich denn da gesehen hätte, welcher Art von Wesen diese Kirchhofsjägerin wohl angehören möchte. War es einfach eine Dirne, ein überspanntes Frauenzimmer, das auf den Gräbern die Männer auflas, welche, trauernd noch, vom Geiste des Weibes, ob Gattin oder Geliebte, umschwebt waren und sich nach den verlorenen Zärtlichkeiten zurücksehnten?

War sie vereinzelt? Giebt es mehrere? Ist dies eine Profession? Hält man den Friedhof dem Trottoir gleich? Grabläuferinnen! Oder hatte sie nur allein diese bewundernswerte Idee? Wahrlich, eine tiefe Philosophie, den Schmerz der Liebe, der an diesem düstern Ort wieder auflebt, auszubeuten!

Ich hätte nur zu gern gewußt, wessen Witwe sie an jenem Tage gerade war?

Verlorene Liebe.

Von **Giosuè Carducci**.

Aus dem Italienischen übersetzt von Joachim v. Dürow.

Ich hab' zerlaufen sieben Paar
Der Schuh' von Eisen, dich zu finden,
Zerbrochen sieben Eisenstäb',
Zu stützen mich auf schwerem Gange;

Voll Thränen weint' ich sieben Krüg'
In sieben Jahren, bittre Thränen,
Doch du, du schläfst bei meinem Schrei —
Es kräht der Hahn, dich weckt er nimmer.

Das neue Leben.

Von

Maxim Bjelinski.

Aus dem Russischen übersetzt von Alexis Markow.

(Schluß.)

XIV.

„Was treibt jetzt Alysin? Das Leben in der Natur? Die Gemeinschaft mit seinen einfachen Menschen? Die Bauernarbeit? Ich wäre verrückt geworden, hätte ich in Woswischennoje noch einen Monat zubringen müssen. Ich werde täglich dümmer; kommt noch ein wenig Pharisäertum hinzu, dann ist es aus mit mir!

So dachte Manykin, als er am Abend von der Jagd zurückkehrte. Es war am Ufer eines Grabens, der in einen Teich verlief, an welchem eine Mühle und ein Badehäuschen standen.

Die Dämmerung nach dem ruhigen, heißen Tag verbreitete sich golden über die Wiesen und die kleinen Wäldchen. In der Luft roch es würzig, und rechts hoch vom Himmel stand in silberner Sichel der zunehmende Mond; links die Abendröte. Unten im Grase zirpten die Grillen, der Hund lief vor ihm her oder sprang an ihm empor. Aber Manykin bemerkte nicht seinen Eifer. In gleichmäßigem, nachlässigem Schritt, in Gedanken versunken, ging er weiter.

Wann wird Alexander kommen? Er wollte mich ja noch vor der Heu-Ernte besuchen. Die ist nun bald beendet und er ist noch nicht da. Ich kann ihn nicht länger erwarten; ich schreibe ihm und reise ab. Er kann mir nicht zürnen.

Als er sich dem Badehäuschen näherte, trat Eugenie aus demselben mit einem Tuche um den Kopf, da die Haare noch nicht trocken waren; sie eilte ihrem Bruder entgegen.

„Haben Sie etwas erlegt?“

„Nein, Eugenie! Es ist eine Sünde, Gottes Geschöpfe zu töten, sei es auch ein Fisch!“

„Warum machen Sie sie immer verwirrt?“ sagte Frau Kleopatra, die der Tochter aus dem Badehäuschen folgte. Sie hatte ebenfalls ein Tuch um den Kopf und ein feuchtes Handtuch um die Schultern, um sich beim Gehen nicht zu erhitzen. „Warum sollte es denn eine Sünde sein? Selbst die heiligen Väter, selbst Christus hat Fische gegessen. Er hat sogar befohlen, Netze zu werfen.“

„Und Vater Wissarion?“

„Als Vater Wissarion am ersten Feiertage bei uns war, schnitt er ein Stück vom Spanferkel.“

„Es war das Ohr, welches er aß,“ sagte Eugenie.

„Gratuliere!“

„Was soll eine Gratulation? Wäre er ein Heuchler, so hätte er nicht gegessen,“ sagte Kleopatra, „und andre verurteilt. Aber da er in der Welt lebt und weiß, was wirklich Sünde ist und was nicht, so verurteilt er niemand. Sehen Sie! Sie sind noch kein einziges Mal in der Kirche gewesen! Als ich ihn darauf aufmerksam machte, antwortete er ohne Verdruß: ‚Es wird die Zeit kommen, da er beten wird!‘ Er sagte es beinahe heiter.“

„Wozu mußten Sie es ihm sagen?“ fragte Manykin unzufrieden.

Trotzdem er bereits zwei Monate in Woswischennoje lebte, hatte er noch nie den Vater Wissarion gesehen. Aus dem Gefühl des Eigensinns, welches alle Leute mit rationalistischen Anschauungen über Glauben und Kirche haben, war er noch nie im Gotteshause von Woswischennoje gewesen und prahlte vor Kleopatra damit, daß er bereits drei Jahre nicht in der Kirche gewesen sei und seit fünfzehn Jahren nicht gefastet und nicht das Abendmahl genommen habe. In Woswischennoje mußte er immer vom Vater Wissarion hören, seine ganze Umgebung sprach von diesem Geistlichen; und in der That, um ihn nur zu sehen und von ihm Segen und Genesung von Seelen- und sogar von Körperleiden zu erhalten, kamen in letzter Zeit sehr viele Personen aus den entferntesten Orten des Moskauer und andrer Gouvernements nach Woswischennoje. Vater Wissarion erregte in Manykin immer größere Neugierde. Aber diese schrieb er dem Mangel an Zerstreuungen zu. Wären jedoch zum Beispiel die Buddhisten nach Woswischennoje gekommen und hätten dort ihren Kultus getrieben, so wäre Manykin wahrscheinlich in ihren Tempel gegangen. Aber der Vater Wissarion schien ihn gerade deshalb abzustoßen, weil er Beschützer jener Religion war, in welcher Manykin geboren war, und von der er sich durch Lebensweise, Bildung und Entwicklung losgesagt hatte.

Aber trotzdem Manykin durch das Bild des Vaters

Wissarion abgestoßen wurde, begann dieses Bild anfangs unklar, allmählich aber bestimmter zu werden und in Manykins Seele einzudringen, indem es in ihm unbewußt eine Art von Bedauern darüber hervorrief, daß ihm bereits jene Naivität fehlte, welche ihm einst vor vielen, vielen Jahren in der goldenen Kinderzeit so viel frohe Augenblicke verschaffte. Manykin fühlte, wie sich dies in seiner Seele Verborgene rührte, aber es schien ihm lächerlich, ebenso einfach wie Eugenie und Kleopatra zu werden. Er begann allmählich über den Vater Wissarion zu spotten. Er zürnte ihm sogar von Zeit zu Zeit und staunte über die Regierung, welche der Popularität dieses Popen kein Ende machte. Zugleich aber begriff er, daß er doch ungerecht handle, indem er sich doch zuerst überzeugen müsse, was denn eigentlich dieser Pope sei. Endlich begann er ihn zu fürchten. Er stellte sich ihn vor mit Augen, die wie in einem Buche in der fremden Seele lesen. Und darum vermied er noch mehr eine Begegnung mit Vater Wissarion.

Als Manykin mit Eugenie und Kleopatra nach Hause ging, sagte er nochmals zu sich, daß er in Woswischennoje genug habe und es sogar gefährlich für ihn sei, länger im Dorfe zu bleiben. Er sah sich das Lämpchen an, das Frau Kleopatra vor dem Heiligenbilde ansteckte, wurde nachdenklich, ging in sein Zimmer und legte sich dort auf das Sofa.

Das Dienstmädchen brachte ihm Thee.

Was für ein hübsches Ding sie ist! dachte er. Ach, nein, nein! ich muß fort von hier, morgen! Die Luft bekommt mir nicht! Meine wehmütige Stimmung ist hier nicht verschwunden. Das Faulenzen hat die unangenehmen Erinnerungen nicht nur nicht betäubt, sondern eher verstärkt.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß es doch gut wäre, mit dem Vater Wissarion bekannt zu werden, damit dieser seine Verhältnisse kennen lerne, sein Freund werde, und daß er es so hätte einrichten sollen, daß Musa Nikolajewna ihren Mann verließ und zu ihm nach Woswischennoje gekommen wäre. Er war heute viel gegangen, war müde, und seine Augen schlossen sich. Der Thee stand noch unberührt vor ihm. Anfangs schlief er nicht, und seine Phantasie, im Dienste seines Herzens, schilderte ihm unaufhörlich helle Bilder solchen Glückes, welches Musa ihm nie geben könne. Der Verstand schlummerte und gab sich ohne Widerstreben der schönen Lüge der Einbildung hin. Endlich, nach einer Reihe von unklaren Traumbildern, stand der Vater Wissarion vor ihm. Er stand auf einem Stuhle und segnete Musa mit erhobenen Händen; diese war bucklig. Vater Wissarion aber hatte die Gesichtszüge Alysins, und, als Manykin ihn starr ansah, erglänzten sie von einem solchen Lichte, daß ihn die Augen schmerzten, er die Hände vorhielt und zu stöhnen begann.

„Jetzt ist es aber genug!“ sagte Alysin.

Manykin fuhr erschreckt auf und öffnete langsam die Augen. Vor ihm stand, mit einem Lichte in der Hand, Alexander und lächelte.

XV.

„Du wirst also wieder reisen? Willst dich wieder über dich schämen?“ fragte Alysin, der bereits von Frau Kleopatra erfahren hatte, daß Stephan zum ersten Juli nach Petersburg ginge.

„Ich reise, ich kann nicht anders! Ich verdumme hier auf dem Lande!“ antwortete Manykin, vom Sofa aufspringend. „Man muß deine Nerven und deine Ansichten haben, um hier zu leben, ohne unverbesserliche Dummheiten zu begehen, und ich habe ohnedies schon davon genug auf dem Gewissen. Wie geht es übrigens deinen Brüdern?“ fragte Manykin, ihn begrüßend.

„Welchen Brüdern?“

„Ja, du hattest doch die Absicht, Bruder jener gemeinen Kerle zu werden, zu denen du mich damals führtest. Weißt du noch, wie du immer sagtest: ‚Ich will ihr Bruder werden!‘ Das Wort ‚Bruder‘ klang wirklich zu sonderbar.“

„Ach, höre doch auf zu spotten,“ sagte Alysin. „Jener, der mit seiner Schwiegertochter verbotenen Umgang pflegte, ist verbannt, und der betrunkene Kornei hat sich anscheinend gebessert.“

„Anscheinend? Nun, wie geht es deiner Schönheit?“

Alysin errötete und antwortete nicht.

„Lebt sie noch? Geht es ihr gut?“ fragte Manykin immer weiter. Er war in einer Gemütsstimmung, welche nach einem unterbrochenen festen Schlaf einzutreten pflegt. „Tugendhaft?“ fragte er gähnend.

„Geh doch mit deiner Schönheit!“ sagte Alysin. „Lasse mich in Ruhe!“ Aber plötzlich ergriff er Manykin bei der Hand, drückte sie in seiner sehnigen Rechten und zog sie an sich: „Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich bin deshalb so lange nicht zu dir gekommen, weil ich, kurz gesagt, dachte und immer wieder mit mir kämpfte, ob ich sie heiraten solle oder nicht.“

„Wen denn?“ fragte Stephan erstaunt, „diese Dirne?“

„Nun ja, dieselbe!“ erklärte Alysin zornig. „Das würde mich dem Volke nähern. Bis jetzt bin ich doch noch immer der Fremde. Wir wollen diese Frage überlegen.“

„Gut; daß sie hübsch ist, das weiß ich. Jetzt sehe ich auch, daß du sie liebst. Aber weiter! Du bist doch Gegner der Ehe?“

„Ja. Ich will sie heiraten, aber ich will mit ihr nicht wie mit einer Frau leben.“

„Ganz etwas Neues!"

„Ich will ihr Bruder sein!"

„Schönes Wort!"

„Was rätst du, zu thun?"

„Du bist energischer als ich, Alexander. Unsre gegenseitigen Ratschläge haben für uns keine Bedeutung. Wir lieben einander und bilden für einander ein Studienstück, damit erschöpfen sich unsre Beziehungen. Ich will dir von der Heirat nicht abraten, will sie dir aber auch nicht anraten. Vielleicht wirst du glücklich sein, vielleicht aber auch nicht!"

„Mein persönliches Glück hat gar nichts mit der Sache zu thun. Verstehst du, Stephan, sie erregt mich durch ihre Schönheit, durch ihren Stolz, und sie thut mir leid; niemand wirbt um sie, und doch fürchte ich, daß sie sich verheiraten könnte. Ich bin wütend vor Eifersucht."

„Aha!"

„Nur durch die Heirat kann ich sie von Armut und Leid befreien. Dann aber würde ich auch ruhig werden. Ich werde mich so mit dem Lande verbinden. Verstehst du mich?"

„Nein, ich verstehe dich nicht!"

„Du mußt mich verstehen!" rief Alysin ärgerlich.

„Gut, ich habe begriffen. Und liebt sie dich?"

„Sie wird mich heiraten, und das ist mir genug. Ich brauche weder ihre Liebe noch ihre Dankbarkeit. Uebrigens sprach ich noch gar nicht mit ihr. Ich beschloß, sie zu heiraten, und damit ist die Sache erledigt!"

„Wenn du es beschlossen hast, wozu noch weiter darüber reden?"

„Wie das? Ich mußte es dir doch sagen; du bist doch mein Freund, und wir verhehlen doch selbst nicht die schlechtesten Gedanken voreinander. Also ich muß sie heiraten, hörst du?" sagte Alysin erregt, mit freudigem Lächeln.

„Ja, ich höre!"

„Ich habe mein Gut verlassen, aber ich halte es hier keine zwei Tage aus. Ich muß mein Leben unbedingt in ein System bringen. Es blieb stehen! Das stört mich. Aber wenn ich das ändere, wird alles anders werden. Ich muß mein Ziel erreichen, ich will das Gleichgewicht meiner Seele finden. Aber jetzt gleicht meine Seele einer Wage, auf deren einer Schale eine Zentnerlast liegt und auf der andern nicht greifbare Gegenstände, wie Arbeit, Freiheit, Brüderlichkeit. Es ist unerträglich!"

„Auf den Schalen lag eine Geige, aber du warfst sie von dir. Diese Zentnerlast fühlst du jetzt!"

„Sprich mir nicht von der Geige! Ich bin nicht zu dir gekommen, daß du mich reizest," sagte Alysin erblassend.

Manykin erfaßte seine Hand:

„Entschuldige mich, Freund," sagte er und bemühte sich zu lächeln. „Ich erwartete dich mit solcher Ungeduld! Kaum sehen wir uns, da liegen wir uns schon in den Haaren, aber wenn du in meiner Seele lesen würdest, so würdest du mir alles verzeihen."

„Ich bin dir gar nicht böse," sagte Alysin weich. „Ich kenne dich doch zu gut. Sage einmal, Freund, hast du dich immer noch nicht beruhigt?"

„Nein!"

„Hast du dich nicht nach ihr erkundigt?"

„Wozu das?"

„Das ist gut!" lobte ihn Alysin. „Nun zeigst du doch Charakter."

Wie gewöhnlich blieben sie lange auf und gingen im Garten umher; schon bei Tagesanbruch hörte Kleopatra, wie sie sich stritten.

„Deiner Meinung nach ist die Freiheit der Individualität das Gleichgewicht der Seele?"

„Und dein Ideal ist wohl Unbeständigkeit?"

„Glaubst du, daß Schopenhauer verrückt war?"

„Und war denn Schumann nicht verrückt? und Mozart?"

XVI.

Der Ankunft Alysins in Woswischennoje folgte ein trauriges Ereignis. Am Morgen nach seiner Rückkehr trieb die Tochter des Gärtners, ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, eine Kuh auf die Weide. Ein Ochse bemerkte das Mädchen, ging auf dasselbe los, hob es, als es ihn mit der Peitsche schlug, auf die Hörner und zerstampfte es, bis es Vorübergehende befreiten.

Als Frau Kleopatra von diesem Unglück erfuhr, schickte sie nach dem Arzt, aber dieser war nicht zu Hause. Irgend eine Kurpfuscherin verband sie, doch am Abend trat der Brand hinzu. Die Kranke litt so, daß ihr Stöhnen auf dem ganzen Hofe zu hören war. Den Tod ahnend, flehte sie verzweifelt, man solle sie töten, sie verfluchte alle Gesunden, die noch am Leben blieben, und wurde dann bewußtlos.

Alysin und Manykin besuchten sie, verließen sie aber bald mit Schaudern. Besonders schwer wirkte der Anblick der Unglücklichen auf Alysin. Den ganzen Tag ging er finster umher und wiederholte immer, daß der Tod sehr ungerecht sei. Zum erstenmal bemerkte Manykin, daß Alysin den Tod fürchte. Und um ihn von dem unangenehmen Eindrucke zu befreien, führte er ihn in ein abgelegenes Schäferhaus.

Die Freunde schliefen auf dem Heu, gingen früh auf die Jagd, erlegten nichts, da Alysin absichtlich vorbeischoß und vorzog, philosophische Gespräche über den Tod zu führen. Gegen Mittag kehrten sie nach Hause zurück.

„Lebt sie noch?" fragte Stephan.

„Sie atmet noch," antwortete Kleopatra.

„Warum ließen Sie nicht den Vater Wissarion holen? Es ist doch lächerlich, einen Arzt holen zu lassen, wenn solch ein Mann in der Nähe ist.“

„Ich weiß das besser als Sie, mein lieber Herr Sohn. Aber zum Unglück ist der Vater des Mädchens Raskolnik, und erst heute hat er sich einverstanden erklärt, den Vater Wissarion zu empfangen. Dieser aber war sehr beschäftigt und eben von einem diphtheriekranken Knaben gekommen. Auch der Knabe fühlte sich wohler, als er die Hände über ihn hielt. Das Volk lief ihm dann bis hierher nach, so daß er kaum zur Besinnung kam.“

„Sie hätten ihm Geld anbieten sollen, dann wäre er vielleicht schneller gekommen.“

„Ach, was ist ihm Geld! Machen Sie ihn nicht so schlecht, Stephan! noch dazu in Gegenwart von Fremden. Schämen Sie sich! Ich sagte Ihnen doch, daß er kein Geld mag, und wenn er etwas erhält, es an die Armen verteilt. Er wünscht nichts weiter, als daß man ihm mit Liebe und Einfachheit entgegenkommt. Er wird schon zu uns kommen, sobald er frei ist. Alexander Ignatitsch, ich bitte zu Tisch. Eugenie, nimm neben Alexander Ignatitsch Platz.“

XVII.

Vater Wissarion fuhr auf den Hof. An der Menschenmenge, die sich vor dem Gärtnerhaus ansammelte, erkannte Kleopatra sofort seine Ankunft. Sie stand gerade mit Alysin und Manykin am Fenster, im Gespräch über das gestrige Unglück. Plötzlich veränderte sich ihr Gesicht und freudig rief sie: „Eugenie, Eugenie!“

Alysin und Manykin traten näher an das Fenster

„Eugenie!“ Kleopatra wurde unruhig und beeilte sich, ein Oelbild, eine Kopie des „badenden Mädchens“ von Brüllow, mit einem Tuche zu verhängen, obgleich sie es für sehr gut hielt und zur Erinnerung an ihren Mann, welcher dieses Bild sehr liebte, sorgfältig bewahrte.

„Eugenie, eile auf den Hof und erwarte dort den Vater Wissarion. Sobald er das Gärtnerhaus verlassen hat, rufe ihn zu uns! Sollte er es ausschlagen, so sage ihm, daß ich dann annehmen müßte, er wolle mein Haus nicht segnen. Für dich wird er alles thun, er liebt dich! Sage ihm nur, daß ich inständig bitte!“

Eugenie lief aufgeregt durch den Saal. Man hörte sie die Stufen des Balkons heruntereilen. Sie drängte sich durch die Menge, stellte sich vor die Thüre des Gärtnerhauses, im stillen Gott bittend, daß er doch dem Vater Wissarion den Wunsch eingeben möchte, ihr Haus zu besuchen.

„So? es kann also auch vorkommen, daß er Ihr Haus nicht besucht?“ sagte Manykin.

„Er hat keine Zeit, er hat sehr viel zu thun! Ihn einzuladen, ist zwecklos und unbequem für ihn. Mir ist es selber peinlich; kann er doch während der Zeit jemand die Seele retten. Wenn Sie wüßten, wie müde er wird. Er ist doch schon über sechzig Jahre,“ erwiderte Kleopatra und sah unverwandt durch das Fenster.

Die Frauen, welche in dem Gemüsegarten Manykins arbeiteten, verließen ihre Arbeit. Andre Frauen, mit Säuglingen auf den Armen, kamen auf den Hof, in der Hoffnung, vom Vater Wissarion gesegnet zu werden. Die Menge harrte in frommer Erregung seiner Ankunft.

Die Spannung übertrug sich auch auf Manykin und Alysin. Manykins Herz schlug heftiger. Als er dies bemerkte, bemühte er sich, seinem Gesicht einen gleichgültigen Ausdruck zu geben, obwohl niemand auf ihn achtete, da die Aufmerksamkeit aller auf die Person des Vater Wissarion vereinigt war.

Es vergingen einige Minuten. Plötzlich trat die Menge zurück und begab sich an den Balkon des Hauses.

„Er kommt, er kommt!“ rief Kleopatra zitternd. Sie nahm den roten Stoff, aus dem ein Kleid für Eugenie werden sollte und breitete ihn auf den Boden aus bis direkt zur Thüre. Sie war wie bewußtlos, und in ihren Augen standen Thränen der Freude.

Inzwischen ging Vater Wissarion, unterwegs das Volk segnend, langsam bis zum Hause. Aus der Menge leuchtete sein blaues, seidenes Gewand.

Eugenie bat die Bauern, von dem Vater Wissarion abzulassen, aber man gehorchte ihr nicht, sondern ergriff den Saum seines Mantels, um ihn nur zu berühren. Er trat auf die Stufen, sich auf Eugenie stützend. Aber auch hier verließ ihn die Menge nicht. Endlich trat er ins Haus. Eugenie schloß eiligst die Thüre, so daß das Volk ausgeschlossen wurde.

Er ging lächelnd am roten Stoff vorbei und segnete die vor Entzücken stumm gewordene Kleopatra.

„Bitte, Vater Wissarion, bitte sehr! Beehren Sie uns!“ sagte sie endlich und zeigte mit der Hand auf den Saal.

„Soll ich vielleicht für jemand beten?“ fragte er einfach, wie ein Arzt in der Wohnung nach einem Kranken fragt.

„Bitte, Vater Wissarion, bitte!“ wiederholte sie immer, als wenn sie die Sprache verloren hätte und ihr nur diese Worte im Gedächtnis geblieben wären.

Vater Wissarion trat in den Saal und verneigte sich gegen Manykin und Alysin.

Alysin trat zurück, um nur Zuschauer zu sein. Er sah verstohlen, aber durchdringend auf den Geistlichen.

Unerwartet für sich selbst, trat Manykin auf den Vater Wissarion zu und bat um seinen Segen.

Dieser segnete ihn und küßte ihn schüchtern auf die Lippen.

Vater Wissarion war ein Mann von mittlerem Wuchs, kleinem Bart, magerem und im ganzen angenehmem Gesicht. Trotz seines vorgerückten Alters war er noch gar nicht grau, und sein dunkles Haar sah frisch aus. Seine von kleinen Fältchen umgebenen Augen waren noch rein, hell und schauten so gutmütig drein, wie kranke Kinder, wenn sie dem schmeichelnden Ausdruck der weinenden Mutter begegnen. Seine Lippen verließ nicht ein einfaches, kaum bemerkbares Lächeln, und er selbst zitterte am ganzen Körper, vielleicht vor Müdigkeit, vielleicht aus einem andern, höheren Grunde, da er soeben für ein entstelltes sterbendes Mädchen gebetet hatte, welches mit demütigem Lächeln und erlöschenden Augen das Kreuz geküßt.

Er schaute um sich und sah, daß man ihn nicht des Gebets wegen eingeladen, sondern als Gast, und obwohl er wirklich nur sehr wenig Zeit hatte — er mußte noch nach dem Nachbardorf — entschloß er sich doch, auf wenige Augenblicke zu bleiben. Er nahm nicht einmal Platz.

„Sie singen?“ fragte er Manykin.

„Ja, ich singe.“

„Ich sang früher ebenfalls. Im Seminar war ein Sänger, der einen wunderbaren Tenor hatte; Archangelsky hieß er; er war später in der kaiserlichen Kapelle, ging schließlich zur Oper, wo er sich sehr auszeichnete.“

„Ich hörte von ihm; er ist jetzt tot!“

„Er ist tot, er war ein guter Mensch; Gott gab ihm ein Talent, ebenso wie Ihnen; ein seltenes Glück, welches man verstehen muß, für die Mitmenschen auszunutzen. Wie alt sind Sie?“

„Ich werde bald sechsunddreißig Jahre.“

„Ein schönes Alter! Seien Sie eifrig, und Gott wird Ihnen helfen. Talentvolle Menschen sind ebenfalls gesalbt, jedes Land stützt sich auf sie und wird durch sie geziert. Ohne sie bleibt gar keine Erinnerung an ein Volk! Und das ist wohl Ihr Kollege?“

„Alyssin heißt er.“

„Wohl ebenfalls Künstler?“ sagte Vater Wissarion mit wohlgefälligem Lächeln. „Stammen Sie aus dem Moskauer Gouvernement?“

„Haben Sie denn nichts von mir gehört?“

„Nein! Und sind Sie auch unverheiratet?“

„Wozu wollen Sie das wissen, Väterchen?“

Vater Wissarion wurde rot, als wenn er in der That etwas gesagt hätte, was sich nicht ziemte.

„Entschuldigen Sie!“ versetzte er und sah nach seinem Hut. „Das Leben des Künstlers,“ sagte er zu Manykin, „ist voll Unruhe und Verführung. Männer mit schwacher Seele werden oft schwermütig und geraten in Zweifel. Wenn Sie oder Ihr Kollege etwas auf dem Herzen haben sollten, irgend eine unangenehme Erinnerung oder einen Kampf mit einer Leidenschaft, so sprechen Sie nur den Wunsch aus, und ich will in meiner freien Zeit für Sie beten.“

Mit feuchten Augen schaute Manykin den Vater Wissarion an. Sein Herz schlug ihm so, daß er kaum zu sprechen vermochte.

„Schön!“ sagte gutmütig Vater Wissarion. „Nun danke ich Ihnen für die Unterhaltung und bitte, mich zu entschuldigen.“

Er verneigte sich, küßte Eugenie und Frau Kleopatra auf die Stirn, umarmte und küßte Manykin und wollte sich Alyssin nähern. Dieser aber wandte sich ab und ging auf die andre Seite des Saales.

Vater Wissarion schien zu schwanken, ob es höflich sei, fortzugehen, ohne sich von Alyssin zu verabschieden. Aber er bemerkte die Menge auf dem Hof, vergaß Alyssin und ging eilig hinaus, über den roten Stoff, den er jetzt nicht bemerkte.

Manykin war es so leicht auf dem Herzen, wie schon lange nicht. Er schämte sich jetzt nicht, und er lachte auch nicht darüber, daß ein Blick eines Menschen, den er entschlossen war, von sich zu stoßen und über den er fortwährend spottete, seine Seele so heben und ihn ganz anders stimmen konnte. Sein Gewissen schien sich plötzlich beruhigt zu haben, und er hielt sich für besser, als er bis jetzt war. Lächelnd trat er zu Alyssin.

Aber dieser schaute wehmütig seinen Freund an. Auf Alyssin hatte Vater Wissarion ganz anders gewirkt. Er ärgerte sich, daß er niemals eine solche Seelenreinheit, eine so milde Leidenschaftslosigkeit besessen, wie dieser Priester. Sein Herz that ihm weh und sein Stolz war getroffen. Er erschien sich selber schlecht, schlechter als er bisher war.

„Was willst du sagen?“ fragte Alyssin.

„Alexander! sonderbar, ich bin glücklich! Was soll ich dir noch mehr sagen?“

„Er sagte dir so viel Komplimente, und du freust dich nun darüber. Höre, ich sagte dir doch schon früher, daß ich hier nicht lange bleiben werde. Ich muß fort! Lasse meine Pferde anspannen! Nein, nein, halte mich nicht zurück! Höre, Freund, ich habe meinen Weg, meinen eignen und festen, und du wirst vielleicht dereinst mit mir gehen wollen. Ich bin davon überzeugt! Einstweilen aber lebt in meiner Seele ein Etwas, was du noch nicht hast. Daher verstehst du mich nicht. Nicht die natürliche Ehrlichkeit eines Tieres wünsche ich, sondern ein bewußt menschliches Leben.“ Seine Augen glänzten mit einem Feuer, welches Manykin böse erschien.

Nach einer Stunde war er fort. Frau Kleopatra nahm kalt von ihm Abschied.

XVIII.

Frau Kleopatra war mit dem Benehmen ihres Sohnes sehr zufrieden. Seine gute Stimmung dauerte noch einige Tage, dann übergab er Frau Kleopatra für den Vater Wissarion tausend Rubel zur Verteilung an die Armen und machte sich zur Abreise nach Petersburg bereit.

Als er auf dem Bahnhof war und schon das Billet in Händen hatte, bedrückte wieder die alte Sehnsucht sein Herz. Er erinnerte sich, wie er doch noch vor kurzer Zeit gerade durch seine unglückliche Liebe zu Musa glücklich war. Selbst Alysin wollte doch heiraten. Er ging mit großen Schritten auf dem Perron umher und dachte an seine Einsamkeit. Aber ich werde doch endlich ein Mädchen finden, die alle Erinnerungen aus meinem Herzen verdrängen wird. Vor seiner Phantasie stand ein Mädchen, der Musa ähnlich, frei, unverdorben durch Lüge, leidenschaftlich, zum Laster geneigt und doch rein. Er hatte zarte und unschuldige Mädchen so wenig gern wie den ersten Schnee. Er hielt sie für beschränkt und nannte sie die kleinen Bürgerstöchter.

„Guten Tag, gnädiger Herr!“

Er drehte sich um; über eine Wiese hinter ihm lief mit einem großen Regenschirm die bucklige Köchin der Musa.

„Gott hat es gefügt, daß ich Sie noch einmal treffe, gnädiger Herr; ich freue mich über Sie wie über einen nahen Verwandten. Ich fahre nach meiner Heimat, ich habe den Leuten gekündigt; es waren gute Herrschaften, aber wie jetzt die Uneinigkeit zwischen ihnen entstand, und Frau Musa Ohnmachtsanfälle bekam oder in der Aufregung alles, was sie in die Hände bekam, an die Wand oder in den Spiegel warf, da wurde es mir doch unerträglich. Der Mann der Frau Musa ist freilich früher sehr freundlich gewesen, dann aber wurde er sehr unangenehm und rief fortwährend: ‚Ich bin der Herr, und mir gehört dein ganzes Vermögen.‘ Indessen schlägt sich Frau Musa mit den Fäusten an den Kopf und ruft: ‚Hier ist dein Vermögen, hier hast du es, hier ist es!‘ Als sie noch das Kind hatten, zankten sie sich nur des Kindes wegen, da ging es noch; aber jetzt lacht die Herrin fortwährend, putzt sich, und ist etwas nicht nach ihrem Wunsch, so wird sie hysterisch. Ueberdies ist jetzt ein Arzt gekommen, zu diesem fuhr sie jeden Tag hin, ihn um Rat zu fragen. Der Herr sah auch, wie sie uns quälte, und stellte sich auf die Seite der Dienerschaft; da wurde die Herrin eifersüchtig, selbst auf mich, so daß der gnädige Herr mich einmal schlagen wollte. Da bin ich böse geworden und kündigte. Die Leibeigenschaft hat doch in Rußland aufgehört!“

Manykin hörte erregt die lange Erzählung. Die Köchin fuhr fort:

„Ja, wenn sie noch gut gezahlt hätten, dann könnte man dienen; aber so, der Herr verspielt alles im Klub, und Frau Musa putzt sich. Bestechen läßt sich der Herr auch nicht, daher spricht man davon, daß man ihn fortjagen will. Mir lag gar nichts an der Stellung.“

„Hast du schon ein Billet?“ unterbrach sie Manykin.

„Bis Moskau!“

„Hier hast du noch Geld!“

Die Köchin erwartete nicht solche Freigebigkeit. Selbst ihr schielendes Auge drückte Dankbarkeit aus; sie küßte Manykin die Hand.

Er beeilte sich in einen Wagen zu steigen, wo viele Reisende waren, denn er wollte mit seinen durch die Begegnung erregten Gedanken nicht allein bleiben und bemühte sich, mit seinen Nachbarn ein Gespräch anzuknüpfen.

XIX.

Alysin kam nach Chrustiki. Sein Kammerdiener Martin erschrak, als er ihn sah, denn sein Gesicht war dunkel, und seine Augen funkelten unter den finster zusammengezogenen Brauen. Er sagte kein Wort zu Martin, und rührte das Frühstück, welches aus einem harten Ei und einem Stück Schwarzbrot bestand, nicht an. Er schien keine Ermüdung von der Reise zu spüren, denn er schritt, die Hände auf dem Rücken, unermüdlich vor dem Hause auf und ab. Sodann sah Martin, wie er sich zu Korneis Hütte, am Bergabhang des Dorfes begab.

Alysin dachte: Das Leben ist eine ernste Sache, und doch ist es Unsinn. Es hängt davon ab, welchen Standpunkt man wählt. Ich wollte immer ernst leben, selbst dann, als ich so ausgelassen war wie Manykin. Aber weder das ernste Leben noch überhaupt eines befriedigt mich. Ich hasse mein Talent, das wie eine Krankheit an mir nagt, und ich hasse jenes Mädchen, zu dem ich jetzt doch gehe. Ich hasse also zweierlei, das heißt, ich liebe, weil Liebe und Haß ein und dasselbe ist. Habe ich mich verheiratet, so werde ich ohne Zweifel wieder anfangen, Geige zu spielen. Aber ich werde keine Zuhörer haben, wie meine Frau keine Bekannten. Ich werde meine beiden Laster, die Frau und die Geige verstecken. Die Menschen werden mich nicht mehr stören. Ich werde mich mit mir selber versöhnen, indem ich einen Teil meiner Seele den Hunden zum Fraße vorwerfe, jenen Teil meiner Seele, mit welchem ich jetzt nicht fertig werden kann, und welcher hundert Zentner wiegt.

Als Alysin sich der Hütte näherte, wo die schöne Matrjona wohnte, ging er langsamer und riet: Ist sie zu Hause, so soll das heißen, daß ich sie heirate, ist sie nicht da, so gehe ich fort und heirate sie nicht.

Matrjona war zu Hause, nur war ihre Mutter nicht anwesend. Alysin hatte diese Leute nie besucht. Nie hatte er ihnen eine Hilfe erwiesen, aber nie hatten sie ihn um eine solche gebeten. Sie hatten einen Gemüsegarten, Matrjona pflanzte Hopfen, verkaufte ihn an die nächste Brauerei, und sie lebten davon.

Alysin wußte zu gut, daß Matrjona nur zu wollen brauchte, um reich gekleidet und mit Geschenken so überhäuft zu sein, daß alle Dorfmädchen sie beneidet hätten; aber sie war bescheiden. Das rührte und ärgerte ihn zugleich. Denn ihre Bescheidenheit und ihre Schönheit zogen ihn an.

Auf ihrem Gesicht war, als Alysin eintrat, weder Erstaunen noch Bewegung zu bemerken. Sie begrüßte ihn und schlug ihre schwarzen Augen nieder.

„Ich bin zu dir gekommen," begann Alysin finster, „weil ich etwas mit dir zu besprechen habe."

Sie lächelte kaum wahrnehmbar, und da Alysin schwieg, so fragte sie:

„Und dies wäre?"

Alysin ließ sich nieder, sie blieb stehen. Durch das kleine Eckfenster fielen Sonnenstrahlen und spielten in den Falten ihres sauberen Sarafans. Sie war von der Sonne voll beschienen; groß und gleichmäßig gewachsen, sah sie aus wie eine Statue in bäuerlicher Kleidung.

„Willst du heiraten?" fragte Alysin.

Er erwartete, daß das Mädchen erröten würde, aber sie fragte nur ruhig:

„Wen?"

„Mich!" versetzte Alysin.

Sie schlug ihre sonderbaren großen Augen zu ihm auf, welche nicht mehr ruhig auf einen Punkt sahen, sondern sich nachdenklich hin und her bewegten, was ihr wieder einen neuen Reiz verlieh.

„Nein!" erwiderte sie, „dich will ich nicht heiraten!"

„Ich scherze nicht!" bemerkte er zornig.

„Ich glaube dir das auch, gnädiger Herr, warum solltest du auch scherzen? Doch will ich dich nicht heiraten," wiederholte leicht lächelnd das Mädchen.

Alysin erhob sich; mit funkelnden Augen fragte er:

„Willst du dir das nicht lieber überlegen?"

„Was soll ich noch weiter überlegen?" fragte das Mädchen.

„Aber warum willst du mich nicht heiraten?"

„Wir passen nicht füreinander!"

„Nur das? Nun, wir werden schon zu einander passen, wenn wir uns heiraten," sagte er liebenswürdiger.

„Ach nein! Ich würde es dir sagen, gnädiger Herr, aber ich fürchte, du könntest mir zürnen."

„Sprich nur!"

„Ich liebe dich nicht!" versetzte leise das Mädchen.

„Ich werde dich besuchen, dann wirst du mich kennen lernen," erwiderte Alysin erstaunt. „Du wirst mich kennen lernen, wirst mich lieben."

„Du bist rothaarig," sagte das Mädchen, „ich hasse die Rothaarigen; und was du für große Ohren hast! Nein, besuche mich lieber nicht!"

Das Mädchen heftete ihre schönen Augen auf ihn, als ob sie nach weiteren Mängeln an ihm suchte.

„Lebe wohl!" versetzte er.

„Lebe wohl, gnädiger Herr!"

Als er fortgegangen war, vernahm er das laute Lachen des Mädchens. Sie ist nicht bei Sinnen, dachte Alysin. Das Herz that ihm weh vor Scham und Zorn. Ihm war es, als ob das ganze Dorf ihn jetzt auslache und sich von ihm lossage.

Aber was soll das bedeuten, was soll das bedeuten? fragte er sich beim Rückweg und konnte keine Antwort finden.

Die Antwort des Bauernmädchens war selbst für Alysin zu einfach.

XX.

Von Petersburg aus schrieb Stephan nach Mailand; Liwon hielt Wort. Der Sänger erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, man rief ihn nach London und hörte ihn schließlich auch in New York. Selbst jene russischen Zeitungen, welche ihn getadelt hatten, waren jetzt stolz auf den Ruhm eines russischen Sängers und brachten Depeschen über seine ungeheuren Erfolge in Amerika. Im Frühling kehrte er nach Rußland zurück, und ohne in Woswischennoje einen Besuch zu machen, begab er sich sogleich nach Chrustiki zu Alysin, von dem er jetzt gar keine Nachricht hatte, trotzdem er aus seinem Briefe von dem Mißerfolg seiner Werbung gehört hatte.

Chrustiki war abgebrannt. An Stelle der Bauernhütten sah man nur verräucherte Oefen und Balken. Die Bauern lebten in schnell erbauten Baracken und in vom Brande verschonten Speichern. Die Pferde standen an die Wagen gebunden und kauten träge Heu und Stroh.

„Ich kann mir vorstellen, wie unglücklich Alexander darüber ist. Es ist für ihn selber ein großer Verlust. Wahrscheinlich wird er jetzt mißgestimmt sein, vielleicht ganz ohne Geld. Ich werde ihm etwas anbieten, vielleicht braucht er es."

Als er auf den Hof fuhr, bemerkte er mit Verwunderung, daß der ganze Platz vor dem Hause mit Stroh belegt war. Er ist wohl krank? dachte er.

Martin kam ihm entgegen.

„Guten Tag, gnädiger Herr! Darf ich Ihre Hand küssen? Ach, mein Gott! und ich dachte, es ist Vater Wissarion. Schlecht geht es mir jetzt. Hier, bitte, hier! Still! wir müssen hier jetzt auf den Zehen gehen. Der gnädige Herr ist sehr krank!"

„Was sagen Sie da, Martin?"

„Großes Unglück, gnädiger Herr!"

Er führte Stephan geheimnisvoll in ein schlecht beleuchtetes, unbewohntes Zimmer, das einstige Schlafzimmer von Alysins Vater.

„Sie werden jetzt hier bleiben müssen, gnädiger Herr, das Zimmer, in dem Sie früher zu wohnen pflegten, ist von Doktor Scheremetjew bewohnt."

„Aber was ist geschehen? Ist Alexander schon lange krank?"

Martin machte eine Bewegung mit der Hand: „Schon lange! Ich vermute, die Krankheit datiert noch vom vorigen Jahre. Aber sie ist infolge des Brandes sehr stark hervorgetreten. Wissen Sie, es hat Monate gegeben, wo der Herr kein Wort sprach. Er ging nur im Zimmer umher von einer Ecke in die andre. Die schwere Arbeit gab er auf. Anfangs freute ich mich darüber. Aber da wurde es noch schlimmer. Im Winter erhob er sich nachts und ging auf dem Parkettboden hin und her. Er hat einen Pfad auf dem Boden getreten. Denn er hat einen ebenso guten Tritt wie der alte gnädige Herr, wenn er kein Geld hatte; dieselbe Manier zu gehen, die Hände hinter dem Rücken, und marsch von einer Ecke in die andre."

„Sage mir ordentlich! Ist Alexander beim Brande verunglückt?" fragte Manykin, ohne seinen bösen Ahnungen Glauben zu schenken.

„Noch schlimmer!" sagte der Alte, und Thränen flossen aus seinen Augen. „Er redet irre! Der Doktor ist ein gelehrter Mann, er kann sein Schweigen nicht verstehen. Der Herr befindet sich in einer Störung seines ganzen Geistes, versteckt sich in einer Ecke, seufzt immerfort, und wenn er mit dem Kopfe zu schütteln beginnt, wird es selbst mir, seinem alten Diener, schaurig. Drei bis vier Stunden schüttelt er mit dem Kopfe, immer, unaufhörlich."

„Aber man kann ihn sehen?"

„Ich denke, ja. Es wäre sogar gut, wenn Sie ihn sprächen. Nur weiß ich nicht, wie der Arzt darüber denken wird. Der macht mich ganz wirr. Ich will ihn fragen. Warten Sie einen Augenblick, gnädiger Herr!"

XXI.

Der Arzt kam, erkannte Manykin und erriet, daß das jener berühmte Manykin sei. Neugierig schaute er ihn an und sagte selbstzufrieden die Hände reibend:

„Sie sind nicht zu verkennen, freue mich ungemein, Sie wiedersehen zu dürfen. Ja, ja, unser Alexander Ignatitsch ist schwach. Ich weiß gar nicht, was thun. Ein schwerer Fall! Ich fürchte, es könnte Blödsinn werden. Woher mag es nur kommen? Spricht kein Wort. Das Schlimmste ist aber dabei, daß er bereits seit zwei Tagen nichts gegessen hat. Solche Patienten müßte man in einer Spezialklinik behandeln."

Stephan folgte dem Arzt.

„Er ist wohl wahnsinnig?" fragte er. „Aber wie zeigt sich sein Wahnsinn?"

Der Arzt blieb mitten im Saale stehen und begann zu erklären. Stephan hörte ihm ungeduldig zu, ohne etwas zu verstehen. Es war wie gewöhnlich bei einem Laien, er glaubte, der Arzt verstehe selber nicht, was er sprach.

„Vielleicht ist es aber einfach Melancholie," sagte er, in dem Bemühen, den Arzt aus seiner Verlegenheit zu befreien.

„Freilich!" rief lebhaft Scheremetjew, und stolz rückte er seine glänzende Brille zurecht. „Nun ja, es ist die typische Melancholie."

Aber das Wort Melancholie erfreute Manykin; für ihn war sie nicht gefährlich und schrecklich. Er war ja zeitweise selber melancholisch. Für den Arzt freilich klang das Wort anders.

„Das ist es ja gerade, daß es die Melancholie ist," wiederholte er besorgt und ging weiter.

An dem Zimmer Alysins machte er vorsichtig die Thüre auf und sah zunächst, was der Kranke thue. Manykin hielt es nicht länger aus, schob den Arzt zurück und ging direkt auf Alysin zu.

„Alexander!"

Alysin saß an seiner Drechslerbank, auf beide Arme gestützt. Er hatte ein rotes Zitzhemd unter einem kurzen, blauen offenen Kaftan und Lackschuhe an. Er war mehr gelb als mager. Seine sonst lebhaften und blitzenden Augen schauten düster auf das Bild des Sonnenaufgangs, den man vom Fenster aus sehen konnte.

Er wandte nicht einmal den Kopf, obwohl er Manykin an der Stimme erkannte, und fragte nur leise:

„Ist auch der Arzt hier?"

„Herr Scheremetjew? ja!"

„Ersuche ihn, daß er uns verläßt. Ich wage nicht, es ihm selber zu sagen."

„Bitte, verlassen Sie uns," sagte Manykin zum Arzt.

„Gut, aber Sie werden mir nachher erzählen müssen, was er sprechen wird. Denn fängt er einmal zu sprechen an, so ist es sehr interessant."

Der Arzt verließ das Zimmer. Manykin verschloß die Thüre hinter ihm. Alysin sah seinen Freund an und sagte mit derselben leisen gedrückten Stimme:

„Also von so weit her bist du zu mir gekommen? Aus Amerika, o, das ist sehr weit! Ich dachte, du habest mich schon vergessen, weil ich in deinen Augen lächerlich sein muß. Uebrigens verdiene ich Verachtung. Ich wußte, wie man zu leben hat, und verstand es nicht. Niedere Leidenschaften ergriffen und beherrschten mich. Diese haben ihr Nest in

meiner Einsamkeit gebaut. Hier im Herzen wohnen sie, hier im Herzen!"

Manykin faßte seine Hand und drückte sie zart.

„Ach, leeres Gerede! Aber dies sind . . ."

„Dummheiten?" unterbrach ihn mit kaum wahrnehmbarem Lächeln Alysin. „Es ist gut, daß du hier bist und deinem Freunde die Hand drückst. Ich gab mir das Wort, mit niemand zu sprechen, selbst mit Martin nicht, um sie mit meinen dummen Meinungen nicht in Erstaunen zu setzen. Sie behandeln mich alle von oben herab, und ich verdiene es freilich nicht anders. Vor dir aber schäme ich mich nicht! Mit dir bin ich so viel zusammen gewesen, und an dich habe ich mich so gewöhnt, daß in meinem Gehirn sich immer ein Teil des deinigen befindet."

„Denke dir, mir geht es ebenso! Ich nenne diesen Teil die Alysinkammer!" rief lachend Manykin, froh, daß sein Freund wieder ebenso vernünftig sprach wie bisher — in seiner Weise.

„Ganz richtig!" sagte Alysin, „und ich habe eine Manykinkammer. In dieser Kammer liebe ich dich wie meine nächsten Verwandten — ja noch mehr!"

„Aber sage mir, weshalb unterbrachst du den Briefwechsel mit mir?"

„Was sollte ich dir denn schreiben? Worüber? Ich will dir aufrichtig gestehen, für mich gab es in diesem Jahre keine Daten. Mein ganzes Leben wurde inhaltlos. Deine Briefe las ich freilich mit Vergnügen, aber mit einer inneren Erregtheit. Du warst tierisch glücklich, das heißt du standest so hoch über mir, weil ich tierisch unglücklich war."

Er lächelte wiederum.

„Du hältst selber dein Glück gefangen," bemerkte Manykin vorsichtig. Du könntest glücklicher sein als ich."

„Das ist nicht richtig, da ich in der Jagd nach dem menschlichen Glücke nur das tierische Unglück erreichte. Etwas muß hier," — er deutete auf seine Stirn — „nicht in Ordnung sein. Ich verstehe wohl, daß man mich für wahnsinnig halten muß, wie dies Martin und der Doktor thun. Sie haben recht, denn ich rühmte mich, ein Meer zu entflammen, und ertrinke in einer Pfütze. Der Arzt sprach im Glauben, ich höre es nicht. Man will mich mit Gewalt ernähren und mir einen Schlauch durch die Nase führen. Vielleicht drohte er nur wie Erwachsene einem eigensinnigen Knaben drohen, wenn sie so thun, als ob sie im Ernst berieten, ob sie ihn wirklich dem Schornsteinfeger schenken sollen. Aber ich glaube, der Arzt meinte es mit mir ernst. Und so habe ich absichtlich nicht gegessen, um zu erfahren, was Gewaltthat ist. Eine solche Erniedrigung, wie die Nahrung mittels eines Schlauches durch die Nase einzunehmen, glaube ich, kannst du dir kaum vorstellen. Aber ich stellte sie mir vor, und ich erwartete sie als Strafe für alles, was ich gethan habe, das heißt für alles, was ich nicht gethan habe."

„Aber du bist ja der alte Alysin, immer noch derselbe Alysin, derselbe originelle Philosoph!" rief Manykin aus. „Und jene wagten es, dich für... das ist unerträglich!"

„Nur ruhiges Blut, Stephan," sagte Alysin, „wenn meine Verwandten erfahren würden, daß ich, wie du meinst, nicht ganz bei Verstande sei, und wenn sie mich ins Irrenhaus bringen würden, würde ich mich unterwürfig hinbringen lassen; und ein Mensch in meiner Lage kann gar nicht anders! Ich tauge zu nichts mehr. Da hatten einige junge Leute, die nach dem Guten und Idealen strebten, gehört, daß ich ein neues Leben führe, und erschienen in diesem Winter unerwartet bei mir. Sie nannten mich ihren Lehrer, sie wollten von mir aufgeklärt werden. Ich setzte ihnen meine Theorie der Arbeit auseinander. Sie gingen ins Dorf, schauten es sich an, kehrten wieder zu mir zurück und rieten mir in höflicher Weise, ich solle doch den Bauern alles abgeben, was ich besitze. Ich sagte ihnen, daß die Bauern das Gut ebensowenig brauchten wie ich selbst, daß am wichtigsten für den Menschen das Seelengleichgewicht sei, welches ich jedoch bereits verloren habe. Als Antwort darauf bezogen sie sich auf die Nationalökonomie. Ich wies sie hinaus. Als ich allein blieb und mich von ihrem Standpunkt aus betrachtete, da kam mir der Gedanke in den Kopf, daß sie mir nur deshalb jenen Rat gaben, weil sie mich um meinen scheinbaren Reichtum beneideten, der ihnen im Vergleich mit der scheinbaren Armut der Bauern ungeheuer erschien. Deshalb beschloß ich, in niemand mehr Neid hervorzurufen, das heißt ein schlechtes Gefühl, und ich begann alles Geld, welches ich besaß, zu verteilen. Dreißigtausend verteilte ich trotz meines Widerwillens zu menschenfreundlichen Zwecken, das heißt zur Erniedrigung der Armen durch die Reichen. Was entstand nun? Die Männer begannen zu trinken, die Frauen wurden ausgelassen, und es entstand endlich ein solches Babylon, daß sie betrunken das Dorf anzündeten. Sage mir, wer hat schuld daran? Ich! Also, weshalb soll man mich denn nicht ins Irrenhaus sperren?"

„Du scherzest, lieber Alexander! Glaubst du denn im Ernst, daß dein neues Leben ein solcher Mißgriff ist, daß er gar nicht wieder gut gemacht werden kann? Im Ernst gesprochen, ist doch die ganze Welt ein Irrenhaus; wir brauchen nach keinem andern zu suchen. Man muß leben, wie es sich eben leben läßt. Bist du auf einem Wege gestrauchelt, so giebt es deren noch viele andre. Rüttle dich auf, Alexander! Dein Stern ist noch nicht untergegangen. Ich verlasse dich nicht, bis du heiter geworden bist und den

Unsinn in Bezug auf deine Person aufgiebst. Hörst du?"

„Das ist sehr hübsch, nur bitte ich dich, entferne den Arzt von hier. Ich fürchte mich vor allen Menschen, die sich selbst viel vertrauen. Selbst vor Martin fürchte ich mich. Ich bin in seinen Augen ein Dummkopf, und ich schäme mich, ihm in die Augen zu schauen. Weißt du, womit er mich zu zerstreuen dachte? Ich schwieg lange Zeit und sprach kein Wort; ich war nahe daran, mich zu erhängen, so wehmütig war es mir zu Mute. Da kauft er irgendwo im Dorfe eine Geige für einen Rubel, tritt in mein Zimmer und beginnt darauf zu kratzen. Ich muß nämlich vorausschicken, daß er nie vorher im Leben einen Bogen in den Fingern hielt. Er kratzte darauf eine volle Stunde; ich litt, aber ich hielt aus. Er gewann die Ueberzeugung, daß ich verrückt geworden sei, und ich gewann damals ebenfalls die Ueberzeugung, daß ich mindestens objektiv verrückt bin, das heißt für andre."

Stephan lachte.

„Alysin, Alysin! Immer derselbe, das heißt wann wirst du deine schlechten Gewohnheiten aufgeben? Uebrigens, wenn du aufrichtig wünschest, daß ich dich für vernünftig halte, dann darfst du nicht vergessen, daß du Wirt bist! Schon in New York träumte ich davon, wie ich mit dir zusammen hier speisen werde. Also laß auftischen, was vorhanden ist."

Alysin erhob sich langsam, trat an die Thüre und blieb stehen, ohne sich entschließen zu können, Martin zu rufen. Endlich einen Blick auf Stephan werfend, rief er:

„Martin!"

XXII.

Während Martin in der Küche zu thun hatte und das Essen bereitete, suchte Manykin Alysins Wunsch zu erfüllen und den Arzt zu entfernen. Er begab sich daher in das Gastzimmer. Der Arzt lag auf dem Sofa und rauchte eine dicke Zigarette. Manykin, der nicht rauchte, dachte unwillkürlich, als er den Arzt ansah, wie groß der Unterschied sei zwischen einem gesunden, nichtrauchenden Menschen und einem Kranken, der völlig vom Tabakrauch getränkt ist. Eigentlich müßtest du auch in Behandlung genommen werden, dachte er.

„Nun, wie steht's?" fragte der Arzt.

„Wie soll es denn stehen, Doktor? Nichts Besonderes, das Gefühl ist bei ihm nur niedergedrückt, oder, wie Sie da sagen, das Selbstgefühl. Doch müssen Sie die Enttäuschung erleben: er ist bei vollem Verstande. Sie haben da etwas erfunden?" sagte Manykin erregt.

„Ich habe nichts erfunden, aber ich verfolge ein wenig die Wissenschaft, und glaube in ihr ein wenig bewandert zu sein," antwortete Scheremetjew lächelnd. „Das Gefühl ist also niedergedrückt? So — so — so! Und was spricht er denn?" fragte der Arzt.

„Er bittet Sie, das Haus zu verlassen und dies in Empfang zu nehmen — hier!"

Er reichte dem Arzte Papiergeld. Dieser nahm es mit seiner von dem vielen Tabakgenuß zitternden Hand, beschaute es, lächelte zufrieden und erhob sich.

„Ja, ja," fuhr Manykin fort, „nehmen Sie es nicht übel, aber Ihre Anwesenheit übt auf ihn einen schlechten Einfluß aus. Er wollte einfach nicht mit Ihnen sprechen — Sie halten das für Krankheit und geben der Krankheit den Namen Blödsinn. Ich zweifle nicht an Ihren Kenntnissen, aber — Sie sind doch kein Spezialist!"

„Nein, das ist richtig," versetzte Scheremetjew. „Ich bin nicht Spezialist. Ich kann nun auch abreisen. Und hat er sich einverstanden erklärt, Speise zu sich nehmen?"

„Denken Sie sich nur, er hat sogar ein ganzes Mittagessen bestellt!"

„Hm, es kann ja sein! Aber ich bin Skeptiker, Väterchen," versetzte liebenswürdig der Arzt und blinzelte schlau mit den Augen, „mich führt man nicht an!"

Manykin erklärte sich das Benehmen des Arztes anders. Ihm that er leid, da er nun seinetwegen einen Patienten verlor. Er fragte liebenswürdig:

„Und wie steht es mit Ihrem Sohn?"

Das Gesicht des Arztes verfinsterte sich plötzlich.

„Mein Sohn? Haben Sie ihn nicht vergessen? Ich mußte wiederum zweitausend Rubel bezahlen — für den Familiennamen nämlich. Fataler Familienname!"

„Der gnädige Herr bittet Sie zu sich!" meldete der eintretende Martin, dessen Gesichtsausdruck sehr niedergeschlagen war.

„Ich hoffe, wir sehen uns noch," sagte Manykin, drückte dem Arzt die Hand und begab sich auf das Zimmer Alysins.

Der alte Diener holte ihn im Saal ein und flüsterte ihm zu:

„Ich meldete dem gnädigen Herrn den Vater Wissarion, aber der Herr schrie mich an. Freilich ist das auch ein erfreuliches Zeichen — denn früher war der Herr durch nichts zu erzürnen."

„Ach, Martin! Der gnädige Herr ist vernünftiger als wir beide!" unterbrach ihn Manykin.

Martin schaute verlegen und zugleich mißtrauisch Manykin an.

„Nun?"

„Jetzt aber schrie der gnädige Herr mich an und befahl das Thor zu schließen. Es ist nämlich gemeldet worden, daß Vater Wissarion in der Nähe sei . . ."

„Wer hat ihn rufen lassen?"

„Ich! . . .“

Manykin dachte nach.

„Du brauchst das Thor nicht zu schließen; lasse Vater Wissarion hinein.“

„Zu Befehl!“

„Jetzt kannst du gehen.“

Manykin traf Alysin zitternd an, er wußte nicht, ob vor Zorn oder vor Furcht.

„Der Arzt fährt gleich fort,“ erklärte er.

„Dieser Martin bringt mich noch ins Grab!“ rief Alysin wehklagend. „Was soll mir Vater Wissarion? Aber er ließ Vater Wissarion, der siebzig Werst von hier wohnt, holen, und der kommt nun. Ich empfange ihn nicht! Ich will niemand außer dir sehen! Er kommt, er kommt! Hier ist sein Wagen! Rette mich vor ihm! Sage, daß du selbst krank bist. Ueberdies bin ich ja völlig gesund! Hier ist meine rechte Hand, hier meine linke! Ich sehe dich, ich sehe die Dinge um mich, ich träume nicht von Teufeln und Teufelchen. Ich bin gesund!“ rief er nochmals aus und schlug auf den Tisch.

„Aber man muß ihn doch empfangen!“ bemerkte würdevoll Manykin, dessen Herz heftiger zu schlagen anfing bei dem Gedanken, daß Vater Wissarion komme, wobei es ihm erschien, daß die Verwirrung, welche plötzlich in der gedrückten Seele Alysins entstand, ein Zeichen sein müsse, daß in ihr eine Umwälzung vorgehe und sich eine Wendung zum Besseren vollziehe. „Thue es um meinetwillen, Alexander! Freilich bist du gesund, und deshalb mußt du ihn empfangen. Du wirst ihn doch nicht fortjagen, nicht wahr?“

Er nahm ihn am Arm und drückte ihn. Es fehlten ihm Worte, Alysin genügend zu überzeugen, denn er bemerkte, daß das, was er eben gesagt, nicht logisch genug war. Große Schweißtropfen traten auf seine Stirn, auf welcher eine blaue Ader erschien.

Alysin sah, wie der Wagen des Vater Wissarion hinter dem Berge verschwand und dann wieder in der Lindenallee sichtbar wurde. Da hielt er vor der Einfahrt, und es wurde ihm klar, daß Wissarion empfangen werden müsse, denn alle wollten es, selbst Manykin. Ein Lächeln des Leidens zeigte sich auf seinen zitternden Lippen.

XXIII.

Martin öffnete die Flügelthüren, fiel vor dem Priester auf die Kniee und streckte die Hand nach dem Saum des neuen Priesterrockes aus, den ihm aus Eifersucht gegen Frau Manykin Frau Pladnikow geschenkt hatte. Vater Wissarion segnete den Alten und begab sich schnellen Schrittes in den Saal, so daß der zitternde Martin ihm kaum folgen konnte. Der Arzt Scheremetjew schaute mit sarkastischem Lächeln, welches dem gutmütigen, wohlgenährten Gesichte wenig stand, aus seinem Seitenzimmer auf Vater Wissarion: das ist mein Kollege — der Spezialist! dachte er. Aber kaum traf sein Blick die feurigen und guten Augen des Vater Wissarion, als seine Gedanken sich veränderten und er zu sich selber sagte: „Es ist doch interessant!“

Manykin, der Alysin unter dem Arm führte, trat dem Vater Wissarion entgegen.

„Guten Tag!“ sagte Vater Wissarion.

Aber Manykin, der diesmal in einer noch größeren Bewegung war als das erste Mal, da er sich mehr um Alysin erregte, fühlte, daß seine Zunge versagte. Schweigend führte er Alysin zum Segen und ließ sich sodann selber segnen.

Alysin zitterte. So zittert ein furchtsames, edles Roß, das am Wege in der Dämmerung einen Baum bemerkt, dessen Zweige, vom Winde bewegt, rauschen.

„Weshalb sind Sie zu mir gekommen?“ fragte er leise.

„Um für Sie zu beten,“ antwortete Vater Wissarion und legte seine lange sehnige Hand auf die Alysins.

„Ist es wahr, daß bei Gott alles vorausgesehen wird?“ fragte Alysin.

„Alles, und nie soll man verzweifeln!“

„Weshalb soll denn aber Ihr Gebet helfen?“

„Weil es meine Seele erhebt, so hoch, daß sich auch die andre Seele mit erhebt. Sie können auch so beten, wenn Sie nur wollen.“

Alysin schlug die Augen empor und schaute Vater Wissarion an. Er konnte nicht das Feuer des Mitleids und der Liebe ertragen, das in dem Blicke Vater Wissarions brannte, und erschüttert fing er zu weinen an. Er fiel auf die Kniee nieder und flüsterte:

„Beten wir!“

Und neben ihm ließ sich Vater Wissarion nieder:

„Herr, unser Gott!“ begann er mit lauter Stimme, die alle erzittern machte. „Herr, unser Gott! Herr! Du vermagst alles. Du bist stark und einig! Gieb ihm das Licht der Seele wieder, welches du selbst angezündet hast, lasse das von dir gepflanzte prächtig und schön ausblühen! Entferne das Schlechte aus deiner Saat, Herr unser Gott!“ fuhr er schluchzend fort, „wie ich, der Unwürdige, lebe und mich des Lebens freue, so lasse die Seele, die du selber zum Leben und zur Freude geschaffen hast, wieder auferstehen! Zerstreue seinen Kummer, schone den von dir Erwählten und zeige ihm den Weg zur Ewigkeit! Herr, unser Gott, du vermagst es!“ wiederholte er, indem er den Kopf emporhob und die glänzenden Augen, in denen Thränen standen, gen Himmel aufschlug.

So vergingen einige Augenblicke, während welcher nichts die eingetretene tiefe Stille störte. Endlich schlug Vater Wissarion ein Kreuz, beugte den Kopf zur Erde und erhob sich. Ihm folgte Alysin, dem

Thränen über den Bart flossen. Dann küßte Vater Wissarion Alysin.

Er zog ein weißes Taschentuch aus der Tasche und trocknete den Schweiß, der auf seiner hohen reinen Stirn hervortrat. Seine Hände zitterten, und da er müde war, suchte er mit den Augen einen Platz, wo er sich hinsetzen könnte. Manykin reichte ihm einen Stuhl. Vater Wissarion wurde verwirrt und ließ sich nicht nieder, sondern stützte sich nur auf die Lehne des Stuhls.

„Es ist doch gut, daß Sie zu mir gekommen sind," begann Alysin, indem er auf ihn zutrat und fortfuhr, stille, leichte Thränen zu vergießen. „Trotzdem ich Sie nicht rief, scheint es mir doch, daß in meinem Herzen etwas lebte, was mich schon lange zu Ihnen zog. Entschuldigen Sie mich, daß ich so schroff gegen Sie war, und entschuldigen Sie, daß ich nichts mehr zu Ihnen sagen kann ... Ich bin äußerst erregt, sehen Sie, mich drücken die Thränen. All dies erscheint mir als etwas Uebernatürliches."

„O nein," bemerkte naiv und liebenswürdig Vater Wissarion, Alysin beobachtend. „Das Gebet hilft und wird immer helfen. Die Menschen werden immer nach dem Guten streben und werden es finden."

Martin zupfte Manykin am Rockschoße. Dieser wandte sich um. Martin, welcher fürchtete, das fromme Gespräch zu unterbrechen, sprach in Zeichen. Er zeigte auf das Speisezimmer, sodann auf seinen Mund und endlich auf Vater Wissarion; und allen diesen Zeichen folgte ein Kopfschütteln.

„Ist denn das Mittagessen fertig?" fragte Manykin.

„Jawohl!" sagte Martin, „schon längst! Ich fürchte sogar, die Suppe wird kalt." Und ermutigt stellte er sich stramm hin und meldete, das Mittagessen sei serviert.

Vater Wissarion blieb gern zu Tisch, aber er aß nur von der Fischsuppe, die vorher für ihn bestellt war, und trank auf das Wohl Alysins ein Glas erwärmten Rotweins.

Die ganze Zeit, während Vater Wissarion dort blieb, fühlte sich Manykin so überglücklich, daß er nicht sprechen und denken konnte, wie er es gewohnt war — ungezwungen und leicht. Und er vermutete nach Alysins Bewegungen, daß auch dieser dasselbe fühlte. Deshalb war Manykin doppelt glücklich. Und wenn man ihn jetzt gefragt hätte, ob er etwas Böses auf dem Herzen habe, er würde aufrichtig geantwortet haben, daß er nichts Böses auf dem Herzen habe und nichts Böses haben werde.

Als Vater Wissarion fortging, — der Arzt hatte sich schon früher entfernt — ging Manykin noch lange im erleuchteten Zimmer hin und her. Beide schwiegen, weil jedem das Herz voll war.

Draußen war eine warme Frühlingsnacht, und durch die offenen Fenster schaute der sternklare Himmel. Im Gebüsch des Gartens ertönten die ersten Triller der Nachtigall.

„Ach, wie schön ist das alles!" sagte Manykin. „Höre, Alexander! Du wirst mir doch nicht böse sein, ich brachte dir aus dem Auslande ein Geschenk mit! Ich kaufte in London die Geige von Stradivarius."

Er wartete, was Alysin sagen würde.

„Gieb sie her!" sagte Alysin.

„Ich will sie dir bringen!"

Er holte einen Kasten und nahm aus demselben eine alte Geige mit kurzem altmodischem Griff. Alysin warf einen schüchternen Blick auf das Instrument.

„Soll ich es versuchen, wie?" fragte er, und seine Augen glänzten. „Was sind das für Noten? Gieb sie mir!"

Er fing an die Geige zu stimmen und führte den Violinbogen über die Saiten.

„Das klingt ja mehr wie eine Stimme, als wie ein Ton!" rief er zitternd. Aber die Noten taugen nichts. Hier ist Schubert! Tsss ... Ich habe Furcht! Die Technik, glaube ich, ist bei mir zu Grunde gegangen. Schubert will ich spielen. Ich liebe Schubert. Ich fange an! Ach was!"

Er führte den Bogen, die Saite sang leise. Aber da kam sie in Bewegung, und plötzlich tönte sie hell; neue Töne erklangen, einer feuriger als der andre, einer verliebter als der andre; und sie flossen ineinander in ein großes Lied einer unverstandenen und früh verirrten Seele. Der Violinbogen glitt gehorsam über die Saiten; der Perlmuttereinsatz glänzte und zitterte bald wie die Morgenröte im Frühnebel, bald bewegte er sich langsam hin und her. Und schwiegen die Saiten einen Augenblick, so antwortete die ferne Nachtigall mit ihrem sterbenden Seufzer, mit ihrem leidenschaftlich wehmütigen Triller.

Alysin spielte und weinte ...

Lisa.

Von

Jane Gernandt-Claine.

Aus dem Schwedischen übersetzt von Francis Maro.

Meine Erinnerungen an Elisabeth Bratt reichen zurück bis zur Zeit als sie fünfzehn, sechzehn Jahre alt war, aber ich kannte sie damals ebensowenig als später; sie schloß sich nie an jemand an, nicht einmal in diesem zur Offenheit geneigten Alter hatte sie je eine Vertraute. Sie hatte nicht viel anzuvertrauen, und ich glaube nicht, daß sie im allgemeinen für begabt angesehen wurde, aber ich weiß nicht warum — ich habe sie nie etwas Dummes äußern hören. Es lag etwas unbeschreiblich Stilles und Gedämpftes über ihr, und kam man einmal, um sie zu besuchen, so wurde man unwillkürlich weniger laut — es lag dies bei Bratts in der Luft.

Ihr Vater war Ratsherr, sehr lang, sehr schmal und ebenso steif wie seine Aktenrolle. Die Mutter war eine geborene Barfoot, abgemessen und korrekt, mit einer unbeweglichen Falte um den Mund, und der Ton in diesem Hause war das Trockenste, das man sich denken konnte; das geht an, und das geht nicht an, und zweimal zwei ist vier. Ich frage mich noch heute, wie es möglich war, daß Kaj Rude — der Komponist — je Schwiegersohn in dieser Familie wurde. Aber Bratts hatten einen Sommer an der Westküste zugebracht, und es genügte wohl, daß er Elisabeth kommen und gehen sah, weiß und still wie ein Schwan, mit ihrem schmalen, weichen Gesicht und den großen, dunkel befransten Puppenaugen, die blauer als alles Blau zu sein schienen, um zu glauben, sie sei aus irgend einer mittelalterlichen Legende emporgestiegen, um ihn zu einer Ballade zu inspirieren. Er komponierte Tage hindurch an seinem Klavier, er widmete ihr seine Lieder, und der ziemlich unerwartete Schluß dieser Freierei in Musik war, daß Bratts ihm ihre Tochter gaben. Er lebte nur zu ihren Füßen; es war der Anbeter, wie man ihn sich träumte: die Hand auf dem Herzen, das hohe C. Er hatte jenen strahlenden Blick und jene Weichheit des Wesens, die unablässige Verehrung ist. Sie brauchte nicht zu sprechen, sie war das Wunder, sie war das Märchen, sie war die Zukunft, und ihr Schweigen war das gelobte Land, voll holder Heimlichkeiten. Glücklich, ahnen, sehnen, begehren zu können, brachte er die Tage auf den Knieen vor ihr zu, aber ich weiß nicht, ob er je das wohldisciplinierte kleine Herz in einem andern Takte, als dem eingelernten, schlagen machte.

Ich sah sie als Neuvermählte, und ich sah sie als sie von Berlin zurückkamen, wo er sich aufgehalten hatte, um Kompositionslehre zu studieren — und man brauchte nicht sehr scharfsichtig zu sein, um die Veränderung zu bemerken.

Jetzt war er nicht mehr so eifersüchtig auf den geringsten ihrer Blicke, daß er ausrief: „Aber was siehst du denn dort am Wege?“ wenn sie ihn nicht lange betrachtete; und es geschah sehr selten, daß er bat: „Erzähle mir deine Eindrücke,“ wenn sie von irgend einem Konzerte kamen. Er hatte zu oft gefragt, ohne eine Antwort zu erhalten, und wenn er eine erhielt, sagte sie nichts. Es ist wohl nicht notwendig, über Kontrapunkt sprechen zu können, wenn man auch mit einem Komponisten verheiratet ist, aber man muß doch etwas andres zu sagen wissen als ja und nein, und ich glaube nicht, daß es klug ist, entrüstet auszusehen, wenn der Unglückliche einmal die unwiderstehliche Lust empfinden sollte, sich in Hemdärmeln ans Klavier zu setzen und so zu spielen. „Ihr seid alle so geschniegelt,“ sagte er dann und befand sich oft in einem solchen Zustand der Nervosität, daß er aufsprang, den Knopf aus seinem Kragen riß und die Achseln so heftig zuckte, als wollte er Schwiegervater, Schwiegermutter und die kleine Frau abschütteln, die er einst auf Händen getragen. Sein Ungestüm erschreckte sie — sie begriff es nicht, sie, die ihr Leben lang kein Gefühl gezeigt hatte, das nicht abschattiert, zerstückelt, gedämpft war, bevor sie es einem andern offenbarte. Sie konnte ihn zuweilen mit einem großen, scheuen Blick ansehen, in dem auch etwas Angst lag, ihn zu verlieren. Man sah es, er war müde, und das gestand er mir eines Abends ziemlich rückhaltslos, als wir bei einander saßen und plauderten. Ich hatte ihn ganz arglos gefragt, womit er sich augenblicklich beschäftigte, und erschrak, als ich ihn aufspringen und sich mit beiden Händen durch das Haar fahren sah: „Sprechen Sie mit mir nicht über Musik,“ sagte er, „ich bin musikmüde — das ist ein furchtbares Gefühl und bedeutet bei mir

so viel wie daß ich alles kalt habe. Ich brauche Wärme, Licht brauche ich." Lisa kam gerade ins Zimmer, und ob sie ihn nun verstand oder nicht, es war klar, was er meinte.

Er sah wirklich aus, als könnte er nicht arbeiten. Zuweilen war er so nervös, daß er es mit sich selbst nicht aushielt, und zuweilen so gleichgültig, daß man nicht glaubte, es könne etwas in der Welt geben, das ihn aufzurütteln vermöchte. Aber als ich eines Abends hinauskam, um Lisa zu besuchen, stürzte er plötzlich mit der Abendzeitung in der Hand zu uns hinein.

„Sie kommt!" rief er.

„Wer?" fragten wir.

„Charlotte Armas!"

„Lolo!" sagte Lisa.

„Lolo!" bekräftigte er strahlend, und als ich wissen wollte, wer Lolo sei, rief er alle Himmel als Zeugen meiner unverzeihlichen Unwissenheit an. „Eine Berühmtheit, eine gottbegnadete Liedersängerin," mit der sie in Berlin bekannt geworden waren ... Ich mußte sie hören, wenn ich eine Ahnung haben wollte, wie man Schumann singen solle ... Es war unmöglich, ihn wieder zu erkennen. Er sprach voll Leben, mit glänzenden Augen, und bevor wir uns versahen, saß er am Flügel und spielte „Frauenliebe und Leben".

„Ich will dich mit Lolo bekannt machen," sagte Lisa, „sie wird dir gefallen. Lolo Armas gefällt allen. Sie ist gar nicht so übertrieben wie viele von den andern. Sie ist so einfach, ganz wie ein gewöhnlicher Mensch, und sie war so freundlich gegen mich, als ich mich einsam und fremd unter all den Musikleuten dort in Berlin fühlte."

Drei Wochen darauf kam sie. Lisa und ich sollten zusammen in das Konzert gehen — Kaj konnte nicht mit uns kommen, er mußte zuerst in irgend eine Zeitungsredaktion, und dann sollte er noch einmal Lolo Armas aufsuchen. Er zweifelte nicht an ihrem Erfolge — das war eine Künstlerin ... ein Pianissimo, wie ein Flötenton, und eine Seele, ein Humor, eine Grazie, ein Adel in dem Gesange — kurz, von Gottes Gnaden ... Er sprang im Zimmer umher und suchte in allen Taschen nach unsern Billetten, aber fand nur drei zerdrückte Kragen, die er auf Tisch und Stühle warf. „Gott weiß, wo die herkommen," sagte er, „aber ich habe immer die Taschen voll."

„Daher, daß du sie nie um den Hals hast," sagte Lisa in ihrem ruhigen Ton.

„Um den Hals, um den Hals, warum nicht gleich hinauf bis über die Ohren. Du bist doch immer dieselbe," sagte er und ging.

Es war mir immer peinlich, Zeuge dieser Ausbrüche zu sein, aber Lisa that nichts dergleichen und legte still die Kragen zusammen. „Es ist keine leichte Sache, sie in Ordnung zu halten," sagte sie. „Wenn er in Eifer kommt oder beschäftigt ist, dann reißt er sie nur herunter und steckt sie ein — das geschieht sogar manchmal, wenn er im Frack ist."

Wir versuchten beide zu lachen, aber ich begriff, welche Pein eine solche Kleinigkeit auf die Länge für ein Wesen wie sie sein mußte — ordentlich bis zur Aeußerlichkeit, geschniegelt, wie er sagte, und völlig außer stande, die bohèmeartigen Seiten einer Natur wie der seinigen auch nur zu begreifen.

Nach fünf Minuten kam er zurück, ohne eine Ahnung von seiner Heftigkeit eben erst. Die Billette lagen in der Westentasche, es war unerklärlich, er konnte es nicht begreifen, aber diese Armas machte ihn ganz wahnsinnig.

Mit ungewöhnlicher Neugierde betrat ich an diesem Abend den Saal der Musikalischen Akademie, und als die Armas auf die Estrade kam, von einem schwachen Applaus begrüßt, denn es gab nicht viele, die mehr von ihr wußten als ihren Namen, war mein erster Eindruck: wie gut sie aussieht. Es war ein norddeutsches, ziemlich bürgerliches Aussehen — eine große, volle Gestalt, ein rundes, weiches Gesicht und weizengelbes Haar, das wie eine Löwenmähne um ihren Kopf lag. Die Stimme war groß, aber vor allem war sie lyrisch, vor allem für die innige Poesie der deutschen Liebesdichtung geschaffen.

Ich war sehr glücklich, sie zu hören, aber Kaj Rude befand sich offenbar in jenem siebenten Himmel der Musikmenschen, der für gewöhnliche Sterbliche ein verschlossenes Reich ist; und als ich Lisa begleitete, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, die Armas zu empfangen, die versprochen hatte, bei ihnen zu speisen, war er schon gegangen, sie zu beglückwünschen. Sie kamen nach einer halben Stunde, sie und Rude, und der Begleiter — mit einem Wolfshunger, wie die Armas sagte, als sie durch die Thüre trat. Und sie aß und sie plauderte — alles mit derselben Gründlichkeit. Und als sie gegessen hatte, stand sie auf und umarmte erst Lisa und dann Kaj, und dann beide auf einmal und sagte ihnen, daß sie die herrlichsten Menschen auf der Welt seien. Hierauf war sie bereit, Schumanns Widmung zu singen, aber ihr Begleiter hatte sich kaum ans Klavier gesetzt, als sie ihn schon bei den Haaren riß und ausrief: „Aber — Sie Esel, was machen Sie? Ist das ein Takt? Dieser Samek, dieser Samek, der macht mich noch grauhaarig."

Der Begleiter war auch ein Typus. Er sah aus wie eine große Ratte; und sie konnte ihm sagen, was sie wollte, er ließ sich alles gefallen, und man fühlte, daß sie die besten Freunde in der Welt waren. Wie war es übrigens möglich, ihr nicht gut zu sein? Sie war unwiderstehlich, und wir konnten den Blick nicht von ihr wenden, Lisa, Kaj und ich. Als sie heimfuhr, begleiteten wir sie zum Hotel, und am nächsten

Morgen standen wir alle drei dort — Kaj mit einem enormen Rosenbouquet. Sie schalt, weil wir so früh kamen, aber empfing uns doch, im Morgenkleid, beide Hände an der gelben Mähne. „Blumen!" rief sie. „Halte doch die Zügel straffer, Lisa, damit er nicht solche Dummheiten macht. Wartet mal — das ist für Sie, und das ist für die Lisa." Sie gab uns ein paar Rosen, lächelnd und glücklich, ihr großes Bouquet in den Armen. In diesem Augenblick war es nicht die kleine Lisa, die von den beiden am jüngsten und reizendsten aussah.

Sie hatte mich ganz und gar bezaubert, es war etwas von „Freiluft" um sie — eine Frische, so berückend wie die der Felder nach einem Sommerregen; in ihrer Nähe sein, war wie in einer Landschaft mit Fluren und Wiesen zu lustwandeln, mit breiten, lachenden Flüssen, in denen der Himmel sich widerspiegelt, groß, fröhlich und blau. Sie konnte die merkwürdigsten Dinge sagen — alles wirkte frisch und bezaubernd von ihren Lippen. Sie selbst sah das Häßliche nie — darin lag der große, unwiderstehliche Reiz, der in ihr war; das Leben war groß und gesund und lustig, ein Lachen wert, einen Scherz, eine Umarmung; und es gab keine Thorheit in der Welt, mit der man sich nicht versöhnt hätte, wenn Lolo darüber lachte. Alles, was sie berührte, wurde gut, man konnte es nicht erklären, man wußte nicht, wie es kam, aber es war wohl diese Unschuld, die gewisse Menschen in ihren Handlungen und ihrer Art zu denken und zu fühlen haben, diese heilige Offenheit des Herzens, die von Lug und Trug nichts weiß.

Sie war Lisas Freundin, so wie sie Kajs Freundin war, mit ihrer ganzen ehrlichen Seele, ohne Hintergedanke und ohne Kompromiß, und sie nahm sie gegeneinander in Schutz, mit jenem einfachen Gefühl für das Recht des einen oder des andern, das sie so selten betrog.

„Ist es nicht eine blutige Sünde," sagte sie einmal zu mir, „daß diese zwei herrlichen Menschen nebeneinander hergehen und sich gegenseitig das Leben verderben?" Alle, die sie gerne hatte, waren herrliche Menschen — außer Samek. Ich habe sie nie Samek einen „herrlichen Menschen" nennen hören. „Es ist etwas in ihr, das ihn zu Boden drückt," fuhr sie fort, „und doch ist sie zehnmal zu gut für diesen Schlampsack." Aber als sie „diesen Schlampsack" sagte, kam ein Ausdruck in ihr Gesicht, ein Lächeln um ihre Lippen, das ihn entzückt haben würde, wenn er es gesehen hätte. Er war glücklich, wenn er nur am Flügel sitzen durfte, indes sie seine Lieder summte oder mit ihm über Musik sprach. Von einem Worte von ihr entflammt, so wie der Feuerstein den Stahl zündet, konnte er sich in unendliche Diskussionen über Theorien und Schulen verlieren, über die Musik von heute und die Musik von morgen.

Lisa saß still da und hörte zu; aber einmal, als die Rede von irgend einem jungen Musikrevolutionär war, den er von Berlin kannte und bis in die Wolken erhob, sagte sie in ihrer stillen, unpersönlichen Art: „Ich weiß ja, daß er so bedeutend sein soll, aber es ist merkwürdig, ich verstehe ihn nicht."

„Das kommt mir gar nicht merkwürdig vor," sagte er, stand auf und ging in sein Zimmer.

„Der galante Gatte!" lachte Lolo. Aber als sie sah, daß Lisa Thränen in den Augen hatte, nahm sie sie in ihre Arme und wußte gar nicht, was sie thun sollte, um sie zu trösten. Kaj war den ganzen Tag über in Ungnade, aber den Abend, bevor sie reisen sollte, sah ich, daß sie vollständig versöhnt waren. Er saß da und spielte seine neuesten Kompositionen, etwas unheimlich Ketzerisches, ein Greuel für alle rechtgläubigen Musici, wie er behauptete. Sie stand ganz nahe dem Instrument, mit gesenktem Kopf, die Arme über einem Stuhl. Er umfaßte sie die ganze Zeit mit den Augen, ohne sie anzusehen, und sein Gesicht trug einen Ausdruck, als wandelte er in Fluten von Licht. Es war, als hätte sich alles, was ihr Wesen an Fülle und Wärme besaß, auf ihn gesenkt und ihn reich gemacht. Es wogte und brannte um ihn in Strömen und Strahlen. Er stand in der Sonne.

„Singen Sie," bat er, und indes er ein paar Accorde anschlug, begann sie leise:

„Ein Fichtenbaum steht einsam im Norden auf kahler Höh'..."

Die Musik war von ihm, aber sie war nicht aufregend, sie war nur schön, und mit unbeweglichem Gesicht stand Lisa und betrachtete die beiden.

Ich weiß nicht, was sie dachte, ich weiß nicht, was sie begriff, aber als sie am Morgen darauf zum Zuge kam, um von Lolo Abschied zu nehmen, war sie bleich wie der Tod. Dennoch lächelte sie, als sie ihre Freundin auf dem Perron stehen sah, von einer Schar Verehrer umgeben, ausgeruht und schön, wie verjüngt vom Morgen, und frisch und gut nach ihrem Schlummer, wie ein Kind. Der Abschied war heiter — sie sprachen davon, sich in einigen Monaten zu treffen, denn Kaj beabsichtigte, seinen alten Lehrer in Berlin wieder aufzusuchen. Es dauerte jedoch kaum einige Wochen, bis sie reisten; aber sie hatten noch nicht ausgepackt, als Lisa an das Totenbett ihrer Mutter heimberufen wurde. Kaj kam zum Begräbnis nicht nach Hause, und sobald es vorüber war, fuhr Lisa wieder fort, tief niedergeschlagen, mit etwas im Blicke, das mir weh that. Ich hörte von ihr immer nur in ein paar hastigen Zeilen, aber nach einigen Monaten bekam ich einen Brief von Lolo Armas.

„Alles ist entschieden," schrieb sie, als ob sie von etwas spräche, dessen Kenntnis sie bei mir voraus-

setzte, „morgen reist Lisa nach Hause zu ihrem Vater. Kommen Sie ihr entgegen, lassen Sie sie fühlen, daß sie Freunde hat, sie verdient es. Man muß ein großes Herz haben, um so zu handeln wie sie. Menschen, die lügen, und Menschen, die einander betrügen, können ein Verhältnis wie das unsre nicht begreifen. Ich habe zu ihr hingehen können und sagen: ‚Lisa, ich liebe deinen Mann,‘ und sie antwortete nur: ‚Ich weiß es.‘ Kaj ist frei, er bleibt hier, bis die Scheidung ausgesprochen ist, ich setze meine Konzerttournee fort, wie schwer es mir auch fällt, von meinem Geliebten getrennt zu sein. Der Skandal soll keine Nahrung haben — um Lisas willen, denn was kümmere ich mich um die Welt? Zeit und Raum und Menschen sind für mich verschwunden. Ich lebe nur in der Erwartung meines Glücks."

Lisas Scheidung stand also bevor, aber kein Wort von ihr selbst gelangte an jemand, außer an ihren Vater. Der Ratsherr grüßte mich schweigend auf dem Bahnhof an dem Tage, als er seine Tochter erwartete, steifer, gerader, aufrechter denn je; und als Lisa ihm aus dem Coupéfenster zunickte, erfroren von der Morgenkälte, aber mit ihrem gewohnten Blick und ihrem ruhigen Lächeln, da ahnte wohl niemand, daß sie kam, um für immer bei ihm zu bleiben. Als sie sich in der Droschke zurechtrückte, sagte sie nur sehr still: „Wie wunderlich es ist, jetzt nach Hause zu kommen, wenn Mama nicht mehr da ist." Das war die einzige Andeutung, die sie in Bezug auf die Veränderung machte, welche sich in ihrem Leben vollzogen hatte.

Am Nachmittag empfing sie mich in dem kleinen Zimmer, das sie als junges Mädchen bewohnt hatte; ein paar Kleinigkeiten aus ihrem Koffer hatte sie schon ausgepackt — einige Glasmalereien und eine Porzellanhirtin, die ich dort gesehen, solange ich sie kannte.

„Es hat ja keinen Wert," sagte sie, „aber ich hänge so an allem, an das ich mich gewöhnt habe." Sie erwähnte kein einziges Mal ihren Mann, aber als ich ging, sagte sie plötzlich errötend: „Ich habe Lolo gebeten, wenn sie an mich schreibt, es unter deiner Adresse zu thun. Papa darf nichts davon wissen. Er glaubt, daß es ihre Schuld ist, er sieht nicht ein, daß ich nicht für ihn paßte."

Das war alles. Ich stellte ihr keine Fragen, und ich fühlte, daß sie mir dafür dankbar war.

Es verging kaum eine Woche, ohne daß sie Briefe von Berlin bekam, und gewöhnlich lagen auch einige Zeilen an mich bei. Lolo beklagte sich unaufhörlich, von dem Geliebten getrennt zu sein.

„Ein Fichtenbaum — eine Palme, das ist sehr poetisch," schrieb sie einmal, „aber er hat es nun so trübselig, mein armer Fichtenbaum, in Berlin, und die Palme versteht sich nicht darauf, in der Wirklichkeit tragisch zu sein. Mitten in all meiner Entbehrung ist doch etwas da, das mich unablässig erfreut: ich denke an meine Lisa. Wir hätten Todfeindinnen sein können, und anstatt dessen lieben wir einander so innig. Es ist meine Freude, ihr mein Herz eröffnen zu können, und so groß ist unsre Zuneigung, daß ich ihr alles sagen kann — davon sprechen, wie ich mich nach ihm sehne und wie er sich nach mir sehnt."

„Nun können sie froh sein," sagte Lisa eines Tages zu mir.

Ich wußte, daß sie von der Scheidung sprach, die nun entschieden war, und ich fragte:

„Und du?"

„Ich?" sagte sie sehr leise. „Um sie handelt es sich. Nicht um mich."

Sie nannte sich wieder Bratt, und wenn ich sie in der alten Umgebung sah — das Haus, in dem sie gewohnt hatte, ließ sie verkaufen, ich weiß kaum, ob sie es wiedersah — fragte ich mich zuweilen, ob diese Ehe je eine Wirklichkeit gewesen, und ob sie ihr nicht selbst wie ein Traum erschien. Sie war immer thätig, immer mit irgend einer Arbeit beschäftigt — wann sollte sie Zeit haben, sich ihren Erinnerungen hinzugeben? Nur des Abends, wenn der Ratsherr mit dem Bezirksrichter Barfoot Schach spielte, hatte sie eine Weile für sich. Kam ich dann zu ihr hinauf, so saß sie an ihrem kleinen Arbeitstisch in einer Ecke des großen Salons und stickte, und während wir von neuen Moden oder Handarbeiten sprachen — diesem neutralen Gebiet, zu dem sie immer ihre Zuflucht nahm, um mir auszuweichen — sah ich unter den Garnsträhnen in ihrem Arbeitskorb die wohlbekannten Bogen mit Lolos großer Handschrift, eifersüchtig verborgen, wie Liebesbriefe.

Manchmal erhob sich der Bezirksrichter, kam auf uns zu und bat, mit den Damen anstoßen zu dürfen. Lisa nahm ein kleines Glas Glühwein, das sie sich jeden Abend braute, um ihrem Vater eine Freude zu machen, und führte es lächelnd an die Lippen. Und der Bezirksrichter, der glaubte, charmant gewesen zu sein, ging wieder zum Spieltisch mit ein paar scherzhaften Worten — beinahe jeden Abend dieselben. Er war sehr korrekt und sehr wohlerzogen, mit eingefleischten Junggesellenansichten, die aber sichtlich zu wanken begannen. Dies war seine Art, den Hof zu machen, und als Bratts alter Hausarzt wünschte, daß Lisa sich von den Haushaltungssorgen ein wenig ausruhe, und sie nach Lysekil schickte, wohin ich sie begleitete, zweifelte ich nicht daran, daß er nachkommen würde. Er zeigte sich als sehr diskreter und sehr aufmerksamer Anbeter, der, dank seiner Eigenschaft als Verwandter, gewisse Privilegien hatte, sie zu beschützen; und man begann allgemein, seine Schluß-

folgerungen zu ziehen. Sie hatte angefangen, die Trauer um ihre Mutter abzulegen, und erschien manchmal in der Gesellschaft, sanft und still, mit einem verbindlichen Lächeln um die feinen Lippen, freundlich gegen alle, und überall mit der wärmsten Sympathie aufgenommen. Es gab keinen Schatten in dem kleinen, weißen, vollkommen ruhigen Gesicht, keine Nuance in diesen Augen, die davon sprach, daß sie in ihrem Leben etwas durchzumachen gehabt hatte. Sie verriet sich nie, sie war so wohl eingehüllt wie eine kleine Mumie, und man wußte nichts von den Schmerzen, die sie in ihrem zurückhaltenden Herzchen einbalsamiert hatte.

Sie sprach nie mit mir von dem Verflossenen, sie kam nur manchmal ganz ruhig und fragte: „Hast du keinen Brief?“ Und wenn ich nein antwortete, sagte sie wohl: „Das ist, weil sie gar zu glücklich sind, aber ich finde doch, daß sie schreiben könnte.“

Später habe ich so viele Male an dieses kleine „Doch“ gedacht ...

Wenn Briefe kamen — oft nur ein paar Zeilen an uns beide zugleich — lasen wir sie zusammen. Es war die große, frische Freude eines übervollen, muntern Herzens, das sich in ihnen Luft machte:

„Wahrhaftig, Liesel,“ schrieb sie einmal, „du solltest mir Dank wissen, daß ich dich von ihm befreit habe. Er ist unerträglich, ich kann nicht einmal diesen einen kleinen Augenblick in Ruhe und Frieden sitzen. Er ruft beständig nach mir. Ich spiele dieselbe Rolle für ihn wie die Theekanne für Halévy — ohne mich kann er nicht komponieren.“ Und ein andermal: „Du warst hundertmal zu gut für ihn, und er war nicht immer so, wie er hätte sein sollen, aber du kannst es mir glauben, jetzt muß er es entgelten. Er steht kläglich unter dem Pantoffel, schon jetzt, wie wird es erst werden, wenn ich verheiratet und in meinem guten Rechte bin? Er zittert vor einer Krümmung meines kleinen Fingers, ja, so muß man diese Herren der Schöpfung, diese Männer, behandeln.“ Und endlich: „Liesel, Liesel, liebe, mein Herzenskind, liebe, damit du einmal erfährst, was Glück ist.“

Es war am Abend, bevor wir abreisen sollten, als wir dies lasen. Wir saßen unten am Strande, und der Bezirksrichter war eben dagewesen und hatte sie gefragt, ob sie nicht friere. Sie hatte nur mit ihrem artigen, kleinen Lächeln den Kopf geschüttelt.

„Wie lange wirst du ihn noch schmachten lassen?“ fragte ich.

Sie sah mich mit einem Paar Augen an, so abwesend, daß sie leer schienen:

„Du glaubst, das könnte etwas für mich sein,“ sagte sie.

„Er ist so verliebt in dich —“

Sie schüttelte den Kopf: „Wenn er mich liebte, müßte er fühlen, daß er mir gleichgültig ist. Aber das thut er nicht. Er glaubt Eindruck auf mich gemacht zu haben. Wenn er nur wüßte, wie er mich ermüdet!“

Alles schien sie übrigens zu ermüden, obgleich sie es selten sagte, alles, das nicht Lolo war. An sie konnte sie lange Briefe schreiben, und im Herbste arbeitete sie bis tief in die Nächte an einem Teppich, der als Hochzeitsgeschenk nach Berlin geschickt werden sollte. Ihr Vater durfte nichts davon wissen, und wir packten die Gabe eines Abends auf ihrem kleinen Zimmer ein, aber als wir damit fertig waren, war sie so ermattet, daß sie kaum vermochte, sich vom Boden zu erheben.

Ich begann mich wirklich über sie zu beunruhigen, und der Ratsherr sprach ernsthaft mit dem Arzte. Man konnte nicht eigentlich sagen, daß sie krank war, und sie selbst wollte es nie zugeben; sie war stets mit einer dieser Handarbeiten beschäftigt, die sie mehr als irgend etwas andres zu zerstreuen schienen, oder mit dem Haushalt, den sie in mustergültiger Ordnung versah. Aber eines Tages, als sie mich zu Mittag eingeladen hatte, bat sie mich, die Suppe zu geben — sie konnte den Arm nicht erheben. Und als ihr Vater sie zwang, sich einen Augenblick nach dem Speisen auszuruhen, sah sie so bleich aus, wie sie so da auf dem Sofa lag, daß ich erschrak. Aber kaum war der Ratsherr in sein Zimmer gegangen, schlug sie die Augen auf und sagte:

„Du hast etwas für mich —“

„Woher weißt du das?“ fragte ich.

„Ach, ich bin überzeugt davon. Das fühle ich immer ...“

Dieses Mal hatte ich ihr nichts zu geben als ihre Vermählungsanzeige, und diese war eigentlich an mich gerichtet.

Sie sah lange auf die gedruckten Zeilen: „Charlotte Armas, Kaj Rude, Vermählte“.

„Unartige Menschen, haben nicht daran gedacht, mir auch eine Karte zu schicken.“ Und dann lächelnd: „Ich bin neugierig, wie mein Teppich ihr gefallen wird.“

Ich weiß nicht, was über mich kam, aber es ergriff mich solch eine Lust, die blasse, kleine Hand zu streicheln.

„Was für ein wunderliches Frauchen du bist,“ sagte ich.

„Wunderlich ... wieso? ... wie kommst du darauf? Weil ich mich danach sehne, zu hören, was sie über mein Geschenk sagt?“

Ein paar Tage darauf hatte sie einen langen Brief, voll Dankbarkeit und voll Glück. Der Teppich lag in Lolos Zimmer, vor ihrer Chaiselongue.

„Ich bin recht unartig, ich sollte mich bedanken,

daß sie ihm solche Ehre erweist," sagte sie lächelnd, etwa vierzehn Tage hindurch jedesmal, wenn ich zu ihr hinaufkam, aber sie schrieb dennoch nicht, und eines Tages bat sie, ich möge es an ihrer Statt thun: „Es ist recht häßlich, sie so lange warten zu lassen — nicht, daß es ihr etwas macht, aber doch . . ."

Ich that, was sie wünschte, aber als einen Monat später die Antwort kam, war die, die sie lesen sollte, nicht mehr da . . .

Alle, die sie gekannt, wunderten sich über diesen so unerwarteten Todesfall, und der Arzt, mit dem ich sprach, sagte, die Obduktion hätte gezeigt, daß Frau Bratt an einem Schwächephänomen gestorben sei, das bei so jungen Personen sehr selten vorkam — das totale Uebergewicht der weißen Blutkörperchen über die roten — etwas, das eine Folge des Alters zu sein pflegt, zuweilen aber auch des Kummers.

Ich schrieb dies Lolo nicht, aber als ich ihre Briefe unter Lisas Kopfkissen fand, fragte ich mich, ob diese sie nicht getötet hatten. Sie ließ es nie ahnen. Sie empfing sie unbeweglich und lächelnd, wie der Märtyrer einen Regen von Pfeilen in seiner blutenden Brust empfängt; und es war ihr Geheimnis, wie tief diese Enthüllungen einer Liebe, die so glücklich war und eine solche Fähigkeit zu beglücken hatte, in ihr Herz drangen. Ich fragte mich, ob sie nicht doch bis zum Letzten Kaj liebte, und ob sie nicht an dem Opfer starb, das sie Lolo brachte, als sie ihr freiwillig den Weg räumte, aber ich weiß es nicht, niemand wird es je erfahren.

„Il y a un mystère dans l'esprit des gens, qui n'en ont pas."

Lose Blätter.

Frau Fortuna und Herr Mammon.

Ein Märchen.

Aus dem Spanischen übersetzt von L. Ey.

Frau Fortuna und Herr Mammon waren in Liebe zu einander entbrannt, so daß man die eine ohne den andern gar nicht mehr sah. Wie der Eimer dem Brunnenseil und der Stiel der Axt folgt, so folgte Herr Mammon der Frau Fortuna auf den Füßen, so daß sie am Ende miteinander ins Gerede kamen, was sie bewog, sich ehelich zu verbinden.

Nun war Herr Mammon ein wohlbeleibter Herr mit großem rundem Kopf aus glänzendem peruanischem Golde, einem Schmerbauch von mexikanischem Silber, Beinen aus Kupfer von Segovia und Papierpantoffeln aus der großen Fabrik in Madrid. — Frau Fortuna war eine mutwillige Dame, ohne Treu' und Glauben, sehr launisch, sehr wetterwendisch und blinder als ein Maulwurf.

Kaum hatten die Neuvermählten die Flitterwochen hinter sich, als sie sich entzweiten. Die junge Frau wollte kommandieren; aber dem Herrn Mammon, der stolz und dünkelhaft ist, war das nicht nach Geschmack. — Mein Vater (Gott hab' ihn selig!) pflegte zu sagen, daß das Meer, wenn es sich verheiratete, zahm wie eine Pfütze werden würde; aber Herr Mammon ist stolzer und protziger als das Meer und wollte sich von seiner Würde nichts vergeben.

Da nun beide mehr und keines weniger gelten wollte als der andre, so kamen sie am Ende überein, eine Probe zu machen, welches von ihnen am meisten Macht hätte. — „Schau!" sagte die Frau zum Gemahl, „siehst du da unter dem Olivenbaum jenen niedergeschlagenen und mißmutigen Armen? Laß uns mal sehen, wer von uns beiden im stande ist, ihn aufzumuntern und ihm ein besseres Los zu bereiten."

Der Gemahl war's zufrieden, und beide begaben sich nach dem Olivenbaum, um dort Quartier aufzuschlagen, er kriechend, sie mit einem großen Satze.

Der dort Rastende, ein armer Teufel, dem sein Lebtag weder die eine noch der andre vor Augen gekommen war, sperrte Mund und Nase auf, als sich plötzlich diese vornehmen Herrschaften vor ihm aufpflanzten.

„Gott sei mit dir!" grüßte ihn Herr Mammon.

„Mit Euer Gnaden gleichfalls!" erwiderte der Arme.

„Kennst du mich nicht?"

„Nur um Euer Gnaden zu dienen!"

„Hast du mich nie vorher gesehen?"

„Mein Lebtag nicht."

„Was, besitzest du gar nichts?"

„Doch, Herr; ich habe sechs Kinder, nackt wie Thürriegel und mit Schlünden so weit wie ein Paar alte Hosen; aber Glücksgüter habe ich nicht mehr als von der Hand zum Mund, wenn es überhaupt mal etwas giebt."

„Und warum arbeitest du nicht?"

„Schöne Frage! Weil ich keine Arbeit finde. Ich habe solch ein Pech, daß mir alles schief und krumm geht wie ein Ziegenhorn. Seitdem ich verheiratet bin, scheint es, als wenn der Reif auf mich gefallen wäre

und ich die Zielscheibe alles Unglücks sein müßte, Herr! Da hat uns ein Herr aufgetragen, ihm einen Brunnen im Verding zu graben und uns jedem eine tüchtige Handvoll Dublonen versprochen, wenn er fertig wäre; aber vorher gebe er nicht einen Maravedi; das war der Kontrakt."

„Und wohl bedacht war's von deinem Herrn," sagte wichtigthuend der andre, „denn das Sprichwort lehrt: — Vorbezahlte Arbeit, lahme Arme. — Was weiter, Mann?"

„Wir machten uns an die Arbeit und gruben uns die Seele aus dem Leibe, denn, Herr, so, wie Ihr mich seht, zerlumpt und erbärmlich, bin ich doch ein Mann, Herr!"

„Ja, ja," sagte Don Mammon, „glaub's schon!"

„Es giebt nämlich vier Klassen von Männern, Herr," fuhr der Arme fort; „es giebt Männer, was man nennt Männer; es giebt Männchen, Stutzer, dumme Jungens und Grasaffen, die nicht einmal das Wasser verdienen, das sie trinken. — Aber wie ich sagte, wie sehr wir auch gruben, wie sehr wir uns auch abquälten, nicht einen Tropfen Wasser fanden wir. — Ja, es war beinahe, als wenn das Innere der Erde ausgetrocknet wäre; wir fanden absolut nichts weiter, Herr, als schließlich und zu guter Letzt einen alten Schuh."

„Im Innern der Erde!" rief Don Mammon, empört, daß sein herrschaftlicher Palast so üble Nachbarschaft haben sollte.

„Nein, Herr, nicht im Innern der Erde, sondern auf der andern Seite, im Lande der andern Leute."

„Welcher Leute, Mensch?"

„Der ‚Antripulen', Herr."

„Ich will dir aufhelfen, Freund," sagte Don Mammon und steckte ihm majestätisch einen Duro in die Hand."

Dem Armen schien's, als träume er, und er fing an zu laufen, als hätte er Flügel an den Füßen, bis er vor einem Bäckerladen landete, wo er Brot forderte. Als er aber das Goldstück hervorziehen wollte, fand er in seiner Tasche nur ein Loch, durch welches der Duro, ohne sich weiter zu verabschieden, entschlüpft war.

Voll Verzweiflung machte er sich auf die Suche. Aber er hatte gut suchen. Für das, was in den Schlamm gefallen, kann nicht einmal der heilige Antonius, der Schutzpatron alles Verlorenen, aufkommen. — Hinter dem Duro her verlor er auch noch seine Zeit; und hinter der Zeit her die Geduld, und so fing er an, sein Pech zu verwünschen, daß einem Hören und Sehen verging.

Unterdes barst Donna Fortuna vor Lachen, während Don Mammons Gesicht vor Wut noch gelber wurde. Aber was half's? Er griff nochmals in den Säckel und gab dem Armen eine Unze.

Der Beschenkte strahlte vor Vergnügen. Diesmal lief er nicht, Brot zu kaufen, sondern eilte in einen Kaufladen, um für Weib und Kinder Kleider und Tücher zu erstehen. Als er aber zur Bezahlung dem Kaufmann die Unze reichte, fing derselbe an laut zu schimpfen und zu sagen, das sei ein falsches Goldstück und sein Eigentümer also ein Falschmünzer, den er der Justiz überantworten werde. Als der Arme dies hörte, wurde er so voll Zornesglut, daß man in seinem Gesicht hätte Kaffeebohnen rösten können; er nahm die Beine über die Achsel und lief zu Don Mammon zurück, dem er das Vorgefallene erzählte, wobei ihm die dicken Thränen über die Backen liefen.

Donna Fortuna wand sich vor Lachen, und Don Mammon schnitt ein Gesicht, als stiege ihm der Senf in die Nase.

„Da nimm," sagte er und gab dem Armen zweitausend Realen; du hast Pech, aber ich werde dir schon aufhelfen, oder ich will ein Stümper heißen."

Der Arme wurde närrisch vor Freude und lief, ohne aufzusehen, bis er plötzlich mit ein paar Halunken zusammenstieß, die ihn ausgezogen und nackt, wie ihn seine Mutter zur Welt gebracht, auf der Landstraße liegen ließen.

Donna Fortuna scherwenzelte spöttisch um ihren Gemahl herum, und dieser schämte sich wie ein geprügelter Hund. — „Nun ist also die Reihe an mir," sagte sie, „und nun wollen wir einmal sehen, wer mehr vermag, der Unterrock oder die Hosen."

Sie näherte sich dem Armen, der sich auf den Boden geworfen hatte und sich die Haare raufte, und blies ihn an. Sogleich fühlte er unter den Händen den verlorenen Duro. „Besser wenig, als gar nichts," dachte er, „kaufen wir also Brot für die Kinder, die seit drei Tagen auf halbe Ration gestellt sind, und deren Magen leerer sein wird als eine Opferschale."

Wie er so an dem Laden vorbeiging, wo er die Kleider gekauft hatte, rief ihn der Kaufmann und bat ihn, er möchte es ihm doch nicht nachtragen, was er ihm gethan; er habe geglaubt, die Unze sei falsch, aber der Aichmeister, der zufällig vorbeigekommen wäre, hätte ihm versichert, daß sie gut und so vollwichtig wäre, daß sie eher zu viel, als zu wenig wöge. Hier solle er sie wieder nehmen und alle Kleider, die er gewählt habe, dazu, er gebe sie ihm zur Entschädigung für den Schrecken.

Der Arme gab sich damit zufrieden, lud sich alles auf die Schultern und ging fort. Als er über den Marktplatz schritt, denkt euch, da führte eine Abteilung der Zivilgarde die Räuber gefangen, welche ihn ausgeplündert hatten, und der Richter, der ein Richter nach dem Herzen Gottes war, ließ ihm die zweitausend Realen wieder zustellen, ohne Gerichtskosten noch Sporteln.

Dies Geld legte der Arme mit einem Gevatter zusammen in einem Bergwerk an, und kaum hatten sie drei Faden tief geschürft, als sie eine Goldader, einen Bleigang und einen Eisensteingang fanden.

Nach kurzer Zeit nannte man ihn Don, bald darauf Euer Gnaden und endlich Eure Excellenz.

Seit jener Zeit führt Donna Fortuna den eingeschüchterten Gemahl am Gängelbande, und sie, windbeuteliger und toller denn je, verteilt ihre Gunstbezeigungen ohne Sinn und Verstand, aufs Gerate-

wohl, kreuz und quer, wie ein blinder Krüppel, und eine davon fällt auch wohl für den Erzähler ab, wenn dies Märchen dem lieben Leser gefallen hat.

Die dekadente Richtung der heutigen französischen Litteratur. „Le Livre des Masques" nennt sich ein in der Bibliothek des „Mercure de France" erschienener Band, der Silhouetten und Biographien aller jungen und jüngsten französischen Schriftsteller enthält, die stolz darauf sind, „Dekadente" zu heißen.

Da sind Dichter, Romanschreiber und Dramatiker, die die altklassischen, aber ausgetretenen Pfade der französischen Litteratur ängstlich meiden, die Schiffe hinter sich verbrennen und oft mit mehr Selbstbewußtsein als Genie das gelobte Land entdecken wollen. „Individualismus, volle Freiheit in der Kunst!" heißt ihre Losung — welches aber ist ihr gelobtes Land? Alles, was neu, seltsam, bizarr, ja absurd ist. Sie haben wirklich eine Fülle wunderbarer und wunderlicher Dinge entdeckt, weil sie, wie die Kinder sterbender Kulturperioden, kräftiger Thaten müde geworden sind und nur in Gefühlen schwelgen. Von einer „Sensation" und „Impression" jagen sie zur andern und schätzen nur das, was diesem Empfindungsvermögen die apartesten Eindrücke zu geben im stande ist. So haben sie sich zu raffinierten Stimmungskünstlern ausgebildet und besonders zweierlei erfunden: die Nuance und das Symbol.

„Car nous voulons la nuance, la nuance encore,
Pas la couleur, rien que la nuance,
O, la nuance seule fiance
Le rêve au rêve et la flûte au cor —"

so singt ihr genialster Vertreter Paul Verlaine. Die Sprache in Roman und Dichtung muß nach ihnen eine ganz andre werden; sie muß sich dem immer rascher, immer nervöser pulsierenden Pariser Leben anpassen. So wird die neue pittoresk-impressionistische Schreibweise erfunden, die den Eindruck der flüchtigen Erscheinung auf das virtuos ausgebildete Wahrnehmungsvermögen in so bezeichnenden Worten, durch so originelle, charakteristische Epitheta wiedergiebt, daß der Leser von dem Bilde gepackt wird, als ob er es lebendig vor sich sähe. Mit Vorliebe wird es aber nicht so wiedergegeben, wie es erscheint, sondern durch ein mehr oder weniger verständliches Symbol übersetzt. Solche hat es zu jeder Zeit gegeben — aber Symbole, Allegorien von klarer klassischer Deutlichkeit. Die echten Symbolisten dagegen suchen entweder ihre aparten Gedanken durch ein naives, fast kindisches Symbol auszudrücken, oder einen recht simplen Gemeinplatz hinter einem mühsam ausgeklügelten zu verscheiern.

Ein Beispiel des Meisters Verlaine:

La lune plaquait ses teintes de zinc
Par angles obtus;
Des bouts de fumée en forme de cinq
Sortaient drus et noirs des hauts toits pointus.

Le ciel était gris. La bise pleurait
Ainsi qu'un basson.
Au loin un matou frileux et discret
Miaulait d'étrange et grêle façon.

Moi, j'allais, rêvant du divin Platon
Et de Phidias
Et de Salamine et de Marathon
Sous l'œil clignotant des bleus becs de gaz.*)

Diese kleine Impression wimmelt von Widersprüchen. Hat der Rauch, wenn der Nord heult, die Form einer Fünf? Kann bei Mondschein der Himmel grau sein? Die Worte aber haben gewiß einen tiefen Sinn, allerdings nur für den Poeten selbst und seine Bewunderer. Verlaine hat sich jedoch so oft als ein echter Dichter von Gottes Gnaden offenbart, daß man ihm solche kleine, affektierte Spielereien wohl verzeiht. Als verkommenes Genie mit zerrüttetem Nervensystem war er doch wiederum ein Poet von so zartem Empfinden, daß er das geheimste Vibrieren der Seele unter den mannigfaltigsten Einwirkungen der Außenwelt zu erlauschen und wiederzugeben verstand. Seine Nachahmer sind weniger Stimmungskünstler von Natur; sie haben sich erst dazu abgerichtet.

Stephane Mallarmé faßt die neue Lehre vom Symbol und von der impressionistischen Schreibweise im „Traité du verbe" zusammen; es werden darin alle Regeln des strengen hochklassischen Vers- und Satzbaus umgestürzt: freie Verse, formlose Zeilen, neue, durch das Diktionär der Akademie noch nicht sanktionierte Worte, wunderlich verdrehte, unklare Konstruktionen gehören bei den Dekadenten zur Regel. Boileau muß sich noch im Grabe herumdrehen. Die Henri de Regnier, Jean Moréas, François Vielé-Griffin, Jules Laforgue, Arthure Rimbaud und andre befolgen diese Lehren getreulich. Durch die große Schwärmerei, die in den letzten Jahren für Richard Wagner ausgebrochen ist, hat diese sinnlich-übersinnliche Poesie eine wesentliche Bereicherung an phantastischen Stoffen erfahren. Es wimmelt darin von Rittern, Schwanenjungfrauen, geheimnisvollen Missionen, heiligen Geräten, goldenen Rüstungen und Zaubertränken. Der eine lauscht nur auf den Wohlklang der Worte, ohne sich viel um den Sinn seiner Verse zu bekümmern. Der andre (De Regnier) schwärmt für die Reime „or" und „mort" und sucht diese überall anzubringen. Ein dritter endlich vernachlässigt über tiefsinnigem, mühsam zusammengequältem Symbol gänzlich die Form, und es kommt nur eine Art bilderreicher Prosa zu stande. Der eine dichtet in Farben, der andre denkt in Tönen, für den einen sind Vögel (meist Schwäne), für den andern Blumen bevorzugte Symbole, und das Tollste leistet der dichtende Graf Robert de Montesquiou-Fesanzag, der in einem Bande seiner Poesien die blauen Hortensien, im andern die Fledermäuse verherrlicht.

Neben all diesen Wunderlichkeiten, von denen die

*) In stumpfen Winkeln sandte der Mond seine zinkfarbigen Tinten nieder — Kleine Rauchwölkchen stiegen dick und schwarz in Form von Fünfen aus den hohen spitzen Dächern auf.

Der Himmel war grau; der Nordwind heulte. Von weitem miaute ein Kater frierend und verschwiegen mit seltsam dünner Stimme.

Ich wandelte unter dem zwinkernden Auge der blauen Gasflammen daher und träumte vom göttlichen Plato, von Phidias, von Marathon und Salamis.

Litteraturgeschichte höchstens einige als Kuriosa aufbewahren wird, finden sich Perlen echter Poesie vor. Im übrigen sind sie als harmlose Verirrungen des gesunden Menschenverstandes anzusehen. Weit gefährlicher ist die „dekadente" Richtung für den Roman. Hier werden die traurigsten physischen und moralischen Krankheitsprozesse auf das subtilste analysiert und als Zustände gepriesen, die zur inneren Verfeinerung und Entwicklung des Individuums unumgänglich notwendig sind, denn aus ihnen allein quellen Empfindungen, von denen der nüchterne Alltagsmensch — der so verhaßte Bourgeois — keine Ahnung hat. Das Tollste leistet Karl Huysmans in seinem Roman „A rebours". Sein Held, Des Esseintes, der letzte Sproß einer erlöschenden Rasse, dessen Vater „an einer vagen Krankheit stirbt", und dessen Mutter, „eine lange, blasse, schweigende Frau, an Erschöpfung hinwelkt", ist ein solch staunenswerter Typus der fast für das Irrenhaus reifen Empfindungskünstler, daß wir uns nicht versagen können, ihn wenigstens in einigen seiner Verschrobenheiten vorzuführen. Keiner seiner fünf Sinne ist normal. Er liebt die Musik der Farben, das Parfüm der Töne, den Wohlklang des Geschmackes. Deshalb hat er sich eine kleine Kollektion von Liqueurflaschen zugelegt, die er seine „Mundorgel" nennt ... „Die mit ‚Flöte', ‚Englisch Horn', ‚voix céleste' bezeichneten Register waren gezogen. Des Esseintes trank hie und da einen Tropfen und vernahm innere Sinfonien. Jeder Liqueur entsprach in seinem Geschmack dem Ton eines Instruments. Der Curaçao zum Beispiel glich der Klarinette, deren Ton säuerlich und sammetweich ist. Der Kümmel war die Oboe, deren beißender Timbre näselt" und so weiter. Das Gekünstelte erscheint Des Esseintes als ein Zeichen der Vornehmheit des Menschengeistes.

„Deshalb verachtete er als leidenschaftlicher Blumenfreund seit langem die gemeinen Blumen, wie sie auf den Märkten ausgestellt werden. Mit der Verfeinerung seines Kunstgeschmackes nahm seine Vorliebe für die von gequälten und subtilen Gehirnen ausgeklügelten Erzeugnisse zu. Nach den künstlichen Blumen, die wirkliche Blumen nachäfften, sammelte er natürliche Blumen, die eine Nachahmung der künstlichen waren."

Uebertrumpft wird Huysmans noch durch den jetzt so gefeierten Pierre Louys, dem die Pariser Boulevarddekadenz nicht mehr genügt und der unter dem Vorwand einer Renaissance der hellenischen Lebensfreude seinen Landsleuten wüste Orgien halb griechischer, halb orientalischer Verfallzeitler schildert. Und dieses Gift, welches seinen Roman „Aphrodite" durchweg erfüllt, wird von den lüsternen Kindern des fin de siècle mit Begierde eingesogen.

Einem gemütvollen, tiefsinnigen Poeten, der statt der raffiniertesten Sinnlichkeit das Uebersinnliche, die Seelen der Menschen und Dinge in ihren geheimsten Offenbarungen wiederzugeben versucht, begegnen wir in Maurice Maeterlinck, dem Verfasser symbolischer Dramen. Von Geburt ein Belgier, gehört er seit langem zur Blüte der französischen Neo-Idealisten. Maeterlincks Gestalten sind keine Lebewesen, sondern personifizierte Gefühle. Es sind Märchenprinzen und Prinzessinnen, die in einsamen Schlössern an weiten Meeren hausen, unter düsteren Cypressen lustwandeln oder in geheimnisvollen unterirdischen Grotten träumen. Sie verstehen nur zu leiden, zu lächeln und zu lieben — zu handeln niemals. Sie verkörpern unsre geheimsten Impulsionen, die wir oft selbst nicht ahnen, denen wir aber willenlos gehorchen müssen und die unsre verzehrenden Leidenschaften vorbereiten. Sie verkörpern alles, was Unwillkürliches in unsern Worten, Gesten und Blicken liegt. In beständiger Furcht erzittern sie vor dem unbekannten, aber unentrinnbaren Schicksal und lassen sich von ihm überwältigen, ohne auch nur die geringste Anstrengung zu machen, dagegen anzukämpfen. Eine stille Resignation, ein fast freudiges Aufhören des Willens zum Leben umschwebt sie. „Die Sonne hat kein Mitleid mit uns gehabt (das heißt, sie hat unsre schönen Illusionen vom Leben grausam zerstört), mir ist nicht mehr leid um die Strahlen der Sonne." Mit diesen Worten sterben Alladine und Pallomide, ein holdes Liebespaar, glücklich, aus dem Leben gleiten zu dürfen, das zu hart und grausam für ihre nur zum Leiden bestimmten Seelen war.

Durch die denkbar einfachsten Worte, durch fast kindlich naive Reden sucht Maeterlinck seine Wirkungen zu erzielen, und neben ermüdenden, ja kindischen Scenen gelingen ihm ergreifende Bilder von unübertroffener Anmut. Einige Beispiele:

Der alte König Ablamore will die süß schlummernde Alladine, die er liebt, heimlich küssen. „Ich werde sie küssen, ohne daß sie's bemerkt, denn ich werde meinen armen alten weißen Bart zurückhalten."

Oder vom Kuß zweier Liebenden, die frühem Tode geweiht sind:

„Wie feierlich küßt du mich heute!"

„Schließe die Augen nicht, wenn ich dich küsse! Ich will die Küsse sehen, wie sie in deinem Herzen wiederzittern; den ganzen Tau will ich sehen, der aus deiner Seele aufsteigt. Wir werden keine Küsse mehr finden wie diese, denn man umarmt sich nicht zweimal am Herzen des Todes."

So lieblich, zart und duftig diese Poesie erscheinen mag, auch in ihr liegt viel verborgenes Gift, ein wehmütiger Pessimismus und eine krankhafte Feinfühligkeit und Willensschwäche, die dem Leben wehrlos gegenübersteht. Maeterlincks kleine Dramen sind ausgesprochene Produkte einer Verfallzeit. In gesunden, aufstrebenden, lebens- und schaffensfreudigen Epochen ist ein derartiges Analysieren von Empfindungen und Stimmungen, ohne Bezug auf das kraftvolle Bethätigen des wirklichen Lebens, nicht denkbar. Mag die französische Dekadenzlitteratur von einer noch so großen Verfeinerung des Individuums Zeugnis ablegen — sie entrückt es immer mehr dem gesunden Nährboden des normalen Lebens und führt es zu krankhaftem, haltlosem Schwanken in einem unnatürlichen Ausnahmezustande. A. Brunnemann.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Volhoevener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Gleichheit.

Von

Edward Bellamy.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von M. Jacobi.

(Fortsetzung.)

XXV.

Die Streiker.

In unsre Unterhaltung vertieft, gingen wir quer durch die Anlagen der Stadt. Da fiel ein Schatten auf unsern Weg. Ich blickte auf und sah vor uns eine kolossale Marmorgruppe emporragen.

„Was stellt das vor?" rief ich.

„Sie müssen das doch am besten wissen," sagte der Doktor. „Es sind Ihre Zeitgenossen, die in jenen Tagen häufig genug Ruhestörungen veranlaßt haben."

Allerdings war mir die Frage, wen die Figuren darstellen sollten, auch nur im Augenblick der ersten Ueberraschung unwillkürlich entfahren.

Euch, ihr Leser des zwanzigsten Jahrhunderts, will ich erzählen, was ich hoch oben auf dem Postament sah, und ihr werdet die weltberühmte Gruppe wiedererkennen.

Schulter an Schulter, als gelte es, sich vereinigt einem Angriff zu widersetzen, standen drei Männergestalten in der Arbeiterkleidung aus meiner Zeit dort barhäuptig beisammen. Ihre groben Hemden, am Halse offen und mit über die Ellbogen aufgestreiften Aermeln, zeigten sehnige Arme und eine rauhe Brust. Vor ihnen auf dem Boden lagen ein paar Schaufeln und eine Spitzhacke. Die Mittelfigur wies mit der ausgestreckten rechten Hand auf die weggeworfenen Werkzeuge. Die Arme der beiden andern waren über der Brust gekreuzt. Ihre Gesichter hatten grobe, harte Züge und starrten von ungekämmten, struppigen Bärten. Sie trugen einen Ausdruck verstockten Trotzes, und ihr Blick haftete gespannt und mit so finsterm Groll auf dem leeren Raum vor ihnen, daß ich unwillkürlich hinter mich schaute, um zu sehen, auf was sie dort blickten. Zu der Gruppe gehörten auch zwei Frauen, deren Kleidung und Gesichtszüge ebenso grob waren wie die der Männer. Die eine kniete vor der Gestalt rechts. Auf dem Arm hielt sie ein abgezehrtes, halb nacktes Kind empor, während sie mit flehender Gebärde auf die Werkzeuge am Boden deutete. Das andre Weib zog den Mann zur Linken am Aermel, als wolle es ihn zurückhalten, und bedeckte sich mit der andern Hand die Augen. Die Männer achteten auf die Frauen nicht oder schienen vor Verbitterung und Wut gar nicht zu bemerken, daß sie da waren.

„Das sind ja Streiker!" rief ich aus.

„Jawohl," sagte der Doktor, „das sind ‚die Streiker', Huntingtons Meisterwerk, die herrlichste Marmorgruppe unsrer Stadt und eine der berühmtesten im ganzen Lande."

„Wahrhaftig, diese Leute sehen aus, als wären sie lebendig!" sagte ich.

„Schade," meinte der Doktor, „daß Huntington zu früh gestorben ist, um dies Zeugnis eines Sachverständigen zu hören. Es würde ihn gefreut haben."

Gleich der ganzen reichen und gebildeten Welt meiner Zeit hatte auch ich die Streiker immer mit Verachtung und Abscheu angesehen. Wir hielten sie für urteilslose, gefährliche Unheilstifter, die über ihre eignen wichtigsten Interessen ebenso verblendet wie rücksichtslos gegen die Angelegenheiten andrer Leute waren. Sie galten im allgemeinen für höchst verruchte Menschen, deren Kundgebungen man, solange sie nicht zu Thätlichkeiten ausarteten, unglücklicherweise nicht mit Gewalt unterdrücken konnte. Verdammlich schienen sie uns immer, und sobald eine Möglichkeit zum Einschreiten der Polizei vorlag, mußten sie, unsrer Ansicht nach, mit eiserner Hand niedergeworfen werden. Der wohlhabende Mittelstand zeigte sich gegen alle sozialen Reformer mehr oder weniger duldsam. Man ließ sie in Büchern oder öffentlichen Reden sogar für durchgreifende wirtschaftliche Veränderungen eintreten, solange sie sich mit Wort und Schrift in den herkömmlichen Grenzen hielten; doch zur Verteidigung der Streiker gab sich fast niemand her.

Die Kapitalisten leerten natürlich die ganze Schale ihres Zornes und ihrer Verachtung über sie aus. Aber selbst Leute, die sich sonst für Freunde der Arbeiterklassen hielten, schüttelten die Köpfe, wenn die Streiks erwähnt wurden, weil sie diese als ein Hemmnis und nicht als eine Hilfe zur Befreiung der Arbeit ansahen. Ich war in diesen Vorurteilen aufgewachsen und daher, wie sich denken läßt, nicht wenig verblüfft, daß man einen so zweifelhaften Gegenstand gewählt hatte, um ihm den höchsten Ehrenplatz in der Stadt zu geben.

„Ueber die Vortrefflichkeit des Kunstwerks kann ja kein Zweifel sein," sagte ich, „aber worin bestand das Verdienst der Streiker, um dessentwillen ihr sie

als Gegenstand der Verehrung aus unsrer Generation ausgewählt habt?"

Der Doktor erwiderte: „Wir sehen in ihnen die Pioniere der Erhebung gegen den Privatkapitalismus, welche die gegenwärtige Zivilisation eingeleitet hat. Gleich Arnold von Winkelried bahnten sie der Freiheit eine Gasse und starben; sie waren die ersten Blutzeugen der kooperativen Industrie und wirtschaftlichen Gleichheit — deswegen achten und ehren wir sie."

„Ich versichere Sie aber, Doktor, daß diese Menschen, wenigstens zu meiner Zeit, weit entfernt davon waren, sich gegen das System des Privatkapitalismus aufzulehnen. Sie waren sehr unwissend und ganz unfähig, einen Gedanken von solcher Tragweite zu fassen. Daß sie ohne die Kapitalisten bestehen könnten, kam ihnen gar nicht in den Sinn. Eine etwas bessere Behandlung seitens ihrer Arbeitgeber, ein paar Cents mehr für die Stunde, ein paar Minuten weniger Arbeitszeit täglich oder auch vielleicht nur die Entlassung eines unbeliebten Werkführers — das war alles, was ihnen als möglich oder wünschenswert erschien. Und um eine solche geringfügige Verbesserung ihrer Lage durchzusetzen, standen sie keinen Augenblick an, den ganzen industriellen Mechanismus in Verwirrung zu bringen."

„Wir wissen das alles wohl," erwiderte der Doktor. „Sehen Sie sich doch nur diese Gesichter an. Hat der Künstler sie etwa idealisiert? Sind das Gesichtszüge von Philosophen? Bestätigen sie nicht Ihr Zeugnis, daß die Streiker, gleich den Arbeitern im allgemeinen, in der Regel unwissende Menschen mit engem Horizont waren, deren Fassungskraft für so weltbewegende Fragen, wie der Umsturz einer seit undenklicher Zeit bestehenden Wirtschaftsordnung, in keiner Weise ausreichte? Erst einige Jahre, nachdem Sie in Schlaf verfallen waren, fingen jene Leute endlich an einzusehen, daß sie es bei ihrem Kampf nicht mit der Person einzelner Kapitalisten, sondern mit dem Privatkapitalismus überhaupt zu thun hatten. Nur langsam und schwerfällig erwachten sie zur vollen Erkenntnis der Bedeutung ihrer Umsturzbewegung und glichen darin genau den Pionieren aller großen Freiheitsbewegungen. Die Scharfschützen von Concord und Lexington machten es sich im Jahre 1775 nicht klar, daß sie mit ihren Gewehren das ganze monarchische Prinzip bedrohten. Ebensowenig erkannte der dritte Stand in Frankreich, als er 1789 in die Nationalversammlung eintrat, daß sein Weg über die Trümmer des Thrones hinwegführte. Auch die Bahnbrecher der Freiheit in England, die sich dem Willen Karls des Ersten widersetzten, ahnten nicht, daß sein Haupt fallen müsse, bevor sie ihr Ziel erreichten. Sahen aber auch jene Pioniere bei ihrem ersten Entschluß und den rohen Anfängen der Bewegung noch nicht alle Folgen ihrer Handlungsweise voraus, so kann das doch die Dankesschuld der Nachwelt für ihre Initiative, ohne welche der volle Triumph niemals gefeiert worden wäre, nicht schmälern. Die eigentliche Bedeutung der Streiks war der Sturz der Willkürherrschaft in der Industrie — mochten das die Streikenden wissen oder nicht. Wir aber dürfen uns nicht der Folgen dieser Umwälzung erfreuen, ohne ihre Urheber zu ehren. Vielleicht würde die Art, wie wir das thun, die Ihnen so wunderbar vorkommt, auch jene Leute selbst nicht wenig überrascht haben. Lassen Sie mich jetzt versuchen, Ihnen unsre heutige Anschauung über die Rolle auseinanderzusetzen, welche die Originale dieser Gruppe in der Geschichte spielen."

Wir nahmen auf einer Bank vor dem Denkmal Platz, und der Doktor fuhr fort:

„Sagen Sie mir doch, lieber Julian, wer hat in Ihren Tagen zuerst die Welt zur Erkenntnis gebracht, daß es überhaupt eine industrielle Frage gab? Wer hat fünfzig Jahre lang mit rührender Ausdauer den passiven Widerstand gegen das Unrecht fortgeführt und die öffentliche Aufmerksamkeit mit dieser Frage beschäftigt, bis endlich die Lösung erfolgte? Waren es vielleicht Ihre Staatsmänner, Ihre Nationalökonomen, Ihre Gelehrten oder irgend einer von Ihren sogenannten weisen Leuten? O nein! Es waren jene mißachteten, verhöhnten, geschmähten und verfolgten Gesellen dort oben auf dem Postament, die mit ihren ewigen Streiks die Welt nicht zur Ruhe kommen ließen, bis dem Unrecht, das man ihnen angethan, und unter dem zugleich die ganze Welt litt, ein Ende gemacht war. Abermals hatte Gott die Thörichten dieser Welt erwählt, um die Weisen zunichte zu machen; er hatte sich der Schwachen bedient, um die Mächtigen zu Falle zu bringen.

„Will man sich klar machen, was für ein gewaltiges Mittel diese Streiks waren, um den Leuten die unerträgliche Gottlosigkeit und Thorheit des Privatkapitalismus zum Bewußtsein zu bringen, so muß man bedenken, daß lebendige Thaten einen weit stärkeren erziehlichen Einfluß üben als die weisesten Lehren. Dies ist besonders in einem Zeitalter wie das Ihrige der Fall, wo die Massen weder genügende Bildung noch Fähigkeit haben, um selber ihre Schlüsse zu ziehen. Zwar gab es zur Zeit der Revolution viele Männer und Frauen, die in Wort und Schrift für die Sache der Arbeiter eintraten und ihnen den Rettungsweg zeigten; aber ihre Reden würden wohl ungehört verhallt sein ohne den furchtbaren Nachdruck, mit dem sie durch die Männer dort oben bekräftigt wurden, welche Hungers starben, um ihre Wahrheit zu beweisen. Diese rohen Gesellen, die wahrscheinlich außer stande gewesen wären, auch nur einen richtigen Satz zusammenzubringen, lieferten durch ihre vereinten Anstrengungen einen schlagenderen

Beweis für die Notwendigkeit der völligen Erneuerung des industriellen Systems, als dies selbst dem geschicktesten Redner hätte gelingen können. Wenn Menschen ihr Leben daran setzen, um sich gegen die Bedrückung zu wehren, wie es jene thaten, so zwingen sie ihre Mitmenschen, aufzumerken. Wir haben auf dem Fußgestell, wie Sie sehen, eine Inschrift eingraben lassen. Es sind die Worte, welche man der Gruppe dort oben nach ihrer Gebärde und Haltung in den Mund gelegt hat:

„,Mehr können wir nicht tragen. Lieber verhungern als unter den Bedingungen weiterleben, die ihr uns stellt! Wir werfen unser Leben, das Leben unsrer Weiber und Kinder in die Wagschale gegen euern schnöden Gewinn. Stellt ihr uns den Fuß auf den Nacken, so wollen wir euch in die Ferse stechen!'

„Das war der Wutschrei der durch Bedrückung zur Verzweiflung getriebenen Menschen, denen ihr jammervolles Dasein eine Last geworden war. Derselbe Schrei ist, wenn auch in andrer Form, immer das Losungswort bei jeder Umwälzung gewesen, welche einen Fortschritt des Menschengeschlechts bedeutete. ‚Gebt uns die Freiheit oder gebt uns den Tod!' Aber niemals ist dieser Ruf für eine gerechtere Sache erhoben worden, nie hat er die Welt zu einem so mächtigen Aufschwung erweckt, als da er aus dem Munde dieser ersten Rebellen gegen die Thorheit und Tyrannei des Privatkapitalismus erschallte.

„Ich weiß es wohl, Julian," fuhr der Doktor in milderem Tone fort, „zu Ihrer Zeit war man gewöhnt, sich die Tapferkeit nur im Verein mit Waffengeklirr, mit Kriegslärm und Gepränge zu denken. An unser Ohr dagegen dringt der Widerhall von Trommeln und Trompeten nur mit schwachem Laut und versetzt uns nicht mehr in Aufregung. Der Soldat hat sich überlebt und ist zugleich mit dem Ideal der Männlichkeit verschwunden, welches er darstellte. Die Gruppe dort aber gilt uns als das Sinnbild einer Selbstaufopferung, die uns tief ergreift. Als jene Männer die Werkzeuge ihres Berufs von sich warfen, setzten sie ganz ebenso ihr Leben ein wie der Soldat, der in die Schlacht zieht. Sie unternahmen ein verzweifeltes Wagnis für sich und ihre Familien, deren sich damals kein dankbares Vaterland angenommen hätte, falls sie im Kampf erlagen. Der Soldat zieht ins Feld, begleitet von den Klängen der Musik und getragen durch die Begeisterung seiner Mitbürger. Die Streiker aber betrachtete man allgemein mit Abscheu und Verachtung; ihre Mißerfolge und ihre Niederlagen wurden mit Jubel begrüßt. Und doch trachteten sie nicht etwa andern nach dem Leben, sondern wollten nichts weiter, als daß sie und die Ihrigen ihr Leben fristen dürften. Dachten sie auch anfangs nur an die eigne Wohlfahrt, so kämpften sie doch für das Heil der Menschheit und der künftigen Geschlechter. Sie kämpften auf die einzige Art, die ihnen offen stand, während noch niemand es überhaupt gewagt hätte, sich gegen das wirtschaftliche System zu erheben. Durch sanfte Worte oder irgend ein andres Mittel als vernichtende Streiche hätte man dies Ungeheuer, das die Welt an der Kehle gepackt hatte, wohl nun und nimmermehr vermocht, sein Opfer loszulassen.

„Die Nationalökonomen, die Schulmeister und die Geistlichkeit hatten diese unwissenden Leute sich selbst überlassen. Sie mußten nach der Lösung des sozialen Problems suchen, so gut sie es konnten, während jene im Wohlleben saßen, leugneten, daß es überhaupt ein solches Problem gäbe, und mit glatten Worten die Verirrungen der Arbeiterklasse tadelten. Und doch gab es überhaupt in dem sozialen Labyrinth keinen verhängnisvolleren, thörichteren und sündhafteren Irrweg als denjenigen, welchen die Leute eingeschlagen hatten, die nach gar keinem Ausweg suchten. Kein Zweifel, Julian, ich habe den Männern dort oben gewähltere Worte in den Mund gelegt, als sie im Leben auch nur verstanden hätten; aber wir fragen nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Thaten. Wir ehren sie als die Vorkämpfer und Märtyrer unsrer heutigen industriellen Republik und führen unsre Kinder hierher, daß sie voll Dankbarkeit die grobbeschuhten Füße derer küssen, die uns den Weg gebahnt haben."

Alle Erfahrungen, die ich seit meinem Erwachen im Jahre 2000 gemacht hatte, bestanden aus einer Reihenfolge plötzlicher geistiger Umwandlungen der überwältigendsten Art. Was mir früher böse erschien, war jetzt recht und gut; was mich Weisheit dünkte, war zur Thorheit geworden. Hätte unsre Unterhaltung über die Streiker an irgend einem andern Orte stattgefunden, so würde sich mir nur die neue Anschauung, die ich von dem Auftreten dieser Männer bei dem großen sozialen Umschwung erhielt, dessen Vorzüge ich jetzt selbst genoß, innerlich eingeprägt haben. Aber der Anblick der Gruppe mit den lebensvollen Gestalten nahm mich ganz gefangen, und während der Doktor zu mir sprach, fühlte ich mich so ergriffen, daß ich plötzlich aufsprang und mit entblößtem Haupt die grimmen Gestalten dort oben begrüßte, die ich einst im Leben mit meinen Zeitgenossen um die Wette geschmäht hatte.

„Wissen Sie, Julian," sagte der Doktor mit ernstem Lächeln, „es geschieht nicht oft, daß sich die Gerechtigkeit im Kreislauf der Zeit auf so dramatische Weise vollzieht."

XXVI.

Der auswärtige Handel unter dem Gewinnsystem; Schutzzoll und Freihandel oder die Wahl zwischen zwei Uebeln.

Wir kamen noch etwas vor dem Beginn des Schulunterrichts, dem wir beiwohnen wollten,

nach Arlington, und der Doktor ergriff die Gelegenheit, mich dem Lehrer vorzustellen. Diesen interessierte es sehr, als ich ihm sagte, ich hätte am Vormittag bei dem Examen zugehört; auch war er begierig zu erfahren, welchen Eindruck es mir gemacht habe. Da er glaubte, es würde die Schüler in Verlegenhei bringen, wenn sie wüßten, daß ein Gast von so besonderer Art anwesend sei, wollte er ihnen meine Gegenwart erst am Schluß der Stunde kund thun und bat mich, ihm dann zu erlauben, daß er sie mir persönlich vorstellen dürfe. Sie würden das als ein großes Ereignis in ihrem Leben ansehen und sicherlich noch den späten Enkeln davon erzählen. Die Klasse war jetzt versammelt; wir mußten unsre Unterhaltung abbrechen, und ich nahm mit dem Doktor auf einer Galerie Platz, wo wir, ohne selbst gesehen zu werden, alles hören und beobachten konnten.

Der Anfang des Unterrichts ließ nicht auf sich warten.

„Wir haben uns heute morgen darauf beschränkt," begann der Lehrer, „um uns die Wirkung des Gewinnsystems recht klar zu machen, dieselbe nur hinsichtlich ihrer Folgen für ein Gemeinwesen oder eine Nation zu betrachten, als ob diese allein auf der Welt wäre und keine Beziehung zu andern Völkern hätte. Zwar werden die für den Gewinn geltenden Regeln, die wir heute früh erörtert haben, durch solche auswärtigen Beziehungen nicht im geringsten umgestoßen, aber letztere beeinflußten doch deren Anwendung auf mancherlei Weise, so daß unsre Besprechung des Gewinnsystems sehr unvollständig wäre, wollten wir den Handel mit dem Ausland dabei nicht in Betracht ziehen.

„In den sogenannten nationalökonomischen Werken unsrer Vorfahren steht sehr viel über die Vorteile des internationalen Handels zu lesen. Seine Befestigung und Ausdehnung scheint das Hauptstreben aller Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts gewesen zu sein, weil man glaubte, darin den Schlüssel für den Wohlstand der Völker zu finden. Nun, sage mir, Paul, was stellt die Wirtschaftslehre für eine Theorie in betreff der Vorteile auf, die der auswärtige Handel mit sich bringt?"

„Sie geht von der Thatsache aus," erwiderte der Schüler, „daß in den Ländern Unterschiede des Klimas, der natürlichen Hilfsquellen und sonstigen Bedingungen bestehen, so daß es in einigen Gegenden gänzlich unmöglich oder wenigstens sehr schwierig ist, gewisse notwendige Dinge zu erzeugen, während andre Dinge mit Leichtigkeit und in einer Fülle, die den Bedarf übersteigt, erzeugt werden. Außerdem machte sich auch in früherer Zeit ein großer Abstand in Hinsicht der Zivilisation und der Entwicklung von Kunst und Gewerbe in den verschiedenen Ländern bemerkbar, wodurch ihre respektive Produktionskraft noch weiter beeinflußt wurde. Es war daher offenbar vorteilhaft für die Länder, wenn sie ihre Erzeugnisse gegenseitig für diejenigen Dinge austauschten, welche sie entweder gar nicht oder nur unter ungünstigen Umständen hervorbringen konnten. Sie gelangten dadurch nicht nur in den Besitz einer Menge von Gegenständen, die sie sonst hätten entbehren müssen, sondern vermehrten auch die Ertragsfähigkeit ihrer ganzen Industrie, indem sie sich auf Artikel beschränkten, für deren Produktion die Umstände besonders günstig waren. Sollten aber die Völker aus diesem Austausch wirklichen Vorteil ziehen, so mußte er notwendigerweise zum allgemeinen Nutzen betrieben werden, damit er dem ganzen Volke zu gute kam, wie das jetzt geschieht; denn bei uns liegt der auswärtige Handel, wie jedes andre wirtschaftliche Unternehmen, in den verschiedenen Ländern in den Händen des Staats. Aber damals gab es natürlich keine Nationalverwaltung für den auswärtigen Handel. Dieser wurde vielmehr, ebenso wie die Produktion und Güterverteilung im Lande, von den Kapitalisten nach den Regeln des Gewinnsystems betrieben; daraus folgte, daß aller Segen, der sich nach jener schönen Theorie vom auswärtigen Handel erwarten ließ, entweder völlig vernichtet oder in Fluch verwandelt wurde. Die internationalen Handelsverbindungen der Völker schufen nur noch ein weiteres Feld für die verderblichen Wirkungen des Gewinnsystems und lieferten einen neuen Beweis von seiner unheilvollen Macht, Gutes in Böses zu verkehren und der Menschheit jede Gnadenpforte zu verschließen."

Wie der Gewinn den Handelsvorteil vernichtet.

„Erkläre uns jetzt die Wirkung des Gewinnsystems auf den internationalen Handel."

„Nehmen wir an," sagte Paul, „Amerika erzeugte Korn und andre Nährprodukte sehr billig und in größerer Menge, als das Volk ihrer bedürfte; England dagegen könnte nur mit Schwierigkeit ein geringes Maß von Nahrungsmitteln erzeugen. Dagegen wäre England aus verschiedenen Gründen imstande, Kleiderstoffe und Metallwaren billiger und reichlicher zu produzieren als Amerika. In diesem Fall würde es anscheinend günstig sein, wenn die Amerikaner ihre Nährprodukte gegen die Kleiderstoffe und Metallwaren der Engländer austauschten. Man sollte glauben, das müßte beiden Völkern gleichen Nutzen bringen. Aber dies ist natürlich nur der Fall, wenn eine Nationalverwaltung den Austausch zum Wohl der beiderseitigen Bevölkerung bewerkstelligt. Wird dagegen, wie zu jener Zeit, der Austausch nur durch Privatkapitalisten besorgt, die miteinander um ihren persönlichen Gewinn auf Kosten des

Gemeinwesens im Wettstreit liegen, so stellt sich die Sache ganz anders heraus.

„Der amerikanische Kornhändler, welcher die Ausfuhr des Korns nach England unternahm, wurde durch die Konkurrenz der andern amerikanischen Kornhändler genötigt, von den Engländern einen sehr niedrigen Preis zu verlangen; um das zu können, mußte er dem amerikanischen Landwirt, der das Korn baute, so wenig dafür bezahlen, wie irgend möglich. Aber der Händler mußte nicht nur ebenso billig verkaufen wie seine amerikanischen Konkurrenten, er mußte auch alle Kornhändler andrer Getreidestaaten, wie Rußland, Aegypten und Indien, noch unterbieten. Was hatte aber nun das englische Volk für Vorteil von dem billigen amerikanischen Korn? Durch die Zufuhr ausländischer Nahrungsmittel wurde das Leben in England vielleicht um die Hälfte oder ein Drittel weniger kostspielig. Das wäre gewiß ein großer Nutzen; aber die Sache hat noch eine andre Seite: die Engländer mußten zum Entgelt für ihr Korn die Amerikaner mit Kleiderstoffen und Metallwaren versehen. Die englischen Fabrikanten dieser Artikel waren ebensogut Konkurrenten untereinander wie die amerikanischen Kornhändler — jeder trachtete danach, so viel Absatz wie möglich auf dem amerikanischen Markt zu finden. Er mußte daher, soviel er konnte, seine heimischen Konkurrenten unterbieten. Ueberdies mußte auch der englische Fabrikant, ganz wie der amerikanische Kornhändler, sich gegen seine ausländischen Mitbewerber wehren. Belgien und Deutschland lieferten sehr billige Kleiderstoffe und Metallwaren, und die Amerikaner konnten ihr Korn gegen die belgischen und deutschen Artikel umtauschen, wenn die Engländer die ihrigen nicht billiger verkauften. Die Hauptkosten bei der Fabrikation jener Waren wurden aber durch die Arbeitslöhne verursacht. Jeder englische Fabrikant übte daher einen Druck auf seine Arbeiter aus, damit sie sich mit einem geringeren Lohn begnügten, so daß er nicht nur seine englischen Konkurrenten, sondern auch die belgischen und deutschen Fabrikanten ausstechen konnte, die den amerikanischen Handel an sich zu reißen suchten. Kann nun aber der englische Arbeiter mit weniger Lohn auskommen als früher? Freilich kann er das, denn er erhält ja billigere Lebensmittel. Bald wird denn auch sein Lohn um gerade so viel herabgedrückt, als die billigere Nahrungszufuhr seinen Unterhalt weniger kostspielig gemacht hat. Er steht also genau auf demselben Fleck, wie beim Beginn des amerikanischen Handels. Und wie ist es dem amerikanischen Landwirt ergangen? Er erhält jetzt seine importierten Kleider und Werkzeuge weit billiger als früher, und deshalb ist der niedrigste Preis, für den er sein Korn verkaufen und doch noch bestehen kann, viel geringer als vor Beginn des englischen Handels — genau um so viel geringer, als seine Ersparnis für Kleidung und Werkzeuge beträgt. Das macht sich der Kornhändler natürlich rasch zu nutze, denn wenn er sein Korn nicht billiger auf den englischen Markt bringt als die andern Kornhändler, so verliert er seinen Absatz; Rußland, Aegypten und Indien sind bereit, England mit Korn zu überschwemmen, wenn die Amerikaner sie nicht unterbieten. Und dann ist es mit den billigen Kleidern und Werkzeugen auf immer vorbei! So sank denn der Preis, den der amerikanische Landwirt für sein Korn erhielt, fort und fort, bis er so weit herunterkam, daß seine Ersparnis an den billigen importierten Artikeln vollständig aufgewogen wurde. Er ist nun gleich seinem Leidensgefährten, dem englischen Fabrikarbeiter, um kein Haar besser daran, als ehe man überhaupt an den Handel mit England dachte.

„Aber geht es ihm wenigstens ebensogut? Hat weder der amerikanische noch der englische Arbeiter einen Nachteil erlitten durch den Austausch der Produkte, welcher ihnen beiden bei richtiger Verwaltung so großen Nutzen gebracht haben würde? Das kann man durchaus nicht behaupten; im Gegenteil, beide haben in mancher wichtigen Beziehung einen Rückschritt gemacht. Schon vorher erging es ihnen nicht allzu gut, aber das Industriesystem, von dem sie abhingen, herrschte doch nur innerhalb der Landesgrenze. Es war auf Selbsterhaltung angewiesen, auch verhältnismäßig einfach und wenig verwickelt, da es nur lokale und vorübergehende Störungen zu befürchten hatte, deren schädlichste Wirkungen sich einigermaßen voraussehen und möglicherweise wieder gut machen ließen. Jetzt aber war sowohl der englische Arbeiter wie der amerikanische Landwirt von allerlei schwierigen internationalen Berechnungen abhängig, die in jedem Augenblick in Verwirrung geraten konnten. Verloren sie aber ihren Lebensunterhalt, so hatten sie nicht einmal den armseligen Trost, zu wissen, weshalb das Unglück über sie hereinbrach. Die Preise ihrer Arbeit und ihrer Produkte richteten sich nicht mehr wie früher nach gewissen lokalen Gebräuchen und der im Volke üblichen Lebenshaltung, sondern wurden durch die eiserne Notwendigkeit einer Weltkonkurrenz bestimmt. Der englische Handwerker sah sich gezwungen, mit dem ostindischen Bauer, dem ägyptischen Fellah, dem notleidenden belgischen Bergmann und dem deutschen Weber in Wettbewerb zu treten. Zur Zeit, als der internationale Handel noch nicht allgemein eingeführt war, erging es oft einer Nation gut, wenn es auch der andern schlecht ging, und jenseits des Meeres konnte man sich immer noch Trost und Hoffnung holen. Aber welche Aussicht bot die unbeschränkte Entwicklung des internationalen Handels bei der Herrschaft des Gewinnsystems der Menschheit zu Ende des neunzehnten

Jahrhunderts? Nichts als eine in der ganzen Welt feststehende Lebenshaltung, die nach einem Maßstab berechnet war, der für die unter den ungünstigsten Bedingungen lebenden Völker galt. Schon waren alle Anzeichen vorhanden, daß die Kapitalisten aller Länder den internationalen Handelsverkehr als Mittel benutzen würden, um ihre Alleinherrschaft auf Erden zu gründen. Da aber trat die große Umwälzung ein."

„Bei deiner Schilderung des gegenseitigen Austausches von Handelsartikeln zwischen England und Amerika," sagte der Lehrer, „hast du angenommen, daß derselbe unter gleichen Bedingungen vor sich ging. In diesem Fall scheint das Gewinnsystem bewirkt zu haben, daß in beiden Ländern die Arbeitermassen etwas schlechter daran waren, als wenn überhaupt kein auswärtiger Handel bestanden hätte; der Gewinn fiel sowohl auf englischer wie amerikanischer Seite einzig und allein den Kapitalisten, das heißt den Fabrikanten und Handelsherren zu. Die Handelsbedingungen waren jedoch sehr häufig ungleich. Die Kapitalisten des einen Landes besaßen oft eine weit größere Macht als die des andern und hatten eine stärkere oder ältere wirtschaftliche Organisation zur Verfügung. Was war denn das Ergebnis in solchem Falle?"

„Die überwältigende Konkurrenz der Kapitalisten des stärkeren Landes vernichtete die Unternehmungen der Kapitalisten des schwächeren Landes, dessen Bewohner demzufolge gänzlich auf die fremden Kapitalisten angewiesen waren, um sich viele Produkte zu verschaffen, die sonst im eignen Lande produziert worden und für die heimischen Kapitalisten gewinnbringend gewesen wären. Dadurch wurden die Kapitalisten des abhängigen Landes immer unfähiger, in wirtschaftlicher Beziehung Widerstand leisten, und die Kapitalisten des stärkeren Landes regelten die Handelsbedingungen nach ihrem Belieben. Aus derartigen Verhältnissen entsprang zum Beispiel die Bedrückung, welche die amerikanischen Kolonien im Jahre 1776 dazu trieb, sich gegen die englische Oberherrschaft zu empören. Die Staatskunst im siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert ging bei der Gründung von Kolonien hauptsächlich darauf aus, daß neue Länderstriche in dies wirtschaftliche Vasallenverhältnis zu den heimischen Kapitalisten gebracht wurden, die den eignen Markt durch ihr Gewinnsystem ausgesogen hatten und nun keine Aussicht auf Mehrerwerb besaßen, wenn sie sich nicht in fremden Ländern festsetzen konnten, um dort Beute zu machen. Großbritannien, das die stärksten Kapitalisten besaß, hatte natürlich die Vorhand in dieser Politik, und der Hauptzweck aller Kriege und diplomatischen Verhandlungen, die es viele Jahrhunderte lang vor der großen Umwälzung geführt hat, war die Erwerbung solcher Kolonien. Es zwang die schwächeren Nationen, ihm Handelsbeziehungen und Vorteile zu eröffnen — auf friedlichem Wege, wenn es sein konnte, oder im Notfall auch mit Kanonenkugeln."

„Wie war der Zustand der großen Massen in einem Lande, das in kommerzielle Abhängigkeit von den Kapitalisten eines andern Landes geraten war? Befanden sie sich notwendigerweise schlechter als das Volk in dem Lande, welches den Vorrang hatte?"

„Das war nicht unbedingt nötig. Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß die Interessen der Kapitalisten mit denen des Volkes nicht Hand in Hand gingen. Aus dem Reichtum der Kapitalisten eines Landes darf man weder auf den Wohlstand der ganzen Bevölkerung schließen noch umgekehrt. Wären die Massen des abhängigen Landes nicht von den fremden Kapitalisten ausgebeutet worden, so hätten die heimischen Kapitalisten sie ausgenützt. In beiden Ländern waren die Arbeiter gleichermaßen die Werkzeuge und Sklaven der Kapitalisten, welche ihre Landsleute durchaus nicht besser behandelten, als wenn sie es mit Fremden zu thun gehabt hätten. Die Kapitalisten des abhängigen Landes litten mehr durch die Unterdrückung ihres selbständigen Geschäftsbetriebs als die großen Massen."

Die Wahl zwischen zwei Uebeln.

„So, Paul, du kannst dich setzen. Jetzt möchte ich von dir, Helene, über einen Punkt, den Paul angedeutet hat, noch nähere Auskunft haben: Während des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts herrschte unter unsern Vorfahren ein erbitterter Meinungsstreit zwischen zwei politischen Parteien, die sich Schutzzöllner und Freihändler nannten. Erstere behaupteten, man müsse durch einen Einfuhrzoll die Konkurrenz der fremden Kapitalisten vom heimischen Markt ausschließen, während letztere darauf bestanden, daß man dem freien Handelsverkehr kein Hindernis in den Weg legen dürfe. Was kannst du mir über die Hauptgründe sagen, die bei dieser Streitfrage vorgebracht wurden?"

„Für die großen Massen," antwortete Helene, „machte das Verfahren beider Parteien keinen Unterschied. Es handelte sich nur darum, ob sie sich lieber von den heimischen oder von den fremden Kapitalisten ausplündern lassen wollten. Nach Freihandel riefen alle Kapitalisten, die sich stark genug fühlten, um die andern Nationen aus dem Felde zu schlagen, wenn sie sich mit ihnen im Wettbewerb maßen. Für Schutzzoll traten alle Kapitalisten ein, die schwächer waren als andre und fürchteten, ihre Unternehmungen würden beeinträchtigt werden, und sie müßten ihres Gewinns verlustig gehen, wenn man die Konkurrenz freigab. Der Freihändler glich einem Manne, welcher sieht, daß sein Gegner im Streit ihm nicht gewachsen ist und nun ehrlichen Kampf verlangt, ohne alle Begünstigung; der Schutzzöllner dagegen

handelte wie ein Mann, der sich von einer Uebermacht bedroht sieht und nach der Polizei ruft. Während der Freihändler glaubte, daß der Kapitalist ein natürliches, ihm von Gott verliehenes Recht habe, das Volk auszunutzen, wo er es auch fände, und daß dies Recht über alle Landesgrenzen, Rassen und Nationalitäten erhaben sei, berief sich der Schutzzöllner auf die patriotische Berechtigung des Kapitalisten, nach welcher ihm allein die Ausnützung seiner Landsleute zustehe, ohne daß sich fremde Kapitalisten hineinzumischen hätten. Für die große Masse des Volkes, die Nation im ganzen war es aber, wie Paul schon gesagt hat, völlig gleichgültig, ob sie bei herrschendem Schutzzoll von den Kapitalisten ihres eignen Landes geplündert wurde oder von den Kapitalisten fremder Länder, wenn man den Freihandel einführte. Das läßt sich auch aus den Streitschriften beider Parteien deutlich erkennen. Mancherlei Beweise für die Richtigkeit ihrer Lehre blieben die Schutzzöllner zwar schuldig, aber daß der Zustand eines Volkes in freihändlerischen Ländern ganz ebenso schlimm war als anderswo, vermochten sie klar zu beweisen. Die Freihändler dagegen durften mit ebenso großer Bestimmtheit behaupten, daß das Volk bei herrschendem Schutzzoll um nichts besser daran war, als wo Freihandel bestand. Die Frage, was vorzuziehen sei, war nur für die Kapitalisten von Wert. Für das Volk bedeutete sie nichts als eine Wahl zwischen zwei Uebeln."

„Wir wollen die Sache durch ein praktisches Beispiel erläutern," sagte der Lehrer. „Sehen wir einmal England an. Sein auswärtiger Handel war im neunzehnten Jahrhundert der bei weitem bedeutendste; es beherrschte fast alle fremden Märkte. Wäre zur Zeit des Gewinnsystems der Welthandel unter Bedingungen, die fast ausschließlich von den Kapitalisten selbst diktiert wurden, eine Quelle des Nationalwohlstands gewesen, so hätte sich das britische Volk am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, im Vergleich mit andern Völkern, eines ganz außerordentlichen Glückes und Wohlergehens erfreuen müssen. Noch nie zuvor hatte sich ja der auswärtige Handel einer Nation zu so ungeheurer Größe entfaltet. Wie aber stand es in Wirklichkeit?"

„Unsre Vorfahren," erwiderte das Mädchen, „verbanden mit den Ausdrücken ‚Nation und national' nur einen sehr unbestimmten Begriff. Sie pflegten daher auch Großbritannien reich zu nennen. Aber nur die dortigen Kapitalisten, einige zwanzigtausend Individuen unter einem Volk von vierzig Millionen, waren reiche Leute. Diese besaßen allerdings ungezählte Schätze, aber der Rest der vierzig Millionen — das heißt, das ganze Volk bis auf einen kleinen Bruchteil — war in Armut versunken. Man sagt, daß in England die Armenfrage ein größeres und schwieriger zu lösendes Problem bot als in irgend einem andern zivilisierten Lande. Die Arbeitermassen schmachteten dort nicht nur in einem elenderen Zustand als bei den meisten Völkern, sondern ihr Leben soll damals sogar dürftiger gewesen sein als im fünfzehnten Jahrhundert, ehe noch von einem auswärtigen Handel überhaupt die Rede war. Wem es zu Hause wohl ergeht, der wandert nicht aus. Aber die Menschen, die durch den Mangel aus England vertrieben wurden, fanden selbst das vom Eise starrende Kanada und die nördliche Zone gastfreundlicher als ihr Heimatland. Die Wohlfahrt der Arbeitermassen eines Landes wurde auf keine Weise dadurch gefördert, daß seine Kapitalisten die Hauptrolle auf den fremden Märkten spielten. Wie hätten sich sonst die britischen Auswanderer in den englischen Kolonien, deren Markt völlig von den englischen Kapitalisten beherrscht wurde, einen reichlicheren Lebensunterhalt verschaffen können als daheim, wo sie bei jenen Kapitalisten in Arbeit standen? Wir dürfen auch nicht vergessen, daß es Malthus war, der den Satz aufstellte: Das größte Glück für einen Arbeiter sei, nicht geboren zu werden. Als Engländer leitete er seine Schlüsse sehr logischerweise aus den Beobachtungen her, die er über die Lebensbedingungen der Bevölkerung in demjenigen Lande gemacht hatte, dem es besser gelungen war als jemals irgend einem andern, den fremden Weltmarkt durch seinen Handel zu beherrschen.

„Oder," fuhr Helene fort, „sehen wir nach Belgien hinüber. Die alten Niederländer hatten ohne Unterbrechung und länger als jedes andre europäische Volk auswärtigen Handel getrieben. Zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts aber soll es der großen Masse der Belgier, die eins der arbeitsamsten Völker der Welt sind, buchstäblich an genügender Nahrung gefehlt haben, so daß sie allmählich vor Entkräftung dahinsiechten. Sie sowohl als die Volksmassen in England und Deutschland haben sich im fünfzehnten und zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, als man erst anfing, auswärtigen Handel zu treiben, wirtschaftlich weit besser befunden als im neunzehnten Jahrhundert. Das beweisen die statistischen Vergleiche, die uns überliefert worden sind. Früher hatte das Volk wenigstens die Möglichkeit, einen Anteil von den Reichtümern eines fruchtbaren Landes zu erhalten, weil sie innerhalb der Grenze blieben. Aber die Einführung des auswärtigen Handels machte dieser Möglichkeit durch das Gewinnsystem gleich ein Ende. Fortan wurde alles, was gut und begehrenswert war und über die bloße Notdurft der Arbeiter hinausging, von den Kapitalisten systematisch zusammengetragen und aufgehäuft, um in fremden Ländern gegen Gold, Edelsteine, Sammet und Seide und Straußenfedern für die Reichen eingetauscht zu werden. Denn wie schon der alte Dichter sagte:

„‚Was nur der Mensch bedarf, was ihn kann freun und laben,
Das schenkt die Erde ihm; wer zählet ihre Gaben?‘“

„Womit hat man den Kampf der Nationen um den auswärtigen Markt im neunzehnten Jahrhundert häufig verglichen?“

„Mit der Wettfahrt zweier von Sklaven bemannten Galeeren, deren Besitzer um den Preis streiten.“

„Welchen Ruderknechten erging es bei solcher Wette wohl am schlimmsten, denen auf der gewinnenden oder denen auf der verlierenden Galeere?“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Sklaven auf der gewinnenden Galeere wohl am übelsten daran; denn sie wurden natürlich am wütendsten gepeitscht.“

„Jawohl,“ sagte der Lehrer, „und gerade so geschah es, daß, wenn die Kapitalisten zweier Länder sich um das Absatzgebiet eines fremden Marktes stritten, die Arbeitnehmer der siegreichen Kapitalistengruppe am meisten zu beklagen waren. Denn ihr Arbeitslohn war sicherlich am tiefsten herabgedrückt und ihr allgemeiner Zustand am erbärmlichsten. Aber sage mir, herrschte denn nicht unter den Völkern, die keinen auswärtigen Handel hatten, eine ebenso allgemeine Dürftigkeit wie in den Ländern, von denen wir geredet haben?“

„Freilich war das der Fall,“ sagte das Mädchen. „Ich wollte durchaus nicht den Eindruck erwecken, als ob die heimischen Kapitalisten weniger grausam gewesen wären als die auswärtigen. Es handelte sich nur um eine Bedrückung im größeren oder kleineren Maßstabe. Ob man das Land mit einer Mauer umgab, damit das Volk ausschließlich von den heimischen Kapitalisten ausgeplündert würde, oder ob man die Mauer niederriß und das Land den fremden öffnete, das machte überhaupt keinen Unterschied, solange noch das Gewinnsystem bestand.“

XXVII.

Privatinteressen stehen dem menschlichen Fortschritt feindlich gegenüber.

„Nun wollen wir mit deiner Hilfe, Flora, die Schlußbesprechung des Wirtschaftssystems unsrer Vorfahren in Angriff nehmen,“ sagte der Lehrer, „nämlich seine feindliche Stellung gegen den Fortschritt und jede neue Erfindung. Wir haben leider schon an zahlreichen Beispielen zeigen müssen, wie sehr sich unsre Väter über Wesen und Wirkung ihrer wirtschaftlichen Einrichtungen im Irrtum befanden. Am allerauffallendsten ist uns aber, daß sie nicht einsahen, wie der Privatkapitalismus notwendigerweise mit jedem Fortschritt in Widerspruch steht. Uns scheint das sonnenklar, sie aber waren im Gegenteil überzeugt, daß ihr System für fortschreitende Neuerungen besonders günstig sei und durch seine außerordentlichen Vorzüge auf diesem Felde alle Nachteile wieder gut mache, die es etwa in ethischer Beziehung haben könne. Wir stoßen hier auf eine sehr bedeutende Meinungsverschiedenheit, aber glücklicherweise stehen die Thatsachen so unbestritten fest, daß es uns nicht schwer fallen wird, zu entscheiden, welches die richtige Ansicht ist.

„Der Gegenstand zerfällt in zwei Teile. Erstens: die natürliche Feindschaft des alten Systems gegen jede wirtschaftliche Veränderung, und zweitens: die Verminderung und Zerstörung des Nutzens aller neu eingeführten wirtschaftlichen Verbesserungen durch das Gewinnsystem. Nun sage mir, Flora, woher kam es denn, daß das alte Wirtschaftssystem des Privatkapitalismus allen durchgreifenden Veränderungen notwendigerweise abhold sein mußte?“

„Die Ursache war,“ erwiderte das Mädchen, „daß es auf keinem Prinzip der Genossenschaft oder Koordination beruhte, sondern aus lauter einzelnen Privatinteressen bestand. Die wirtschaftliche Wohlfahrt der Individuen und getrennten Gruppen hing daher ausschließlich von der besonderen Art ihrer Kapitalanlage ab, ohne Rücksicht auf andre oder auf das Wohlergehen der Gesamtheit.“

„Erkläre mir das deutlicher durch den Vergleich unsers heutigen Systems mit dem Privatkapitalismus.“

„Bei unserm System kommt alles dem Ganzen zu gute — das heißt, niemand hat irgend ein besonderes Interesse an einem Teil oder einer Funktion der Wirtschaftsordnung. Unser einziges Interesse besteht in der möglichst großen Wohlfahrt der Gesamtheit. Zwar arbeitet bei uns jeder in seinem eignen Beruf, aber nur damit es dem Volksvermögen desto größeren Nutzen bringt. Wenn wir uns für ein besonderes Fach begeistern, so ist das bloße Gefühlssache, denn unser wirtschaftliches Interesse hängt nicht von dieser oder jener speziellen Beschäftigung ab. Wir haben alle das gleiche Anrecht auf das Gesamtprodukt, mag das sein, was es wolle.“

„Welchen Einfluß hat unser Wirtschaftssystem, seinem ganzen Wesen nach, auf unsre Stellung zu allen Verbesserungen und Erfindungen auf volkswirtschaftlichem Gebiet?“

„Sie sind uns aufs höchste willkommen. Wie sollte das auch anders sein? Alle Fortschritte dieser Art müssen natürlich jedem einzelnen Gliede der Nation Vorteil bringen, und zwar allen in gleichem Maße. Sollte auch durch eine Neuerung gerade die Thätigkeit, welche wir uns gewählt haben, beeinträchtigt oder völlig überflüssig gemacht werden, so verlieren wir nichts dadurch. Höchstens könnten wir einiges Bedauern empfinden, weil wir eine alte Gewohnheit aufgeben müssen. Aber wesentliche Interessen sind weder an diese noch an jene Beschäftigung geknüpft. Wir stehen alle im Dienst der Nation, und es ist ihre Sache und ihr Interesse, daß jedem eine andre Arbeit zugewiesen wird, sobald seine

frühere Beschäftigung für die allgemeine Wohlfahrt entbehrlich geworden ist. Auf den Lebensunterhalt des einzelnen hat das aber nicht den geringsten Einfluß. Jede Verbesserung in wirtschaftlicher Beziehung ist daher der größte Segen für das Gemeinwesen. Die Gabe, welche der Erfinder den Menschenkindern darreicht, ist eine Vermehrung von Wohlstand und Mußezeit für alle. Kein Wunder daher, daß das dankbare Volk ihm den größten und beneidenswertesten Lohn zuerkennt, den ein Wohlthäter der Gesamtheit zu erringen vermag."

„Nun sage mir aber, Flora, wie ging es zu, daß die Kapitalisten durch die große Menge ihrer verschiedenen Privatinteressen zu Feinden aller wirtschaftlichen Neuerungen und Verbesserungen wurden?"

Der Fortschritt und die Privatinteressen.

„Das Interesse eines jeden Menschen," antwortete das Mädchen, „war, wie gesagt, ganz an die Thätigkeit geknüpft, der er sich widmete. War er Kapitalist, so verwendete er seine Geldmittel für seinen besonderen Zweck; gehörte er zu den Handwerkern, so bestand sein Kapital in seiner Tüchtigkeit in irgend einem Gewerbe, und sein Lebensunterhalt hing davon ab, daß er gerade in dem Handwerk, das er gelernt hatte, Arbeit erhielt. Weder als Kapitalist noch als Gewerbetreibender, weder als Arbeitgeber noch als Arbeitnehmer hatte er irgend ein wirtschaftliches Interesse außerhalb seines eignen Geschäfts. Nun macht aber jeder neue Gedanke, jede Entdeckung oder Erfindung auf wirtschaftlichem Gebiet die früher zum gleichen Zweck verwendeten Hilfsmittel entbehrlich und zerstört dadurch die wirtschaftliche Grundlage des Geschäftsbetriebs. Bei uns verursacht das, wie gesagt, niemand einen Verlust; die Arbeiter wechseln nur, und es entsteht ein Vorteil irgend welcher Art für die Gesamtheit. Aber damals waren alle, die es betraf, zu Grunde gerichtet. Der Kapitalist büßte sein Geld, seine Betriebswerkzeuge, seine Kapitalanlage ein, der Arbeiter ging seiner Stelle verlustig und war auf das kalte Mitleid andrer angewiesen, das ihn oft mit wahrhaft eisigem Hauche anwehte. An einen Ersatz oder auch nur eine Entschädigung für ihn durch das Gemeinwesen war gar nicht zu denken, selbst wenn die für ihn unheilvolle Erfindung der Gesamtheit den größten Vorteil brachte. Er fiel ihr unweigerlich zum Opfer. Folglich wurde jede Erfindung, mochte sie noch so wohlthätig sein, zu einer Grausamkeit für die, welche sie ihres Unterhalts oder des Gewinnes beraubte, auf den sie bei ihrer Thätigkeit gerechnet hatten. Die Kapitalisten verzehrten sich in Sorge und Angst vor Erfindungen, die in einem Tage ihre kostbaren Werkzeuge zu altem Eisen machen konnten, das zu nichts mehr nützte, als auf den Kehricht geworfen zu werden. Das Schreckgespenst des Handwerkers aber war eine Maschine, die seinen Kindern das Brot vom Munde wegnahm, weil der Arbeitgeber nun die Dienste des Arbeiters entbehren konnte. Das Wirtschaftsgebiet war unter lauter Privatinteressenten und Gruppeninteressenten geteilt, die weder unter sich irgend welchen Zusammenhang hatten, noch am Wohl des Ganzen Anteil nahmen. Jeder stand oder fiel für sich allein, und auch der kleinste allgemeine Fortschritt in Künsten und Wissenschaften geschah auf Kosten eines Teils des Gemeinwesens, dem er Verlust und Verderben bereitete, als ob ein Mißwachs oder die Pest hereingebrochen wäre. Ueber die Leichen ihrer Opfer hinweg machten sich die Erfindungen Bahn. Als die Spinnmaschine das Spinnrad vertrieb, hielt der Hunger seinen Einzug in den Dörfern Englands. Die neue Bodenkultur des Westens machte die Landwirte des Ostens zu Bettlern. Sobald die Eisenbahn an Stelle der Postkutsche erschien, war es um tausend Städte geschehen, die am Bergabhange lagen, während ebensoviele drunten im Thal neu erstanden. Der Walfischthran machte dem Petroleum Platz, und Hunderte von Seehäfen lagen verödet da. Man entdeckte Kohlen und Eisengruben im Süden, und das Gras wuchs in den Straßen der Fabrikstädte des Nordens. Die Elektricität verdrängte den Dampfbetrieb, und Billionen von Eisenbahnaktien wurden wertlos gemacht. Aber wozu eine Liste noch weiter führen, die endlos fortgesetzt werden könnte? Alle diese Beispiele bestätigen nur die Regel, daß jede wichtige Erfindung einem Teil des Volkes unersetzlichen Schaden brachte. Unzählige Leute wurden bankerott, Scharen von Arbeitslosen zogen umher, ein Meer von Leiden aller Art war der Preis, den unsre Vorfahren für jede neue Stufe des Fortschritts entrichteten.

„Später, wenn die Opfer beiseite geschafft und begraben waren, pflegten unsre Väter diese Triumphe der Industrie festlich zu begehen. Die Redner, die sich bei solcher Gelegenheit hören ließen, führten unter anderm gern eine Phrase im Munde, welche lautete: ‚Auch im Frieden erkämpft man Siege, und sie sind nicht weniger glorreich als gewonnene Schlachten.' Von der Thatsache, daß diese Siege ihres sogenannten Friedens gewöhnlich durch ebensoviele Menschenverluste und Leiden — ja oft sogar mit größeren Qualen — erkauft werden mußten als kriegerische Triumphe, pflegten die Redner nichts zu erwähnen. Man erzählt, Tamerlan habe einst in Damaskus eine Pyramide aus siebzigtausend Schädeln der Erschlagenen aufgebaut. Hätte man aber zu Ehren Stephensons oder Arkwrights ein Denkmal aus den Schädeln der Opfer errichten wollen, welche die Einführung der Dampfkraft gefordert hat, wie winzig wäre daneben Tamerlans Pyramide

erschienen! Der Tatare war ein Ungeheuer und Arkwright war ein Genie, zum Heil der Menschen in die Welt gesandt. Aber durch die scheußliche Verwirrung des alten Wirtschaftssystems wurde der Wohlthäter des Geschlechts zum Urheber ebenso großer menschlicher Leiden wie der blutige Eroberer. Es war schlimm genug, als die Menschen ihre Helfer und Retter kreuzigten und steinigten; aber der Privatkapitalismus that ihnen einen noch größeren Schimpf an, denn er verwandelte die edle Gabe, die sie brachten, in einen Fluch."

„Welche Mittel ergriffen denn die Arbeiter und Kapitalisten, deren Interessen durch den Fortschritt der Erfindungen geschädigt wurden, um der Macht Widerstand zu leisten, die sie zu verderben drohte?"

„Sie thaten alles, was sie konnten. Wären die Arbeiter stark genug gewesen, sie hätten ein für allemal gegen jede Erfindung Einspruch erhoben, welche den Bedarf an roher Handarbeit in ihren verschiedenen Gewerben verringerte. Wie die Sachen aber standen, mußten sie sich damit begnügen, zur Abwehr Gewerkvereine zu gründen, wenn sie nicht Pöbelaufstände erregten oder zu andern Gewaltmaßregeln schritten. Man kann dies den armen Menschen auch kaum verübeln, denn ihr ganzer Lebensunterhalt stand auf dem Spiel. Eine Arbeit ersparende Maschine war in jener schweren Zeit für die Leute fast so todbringend, als hätte man mit Kanonenkugeln unter sie geschossen. Verlor ein Mann seine Beschäftigung in dem Handwerk, das er gelernt hatte, und konnte er keine andre Arbeit erhalten, so war sein Geschick beklagenswerter, als wenn ihn im Kriege beim Schall der begeisternden Schlachttrompete eine Kugel dahinraffte, wobei er doch hoffen durfte, daß für seine Frau und Kinder gesorgt werden würde. Natürlich hätten die Arbeiter aber das System des Privatkapitalismus angreifen sollen und nicht die Arbeit ersparende Maschine. Diese wäre bei einem vernünftigen Wirtschaftssystem die reinste Wohlthat für alle gewesen."

„Wie widersetzten sich denn die Kapitalisten den Erfindungen?"

„Hauptsächlich durch negative Mittel, die aber weit wirksamer waren als die Gewaltmaßregeln, zu denen die Arbeiter griffen. Die Kapitalisten waren im stande, alles durchzusetzen. Kein Mensch konnte seiner Erfindung Eingang verschaffen, mochte sie auch noch so vortrefflich sein, wenn es ihm nicht gelang, die Kapitalisten zu bewegen, sie in die Hand zu nehmen. Das thaten sie aber gewöhnlich nur, im Fall der Erfinder willens war, den größten Teil des Gewinnes, den er von seiner Entdeckung erhoffte, an sie abzutreten. Ein noch größeres Hemmnis für die Einführung neuer Erfindungen bestand darin, daß sich fast nur die Leute darum bekümmerten, welche bereits in dem besonderen Betriebszweig thätig waren, auf den sich die Erfindung bezog. In ihrem Interesse lag es aber meist, eine Neuerung zu unterdrücken, nach deren Einführung die Maschinen und Methoden für veraltet gegolten hätten, in denen ihr Kapital angelegt war. Deshalb ließ sich der Kapitalist auf nichts ein, bevor er nicht genau wußte, daß die Erfindung sowohl an sich gut war, als auch daß sie ihm persönlich einen Vorteil verschaffen würde, der alle Verluste an seiner ersten Kapitalanlage reichlich aufwog. Erfindungen, welche ein Geschäft, das früher gewinnbringend gewesen war, ganz zu vernichten drohten, brachten den Kapitalisten oft großen Schaden. Konnten sie dieselben nicht völlig unterdrücken, so pflegten sie sie aufzukaufen und beiseite zu legen. Nach dem großen Umschwung fanden sich so viele solcher Patente vor, die von den Kapitalisten aus Selbsterhaltungstrieb aufgespeichert worden waren, daß die Welt noch zehn Jahre lang reichlich mit Neuerungen versehen gewesen wäre, falls man inzwischen auch gar nichts mehr entdeckt hätte. Eins der tragischsten Kapitel in der Geschichte der alten Gesellschaftsordnung erzählt von den Schwierigkeiten, Zurückweisungen und lebenslangen Enttäuschungen, mit denen die Erfinder zu kämpfen hatten, bevor sie ihren Entdeckungen Eingang verschafften. Die Kapitalisten, die ihnen dazu behilflich waren, verstanden es meist, sie durch ihre schlauen Kunstgriffe um die Früchte ihrer Anstrengung zu betrügen. Heutzutage kommen uns diese Geschichten fast unglaublich vor, weil die Nation jede Regung des Erfindungsgeistes mit dem größten Eifer bewillkommnet und pflegt. Jedem, der irgend einen neuen Gedanken hat, steht die Unterstützung der Nationalverwaltung völlig kostenfrei zu Gebote, das Erfindungsrecht wird ihm gesichert, und man erleichtert es ihm auf alle Weise, sich Belehrung, Material und Werkzeuge zu verschaffen, wie er sie zur Ausführung seines Entwurfes bedarf."

„Wenn man nun bedenkt," sagte der Lehrer, „wie viel klarer unsre Vorfahren erkannt haben müssen als wir, daß die Privatinteressen dem Fortschritt feindlich gegenüberstanden, wodurch läßt es sich dann erklären, daß sie wirklich aufrichtig überzeugt waren, ihr System des Privatkapitalismus sei den Erfindungen förderlich?"

„Ohne Zweifel kam das daher," antwortete das Mädchen, „weil sie bemerkt hatten, daß jede neue Erfindung mit Hilfe der Kapitalisten eingeführt wurde. Das konnte natürlich gar nicht anders sein, da diese allein die Entscheidung darüber hatten. Unsre Väter übersahen dabei jedoch die Thatsache, daß die Kapitalisten gewöhnlich erst alle Kraft anstrengten, um das Aufkommen einer Erfindung zu hindern, bevor sie sich entschlossen, ihr nicht länger im Wege zu

stehen. Ebenso gut könnten sich Kinder einbilden, wenn sie den Fluß an einer Stelle über den Damm strömen sehen, man habe den Damm errichtet, um den Abfluß des Wassers zu erleichtern, während er doch ein Hindernis bildete, durch welches das Wasser so lange wie möglich zurückgehalten wurde, bis es endlich überfloß."

„Unsre heutige Erörterung," sagte der Lehrer, „sollte sich, streng genommen, nur auf die wirtschaftlichen Folgen der alten Ordnung beziehen; aber wir stoßen dabei auf frühere soziale Zustände, die zu wichtig sind, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. Wir haben uns überzeugt, wie hinderlich der Kapitalismus mit seinen Privatinteressen allen Neuerungen und Fortschritten auf wirtschaftlichem Gebiet gewesen ist. Aber auch auf einem andern Felde machte sich sein Einfluß geltend und führte dort zu Ergebnissen, die thatsächlich von noch größerer und verhängnisvollerer Bedeutung waren. Sage uns etwas über die Art, Flora, auf welche sich das System der Privatinteressen dem Fortschritt aller neuen Gedanken auf geistigem und sittlichem Gebiet, in Wissenschaft und Religion widersetzte."

„Ehe die große Umwälzung erfolgte," erwiderte das Mädchen, „wurde die höchste Bildung nicht allen zu teil wie bei uns, sondern nur einer kleinen Gruppe von Menschen, die sich den gelehrten Fächern und Berufswissenschaften widmeten und natürlich die Lehrer und Führer der Nation wurden. Sie beeinflußten die Gedanken des Volkes, stellten die Richtschnur seines Handelns fest, beherrschten durch ihren Geist auch alle materiellen Interessen und bestimmten den Entwicklungsgang der Zivilisation. Jetzt besitzt keine einzelne Klasse mehr eine derartige Macht, weil es bei dem heutigen Standpunkt der allgemeinen Bildung ganz undenkbar wäre, daß das Volk sich blindlings der Führung einiger hervorragenden Geister überlassen sollte. Wenn aber damals eine solche Einrichtung bestand und die Bildung sich auf eine verhältnismäßig so kleine Anzahl beschränkte, so mußte es von höchster Wichtigkeit sein, daß diese Leute auch ganz besonders geeignet waren, ihre verantwortliche Pflicht mit aller Hingebung für das Gesamtwohl und ohne jede Nebenabsicht zu erfüllen. Bei dem System des Privatkapitalismus war jedoch dies Ideal unerreichbar; denn jeder interessierte sich ja ausschließlich für denjenigen Beruf, dem er sich gewidmet hatte und von dessen gedeihlichem Fortgang er in wirtschaftlicher Beziehung abhing. Die gebildeten Klassen, Lehrer, Prediger, Schriftsteller und Fachgelehrte, waren eigentlich ganz in derselben Lage wie die Handwerker, die Schuhmacher und Zimmerleute. Ihre Wohlfahrt beruhte völlig auf der Nachfrage nach den besonderen Lehren und Vorstellungen, die sie vertraten, und auf ihren Leistungen in dem Beruf, durch welchen sie ihren Lebensunterhalt gewannen. In dem Fach, das jemand lehrte oder betrieb, gipfelte sein Privatinteresse, es diente ihm zum Broterwerb. Dieser Umstand brachte es mit sich, daß auch die gelehrten Berufsarten durch jede Neuerung auf diesem oder jenem Felde beeinflußt wurden, wie der Schuhmacher oder Zimmermann durch Erfindungen, die sein Handwerk betrafen. Entstand nun irgend eine neue Idee auf dem Gebiet der Religion, der Medizin, der Naturlehre, Nationalökonomie, Sozialwissenschaft oder sonst wo in der Geisteswelt, so fragten die Gelehrten, deren Beruf und Lebensunterhalt die Sache anging, nicht zuerst danach, ob die Idee an sich wahr und gut sei und für die allgemeine Wohlfahrt ersprießlich, sie überlegten vielmehr, welche unmittelbare Wirkung sie wohl auf die Lehren, Satzungen und Einrichtungen haben würde, auf denen ihr persönliches Interesse und Ansehen beruhte. War eine neue religiöse Vorstellung aufgetaucht, so dachte der Geistliche zu allererst daran, wie seine Gemeinde und seine persönliche Stellung in derselben davon berührt werde. Machte man eine neue medizinische Entdeckung, so fragte sich der Doktor, welchen Einfluß sie auf die Schule, zu der er gehörte, üben könne. Verbreitete sich eine Theorie über Wirtschaftslehre oder Sozialwissenschaft, so überlegten alle, deren Kapital in ihrem Ruf als Lehrer in diesem Fach bestand, wie die neue Anschauung zu den Ueberlieferungen und Lehrsätzen paßte, die ihr Handwerkszeug bildeten. Da nun jede neue Idee naturgemäß ältere Vorstellungen auf demselben Felde verdrängen muß, so folgte daraus, daß der wirtschaftliche Erhaltungstrieb der gelehrten Klassen sie unwillkürlich und fast durchgängig veranlassen mußte, sich der Reform oder dem geistigen Fortschritt auf ihrem Berufsfelde zu widersetzen.

„Es war nur menschlich, und man konnte es ihnen kaum verdenken, wenn sie die Neuerungen in ihrem Fach instinktmäßig mit derselben Abneigung betrachteten wie der Weber oder Ziegelbrenner die neuen Erfindungen, welche ihn brotlos zu machen drohten. Aber man bedenke nur, welches furchtbare, kaum übersteigbare Hindernis der Entwicklung des Menschengeschlechts in den Weg gelegt wurde, wenn die geistigen Führer und Vorbilder der Nation aus Rücksicht auf alte Vorstellungen, an die sich ihre wirtschaftlichen Privatinteressen knüpften, jedem Fortschritt von vornherein Widerstand leisteten. Sobald wir diese Thatsache in ihrer ganzen Bedeutung erkennen, werden wir uns keinen Augenblick mehr darüber wundern, daß die Welt früher so langsam vorwärts geschritten ist. Im Gegenteil, wir können nur staunen, daß sie es überhaupt jemals zu einem höheren Aufschwung gebracht hat."

XXVIII.

Durch das Gewinnsystem wird die Wohlthat neuer Erfindungen zu nichte gemacht.

„Wir haben unsre Betrachtung über die feindliche Stellung, die der Privatkapitalismus gegen den Fortschritt einnahm, in zwei Teile geteilt," sagte der Lehrer. „Zuerst haben wir gesehen, daß ein System bestimmter und vereinzelter Privatinteressen seiner ganzen Natur nach überhaupt im Widerspruch zu Wechsel und Veränderung stehen muß. Nun möchte ich von dir, Harold, etwas über den zweiten Teil hören — nämlich über die Verminderung und Zerstörung des Nutzens aller neu eingeführten wirtschaftlichen Verbesserungen durch das Gewinnsystem. Das Ende des achtzehnten und das ganze neunzehnte Jahrhundert zeichnen sich durch eine staunenerregende Menge großer Erfindungen auf wirtschaftlichem Gebiete aus. Was veranlaßte denn diesen beispiellosen Aufschwung des Erfindungsgeistes?"

„Er entsprang aus derselben Ursache," antwortete der Knabe, „wie die ganze demokratische Bewegung und die Erkenntnis der Gleichheit aller Menschen, welche sich damals Bahn brach. Zum erstenmal hatte sich nämlich ein allgemeineres geistiges Leben im Volke verbreitet, seine Denkfähigkeit nahm tausendfältig zu, und in politischer Hinsicht trat das Wohl der Gesamtheit mehr in den Vordergrund, während man bisher nur die Interessen einer kleinen Minderheit im Auge gehabt hatte."

„Da die großen Erfindungen unter der Herrschaft des Privatkapitalismus gemacht worden waren," bemerkte der Lehrer, „so nahmen unsre Vorfahren an, daß dies System der Entfaltung des Erfindungsgeistes ganz besonders günstig sein müsse. Weißt du mir noch etwas über diesen Punkt zu sagen, was bisher nicht erwähnt worden ist?"

„Nichts, als daß wir mit demselben Recht behaupten könnten, der demokratische Gedanke, welcher in der großen Umwälzung seine höchste Entwicklung fand, verdanke seine Entstehung dem Königtum, der Macht des Adels und der Geldherrschaft, weil dies die Gewalten waren, unter deren Einfluß die damalige Zeit stand," antwortete der Knabe.

„Dann wollen wir, denke ich, diesen Gegenstand verlassen," sagte der Lehrer, „und uns noch näher mit der Aera der großen Erfindungen beschäftigen, welche gegen den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts ihren Anfang nahm."

Harold giebt eine Uebersicht der Thatsachen.

„Seit den ältesten Zeiten bis zum letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts," sagte der Knabe, „hatte die Mechanik fast gar keine Fortschritte gemacht, außer beim Schiffsbau und der Verfertigung von Waffen. Etwa um das Jahr 1780 begann jedoch eine ganze Reihe von Entdeckungen neuer Naturkräfte und deren Benutzung zu wirtschaftlichen Zwecken durch Maschinen, was eine völlige Umwälzung im Handel und in der Industrie zur Folge hatte. Wie sehr die Kraft des Menschen durch die Verwendung von Dampf und Steinkohlen bei der Güterproduktion gesteigert wurde, läßt sich kaum berechnen; man kann wohl sagen: er war aus einem Zwerg plötzlich zum Riesen geworden. Unzählige Entdeckungen der verschiedensten Art folgten nun Schlag auf Schlag und verursachten eine ungeheure Ersparnis an Arbeitskräften in allen Gewerben, die dem Menschen zur Erhaltung und Förderung des Lebens dienen. Man hätte glauben sollen, daß der menschliche Erfindungsgeist auf die Produktionskraft des Ackerbaus keinen bedeutenden Einfluß haben könnte, weil in diesem Betrieb die Natur, die sich nicht übereilen läßt, eine größere Rolle spielt als die Arbeit des Menschen. Und doch hatten die landwirtschaftlichen Maschinen, die in Amerika zur höchsten Vollkommenheit gebracht wurden, nach ungefährer Schätzung das Arbeitsprodukt des einzelnen um das fünfzehnfache vermehrt. Alle Produktion aber, die nicht in direkter Abhängigkeit von der Natur stand, war durch die Maschinen in weit höherem Maße beeinflußt worden; es konnte fünfzig-, hundert-, ja viele tausendmal soviel produziert werden. Ein einziger Mann war im stande, mehr zu leisten als ein ganzes Heer in früheren Zeitaltern."

„Also," sagte der Lehrer, „während die Bedürfnisse der Menschen nicht zugenommen hatten, war ihre Fähigkeit, für Befriedigung derselben zu sorgen, bis ins unendliche gesteigert worden. Dieser ungeheure Zuwachs an Arbeitskraft war ein wirtschaftlicher Reingewinn für die Welt, wie ihn die Geschichte bisher noch nie erlebt hatte. Wahrlich, es schien, als hätte Gott der Menschheit unumschränkte Vollmacht gegeben, alle Kräfte der Schöpfung in ihren Dienst zu stellen. Wenn du nun nichts andres wüßtest, Harold, als daß die Produktionskraft sich in jener Periode hundertfach vermehrt hat, und man es dir überließe zu beurteilen, was für Verbesserungen im Zustand des Menschengeschlechts daraus entsprungen sein müßten, — zu welcher Schlußfolgerung würdest du gelangen?"

„Vor allem würde ich es für ganz ausgemacht halten," versetzte der Knabe, „daß jede Art der Unvollkommenheit und des Leidens, die direkt oder indirekt aus Not und Mangel herrührt, auf immer von der Erde verbannt wäre. Davon, was Armut sei, hätte man natürlicherweise keinen Begriff mehr haben sollen. Ja, man hätte glauben sollen, der Luxus in jeder Gestalt würde sich über die ganze Welt verbreiten, und die kühnsten Träume von Menschenglück,

soweit sie auf materiellem Wohlsein beruhten, müßten sich verwirklichen lassen."

„Ganz recht, Harold. Das wäre vernünftigerweise zu erwarten gewesen. Nun laß uns sehen, bis zu welchem Grade sich die wirtschaftliche Lage des Menschengeschlechts infolge der großen Erfindungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in Wahrheit gebessert hat. Schildere uns den Zustand der großen Masse des Volks in den Kulturländern, nachdem die Dampfkraft samt den andern wichtigen Erfindungen ein Jahrhundert lang im Gebrauch gewesen war, und vergleiche ihn mit den Verhältnissen, die etwa um das Jahr 1780 herrschten. Hatte sich der allgemeine Wohlstand nicht zu einer unendlich höheren Stufe emporgeschwungen?"

„Man hat sehr viel darüber gestritten und genaue statistische Berechnungen angestellt," erwiderte der Knabe, „um zu ermitteln, ob selbst in den fortgeschrittensten Kulturländern — wenn man von dem bloßen Wechsel der Moden absieht und die Klassen im Durchschnitt betrachtet — überhaupt bei der großen Mehrzahl des Volks von einer wirklichen Verbesserung des wirtschaftlichen Zustandes die Rede sein könne."

„Also, der Fortschritt war so geringfügig, daß man nicht sicher war, ob überhaupt eine Verbesserung stattgefunden hatte? Wie ist denn das möglich?"

„Es scheint schwer begreiflich, und doch war es der Fall. Wie es dem englischen Volk im neunzehnten Jahrhundert erging, hat uns Flora schon geschildert. England besaß nicht nur den bedeutendsten auswärtigen Handel, sondern es hatte sich auch am frühesten und im ausgedehntesten Maße alle großen Erfindungen zu nutze gemacht. Trotzdem war das englische Volk, wie wir aus den Berichten der Nationalökonomen wissen, am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts in einem elenderen Zustand als zur Zeit vor Entdeckung der Dampfkraft. Auch aus den Niederlanden und von der großen Masse des deutschen Volkes hören wir dasselbe. Die Arbeiterklassen in Italien und Spanien aber sind selbst in gewissen Perioden der Herrschaft des römischen Kaisertums wirtschaftlich besser gestellt gewesen als damals. Wenn in Frankreich im neunzehnten Jahrhundert etwas mehr allgemeiner Wohlstand herrschte als im achtzehnten, so war das nur die Folge der gleichmäßigeren Verteilung von Grund und Boden während der französischen Revolution; den großen Erfindungen verdankte man das in keiner Weise."

„Wie stand es in den Vereinigten Staaten?"

„Hätte sich in dem Zustand des amerikanischen Volks ein wesentlicher Aufschwung kund gethan," sagte Harold, „so brauchte man das deshalb noch nicht den großen Erfindungen zuzuschreiben. In einem neuen Lande mit so wunderbaren Hilfsquellen hat das Volk naturgemäß einen ungeheuren, wenn auch nur vorübergehenden Vorteil vor andern Nationen. Doch war man sehr zweifelhaft darüber, ob sich in Amerika der Zustand im allgemeinen mehr gebessert habe als in der alten Welt. Im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, als die Unzufriedenheit der Lohnarbeiter und Landwirte in beunruhigendem Grade gestiegen war, ließ die Regierung der Vereinigten Staaten ausführliche vergleichende Tabellen über Lohn- und Preisverhältnisse veröffentlichen, aus denen hervorging, daß sich die wirtschaftliche Lage der amerikanischen Arbeiter im Laufe des Jahrhunderts um einen kleinen Prozentsatz günstiger gestaltet hatte. Nach so langer Zeit können wir natürlich über die Richtigkeit dieser Tabellen im einzelnen kein Urteil mehr abgeben, aber hätte sich die große Masse des Volkes wirklich in einer gedeihlicheren Lage befunden, so würde man schwerlich nötig gehabt haben, derartige Berechnungen anzustellen, um den wachsenden Mißmut der Bevölkerung einigermaßen zu beschwichtigen. Das Volk mußte doch seine eignen Verhältnisse am besten kennen, und wir wissen, daß die amerikanischen Arbeiter während der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts der festen Ueberzeugung waren, daß sie in wirtschaftlicher Beziehung immer mehr herunterkämen und Gefahr liefen so tief zu sinken wie das Proletariat und der Bauernstand im alten Europa. Die erschreckende Zunahme der Bettelei und des Vagabundentums, der Bankerott, dem die Landwirtschaft unaufhaltsam zusteuerte, und die erbitterten Aufstände der Lohnarbeiter, welche einen fortwährenden industriellen Kriegszustand erzeugten, geben uns ein richtigeres Bild von den damaligen Verhältnissen, als jene mühsam ausgearbeiteten Tabellen der Verteidiger des Kapitalismus."

„Es wäre nutzlos," sagte der Lehrer, „auf ihre Zahlen näher einzugehen. Uns genügt zu wissen, daß die durch den menschlichen Erfindungsgeist unendlich vervielfältigte Produktionskraft im stande gewesen wäre, die Armut aus der Welt zu verbannen und einen allgemeinen Wohlstand herbeizuführen, hätte man sie zum besten der Gesamtheit ausgenutzt und weiter entwickelt. Diese Thatsache ist sonnenklar und hat mehr Wert für uns als die Haarspaltereien der Nationalökonomen, die sich stritten, ob im einen oder im andern Lande diese oder jene Klasse um eine Kleinigkeit schlechter oder besser gestellt war. Niemand dachte daran zu behaupten, daß irgendwo ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen wäre, oder daß sich auch nur ein Anfang von der günstigen Umwandlung des menschlichen Zustands absehen ließ, den die Erfindungen hätten erzeugen können und sollen, wie allgemein anerkannt wurde.

„Nun sage uns, Harold, wie erklärten sich denn unsre Vorfahren diese erstaunliche Thatsache, die noch

wunderbarer ist als die großen Erfindungen selbst? Welcher Ursache schrieben sie es zu, daß diese der Menschheit keinen Segen brachten? Man sollte doch glauben, daß eine so merkwürdige Erscheinung, die alle berechtigten Hoffnungen auf Menschenglück zu Schanden machte, jeden verständigen Menschen zu ernstem Nachdenken veranlaßt haben müßte. Kamen denn unsre Vorfahren, als sie diesen furchtbaren Mißerfolg erlebten, nicht ganz von selbst zu der Ueberzeugung, daß in ihrem Wirtschaftssystem irgend etwas völlig verkehrt und schlecht sein müsse und sie nichts Schleunigeres zu thun hätten, als es von Grund aus zu ändern?"

„Seltsamerweise scheint es unsern Urgroßvätern gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, daß ihr Wirtschaftssystem schuld daran sei. Zwar gaben sie, wie gesagt, im allgemeinen die Thatsache zu, daß die großen Erfindungen so gut wie nichts zur Erzeugung besserer Verhältnisse beigetragen hätten; aber woran das lag, scheint ihnen nicht klar geworden zu sein. In den dicken Bänden, die uns die alten Nationalökonomen hinterlassen haben, finden wir keine eingehende Besprechung über den Gegenstand, ja nicht einmal den Versuch, eine Thatsache zu erklären, mit der sich, nach unsrer Ansicht, in der ganzen Wirtschaftspolitik vor der Revolution keine andre an Wichtigkeit irgendwie messen kann. Das sonderbarste dabei ist, daß unsre Vorfahren es nicht verstanden, einen auch nur nennenswerten Nutzen aus den großen Erfindungen zu ziehen, und trotzdem voller Begeisterung für dieselben waren. Ganz trunken vor Stolz über ihre Thaten, die ihnen doch keinerlei Vorteil brachten, träumten sie Tag und Nacht von neuen Entdeckungen, durch die sie sich sämtliche Kräfte der Natur in noch höherem Grade unterthan machen wollten. Aber was wäre es wohl den Menschen nütze gewesen, hätte Gott ihnen auch alle Schätze und Geheimnisse seiner Schöpfung zur Verfügung gestellt, so lange sie keine wirtschaftlichen Einrichtungen besaßen, um die Früchte der wunderbaren Entdeckungen auf verständigere Weise als bisher dem Wohl der Gesamtheit zuzuwenden? Wenn die Armut unverändert bestehen blieb, so wurde jede Entdeckung, welche die Produktionskraft steigerte, zu einer neuen furchtbaren Anklage gegen die Thorheit und Ungerechtigkeit der damaligen Wirtschaftsordnung. Was waren denn die gewaltigen Maschinen anders als ein merkwürdiges wissenschaftliches Spielzeug, das für die Menschen nicht mehr wirklichen Wert hatte als irgend eine besonders kunstreich erdachte Gliederpuppe, wenn sie nicht dazu dienen konnten, die allgemeine Wohlfahrt zu fördern? Das leidenschaftliche Verlangen nach immer größeren und ausgiebigeren Erfindungen zu wirtschaftlichen Zwecken, bei vollständiger Gleichgültigkeit dagegen, ob sie den Menschen Segen brächten oder nicht, erscheint uns wie eine jener seltsamen Epidemien, die besonders im Mittelalter zuweilen ganze Völkerschaften in wahnsinnige Aufregung versetzten. Eine vernünftige Erklärung dafür sucht man vergebens."

„Ich muß dir recht geben," sagte der Lehrer. „Was half es wohl, daß Steinkohlenlager entdeckt wurden, wenn nach wie vor kein Feuer auf dem Herde der Armut brannte? Was nützten die Maschinen, mit denen ein Mann so viel Tuch weben konnte wie tausend Arbeiter in einem früheren Jahrhundert, wenn es noch ebensoviele zerlumpte und frierende Menschen gab wie vorher? Konnte auch der amerikanische Landwirt mit seinen Maschinen zwölfmal so viel Lebensmittel erzeugen als sein Großvater, so starben doch mehr Menschen vor Hunger, es gab mehr elend gekleidete und elend genährte Leute im Lande als je zuvor, und noch nie hatte man solche Scharen heimatloser, verzweifelter Vagabunden umherziehen sehen, die ihr Brot von Thür zu Thür erbettelten. Unsre Väter hatten Dampfschiffe erfunden, die als ein Wunder angestaunt wurden, aber ihr Hauptgeschäft war, die verarmte Bevölkerung der alten Länder in ein neues Land hinüberzuschaffen, wo sie nach kurzer Zeit notwendigerweise abermals an den Bettelstab kommen mußten, trotz aller Arbeit ersparenden Maschinen. Um die Mitte des Jahrhunderts geriet die Welt ganz außer sich vor Entzücken über die Erfindung der Nähmaschine; man glaubte, daß sie der Menschheit eine Riesenlast von den Schultern nehmen würde. Fünfzig Jahre später war jedoch das Verfertigen von Kleidungsstücken, das so fabelhaft erleichtert werden sollte, nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika zu einem wahren Sklavendienst geworden, der unter dem Namen ‚Schwitzsystem' sogar der damaligen Generation das größte Aergernis bereitete. Statt Stahl und Feuerstein gebrauchte man Zündhölzer, an Stelle von Kerzen und Lampenöl Gas und elektrisches Licht, doch beleuchtete es ebensoviel Schmutz, Elend und Erbärmlichkeit, und das Schauspiel nahm sich in dem helleren Glanz noch abschreckender aus. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gingen alle Bettler in Amerika zu Fuß; gegen Ende desselben stahlen sie sich in die Bahnzüge hinein und ließen sich per Dampf befördern, aber es gab fünfzigmal mehr Bettler als früher. Man fuhr mit einer Geschwindigkeit von sechzig Meilen die Stunde, statt der fünf oder zehn zu Beginn des Jahrhunderts: aber bei der wilden Hetzjagd lief die Armut immer getreulich nebenher und begleitete sie, wie den Reiter sein Schatten."

Helene erklärt die Thatsachen.

„Nun, Helene," fuhr der Lehrer fort, „erkläre uns einmal die Thatsachen, von denen Harold

gesprochen hat. Wie kam es, daß die Erfindungen, trotzdem sie die Produktionskraft steigerten, der Menschheit keinen Nutzen brachten, während sie doch nach vernünftiger Berechnung den ganzen Zustand auf Erden hätten umwandeln und allen Mangel aus der Welt vertreiben sollen? Weshalb hatte das alte System des Kapitalismus einen so ungeheuren Mißerfolg zu verzeichnen?"

„Der Privatgewinn war schuld daran," sagte das Mädchen.

„Erkläre uns das deutlicher."

„Die großen Erfindungen auf wirtschaftlichem Gebiet," fuhr Helene fort, „hatten den Zweck, Arbeit zu ersparen. Das heißt, sie machten es dem Menschen möglich, mit derselben Anstrengung mehr als früher zu produzieren — oder ebensoviel wie früher mit weniger Anstrengung. Bei einer gemeinsamen Verwaltung der Industrie zur Förderung des Gesamtwohls, wie wir sie haben, würde der Mehrertrag allen zu gute gekommen sein, oder wenn das Volk es vorzog und dafür stimmte, wäre der Ertrag derselbe geblieben und die durch die Arbeitserleichterung gewonnene größere Muße hätte von allen gleichmäßig genossen werden können. Aber unter dem alten System gab es keine Gesamtverwaltung. Die Kapitalisten allein hatten das Heft in den Händen, weil außer ihnen niemand im stande war, sich auf industrielle Unternehmungen einzulassen oder sie auszuführen. Bei all ihrem Thun hatten sie aber weder das öffentliche Interesse, noch das Gesamtwohl im Auge, sondern nur ihren persönlichen Gewinn. Führte der Kapitalist eine neue Erfindung ein, so ging er dabei entweder von dem Gedanken aus, für denselben Arbeitslohn ein größeres Produkt zu erlangen, oder für dasselbe Produkt einen geringeren Arbeitslohn zu zahlen. Nehmen wir den ersteren Fall: Ein Kapitalist hat sich eine Arbeit ersparende Maschine angeschafft, will aber alle seine Arbeiter beibehalten und seinen Gewinn dadurch erzielen, daß er für die gleichen Kosten ein größeres Arbeitsprodukt erhält. Wenn früher der Kapitalist seinen Ertrag vergrößern wollte, mußte er mehr Arbeiter dingen und ihnen Lohn zahlen, für den sie dann ihren Bedarf auf dem Markte kauften. Dadurch wurde zugleich mit der Vermehrung des Produkts auch die Kaufkraft im Gemeinwesen gestärkt, wenn auch in unzulänglichem Maße. Vergrößerte aber der Kapitalist seinen Ertrag mit Hilfe der Maschinen, ohne die Zahl seiner Arbeiter zu vermehren, so entsprach keine größere Kaufkraft im Gemeinwesen der größeren Güterproduktion. Nur durch den Lohn, welchen die mit dem Bau der Maschinen beschäftigten Arbeiter erhielten, wurde die Kaufkraft erhöht; aber dieser war gering im Vergleich zu der Vermehrung des Ertrags, den der Kapitalist für sich erhoffte, sonst hätte es für ihn keinen Zweck gehabt, sich eine Maschine anzuschaffen. Die Zunahme der Produkte diente also nur dazu, den ohnehin schon überfüllten Markt noch mehr zu überfüllen. Kauften sich nun aber viele andre Kapitalisten ebenfalls Maschinen, so steigerte sich die Ueberproduktion zu einer Krisis, und im ganzen Betrieb mußte ein Stillstand eintreten.

„Die Kapitalisten konnten durch verschiedene Methoden dies Unglück abwenden oder wenigstens den Schaden verringern. Entweder, sie setzten den Preis der vermehrten Maschinenprodukte herab, so daß die stockende Kaufkraft sich einigermaßen wieder belebte und die Leute so viel erstehen konnten, wie von der schlechteren Sorte der teuern Produkte vor Einführung der Maschine. Bei diesem Verfahren hatten die Kapitalisten aber keinen Extragewinn durch ihre Maschine, es kam nur dem Gemeinwesen zu gute, und daß sie ihr Geschäft nicht bloß diesem zulieb betreiben wollten, braucht nicht erst noch erwähnt zu werden. So griffen denn die Kapitalisten meist zu dem andern Mittel: sie behielten dieselbe Menge der Produkte bei, und um einen Gewinn zu erzielen, entließen sie einen Teil der Arbeiter und sparten den Arbeitslohn an den Kosten des Ertrags. Setzte zum Beispiel die Maschine einen Mann in den Stand, so viel zu leisten wie früher zwei Arbeiter, so konnte der Kapitalist die Hälfte seiner Leute fortschicken, die ersparten Arbeitskosten in die Tasche stecken und doch genau so viel produzieren wie vorher. Ueberdies war hierbei noch ein besonderer Vorteil. Die entlassenen Leute vermehrten die Scharen der Arbeitslosen, die einander unterboten, um Gelegenheit zur Arbeit zu bekommen. Je verzweifelter dieser Wettstreit wurde, umso leichter konnte der Kapitalist den Lohn der Leute herabsetzen, die er noch behalten hatte. Das gewöhnliche Ergebnis der Einführung einer Maschine war also zuerst die Entlassung von Arbeitern und über kurz oder lang die Herabsetzung der Löhne derer, welche im Geschäft geblieben waren."

„Wenn ich dich recht verstanden habe," sagte der Lehrer, „vergrößerten also die Arbeit sparenden Erfindungen entweder die Produktionskraft ohne entsprechende Vermehrung der Kaufkraft im Gemeinwesen, wodurch ein Ueberfluß an Gütern entstand, oder sie verminderten die Kaufkraft der Massen wesentlich durch Entlassung und Lohnherabsetzung, während die Menge der Produkte noch so groß war wie früher. Das heißt nichts andres, als daß durch die Arbeit ersparenden Maschinen der Abstand zwischen Produktion und Konsumtion vergrößert wurde und als Gewinn in den Händen der Kapitalisten blieb."

„Ja, so meine ich es. Die Kapitalisten führten die Maschinen nur ein, um einen größeren Gewinn für sich zu erzielen, indem sie den Anteil der Arbeiter verminderten. So kam es, daß die Arbeit ersparenden

Maschinen, anstatt den Mangel aus der Welt zu schaffen, bei dem herrschenden Gewinnsystem ein Mittel wurden, um die große Masse des Volks noch rascher als je der Verarmung zuzutreiben."

„Aber wurden die Kapitalisten nicht durch die Konkurrenz gezwungen, einen Teil ihres vergrößerten Gewinns wieder aufzugeben, weil sie die Preise herabsetzen mußten, um ihre Waren los zu werden?"

„Ohne Zweifel, doch damit wurde die Konsumtionskraft des Volkes nicht erhöht; denn, wie wir schon gehört haben, retteten die Kapitalisten ihren Gewinn so lange wie möglich. Mußten sie den Preis heruntersetzen, so verschlechterten sie zuerst die Waren und verminderten dann den Arbeitslohn, bis sie das Publikum und die Lohnarbeiter nicht länger betrügen und ausbeuten konnten. Dann erst opferten sie einen Teil des Gewinns, die Konsumenten aber waren bereits so verarmt, daß sie nicht mehr daran dachten, ihren Verbrauch zu erhöhen. Johann hat uns heute morgen gesagt, daß in den Ländern, welche die ärmste Bevölkerung hatten, auch die niedrigsten Preise herrschten, aber dem Volk brachte das keinen Nutzen."

Der amerikanische Landwirt und die Maschine.

„Nun möchte ich dich aber noch fragen," sagte der Lehrer, „was für einen Einfluß die Arbeit sparenden Erfindungen auf eine Klasse sogenannter Kapitalisten hatten, welche die Hälfte der amerikanischen Bevölkerung bildeten, ich meine die Landwirte. Boden und Ackergeräte gehörten ihnen, mochten auch noch so viele Hypothekschulden darauf lasten, daher zählten sie dem Namen nach zu den Kapitalisten, waren aber in Wirklichkeit ebenso gut die Opfer des Kapitalismus, wie die Proletarierklasse der Arbeiter. Die landwirtschaftlichen Maschinen in Amerika leisteten im neunzehnten Jahrhundert wirkliche Wunder an Arbeitsersparnis, und doch kam der amerikanische Landwirt immer mehr in Not, sobald man mit ihrer Einführung begann. Wie läßt sich das erklären? Warum häufte der Landwirt den Gewinn, welchen er den Maschinen verdankte, nicht ebenso gut auf wie die andern Kapitalisten?"

„Der Gewinn, den die Maschinen einbrachten," antwortete das Mädchen, „entsprang, wie bereits gesagt, aus der größeren Ertragsfähigkeit der verwendeten Arbeitskraft. Der Kapitalist konnte entweder mit denselben Kosten mehr erzeugen, oder ebensoviel mit geringeren Kosten, wenn er die Arbeiter entließ und durch die Maschine ersetzte. Der Gewinn hing daher von der Ausdehnung des Betriebs ab: das heißt, es fragte sich, ob viele Arbeiter angestellt waren und der Arbeitslohn eine bedeutende Rolle im Geschäft spielte. Wo die Landwirtschaft in sehr großem Maßstab betrieben wurde, wie damals auf den sogenannten Bonanzagütern in den Vereinigten Staaten, die zwanzig- oder dreißigtausend Morgen umfaßten, hatten die Kapitalisten, die sie bewirtschafteten, zeitweise einen fabelhaften Gewinn, welchen sie unmittelbar den Arbeit ersparenden Maschinen verdankten und der ohne dieselben unmöglich gewesen wäre. Die Maschinen setzten sie in den Stand, eine weit größere Menge ihrer Erzeugnisse auf den Markt zu bringen, ohne die Arbeitskosten bedeutend zu vermehren, oder dieselbe Menge wie früher mit sehr verminderten Kosten. Die meisten amerikanischen Landwirte hatten jedoch nur einen kleinen Betrieb, stellten wenige Arbeiter an und besorgten ihr Geschäft größtenteils selbst. Sie konnten durch Entlassung von Arbeitern bei Einführung der Maschinen nur wenig Gewinn erzielen. Statt daher die Kosten ihres Ertrags zu verringern, mußten sie ihren Vorteil darin suchen, durch ihre vergrößerte Arbeitskraft einen Mehrertrag zu erzielen. Die Kaufkraft der Gesamtheit hatte aber inzwischen nicht zugenommen: es war nicht mehr Geld zur Bezahlung der Produkte vorhanden als zuvor. Vermehrten also sämtliche Landwirte bei Einführung der Maschinen ihren Ertrag, so konnten sie ihre Erzeugnisse nur zu herabgesetzten Preisen los werden, so daß sie schließlich für den Mehrertrag gerade so viel erhielten wie früher für die geringere Menge. Ja, häufig erhielten sie weit weniger, denn selbst ein unbedeutender Ueberschuß in der Hand schwacher Kapitalisten, die gezwungen waren zu verkaufen, drückte die Marktpreise oft ganz unverhältnismäßig herab. In den Vereinigten Staaten waren diese kleinen Landwirte so zahlreich und ihre Geldnot oft so drückend, daß sie zu Ende des Jahrhunderts die Marktpreise nicht nur für sich selber verdarben, sondern schließlich auch für die großen Kapitalisten, welche die ausgedehnten Landgüter bewirtschafteten."

„Wir kommen also zu dem Schluß, Helene," sagte der Lehrer, „daß durch die Arbeit ersparenden Maschinen die sämtlichen kleinen Landwirte der Vereinigten Staaten zu Grunde gerichtet wurden."

„Gewiß," versetzte das Mädchen. „In diesem Fall bestätigt die Geschichte unsre Theorie vollständig. Die Erfindungen, welche des Landwirts Produktionskraft um das fünfzehnfache vermehrten, machten ihn bankerott. Daran war allein das Gewinnsystem schuld, und so lange es bestehen blieb, gab es keine Rettung für ihn."

„Waren denn die Landwirte die einzigen kleinen Kapitalisten, welche durch die Maschinen mehr geschädigt als gefördert wurden?"

„Nein, dieselbe Regel galt für alle kleinen Kapitalisten, mochte ihr Geschäft sein, was es wollte. Von der Größe des Betriebs hing es ab, ob sie bei

Einführung der Maschinen viele Arbeiter entlassen konnten. Wurden ihre Arbeitskosten nicht auf diese Weise verringert, so gerieten sie in furchtbaren Nachteil gegen die Großkapitalisten. Daher waren es hauptsächlich die Arbeit ersparenden Maschinen, die gegen Schluß des neunzehnten Jahrhunderts jede Konkurrenz zwischen kleinen und großen Kapitalisten zu einem Ding der Unmöglichkeit machten und die Zahl derer, welche in wirtschaftlicher Beziehung die Herren der Welt waren, mehr und mehr beschränkte."

„Wäre nun der Umschwung nicht gekommen, Helene, hätte man noch immer mehr Arbeit ersparende Maschinen erfunden, und wäre es den großen Kapitalisten gelungen, wie man bereits voraussah, alle Macht in ihren Händen zu vereinigen, so daß auch die Vergeudung des Gewinns durch ihre Konkurrenz untereinander aufhörte — was wäre dann die Folge gewesen?"

„In diesem Fall," antwortete das Mädchen, „würden alle überflüssigen Güter, die früher im Wettbewerb verschwendet worden waren, ausschließlich dazu gedient haben, einen immer größeren Luxus zu erzeugen. Die neuen Maschinen hätten es ermöglicht, daß Jahr für Jahr ein stets kleinerer Bruchteil der Menschheit mit der Produktion der zu ihrer Unterhaltung nötigen Lebensbedürfnisse beschäftigt gewesen wäre, während die übrige Welt in unproduktiver Thätigkeit dem Luxus der Reichen gefrönt oder sich ihrem persönlichen Dienst gewidmet hätte. Die Menschheit würde sich in drei Klassen geteilt haben: in eine Kaste von Herren, deren Zahl sehr gering war, in eine ungeheure Masse unproduktiver Arbeiter, die dem Prunk und Luxus der Herren dienten, und in eine kleine Schar wirklich produktiver Arbeiter, die bei der Vervollkommnung der Maschinen für sämtliche Bedürfnisse zu sorgen vermochten. Alle außer den Herren hätten sich auf die karge Notdurft beschränken und ein höchst armseliges Leben führen müssen, das versteht sich von selbst. Im Altertum haben wir bei untergehenden Reichen schon häufig das Schauspiel eines glänzenden Kaiserhofes mit seinen prunkenden Edelleuten gesehen, für deren schwelgerischen Sinnengenuß darbende Nationen zu sorgen hatten. Aber etwas weit Verderblicheres als die alte Herrschaft der Aristokratie wäre im zwanzigsten Jahrhundert eingetreten, wenn nicht die große Umwälzung gekommen wäre und dem Kapitalismus ein Ende gemacht hätte. Um die Lebensbedürfnisse der Welt zu befriedigen, war früher die produktive Arbeit für die große Masse der Bevölkerung eine Notwendigkeit. Den Reichen stand nur eine verhältnismäßig kleine Arbeiterzahl zur Verfügung, welche ihrer Genußsucht und Prachtliebe diente. Bei der Plutokratie aber, wie wir sie im Auge haben, würde der Erfindungsgeist mittels der Arbeit ersparenden Maschinen den Herren der Welt die Möglichkeit eröffnet haben, den größten Teil der ihnen unterthänigen Bevölkerung in den unmittelbaren Dienst ihres Pomps und Luxus zu stellen. Das hatte zuvor noch kein Despot, von dem uns die Geschichte erzählt, in solchem Maße vermocht. Das widerwärtige Schauspiel von Menschen, die als Götter über der großen Masse des elenden Volkes thronen, welches vor ihnen anbetend im Staube liegt, wie es Assyrien, Aegypten, Persien und Rom in alter Zeit sahen, wäre durch die Plutokratie noch überboten worden."

„Genug, Helene," sagte der Lehrer. „Wir wollen nunmehr unsre Erörterung über das Wirtschaftssystem des Privatkapitalismus schließen, welchem durch die große Umwälzung für immer ein Ende gemacht wurde. Der Gegenstand ließe sich natürlich noch von vielen andern Seiten betrachten, aber das Studium würde ebenso unersprießlich wie entmutigend sein. Die wesentlichsten Punkte haben wir, glaube ich, alle erwähnt. Sobald ihr versteht, wie und weshalb durch Gewinn, Rente und Zins die Konsumtionskraft des größten Teils der Gesamtheit auf ein Bruchteil ihrer Produktionskraft vermindert und dadurch auch letztere beeinträchtigt wurde, habt ihr den Schlüssel zu dem Geheimnis, weshalb die Welt vor der Umwälzung in Armut versunken ist. Jede Verbesserung in dem wirtschaftlichen Zustand der Menschheit, jeder wichtige und dauernde Fortschritt war gänzlich ausgeschlossen, wenn nicht der Privatkapitalismus, von dem das Gewinnsystem mit Rente und Zins unzertrennlich war, für ewige Zeiten abgeschafft wurde."

XXIX.

Mir wird eine Huldigung dargebracht.

„Und nun habe ich eine große Ueberraschung für euch," fuhr der Lehrer fort, indem er einen Blick auf die Galerie warf, wo wir beide, der Doktor und ich, ganz versteckt saßen. „Unter den Personen, welche heute vor- und nachmittag bei eurer Prüfung zugehört haben, ist jemand, der besser als irgend ein andrer Mensch, ja, der sogar ganz allein von allen, die jetzt auf Erden leben, beurteilen kann, ob ihr die Verhältnisse im neunzehnten Jahrhundert richtig dargestellt habt. Wer das ist, werdet ihr wohl erraten können. Um euch nicht zu zerstreuen, habe ich es bis zu diesem Augenblick verschoben, euch mitzuteilen, daß kein Geringerer als Herr Julian West, unser verehrter Gast, unter uns weilt, und daß er mir freundlichst erlaubt hat, euch mit ihm bekannt zu machen."

Ich hatte dem Lehrer diese Erlaubnis ziemlich ungern gegeben, denn ich fürchtete, daß die Neugier der Kinder sehr unbequem sein würde. Aber ich sollte die Jugend des zwanzigsten Jahrhunderts erst noch kennen lernen. Als sie mich umringten, konnte man

in den ernsten Augen der Mädchen und den erregten Gesichtern der Knaben lesen, was für Gedanken und Gefühle meine Gegenwart bei ihnen wachrief. Sie waren weit entfernt von oberflächlicher Neugier, und das Interesse, welches sie meiner Person entgegenbrachten, sprach sich in so zarter Weise aus, daß selbst das empfindlichste Gemüt durch ihre Teilnahme nicht beleidigt worden wäre.

Aehnlich hatten sich ja auch alle Erwachsenen benommen, mit denen ich bis dahin verkehrt hatte, aber bei Schulkindern war mir so viel Zartgefühl sehr überraschend. Es wurde mir erst klar, welchen Einfluß die geläuterte Atmosphäre, in der die Kinder jetzt von klein auf leben, auf ihr Benehmen haben muß. Sie hatten ja niemals einen rohen, groben oder unhöflichen Menschen gesehen, ihr Vertrauen war nie getäuscht, ihr Herz nie verwundet worden, und niemand hatte ihnen Grund zum Mißtrauen gegeben. Da sie einen Standesunterschied bei ihrer Umgebung nicht kannten, brauchten sie auch nicht zweierlei Benehmen zu lernen; sie brauchten nicht zu scheinen, was sie nicht waren, und hatten keine Heimlichkeiten. Was konnte da natürlicher sein, als daß jede Ziererei diesen Kindern fremd war?

In Wahrheit sind es ja auch diese weiteren Folgen der wirtschaftlichen Gleichheit, die moralischen und sozialen Einwirkungen, welche am meisten zum Glück der Menschen beigetragen haben, weil sie dieselben in eine gereinigte, veredelte Atmosphäre versetzten.

Ich fing sogleich an, mit den jungen Leuten so vertraut zu plaudern und zu scherzen, als wären wir seit langer Zeit miteinander bekannt. Ihre Teilnahme an allem, was ich ihnen erzählte, und meine Freude an ihren unbefangenen Aeußerungen war so groß, daß eine Stunde wie im Fluge verging. Die Jugend ist immer anregend, und der Verkehr mit diesen frischen, schönen, freimütigen Kindern wirkte wie ein stärkendes Bad.

Flora, Esther, Helene, Marianne, Margarete, Georg, Robert, Harold, Paul! Nie werde ich euch vergessen, ihr Mädchen mit den leuchtenden Augen, ihr herrlichen Knaben, in denen ich zuerst die Jugend des zwanzigsten Jahrhunderts verkörpert sah. Hat Gott edlere Seelen auf die Erde herniedergesandt, nun die Welt so viel würdiger ist, sie zu empfangen?

XXX.

Was ist allgemeine Bildung?

Es war einer jener schönen Nachmittage im Spätsommer, an denen es uns wie eine Sünde vorkommt, eine einzige Stunde ohne Not im Zimmer zu verbringen. Da wir gar keine Eile hatten, mietete der Doktor auf dem nächsten Halteplatz einen Motorwagen für zwei Personen, und wir fuhren in der Richtung auf sein Haus zu, wobei wir allerhand verlockende Umwege machten. Während wir geräuschlos über die glatten Wege rollten, auf welche die Bäume rechts und links ihre bunten Blätter gestreut hatten, drückte ich dem Doktor mein Erstaunen über die Frühreife dieser Schulkinder aus, die mit dreizehn und vierzehn Jahren schon über Dinge sprechen konnten, die zu meiner Zeit nur in Fortbildungskursen und auf Universitäten erörtert wurden. Das nahm der Doktor aber nicht schwer.

„Seit alle Menschen gleichen Anteil an Arbeit und Gewinn haben,“ sagte er, „ist die Wirtschaftslehre eine so einfache Wissenschaft geworden, daß jedes Kind, welches weiß, wie man seinen Apfel redlich mit den kleinen Brüdern teilt, ihre Rätsel zu lösen versteht. Es ist auch sehr leicht, die Fehler einer falschen Wirtschaftslehre auseinanderzusetzen, wenn man Gelegenheit hat, sie mit der richtigen zu vergleichen. Was übrigens die geistige Frühreife betrifft,“ fuhr der Doktor fort, „so glaube ich gar nicht, daß sie bei unsern Kindern, im Vergleich mit der damaligen Jugend, besonders hervortritt. Jedenfalls geben wir uns keine Mühe, diese Eigenschaft zu entwickeln. Ein aufgewecktes Kind von zwölf Jahren aus dem neunzehnten Jahrhundert würde sich in betreff der Fähigkeiten sehr gut mit unsern Zwölfjährigen messen können. Erst wenn Sie die beiden zehn Jahre später vergleichen, müßte sich der Unterschied in den Erziehungsprinzipien fühlbar machen. Bei euch war die Durchschnittsbildung eines Jünglings von zwanzig oder zweiundzwanzig Jahren wahrscheinlich nicht viel größer, als die des vierzehnjährigen Knaben, denn etwa in diesem Lebensalter mußte er die Schule verlassen, um in eine Fabrik oder einen landwirtschaftlichen Betrieb einzutreten — wenn er nicht zufällig zu den Kindern der begüterten Minderheit gehörte. Unsre jungen Leute setzen ihre Studien ununterbrochen fort, so daß ihre Kenntnisse von zweiundzwanzig Jahren dem entsprechen würden, was ihr eine Universitätsbildung nanntet.“

„Das Erziehungswesen muß ja jetzt einen enormen Apparat erfordern, wenn jeder Mensch eine höhere Bildung erhalten soll. Unsre Elementarschulen brachten allen Kindern die Grundlagen bei, aber kaum der zwanzigste Teil kam bis zur lateinischen Schule, und höchstens der hundertste konnte ein Gymnasium besuchen. Eine Hochschule sah kaum der tausendste Teil der jungen Leute. Die großen Universitäten aus meiner Zeit müssen ja kleine Städte geworden sein, wenn sie alle Studenten aufnehmen sollen, die ihnen jetzt zuströmen.“

„Sie müßten sich sogar zu sehr großen Städten entwickelt haben, wenn sie allein die Pflege des höheren Unterrichts der Jugend übernehmen sollten,“ erwiderte der Doktor; „denn während die Zahl eurer jährlichen Promotionen einige tausend oder

zehntausend betrug, beläuft sich die unsrige auf ebensoviele Millionen. Aus diesem Grunde, das heißt wegen der großen Zahlen, mit denen wir rechnen müssen, können wir den höheren Unterricht ebensowenig zentralisieren, wie ihr früher den Elementarunterricht. Jede Gemeinschaft hat jetzt ihre Universität, wie sie ehemals ihre Volksschulen hatte, und aus der nächsten Umgegend strömen derselben mehr Studenten zu, als eine eurer großen Universitäten aus der ganzen Welt zusammenbringen konnte."

„Aber zieht nicht der Ruf dieses oder jenes bedeutenden Lehrers die Studenten nach einer bestimmten Universität?"

„Dem kann leicht abgeholfen werden," erwiderte der Doktor. „Unsre Telephone und Elektroskope sind so vollkommen, daß man in jeder Entfernung den Unterricht eines beliebten Lehrers genießen kann. Jeder Professor hält heutzutage mit Leichtigkeit seine Vorlesung vor Millionen von Zuhörern — wenn er heiser sein sollte, sogar mit halber Stimme — während sich eure Professoren in einem Hörsaal, der fünfzig Studenten faßte, schon anstrengen mußten, um verstanden zu werden."

„Doktor," sagte ich, „keine andre Neuerung eurer Zivilisation scheint mir so erfreuliche Aussichten zu eröffnen, als diese Verbreitung einer höheren Bildung, die im voraus alle Schwierigkeiten bei der Durchführung eures sozialen Systems beseitigt. Ich glaube, jede vernünftige Gesellschaftsordnung müßte Eingang finden, wo diese Bedingung erfüllt ist. In der Theorie haben meine Zeitgenossen auch sehr wohl erkannt, wie notwendig eine gute Volkserziehung für die erfolgreiche Leitung eines demokratischen Staatswesens sein muß; aber, mit der heutigen Volksbildung verglichen, war doch unser System, bei dem die große Masse kaum lesen lernte, ein Possenspiel."

„Das konnte nicht anders sein," erwiderte der Doktor. „Die Basis jedes Unterrichts ist wirtschaftlicher Art, denn dieser verlangt, daß der Schüler während der Lernzeit seinen Unterhalt hat, ohne etwas zu erwerben. Wenn die Ausbildung ihren Zweck erreichen soll, muß sie nicht nur die Kindheit, sondern auch ein reiferes Alter, wenigstens bis zum zwanzigsten Jahr, umfassen. Das erfordert große Ausgaben, die zu eurer Zeit unter tausend Vätern kaum einer zu tragen im stande war. Der Staat hätte sie übernehmen können, aber das wäre darauf hinausgekommen, daß die Reichen den Unterhalt der armen Kinder bezahlten, und davon wollten sie natürlich nichts wissen; sie fanden, daß Kenntnisse in den Anfangsgründen für die ärmeren Volksklassen genügten. Und selbst wenn das Geld keine Rolle dabei spielte, wären die Reichen doch Narren gewesen, wenn sie den unteren Volksschichten eine höhere Bildung zum Geschenk gemacht hätten. Sie sollten ja alle schmutzige Arbeit verrichten, und dagegen hätten sie sich gewiß bei klarer Einsicht empört. So war denn euer Wirtschaftssystem ganz unvereinbar mit einer Volksbildung, die diesen Namen verdient. Die soziale Gleichheit dagegen betrachtete es als eine ihrer ersten Aufgaben, allen den nämlichen Unterricht erteilen zu lassen, und zwar den besten, den die Gemeinschaft bezahlen konnte. Eins der interessantesten Kapitel aus der Geschichte des Umschwunges erzählt uns, wie — unmittelbar nach Einführung des neuen Systems — die jungen Leute unter zwanzig Jahren sich in solchen Massen zu Schulen und Universitäten drängten, daß kaum Platz für sie geschaffen werden konnte. Die meisten hatten auf dem Feld und in der Fabrik gearbeitet und wollten womöglich das Versäumte noch nachholen. Sie alle sahen, daß die höhere Bildung, welche auch ihnen bei der wirtschaftlichen Gleichheit erreichbar war, die größte Wohlthat der neuen Gesellschaftsordnung sei. Die Geschichte erwähnt, daß nicht nur die Jugend, sondern Männer und Frauen, sogar alte Leute, die keine Gelegenheit gehabt hatten, sich weiter zu bilden, jeden freien Augenblick, den ihnen der Industriedienst übrig ließ, dazu benutzten, die Lücken in ihren Kenntnissen auszufüllen, damit sie sich nicht vor der jungen Generation zu schämen brauchten.

„Wenn ich von unserm jetzigen Unterrichtssystem spreche," fuhr der Doktor fort, „muß ich Sie vor einem Irrtum warnen. Sie dürfen nicht glauben, daß der Unterrichtskursus, welcher mit dem einundzwanzigsten Jahre schließt, den ganzen Bildungsgang unsrer Studenten beendigt. Im Gegenteil, er stellt nur das geringste Maß von Kenntnissen dar, die von jedem gefordert werden, der ein Bürger unsers Gemeinwesens sein will. Eine Bildung, die damit ihren Abschluß fände, würden wir nicht sehr hoch stellen. Nach unsrer Ansicht ist die Promotion der jungen Leute beim Verlassen der Hochschulen nur ein Beweis, daß sie ein Alter erreicht haben, in dem angenommen werden darf, daß sie ihre Bildung selbständig, ohne staatliche Leitung oder Zwang weiter verfolgen können, und daß sie hierzu als Erwachsene auch das Recht haben. Zu diesem Zweck unterhält die Nation ein ausgedehntes System von Fortbildungskursen in allen Zweigen der Wissenschaft. Sie sind unentgeltlich, und jeder darf sie auf kurze oder lange Zeit, regelmäßig oder mit Unterbrechungen besuchen; er darf fleißig oder faul, aufmerksam oder zerstreut sein — ganz wie es ihm gefällt.

„Viele sehr wichtige Zweige der Wissenschaft kann der Verstand ja nur in reiferem Alter erfassen; die Freude daran erwacht erst später, und dann wird in einem Monat fleißiger Arbeit mehr erreicht, als wenn man auf denselben Gegenstand in der Jugend Jahre verwendet hätte. Wir verschieben deshalb

soviel wie möglich das Studium solcher Fächer auf die Fortbildungsschulen. Die Jugend muß eine allgemeine Anschauung der Dinge bekommen, aber für gründliche, tiefe und erfolgreiche Studien eignet sich dies Lebensalter nicht. Wenn Sie begeisterte Forscher sehen möchten, deren größte Freude es ist, ihre Kenntnisse zu erweitern, so müssen Sie dieselben unter den älteren Vätern und Müttern in den Fortbildungsschulen suchen.

„Wir finden die Mußestunden unsers Lebens, die euch so lang scheinen, nur allzu kurz, um die Gelegenheit zur Vermehrung unsrer Kenntnisse vollständig auszunutzen. Diese Muße, welche den halben Tag, die Hälfte jedes Jahres und die ganze letzte Lebenshälfte umfaßt, wird durch jede Arbeit ersparende Erfindung noch vergrößert. Sie darf ausschließlich persönlichen Zwecken gewidmet sein, aber trotz alledem hätte sie wenig Wert für unsre Geistesbildung, wenn nicht noch etwas hinzukäme, das zu eurer Zeit nur wenigen zu teil wurde, das aber durch unsre Einrichtungen Gemeingut geworden ist. Ich meine die Atmosphäre ungetrübter Heiterkeit, die daraus entsteht, daß der Geist vollkommen frei ist von aller Angst und Sorge um das eigne materielle Wohl und um das Wohl derer, die wir lieben. Unser Wirtschaftssystem macht es uns leicht, Christi Gebot zu erfüllen: ‚Sorget nicht für den andern Morgen,‘ während es für euch fast unmöglich war. Natürlich müssen Sie mich nicht so verstehen, als ob wir alle Gelehrte und Philosophen wären, aber wir studieren doch alle mit mehr oder weniger Eifer und gehen unser ganzes Leben lang in die Schule.“

„Wahrlich,“ rief ich, „von allem, was Sie mir mitgeteilt haben, bildet nichts einen so grellen Kontrast zwischen euern Zuständen und den früheren, als dieses stetige Wachsen der geistigen Interessen das ganze Leben hindurch. Zu meiner Zeit waren schließlich doch nur sechs oder acht Jahre Unterschied in dem geistigen Leben des armen Knaben, der mit vierzehn Jahren in die Fabrik gesteckt wurde, und dem des glücklicheren Jünglings, der die Universität besuchen durfte. Wenn die Bildung des einen im vierzehnten Jahre zum Stillstand kam, so war die des andern im zwanzigsten oder zweiundzwanzigsten fast ebenso vollständig am Ende. Statt daß sein eigentliches Studium nach der Promotion erst recht begonnen hätte, war diese gewöhnlich für den Studenten der Gipfel seiner Kenntnisse in Wissenschaften und Humaniora. Der Durchschnittsstudent wußte nie in seinem Leben wieder so viel wie beim Examen, denn wenn er nicht zu den Allerreichsten gehörte, mußte er sich unmittelbar darauf in das Geschäftsleben stürzen und den Kampf um die materiellen Güter des Lebens auf sich nehmen. Ob er in diesem Streit unterlag oder siegte, jedenfalls welkte und erstarb von nun an sein geistiger Besitz. Er hatte weder Zeit noch Gedanken für irgend etwas andres. Glückte es ihm nicht, dann mußte er sich sein Leben lang in Sorgen verzehren; hatte er Erfolg, so machte ihn dies gewöhnlich zu einem selbstbewußten, höheren Interessen abgestorbenen Materialisten. Für einen freien Aufschwung von Geist und Seele war in beiden Fällen keine Hoffnung mehr. Selbst wenn den Menschen im späten Alter als Frucht ihrer Anstrengung noch ein wenig Ruhe vergönnt war, konnten sie fast keinen geistigen Gewinn mehr daraus ziehen. Verstand und Gemüt waren ihnen durch Mangel an Nahrung verkümmert, sie vermochten die günstige Gelegenheit nicht mehr zu ergreifen.“

„Und dies elende Leben führten die Beneideten und Glücklichen unter euch,“ sagte der Doktor, „diejenigen, welche die Güter der Welt errungen hatten. Können Sie sich da wundern, daß es uns vorkommt, als hätte der große Umschwung die Menschen zum zweitenmal erschaffen, indem er der rein physischen Existenz unter mehr oder weniger angenehmen Bedingungen, — etwas andres kannte die Menschheit kaum — das entsprechende geistige Leben hinzufügte. Der Kampf ums Dasein wäre an sich schon schlimm genug gewesen, denn er hemmte die geistige Entwicklung des Jünglings, wenn er kaum dem Knabenalter entwachsen war. Wir müssen aber auch bedenken, daß er mit unmoralischen Waffen ausgefochten wurde, daß er nicht nur die geistige Entwicklung hinderte, sondern auch das sittliche Leben zerstörte — dann erst wird uns das Elend der Generationen, die vor dem großen Umschwung lebten, völlig klar. Die Jugend strebt nach hohen Zielen und träumt von Aufopferung und Vollkommenheit; sie sieht die Welt, wie sie sein sollte, nicht wie sie ist. Und wohl dem Volk, dessen Institutionen diese edle Begeisterung nicht ersticken, sondern sie für das ganze Leben erhalten und fördern! Ich glaube, die heutige Gesellschaftsordnung hat dies erreicht. Dank unserm Wirtschaftssystem, das die höchsten sittlichen Ideen verkörpert, findet der Jüngling hier ein Uebungsfeld für alle Tugenden. Jeder edle Gedanke und jedes begeisterte Streben kann sich im Dienste der Gesamtheit frei entfalten. Wo gäbe es einen Jüngling, dessen Weltanschauung von reineren und edleren Ideen getragen wäre, als diejenigen sind, welche bei uns Handel und Industrie leiten?

„Auch zu eurer Zeit träumte die Jugend von edeln Thaten und sah hoffnungsvoll in die Zukunft. Aber wenn der Jüngling in die Welt des praktischen Lebens hinaustrat, sah er, wie überall seine Träume verspottet und seine Ideale in den Staub getreten wurden. Er mußte wohl oder übel die Waffen aufnehmen und im Kampf ums Dasein seine hohe Lebensanschauung verleugnen und sein Gewissen betäuben. Es gab verschiedene Ausdrücke, um den

Uebergang zu bezeichnen, den jeder junge Mann durchmachte, wenn er auf seine Ideale verzichten mußte und sich endlich in die Bedingungen dieses gemeinen Wettstreits fügte. Man sagte: ‚Er hat gelernt, die Welt zu nehmen, wie sie ist,‘ ‚er hat seine romantischen Ideen aufgegeben,‘ oder ‚er ist praktisch geworden.‘ In Wirklichkeit fiel aber bei diesem Uebergang eine Seele dem Verderben anheim. Habe ich mich zu stark ausgedrückt?“

„Nein, es ist nur zu wahr; wir haben es alle empfunden,“ antwortete ich.

„Gott sei Dank, diese Zeit ist vorüber und wird nie wiederkehren! Jetzt braucht der Vater den Sohn nicht in Menschenverachtung zu unterweisen, damit er sein gutes Fortkommen hat, und die Mutter braucht der Tochter keine Weltweisheit zu predigen, damit ihr warmes Empfinden nicht mißbraucht wird. Die Eltern sind jetzt unverdorben wie ihre Kinder und wert, mit reinen Geschöpfen zu verkehren — das konnten sie zu eurer Zeit nicht sein. Das ganze Leben ist bei uns so groß und schön, wie es dem feurigen Kinde erscheint, und die Ideale, welche dem Jüngling und der Jungfrau vorschweben: Vollkommenheit, Aufopferung, Ehre, Liebe und Pflicht, weichen in späterem Alter nicht niedrigen Beweggründen, sondern erfüllen und schmücken das Leben bis ans Ende. Erinnern Sie sich, was Wordsworth sagt:

„‚Der Himmel liegt um unsre Kindheit her.
Der Knabe wächst — und siehe, alsobald
Hüllt ihn des ird'schen Kerkers Schatten ein.‘

„Ich glaube, wenn der Dichter an unserm Leben teil gehabt hätte, wäre es ihm nicht eingefallen, die Kindheit auf Kosten der reiferen Jahre zu verherrlichen, denn bei uns wird das Leben immer reicher und edler bis zuletzt.“

XXXI.

‚Weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem.‘

Am nächsten Morgen begleitete ich Edith zum Bahnhof, da sie sich wieder auf ihre Arbeitsstelle begeben mußte. Während wir den Zug erwarteten, fiel mir ein ungewöhnlich geistreich aussehender Mann auf, der eben mit der Bahn angekommen war. Im neunzehnten Jahrhundert hätte ich ihn für einen Sechziger gehalten, wahrscheinlich war er aber achtzig oder neunzig Jahre alt; die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß bei meinen neuen Mitbürgern die Zeichen des herannahenden Alters viel langsamer zu Tage traten. — Als ich Edith nach dieser merkwürdigen Persönlichkeit fragte, erfuhr ich zu meiner Ueberraschung, daß es niemand anders sei als Herr Barton, dessen Predigt mich so sehr ergriffen hatte, als ich sie am ersten Sonntag meines neuen Lebens durch das Telephon hörte. Im „Rückblick“ habe ich näheres davon erzählt.

Edith hatte nur gerade Zeit genug, mich ihm vorzustellen, ehe sie den Zug besteigen mußte. Als wir nun den Bahnhof zusammen verließen, bat ich meinen Gefährten, mir eine unbescheidene Frage zu gestatten. Es würde mich sehr interessieren zu erfahren, welcher besonderen Sekte oder religiösen Gemeinschaft er vorstände?

„Lieber Herr West,“ erwiderte er, „Ihre Frage läßt mich vermuten, daß mein Freund Leete Ihnen nur wenig über unsre heutige Anschauung in religiösen Dingen gesagt hat.“

„Unsre Gespräche haben allerdings diesen Gegenstand nur selten berührt,“ antwortete ich, „aber es würde mich nicht überraschen, wenn Ihre Vorstellungen und Gebräuche mit den unsrigen gar nicht mehr übereinstimmten. Die religiösen Anschauungen und kirchlichen Einrichtungen gingen schon damals einer schnellen und gründlichen Auflösung entgegen. Man konnte mit Sicherheit voraussagen, daß, wenn die Religion noch ein Jahrhundert überleben sollte, dies nur in Formen geschehen könne, welche von allen früheren gänzlich verschieden waren.“

„Sie sind da auf ein Thema gekommen, das für mich vom höchsten Interesse ist,“ sagte mein Gefährte. „Wenn Sie nichts andres vorhaben und sich ein wenig mit mir darüber aussprechen wollen, so könnte mir nichts erfreulicher sein.“

Auf meine Versicherung, daß ich durchaus nichts zu thun hätte, als möglichst viel Belehrung über das zwanzigste Jahrhundert einzusammeln, sagte Herr Barton:

„Lassen Sie uns in diese alte Kirche eintreten, welche, wie Sie ohne Zweifel schon erkannt haben, noch aus Ihrer Zeit stammt. Wir können uns da in einer Umgebung, die dem Thema gerade angemessen ist, gemütlich zu unserm Gespräch niedersetzen.“

Wir standen in der That vor einer der Kirchen des neunzehnten Jahrhunderts, die man als geschichtliche Denkmäler bewahrt hatte. Merkwürdigerweise war es gerade dieselbe, in der meine Familie dem Gottesdienst beizuwohnen pflegte, und auch ich — das heißt, wenn ich überhaupt die Kirche besuchte, was selten genug geschah.

„Was für ein sonderbarer Zufall!“ rief Herr Barton aus, als ich ihm meine Entdeckung mitteilte. „Wer hätte das denken können! Aber wenn Sie einen Ort wiedersehen, an den sich so viele liebe und unvergeßliche Erinnerungen für Sie knüpfen, werden Sie natürlich wünschen, allein zu sein. Ich war mir nicht bewußt, daß ich eine Rücksichtslosigkeit beging, sonst hätte ich Ihnen nicht vorgeschlagen, hier mit mir einzutreten.“

„Ich versichere Sie,“ erwiderte ich, „das Zusammentreffen ist mir zwar interessant, aber durchaus nicht rührend. Junge Leute nahmen zu meiner Zeit ihre kirchlichen Beziehungen in der Regel nicht

sehr ernst. Mich verlangt aber doch zu sehen, wie der alte Bau sich innen jetzt ausnimmt. Wir wollen jedenfalls hineingehen."

Das Innere der Kirche war im wesentlichen unverändert, seit ich es vor mehr als einem Jahrhundert zuletzt betreten hatte. Ich wußte sogar noch, bei welcher Gelegenheit. Es war ein Ostergottesdienst gewesen, zu welchem ich ein paar hübsche Cousinen vom Lande begleitete, die gewünscht hatten, die Musik zu hören und den Blumenschmuck zu sehen. Augenscheinlich waren im Lauf der Zeit notwendige Ausbesserungen vorgenommen worden, doch beeinträchtigte das den ursprünglichen Eindruck in keiner Weise.

Als ich durch das Hauptschiff voranging, blieb ich vor dem Kirchenstuhl unsrer Familie stehen.

„Dies, Herr Barton," sagte ich, „ist oder war mein Kirchenstuhl. Zwar bin ich etwas im Rückstand mit der Mietszahlung, aber ich darf es doch wohl wagen, Sie zu bitten, sich hier neben mich zu setzen."

Mein Verhältnis zur Kirche war, wie ich Herrn Barton schon der Wahrheit gemäß gesagt hatte, durchaus keine Sache des Gefühls gewesen. Familienüberlieferung und gesellschaftliches Herkommen hatten weit mehr damit zu thun. Trotzdem war ich nicht wenig bewegt, als ich mich von meinem gewohnten Platz im Kirchenstuhl aus in dem düstern, stillen Raume umblickte. Während mein Auge von Stand zu Stand irrte, sah ich im Geiste alle die Männer und Frauen, die jungen Leute und Mädchen, die vor hundert Jahren jeden Sonntag auf diesen Stühlen zu sitzen pflegten. Ich rief mir ihre mancherlei Bestrebungen, Anschläge, Hoffnungen, Sorgen, ihren Wettstreit und ihre Lebensziele zurück. Bei allem und jedem spielte das Geld die größte Rolle, das sie entweder besaßen oder verloren hatten oder mit Begierde ersehnten. Nicht sowohl der Tod meiner sämtlichen alten Bekannten war es, was mich so mächtig ergriff, als vielmehr der Gedanke, wie vollständig das ganze Gesellschaftssystem vergangen war, in dem sie gelebt und gewebt hatten. Sie waren dahin, und mit ihnen war auch ihre ganze Welt verschwunden — ihre Stätte kannte sie nicht mehr. Wie wunderlich, wie gekünstelt und sonderbar war doch jenes Leben gewesen! Und doch hatte ich es, wie damals alle Welt, für die einzig mögliche Form des Daseins gehalten!

Herr Barton überließ mich mit zarter Rücksicht meiner nachdenklichen Stimmung, bis ich das Schweigen brach.

„Da Sie unsre Kirchen nur als merkwürdige Denkmäler einer früheren Zeit stehen lassen," sagte ich, „so haben Sie ohne Zweifel bessere zu Ihrem jetzigen Gebrauch?"

„Wir haben überhaupt so gut wie keine Verwendung mehr für Kirchen," erwiderte mein Gefährte.

„Ach ja. Ich hatte im Augenblick vergessen, daß ich Ihre Predigt durch das Telephon gehört habe. Es muß in seiner gegenwärtigen Vollendung wirklich die Kirche als Versammlungsort ganz entbehrlich machen."

„Mit andern Worten," erwiderte Herr Barton, „wenn wir uns jetzt versammeln wollen, brauchen wir unsern Körper nicht mehr mitzubringen. Ich weiß, das klingt wunderlich und scheinbar widersinnig. Aber Telephon und Elektroskop haben die Entfernung als Hindernis für Gesicht und Gehör beseitigt und die Menschheit in eine so nahe geistige Berührung versetzt, wie wir sie uns früher nie hätten vorstellen können. Zugleich sind indessen auch die Individuen in der Lage, wenn es ihnen wünschenswert erscheint, mit allem, was in der Welt vorgeht, im engsten Zusammenhang zu bleiben und sich dabei einer Abgeschlossenheit zu erfreuen, wie man sie in Ihren Tagen nur als Einsiedler genießen durfte. Unsre vorzüglichen Einrichtungen in dieser Hinsicht haben uns so verwöhnt, daß wir nicht daran denken würden, uns um eines Vergnügens willen in ein Gedränge zu begeben — das wäre ein zu hoher Preis! Für Sie dagegen war es der unvermeidliche Zoll, den Sie zu zahlen hatten, um irgend etwas Besonderes zu sehen und zu hören."

„Ohne Zweifel," sagte ich, „sind durch die allgemeine Einführung des Telephons für den Gottesdienst die kirchlichen Einrichtungen auch noch in andrer Weise beeinflußt worden. Da der Redner mit seiner Stimme doch nur eine beschränkte Anzahl von Zuhörern erreichen konnte, mußte man in meiner Zeit notwendig eine ganze Armee von Predigern haben — gewiß an fünfzigtausend allein in den Vereinigten Staaten — um die Bevölkerung zu erbauen. Unter vielen Hunderten gab es dabei kaum eine Persönlichkeit, die etwas des Hörens Wertes zu sagen hatte. Denken Sie sich nun, daß fünfzigtausend Prediger jeden Sonntag ihre Predigten vor ebensovielen Gemeinden hielten. Vier Fünftel dieser Reden waren dürftig, die Hälfte der übrigen mittelmäßig, einige gut, etwa zwanzig unter allen möglicherweise von wirklich höherem Werte. Natürlich würde niemand eine schwache Predigt über irgend einen Text anhören mögen, wenn er ebensogut eine ausgezeichnete haben könnte. Hätten wir das Telephonsystem zu solcher Vollendung gebracht wie Sie, so würde sich gleich am ersten Sonntag nach seiner Einführung jeder, der eine Predigt zu hören wünschte, mit der Kirche in Verbindung gesetzt haben, in welcher einer der wenigen weltberühmten Prediger seinen Vortrag hielt. Die übrigen hätten gar keine Zuhörer gehabt und hätten sich bald nach einer andern Beschäftigung umthun müssen."

„Sie haben wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen," erwiderte Herr Barton lächelnd. „Einer

der größten Gegensätze zwischen Ihrer und unsrer Zeit liegt darin, daß ein mittelmäßiger Unterricht auf geistigem und religiösem Gebiet heutzutage ganz abgeschafft ist. Da wir im stande sind, unsre Lehrer unter den größten Sittenpredigern und Weisen zu wählen, so würden wir es für eine Zeitverschwendung halten, wenn wir jemand hören wollten, der nicht der geborene Verkündiger des Höchsten und Besten wäre und zu den bevorzugtesten Geistern gehörte. Auf diese Weise sind alle in der Lage, der Erbauung teilhaftig zu werden, welche die Begabtesten unter ihnen spenden können. Auch haben alle, dank der allgemeinen höheren Bildung, ein einigermaßen richtiges Urteil darüber, was wirklich das Beste ist. In dieser Führerschaft des religiösen und geistigen Genius liegt zugleich das Geheimnis und der Schutz für die Zivilisation, welche wir bis jetzt erreicht haben, sowie die sicherste Bürgschaft unsers Fortschreitens zu immer besseren Zuständen. Für jemand, der, wie Sie, in den demokratischen Vorstellungen des neunzehnten Jahrhunderts erzogen ist, mag es widersinnig erscheinen, daß die Einführung der gleichen wirtschaftlichen Zustände und einer allgemeinen Bildung, durch welche erst die rechte Demokratie geschaffen wurde, in der allervollkommensten Aristokratie, die man sich denken kann — nämlich der Regierung der Besten — ihren Gipfelpunkt erreicht hat. Welches Ergebnis könnte aber selbstverständlicher sein? — Unser heutiges Volk ist zu aufgeweckt, um sich irre führen oder selbst von Halbgöttern zu eigennützigen Zwecken mißbrauchen zu lassen. Andrerseits ist es aber auch bereit, jeder bessern Leitung mit Begeisterung zu folgen. So kommt es, daß unsre größten Männer und Frauen heutzutage eine selbstlose Herrschaft ausüben, die unumschränkter ist, als je ein Tyrann sie sich hat träumen lassen, und neben welcher die Siege des großen Alexander in nichts zusammenschrumpfen. Es giebt Menschen in der Welt, die ihre Mitmenschen bloß zur That aufzurufen brauchen, um der gleichzeitigen Zustimmung vieler Millionen gewiß zu sein. Handelt es sich um einen großartigen Anlaß und ist der Redner es wert, so wird die ganze Welt in ehrfurchtsvollem Schweigen an des Führers Lippen hängen, im Süden und Norden, im Osten und Westen, jeder an seiner Stätte. Solche Gewalt wäre vielleicht in Ihren Tagen gefährlich erschienen; wenn Sie aber bedenken, daß ihr Besitz von der Weisheit und Selbstlosigkeit abhängig ist, mit der sie ausgeübt wird, und daß sie bei dem ersten falschen Schritt versagen würde, so werden Sie sich überzeugen, daß man dieser Herrschaft so sicher trauen kann wie der Vorsehung Gottes."

„Doktor Leete hat mir zwar auseinandergesetzt, in welcher Weise die allgemeine Verbreitung der Bildung mit Hilfe Ihrer wissenschaftlichen Erfindungen diese Führerschaft der Auserwählten praktisch ermöglicht hat," sagte ich, „aber — verzeihen Sie — wie ist es denn denkbar, daß ein Redner zu einer so ungeheuern Zuhörerschaft spricht, wenn sich nicht das Pfingstwunder wiederholt? Er muß sich doch wenigstens auf diejenigen beschränken, welche dieselbe Sprache verstehen."

„Hat Ihnen denn Doktor Leete wirklich noch nichts von unsrer Weltsprache gesagt?"

„Ich habe nur Englisch sprechen hören."

„Natürlich spricht jeder seine Landessprache mit seinen Landsleuten, aber mit den übrigen Nationen redet man die Weltsprache — das heißt, wir brauchen heutzutage nur zwei Sprachen zu kennen, um mit allen Nationen zu sprechen — unsre eigne und die allgemeine. Lernen können wir ja so viele Sprachen, wie uns beliebt, und gewöhnlich treibt man mehrere zum Vergnügen; aber nötig sind nur diese beiden, wenn man die Welt bereisen oder ohne Dolmetscher nach allen Orten hin verkehren will. Viele kleinere Völker haben ihre Muttersprache ganz aufgegeben und sprechen nur die allgemeine. Den größeren Nationen, die in ihrer Sprache Schätze der schönen Litteratur besitzen, widersteht es natürlich sehr, auf sie zu verzichten; hierdurch haben die kleineren Völkerschaften eine Art Vorzug vor den großen. Indessen die Neigung, nur eine Sprache als lebende zu gebrauchen und alle andern als tote oder absterbende zu betrachten, nimmt so rasch zu, daß vielleicht nur noch gelehrte Philologen im stande gewesen wären mit Ihnen zu sprechen, hätten Sie noch um ein Menschenalter länger geschlafen."

„Aber trotz des Telephons und der Weltsprache bleiben doch immer noch die religiösen Gebräuche und Feierlichkeiten in Betracht zu ziehen," sagte ich. „Zu ihrer Ausübung müssen sich die Gläubigen doch in den Kirchen versammeln, wenn sie dieselben auch zum Zweck der Unterweisung entbehren können."

„Wenn ein solches Bedürfnis vorhanden ist, so hindert nichts, daß man so viele Kirchen hat, als irgend gewünscht werden, um sich darin zu versammeln. Ich glaube wohl, daß manche dies auch noch thun. Bei einem hohen Grade allgemein verbreiteter Geistesbildung konnte aber die Welt nicht umhin, den Zeremonien der Religion zu entwachsen, welche mit ihren Formen und Symbolen, ihren heiligen Zeiten und Orten, ihren Opfern, Festen, Fasten und Neumonden, der Kindheit des Geschlechts so wichtig waren. Die Zeit, welche Christus in seinem Gespräch mit der Samariterin am Brunnen vorausverkündete, ist nun vollständig eingetreten — die Zeit, da der Tempel und alles, was er dem Volke bedeutete, einer rein geistigen Religion den Platz räumen mußte — dem Gottesdienst ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, den Jesus für den Gott wohlgefälligsten erklärt hat."

„Wenn die religiösen Feste und Zeremonien beseitigt sind, der Kirchenbesuch zum Zweck der Erbauung entbehrt werden kann und sich jeder den Prediger nach persönlicher Neigung wählt, so würde ich glauben, daß alles Sektenwesen beinahe ganz verschwunden sein müsse."

„Das erinnert mich an den Anfang unsers Gesprächs," sagte Herr Barton. „Sie fragten, zu welcher Sekte ich gehöre? — Es ist schon lange nicht mehr im Volke gebräuchlich, sich in Sekten zu teilen und sich, auf Grund abweichender religiöser Ansichten, verschiedene Namen beizulegen."

„Ist es möglich?" rief ich aus. „Streitet man jetzt nicht mehr über die Religion? Haben die Menschen wirklich gelernt, verschiedener Meinung über Dinge der zukünftigen Welt zu sein, ohne daß sie auf Erden zu Feinden werden? Doktor Leete hat mich genötigt, eine Menge Wunder zu glauben; dies ist aber zu viel!"

„Ich begreife wohl, daß es einem Manne des neunzehnten Jahrhunderts zuerst ganz unglaublich vorkommen muß," erwiderte Herr Barton. „Wer hat denn aber die Streitigkeiten über Religion in jenen Tagen angeregt und aufrecht erhalten?"

„Natürlich die geistlichen Körperschaften, die Priester und Prediger."

„Das waren ja aber nicht viele. Wie konnten sie solche Mißhelligkeiten veranlassen?"

„Durch die Massen des Volks, die, vollständig unwissend, und demzufolge abergläubisch und abgöttisch, zu Werkzeugen in den Händen der Geistlichen wurden."

„Es gab aber doch eine kleine Zahl von Gebildeten. Waren diese auch Werkzeuge der Priester?"

„Im Gegenteil, sie bewahrten in religiösen Fragen eine ruhige, duldsame Haltung und waren ganz unabhängig von der Geistlichkeit. Wenn sie sich ihrem Einfluß überhaupt fügten, so geschah es, weil sie glaubten, er sei notwendig, um den rohen Pöbel im Zaum zu halten."

„Sehr gut. — Sie haben das Wunder erklärt. Es giebt jetzt keinen unwissenden Pöbel mehr, um dessentwillen es für die Gebildeten notwendig wäre, die Wahrheit zu vertuschen. Die gebildete Klasse, welche duldsamen und weisen Ansichten über die religiösen Streitfragen huldigt und es als eine sündhafte Thorheit erkennt, um ihretwillen zu zanken, ist die einzige Klasse geworden, die es giebt."

„Wie lange ist es denn aber her, daß die Leute aufgehört haben, sich Katholiken, Protestanten, Baptisten, Methodisten und was sonst noch zu nennen?"

„Das hat wohl zur Zeit der großen Umwälzung vollständig aufgehört. Schon früher hatten die mancherlei Unterscheidungen und Satzungen bedeutend von ihrem Ansehen verloren; gänzlich vertrieben und vergessen wurden sie jedoch in dem leidenschaftlichen Gefühl brüderlicher Liebe, welches die Menschen bei der Gründung einer edleren gesellschaftlichen Ordnung zusammenschloß. Doch hätte die alte Gewohnheit möglicherweise wieder aufleben können, wäre nicht in der ersten, auf den Umschwung folgenden Generation der Boden der Unwissenheit und des Aberglaubens zerstört worden, der den kirchlichen Einfluß unterstützte. Seitdem hat die allgemeine Geistesbildung seine Wiedererhebung für immer unmöglich gemacht. Sie ist die einzige Ursache, die man zur Erklärung des Verschwindens der Sekten anzuführen braucht; aber wenn Sie sich die Kluft zwischen den alten und neuen religiösen Gebräuchen noch deutlicher machen wollen, so dürfen Sie nur an gewisse wirtschaftliche Bedingungen denken, die jetzt gänzlich verschwunden sind, aber zu Ihrer Zeit die Macht der kirchlichen Einrichtungen wesentlich verstärkten. Man bedurfte damals mancherlei zum Gottesdienst; vor allem Gebäude zur Feier der religiösen Gebräuche und Zeremonien und für das Halten der Predigt. Auch machte es der Umstand, daß die Heiligkeit der religiösen Unterweisung hauptsächlich auf ihrer ehrwürdigen Ueberlieferung beruhte, statt auf innern Vernunftgründen, notwendig, daß jeder Prediger, welcher Zuhörer um sich sammeln wollte, in den Dienst einer der bestehenden Sekten eintrat. Mit einem Wort: die Religion — wie die Industrie und Politik — war kapitalisiert, von großen oder kleinen Körperschaften, welche ausschließlich den Betrieb beherrschten und nur den Glanz und die Macht ihrer Firma im Auge hatten. Wer sich an der Politik oder Industrie zu beteiligen wünschte, war genötigt, sich den Stimmführern der Partei oder den Leitern des Geschäfts unterzuordnen, und in Sachen der Religion stand es ebenso. Wollte jemand Religionsunterricht erteilen, so konnte er das nur thun, wenn er sich einer bestehenden Organisation anschloß, welche den Betrieb in Händen hatte — das heißt, einer der großen Kirchengemeinschaften. Religionsunterricht außerhalb dieser Gemeinschaften zu erteilen war, wenn nicht geradezu ungesetzlich, doch ein höchst schwieriges Unternehmen, mochte die Begabung des Lehrers für seinen Beruf auch noch so groß sein. Ebensogut hätte man versuchen können, in der Politik ein Rolle zu spielen, ohne ein Parteiabzeichen zu tragen, oder es in einem Geschäft zu etwas zu bringen, wenn man sich die großen Kapitalisten zu Feinden machte. Deshalb mußte, wer Religionslehrer sein wollte, sich zum Sprachrohr der einen oder andern Sekte hergeben, wollte er sich überhaupt Gehör verschaffen. Stand er unter einer Priesterherrschaft, so erhielt er seine Befehle von oben her, hatte die Religionsgesellschaft Gemeindeverwaltung, so erhielt er seine Weisungen von unten her. Die eine Kirche war monarchisch, die andre demokratisch — beides gleich unvereinbar mit

dem Amt eines Religionslehrers, dessen erste Bedingung, unsrer Anschauung nach, die vollkommenste Ursprünglichkeit des Gefühls und unbeschränkte Redefreiheit sein sollte.

„Man kann sagen, das alte kirchliche System habe unter einem doppelten Zwang gelitten. Dieser bestand erstens in der Unterwerfung der unwissenden Massen unter ihre geistlichen Leiter, und zweitens in der Knechtschaft dieser Leiter selbst, die in den Satzungen ihrer Sekten gefangen waren, welche, als geistliche Kapitalisten, alle Bestimmungen über das Lehramt für sich allein in Anspruch nahmen. Wie die Fessel zweifach war, so auch die Befreiung — eine Erlösung sowohl des Volks, als auch seiner Lehrer, welche es scheinbar geleitet hatten, aber selbst nur Puppen gewesen waren. Heutzutage ist das Predigen so frei wie das Hören und beides allen zugänglich. Wer einen besonderen Beruf fühlt, über religiöse Dinge zu seinen Mitbrüdern zu sprechen, bedarf keines andern Kapitals, als daß er etwas zu sagen weiß, was der Rede wert ist. Hat er das, so braucht er keine weiteren Anstalten außer dem freien Telephon, um sich einen Zuhörerkreis zu sammeln, dessen Größe sich nach dem Maß der Ueberzeugungskraft richtet, das er besitzt. Jetzt hängt sein Unterhalt nicht von seinen Predigten ab. Sein Geschäft ist nicht ein bestimmtes Amt. Er gehört weder durch seine Erziehung, noch durch seine Thätigkeit zu einer besondern Klasse unter den Bürgern, und er braucht niemals eine abgesonderte Stellung einzunehmen. Die höhere Ausbildung, die er mit allen andern teilt, hat seinen Verstand genügend ausgerüstet, und die vollständige Enthebung von allen öffentlichen Pflichten nach dem fünfundvierzigsten Jahr giebt ihm reichliche Muße zur Ausübung seines Berufs. Kurz — der heutige Religionslehrer ist nicht ein Priester, sondern ein Prophet. Seine Weihe erhält er jedoch nicht durch irgend welche menschliche Ermächtigung oder kirchliche Bestätigung. Die Kraft seines Wortes bezeugt sich ganz wie bei den Propheten des Altertums — einzig und allein in dem Wiederhall, den es in den Herzen der Menschen zu erwecken vermag."

„Wenn aber nun Leute," warf ich ein, „denen noch die kirchlichen Zeremonien der alten Zeit und das unmittelbare Anhören der Predigt am Herzen liegen, wünschen sollten, beim Gottesdienst Kirche und Geistliche zu haben, würde dem etwas entgegenstehen?"

„Gewiß nicht. Freiheit ist das erste und letzte Wort unsrer Zivilisation. Es steht vollständig im Einklang mit unserm Wirtschaftssystem, wenn sich eine Gruppe zusammenthut und Beiträge aus ihrem Einkommen giebt, um sich Gebäude zu Vereinszwecken zu mieten und einen besondern Prediger anzustellen. Sie brauchen nur die Nation für den Verlust seiner öffentlichen Dienste schadlos zu halten. Der Staat nötigt niemand, einen Privatvertrag einzugehen, aber verbieten thut er es keineswegs. Auf diese Weise wurde das alte Kirchensystem nach der Umwälzung noch eine Zeitlang von einem Teil seiner Anhänger festgehalten. Das hätte auch bis jetzt geschehen können, wenn es jemand wünschte. Aber die Verachtung, in welche jedes Mietsverhältnis sogleich nach der Umwälzung geraten war, machte die Stellung solches gemieteten Geistlichen unerträglich, und bald gab sich niemand mehr dazu her. Obendrein mochte auch kein Mensch noch dergleichen Dienste, besonders geistlicher Art, unter solchen Bedingungen annehmen."

„Wie Sie die Sache erzählen," sagte ich, „scheint alles so einfach, als hätte es nicht anders kommen können. Aber Sie glauben nicht, welchen Eindruck einem Mann des neunzehnten Jahrhunderts eine Welt machen muß, die sich ohne den kirchlichen Einfluß behelfen will, der damals eine so große Rolle bei allen menschlichen Angelegenheiten spielte und einen so breiten Raum im Leben jedes einzelnen einnahm."

„Zum Teil kann ich mich in Ihre Gefühle versetzen," erwiderte mein Gefährte, „obgleich ohne Zweifel kaum annähernd. Und doch ist durch die Zeichen der Zeit in Ihren Tagen der Untergang des kirchlichen Systems schon deutlich vorausverkündigt worden. Es vollzog sich damals eine allgemeine Auflösung des Dogmatismus, welche es Ihren Zeitgenossen fraglich machte, was denn überhaupt noch übrig bleiben würde. Die Geistlichkeit verlor zusehends an Macht und Einfluß, der Unterschied der Sekten verschwand, die Glaubensbekenntnisse wurden gering geachtet, und um die kirchliche Ueberlieferung kümmerte man sich nicht mehr. Wenn also irgend etwas mit Sicherheit vorausgesagt werden konnte, so war es, daß die religiösen Vorstellungen und Einrichtungen der Welt einer großen Umwandlung entgegengingen."

„Das ist ganz richtig," sagte ich. „Hätten die Prediger damals angenommen, daß die Geistesrichtung der Männer den Ausschlag geben würde, so wäre ihnen wohl alle Hoffnung vergangen, ihren Einfluß zu bewahren. Sie rechneten jedoch auf Unterstützung von einer andern Seite."

„Von welcher denn?"

„Sie verließen sich auf ihre treuen Anhängerinnen, die Frauen. Diese wurden zu meiner Zeit das ‚fromme Geschlecht' genannt. Mußte die Geistlichkeit auch zugeben, daß es um das kirchliche Interesse der gebildeten Klasse der Männer, ja vielleicht der Männer überhaupt, schlecht bestellt sei, so hegte sie doch die Zuversicht, daß die Frömmigkeit der Frauen die heilige Sache retten werde. Die Frauen waren der Hauptanker der Kirche, nicht nur, weil sie am fleißigsten die Gottesdienste besuchten, sondern auch, weil sich die Männer durch ihren Einfluß meist bewegen ließen, die kirchlichen Ansprüche stillschweigend

zu dulden. Warum hätten denn unsre Geistlichen nicht auch ferner auf die Anhänglichkeit der Frauen zählen sollen, mochten die Männer auch thun, was sie wollten?"

„Gewiß wäre das gerechtfertigt gewesen, hätte sich die Stellung der Frau nicht gänzlich verändert. Aber ihre Erhebung und die Erweiterung ihres Bereichs nach allen Richtungen hin ist ja gerade das merkwürdigste Ergebnis der Umwälzung. Davon haben Sie sich jetzt ohne Zweifel bereits selbst überzeugt. Wohl nannte man zu Ihrer Zeit die Frauen das ‚fromme Geschlecht', aber das sollte nicht etwa heißen, daß sie besonders geistlich gesinnt waren. Man wünschte dadurch nur auf schmeichelhafte Weise auszudrücken, daß sie sich leichter lenken ließen als die Männer. In der Regel weniger unterrichtet, zu Unterordnung und Unselbständigkeit erzogen, ohne das Gefühl der Verantwortlichkeit, stützten sie sich in allen Dingen auf Sitte und Herkommen. Daher hielten sie natürlich auch an den alten Lehren der Religion fest, nachdem die Männer sich bereits allgemein von den Fesseln des Dogmas freigemacht hatten. Mit dem Umsturz war das alles auf einmal umgewandelt; freilich hatte sich schon lange vorher eine Veränderung angebahnt. Seitdem besteht kein Unterschied mehr in der Ausbildung der Geschlechter. Sowohl in der Selbständigkeit ihrer wirtschaftlichen Stellung, als was ihre Verantwortlichkeit und praktische Lebenserfahrung betrifft, steht die Frau dem Manne gleich. Daraus ergibt sich ganz von selbst, daß das weibliche Geschlecht nicht mehr so gefügig ist wie früher. Weder in Sachen der Religion noch der Politik oder Volkswirtschaft sind die Frauen jetzt unterwürfiger oder urteilsloser als ihre Mitbrüder. An allen Bestrebungen der Männer haben sie ihren gleichberechtigten Anteil, auch an der höchsten und wichtigsten Aufgabe des Menschen, dem Forschen nach der Erkenntnis der Natur, nach seiner eignen Bestimmung und seinem Zusammenhang mit der geistigen und materiellen Unendlichkeit, von der er ein Teil ist."

XXXII.

Eritis sicut Deus.

„Wenn ich Sie recht verstehe," sagte ich, „so hat das Verschwinden der religiösen Spaltungen und der Priesterkaste das allgemeine Interesse für die Religion durchaus nicht verringert."

„Glaubten Sie, daß dies die Folge sein müsse?"

„Ich weiß nicht. Ich habe niemals viel über solche Dinge nachgedacht. Die Geistlichkeit stellte es so dar, als ob sie höchst wesentlich zur Erhaltung der Religion sei, und wir übrigen nahmen deshalb als selbstverständlich an, daß es der Fall wäre."

„Jede soziale Einrichtung, die längere Dauer gehabt hat," erwiderte Herr Barton, „diente ohne Zweifel einem Zweck, welcher zurzeit nützlich und unentbehrlich war. Könige, Geistliche und Kapitalisten — letztere waren sie übrigens alle, wenn auch Kapitalisten von sehr verschiedener Art — haben während ihrer Herrschaft Aufgaben zu erfüllen gehabt, die notwendig waren und damals auch kaum besser erfüllt werden konnten. Wie aber mit der Abschaffung des Königtums eine verständige Regierung begann und die Vernichtung des Privatkapitalismus der Anfang eines wirklichen Wohlstandes war, erzeugte auch die Beseitigung der kirchlichen Anstalten, Regeln und Satzungen — aus denen der geistliche Kapitalismus bestand — eine Erweckung der Welt zur innigsten Teilnahme an allen großen Angelegenheiten, die das Wort Religion umfaßte.

„Wie notwendig auch die Unterwerfung der Menschen unter priesterliche Herrschaft für ihre Entwicklung gewesen sein mag, so war doch gerade diese Bevormundung am meisten dazu angethan, die Fähigkeiten, auf die sie einwirkte, zu lähmen und zu ertöten. Der Zusammenbruch des Kirchentums machte sogleich die Bahn frei für eine begeisterte Teilnahme an den großen Fragen nach dem Wesen und der Bestimmung des Menschen. Die würdigen Seelsorger Ihrer Tage, welche die ihnen anvertraute Herde mit so mühevoller Anstrengung und so geringem Erfolge für geistliche Dinge zu erwärmen suchten, würden dieses neue Leben unbegreiflich gefunden haben. Der Mangel an allgemeinem Interesse dafür war das natürliche Ergebnis der Alleinherrschaft der Geistlichkeit auf diesem Gebiete. Die Priester standen als Dolmetscher zwischen dem Menschen und dem Mysterium, das ihn umgab, und übernahmen die Bürgschaft für die geistliche Wohlfahrt aller, die ihnen vertrauen wollten. Als die Macht der Kirche gebrochen war, sah sich jede Seele diesem Geheimnis selbst gegenübergestellt und mußte es auf eigne Verantwortlichkeit zu ergründen suchen. Die Erkenntnis vom Zusammenhang des Menschen mit dem Ewigen stand nun nicht mehr unter der drückenden Beeinflussung des Dogmas einer überlieferten Theologie, welches bis dahin die unbegrenzteste der Wissenschaften zu der beschränktesten und engsten gemacht hatte. Als der Gottesdienst der Vergangenheit und die knechtische Unterwerfung unter das geschriebene Wort den Geist nicht mehr lähmten, drängte sich den Menschen die Ueberzeugung auf, daß es für ihre Erkenntnis von der Natur ihres Wesens und ihrer Bestimmung keine Schranken gebe, und daß diese Bestimmung unendlich sei. An die Stelle der priesterlichen Lehre, daß Gott sich nur den Vätern offenbart habe und die Vergangenheit göttlicher sei als die Gegenwart, trat der Glaube, daß wir vorwärts und nicht rückwärts schauen müssen nach der Quelle der Begeisterung; daß wir von der Gegenwart und der Zukunft eine reichere und sicherere Erkenntnis hoffen dürfen

über alles, was die Seele und Gott betrifft, als uns die Vergangenheit gebracht hat."

„Und hat sich dieser Glaube praktisch bestätigt?" fragte ich. „Ist man wirklich der Wahrheit näher gekommen? Wissen Sie in diesen Dingen mehr als wir? Haben Sie mit größerer Bestimmtheit erkannt, was wir nur zu glauben versuchten?"

Herr Barton schwieg einen Augenblick, ehe er antwortete:

„Sie sagen, daß Sie bei Ihren Gesprächen mit Doktor Leete bis jetzt die religiösen Dinge wenig berührt haben. Als er Sie in die heutige Welt einführte, war es auch durchaus richtig und logisch, daß er zuerst hauptsächlich bei der Umwandlung im wirtschaftlichen System verweilte, da es die Grundlage für alle Veränderungen bildet, die eingetreten sind. Ich bin aber überzeugt, daß Ihnen auf die Frage, welcher Fortschritt im vergangenen Jahrhundert am meisten dazu gedient hat, das Glück der Menschen zu erhöhen, jedermann antworten würde: ‚Der Fortschritt in der Erkenntnis der Seele und ihres Zusammenhangs mit dem Ewigen und Unendlichen.'

„Diese höhere Erkenntnis ist nicht allein das Ergebnis einer verständigeren Auffassung des Gegenstandes und der vollständigen geistigen Freiheit bei seiner Erforschung, sondern wir verdanken sie auch zum großen Teil den sozialen Verhältnissen. Die materiellen Interessen nehmen uns nicht mehr ausschließlich in Anspruch; seit fast einem Jahrhundert erfreuen wir uns einer wirtschaftlichen Wohlfahrt, die in Rücksicht auf physische Befriedigung nichts zu wünschen übrig läßt. Dabei hat sich besonders durch gesteigerte Bildung eine Einfachheit des Geschmacks entwickelt, welche allen Luxus und alle Ueberladung verwirft. Man legt weniger Wert auf die materielle als auf die geistige und moralische Seite des Lebens; je mehr wir haben, um so geringer sind unsre Bedürfnisse. Nach der materiellen Seite hin hat unser Geschlecht das Endziel der Entwicklung erreicht; das hatten wir längst erkannt und hegen in dieser Richtung keinen Ehrgeiz mehr. Die natürliche Folge davon war, daß wir unsre Hauptkräfte auf die geistige Entwicklung der Menschheit gerichtet haben, welche durch die Vollendung der materiellen Entwicklung erst ermöglicht wurde. Was wir bis jetzt gelernt haben, ist unsrer Ueberzeugung nach nur ein schwacher Schimmer von der Erkenntnis, die wir erreichen werden. Sollten aber auch die Schranken dieses irdischen Zustandes uns die Hoffnung rauben, jemals hienieden mehr zu wissen, so würden wir nicht murren. Die Erkenntnis, die wir haben, reicht hin, um den Schatten des Todes in einen ‚Bogen der Verheißung' umzuwandeln und allen menschlichen Thränen ihre Bitterkeit zu nehmen. Wenn Sie sich näher mit unsrer Litteratur bekannt machen, werden Sie bemerken, daß sie sich in einer Hinsicht ganz entschieden von der Ihrigen unterscheidet: ihr fehlt jeder weltschmerzliche Ton. Das kommt natürlich daher, daß unser wahres Leben in nicht zu erschütternder Sicherheit ruht, ‚verborgen in Gott', wie Paulus sagt. Bei dieser Auffassung haben die Begebenheiten und Wechselfälle im Leben des einzelnen nur eine verhältnismäßig geringfügige Bedeutung.

„In Augenblicken der Begeisterung haben Ihre Weisen und Dichter wohl erkannt, daß der Tod nur ein Schritt im Leben sei; aber den meisten Menschen schien das ein hartes Wort. Wenn sich heutzutage ein Leben seinem Ende naht, wird es nicht vom Dunkel überschattet, sondern von immer hoffnungsfroherer Erwartung durchglüht. Die Jungen könnten die Alten darum beneiden, wenn sie nicht wüßten, daß sich über ein kleines dieselbe Pforte auch ihnen öffnen wird. Zu Ihrer Zeit scheint eine unaussprechliche Traurigkeit der Grundton des Lebens gewesen zu sein, der — gleich dem Klagegestöhn der Wellen für die Küstenbewohner des Meeres — immer hörbar wurde, sobald der Lärm und das Tagesgetriebe einen Augenblick aufhörte. Jetzt ist dieser Grundton so wonnevoll, daß wir still sind, um auf ihn zu lauschen."

„Wenn die Menschen dergestalt fortfahren, in der Erkenntnis zu wachsen und teil zu haben am göttlichen Leben, wohin werden sie dann noch kommen?" fragte ich.

Herr Barton lächelte:

„Sprach nicht die Schlange in der alten Erzählung: ‚Wenn Ihr von der Frucht dieses Baumes esset, so werdet Ihr sein wie Gott?' Das Versprechen war dem Wortlaut nach richtig; es scheint aber, daß in Betreff des Baumes ein Irrtum vorlag. Vielleicht war es der Baum selbstsüchtiger Erkenntnis — oder die Frucht war noch nicht reif. — Die Geschichte ist nicht recht klar. Christus sagte später dasselbe, als er den Menschen verhieß, daß sie Gottes Kinder werden könnten. Er aber irrte sich nicht in dem Baum, welchen er ihnen zeigte — und dessen Frucht war reif. Diese Frucht war die Liebe; denn die alles umfassende Liebe ist zugleich Saat und Frucht, Ursache und Wirkung der höchsten und vollkommensten Erkenntnis. Durch unendliche Liebe wird der Mensch Gott gleich, denn durch dieselbe wird er sich bewußt, mit Gott eins zu sein, und alle Dinge sind ihm unter die Füße gegeben. Erst seit die große Umwälzung die Aera der menschlichen Brüderlichkeit eingeführt hat, ist die Menschheit im stande, diese Frucht vom wahren Baum der Erkenntnis in Fülle zu genießen und dadurch mehr und mehr zum Bewußtsein ihres eigentlichen Seins und Wesens und des verborgenen Lebens der Seele in

Gott zu gelangen. — Ja, wahrlich, wir werden Gott gleich sein. Das Motto der modernen Zivilisation ist: Eritis sicut Deus."

„Sie sprachen eben von Christus. Verstehe ich Sie recht, daß die neue Religion als dieselbe angesehen wird, welche Christus gelehrt hat?"

„Ganz gewiß. Sie besteht zwar schon seit dem Beginn der Geschichte, ja seit Urzeiten. Die Lehre Christi ist uns jedoch am vollkommensten und klarsten übermittelt worden. Er lehrte die Religion der Liebe; aber von der damaligen Welt konnten nur wenige sie in sich aufnehmen. Ueberhaupt ist die Welt im ganzen außer stande gewesen, sie zu bekennen oder auch nur zu verstehen, bis zu diesem gegenwärtigen Jahrhundert."

„Warum konnte die Welt denn nicht früher die Offenbarung empfangen, welche sie jetzt so leicht zu begreifen scheint?"

„Weil sich Gott der Menschenseele durch die Liebe offenbarte, die Welt es aber von sich wies, der Liebe Gehör zu geben, und sie gekreuzigt hat. Die Religion Christi, welche auf selbstloser Begeisterung beruhte, konnte unmöglich von einer Welt aufgefaßt und verstanden werden, deren soziales System sich als Bedingung ihres Daseins auf brudermörderischen Kampf gründete. Propheten, Seher und Heilige mögen wohl ihren Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut haben, aber unmöglich konnten alle Menschen Gott erkennen, wie Christus ihn offenbarte, ehe die soziale Gerechtigkeit eine allgemeine brüderliche Liebe erzeugt hatte. Der Mensch mußte den Menschen als seinen Bruder betrachten, ehe ihm Gott als sein Vater enthüllt werden konnte. Dem Namen nach wollte zwar die Geistlichkeit Christi Lehre, daß Gott ein liebender Vater sei, annehmen und verbreiten; aber natürlich war es einfach unmöglich, daß dieser Gedanke keimen und Wurzel schlagen konnte in Herzen, die kalt und hart wie Stein und von Haß und Mißtrauen gegen ihre Mitmenschen erfüllt waren. ‚Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet.' Die Priester bestürmten ihre Gemeinden mit Ermahnungen, Gott zu lieben und ihm ihr Herz zu schenken. Sie hätten sie vielmehr lehren sollen — wie Christus es that — ihre Mitmenschen zu lieben und sich ihnen von Herzen zu ergeben. In solchen Herzen würde sich die Liebe zu Gott rasch entzündet haben. Die Alten berichten uns ja, daß himmlisches Feuer unfehlbar jedes Opfer in Brand setzte, das auf die rechte Weise bereitet und dargebracht wurde. — Ohne Zweifel werden Sie, Herr West, von jener Kanzel dort wiederholt Worte gehört haben, wie: ‚So wir uns untereinander lieben, so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns.' — ‚Wer seinen Bruder liebet, der bleibet im Licht.' — ‚So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner.' — ‚Wer den Bruder nicht liebet, der bleibet im Tode.' — ‚Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.' — ‚Wer lieb hat, der kennet Gott.' — ‚Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht, denn Gott ist die Liebe.'

„Hierin liegt der wahrhaftige Gehalt der Lehre Christi samt den Bedingungen für den Eintritt in das Reich Gottes. Wir sehen darin auch eine genügende Erklärung, warum die Offenbarung, welche Christo schon vor so langer Zeit zu teil wurde und andern erleuchteten Seelen nach ihm, unmöglich bei der Menschheit im allgemeinen Eingang finden konnte, solange eine unmenschliche gesellschaftliche Ordnung eine Mauer zwischen Gott und dem Menschen aufrichtete. Im Augenblick, als jene Mauer fiel, überflutete die göttliche Offenbarung die ganze Welt gleich einem Sonnenaufgang.

„‚Wenn wir einander lieben, so wohnt Gott in uns'; achten Sie darauf, auf welche Weise diese Worte in Erfüllung gingen, als das Menschengeschlecht endlich seinen Gott fand! Achten Sie darauf — es geschah nicht durch absichtliches oder bewußtes Suchen Gottes. Die große Begeisterung der Menschheit, welche die alte Ordnung umstürzte und die brüderliche Gemeinschaft einführte, war ursprünglich keine unmittelbare Erhebung zu Gott. Es war eine rein menschliche Bewegung. Die Menschenherzen zerschmolzen und strömten einander zu; es entstand ein Erguß reuevoller Zärtlichkeit, ein leidenschaftliches Erwachen gegenseitiger Liebe und opferfroher Hingabe für das allgemeine Wohl. Aber ‚wenn wir einander lieben, so wohnet Gott in uns' — das sollten die Menschen erfahren. Es scheint, daß ein Augenblick eintrat — der erhabenste Augenblick in der Geschichte der Menschheit, als sich zu der Glut neu entdeckter Bruderliebe das unaussprechliche Gefühl einer göttlichen Anteilnahme gesellte — als ob Gottes Hand sich auf die geeinigten Hände der Menschen legte. So ist es geblieben bis heute und wird so bleiben immerdar."

(Fortsetzung folgt.)

Heimweh.

Von

Henryk Sienkiewicz.

Aus dem Polnischen übersetzt von Leonhard Brixen.

I.

Der Leuchtturmwächter von Aspinwall, in der Nähe von Panama, war eines Tages spurlos verschwunden. Es geschah während eines heftigen Sturmes, man nahm daher an, daß der Unglückliche dem Ufer der felsigen kleinen Insel, auf der der Leuchtturm steht, zu nahe gekommen und, von einer hochgehenden Woge erfaßt, hinweggespült worden war. Da das kleine Boot, das in der felsigen Einbuchtung ruhte, am darauffolgenden Tage gefunden wurde, so sprach alles für die Richtigkeit der Annahme. Auf diese Weise war der Posten eines Leuchtturmwächters frei geworden, und es mußte um so schneller an Ersatz gedacht werden, als der Leuchtturm für die Bewegung am Platz selbst, sowie für den Verkehr der Dampfschiffe zwischen New York und Panama keine geringe Rolle spielt. Die zahlreichen Sandbänke und Verschüttungen sind durch Moskitoschwärme geradezu verfinstert, und es wird schon am Tage schwer genug, an ihnen vorüberzukommen. In der Nacht wird die Durchfahrt durch diese von der Sonne durchglühten Gewässer fast zur Unmöglichkeit. Da ist der Leuchtturm den zahlreichen Schiffen der einzige Wegweiser. Die Aufgabe, einen Leuchtturmwächter zu finden, fiel dem in Panama ansässigen Konsul der Vereinigten Staaten zu und war in Anbetracht dessen, daß binnen zwölf Stunden Ersatz gefunden werden mußte, keine geringe. Auch mußte der Neuzuwählende ein durchaus zuverlässiger Mensch sein, es paßte also nicht jedweder für den Posten; was aber das Schlimmste war, es fehlte im allgemeinen an Bewerbern für die Stelle. Das Leben auf dem Leuchtturm ist ein sehr schweres und sagt den Südländern, die ein müßiges, thatenloses Dasein vorziehen, wenig zu. Der Leuchtturmwächter lebt fast wie ein Gefangener. Mit Ausnahme des Sonntags darf er sein kleines Felseneiland keinen Augenblick verlassen. Die Fähre von Aspinwall versieht ihn einmal täglich mit den notwendigen Nahrungsmitteln und mit frischem Wasser, worauf der Fährmann sich alsbald wieder entfernt und der Wächter auf der ganzen, einen Morgen Land umfassenden Insel mutterseelenallein zurückbleibt. Der Wächter bewohnt den Leuchtturm, den er in Ordnung zu halten hat. Tagsüber giebt er seine Zeichen hinsichtlich des Barometerstandes durch Aushängen verschiedenfarbiger Flaggen, am Abend wird die Flamme angezündet. An sich wäre die Arbeit nicht so bedeutend, wäre damit nicht der Umstand verbunden, daß der Wächter, um die Spitze des Leuchtturms zu erklimmen, vierhundert durch weite Zwischenräume getrennte Stufen einer schmalen Wendeltreppe ersteigen muß und gezwungen ist, diesen Weg wiederholt im Laufe des Tages zurückzulegen. Es ist ein Klosterleben, oder besser gesagt ein Einsiedlerleben. Was Wunder daher, daß Mr. Isaak Folcombridge sich in keiner geringen Verlegenheit befand, um einen dauernden und entsprechenden Ersatz für den Dahingegangenen zu finden, und man wird seine Freude begreifen, als ganz unverhofft sich noch an demselben Tage ein Bewerber meldete. Es war ein alter Mann, fast ein Siebziger, aber kräftig und ungebeugt, mit der Haltung und den Bewegungen eines Soldaten. Er hatte schneeweiße Haare, und die Hautfarbe war von der Sonne so braun gebrannt wie die eines Kreolen, doch nach den blauen Augen zu schließen, war er kein Südländer. Sein Antlitz war gramdurchfurcht und traurig, hatte jedoch einen biedern Ausdruck. Schon auf den ersten Blick fand Folcombridge Gefallen an ihm. Es galt also nur, sich ein Urteil über ihn zu bilden, infolgedessen erhob sich das folgende Zwiegespräch:

„Was seid Ihr für ein Landsmann?"

„Ich bin ein Pole."

„Was war bis jetzt Eure Beschäftigung?"

„Ich habe mich herumgetrieben."

„Der Leuchtturmwächter muß seßhafter Natur sein!"

„Ich bedarf der Ruhe."

„Habt Ihr jemals gedient? Habt Ihr Zeugnisse, daß Ihr dem Staat je ordentliche Dienste geleistet?"

Der alte Mann zog aus der Brusttasche seines Gewandes ein verschossenes Stück Seidenstoff, das einem Fahnenfetzen glich, breitete es auseinander und sprach:

„Hier sind meine Zeugnisse. Dieses Kreuz erhielt ich im Jahre 1830. Dieses zweite Kreuz, das spanische, im Karlistenkrieg; das dritte ist das Kreuz der französischen Legion, ein viertes erwarb ich mir

in Ungarn. Dann kämpfte ich in den Vereinigten Staaten gegen den Süden, da giebt es keine Kreuze — daher dieses Papier."

Folcombridge ergriff den Bogen und las:

„Hm! Skawinski? Das also ist Euer Name? Hm! Eigenhändig im Handgemenge zwei Fahnen erobert! Ihr wart ein tapferer Soldat!"

„Ich werde es auch verstehen, ein gewissenhafter Leuchtturmwächter zu sein."

„Man muß täglich mehreremal den Turm erklimmen. Habt Ihr gesunde Beine?"

„Ich bin zu Fuß von New York nach Kalifornien gewandert!"

„All right! Kennt Ihr den Dienst zur See?"

„Ich habe drei Jahre bei den Walfischfängern gedient."

„Nun, Ihr habt ja allerhand versucht."

„Nur die Ruhe habe ich nirgends gefunden."

„Weshalb?"

„Das war so mein Schicksal."

„Nun, für den Dienst auf dem Leuchtturm finde ich Euch doch zu alt."

„Herr," entgegnete der Bewerber mit bewegter Stimme, „ich habe mich viel herumgeschlagen und bin sehr müde. Ihr seht, daß ich viel versucht habe. Diese offene Stelle ist eine derjenigen, nach der ich mich am heißesten gesehnt. Ich bin alt und möchte ausruhen. Ich muß mir sagen können: da bleibst du, das ist der Hafen, in den du eingelaufen bist. O Herr! Das hängt nur von Euch ab. Eine solche Stelle findet sich vielleicht für mich nie wieder. Welch ein Glück, daß ich gerade in Panama war! Ich flehe Euch an. So wahr mir Gott helfe, ich bin wie ein Schiff, das, wenn es den Hafen nicht erreichen kann, untergehen muß. Wenn Ihr einen alten Mann beglücken wolltet! Ich schwöre, daß ich ein ehrlicher Mensch bin — das Herumtreiben aber, das habe ich satt!"

Aus den blauen Augen des Greises sprach so heißes Flehen, daß Folcombridge, der ein gutes, braves Herz hatte, sich ganz ergriffen davon fühlte.

„Nun wohl," sagte er. „Ihr sollt die Stelle haben, von jetzt ab seid Ihr der Leuchtturmwächter."

Eine unbeschreibliche Freude überstrahlte das Antlitz des Alten.

„Tausend Dank!"

„Könnt Ihr noch heute Euern Dienst antreten?"

„Jawohl."

„Also — good bye! Doch, noch ein Wort. Ihr wißt, daß jedes Vergehen im Dienst sofort die Stelle kostet?"

„All right."

Noch an demselben Abend — der Sonnenball hatte sich in die Meeresfluten gesenkt, und auf den strahlenden Tag war fast ohne Dämmerung die Nacht gefolgt — war der neue Turmwächter offenbar schon auf seinem Platz, denn aus dem Leuchtturm strömten wie immer grelle Lichtgarben aufs Wasser hinaus. Die Nacht war ruhig und lautlos, wahrhaft tropisch, durchtränkt von lichtem Nebel, der um den Mond einen großen regenbogenfarbigen Hof mit weich verschwimmendem Rande bildete. Nur das Meer war bewegt, denn die Flut kam heran. Skawinski stand auf dem Balkon neben den mächtigen Feuern und erschien, von unten gesehen, wie ein kleiner schwarzer Punkt. Er versuchte es, seine Gedanken zu sammeln und seine neue Lage ins Auge zu fassen. Aber auf ihm ruhte ein zu schwerer Druck, um ihm ein regelrechtes Denken zu gestatten. Ihm war zu Mute wie einem gehetzten Wild, das nach langer Jagd auf einem unzugänglichen Felsen Schutz gefunden. So war für ihn wirklich der Zeitpunkt der Ruhe gekommen. Das Gefühl der Sicherheit erfüllte seine Seele mit ungekannter Wonne. War er auf diesem einsamen Felsen thatsächlich vor dem Umherirren, dem Mißgeschick, dem Unglück geborgen? War er nicht wie das Schiff, dem der Sturm den Mast gebrochen, die Segel zerrissen, das, von der Höhe in die Tiefe geschleudert, von den schäumenden Wellen gepeitscht und überspült, dennoch den rettenden Hafen erreicht? Im Hinblick auf die unendliche Ruhe, die seiner jetzt harrte, ließ er die Erinnerung an die Stürme seines Lebens flüchtig an seinem Geiste vorüberziehen. Einen Teil seiner Erlebnisse hatte er ja dem Konsul erzählt, das meiste war unerwähnt geblieben. So oft er es auch versucht hatte, sein Zelt aufzuschlagen, einen eignen Herd zu gründen, immer verfolgte ihn das Unglück und führte ihn dem Verderben zu. Während er so auf dem Balkon des Turmes stand und auf die beleuchteten Wellen niederblickte, entrollten sich vor ihm die Bilder seiner Vergangenheit. Er hatte in vier Weltteilen gefochten und hatte es, herumirrend, fast mit jedem Beruf versucht. Ehrlich und arbeitsam, wie er war, hatte er sich so manches Mal einen Notpfennig erworben und ihn gegen alle Wahrscheinlichkeit und trotz der größten Vorsicht wieder verloren. Er war Goldgräber in Australien gewesen, hatte in Afrika Diamanten geschürft und in Westindien dem Staate als Jäger gedient. Als er seinerzeit sich in Australien eine Farm anlegte, ward dieselbe durch die Dürre vernichtet. Er versuchte mit den wilden Stämmen, die im Innern Brasiliens hausen, Handel zu treiben. Sein Floß zerschellte auf dem Amazonenstrom, er selbst irrte wehrlos und halb nackt wochenlang in den Wäldern umher, nährte sich von wilden Früchten und war fortwährend der Gefahr, von Raubtieren zerrissen zu werden, ausgesetzt. In Helena in Arkansas legte er eine Schmiedewerkstätte an; in der Feuersbrunst, die den ganzen Ort vernichtete, ging sie zu Grunde. In den Rocky

Mountains geriet er in die Gewalt von Indianern und wurde nur wie durch ein Wunder von kanadischen Jägern gerettet. Er diente als Matrose auf einem Dampfer, der zwischen Bahia und Bordeaux verkehrte, auf einem zweiten als Walfischjäger; beide Schiffe gingen zu Grunde. Er betrieb eine Zigarrenfabrik in Havanna und wurde, während er schwer krank daniederlag, von seinem Compagnon bestohlen. Endlich gelangte er nach Aspinwall, und hier sollte seinen Leiden eine Grenze gesetzt werden. Was konnte ihm auf dieser kleinen Felseninsel noch zukommen, wer ihm etwas anhaben? Weder Feuer, noch Wasser, noch die Menschen! Von den Menschen hatte Skawinski übrigens nicht viel Schlechtes erfahren. Ihm waren mehr gute als böse Menschen begegnet. Nur die Elemente schienen ihn zu verfolgen. Diejenigen, die ihn kannten, sagten, daß er kein Glück habe, und damit war alles gesagt. Schließlich wurde es bei ihm selbst zur fixen Idee, daß eine furchtbare rächende Hand ihn zu Wasser und zu Land verfolge. Doch liebte er es nicht, darüber zu sprechen. Nur manchmal, wenn man ihn fragte, wessen Hand das wohl sei, deutete er geheimnisvoll nach dem Polarstern und meinte, daß sie dort zu suchen wäre. Thatsächlich waren seine Mißerfolge so dauernd, daß sie fast unbegreiflich erschienen, und kein Wunder, daß sie den, der sie erfuhr, fast um den Verstand brachten. Er hatte übrigens die Geduld eines Indiers und jene große zähe Widerstandskraft, die dem braven, rechtlichen Sinne entspringt. In Ungarn hatte er seinerzeit eine ganze Anzahl von Bajonettstößen in den Leib bekommen, weil er den gebotenen Ausweg, Pardon zu erbitten, nicht ergreifen wollte. Ganz ebensowenig ergab er sich dem Unglück. So emsig wie die Ameise versuchte er es, den Berg aufwärts zu klimmen. Neunundneunzigmal herabgestoßen, versuchte er ruhig seinen Weg zum hundertstenmal. Er war in seiner Weise ein ganz eigenartiger Sonderling. Dieser alte Soldat, gehärtet durch jegliches Unglück, geprüft und geschlagen, er trug ein wahres Kinderherz in der Brust. Bei einer Epidemie auf Kuba erkrankte er einzig deshalb, weil er seinen ganzen bedeutenden Vorrat an Chinin den Kranken hingegeben und nur ein Gramm für sich behalten hatte. Auch das war ganz merkwürdig an ihm, daß er nach so zahllosen Enttäuschungen immer voll Vertrauen war und die Hoffnung nicht aufgab, daß alles sich noch zum Guten wenden würde. Besonders belebte ihn der Winter und fand ihn stets in Erwartung irgend eines bedeutsamen Ereignisses. Er erwartete es ungeduldig und zehrte an dieser Erwartung so manches Jahr. Aber die Winter folgten einander, doch Skawinski erlebte nur, daß sie ihm die Haare bleichten. Endlich alterte er und verlor nach und nach seine Energie. Seine Geduld nahm allmählich die Gestalt der Resignation an. Die ehemalige Gelassenheit verwandelte sich in Weichmütigkeit, und dieser gestählte Kriegsmann war bei jedweder Gelegenheit nahe daran, sich in Thränen aufzulösen. Ueberdies ergriff ihn von Zeit zu Zeit das schreckliche Heimweh, das oft durch die unbedeutendste Veranlassung hervorgerufen wurde. Der Anblick einer Schwalbe, eines grauen Vogels, der ihn an einen Spatzen gemahnte, der Schnee auf den Bergen, ein Ton, der an eine einst gehörte Melodie erinnerte, genügten. Schließlich kannte er nur noch einen Gedanken — die Sehnsucht nach Ruhe. Dieser eine Gedanke beherrschte ihn so vollständig, daß alle Wünsche und Hoffnungen daneben verstummten. Ein ewiger Wanderer, konnte er sich nichts Beglückenderes ausdenken als einen Erdenwinkel, in dem es ihm vergönnt sein würde, still und ruhig bis zu seinem Ende auszuharren. Wohl eben deshalb, weil ein sonderbares Geschick ihn zu Land und Meer so unausgesetzt umherstieß, daß er gar nicht zu Atem zu kommen vermochte, stellte er sich das Ausruhen auf einem Fleck als das größte irdische Glück vor. Als ob auch nur ein so bescheidener Wunsch für ihn erreichbar gewesen wäre! Aber an Enttäuschungen gewöhnt, träumte er von diesem Glück, wie man von Unerreichbarem träumt. Zu hoffen wagte er nicht mehr. Da fiel ihm innerhalb zwölf Stunden eine Anstellung in den Schoß, die unter allen auf der Welt eigens für ihn geschaffen schien. Es war also nicht zu verwundern, daß er am Abend, als er das Leuchtfeuer anzündete, noch ganz verwirrt dastand, sich selbst fragte, ob das alles wahr sei, und es kaum zu bejahen wagte. Dabei sprach die Wirklichkeit zu ihm mit unwiderleglichen Beweisen, und die Stunden verflogen ihm, wie er so auf dem Balkon stand. Er sah um sich und sog die Gewißheit ein. Es war, als sähe er das Meer heute zum erstenmal in seinem Leben — Mitternacht ertönte von den Türmen von Aspinwall, und noch dachte er nicht daran, seine luftige Höhe zu verlassen. Das Meer wogte zu seinen Füßen. Das Feuer warf einen riesigen Lichtkreis aufs Wasser. Darüber hinaus irrte das Auge des Greises in nächtliche, geheimnisvoll dunkle Ferne. Aber jene Ferne schien dem Lichte zuzueilen. Lange, gefurchte Wellen rollten aus der Finsternis herbei und schlugen brausend an das Ufer der Insel, während der schäumende Gischt rosig im Lichte erglühte. Die Flut kam immer näher heran und überspülte die sandigen Flächen. Die geheimnisvolle Sprache des Ozeans wurde immer gewaltiger und lauter vernehmbar, bald dem Donner der Kanonen, bald dem Brausen des Urwalds, bald tausendstimmigen menschlichen Lauten gleichend. Kurzes Schweigen, darauf Seufzen und Stöhnen und wieder grollende Ausbrüche. Darauf vertrieb der Wind den Nebel und fegte

schwarzes, zerrissenes Gewölk herbei, das den Mond verhüllte. Vom Westen her blies es stärker und immer stärker. Die Wogen schlugen immer wütender gegen das Gemäuer des Leuchtturms, aus der Ferne zog der Sturm heran. Auf der dunkeln bewegten Oberfläche erglänzten einige grüne Lichter an den Masten der Schiffe. Die grünen Punkte erschienen bald hoch, bald niedrig, schwankten nach rechts und links. Da endlich begab sich der Alte in sein Zimmer. Der Sturm brach los. Da draußen auf jenen Schiffen kämpften die Menschen mit Nacht und Finsternis und den Wogen, hier in diesem Gemache war es still und friedlich. Selbst der Anprall des Sturmes drang nur schwach durch die dicken Mauern des Leuchtturms, und das eintönige Ticktack der Turmuhr wiegte den müden Greis in den Schlaf.

II.

Stunden, Tage und Wochen flossen dahin. Matrosen huldigen dem Glauben, daß sie manchmal auf wildstürmender See durch Nacht und Finsternis ihren Namen rufen hören. Wenn die Unendlichkeit des Meeres diese Vorstellung hervorruft, dann kann es ja sein, daß, wenn der Mensch altert, er aus einer weit dunklern und geheimnisvollern Unendlichkeit eine Stimme vernimmt, die nach ihm ruft, und je müder ihn das Leben gemacht, um so lieber hört er den Ruf. Um ihn hören zu können, bedarf er der Stille. Außerdem ist es eine Vorliebe des Alters, sich abzusondern, ein Vorgefühl der Grabesstille. Der Leuchtturm war für Skawinski fast schon ein Grab. Eintöniger kann das Leben wohl nirgends dahingehen als an dieser Stelle. Wenn sich ein junger Mensch zu dieser Aufgabe entschließt, so kann man gewiß sein, daß er sie binnen kurzer Frist wieder aufgiebt. Ein Turmwächter ist daher auch in der Regel ein älterer, düstrer, verschlossener Mann. Will es der Zufall, daß er wieder den Posten aufgiebt und unter Menschen gerät, dann wandelt er unter ihnen, wie aus schwerem Schlaf erwacht. Auf dem Leuchtturm gebricht es an all jenen kleinen Eindrücken, die im Alltagsleben den Maßstab geben. Alles, womit der Turmwächter in Berührung kommt, geht ins Riesenhafte und entbehrt geschlossener, scharf begrenzter Umrisse. Der Himmel ist eine Unendlichkeit, ebenso das Meer, und innerhalb dieser unbegrenzten Welten die einsame Menschenseele! Das ist kein Leben, nur ein stetes Hinträumen, und aus diesem Traumdasein erweckt den Wächter nichts, nicht einmal seine Beschäftigung. Ein Tag gleicht dem andern, wie ein Wassertropfen dem andern, und höchstens die Verschiedenheit in der Witterung bringt einmal eine Abwechslung. Dennoch fühlte sich Skawinski so glücklich, wie noch nie in seinem Leben. Mit Tagesanbruch verließ er sein Lager, nahm eine kleine Stärkung zu sich, reinigte die Linsen seiner Laterne, nahm darauf seinen Platz auf dem Balkon ein und vertiefte sich in den Anblick der Unendlichkeit des Meeres, an deren mannigfaltigen Bildern sich sein Auge nie satt zu sehen vermochte. Gewöhnlich erblickte man auf der riesengroßen, tiefblauen Oberfläche zahllose ausgespannte Segel, die so stark in der Sonne leuchteten, daß man vor dem Uebermaß des Glanzes die Augen schließen mußte; manchmal machten die Schiffe von den Passatwinden Gebrauch und zogen in langgedehnten Reihen hintereinander her, wie große Ketten von Seemöwen. Die roten Fässer, die den Weg bezeichnen, wiegten sich leise und leicht auf den Wellen. Zwischen den Segeln erhob sich täglich um die Mittagsstunde eine mächtige schwarzgraue Rauchsäule. Sie verkündete das Dampfboot, das den Waren- und Personenverkehr zwischen New York und Aspinwall vermittelte. Von der entgegengesetzten Seite des Balkons überblickte der Alte Aspinwall und seinen belebten Hafen, den Wald von Masten zahlloser Schiffe und Kähne. Etwas entfernter die Stadt mit ihren weißen Häusern und Türmen. Von der Höhe des Leuchtturms gesehen, erschienen die Häuser wie Möwennester, die Kähne wie Käfer, und die Menschen bewegten sich wie winzige Punkte auf den weißen Steinen der Hauptstraße. Des Morgens brachte eine leichte Brise aus dem Osten einzelne Laute des menschlichen Treibens herüber, vor allem den schrillen Ton der Dampfpfeife. Um die Mittagsstunde hingegen herrschte absolute Ruhe. Die Bewegung im Hafen hörte auf, die Möwen versteckten sich in die Felsenspalten, die Wellen wurden schwächer und bewegten sich kaum, und über Land und Wasser breitete sich einen Augenblick lautlose, ungetrübte Stille. Die Flecken gelben Sandes, den die Ebbe freigelegt, glänzten goldig zwischen den breiten Wasserflächen, scharf hob sich der Leuchtturm von der glänzenden Oberfläche ab. Eine Flut von Sonnenstrahlen strömte vom Himmel nieder und ergoß sich über Wasser, Sand und Felsen. Da fühlte auch der Greis sich von einer unaussprechlich süßen Mattigkeit ergriffen. Er fühlte, daß die Ruhe, die er genoß, köstlich war, und wenn er bedachte, daß sie dauernd bleiben würde, dann blieb ihm nichts zu wünschen mehr übrig. Er schwelgte in seinem Glück, doch da es in der Menschennatur liegt, sich sehr bald an das Gute zu gewöhnen, so gewann auch er nach und nach den Glauben und das Vertrauen wieder und dachte: wenn die Menschen schon auf das Schicksal ihrer Invaliden bedacht sind und ihnen Häuser bauen, wie sollte Gott nicht seinem Invaliden endlich ein sicheres Nest bescheert haben? Die Zeit ging dahin und bekräftigte ihn in seinem Vertrauen. Der Greis ging ganz auf in seinem Felseneiland, seinem Leuchtturm und seiner Einsamkeit. Er wurde auch

mit den Möwen vertraut, die in den Felsen nisteten und am Abend den Turm umschwärmten. Der Alte streute die Reste seiner Mahlzeiten für die Vögel hin, und diese wurden mit der Zeit so zutraulich, daß, sowie er sich zeigte, ganze Schwärme von weißen Möwen hinter ihm herflatterten und er in ihrer Mitte wie ihr Gebieter erschien. Zur Zeit der Ebbe durchwanderte er die sandigen Ufer, sammelte schmackhafte Schaltiere und bunte, perlfarbige Muscheln, die die Wellen dem Lande überantworteten. In mondhellen Nächten holte er sich seinen Vorrat an Fischen von der überreichen Menge, die die Ufer umschwammen. Er gelangte dahin, dieses kleine öde Felseneiland von ganzem Herzen zu lieben. War es innerhalb der Felsen auch öde, so wurde ihm andrerseits mancher unerwartet schöne Anblick zu teil. Zur Mittagstunde, wenn die Atmosphäre ganz durchsichtig wurde, konnte man die ganze Landenge bis zum Stillen Ozean, von der üppigsten Vegetation bedeckt, übersehen. Es schien dem Alten, als sähe er einen einzigen Riesengarten. Kokosbäume und Palmen erschienen wie mächtige, weit ausfallende Blumensträuße dicht hinter den Häusern von Aspinwall. Etwas weiter zwischen Aspinwall und Panama überblickte man einen ungeheuern Wald, über dem morgens und abends die Dünste in rötlichem Nebel aufstiegen, ein wirklicher Urwald, dessen Grund stehende Wasser deckten, von Lianen durchflochten, in dem sturmgleich die Blätter der Orchideen, der Gummi- und Milchbäume rauschten. Durch sein Fernglas konnte der Alte nicht nur die Blätter der Bananen erkennen, er sah auch die Affenherden, die Marabus und die Menge der Papageien, die sich einer farbigen Wolke gleich von dem Grün des Waldes abhoben. Skawinski kannte derartige Wälder aus eigner Anschauung nur zu genau, war er doch nach seinem Schiffbruch auf dem Amazonenfluß durch Wochen in einem ähnlichen grünen Dickicht umhergeirrt. Er wußte, welche Todesgefahren diese lachende herrliche Oberfläche barg. Hatte er doch den Todesgefahren ins Auge gesehen, das Brüllen der Jaguare und andrer Raubtiere in nächster Nähe gehört, hatte die Riesenschlangen gesehen, die sich wie Lianen an den Zweigen wiegten, er kannte jene stillen Waldseen, die von Krampffischen überfüllt sind, und in denen die Krokodile hausen. Er wußte, unter welchem Joch der unglückliche Mensch in dieser Wildnis lebt, wo einzelne Blätter ihn zehnfach an Größe übertreffen und Schwärme blutgieriger Moskitos, Baumblutegel und gefräßige Riesenspinnen ihn stets bedrohen. Er hatte all das selbst erfahren, kennen gelernt und erlitten, daher gewährte es ihm jetzt eine um so größere Befriedigung, aus seiner sicheren Geborgenheit die Schönheit bewundern und des überstandenen Grauens gedenken zu können. Sein Turm barg ihn vor allem Bösen. Er verließ ihn auch nur in langen Zwischenräumen an einem Sonntagmorgen. Dann legte er seine dunkelrote, mit Silberknöpfen versehene Wächteruniform an, heftete sich seine verschiedenen Kreuze an die Brust und warf seinen schneeweißen Kopf stolz zurück, wenn er beim Austritt aus der Kirche die Kreolen hinter sich sagen hörte: „Wir haben wirklich einen anständigen Leuchtturmwächter, und er ist kein Ketzer, wenn er auch ein Yankee ist.“ Kaum war die Messe vorüber, so kehrte er auch schon auf sein Eiland zurück und fühlte sich glücklich, denn immer noch traute er dem festen Boden unter seinen Füßen nicht recht. Am Sonntag las er auch eine spanische Zeitung, die er sich in der Stadt kaufte, oder den New York Herald, den er sich im Konsulat ausborgte, und forschte eifrig nach Nachrichten aus Europa. Armes, treues Herz! Auf dieser fernen Turmwarte auf der andern Seite der Erdkugel schlug es noch warm fürs Vaterland. Hie und da geschah es auch, daß er von seiner Warte herabstieg, um mit dem Fährmann John, der ihm seine täglichen Vorräte brachte, einige Worte zu wechseln. Allmählich zog er sich immer mehr in sich selbst zurück. Er kam nicht mehr in die Stadt, las keine Zeitung und politisierte auch nicht mehr mit John. Wochen verstrichen, ohne daß er mit Menschen verkehrte. Nur das mit größter Regelmäßigkeit allabendlich wiederkehrende Aufleuchten des Turmfeuers und das Verschwinden der Lebensmittel vom Ufer sprach dafür, daß der Alte lebe. Allem Anscheine nach war die Außenwelt dem Greise gleichgültig geworden. Auch das Heimweh hatte sich endlich in Resignation umgewandelt. Seine ganze Welt war schließlich dieses einsame Eiland geworden. Er hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, hier leben und sterben zu wollen; was außerhalb lag, geriet einfach für ihn nach und nach in Vergessenheit. Nebenbei wurde er zum Mystiker. Seine sanften blauen Augen waren wie die Augen eines Kindes geworden, fragend ins Weite gerichtet. In der steten Einsamkeit und in dieser eintönigen und doch so großartigen Umgebung verlor der Greis das Bewußtsein des eignen Ichs, er hörte persönlich zu existieren auf und ging auf in dem, was seine Welt bildete. Das war keine Sache der Ueberlegung, unbewußt überkam es ihn, aber schließlich wurden ihm der Himmel, das Wasser, die Felseninsel, die Warte, Ebbe und Flut, die blinkenden Segel und die flatternden Möwen zu einer einzigen großen Einheit, zu einer mächtigen geheimnisvollen Seele, er selbst ging unter in diesem Mysterium, fühlte den Geist, der lebt und alle Stürme besänftigt. Er ging unter, ließ sich einwiegen und vergaß. In diesem Aufgeben des eignen Ichs, diesen dumpfen Empfindungen, diesem Halbschlaf fand er ein so unendliches Ausruhen, daß es fast dem Scheintode glich.

III.

Da auf einmal kam das Erwachen.

Eines Tages, als Skawinski ans Ufer ging, um seine täglichen Vorräte zu holen, bemerkte er, daß neben denselben ein Paket lag. Es war für ihn bestimmt, trug die Marken von Nordamerika, und auf der Adresse war deutlich zu lesen: „Skawinski, Esq." Da wurde er neugierig, schnitt das Paket auf und sah, daß es Bücher waren. Er ergriff einen Band, sah hinein und legte ihn zurück, wobei seine Hände heftig zu zittern begannen. Er blinzelte mit den Augen, als sehe er nicht recht — ihm war, als träume er. Ein polnisches Buch!! Was sollte das heißen? Wer konnte ihm diese Bücher geschickt haben? Im ersten Augenblick fiel es ihm nicht ein, daß er einige Zeit, nachdem er seinen Posten angetreten, im New York Herald von der Gründung eines polnischen Vereins gelesen, dem er sofort mit der Hälfte seines Monatsgehaltes beigetreten war. Der Verein erwies sich dankbar und schickte ihm einige Bücher. Diesen natürlichen Vorgang konnte der Alte im ersten Augenblick nicht auffassen. Polnische Bücher in Aspinwall, auf seiner Warte, inmitten seiner Einsamkeit dieser lebenswarme Hauch aus fernen Zeiten — da war ein Wunder geschehen! Jetzt war ihm widerfahren, was dem Schiffer in stiller Nacht, eine teure, fast vergessene Stimme hatte ihn angerufen. Er setzte sich, schloß die Augen und war fast sicher, daß, wenn er sie wieder öffnete, der Traum verschwunden sein würde. Doch nein! Hier lag das aufgeschnittene Packet vor seinen sehenden Augen, überstrahlt von dem Glanze der südlichen Sonne, und obenauf das aufgeschlagene Buch. Als der Alte abermals die Hand danach ausstreckte, hörte er inmitten der tiefen Stille das Pochen des eignen Herzens. Er sah hinein, es waren Verse. Er las das Titelblatt und den Namen des Autors. Der Name war ihm nicht fremd, er wußte, daß es ein großer Dichter war; einzelne Sachen von ihm hatte er in den dreißiger Jahren in Paris gelesen. Späterhin, als er in Algier und in Spanien kämpfte, erzählten ihm Landsleute, die er traf, von den großen, immer wachsenden Erfolgen des Dichters, er aber war so ans Waffenhandwerk gewöhnt, daß er kein Buch mehr ansah. In seinem neunundvierzigsten Jahre ging er nach Amerika, und in dem Abenteurerleben, das er führte, begegnete er kaum je einem Polen, nie aber war ihm ein polnisches Buch in die Hand gekommen. Mit um so größerem Eifer und hochklopfenden Herzens begann er jetzt zu blättern. Jetzt kam es ihm vor, als trüge sich auf seiner Felseninsel etwas ungemein Feierliches zu. Es war ein Augenblick unendlicher Ruhe und Stille. Die Uhren von Aspinwall verkündeten die fünfte Nachmittagsstunde. Kein Wölkchen trübte das klare Blau des Himmels, leise herüber schwebten einige Möwen. Regungslos lag das Meer, kaum hörbar schlugen die Wellen ans Ufer und zerflossen sanft in dem goldigen Sand. Aus der Ferne leuchteten die weißen Häuser von Aspinwall und schimmerten die herrlichen Palmengruppen. Wahrlich still, feierlich und ernst war es ringsum. Da auf einmal erschallte durch die Stille die zitternde Stimme des Alten, der, um besser zu verstehen, mit lauter Stimme las:

„Litauen, mein Vaterland, du bist wie die Gesundheit. Wie man dich wert halten muß, erfährt nur der, der dich verloren. Heute sehe und beschreibe ich deine Schönheit und Herrlichkeit, weil mein Herz sich nach dir sehnt."

Dem Alten versagte die Stimme. Die Buchstaben verschwammen. In der Brust schien sich etwas loszulösen und, einer Welle gleich, vom Herzen aufwärts steigend, ihn zu würgen, die Stimme zu brechen. Noch einen Augenblick, dann beherrschte er sich und las weiter, jene herrlichen Verse, die der Sehnsucht nach dem Vaterlande Ausdruck geben.

Was sich in der Brust angesammelt, durchbrach die Macht des Willens. Laut auf schrie der Alte und warf sich zu Boden. Seine schneeweißen Haare vermischten sich mit dem Sande des Meeres. Vierzig Jahre waren vergangen, seitdem er das Vaterland nicht mehr gesehen — Gott mochte wissen, wie viele Jahre, seit er die Muttersprache nicht mehr vernommen! Und da kam sie zu ihm, dem Einsamen, auf der andern Hälfte der Weltkugel, über das weite Meer hinüber, so innig und traut, so warm und schön! In dem Schluchzen, das seinen ganzen Körper schüttelte, lag kein Schmerz, nur die plötzlich erwachte unendliche Liebe, neben der alles andre versinkt! Mit diesen unendlichen Thränen wollte er einfach die Geliebte, fast Vergessene um Vergebung anflehen, daß er, alt geworden, sich so in die Einsamkeit vergraben, daß selbst das Heimweh in ihm zu ersterben begann. Und jetzt war es durch ein Wunder zurückgerufen worden, jetzt brach es in seinem Herzen auf. Die Stunden verflogen — er lag da und weinte. Kreischend umkreisten die Möwen den Turm, als triebe sie die Unruhe um den alten Freund. Die Zeit war gekommen, wo er ihnen sonst die Reste seines Mahles ausstreute, daher flogen einige der Vögel bis zu ihm herab. Nach und nach kamen immer mehr herbei, sie pickten mit ihren Schnäbeln an ihm und bewegten leicht die Flügel. Der Flügelschlag, der ihn umkreiste, wurde immer stärker und brachte ihn zum Bewußtsein. Die Thränen hatten ihn erleichtert, sein Antlitz erschien jetzt ruhig und strahlend, und die Augen blickten wie verklärt. Fast unbewußt streute er sein ganzes Essen den Vögeln hin, die schreiend darüber herfielen, er selbst griff wieder nach dem Buch. Schon war die Sonne über den Gärten und dem

Urwald von Panama niedergegangen und senkte sich langsam über die Landenge dem andern Meere zu, aber voller Glanz lag noch über dem Atlantischen Ozean, die Luft war klar und durchsichtig, und so las er denn weiter:

„Du aber trage inzwischen meine verschmachtete Seele zu diesen bewaldeten Hügeln, zu diesen grünen Wiesen."

Erst die flüchtige Dämmerung verwischte die Buchstaben auf dem weißen Blatt. Der Alte lehnte sein Haupt an den Felsen und schloß die Augen. Da nahm die Gottesmutter seine Seele in ihre Arme und schwebte mit ihr hinüber zu jenen Feldern, die bunt bemalt von blühendem Getreide.

Lange rotgoldene Streifen breiteten sich über das Himmelszelt, mit ihnen schwebte die Seele fort, der teuern Heimat zu. Er hörte die Fichtenwälder rauschen und die heimischen Quellen murmeln. Er sieht alles, wie er es einst gesehen, und alles fragt: Weißt du noch? Ob er daran denkt, ob er sich erinnert — er sieht sie ja leibhaftig vor sich, die ausgedehnten Felder, die Wiesen, die Wälder, die Dörfer. Nacht ist's! Um diese Zeit erleuchten sonst immer die Feuer des Leuchtturms die Finsternis des Meeres — er aber weilt in seinem Heimatsdorfe. Das alte Haupt ist auf die Brust gesenkt — er träumt. Schnell und unvermittelt ziehen die Bilder der Vergangenheit an seinem Geiste vorüber. Er sieht nicht sein Vaterhaus, der Krieg hat es von der Erde gefegt, er sieht weder Vater noch Mutter — war er doch noch ein Kind, als sie starben; aber das Heimatsdorf sieht er vor sich, als hätte er es erst gestern verlassen, die lange Reihe der Hütten, aus deren Fenstern die kleinen Lichter schimmern, den Damm, die Mühle, die beiden Teiche, aus denen die ganze Nacht hindurch der Chor der Frösche zu hören ist. Einst stand er nachts in diesem seinem Heimatsdorfe auf der Reiterwache — diese Vergangenheit tritt jetzt in die Reihe der Erscheinungen. Da steht er als Ulan wieder auf seiner Wache. Wie mit Glutaugen blickt das Wirtshaus aus der Ferne herüber, wüster Lärm, Aufstampfen, Singen und Spielen schallt durch die stille Nacht. Das sind die Ulanen, die mit ihren Sporen zusammenschlagen, und er langweilt sich so einsam auf seinem Pferde. Träge schleichen die Stunden dahin, da verlöschen die Lichter, jetzt, soweit das Auge reicht, undurchdringliche Nebel —, sie steigen von den Wiesen auf und hüllen die Welt in einförmiges Grau. Du glaubst, es ist das Meer — nein, das sind die Wiesen. Wann wird im Dunkeln die Wachtel anschlagen, wann das Gezwitscher der Vögel das Weidengebüsch beleben? Welch eine ruhige, kühle Nacht, eine wahrhaft polnische Nacht! Nicht sturmbewegt, nur von selbst rauscht in der Ferne der Fichtenwald — wie die Meereswelle. Bald wird der Morgen grauen — der Hahn kräht bereits sein Morgenlied. In den Hütten wird es nach und nach lebendig, und man hört die Kraniche von fernen Höhen. Der Ulan fühlt sich frisch und kräftig. Sprach man nicht etwas von der morgigen Schlacht? Hei! da wird er auch hingehen wie die andern, mit Kriegsgeschrei und wehendem Fähnchen! Das junge Blut kreist heiß, wenn die Nacht auch kühl ist. Aber da dämmert der Morgen, die Nacht verblaßt. Aus der Umgebung treten die Einzelheiten greifbar hervor. Die Brunnen knarren, wie die Wetterfahne auf dem Turm. Wie schön ist die teure Muttererde im rosenroten Lichte der Morgendämmerung! Du Teure, du Einzige!

Still! Horch! Der aufmerksame Wachposten hört, daß jemand sich nähert. Wahrscheinlich soll der Posten gewechselt werden.

Plötzlich hört der Alte dicht neben sich eine Stimme:

„Heda, Alter, wacht auf, was habt Ihr?"

Er schlägt die Augen auf und sieht voll Staunen jemand neben sich stehen. Seine Träume und Visionen kämpfen noch mit der Wirklichkeit. Endlich wird es klar vor seinen Augen. Vor ihm steht der Hafenwächter John.

„Was habt Ihr," fragte John, „seid Ihr krank?"

„Nein."

„Ihr habt die Leuchtfeuer nicht angezündet, Ihr seid Eures Dienstes entlassen. Der Kahn von St. Jerome ist in den seichten Wassern zerschellt. Zum Glück ist niemand verunglückt, sonst hättet Ihr Euch den Gerichten stellen müssen. Kommt, steigt ein, alles übrige erfahrt Ihr auf dem Konsulat."

Der Alte erbleichte. Es wahr ja wahr, er hatte diese Nacht das Anzünden der Leuchtfeuer vergessen.

Mehrere Tage darauf wurde Skawinski auf dem Verdeck des Dampfers gesehen, der seinen Lauf nach New York nahm. Er war seiner Stelle verlustig geworden. Das Herumirren konnte wieder anfangen. Wie ein loses Blatt ergriff ihn der Sturm, um ihn über Land und Meer, hierhin und dorthin zu treiben. Er war in diesen wenigen Tagen gealtert und gebeugt, nur in den Augen lag ein merkwürdiger Schimmer. Für seine weiteren Lebenswege trug er als Talisman an der Brust sein Buch, das er von Zeit zu Zeit ängstlich befühlte, als fürchte er auch das noch zu verlieren.

Das nackte Modell.

Skizze von

Juhani Aho.

Aus dem Finnischen übersetzt von Mathilde Mann.

Schon mit seinem ersten Gemälde erregte er ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Die Zeitungen wie auch das Publikum nahmen es wohlwollend auf. Das Bild stellte das Innere einer Dorfkate dar. Am Ende des Tisches saß ein alter Mann und flickte ein Netz, neben ihm auf der Bank kniete ein kleines Mädchen, bemüht, lesen zu lernen. Durch das Fenster im Vordergrund sah man eine Winterlandschaft mit Tannenwald, und durch das andre schien die Sonne herein. Auf dem Fußboden sonnte sich die Katze mit halbgeschlossenen Augen. Das Gesicht des Alten und das hellblonde Haar des Kindes seien besonders gut gelungen, sagte man. Ein so durch und durch finnisches und so naturfrisches Bild hatte man selten gesehen. Besonders die finnisch Gesinnten waren über das Kunstwerk begeistert. Erstens war der Künstler selber einer von ihnen, und dann hatte er seinen Vorwurf dem Volksleben entnommen, dessen Schilderung jetzt an der Tagesordnung war, und das der junge Maler von Grund aus verstanden zu haben schien. Ueberall sprach man von dem „Netzflickenden Alten", und Photographien nach dem Gemälde fanden einen Weg in jedes Familienalbum.

„Ihr Netzflicker ist doch etwas ganz Brillantes!" so redete man ihn an, wohin er kam. „Das Bild ist gewissermaßen ein Stück von der Kulturgeschichte unsers Volkes. Bringen Sie uns nicht bald etwas Neues im selben Genre? Etwa einen alten Fischer —"

„Und was so besonders anziehend auf uns alle gewirkt hat, ist die Reinheit, die Unschuld in Ihrer Kunst — jeder einzelne Zug Ihrer Gestalten trägt das Gepräge finnischer Einfachheit, und aus Ihrer Landschaft strahlt einem förmlich eine Johannisstimmung entgegen!"

Er war ein hübscher, stattlicher junger Mann, und er ward bald in das gesellige Leben der finnisch gesinnten Kreise von Helsingfors hineingezogen. Die Tochter eines höhern Beamten, eines Kammerrats, verliebte sich in ihn und er sich in sie. Sie verlobten sich, und die Verlobung wurde in den Zeitungen besprochen.

Die Eltern der Braut, die sich selbstverständlich auf Kunst verstanden, — der Kammerrat war Mitglied des Kunstvereins — waren ganz entzückt von ihrem künftigen Schwiegersohn und sogar ein klein wenig stolz auf ihn. Für den unbemittelten jungen Mann brach eine glückliche Zeit an. Während der Sommermonate malte er auf dem Landsitz seiner künftigen Schwiegereltern und führte dort ein sorgenfreies Leben. Die Kritik behauptete, daß seine Kunst, die das Volksleben mehr und mehr ergründete, sich auch mit jedem neuen Bild, das er ausstellte, mehr und mehr veredle. Alle seine Gemälde stellten die ländliche Natur dar und waren klein und fein, ja oft idyllisch. Es war ihm gelungen, dem Publikum gerade das zu geben, was es haben wollte, und er fand eine ganze Menge von Nachahmern.

Nur eins von seinen Gemälden befriedigte weder die Aesthetiker noch das Publikum. Er hatte einen Strand gemalt, an dem Frauen standen und Wäsche spülten.

Man machte in den Zeitungen einige tadelnde Bemerkungen über das Bild, weil nämlich die Beine der einen Wäscherin reichlich weit entblößt waren. „Er ist gerade so weit über das Knie gegangen, wie er hätte darunter bleiben sollen," bemerkte ein kirchliches Blatt spitz und meinte in diesem realistischen Bild die frühere, edle, liebenswürdige Auffassungsweise des Künstlers überhaupt nicht spüren zu können.

Die Kritik ärgerte ihn und verstimmte ihn auf lange Zeit. Er hatte sich eingebildet, daß dieses seiner Ansicht nach wirkungsvolle Gemälde als Fortschritt in seiner Kunst begrüßt werden würde. Die stark sonnengebräunte Farbe an den Armen, den Füßen und der halb entblößten Brust der Frauen hatte er mit besonderer Sorgfalt studiert und seine ganze Kraft daran gesetzt, die Schwierigkeiten, die sich ihm bei der Wiedergabe dieser Hautfarbe entgegenstellten, zu überwinden. Er hatte das Verlangen empfunden, sich an schwerere, ernstere Aufgaben zu wagen und nicht ausschließlich „in Idyllen zu schlummern", wie er selber es bezeichnete.

Er hatte sich gleichzeitig um ein Stipendium zu einer Studienreise nach Paris beworben, und er erhielt es. Aber es gab manch einen, der ganz offen äußerte, es sei wohl sehr zweifelhaft, ob ihm dieser Ausflug zum Nutzen gereichen würde.

„Wenn dir dort nur deine ideale Auffassung

nicht abhanden kommt," meinte der Kammerrat, — „hüte dich vor dem starken Einfluß der französischen Realisten. Du hast niemals etwas so Wahres und dabei so Ideales geschaffen wie deinen ‚Netzflicker', und wirst es auch wohl schwerlich je wieder fertig bringen. Ich habe Personen, auf deren Urteil ich großes Gewicht lege, dieselben Befürchtungen auf Grund deiner ‚Wäscherinnen' äußern hören. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß du unsre Besorgnis zu Schanden machen wirst."

Er hatte ein Gefühl, als wenn ihm mit dieser Staatsunterstützung Verzeihung für seine zufällige Verirrung erteilt werde.

*

In Paris hielt er sich zwei Jahre auf. Alle Freunde der einheimischen Kunst erkundigten sich neugierig nach seinen Studien im Ausland, und in den Zeitungen las man hin und wieder unter der Rubrik „Finnische Künstler in Paris" Notizen über ihn. Eine Weile arbeitete er in Cormons, dann in Juliens und schließlich sogar in Bonnats Atelier.

Es hieß, er male an einem großen Bild, das eine Scene aus der Aino-Sage darstelle. Er schrieb begeisterte Briefe darüber an seine Braut, und diese Briefe wurden allen Bekannten der Familie vorgelesen und von diesen auszugsweise in den Zeitungen veröffentlicht.

„Ich habe Aino in dem Augenblicke dargestellt, wo sie:

> Hat abgestreifet das Gewand,
> Die Schuhe abzieht an dem Strand
> Und sich anschickt, zu schwimmen —

„Alle meine Kameraden rühmen das Bild und meinen, es sei das Beste, was ich je geschaffen habe. Das Thema ist nicht neu, aber ich glaube, ich habe es ganz neu und selbständig aufgefaßt. In erster Linie habe ich die völlige Unschuld dieser mythischen Gestalt, ihre jungfräuliche Reinheit wiedergeben wollen. Werden alle die Augen machen, die besorgt waren, daß ich meine aus der Heimat mitgebrachte Auffassungsweise einbüßen könne! Im Gegenteil, die ist mir befestigt."

Hatte man nicht immer geweissagt, daß etwas Großes aus ihm werden würde! Und die künftigen Schwiegereltern sprachen überall von dem künftigen großen Mann, welche Fortschritte das Gemälde machte, wie die Landschaft schon so gut wie beendet sei, und daß die Arbeit bald eintreffen werde, um ausgestellt zu werden.

Während dessen legte der Künstler eines Tages auf dem Montmartre in Paris die letzte Hand an sein Werk. Das Fenster nach dem Boulevard hinaus war geöffnet, die Bäume prangten im ersten Frühlingsschmuck, und der lustige, schmeichlerische Sonnenschein erfüllte das Zimmer. Er befand sich in einem förmlichen Rausch der Befriedigung und des Enthusiasmus. Seine Reise war nicht vergebens gewesen.

Er hatte die schwerste Aufgabe gelöst, die ein Maler sich stellen kann. Es war ihm gelungen die schönsten, feinsten Schattierungen der Haut wiederzugeben, und die kleinen blauen Adern mit dem pulsierenden Blut schimmerten förmlich durch diese Haut hindurch.

Ein Paar von seinen Kameraden saßen bei ihm im Atelier, während er malte.

„Gerade in Bezug auf die Behandlung des Fleisches kannst du es mit jedem französischen Meister aufnehmen."

„Was mich bei deiner Aino am meisten verwundert," sagte der andre Freund, „ist, daß, obwohl sie so völlig unbekleidet und so gänzlich realistisch aufgefaßt ist, und obwohl der Körper kein Idealkörper nach der alten Schule ist, sondern schlecht und recht der eines finnischen Bauernmädchens, man doch ein Gefühl hat, als bedürfe sie keines Feigenblattes, um sich zu verhüllen. Das ist die Keuschheit des Unbewußten, die so unvergleichlich nicht nur aus den Gesichtszügen, sondern aus der ganzen Gestalt spricht."

Und dann entstand ein Disput zwischen den beiden Beschauern.

„Aber was glaubst du, daß man daheim von dem Gemälde sagen wird?"

„Wieso?"

„Da wird es gründlich heruntergemacht werden."

„Und weswegen?"

„Weil sie splitternackend ist."

„Aber zum Kuckuck auch, das ist ja gerade das Feinste an dem ganzen Gemälde! Der Grundgedanke!"

„Freilich, ich verstehe das, glaubst du aber, daß die Thoren daheim — Wie denkst denn du darüber?"

Der Maler sagte nichts, betrachtete nur das Bild von weitem, pfiff eine Melodie vor sich hin und sah vergnügt aus.

*

Schon mehrere Tage vor der Eröffnung der Frühlingsausstellung berichteten die Zeitungen der Hauptstadt, daß das neue Gemälde angekommen sei, und daß der Künstler in den allernächsten Tagen erwartet werde.

Er kam und zeigte sich bald auf der Promenade, ein kompletter Pariser, nach der neuesten Mode gekleidet. Man beobachtete ihn und seine Braut und machte sich gegenseitig auf sie aufmerksam, sobald sie sich nur blicken ließen.

Alle Bekannte, denen sie begegneten, riefen aus:

„Und dein neues Gemälde, — das soll ja etwas ganz Ungewöhnliches sein. Welch ein Genuß, es zu sehen!"

Als das Bild aufgehängt war, lud er seine Braut

und deren Eltern ein, es zu besehen. Er holte sie ab und hatte in einem eleganten Restaurant ein Frühstück bestellt, das nach der Besichtigung eingenommen werden sollte — ganz auf Pariser Manier.

Er führte sie direkt vor sein großes Gemälde und rief lebhaft aus:

„Da ist es! Was meint ihr dazu?" Er sah seine Braut erröten und fühlte, wie ihre Hand aus seinem Arm glitt. Die Kammerrätin wandte sich mit einer empörten Bewegung nach ihm um:

„Hast du das Bild da gemalt?"

„Ja."

Da wußte die Kammerrätin nichts weiter zu sagen als ein heftiges:

„Pfui! — Komm, Anna, dies hier ist etwas ganz Schamloses."

Und sie zog ihre Tochter mit sich fort, zur Thür hinaus.

Der Maler eilte ihnen nach und suchte sie zurückzuhalten, aber es gelang ihm nicht.

„Ein Schande für die ganze Familie — hätte ich nur eine leise Ahnung davon gehabt —" so klang es erzürnt von der Treppe zu ihm herauf.

Er mußte sie gehen lassen und kehrte wieder in die Ausstellung zurück.

„Aber was hat dies alles nur einmal zu bedeuten?" fragte er den Kammerrat, der sich halbverlegen von dem Gemälde zurückzog, das er in allernächster Nähe betrachtet hatte.

„Wie kannst du nur so etwas ausstellen — was denkst du denn, daß die Menschen darüber sagen werden?"

„Ich mache mir gar nichts daraus, was die Menschen sagen!"

„Du willst das Bild also hängen lassen?"

„Natürlich!"

„Dann mußt du für die Folgen einstehen."

„Das werd' ich schon thun!"

„Nun ja — dann empfehle ich mich." Und auch der Kammerrat verschwand.

Er war wie vom Blitz getroffen. „Die Wäscherinnen" und das Gerede über die nackten Beine fielen ihm ein. Er hatte das im Auslande ganz vergessen.

„Aber ist denn darin etwas Anstößiges?" Er drehte sich um und betrachtete das Bild. Aino stand dort, dem Beschauer zugewendet, im Begriff, sich ins Wasser zu stürzen, sie stand dort natürlich und allerdings entblößt, aber rein, kühl, ruhig, halb erschauernd in der frischen Morgenluft, die träumerischen Augen auf die See gerichtet.

„Ist es möglich, daß diese Nacktheit sie hat verletzen können? Sollten sie wirklich so einfältig, so beschränkt, spießbürgerlich sein?"

Er bemühte sich, sie zu verstehen, als er aber daran dachte, wie seine Braut sich ihm gegenüber benommen hatte, gab er seinen Entschluß, sie aufzusuchen und eine Erklärung von ihr zu verlangen, wieder auf.

Den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht kochte die Oppositionslust in ihm. Erst am nächsten Morgen begab er sich, noch sehr ergrimmt, zu seinen Schwiegereltern. Er bat, mit seiner Braut reden zu dürfen.

„Sie ist krank in Folge der Gemütsbewegung," antwortete die Kammerrätin, die ihn feierlich im Salon empfing und ihm erklärte, einige Fragen an ihn richten zu müssen.

„Sage mir doch, ist dein Bild nach der Natur gemalt?"

„Ich war so glücklich, nach langem Suchen ein Modell zu finden, das mir vorzüglich paßte."

„Sie hat also genau so vor dir gestanden?"

„Ja, natürlich!"

„Die Modelle in Paris sind ja —"

„Was meinst du?"

„Du verstehst wohl, was ich sagen will —"

„Nun, — was weiter?"

„Das war alles, was ich wissen wollte."

„Versteht ihr euch wirklich nicht besser auf Kunst?"

„Wenn dies Kunst ist, so danke ich Gott, daß wir kein Verständnis dafür haben. — Arme Anna!"

Sie verschwand durch die eine Thür im selben Augenblick, als der Kammerrat durch die andre trat. Er hielt die Morgenzeitung in der Hand und warf sie vor sich auf den Tisch.

„Hast du gelesen, was man hier über dich sagt?"

„Ja, ich habe es gelesen —: um so etwas malen zu können, hat mein Gemüt in dem Pariser Unzuchtsnest befleckt werden müssen — ich muß alle meine besseren Gefühle ertötet haben — ist das die Art und Weise, wie ich mit Staatsunterstützung studiert habe? — es ist Pornographie, Schweinerei — ich bin Schritt für Schritt zurückgegangen, seit ich den netzflickenden Alten malte, und nun bin ich rettungslos verloren — ich habe die edelste Sagengestalt Finnlands geschändet! — Ich aber sage euch, ihr seid nicht im stande zu beurteilen, was vaterländisch ist — und ich sage euch, daß ihr mir nicht einmal leid thut, daß dies alles so blödsinnig, so sinnlos ist — und darin liegt die Gemeinheit, nicht aber in meiner Auffassung! — So sage mir doch wenigstens, was euch bei meinem Gemälde anstößig ist!"

„Aber sie ist ja gänzlich unbekleidet!"

„Habt Ihr denn niemals nackte Gestalten auf Gemälden gesehen?"

„Freilich hat man das — auch hier bei uns, aber das ist ja etwas ganz andres — immer jedes

beliebige Bild — die Figuren sind doch mindestens teilweise bekleidet — ein Maler mit Anstandsgefühl hängt stets einige Blätter davor oder legt einen Zipfel des Gewandes um die Gestalt, du hingegen — auf deinem Bild ist ja nicht die kleinste Faser von einer Bekleidung — was hinderte dich, ebenso ehrbar zu sein wie alle die andern?"

Der Zorn stieg in ihm auf, er vermochte sich nicht mehr zu beherrschen, er nahm seinen Hut, warf die Zeitungen zu Boden und rief mit einem Hohngelächter aus:

„Und wenn ich dies Schamgefühl in mir gehabt hätte, so wäret Ihr nur um so schamloser gewesen! Hätte ich meiner Gestalt ein paar Feigenblätter vorgehängt, so würdet Ihr sicher dahinter geguckt haben!"

„Soll das auf mich gehen?"

„Ja, du bist nicht besser als alle die andern."

„Du wagst es — hinaus mit dir!"

„Vielleicht bin ich ein wenig übereilt gewesen," dachte er bei sich, als er sich auf der Straße befand.

„Aber richtig war es doch, daß ich mich ganz rückhaltlos aussprach!"

Nachdem er eine Weile umhergewandert war, begab er sich nach Hause. Dort wartete ein Brief von seiner Braut auf ihn. Der Verlobungsring lag darin.

„Wenn du mich wirklich geliebt hättest, würdest du diese Schande nicht über meine Eltern und über mich gebracht haben. Du hättest doch wissen müssen —"

Er zerknitterte den Brief, richtete seine schlanke Gestalt so, daß sie in eine einzige, elastische Sehne verwandelt zu sein schien, erhob drohend die geballte Faust und rief:

„Ich will diesen thörichten Menschen zeigen, was ich kann. Ich will sie beschämen, will sie zwingen mich um Verzeihung zu bitten, will ihnen die Ansicht der ganzen gebildeten Welt ins Gesicht schleudern — ich will sie zermalmen!"

*

Und er hielt Wort. Er nahm Rache und ward einer der ersten Maler seines Landes. Wenn man im Auslande gelegentlich einmal von seinem Vaterlande sprach, so nannte man unwillkürlich im selben Atem seinen Namen.

Und in allen seinen Biographien, die in den großen ausländischen Zeitschriften mit seinem Porträt veröffentlicht werden, wird die Geschichte von den Feigenblättern erzählt, die vorzuhängen er unterlassen hatte.

Die Weinlese.

Von Gabriel d'Annunzio.

Aus dem Italienischen übersetzt von Valerie Matthes.

Es stampft mit kräft'gem Fuß im eichnen Bottich
Ein Jüngling; den geräumig weiten Boden
Füllt er aufs neue stets mit saft'gen Trauben,
Und beim Zerdrücken fließt der Most in Strömen.

Auf einen grünen Waldesstab gelehnet,
Begleitet er den Wechselsprung der Füße
Mit seinem Sange, und gleich Dionysos
Scheint aus Achajas Marmor er gebildet.

Es lachen seine Glieder, die aus Grazie
Und Kraft gemischt, beweglich-froh im Rhythmus;
Die stolzen Bogen seiner Rippen treten
Hervor an seinem jugendlichen Körper,

Als seien sie zum Studium einem Künstler
Bestimmt; die Arme, auf der Brust verschlungen,
Sind fest und nervig wie Athletenarme,
Die stark und wohlgeübt im Diskuswerfen.

Die Beine haben jene Mannesschönheit
Der Form, die gleichsam fließend-langen Linien,
Die einst dem Altertum so wert und teuer
Auf Leinwand und an Marmorbildern waren.

Es kommen zu dem Bottich rings die Mädchen
Vom nahen Weinberg her, den Korb voll Trauben
Auf ihrem Haupte tragend, Gruppen bildend
Wie ehmals in Athen die Kanephoren.

Zu beiden Seiten von des Winzers Fersen,
Die purpurrot gefärbt sind, fließen Ströme
Von Most hervor; die Sonne strahlet Segen
Freigebig nieder auf das Werk der Menschen.

Eine Kußgeschichte.

Von

Bartholomäus Szalóczy.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Andor v. Spóner.

Mein Amtsbruder in Balkony pflegte immer zu sagen: „Diese Predigerschaft wäre ja ganz gut, wenn man nur nicht predigen müßte."

Und er hatte recht. Müßte ich nicht jeden Sonntag, gleichviel, ob ich Lust dazu habe oder nicht, die Kanzel besteigen, so wäre ich der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden.

Uebrigens habe ich mich auch so nicht zu beklagen. Ich habe eine gute Pfarre, fast die beste hier im Berglande. Ich habe ein braves, gutes Eheweib, mit welchem ich ein stilles, friedliches Leben führe, so daß ich auch schon hierfür dem lieben Herrgott nicht genug dankbar sein kann.

Aber neulich wäre dieser Friede beinahe gestört worden. Umsonst — eine Frau bleibt immer nur eine Frau. Sie denkt nie so wie ein andrer Mensch.

In unserm Hause gab es nämlich eine Heirat.

Da uns Gott keine Kinder geschenkt, hatten wir das verwaiste Töchterchen einer armen alten Bedienerin an Kindesstatt angenommen, aber nicht etwa als Fräulein, sondern so als eine Art Dienstboten behandelt. Ich zog sie auf in großer Gottesfurcht und Frömmigkeit.

Aus diesem kleinen Mädchen, aus Manczi, wurde aber bald eine schöne, liebliche, liederreiche Jungfrau. Es war eine wahre Lust, ihr unschuldiges Geplauder anzuhören, ob in der Küche, ob im Garten oder auf dem Felde. Ihre schuldlose Seele, der Blick ihrer blauen Augen machte manchem Jüngling das Herz höher schlagen.

Einige hielten auch um ihre Hand an. Manczi indessen wollte vom Heiraten nichts hören. „Wozu sollte ich denn heiraten?" — fragte sie. „Hier geht es mir ja auch gut bei dem hochwürdigen Herrn und der hochwürdigen Frau. Hier habe ich ja auch zu essen. Heiraten — wozu denn? Ist das nötig? Ich weiß wahrhaftig nicht, weshalb ich mich verheiraten sollte."

Dann fing aber der reiche Gabriel Pásti auf einmal an, öfters unser Haus zu besuchen. Die längste Zeit wußten wir beide es uns absolut nicht zu erklären, weshalb dieser alte, hochmütige Hagestolz jetzt so häufig zu uns kam. Bis endlich meine Frau wahrnahm, daß Herr Pásti auf Manczi ein Auge geworfen hatte, denn so oft er sich verabschiedete, fand er immer Gelegenheit, Manczi, die sich in der Küche beschäftigte, in die Wangen zu zwicken.

Und das hielt ich dann auch einmal Herrn Gabriel Pásti vor.

„Was?" versetzte Gabriel Pásti, indem er sich mit der Hand in das ergrauende Haar fuhr, „Sie glauben doch nicht, hochwürdiger Herr, daß ich dieses Mädchen verführen will? Nein. Aber zur Frau möchte ich sie nehmen. Nun, wir sprechen noch darüber."

Meine Alte war höchlich erstaunt, als ich ihr am Abend Gabriel Pástis Absichten mitteilte.

„Er wird doch nicht!"

„Wird nicht?" sprach ich; „und warum sollte, warum könnte er nicht? Vielleicht, weil er sechsundfünfzig Jahre alt ist? Ei was, dieser Gabriel Pásti ist noch ein ganz wohl erhaltener, lebenslustiger Mann. Und dann das große Stück Feld in der Ebene, das Haus mit der Vorhalle, der prächtige Weinberg, sind das etwa verächtliche Dinge? Herr Gabriel Pásti thut gut daran, wenn er nach seiner Neigung heiratet; er kann sich's erlauben und hat noch Zeit, das Leben zu genießen."

„Aber, lieber Alter, bedenke doch, daß der Altersunterschied zwischen ihnen vierzig Jahre beträgt."

„Nun ja, ich wußte voraus, daß du das einwenden würdest. Auch dein Verstand ist nur so ein Weiberverstand, teuerste Gattin. Was versteht ihr allesamt vom realen Leben? Von Kindheit an bis zum späten Alter beschäftigt ihr euch immer nur mit Heiratsangelegenheiten und versteht doch nur so viel davon wie die Henne vom Abc. Vierzig Jahre Altersunterschied ist zwischen ihnen ... sagst du? Nun, und was dann? Du möchtest haben, nicht wahr, daß — so pflegst du zu sagen — ein Gleichgewicht im Alter sei. Freilich, damit beide unerfahrene, unbeholfene Kinder seien; eins könnte singen und tanzen, das andre unterdessen am Zaun stehen und die Hirtenflöte blasen. So könnten sie dann leben von Singen, Tanzen und Flötenblasen. Du verstehst das nicht, gute Alte, denn du bist auch nur eine Frau. Ihr wißt nichts von der Philosophie, und diese ist ja in der Ehe die Hauptsache."

„Gut, gut, lieber Alter, du weißt das jedenfalls besser als ich. Aber eines möchte ich dich doch bitten: Wenn das Mädchen nicht selber mag, so zwinge es nicht dazu.“

„Darüber kannst du beruhigt sein, das Zwingen ist nicht meine Gewohnheit. Aber ich glaube, es wird kein Zwang vonnöten sein, denn wenn dieses Mädchen auch nur so viel Verstand hat wie ein Buchfink, so wird es auch ohne jeden Zwang einwilligen.“

„Das möchte ich bezweifeln, lieber Alter.“

„Gut, also versuchen wir's. Manczi, hör, komm doch herein!“ rief ich dem in der Küche spinnenden Mädchen zu.

Manczi trat ein. Ihre fröhlichen, großen blauen Augen schweiften lächelnd in der Runde umher.

„Also, Manczi, mein Kind, schon wieder hat sich ein Freier gemeldet. Was denkst du über die Sache?“

„Wieder?“ fragte das Mädchen erstaunt. „Ich weiß schon wahrhaftig nicht, was sie mit mir haben wollen, daß sie mit der Sache so drängen.“

„Und du fragst nicht einmal, wer es ist?“

„Mir ist's ja einerlei, wer immer!“

„Nicht doch, jetzt steht die Sache anders! Diesmal ist es nicht ein unreifer, hergelaufener Junge, der ein Auge auf dich hat, sondern Herr Gabriel Pásti.“

„Der, welcher immer hierher kommt?“

„Jawohl, der! Der, welcher dort am Saume des Wäldchens wohnt in dem großen Hause mit der Vorhalle.“

„Der so viel Feld besitzt?“

„Ja, der.“

„Der neben dem unsrigen den großen Weingarten hat?“

„Ja, der.“

„Der die sechs mächtigen Ochsen mit den gewundenen Hörnern hat?“

„Ja, der.“

„Und wenn ich einmal seine Frau bin, wird das Haus, wird das Feld, werden die sechs Ochsen auch mir gehören?“

„Freilich, mein Kind. Du möchtest also seine Frau werden, wenn er dich verlangt?“

„Also wissen Sie, hochwürdiger Herr, mir ist es ja einerlei. Ich habe immer gehört, daß ein Mädchen heiraten muß. Gut, so kann ich ja auch heiraten. Ob ich hier lebe oder dort. Ein bißchen werde ich wohl bei der Hochzeit weinen, daß ich Euer Hochwürden und die hochwürdige Frau verlassen muß, aber schließlich werde ich mich ja trösten in dem großen Hause mit der Vorhalle ...“

Damit ging sie hinaus. Sie nahm wieder den Rocken in die Hand und sang, bei dem flimmernden Lämpchen sitzend, ihre Lieblingsweise:

„Kalter Sturmwind bläst so schaurig,
Mädchen ist so bang, so traurig ...“

Ich sah meine Frau an.

„Nun, was sagst du dazu?“ fragte ich.

„Nichts, mein Alter, als daß die Sache kein gutes Ende nehmen wird.“

„O dieser Weiberverstand!“ sprach ich ärgerlich. „Wahrlich, vertraute man die Führung der Welt euch an, nach ein paar Tagen würde schon das ganze Weltall auf dem Kopfe stehen.“

Damit ging ich zu Bette mit dem festen Vorsatze, weiter über die ganze Sache kein Wort mehr zu sprechen.

Indessen war es nicht möglich, diesen schönen Vorsatz auszuführen, denn schon am Morgen des nächsten Tages erschien Herr Gabriel Pásti bei uns und hielt in aller Form um Manczis Hand an. Manczi schlug mit unbefangenem Gelächter ein, und nach drei Tagen bot ich sie in der Kirche zum erstenmal auf; eine Woche später zum zweiten-, dann zum drittenmal, so daß wir nach drei Wochen die Hochzeit begehen konnten. Mit rot angeschirrten Füllen führte Herr Pásti seine kleine junge Frau heim, die lustig und munter die Hochzeitstücher den Füllen auf die Ohren band.

Während der ersten Woche hörten wir nichts von ihnen. Aber nach Verlauf einer Woche hörten wir.

Es war gerade — ich erinnere mich noch sehr deutlich! — am Tage vor der Kommunion.

An diesem Tage pflege ich — nach altem Brauche — die Kirchenzucht auszuüben. Wenn es uneinige Ehegatten im Dorfe giebt, bestelle ich sie an diesem Tage zu mir. Dem schuldtragenden Teile gebe ich einen Verweis, suche etwaige Mißverständnisse zu beseitigen — mit einem Worte, ich trachte Frieden zu stiften, und kann sagen: fast immer mit Erfolg.

Ich erinnere mich noch ganz genau, daß an diesem Tage Julie Sárkány und Siegmund Tobeli zu mir bestellt waren. Beide waren in Uneinigkeit mit ihren Ehehälften.

Bei Julie Sárkány war das der Haken, daß ihr Gatte — der, nebenbei gesagt, so ein vierschrötiger Gesell war — keinen Strauß auf seinen Hut stecken wollte wie die übrigen. Darüber ärgerte sich Julie und sprach drei Wochen lang kein Wort mit ihrem Manne. Ich gebot diesem, den Strauß aufzustecken, und damit war der Friede hergestellt.

Siegmund Tobeli aber beklagte sich darüber, daß sein Weib in der Abenddämmerung mit dem Kinde immer gegen den rückwärtigen Zaun zu spazieren ging. Schon hundertmal hatte er sie geheißen, es nicht zu thun, und doch that sie es immer wieder. Das wollte er nicht leiden. Ich versöhnte auch diese, indem ich der Frau streng anbefahl, den rückwärtigen

Zaun in Zukunft zu meiden. Warum dies Siegmund Tobeli so sehr wünschte, weiß ich nicht. Aber es gehört ja auch nicht zu meinen Obliegenheiten, dies auszuspüren.

Als ich all diese Dinge dermaßen in Ordnung gebracht hatte, trat plötzlich Herr Gabriel Pásti zu mir ein.

„Nun, hochwürdiger Herr,“ polterte er unter seinem halbgrauen Schnurrbarte, „auch ich bin gekommen; ich bin auch ein uneiniger Gatte. Auch bei uns ist die Fehde ausgebrochen. Machen Sie auch mit uns Ordnung, hochwürdiger Herr.“

„Sie scherzen, Herr Pásti.“

„Bitte, nein, ich scherze nicht, bin auch nicht im mindesten zum Scherzen aufgelegt.“

„Dann sagen Sie also, Herr Pásti, was Sie auf dem Herzen haben. Ich kann nicht recht glauben, daß Manczi etwas Böses gethan hätte. Das sieht ihr gar nicht ähnlich. Ich habe sie hier in meinem Hause erzogen in Gottesfurcht und tugendhafter Sitte.“

„Nur allzusehr in tugendhafter Sitte, hochwürdiger Herr.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Gabriel Pásti. Nur allzusehr in tugendhafter Sitte! Ich glaube, tugendhafte Sitte kann nie schädlich sein.“

„Nun, was weiß ich! Aber ich denke, es wäre doch besser, sie würde diese tugendhafte Sitte nicht so sehr bethätigen, mindestens nicht mir, ihrem angetrauten Gatten gegenüber.“

„Wieso? Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, hochwürdiger Herr, daß Manczi ... wie soll ich es denn nur sagen?“

„Nur heraus damit, Herr Pásti.“

„Also das soll heißen, hochwürdiger Herr, daß Manczi mich nicht ... küssen will.“

„Sie will nicht?“

„Nein, sie will nicht. Und Kreuzschockschwerenot, ich sage Euer Hochwürden, setzen Sie ihr den Kopf zurecht! Denn sonst, ich sage nur so viel, wird die Sache kein gutes Ende nehmen.“

Damit stand er brummend und die breiten Achseln zuckend von seinem Stuhle auf und entfernte sich, ohne auch nur zu grüßen, so daß ich ihm bis auf die Straße nachrennen mußte, um ihm zu sagen, er möge also Manczi zu mir schicken, damit ich mit ihr rede.

Was in aller Welt können nur die miteinander haben? Es wäre mir nicht lieb, wenn wirklich Manczi in etwas gefehlt hätte. Wenn sie das schöne Glück, welches sich ihr getroffen hat, nicht zu schätzen weiß, so verdient sie auch nicht, glücklich zu sein.

Während ich noch so vor mich hin brütete, öffnete sich mit großer Hast die Thüre, und Manczi trat ein.

„Guten Morgen, hochwürdiger Herr.“

„Gott gebe auch dir einen guten Morgen, Manczi. Schon lange Zeit habe ich dich nicht gesehen. Wie geht's dir?“

„Danke der gütigen Nachfrage, es ginge ja soweit gut.“

„Also, Manczi, dein Gatte war auch hier.“

„War er, hochwürdiger Herr?“

„Jawohl, aber er hat eine Klage wider dich; er sagt, du erfüllst deine eheliche Pflicht nicht so, wie er es will.“

„Ich, hochwürdiger Herr?“

„Du, mein Kind.“

„So, also ich erfülle meine Pflicht nicht! Aber wie kann er solches behaupten? Koche ich ihm denn nicht, wie sich's gebührt? Hat er denn nicht erst neulich gesagt, daß er noch sein Lebtag nicht solche getriebene Klöße gegessen hat, wie ich sie ihm bereitet habe? Und kümmere ich mich denn nicht um alles, um Haushalt, um Vieh, um Dienstboten? Also wie kann er nur so etwas sagen?“

„Aber, mein Kind, ich habe es ja nicht so gemeint. Nicht das hat er gesagt, und auch ich sage es nicht, daß du den Haushalt nicht gut führst, sondern ... sondern ... mit einem Worte, daß du ihn nicht küssen magst, — nun also, das ist es, wenn du's wissen willst.“

„Daß ich ihn nicht küssen mag? Ah so, also das ist der Fehler? Also darum ist er klagen gekommen? Schaut nur, schaut! Also er trägt noch den Kopf hoch! Was das für ein falscher Mensch ist! Sehen Sie, hochwürdiger Herr, seitdem ich bei ihm im Hause bin, wollte ich immer hierher kommen, um mich über ihn zu beklagen, aber ich habe es nur geduldet und geduldet. Und jetzt — da haben wir's! — jetzt kommt er noch, um sich zu beklagen!“

„Und worüber wolltest denn du dich beklagen?“

„Worüber? Sie möchten es gar nicht glauben. Sie glauben bestimmt, hochwürdiger Herr, daß dieser Herr Gabriel Pásti irgend ein Heiliger ist. Ja, der ein Heiliger! Wenn er zu Ihnen kommt, mag er ein Heiliger sein. Würden Sie ihn aber nur zu Hause sehen! Glauben Sie mir, hochwürdiger Herr, — jetzt sag' ich's Ihnen nur ganz leise — er ist nämlich gerade so, wie der alte Michael Deszkás, dem Euer Hochwürden so nachdrücklich den Text gelesen haben, als er Else Dudas umarmen wollte. Glauben Sie vielleicht, hochwürdiger Herr, daß Gabriel Pásti besser ist als jener? Ja, der besser! Niemals läßt er mich in Frieden. Schon wie oft geschah es ... daß ...“

„Nun, was geschah?“

„Also es geschah ... ei was, ich nehme mir kein Blatt vor den Mund, geschehe, was wolle ... es geschah, daß er, seitdem ich zu ihm wohnen ging, mich, wann es ihm nur einfällt, umarmen will wie

irgend ein Jüngling; denn ein paarmal hat er mich schon mit Gewalt geküßt, daß mir vor Scham fast die Augen ausbrannten; dann ... Aber so sagen Sie doch selbst, hochwürdiger Herr, schickt sich das für so einen alten Mann, der noch obendrein im Konsistorium sitzt?"

„Ob es sich schickt, liebes Kind? Wie würde es sich denn nicht schicken, du bist ja seine Gattin."

„Seine Gattin, seine Gattin, auch er kommt mir immer damit. Wenn ich schon auch seine Gattin bin, kann ich jetzt darum doch nicht jene schönen, göttlichen Dinge vergessen, welche Euer Hochwürden mich gelehrt haben. Und ich will sie auch nicht vergessen. Nein, wahrhaftig, ich küsse ihn nicht. Warum begehrt er denn das so sehr?"

„Warum begehrt, warum begehrt er es? Er begehrt es, weil er ein Recht darauf hat, weil, wie ich dir schon gesagt habe, du seine Gattin bist. Punktum!"

Dieses Punktum sprach ich ein bißchen nachdrücklich betont aus, so daß Manczi dabei zusammenfuhr und mich betroffen ansah.

„Und so begehe ich also einen Fehler damit, wenn ich ihn nicht küsse?"

„Freilich begehst du einen. Der Kuß, liebes Kind, ist im ehelichen Leben nicht nur gestattet, sondern auch ein Zeichen und ein Erhalter der Liebe. Danach mußt auch du dich richten."

„Muß ich?" fragte sie erstaunt.

„Du mußt — nun ja, du mußt!"

„Aber das haben Sie mir ja nicht gesagt, hochwürdiger Vater."

„Aber, liebes Kind," versetzte ich, über ihre Worte lächelnd, „weshalb hätte ich auch davon sprechen sollen? Es ist ja eine ganz natürliche Sache, daß, wer heiratet, den Gatten lieben muß."

„Auch dann, wenn —" fragte sie mit ausbrechendem Schluchzen.

„Was willst du sagen, sprich es aus, fürchte dich nicht."

„Also auch dann ... auch dann ... wenn er so alt ist?"

„Allerdings, auch dann."

„Aber, lieber, hochwürdiger Vater, wenn ich nur hätte wissen können, daß ich muß ... muß ..."

„Laß sein, liebes Kind, laß sein, beruhige dich. Gehe nach Hause. Sei deinem Gatten eine liebende Genossin. Du wirst sehen, es wird schon alles gut werden. Sieh, du hast ja keinen Grund zu irgend einer Klage, hast Haus, Hof und Feld, einen biedern Ehemann, halte ihn in Ehren."

Damit schob ich sie zur Thür hinaus. Dann spähte ich aber am Fenster, um zu sehen, was sie draußen machte. Wie sie den Hof entlang ging, blieb sie zeitweise stehen und blickte betreten, gleichsam fragend, zu meinem Fenster hinauf. Auch als sie schon zum Thore hinaus war, schaute sie noch zurück mit ihren großen, glänzenden Augen, als ob sie noch auf etwas gewartet, etwas nicht verstanden hätte, als ob sie darauf rechnete, daß ich sie noch zurückrufen würde.

Als ich mich vom Fenster abwandte, sah ich, daß meine Frau hinter meinem Rücken stand.

„Was fehlt Manczi?"

„Nichts."

„Geh, ich weiß, daß ihr etwas fehlt. Ich habe es ja voraus gewußt. Ich wußte es längst, daß aus der ganzen Sache nichts Gutes werden kann."

„Aber so sprich doch nicht, Liebe, laß das doch gut sein! Was verstehst du in dergleichen Dingen? Ein bißchen Thränen, ein bißchen Schmollen sind ja ganz gewöhnliche Sachen bei jungen Eheleuten, ich kenne das. Freilich, dein Weiberverstand macht gleich eine große Geschichte daraus, während ich darüber nur lächeln kann, weil ich weiß, was davon zu halten ist, und weiß, daß Manczis Gesicht nach acht Tagen vor Glück strahlen wird wie eine Centifolie. Du verstehst das nicht, liebe Alte, denn du hast keine Philosophie."

Indessen geschah es nicht genau so, wie ich es voraussagte; denn als ich den dritten Tag darauf nachmittags zum Fenster hinausschaute, sah ich, daß Herr Gabriel Pásti wiederkam und zwar diesmal auch Manczi mitbrachte.

Was mochte denn mit diesen beiden wieder los sein?

Mit hochgerötetem Angesicht und polternder Stimme trug Herr Gabriel Pásti seine Beschwerde vor, welche wieder nur die alte war: wieder hatte ihn Manczi nicht küssen wollen.

„Ich habe sie mitgebracht, Herr Pfarrer, hier ist sie. Machen Sie etwas mit ihr, denn so kann die Sache nicht bleiben. Euer Hochwürden haben mich mit ihr verbunden, Ihre Sache ist es nun auch, zu sorgen, daß, was Sie verbunden haben, gut verbunden sei. Ich thue ihr mit keinem Finger, auch mit keinem Worte was zu leide, aber Euer Hochwürden Pflicht ist, ihr zu befehlen, daß sie mich küsse, so oft ich es haben will."

„Sie sind zwar ein wenig im Irrtum, Herr Gabriel Pásti, denn es ist ja wahr, daß ich es bin, der die Eheleute verbindet, aber das, was dann geschieht, ist denn doch nicht ganz meine Sache; indessen es soll geschehen nach Ihrem Wunsche."

Hierauf richtete ich — wie ich zu thun pflegte — eine verweisende, aber liebevolle Ansprache an Manczi. Ich gründete meine Rede auf verschiedene Sprüche des Evangeliums und auf die Exempel der alten Kirchenväter. Gabriel Pásti gab mit großer Lebhaftigkeit seine Zustimmung zu erkennen, besonders als ich aus Iszarnays „Moral" Citate über die eheliche Liebe vorbrachte.

Meine Rede machte auch auf Manczi Eindruck. Sie hob den Kopf, schlug ihre großen, melancholischen Augen auf, in welchen ich jenes Feuer aufleuchten sah, das ich so häufig an ihnen wahrgenommen hatte, besonders in ihrer Kinderzeit, wenn sie durch irgend etwas aus dem gewohnten Geleise herausgekommen war. Ihre blassen Wangen wurden rot, so rot, daß ich gern meine Alte herbeigerufen hätte, um ihr zu zeigen, wie sehr ich recht hatte, als ich sagte, Manczis Gesicht werde nach einer Woche vor lauter Glückseligkeit so rosig werden wie eine Centifolie. Schließlich fing Manczi sogar zu plaudern an, und lächelnd legte sie ihre Hand in die Herrn Pásztis, gleichsam als wäre es zum Pfande der Zukunft.

Nachdem nun alles so regelrecht und schön vollbracht war, verabschiedete ich Manczi.

Als ich sie aber bis zum Thore hinaus begleitete, wurde sie wieder traurig. Sie ergriff meine Hand mit beiden Händen, sah mich mit ihren blauen, unschuldigen Kinderaugen an und fragte in befangenem Tone:

„Also, lieber, hochwürdiger Herr, also wirklich muß ich ... wirklich, wirklich muß ich ihn küssen?"

„Ja, wirklich, liebes Kind, du mußt wirklich."

„Und wer befiehlt mir das?"

„Gott befiehlt es, der allgütige Gott, in dessen Namen du auch Treue geschworen hast."

„Sie sagen, Gott, der allgütige Gott. Und wie lange muß ich denn?"

„Wie lange, mein Kind? So lange du lebst."

„Also wenn ich sterbe, dann werde ich nicht mehr müssen, nicht wahr?"

Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren.

„Geh nach Hause, geh, du kleines Närrchen" — sprach ich, sie zum Thore hinausschiebend. — „Was fragst du nur solche Dinge? Jawohl, wer tot ist, küßt nicht mehr. Geh nach Hause, bald kommen wir dir mit Herrn Pászti nach, bis dahin kannst du uns einen Krug von jenem feurigen Emöder bereiten."

Damit ging sie. Lange noch, bis ans Ende der Straße, sah ich ihr hellrotes Tuch leuchten. Sie schwebte dahin wie ein vom Farbenstaube behauchter Frühlingsfalter. Allgütiger Gott — die wird auch noch als Greisin ein Kind sein!

„Jetzt, Herr Gabriel Pászti," sprach ich, in die Stube zurückkehrend, „jetzt begleite ich Sie nach Hause. Daselbst, auf dem Schauplatze der Fehde, will ich die Friedensstiftung vollenden, welche — dem Himmel sei's gedankt — so schön gelungen ist. Dort auf dem Schauplatze der Fehde muß Manczi Sie vor meinen Augen umarmen und küssen."

Wir gingen also fröhlich und voll Vertrauen.

Als wir zu dem Thore Herrn Pásztis hineintraten, sah ich gleich, wie sehr sich hier alles verändert hatte, welche Ordnung und Sauberkeit überall herrschte, auf dem Hofe, im Garten, in der Vorhalle. Ich nahm mir auch vor, Manczi dafür zu beloben.

Doch Manczi war nirgends zu sehen, weder im Hofe, noch in der Vorhalle. Die Stubenthür aber war verschlossen.

Während wir an der Thüre pochten, sah ich, als ich mich niederbeugte, daß der Schlüssel von inwendig in dem Schlosse steckte.

„Also sehen Sie, hochwürdiger Herr," sprach Gabriel Pászti schmollend, „so geht es immer, bei Tag und bei Nacht. Manczi, hör! Mach auf, wenn ich dir's sage!"

Wir drückten heftig auf die Klinke, so daß die Thüre aufsprang und wir eintraten.

Beide brachen wir in ein Gelächter aus.

Manczi lag auf dem Bette und schlief.

„Eine prächtige kleine Hausfrau!" versetzte ich scherzend, „erwartet einen Gast und schläft dabei ein."

Als ich aber näher zu ihr trat, um sie zu wecken, nahm ich wahr, daß sie allerdings schlief, aber einen Schlaf, aus welchem es kein Erwachen giebt.

Ein kleines Messer mit buntem hölzernen Griffe, wie es die Landleute gewöhnlich bei sich tragen, stak ihr in der Gegend des Herzens. Ihre kleinen Hände hielten auch jetzt am Schafte fest. Die schmalen Lippen waren zusammengepreßt, als ob diese Lippen sich vor etwas gefürchtet hätten — vielleicht vor einem Kusse?

Ihr Brautkleid lag zerknittert auf dem Tische, auf dem Bette die Blumen des Kranzes verstreut.

Jetzt drängten sich schon viele Menschen ins Haus herein. Aber ich weiß gar nicht, wer.

Ich weiß auch gar nicht, wie ich nach Hause gelangte.

Als ich eintrat, fand ich meine Frau am Fenster sitzend. Sie lehnte den Kopf an das Fensterkissen und schluchzte leise.

Ich sprach kein Wort, ging in mein Zimmer, stützte die Ellbogen auf ein großes Buch und versank in Nachdenken.

Gott, lieber Gott! — dachte ich bei mir, — ich habe Kövys, habe Somosys Vorträge gehört und muß dennoch bekennen, daß es Dinge giebt, welche auch ich nicht recht verstehe. Ich muß anerkennen, daß selbst eine so bescheidene, schlichte Frau, wie es meine Alte ist, beispielsweise auch von der Ehe mehr versteht als wir Männer allesamt, trotzdem daß die Frauen keinen Dunst von Philosophie haben.

Lose Blätter.

Die Legende vom Vogelneste.

Erzählt von S. Lagerlöf.

Aus dem Schwedischen übersetzt von Reinhold Hahn.

Hatto der Eremit stand in der Einöde und betete zu Gott. Es war stürmisch, sein langer Bart und das verworrene Haar flatterten um ihn, wie die windgepeitschten Grasbüschel auf der Zinne einer alten Ruine. Doch er strich sich das Haar nicht aus den Augen und steckte den Bart nicht in den Gürtel, denn er hatte seine Arme zum Gebete aufgehoben. Schon von Sonnenaufgang an hielt er die knochigen, behaarten Arme zum Himmel empor, ebenso unermüdlich wie ein Baum, der seine Zweige dorthin ausstreckt, und er wollte so stehen bleiben bis zum Abend. War es doch etwas Großes, um das er bat!

Er war ein Mann, der viel von der Arglist der Welt erfahren hatte. Er hatte selbst verfolgt und gepeinigt, und Verfolgungen und Pein waren auf seinen Teil gekommen, mehr, als sein Herz hatte tragen können. So war er denn auf die große Steppe hinausgezogen, hatte sich eine Höhle in das Flußufer gegraben und war ein heiliger Mann geworden, dessen Gebete an Gottes Throne Erhörung fanden.

Hatto der Eremit stand dort am Flußufer vor seiner Höhle und betete das große Gebet seines Lebens. Er bat Gott, daß er den Tag des jüngsten Gerichtes über diese böse Welt hereinbrechen lassen möchte. Er rief die posaunenblasenden Engel, damit sie das Ende des Reiches der Sünde verkündigten; er beschwor die Wogen des Blutmeeres, sie möchten die Ungerechten ertränken; er flehte die Pest herbei, damit sie die Kirchhöfe mit Haufen von Leichen anfülle.

Rings um ihn war öde Heide, aber ein kleines Stückchen am Flußufer weiter hinauf stand eine alte Weide mit kurzem Stamme, aus dessen dickem, zu einem kopfähnlichen Knollen angeschwollenem Ende die neuen frischgrünen Zweigbüschel herauswuchsen. In jedem Herbste pflegte der Baum von den Bewohnern dieser brennholzarmen Ebene um seine frischen Jahrestriebe geplündert zu werden, in jedem Frühjahre sandte er neue, geschmeidige Schößlinge aus, und an stürmischen Tagen sah man diese um ihn schwingen und wehen, wie Haar und Bart um Hatto den Eremiten.

Das Bachstelzenpaar, welches sein Nest oben auf den Stamm der Weide zwischen die aufsprießenden Triebe zu bauen pflegte, wollte gerade an diesem Tage seinen Bau beginnen. Aber die Vögel fanden unter den ungestüm peitschenden Zweigen keine Ruhe. Sie kamen mit Binsenstroh, Wurzelfasern und dürrem Riedgras angeflogen, mußten jedoch unverrichteter Sache wieder umkehren. Da bemerkten sie gerade den alten Hatto, welcher Gott anrief, daß der Sturm siebenmal stärker werden solle, um die Nester der Singvögel wegzufegen und die Adlerhorste zu zerstören.

Natürlich kann kein Mensch heutzutage begreifen, wie moosig, vertrocknet und knochig, schwarz und menschenunähnlich solch ein alter Heidebewohner sein konnte. Die Haut saß so straff über Kinn und Wangen, daß der Kopf einem Totenschädel ähnlich war, und bloß an etwas Glimmendem im Grunde der Augenhöhlen konnte man erkennen, daß er Leben hatte. Die verdorrten Muskeln gaben dem Körper keine Rundung, sondern der emporgestreckte nackte Arm bestand bloß aus ein paar dünnen Armbeinen, die mit harter, zusammengeschrumpfter und rindenähnlicher Haut bedeckt waren. Er trug eine alte, enganschließende schwarze Kappe, er war braun gebrannt von der Sonne und schwarz von Schmutz. Nur sein Haar und Bart waren hell, aber so lange von Regen und Sonnenschein bearbeitet, bis sie dieselbe graugrüne Farbe bekommen hatten wie die Weidenblätter an ihrer Unterseite. Die Vögel, die herumflogen und einen besseren Platz für das Nest suchten, hielten Hatto den Eremiten für eine andre alte Weide, der in ihrem Himmelsstreben gleichwie jener dort durch Axt und Säge Grenzen gesetzt worden waren. Sie kreisten vielmals um ihn, flogen weg und kamen wieder, achteten auf Merkzeichen für den Weg zu ihm, untersuchten, ob er Schutz gegen Raubvögel und Stürme gewähre, fanden ihn zwar ziemlich unvorteilhaft, entschieden sich schließlich aber doch für ihn wegen der Nähe des Flusses und der Riedgrasbüschel, ihres Vorratshauses und Materiallagers. Einer von ihnen schoß pfeilschnell in die ausgebreitete Hand hernieder und legte dort seine Wurzelfaser ab.

Der Sturm machte gerade eine Pause, so daß die Wurzelfaser nicht sofort aus der Hand hinweggeweht wurde, aber in den Gebeten des Eremiten gab es keine Pause. Möchte doch der Herr bald kommen und diese gefährliche Welt vernichten, damit die Menschen nicht noch mehr Sünde über sich sammeln könnten! Möchte er doch die noch Ungeborenen vom Leben erlösen! Für die Lebenden gab es keine Erlösung.

Da setzte der Sturm wieder ein, und das Wurzelfäserchen flatterte hinweg aus der großen, flachen Hand des Eremiten. Aber die Vögel kamen zurück und versuchten die Grundpfeiler des neuen Heims zwischen den Fingern festzuklemmen. Plötzlich legte sich da ein plumper, schmutziger Daumen über die Strohhalme und hielt sie fest, und vier Finger wölbten sich über der Handfläche, so daß sich eine geschützte Nische für den Bau bildete. Aber der Eremit fuhr in seinem Gebete fort.

„Herr, wo sind die Feuerwolken, welche Sodom

vernichteten? Wann öffnest du die Schleusen des Himmels, welche die Arche auf die Spitze des Ararat trugen? Ist das Maß deiner Langmut noch nicht erschöpft, und sind die Schalen deiner Gnade noch nicht leer? Herr, wann trittst du hervor aus deinem berstenden Himmel?"

Und da offenbarte sich vor Hatto dem Eremiten ein Gesicht vom Tage des jüngsten Gerichtes. Die Erde bebte und der Himmel glühte. Unter dem roten Dunst sah er schwarze Wolken von fliehenden Vögeln, über die Erde wälzte sich brüllend und blökend ein Strom flüchtender Tiere. Aber während noch seine Seele von diesem Feuergesicht eingenommen war, begannen zu gleicher Zeit seine Augen dem Fluge der kleinen Vögel zu folgen, wie sie blitzschnell hin und wider flogen und mit einem leisen Gezwitscher der Genugthuung neues Stroh in das Nest schafften.

Der Alte dachte nicht daran, sich zu rühren. Er hatte sich das Gelübde gegeben, den ganzen Tag über mit emporgehobenen Händen stillestehend zu beten, um so unsern Herrn zur Gebetserhörung zu zwingen. Je ermüdeter sein Körper wurde, desto lebhaftere Erscheinungen erfüllten sein Hirn. Er hörte, wie die Mauern der Städte einstürzten, und die menschlichen Wohnstätten barsten. Schreiende, von Schrecken bethörte Menschenhaufen rasten an ihm vorüber, ihnen nach jagten die Engel der Rache und der Vernichtung. Hohe Gestalten, mit strengem, schönem Antlitze, ritten sie in Silberrüstungen auf schwarzen Pferden und schwangen Geißeln, die aus weißen Blitzen geflochten waren.

Die kleinen Bachstelzen bauten und zimmerten den Tag über wie gute Arbeiter, und das Nest machte große Fortschritte. Hier auf dieser hügeligen Heide mit dem steifen Riedgrase, an diesem Flusse mit seinem Schilfe und Binsen herrschte kein Mangel an Baumaterial. Sie hatten weder Zeit zur Mittagsrast noch zur Vesperbrotpause. Glühend vor Eifer und Freudigkeit flogen sie ab und zu, und ehe noch der Abend kam, waren sie beinahe oben am Dachfirste.

Aber ehe der Abend kam, hatte auch der Eremit seine Augen mehr und mehr auf sie geheftet. Er folgte ihnen auf ihren Fahrten, zankte auf sie, wenn sie sich ungeschickt anstellten, ärgerte sich, wenn ihnen der Wind Schaden zufügte, und vertrug es am allerwenigsten, wenn sie einmal eine Pause machten.

So sank die Sonne hernieder, und die Vögel flogen auf ihre bekannten Schlafplätze drinnen im Schilfe.

Wenn man abends über die Heide geht und sich so weit niederbückt, daß das Gesicht in gleiche Höhe mit den welligen Erhebungen im Grase kommt, kann man sehen, wie sich eine wunderliche Erscheinung gegen den hellen Abendhimmel abzeichnet. Eulen mit großen runden Schwingen jagen über das Feld dahin, unsichtbar für den, der aufrecht steht. Nattern ringeln sich schnell und geschmeidig hervor, das schmale Haupt auf dem schwanenartig gekrümmten Halse emporgehoben. Große Kröten kriechen träg heraus, Hasen und Mäuse fliehen vor Raubtieren, der Fuchs springt nach einer Fledermaus, welche Mücken über dem Flusse jagt. Es ist, als ob jede Rasenwelle Leben bekommen habe. Aber unterdessen schlafen die Vögelchen sicher vor allem Bösen auf ihrem Ruheplatze, dem schwankenden Schilfrohre, welchem kein Feind nahen kann, ohne daß das Wasser plätschern oder das Rohr zittern und sie wecken müßte.

Als der Morgen kam, glaubten die Bachstelzen erst, die gestrigen Ereignisse seien ein schöner Traum gewesen. Sie hatten ja ihre Merkzeichen und flogen gerade auf ihr Nest zu, aber das war fort. Sie jagten suchend über die Heide und stiegen gerade auf in die Luft, um zu spähen. Es fand sich aber keine Spur von einem Neste oder Baume. Zuletzt setzten sie sich auf ein paar Steine am Flußufer und grübelten nach. Sie wippten mit ihren langen Schwänzen und drehten die Köpfe. Wohin mochte nur der Baum mit ihrem Neste gekommen sein? — Doch kaum hatte sich die Sonne eine Hand breit über den Waldgürtel auf dem andern Flußufer erhoben, als ihr Baum angewandert kam und sich auf denselben Platz stellte, welchen er am vorigen Tage eingenommen hatte. Er war gleich schwarz und knorrig wie gestern und trug ihr Nest auf der Spitze von etwas, das ein trockener, aufrecht stehender Zweig sein mußte.

Da begannen die Bachstelzen wieder zu bauen, ohne über die vielen Wunder in der Natur nachzugrübeln.

Hatto der Eremit, welcher sonst die Vögel von seiner Höhle fortjagte, indem er ihnen sagte, daß es das beste für sie wäre, wenn sie nie das Tageslicht erblickt hätten, er, der in den Flußschlamm hineinwatete, um Verwünschungen über die jungen, fröhlichen Menschenkinder zu schleudern, welche in bewimpelten Booten den Fluß heraufruderten, er, vor dessen bösem Blicke die Hirten der Heide ihre Herde hüteten, kam nicht der beiden Singvögel wegen zu seinem Platze am Ufer zurück. Aber er wußte, daß nicht nur jeder Buchstabe in den heiligen Büchern seine versteckte mystische Bedeutung habe, sondern daß dies mit allem so ist, was Gott draußen in der Natur geschehen läßt. Er hatte jetzt herausgefunden, was es bedeuten solle, daß die Bachstelzen ihr Nest in seine Hand bauten. Gott wollte, daß er mit hoch erhobenen Armen betend stehen bleiben sollte, bis die Vögel ihre Jungen groß gefüttert hätten; vermöchte er das, so sollte er erhört werden.

Aber an diesem Tage begannen bei ihm die Visionen vom jüngsten Gerichte schon seltener zu werden; dafür folgte er den Vögeln mit seinen Blicken. Er sah das Nest bald vollendet. Die kleinen Baumeister flatterten um dasselbe herum und besichtigten es. Sie holten etwas Moos von der wirklichen Weide und befestigten es von außen daran, dies war Ersatz für Bewurf oder Farbe. Sie schafften das feinste Wollgras herbei, und das Weibchen nahm Daunen von seiner eignen Brust und bekleidete das Nest damit inwendig; das war die Einrichtung und Möblierung.

Bauern pflegten ihm aus Furcht vor der verderblichen Macht, welche die Gebete des Heidebewohners am Throne Gottes haben könnten, Milch und Brot zu bringen, um seinen Zorn zu besänftigen. Sie kamen auch jetzt zu ihm und fanden ihn, wie er unbeweglich, mit einem Vogelneste in der Hand, dastand. „Sieh, wie der fromme Mann die kleinen Tiere liebt," sagten sie und fürchteten sich nicht mehr vor ihm, sondern hoben den Milcheimer an seinen Mund und führten das Brot an seine Lippen. Als er gegessen und getrunken hatte, trieb er die Leute mit heftigen Worten fort, aber sie lachten bloß über seine Verwünschungen.

Sein Körper war seit langem der Diener seines Willens geworden. Durch Hunger und Schläge, durch tagelangen Kniefall und wochenlanges Wachen hatte er Gehorsam gelernt. Jetzt hielten eisenharte Muskeln seine Arme während Tagen und Wochen ausgestreckt, und als das Weibchen auf den Eiern saß und das Nest nicht verließ, suchte er auch während der Nacht seine Höhle nicht auf. Er lernte sitzend, mit ausgestreckten Armen, zu schlafen. Unter den Freunden der Wüste finden sich wohl manche, die noch größere Dinge gethan haben.

Er gewöhnte sich an die beiden unruhigen Vogelaugen, welche über den Nestrand auf ihn herabsahen. Er gab auf Hagel und Regen acht und schützte das Nest, so gut er konnte.

So wurde denn das Weibchen eines Tages seiner Wacht ledig. Beide Bachstelzen sitzen auf der Nestkante, wippen mit dem Schwanze, beraten sich und sehen herzlich vergnügt aus, obgleich das Nest von einem ängstlichen Piepen erfüllt zu sein scheint. Und alsdann veranstalten sie die allerwildeste Mückenjagd.

Mücke auf Mücke wird gefangen und nach jenem gebracht, was da oben in seiner Hand piept. Und wenn das Futter kommt, wird das Piepen am allerlautesten. Der fromme Mann wird durch das Piepen in seinem Beten gestört.

Und sachte, sachte sinkt der Arm, der fast schon das Vermögen, sich zu rühren, eingebüßt hat, in den Gelenken hernieder, und seine kleinen Feueraugen starren auf das Nest herab.

Noch niemals hatte er so etwas Hilfloses, Häßliches und Elendes gesehen: kleine nackte Körper mit einigen dünnen Daunen, keine Augen, keine Flugkraft, eigentlich bloß sechs große, gähnende Mäuler.

Das kam ihm so sonderbar vor, aber sie gefielen ihm doch so, wie sie waren. Ihren Vater und ihre Mutter hatte er niemals von dem großen Untergange ausgenommen, als er aber künftighin Gott anrief, um von ihm die Erlösung der Welt durch ihre Zerstörung zu fordern, machte er eine stille Ausnahme mit diesen sechs Wehrlosen.

Als ihm die Bauernweiber jetzt Nahrung brachten, dankte er ihnen nicht damit, daß er ihnen den Untergang wünschte. Weil er für die Kleinen da oben notwendig war, war er froh, daß sie ihn nicht verhungern ließen.

Bald bemerkte er, daß sich sechs runde Köpfe während des ganzen Tages über den Nestrand streckten. Der Arm des alten Hatto sank immer öfter zu seinen Augen herab. Er sah, wie die Federn aus der roten Haut hervorsprossen, wie die Augen sich öffneten, wie die Körperform sich abrundete. Als glückliche Erben der Schönheit, welche die Natur den luftsegelnden Tieren gegeben hat, entwickelten sie diese bald in ihrer ganzen Pracht.

Und während all diesem kamen die Bitten um die große Vernichtung immer unsicherer über die Lippen des alten Hatto. Er glaubte das Gelübde Gottes zu besitzen, daß diese hereinbrechen sollte, wenn die Vögel flügge wären. Nun stand er da und suchte gewissermaßen eine Ausflucht vor Gott dem Vater. Denn diese sechs Kleinen, welche er beschirmt und beschützt hatte, konnte er nicht aufopfern.

Das war früher etwas andres gewesen, als er noch nichts zu eigen hatte. Die Liebe zu den Kleinen und Schwachen, welche den großen, gefährlichen Menschen unwillkürlich von jedem kleinen Kinde gelehrt wird, kam über ihn und machte ihn unschlüssig.

Er wollte bisweilen das ganze Nest in den Fluß werfen, denn er hielt es für gut für sie, ohne Kummer und Sünde sterben zu müssen. Sollte er die Kleinen nicht vor Raubtieren und Kälte, vor Hunger und den vielfältigen Heimsuchungen des Lebens erretten? Aber während er noch darüber nachdachte, rauschte der Sperber gerade gegen das Nest heran, um die Jungen zu erwürgen. Da ergriff Hatto den Dieb mit seiner linken Hand, schwang ihn rund um sein Haupt und schleuderte ihn mit der Macht des Zornes in den Fluß hinein.

Der Tag kam, an welchem die Jungen flügge waren. Die eine von den Bachstelzen arbeitete drinnen im Neste, um die Jungen an die Nestkante zu stoßen, die andre flog umher, um ihnen zu zeigen, wie leicht das wäre, wenn sie nur den Versuch wagten. Und als die Jungen eigensinnigerweise davor bange waren, flogen die beiden Alten aus, um ihnen ihre schönsten Flugkünste zu zeigen. Die Flügel plötzlich zusammenschlagend, flogen sie in Schlangenwindungen vorwärts, stiegen auch gerade in die Höhe wie Lerchen oder standen mit heftig vibrierenden Schwingen in der Luft still.

Aber als die Jungen trotzdem eigensinnig blieben, konnte es Hatto der Eremit nicht unterlassen, sich in die Sache zu mischen. Er gab ihnen einen zarten Stoß mit dem Finger und damit war alles gethan. Sie fallen flatternd und unsicher heraus, die Luft wie eine Fledermaus peitschend, sinken nieder, aber erheben sich, erfahren, worin die Kunst liegt, und wenden sie an, um das Nest so bald wie möglich wieder zu erreichen. Die Eltern kamen stolz und jubelnd zu ihnen herab, und der alte Hatto lächelte. War er es doch gewesen, der in der Sache jedenfalls den Ausschlag gegeben hatte.

Er grübelte nun ernstlich nach, ob sich nicht irgend ein Ausweg für unsern Herrgott finden ließe.

Vielleicht kam schließlich alles darauf hinaus, daß Gott Vater diese Erde in seiner rechten Hand hielt, wie ein großes Vogelnest, vielleicht hegte er Liebe für alle die, welche dort bauen und wohnen, Liebe für alle die schutzlosen Erdenkinder. Vielleicht empfand er mit denen, welche er seinem Gelöbnisse nach verderben sollte, Mitleid, gleichwie der Heidebewohner mit dem Vogelnest Mitleid hatte.

Sicherlich waren die Vögel des Eremiten viel besser als die Menschen unsres Herrn, aber er konnte wohl verstehen, daß Gott Vater doch ein Herz für sie hatte.

Am nächsten Tage stand das Vogelnest leer und die Bitterkeit des Alleinseins legte sich über den Eremiten. Langsam sank sein Arm an seine Seite herab, und ihm war es, als ob die Natur den Atem anhielt, um auf die dröhnenden Posaunen des jüngsten Tages zu lauschen. Aber zugleich kamen alle Bachstelzen wieder und setzten sich auf sein Haupt und seine Achseln, denn sie waren gar nicht bange vor ihm.

Da fuhr ein Lichtstrahl durch das verwirrte Hirn des alten Hatto. Er hatte ja den Arm gesenkt, jeden Tag hatte er ihn gesenkt, um nach den Vögeln zu sehen.

Und da stand er nun mit allen sechs Jungen, die um ihn flatterten und spielten, und nickte wie zufrieden mit etwas, was er nicht sah: „Du kommst los davon," sprach er, „du kommst los. Ich habe mein Wort nicht gehalten, so brauchst du auch deines nicht zu halten."

Und ihm dünkte, als ob die Felsen zu zittern aufhörten und der Fluß in seinem Bette sich zur Ruhe niederlegte.

Ein neues Werk von Tolstoj. Der berühmte russische Schriftsteller und Philanthrop Tolstoj schreibt zurzeit an einer neuen Novelle. Die Eröffnungsscene spielt in einem Gerichtshofe. Ein junges Weib wird wegen Diebstahls zur Deportation nach Sibirien verurteilt. Einer der Geschworenen erkennt in ihr ein Mädchen, mit dem er sich einige Jahre vorher vergangen hatte, und um Buße dafür zu thun, begleitet er die Verurteilte nach Sibirien, um ihre Strafe zu teilen.

*

Mark Twain. Ueber die finanziellen Schwierigkeiten, in welche der amerikanische Humorist Mark Twain infolge des Bankerotts seines Verlegers geraten ist, haben alle Zeitungen berichtet: seine Arbeitskraft ist dadurch nicht im mindesten gebrochen, er hat zurzeit, wie die amerikanische Wochenschrift „The Critic" mitteilt, ein Werk unter der Feder, das den Titel „Längs des Aequators" tragen soll, und erhält dafür ein Honorar von 40000 Dollars in Raten zu 10000 Dollars. Seine Verpflichtungen betragen 60000 Dollars. Major Pond hat ihm den Antrag gemacht, eine Reihe von Vorträgen gegen ein Honorar von 50000 Dollars zu halten. Mark Twain hat aber abgelehnt. Das New Yorker „Journal" bezahlte ihm unlängst 2000 Dollars für zwei Artikel, die er über den Jubiläumsfestzug geschrieben hat; den einen davon diktierte er einem Stenographen, während der Festzug vor seinen Augen vorüberzog. Solche Unmittelbarkeit und Lokalfarbe der Berichterstattung kann wohl nicht mehr überboten werden, es gehört aber auch amerikanische „Fixigkeit" zu einer derartigen Kraftleistung.

Ss.

*

Turgenjeff und seine Freunde in Frankreich. Turgenjeff, der sich bekanntlich viel in Paris aufgehalten hat, zählte zu seinen dortigen Freunden auch den vor kurzem gestorbenen Edmond Goncourt, der ihn „liebes Ungeheuer, teurer Barbar" zu nennen pflegte, dann G. de Maupassant, der von Turgenjeff sagte, er sei der ehrenhafteste, tapferste, aufrichtigste und anhänglichste Mensch gewesen, den man überhaupt treffen konnte, und besonders eng befreundet war er mit Daudet, der Turgenjeff als einen seiner besten, intimsten Freunde betrachtete. Desto unangenehmer war die Ueberraschung, als die bald nach Turgenjeffs Tode in Paris erschienenen „Souvenirs sur Turgenjeff" diese seine Freunde sehr unfreundschaftlich behandelten. Man beschuldigte Turgenjeff deshalb des schwärzesten Undanks, der Verstellung. Neuerdings erschienen in der russischen Zeitschrift „Séverni Wjestnik" (Neuigkeiten des Nordens) bisher ungedruckte Briefe Turgenjeffs, deren Herausgeber Halperine-Kaminsky in einer Einleitung den Beweis liefert, daß solche Vorwürfe nicht gerechtfertigt waren. Eine Anzahl der Briefe zeigt, wie Turgenjeff zeitlebens seinen französischen Freunden Sympathien bewahrt hat. Die Auslassungen über Zola und die Gebrüder Goncourt, die sich hie und da finden, enthalten nur eine Kritik ihrer Leistungen; an ihrer Person war nur das nicht nach seinem Geschmack, daß sie „zu sehr nach Litteratur rochen". Gegen alle Verkennung sollte Turgenjeff schon gesichert sein durch seine Bemühungen, die Werke von Flaubert, Zola und Goncourt in Rußland bekannt zu machen. Von seiner Neidlosigkeit zeugt sein Verhältnis zu Tolstoj. Die französische Zeitung „Temps" hatte Turgenjeff um eine Novelle angegangen; er versprach dem Herausgeber eine sehr angenehme Ueberraschung — es waren Tolstojs „Erinnerungen an Sebastopol". Turgenjeff schrieb dazu, man brauche sich über diesen Ersatzmann nicht zu beschweren, Tolstoj sei ihm unermeßlich überlegen.

—n—

Unsre verehrlichen Mitarbeiter werden freundlichst ersucht, den für die Zeitschrift „Aus fremden Zungen" bestimmten Uebersetzungen

1) **Angaben über Jahr und Ort des Erscheinens des Originals,** sowie
2) **kurze biographische Daten über den Verfasser**

beizulegen.

Die Redaktion behält sich vor, den Einsender im Falle der Annahme einer Arbeit mit der Erweiterung der biographischen Daten zu einem biographischen Aufsatz für die Rubrik „Lose Blätter" zu beauftragen.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt
Litterarische Abteilung.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Bolhoevener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Gleichheit.

Von

Edward Bellamy.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von M. Jacobi.

(Fortsetzung.)

XXXIII.

Nach allerlei Wichtiges.

Nach Tische schlug uns der Doktor einen Ausflug vor.

„Ich habe schon öfter daran gedacht,“ sagte er, „daß Sie mich für einen recht schlechten Pädagogen halten werden, wenn Sie sich jetzt in die Welt hinaus begeben, sie aus eigner Anschauung kennen lernen, und dann an meine Vorbereitungsstunden zurückdenken. Ich bin selbst ganz unzufrieden mit der Art, wie ich die Sache angefangen habe. Statt nach einem wissenschaftlichen Lehrplan vorzugehen, haben wir uns völlig planlos unterhalten, und der Inhalt unsres Gesprächs wurde mehr durch Ihre Wißbegierde als durch eine bewußte Absicht meinerseits bestimmt.“

„Ich war Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie mir die wissenschaftliche Methode erspart haben, mein lieber Freund und Lehrer,“ erwiderte ich. „Wenn ich auch keinen Grund habe, mich meiner schnellen Auffassung zu rühmen, so glaube ich doch, daß ich schon recht viel von dem jetzigen System weiß, und zwar gerade deshalb, weil Sie so freundlich waren, meiner Neugier freien Spielraum zu lassen und mich nicht in eine bestimmte Methode zu zwängen.“

„Es würde mich sehr freuen, wenn ich glauben dürfte, daß unsre Unterhaltungen für Sie ebenso lehrreich gewesen sind, wie sie mir angenehm waren,“ sagte der Doktor. „Wenn ich Fehler gemacht habe, so muß mir zur Entschuldigung dienen, daß wohl selten oder nie ein Lehrer vor eine so große Aufgabe gestellt wurde wie ich — vor eine Aufgabe, die ihm ganz unerwartet kam, und die er wegen der begreiflichen Spannung seines Schülers in kürzester Zeit bewältigen mußte.“

„Sprachen Sie nicht davon, daß wir zusammen heute nachmittag einen Ausflug unternehmen wollten?“

„Ja,“ antwortete der Doktor, „Es soll ein Versuch sein, einige meiner schlimmsten Versäumnisse wieder gut zu machen. Viele wichtige Seiten unsres Lebens sind Ihnen noch ganz unbekannt. Was würden Sie dazu sagen, wenn wir diesmal einen Luftwagen mieteten, damit Sie die Stadt und ihre Umgebungen aus der Vogelperspektive sehen können? Sie werden dabei gewiß allerhand Neues entdecken, was wir dem Fortschritt der Zivilisation verdanken.“

Der Plan schien mir vortrefflich, und er wurde sogleich zur Ausführung gebracht.

Es ist mir natürlich unmöglich, in diesen kurzen, fragmentarischen Aufzeichnungen auch nur den hundertsten Teil der merkwürdigen Erlebnisse zu schildern, die mir in der neuen Welt begegneten. Trotzdem muß es aber euch, liebe Leser, sonderbar erscheinen, daß ich euch so wenig von meinem Erstaunen über die vielen großen mechanischen Erfindungen und Hilfsmittel erzählt habe, welche eure Zivilisation hervorgebracht hat, und die euch nun zu Gebote stehen. So hatte ich schon manche andre Luftfahrt gemacht, ohne euch über meine Gefühle bei dieser Art der Beförderung zu berichten, die doch einem Repräsentanten des neunzehnten Jahrhunderts über alle Maßen wunderbar vorkommen mußte. Zur Erklärung dieser scheinbaren Gleichgültigkeit gegen die Wunder der Mechanik muß ich sagen, daß sie mich unendlich viel weniger überraschten als die moralischen Fortschritte, die eure neue Gesellschaftsordnung zu wege gebracht hat.

Unter denselben Umständen wäre es jedem meiner Zeitgenossen ebenso ergangen. Schon während der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hatte man die großartigsten Entdeckungen und Erfindungen gemacht, und so schien auf dem Gebiet der Wissenschaft und der Mechanik kein Problem für die Zukunft unlösbar. Wir erwarteten zum Beispiel längst mit Bestimmtheit eure unterseeische Schiffahrt und hatten die Aufgabe beinahe schon bewältigt. Die Entdeckung der Elektricität machte fast alles möglich. Was die Luftschiffahrt anbetrifft, so waren wir überzeugt, daß unsre Enkel, wenn nicht schon unsre Kinder, die Frage erfolgreich lösen würden. Es hätte mich sehr überrascht, wenn die Menschen jetzt noch nicht fliegen könnten.

Aber während wir von dem Verstand der Menschen und ihrer Herrschaft über die Naturkräfte so viel erwarteten, verzweifelten wir an ihrer moralischen

Entwicklungsfähigkeit. Wir glaubten, sie würden nie über sich hinaus wachsen und sittlich vollkommenere Geschöpfe werden. Im Prinzip waren wir uns darüber ebenso klar wie ihr, daß eine Gesellschaft, die sich auf die Basis der allgemeinen Menschenliebe gründete, unendlich viel glücklicher sein müßte, als Menschen je gewesen sind, weil auf einer solchen Grundlage das Wohl aller am besten gefördert werden könne. Zu gleicher Zeit hegten wir aber die feste Ueberzeugung, daß die sündhafte Anlage des Menschen und seine blinde Selbstsucht ihn hindern würden, dieses Ideal je zu verwirklichen. Vergebens hatte Gott ihm einen Geist verliehen, der dem seinen ähnlich war, denn alle höheren Ziele des Lebens waren ihm unerreichbar. Eine untilgbare sittliche Verkehrtheit hinderte ihn daran, seinem besseren Wissen zu folgen, und machte ihn zum Sklaven seiner gemeinen und schädlichen Triebe.

„Unmöglich! Es ist gegen die menschliche Natur!“ Das war der Ruf, welcher allen Propheten und Lehrern entgegentönte, sie übertäubte und zum Schweigen brachte, wenn sie die Welt dazu aufrütteln wollten, die Herrschaft des Chaos nicht länger zu dulden. Sie redeten von der Möglichkeit des Reiches Gottes auf Erden — aber sie fanden keinen Glauben.

Ist es da ein Wunder, daß ein Mensch wie ich, der in dieser Hoffnungslosigkeit groß geworden ist, dem die sittliche Erhebung der Menschheit für unmöglich galt, allen euern Wunderthaten auf materiellem Gebiet wenig Aufmerksamkeit schenkt, um mit immer wachsender Bewunderung sich in das Geheimnis eurer gerechten und freudenreichen Lebensführung zu vertiefen?

Wenn ich jetzt zurückblicke, sehe ich ein, daß diese Anschauung von der Schlechtigkeit der Menschennatur die größte Lästerung Gottes und der Menschen war, die je erfunden worden ist. Aber ach, die Kirchen haben diese Lehre nicht verdammt, sondern sie durch ihre Predigt von der hoffnungslosen Sündhaftigkeit des Menschen noch bestätigt.

Gerade die Luftschiffahrt, von der ich sprach, giebt ein anschauliches Bild davon, wie meine Zeitgenossen ein unbeschränktes Vertrauen in den Fortschritt der Menschen auf materiellem Gebiet mit dem größten Unglauben in betreff ihrer moralischen Vervollkommnung verbunden haben. Ich erwähnte schon, daß wir mit Bestimmtheit erwarteten, daß unsre Nachkommen die Luftschiffahrt einführen würden, aber das Wichtigste dabei war, wie man die neue Kunst im Kriege dazu verwenden könnte, Dynamitbomben in das Menschengedränge großer Städte hinunter zu schleudern. Machen Sie sich eine Vorstellung davon, wenn Sie können. Hat nicht selbst der Dichter Tennyson dies Zukunftsbild gemalt, wenn er sagt:

„Die Flotten der Völker mit Kriegsgetön
Sie kämpften im Aetherblau.
Laut schallte ihr Grimm durch des Himmels Höh'n,
Es regnete eisernen Tau.“

Wie das Volk die Zügel führt.

Jetzt ließ der Doktor unsern Wagen in einer Höhe von ungefähr tausend Fuß halten und sagte: „Nun zu unsrer Lektion! Sehen Sie da unten nicht etwas Merkwürdiges?“

Ich hatte einen Blick auf die Kuppel des Rathauses geworfen und sagte: „Was in aller Welt habt ihr denn da oben hinaufgesteckt? Das sieht ja ganz aus wie eine selbstthätige Windmühle, wie sie zu meiner Zeit die Landleute aufstellten, um Wasser heraufzupumpen. Eine sehr sonderbare Verzierung für ein öffentliches Gebäude!“

„Es soll auch keine Verzierung sein, sondern ein Symbol,“ erwiderte der Doktor. „Es stellt das heutige Ideal eines Regierungssystems dar. Die Mühle bedeutet den Mechanismus der Verwaltung, und der Wind, der sie treibt, den Willen des Volkes. Das Steuerruder, welches den Flügel der Mühle immer vor dem Winde hält, mag dieser noch so plötzlich umspringen, soll zeigen, wie die Verwaltung jederzeit dem Wunsche des Volkes entsprechen und ihm gehorsam sein soll, wenn er sich auch nur wie ein leiser Windhauch äußert.

„Ich habe schon soviel über den Gegenstand mit Ihnen gesprochen, daß ich mich jetzt nicht länger darüber zu verbreiten brauche, wie jede demokratische Regierung, wenn sie diesen Namen mit Recht trägt, auf der wirtschaftlichen Gleichheit der Bürger, samt allen ihren Folgerungen, beruhen muß. Das demokratische Regiment wäre immer eine Komödie geblieben, trotz aller konstitutionellen Einrichtungen und parlamentarischen Kniffe, solange das Privatwohl, von dem Wohl des Ganzen getrennt, ihm feindlich gegenüberstand, und solange das sogenannte ‚souveräne Volk‘ sein Brot aus den Händen der Kapitalisten empfing. Nimmt man dagegen an, daß das Privatinteresse mit dem allgemeinen Interesse Hand in Hand geht, daß kein Individuum mehr von irgend einem andern abhängig ist, und daß alle auf gleicher Bildungsstufe stehen — dann könnten selbst Unvollkommenheiten in der Verwaltung nicht verhindern, daß das Volk sich einer guten Regierung erfreut. Wir haben aber den Mechanismus der Verwaltung ebenso verbessert wie den der Triebkraft. Eure Wahlen fanden einmal im Jahre statt oder vielleicht alle zwei oder alle sechs Jahre; ihr wähltet die Männer, welche über euch herrschen sollten, und von dem Augenblick an, da sie gewählt waren, bis zur nächsten Wahlperiode waren sie ebensowenig verantwortlich wie der Zar, ja noch weniger als dieser. Denn der Zar hatte doch ein Interesse daran, seinem Sohn

das Erbteil ungeschmälert zu hinterlassen, während eure unumschränkten Herrscher kein andres Interesse kannten als das, von ihrer Macht Nutzen zu ziehen, solange sie dieselbe in Händen hielten.

„Wir sind der Ansicht, daß bei einem demokratischen Regiment die Macht an niemand auch nur eine Stunde lang unwiderruflich übertragen werden darf, sondern nur so, daß die Wählerschaft ihr Mandat jederzeit zurückziehen kann. Auch heute werden die Beamten auf eine gewisse Zeit gewählt, weil das zweckmäßiger ist, aber diese Zeitbestimmung hat keine bindende Kraft; sie kann durch Stimmenmehrheit der Auftraggeber widerrufen werden. Ebenso wird keine Verordnung von einer Körperschaft erlassen, ohne dem Volke noch einmal vorgelegt zu werden. Kein Abgeordneter darf über eine wichtige Vorlage abstimmen, ohne seine Wähler zu befragen. Wenn ein Vertreter des Volks der Ansicht seiner Wähler entgegenhandelte, würde er abgesetzt und der Beschluß am nächsten Tage umgestoßen werden. Sie können sich vorstellen, daß bei diesem System dem Abgeordneten sehr viel daran liegen muß, mit seinen Wählern Fühlung zu behalten. Das Volk ist durch diese Bestimmungen vor unverantwortlicher Gesetzgebung geschützt, sehr oft macht es aber auch selbst Vorschläge zu neuen Maßregeln, statt sich durch seine Abgeordneten vertreten zu lassen.

„Das komplizierteste Wahlsystem ist durch unsre Telephone so vollkommen geworden, daß im Notfall die ganze Nation wie ein organisiertes Parlament vorgehen kann. Unsre Repräsentantenhäuser, die euren Kongressen und Parlamenten entsprechen, haben unter diesem System nur die Geschäfte zu führen, welche euern Kommissionen oblagen. Das Volk regiert nicht nur dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit. Wir haben die wahre Demokratie.

„Es ist unsre stete Sorge, daß die Geschäftsführung überwacht wird, aber nicht weil wir unsern Abgeordneten kein Vertrauen schenken. Die unwiderrufliche, unveränderliche wirtschaftliche Gleichheit bietet weder Gelegenheit noch Veranlassung zur Bestechlichkeit. Kein Vorteil, den man auf unrechtmäßige Weise erringt, könnte den großen Vorteil aufwiegen, sich die Achtung des Volkes zu erwerben — das einzige, was heutzutage die Bürger dazu bestimmt, ein solches Amt anzunehmen. Unsre Gesellschaftsordnung selbst sichert alle unsre Lebensinteressen vor jeder Störung. Wir könnten ruhig einer auserwählten Gruppe von Bürgern die Leitung der Dinge lebenslänglich übertragen; wir thun es aber nicht, weil wir die Anregung, welche die direkte Teilnahme an der Regierung uns bietet, nicht entbehren wollen. Ich möchte uns mit einem reichen Manne vergleichen, der eine Menge tüchtiger Kutscher in seinen Diensten hat, es aber doch vorzieht, die Zügel selbst zu führen, weil es ihm Freude macht. Ihr habt einmal im Jahre gewählt; in fünf Minuten war der Akt vorüber, aber es that euch doch leid um die Zeit, weil ihr sie nicht euern Privatangelegenheiten widmen konntet — die waren immer die Hauptsache. Bei uns sind die allgemeinen Angelegenheiten unsre Privatangelegenheiten; wir kennen keine andern, die gleich wichtig wären. Wir stimmen wohl hundertmal im Jahr über die verschiedensten Dinge ab, von der Temperatur der öffentlichen Bäder oder dem Bauplan, der für ein öffentliches Gebäude gewählt werden soll, bis zu den größten Fragen der ganzen Welt, und wir finden diese Ausübung unsrer Bürgerpflicht ebenso anregend wie lehrreich.

„Und nun, Julian, sehen Sie, bitte, noch einmal hinunter, ob Ihnen nicht noch etwas auffällt, worüber Sie eine Frage stellen möchten."

Die kleinen Kriege und der große Krieg.

„Ich sehe, daß die Hafenbefestigungen noch vorhanden sind," sagte ich. „Die werden wohl als historische Beweise von der Barbarei eurer Vorfahren und meiner Zeitgenossen aufbewahrt, wie die Mietskasernen, die ich gesehen habe?"

„Sie müssen es nicht übelnehmen, wenn ich sage, daß wir wirklich eine vollständige Sammlung solcher Anstalten konservieren müssen. Die Kinder würden es sonst nicht glauben wollen, was ihre Urgroßväter einst für Possen getrieben haben, wenn die Bücher ihnen davon erzählen."

„Man hält doch wohl die Garantie des Weltfriedens, den die neue Ordnung der Dinge den Menschen gebracht, für eine ihrer größten Leistungen," sagte ich. „Und doch haben Sie noch so wenig mit mir darüber gesprochen."

„Sie ist an und für sich ein großer Segen," sagte der Doktor. „Aber unendlich viel wichtiger ist es, daß der wirtschaftliche Krieg der Menschen untereinander aufgehört hat! Die Anschauungen unsrer Vorfahren in dieser Beziehung sind uns höchst merkwürdig. Wenn gelegentlich ein Krieg zwischen zwei Nationen ausbrach, konnten sie sich über die Härte und Grausamkeit, die er im Gefolge hatte, gar nicht beruhigen, und doch waren sie scheinbar ganz gefühllos den Greueln gegenüber, welche der Kampf ums Dasein, in den ihr alle verwickelt wart, täglich mit sich brachte. Von unserm Gesichtspunkt aus waren eure Kriege zwar sehr thöricht, aber verhältnismäßig menschlich und geradezu unbedeutend, wenn man sie mit dem brudermörderischen Interessenkampf vergleicht. Im Kriege griffen nur die Männer zu den Waffen, starke, auserlesene Mannschaften, ein sehr kleiner Teil der gesamten Bevölkerung. Da gab es keine Frauen, keine Kinder und alten Leute; die Schwachen wurden ausgeschlossen, die Verwundeten,

ob Freund, ob Feind, sorgfältig gepflegt und dem Leben zurückgegeben. Die Kriegsregeln untersagten streng jede unnütze Grausamkeit, und der Besiegte konnte sich jederzeit mit Ehren zurückziehen, er war einer guten Behandlung sicher. Die Schlachten fanden gewöhnlich an den Grenzen statt, außer Sicht- und Hörweite der großen Masse der Bevölkerung. Außerdem wurden die Kriege nach und nach so selten, daß manche Generation gar keinen erlebte. Sie appellierten an die Hingebung und den Opfermut des Volkes, und wenn auch die Ursachen des Krieges dieser Opfer nicht wert waren, so gehörten die Tugenden, welche er erzeugte, doch zu den seltensten und größten.

„Vergleichen Sie mit einem solchen Kampf die Umstände, welche den wirtschaftlichen Krieg begleiteten. Hier waren die Krieger nicht eine auserwählte Schar. Die ganze Bevölkerung aller Länder — wenige reiche Leute ausgenommen — wurde zum Dienst gezwungen. Nicht nur mußten Frauen und Kinder, Alte und Kranke daran teilnehmen, sondern je schwächer der Streiter, desto schwerer war der Kampf. In diesen Gefechten fanden die Verwundeten keine Pflege und die Besiegten weder Gnade noch Barmherzigkeit. Nicht an den fernen Grenzen fremder Länder tobte dieser Krieg; nein, in jeder Stadt, jeder Straße und jedem Haus. Seine erschöpften, verwundeten und sterbenden Opfer wurden mit Füßen getreten, und wohin das Auge sah, erblickte es das Elend in immer neuer Gestalt. Das vergebliche Flehen der Unterliegenden, ihre Seufzer und Klagen drangen zu jedes Menschen Ohr. Und dieser Krieg kam nicht ein- oder zweimal in hundert Jahren, um eine Zeit lang die Erde mit Blut zu färben und dann dem Frieden Platz zu machen; nein, er war ohne Ende, ohne Waffenstillstand — lebenslang. Nicht Edelmut und Selbstlosigkeit wurden dabei entwickelt, sondern Gemeinheit, Falschheit und Grausamkeit -- auf die schlechtesten Regungen des Menschenherzens war ein für allemal ein Preis gesetzt.

„Wenn wir auf euer Zeitalter zurücksehen, so kommt uns der Krieg, welcher dort vor jenen alten Befestigungen ausgefochten wurde, nur tragisch und beinahe erhebend vor gegen das grauenhafte Schauspiel bei dem Kampfe ums Dasein.

„Wir könnten beinahe den Soldaten von Beruf recht geben, welche damals behaupteten, von Zeit zu Zeit sei ein Krieg ganz notwendig, um Großmut und Opferwilligkeit unter den Menschen neu zu beleben, da sich sonst die Gesellschaft in der Fäulnis ihrer Selbsucht und Gemeinheit auflösen müsse."

„Ich fürchte, daß die Nachwelt den Gründern der Vereine zur Beförderung des Weltfriedens keine so großen Denkmäler errichtet hat, wie sie erwarteten," sagte ich.

„Diese Leute hatten jedenfalls den besten Willen," erwiderte der Doktor; „aber es ist unglaublich, wie kurzsichtig sie waren. Ihre Anstrengungen, die Kriege abzuschaffen, während sie dem wirtschaftlichen Kampf ruhig zusahen, der doch in einem Monat mehr Leiden und Opfer fordert als die internationalen Kriege einer ganzen Generation, machen den Eindruck, als hätten sie ‚Mücken geseihet und Kamele verschluckt'.

„Der Segen, welcher der Menschheit daraus erwächst, daß es keinen Krieg mehr giebt, besteht unsrer Meinung nach weniger darin, daß kein Blutvergießen mehr stattfindet, als darin, daß Eifersucht und Neid, welche die Völker nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden gegeneinander erbitterten, jetzt ausgestorben sind. An ihre Stelle ist brüderliche Teilnahme und allseitiges Wohlwollen getreten, die keine Schranken der Nationalitäten oder der Länder kennen."

Die alte und die neue Vaterlandsliebe.

Während der Doktor sprach, fiel mein Blick auf eine Fahne, die sich tief unter mir im Winde entfaltete. Es war das Sternenbanner. Bei diesem Anblick klopfte mir das Herz, und meine Augen wurden feucht.

„Ach," rief ich aus, „da weht unser ruhmreiches Banner!"

Die Blicke des Doktors folgten den meinen.

„Ja," sagte er, „aber jetzt verkündet es einen neuen Ruhm. Wo dieses Banner weht, giebt es keine Not und keine Leiden mehr, welche menschliche Hilfe lindern kann.

„Zu eurer Zeit waren die Amerikaner auch patriotisch gesinnt," fuhr er fort, „aber der Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Patriotismus ist so groß, daß man beide kaum für dasselbe Gefühl halten kann. Früher waren die Gedanken und Gefühle, welche unsre Fahne erweckte, rein kriegerischer Art. Aufopferung für die eigne Nation, wenn sie mit einer andern im Kriege lag, das war es, was man unter Vaterlandsliebe verstand. Bei Zuständen, in denen die Nationen stets bereit sein mußten, zum Schutz der eignen Existenz die übrigen Völker zu bekämpfen, konnte das auch nicht anders sein. Aber die Folge dieser Vaterlandsliebe war, daß das Gefühl der nationalen Solidarität an Stelle der Solidarität aller Menschen gesetzt wurde. Eine beschränkte Pflichterfüllung stand einer umfassenderen entgegen, und so entstanden natürlich viele sittliche Konflikte. Sehr oft war, was ihr als Vaterlandsliebe prieset, nur Haß und Mißgunst gegen eine andre Nation, weil sie nicht eure eigne war, nur ein blindes Vorurteil gegen fremde Ideen und Einrichtungen, aus keinem andern Grunde, als daß sie nicht euerm Volke angehörten. Diese Art Patriotismus richtete jahrhundertelang unübersteigliche Schranken auf; sie stellte

dem Fortschritt der Zivilisation Hindernisse in den Weg, die höher waren als Berge, breiter als die größten Ströme und tiefer als das Meer.

„Der neue Patriotismus war die natürliche Folge der veränderten sozialen und internationalen Zustände, die seit dem Umsturz eingetreten sind. Schon zu eurer Zeit wurden die Kriege immer seltener — jetzt hat die Entwicklung der allgemeinen Verbrüderung sie unmöglich gemacht; seit mehreren Generationen ist kein Krieg mehr geführt worden. Die alten blutgetränkten Grenzen der Länder bleiben jetzt nur bestehen, weil sie die Verwaltung erleichtern, wie die Grenzlinien der einzelnen Staaten unsrer Republik, und so ist der internationale Neid, das Mißtrauen samt aller Furcht und Feindseligkeit, eines natürlichen Todes verblichen. Die Jahrestage der Schlachten und Siege über andre Nationen, durch welche das Feuer des alten Patriotismus geschürt wurde, sind längst vergessen. Mit einem Wort: die Vaterlandsliebe ist kein kriegerisches Gefühl mehr. Auch die Fahne hat ihre alte Bedeutung verloren; sie soll nicht mehr dem Feinde Trotz bieten, sondern das höchste Symbol des Friedens und der Eintracht sein. Sie ist das sichtbare Zeichen der sozialen Solidarität, durch welche das Wohl aller auf unerschütterliche Weise gesichert ist. Wenn jetzt der Amerikaner seine Augen zur Standarte erhebt, denkt er nicht an die Heldenthaten seiner Nation im Kriege mit andern Völkern, nicht an vergangene Triumphe und zukünftige Kriege. Die flatternden Fahnen erwecken in ihm keine solchen Gedanken. Sie erinnern ihn vielmehr an den Bruderbund, den er mit allen seinen Landsleuten geschlossen hat, zum Schutz der Ehre und Wohlfahrt jedes einzelnen durch die Macht der Gemeinschaft.

„Die alten Patrioten stellten sich vor, daß nur fremde Nationen die Fahne beschimpfen könnten, und sobald das Volk hörte, daß seinem Banner nicht die vorschriftsmäßige Ehre erwiesen worden war, geriet es in patriotische Raserei. Jetzt würde dies Gefühl uns unverständlich sein; wir meinen, daß kein Fremder die Macht hat, unsre Fahne zu entehren; er hat nichts mit ihr zu schaffen und weiß nicht, was sie uns bedeutet. Ihre Ehre oder Unehre hängt von dem Volke ab, das ihr, als dem Sinnbild der Bruderliebe, Treue geschworen hat. Für den Patrioten in alter Zeit war es kein Widersinn, wenn das Symbol der nationalen Einheit über einer Stadt schwebte, in der die schmählichste Unterdrückung, Prostitution und Bettelei ihr Wesen trieben, und welche Höhlen des namenlosesten Elends in sich barg. Nach unsrer Ansicht würde unser Stolz auf das Banner zu einer prahlerischen Lüge werden, wenn man in irgend einem Winkel des Landes den geringsten Bürger ungestraft seiner Menschenrechte beraubt hätte. Das Volk selbst würde mit Entrüstung die Niederlegung der Fahne verlangen und sie erst wieder aufrichten, wenn das Unrecht gesühnt und gut gemacht wäre."

„Ja wahrlich," sagte ich, „ihr neuer Ruhm scheint mir größer, als der alte je gewesen ist."

Während wir uns unterhielten, hatte der Doktor unsern Wagen von dem Westwind dahintreiben lassen. Wir schwebten jetzt über dem Hafen, und ich wunderte mich, wie wenige Schiffe dort vor Anker lagen.

„Mir scheint," sagte ich, „daß die Anzahl der Schiffe im zwanzigsten Jahrhundert sich gar nicht vermehrt hat. Ich erwartete eine große Flotte zu sehen, da die Bevölkerung und der Handel doch zugenommen haben müssen."

„Die neue Ordnung hat im Gegenteil den überseeischen Handel sehr eingeschränkt; dagegen wird zur Belehrung und zum Vergnügen tausendmal mehr ins Ausland gereist als früher."

„In welcher Weise hat denn die neue Ordnung den Austausch der Produkte mit fremden Ländern beschränkt?" fragte ich.

„Auf zweierlei Weise," erwiderte der Doktor. „Zuerst müssen Sie wissen, daß das Gewinnsystem im ausländischen Handel ebensogut abgeschafft ist wie bei der inländischen Güterverteilung. Ein internationaler Rat überwacht den Warenaustausch zwischen den Nationen, und das eingeführte Produkt muß zu demselben Preis geliefert werden, welchen die Bürger der ausführenden Nation dafür zahlen. Deshalb hat auch kein Volk ein Interesse daran, Güter für den Export zu fabrizieren, wenn es nicht zu seinem eignen Verbrauch solcher Produkte eines andern Landes bedarf, die in der Heimat nicht ebensogut herzustellen sind.

„Noch weit mehr trägt aber jetzt zur Beschränkung des überseeischen Handels der Umstand bei, daß alle Fähigkeiten und Kenntnisse in gelehrten und praktischen Dingen sich viel gleichmäßiger in den Nationen verbreitet haben. Heutzutage würde jedes Volk sich schämen, irgend ein Lebensbedürfnis von auswärts zu beziehen, wenn die natürliche Beschaffenheit des eignen Landes es nicht unmöglich macht, die betreffende Ware zu produzieren. So wird jetzt ausschließlich mit Waren gehandelt, die nur an bestimmten Orten erzeugt werden können, und je mehr es dem Menschen gelingt, die Natur zu beherrschen, desto kleiner wird ihre Zahl. Früher hatten die Kohlenländer einen großen Vorteil, aber der besteht jetzt nicht mehr. Schon vor hundert Jahren sind Erfindungen gemacht worden, durch welche die Entwicklung elektrischer Kraft in beliebiger Stärke fast nichts mehr kostet.

„Aber denken Sie ja nicht, daß die verschiedenen Völker nur aus wirtschaftlichen Gründen oder aus

Eitelkeit danach streben, alles selbst zu beschaffen, statt von andern Nationen abhängig zu sein. Sie thun es hauptsächlich um des erziehlichen und anregenden Einflusses willen, den ein mannigfaltiger Betrieb in kleinen Verhältnissen mit sich bringt. Wir gehen nicht nur darauf aus, daß jede Nation ein vollkommenes Industriesystem haben sollte, sondern möchten auch, daß in jedem Lande die Gewerbe so gruppiert wären, daß jeder größere Distrikt gewissermaßen einen Mikrokosmos aller Industrie in der ganzen Welt darstellen kann. Sie werden sich erinnern, daß wir schon neulich auf der Industriebörse davon gesprochen haben."

Wie leicht jetzt der Beruf des Arztes ist.

Schon vor einer Weile hatte der Doktor unsern Kurs verändert; wir fuhren jetzt in westlicher Richtung über die Stadt hin.

„Was ist das für ein Gebäude?" fragte ich, „wir befinden uns gerade darüber; es hat sehr viele Fenster."

„Das ist eins von unsern Sanatorien," antwortete der Doktor. „Hier gehen die Leute hin, welche krank sind und eine Luftveränderung brauchen, aber doch ihre Heimat nicht verlassen möchten. Jetzt läßt sich beides vereinigen. In diesen Gebäuden ist alles so genau und sorgfältig auf den Zustand des Kranken berechnet, daß er es nirgends besser haben könnte."

„Gewiß sind seit meiner Zeit in jedem Zweige Ihres Berufes große Fortschritte gemacht worden: in der Arzneikunde, der Hygiene, der Chirurgie und allem übrigen."

„Ja," erwiderte der Doktor, „und zwar haben wir positive und negative Fortschritte gemacht; die letzteren sind sogar die allerwichtigsten. Sie bestehen in der Abschaffung aller Zustände, die der Gesundheit schädlich sind, und die doch früher von den Aerzten vergebens bekämpft wurden. Ich will Ihnen ein Beispiel sagen: In den beiden letzten Generationen hat die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frauen sie in den Stand gesetzt, ihre Beziehungen zu den Männern selbständig zu regeln, und Sie werden leicht begreifen, wie infolgedessen die Syphilis bei unsrer Rasse schon längst nicht mehr vorkommt. Die seit drei Generationen allgemein eingeführte äußerste Sauberkeit in allen Wohnungsverhältnissen, in Kleidung, Heizung und der ganzen Lebensweise der Menschen hat alle ansteckenden Krankheiten fast ganz vertrieben; wer dennoch krank wird, hat die beste Pflege. Denken Sie sich nun zu dieser Umwandlung in den hygienischen Bedingungen, unter denen das Volk lebt, noch die allgemeine planmäßige Ausbildung und Abhärtung des Körpers hinzu, die einen Teil der Jugenderziehung bildet, und schließlich noch die Kräftigung, man könnte sagen: die körperliche Wiedergeburt der Frauen — dann müssen Sie gestehen, daß wir den Strom des Lebens an seiner Quelle gereinigt und gestärkt haben."

„Weiter brauchen Sie nichts zu sagen, Doktor — Sie haben ja schon den Aerzten ihre ganze Praxis fortdisputiert."

„Ganz recht," erwiderte der Doktor. „Die Erfindungen und Verbesserungen, die seit Ihrer Zeit gemacht worden sind, haben den Aerzten verschiedentlich ihre Thätigkeit weggenommen, ebenso wie sie jedem andern Gewerbe einen Teil der Arbeit entzogen — aber nur um ihm neue Felder für reichere und edlere Arbeit zu erschließen.

„Vielleicht habe ich den wichtigsten negativen Faktor bei den Verbesserungen unsrer hygienischen Verhältnisse noch gar nicht erwähnt," fuhr mein Gefährte fort. „Die Menschen befinden sich jetzt nicht mehr im Zustand gänzlicher Unwissenheit, was ihren eignen Körper betrifft. Die Fortschritte in dieser Beziehung haben mit der allgemeinen Bildung Schritt gehalten. Nach allem, was wir darüber lesen, scheinen früher selbst die gebildeten Klassen es als keine Schande angesehen zu haben, von Physiologie und der Beschaffenheit des gesunden und kranken Körpers nicht das Geringste zu wissen. Sie überließen den Aerzten die Sorge für ihr körperliches Wohl in demselben Geist cynischer Ergebung, wie sie ihre Seelen den Geistlichen überließen. Jetzt würde man jedes Erziehungssystem lächerlich finden, das nicht dem Schüler so viele Kenntnisse in den Grundzügen der Physiologie, der Hygiene und der Medizin beibringen könnte, daß er im stande wäre, ein gewöhnliches Unwohlsein selbst zu behandeln, ohne einen Arzt zu Rate zu ziehen. Ich glaube nicht, daß es eine zu gewagte Behauptung ist, wenn ich sage, daß heutzutage jeder so viel von der Behandlung in Krankheitsfällen versteht, wie ein großer Teil der früheren Aerzte. Natürlich kann man bei dieser Lage der Dinge, ganz abgesehen von den großen Fortschritten im Gesundheitszustand der Menschen, jetzt mit einem Arzt auskommen, wo früher zwanzig genug zu thun hatten. Wir Aerzte sind jetzt nur Spezialisten und Sachverständige in Dingen, von denen bis zu einem gewissen Punkte jeder etwas versteht. Wenn man uns rufen läßt, ist es gewöhnlich zu einem Konsilium — wenn ich einen Ausdruck gebrauchen soll, der euch ganz geläufig war — die andern Teilnehmer an dem Konsilium sind dann der Patient und seine Freunde.

„Der allerwichtigste Faktor bei dem Fortschritt der medizinischen Wissenschaft ist aber das Verschwinden des Parteiwesens aus der Arzneikunde, was größtenteils denselben sittlichen und wirtschaftlichen Gründen zu verdanken ist, welche die Sektiererei aus der Religion verbannt haben. Sie werden sich

erinnern, daß zu Ihrer Zeit nächst der Theologie keine Wissenschaft dem lähmenden Einfluß des überlieferten Dogmas so sehr unterworfen war wie die Medizin. Ob es sich um das Heil des Körpers handelte oder um das der Seele, in beiden Fällen wurde jeder eigne, ursprüngliche Gedanke mit blindem Eifer unterdrückt und dadurch der Fortschritt gehemmt.

„Jetzt ist das Studium der Aerzte in keiner Weise beschränkt; ihre theoretische Ausbildung ist so umfassend wie möglich, aber im einzelnen Fall bleibt die praktische Behandlungsweise ganz dem Doktor und seinem Patienten überlassen. Man nimmt an, daß ein so gebildetes Volk wie das unsrige die Pflege des eignen Körpers ebensogut selbst in die Hand nehmen kann wie die der eignen Seele. Infolge der gänzlichen Unabhängigkeit der praktischen Aerzte, die durch die Kritik und den Beifall eines ganzen Volkes, das den Wert ihrer Leistungen richtig beurteilen kann, zu immer neuem Eifer angespornt werden, hat die medizinische Wissenschaft ganz unglaubliche Fortschritte gemacht. Nicht nur hat die Anwendung der Heilmittel unzählige Verbesserungen aufzuweisen, wir haben ganz neue Prinzipien entdeckt und sind der Kenntnis vom Ursprung des Lebens so nahe gekommen, wie ihr es nie für möglich gehalten hättet. Zu eurer Zeit wäre es Gotteslästerung gewesen, an dieses Grundgeheimnis auch nur von ferne zu rühren. Was den Schmerz anbetrifft, so dulden wir ihn nur als Symptom, damit er uns bei der Diagnose den richtigen Weg zeigt."

„Aber den Tod werdet ihr doch nicht abgeschafft haben?"

„Wenn wirklich einer diesem Geheimnis auf die Spur kommen sollte," sagte der Doktor lachend, „dann können Sie sicher sein, daß das Volk ihn fortjagen und sein Rezept verbrennen würde. Wir wollen doch nicht ewig auf dieser Erde bleiben!"

Wie ist es nur möglich gewesen?

Ich wendete meine Aufmerksamkeit nun wieder dem Panorama zu, das sich scheinbar unter uns fortbewegte. Dabei machte ich die Bemerkung, daß wir über der Vorstadt Brighton schwebten, wo sich früher die Viehstände zur Versorgung der Stadt mit frischem Fleisch befanden.

„Ich sehe, daß die alten Viehställe nicht mehr da sind," sagte ich. „Gewiß habt ihr weit bessere Einrichtungen. Uebrigens muß es doch jetzt viel schwieriger sein, eine große Stadt mit frischem Fleisch zu versorgen, da jeder in der Lage ist, sich die besten Stücke zu bestellen. Früher haben die armen Leute sehr wenig Fleisch konsumiert und mußten sich mit der geringsten Sorte begnügen."

Ein paar Minuten schaute der Doktor aus dem Wagen hinunter, dann antwortete er:

„Sie haben wohl noch mit niemand über diesen Punkt gesprochen?"

„Ich glaube nicht. Es ist mir eben erst eingefallen."

„Das schadet auch nichts," sagte der Doktor. „Sehen Sie, Julian, bei der gänzlichen Umwandlung in den Sitten und Anschauungen der Menschen konnte es gar nicht anders sein, als daß die Veränderungen in manchen Fällen einen großen Widerwillen gegen frühere Gebräuche mit sich brachten. Ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, aber ich bin doch froh, daß Sie zuerst mit mir von der Sache gesprochen haben."

Mir ging ein Licht auf, und allerhand Dinge, die ich zwar bemerkt, aber nur halb verstanden hatte, wurden mir auf einmal klar.

„Ah so!" rief ich aus. „Sie wollen sagen, daß man das Fleisch der Tiere gar nicht mehr ißt."

„Haben Sie das wirklich nicht früher erraten? Hat man Ihnen denn Fleischspeisen angeboten?"

„Die Ernährung ist jetzt in jeder Beziehung so verschieden von der früheren, daß ich es ganz aufgegeben habe, herauszubekommen, was ich esse. Jedenfalls habe ich keinen einzigen angenehmen Geschmack vermißt, an den ich mich von früher erinnere, während mir vieles Neue sehr gut schmeckt."

„Ja," sagte der Doktor, „statt des unvollkommenen Verfahrens bei der Zubereitung der Speisen, das ihr von euern Vätern geerbt hattet, kennen wir die verschiedensten Methoden, um Nahrungsstoffe zu gewinnen und zu bereiten. Ich glaube kaum, daß es einen Wohlgeschmack giebt, den wir nicht herstellen könnten — dagegen hat man jetzt viele neue Würzen, von denen ihr nichts wußtet."

„Wann ist denn die Fleischnahrung abgeschafft worden?"

„Sehr bald nach dem großen Umschwung."

„Und wie kam man darauf? Glaubtet ihr, daß es für die Gesundheit vorteilhafter sei, kein Fleisch zu essen?"

„Das ist wohl nicht der Hauptgrund gewesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die physische Vervollkommnung der Rasse damit zusammenhängt, daß kein Fleisch mehr gegessen wird und die Krankheiten der Schlachttiere nicht mehr auf die Menschen übertragen werden. Aber wie in alten Zeiten die Kannibalen nicht aus Gesundheitsrücksichten aufgehört haben, ihre Mitmenschen zu fressen, so kann auch bei uns die Veränderung in der Nahrungsweise nicht auf diesen Grund zurückgeführt werden. Die Sache ist schon sehr lange her; wahrscheinlich verschwand die Gewohnheit, das Fleisch der Tiere zu essen, so schnell, weil man sich ihrer schämte und darum können uns die Geschichtsbücher

nur wenig von der Uebergangszeit erzählen. Es scheint aber, daß damals eine lebhafte Empfindung des Erbarmens wie ein Strom über die Menschheit kam und sie von Reue ergriffen wurde über alle Schmerzen, die sie verursacht hatte. Das leidenschaftliche Mitgefühl, das sie durchdrang, wurde schließlich die treibende Kraft der ganzen Umwälzung. Natürlicherweise beeinflußte ihr wärmeres Empfinden nicht nur das Verhältnis der Menschen zu einander, sondern auch ihr Verhältnis zu allem Lebendigen. Das Gefühl der Brüderlichkeit und der Solidarität beschränkte sich nicht auf Männer und Frauen, sondern dehnte sich auf die bescheideneren Geschöpfe aus, die auf Erden unser Schicksal teilen — auf die Tiere. Ein neues, grelles Licht fiel auf die Rechte und Pflichten der Menschen und lehrte sie, auch die Rechte der Geschöpfe einer niedrigeren Gattung erkennen und achten. Schon vor längerer Zeit hatte sich in zivilisierten Ländern ein Abscheu vor jeder Art von Grausamkeit bei der Behandlung der Tiere entwickelt, — ein Zeichen, daß eine menschlichere Gesinnung erwacht war. Nach dem Umschwung steigerte sich diese zur Begeisterung. Die neue Anschauung von der Tierwelt sprach zum Herzen und ergriff die Phantasie der Menschen. Sie sahen ein, daß es ihre Pflicht sei, den schwächeren Geschöpfen in der großen Familie der Mutter Natur wie ältere Brüder zur Seite zu stehen, sie zu schützen und zu pflegen, statt sie ihren Bedürfnissen und Freuden aufzuopfern. Das Wohl und Wehe der Tiere lag ja in unsrer Hand; wir waren ihre Götter. — Nicht wahr, Julian, nun können Sie sich denken, wie diese neue Erkenntnis dahin geführt hat, daß man die Sitte, seine Mitgeschöpfe zu verzehren, abschaffte und sie beinahe so abscheulich fand wie den Kannibalismus?"

„Das läßt sich natürlich leicht begreifen. Aber Doktor, Sie dürfen ja nicht glauben, daß meine Zeitgenossen in dieser Beziehung gar kein Gefühl hatten. Schon lange, ehe man an die neue Zeit auch nur dachte, hatten viele von meinen Bekannten große Skrupel über den Genuß von Fleischspeisen, und es gab gewiß wenig gebildete Leute, die sich nicht zeitweise darüber Gedanken machten. Sie wußten aber keinen Ausweg — ganz wie bei unserm Wirtschaftssystem. Zartfühlende Menschen fanden es sündhaft und roh, Fleisch zu essen, aber sehr wenige Personen hatten eine klare Vorstellung davon, wodurch man es ersetzen sollte. Bei euch scheint die Kochkunst ganz gut ohne Fleisch auszukommen; sie hat es sogar viel weiter gebracht als bei uns. Aber Sie glauben gar nicht, wie unmöglich es den Menschen zu meiner Zeit vorkam, ohne Fleischnahrung zu bestehen, denn es gab keine Speise, die den Gaumen ebenso befriedigte, selbst wenn sie für gleich nahrhaft galt."

„Bis zu einem gewissen Grade kann ich mir vorstellen, daß es nicht leicht war, ebenso wie es nicht leicht war, euer Wirtschaftssystem zu verändern. Wenn man einen bestimmten Geschmack auf der Zunge hat, ist es schwer, sich einen andern vorzustellen. Dieser Mangel an schöpferischer Phantasie bei dem Volk war immer das Hindernis, welches der Abschaffung aller eingewurzelten Mißbräuche im Wege stand, und so mußte eine revolutionäre Kraft die Arbeit thun. In diesem Fall war es, wie ich Ihnen geschildert habe, der Strom leidenschaftlichen Mitgefühls, welcher der fest eingewurzelten Sitte des Fleischessens ein Ende machte. Sobald die Empfindung der Menschen ihnen den Fleischgenuß verleidete und ein dringendes Bedürfnis nach einem andern zweckentsprechenden Nahrungsmittel entstand, scheint sich dieses schnell genug gefunden zu haben."

„Und aus welcher Quelle?"

„Natürlich zum größten Teil aus dem Pflanzenreich," erwiderte der Doktor, „aber doch keineswegs aus diesem allein. Man hatte bisher nie ernstliche Versuche angestellt, um den Reichtum der Natur an Nährstoffen völlig zu ergründen; noch weniger wußte man, was sich durch wissenschaftliche Behandlung aus denselben herstellen ließ. Solange man nur ein geeignetes Tier zu schlachten brauchte, um sich Nahrung zu verschaffen, war das auch nicht nötig. Die Reichen lebten fast ganz von Fleisch, und was das arbeitende Volk anbetraf, das seine Kraft aus vegetabilischer Nahrung schöpfte, so lag niemand etwas daran, ihm seine Kost schmackhafter zu machen. Nun aber fing mit einem Schlage die ganze Menschheit an danach zu fragen, womit wohl die Natur denen, welche dem Morden abgeschworen hätten, den Tisch zu decken vermöchte.

„Gerade wie die Sklaverei, zuerst in Form der Leibeigenschaft, dann als Lohnsklaverei, so bequem war, daß niemand daran dachte, sie durch ein künstliches Industriesystem zu ersetzen, so war auch die rohe Art der Ernährung durch das Fleisch der Tiere so bequem, daß keiner mit Ernst daran ging, die Nahrungsquellen der Natur zu erforschen. Außerdem erklärt sich der Stillstand auf diesem Gebiet noch dadurch, daß die Kochkunst immer als Privatindustrie betrieben wurde und folglich hinter allen andern Künsten zurückblieb."

„Wieso blieb sie hinter den andern Künsten zurück?"

„Sie war von jeher Sache der einzelnen Haushaltungen gewesen und als solche fast ganz den Dienstboten und den Frauen überlassen worden, welche in damaliger Zeit die konservativste, an alten Gewohnheiten festhaltende Klasse der Bevölkerung ausmachten. Die Regeln der Kochkunst hatten sich im wesentlichen kaum verändert, seit die Frau des indogermanischen Kuhhirten ihrem Manne das Essen kochte.

„Nun wäre der Erfolg höchst zweifelhaft gewesen, wenn die betreffende Familienköchin, ob Hausfrau oder Magd, in ihrer Privatküche geblieben wäre, um sich dort ganz allein mit dem Problem herumzuquälen, wie ein geeigneter Ersatz für Fleischkost zu finden sei. Aber dank der großen Vielseitigkeit der Umsturzbewegung traf der Zeitpunkt, in dem das Wachstum der Menschlichkeit eine Empörung gegen die Fleischkost hervorrief, genau mit dem Zusammenbruch aller häuslichen Dienstverhältnisse und der Emanzipation der Frauen zusammen. Jetzt mußte auch die Zubereitung der Nahrung genossenschaftlich betrieben werden; sie wurde ein Teil des öffentlichen Dienstes. Schon waren die Vorbereitungen getroffen worden, um eine Abteilung in der Verwaltung einzusetzen, welcher die wissenschaftliche Begabung der Nation und die Hilfsquellen des ganzen Landes zu Gebote standen, um die Frage zu lösen: was werden wir essen? Sie können sich denken, daß keine der neuen Abteilungen die öffentliche Teilnahme in so hohem Maße erregte wie diese; sie wurde durch das Interesse des Volkes an seinem Küchenzettel zu immer neuen Versuchen ermuntert. Auf dieses Zusammenwirken aller Kräfte hatte die Ernährungslehre gewartet; jetzt erst konnte sie eine Wissenschaft werden!

„Zu allererst wurden die in allen verschiedenen Nationen bisher gebräuchlichen Nahrungsmittel und Zubereitungsmethoden, soweit man sie kannte, gesammelt und verglichen, was noch nie geschehen war. Angesichts der großartigen Ausdehnung und Abwechslung dieses kosmopolitischen Speisezettels kamen alle Nationen zu der Erkenntnis, daß sie sich bisher in alten Vorurteilen festgefahren hätten. Gerade in Sachen der Nahrung und des Kochens hatten sich die Völker thörichterweise am meisten dagegen gesträubt, voneinander zu lernen. Jetzt entdeckte man — was allerdings einsichtige Besucher fremder Länder schon lange wußten —, daß jede Nation, jedes Land, ja man könnte sagen: jede Provinz, ein halbes Dutzend gastronomischer Geheimnisse besaß, welche nie die Grenze überschritten hatten oder im günstigsten Fall nur zu kurzem Besuch.

„Dabei will ich bemerken, daß diese Kollation des internationalen Speisezettels nur ein Beispiel von Hunderten war, wie die Nation, sobald die neue Ordnung eingeführt war, alle alten Vorurteile beseitigte. Man fing an, von rechts und links zu borgen und die guten Einrichtungen, Methoden und Ideen aus allen Ländern anzunehmen, was sehr viel zum allgemeinen Wohl beitrug.

„Aber die Organisation eines wissenschaftlichen Ernährungssystems blieb nicht bei der Verwertung der schon vorhandenen Lebensmittel und Methoden stehen. Der Botaniker und der Chemiker machten sich ans Werk, neue Stoffe und neue Zubereitungsarten zu entdecken. Da fand man gleich, daß die Menschen nur einen verschwindend kleinen Teil der Naturprodukte, die sich zur Nahrung eignen, ausgebeutet hatten, nämlich nur diejenigen, welche man auf die primitive Weise, mit der die Völker sich einstweilen begnügt hatten, durch Sieden oder Braten zubereiten konnte. Jetzt schlugen die Chemiker ein neues Verfahren nach dem andern vor, und die Resultate ihrer Bemühungen entzückten unsre Vorfahren durch Neuheit und Wohlgeschmack. Bisher war es der Kochkunst ebenso ergangen wie der Metallurgie, solange man nur die Anwendung des Feuers kannte.

„Es steht geschrieben, daß die Kinder Israels sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnten, als sie in der Wüste gezwungen waren, von Pflanzen zu leben, und wahrscheinlich hatten sie guten Grund dazu. Unsre Voreltern scheinen in dieser Beziehung ganz andre Erfahrungen gemacht zu haben. Kaum war ein kurzer Zeitraum verstrichen, so sahen sie auf die Fleischtöpfe, die sie hinter sich gelassen hatten, mit Gefühlen zurück, die weder der Sehnsucht noch der Reue ähnlich sahen. Wir besitzen ein Bild aus dieser Zeit, welches darstellen soll, wie schnell die Leute erkannten, daß sie sich selbst den größten Gefallen gethan haben, als sie beschlossen, die Tiere zu verschonen. Ich erinnere mich, daß das Gemälde zweiteilig ist. Auf der einen Seite steht die Menschlichkeit, dargestellt durch eine weibliche Figur, welche eine Gruppe von Tieren betrachtet, die aus einem Ochsen, einem Schaf und einem Schwein besteht. Ihr Gesicht drückt die tiefste Reue aus, und unter Thränen ruft sie: ‚Ihr armen Geschöpfe! Wie ist es nur möglich gewesen, euch zu essen!‘ Auf der andern Seite steht dieselbe Gruppe mit der Ueberschrift: ‚Fünf Jahre später.‘ Hier drückt das Gesicht der Menschlichkeit nicht Reue und Zerknirschung aus, sondern Ekel und Abscheu, während sie fast mit denselben Worten, aber mit ganz andrer Betonung, sagt: ‚Ja, wie ist es nur möglich gewesen?‘“

Was aus den großen Städten geworden ist.

Während wir westwärts nach dem Innern des Landes zu fuhren, ließen wir allmählich die dichter bevölkerten Teile der Stadt hinter uns — wenn man überhaupt irgend einen Teil dieser modernen Städte, wo jedes Wohnhaus von einem Garten umgeben ist, dicht bevölkert nennen kann. Die Wiesen und Wälder wurden häufiger, und von Zeit zu Zeit kam ein Dorf. Wir waren auf dem Lande.

„Doktor,“ sagte ich, „bis jetzt habe ich fast nur das Stadtleben im zwanzigsten Jahrhundert gesehen. Wenn das Landleben sich ebenso verändert hat, möchte ich es sehr gern näher kennen lernen. Erzählen Sie mir etwas davon.“

„Fast in keiner andern Beziehung," antwortete der Doktor, „hat die Verstaatlichung der Produktion und der Güterverteilung eine so große Umwälzung hervorgerufen wie in dem Verhältnis der Städte zum Lande. Merkwürdig, daß wir noch nicht davon gesprochen haben."

„Als ich zuletzt unter den Lebenden weilte," sagte ich, „da war die Stadt im Begriff, das Land zu verschlingen. Hat sich dieser Zustand weiter entwickelt, oder ist es jetzt umgekehrt?"

„Es ist entschieden umgekehrt," erwiderte der Doktor, „und Sie werden leicht einsehen, warum, wenn Sie daran denken, daß das enorme Anwachsen der großen Städte eine wirtschaftliche Folge des Privatkapitalismus war, mit seiner Abhängigkeit von den einzelnen Unternehmern und seinem Konkurrenzsystem."

„Der Gedanke ist mir ganz neu," sagte ich.

„Bei einiger Ueberlegung werden Sie aber finden, daß ich recht habe. Unter dem Privatkapitalismus gab es ja kein öffentliches System, welches Produktion und Güterverteilung regelte. Ebensowenig gab es eine Maschinerie, welche Produzenten und Konsumenten zusammenbrachte. Jeder mußte auf eigne Faust Arbeit und Lebensunterhalt suchen, und der Erfolg hing ganz davon ab, ob er eine Gelegenheit fand, seine Produkte und seine Arbeit gegen die andrer Leute einzutauschen. Zu diesem Zweck eignete sich natürlich der Ort am besten, wo es zugleich viele Käufer und Verkäufer gab. Wenn sich also zufällig oder absichtlich eine Menge Menschen zusammendrängten, kamen noch andre Scharen dazu, denn jede solche Ansammlung eröffnete einen Markt und bessere Gelegenheit zum Austausch, als sich da finden ließ, wo wenige Menschen zusammen waren. So entstand eine Stadt, und je größer sie wurde, desto schneller mußte sie wachsen, aus demselben Grunde, dem sie ihre Entstehung verdankte. Der Arbeiter, der seine Muskelkraft verwerten wollte, der Kapitalist, dem als Unternehmer daran gelegen sein mußte, große Auswahl an Arbeitskräften zu finden, der Großhändler, welcher dort auf kleinem Raume die meisten Konsumenten seiner Waren zusammen traf — sie alle kamen in die Stadt.

„Trotzdem also die Städte zuerst nur so schnell entstanden und größer wurden, weil sie den Austausch der Güter unter ihren eignen Bürgern erleichterten, so war doch bald der Waren- und Arbeitsmarkt dort so viel besser organisiert, daß sie auch für das Land zu einem Mittelpunkt des Handels wurden. Auf diese Weise hatten die Stadtbewohner die beste Gelegenheit, reich zu werden, denn eine große angesessene Bevölkerung war auf sie angewiesen, und außerdem konnten sie die Produkte der Landleute besteuern. Nur durch ihre Hände gelangten diese Erzeugnisse zu den Konsumenten, selbst wenn Konsumenten wie Produzenten auf dem Lande lebten und vielleicht gar die nächsten Nachbarn waren.

„Allmählich führte diese Konzentration der materiellen Güter in den Städten dahin, daß sich dort auch alle höheren Genüsse, aller Luxus, alle Annehmlichkeiten und Vergnügungen vereinigten. Die Arbeiter waren es nicht allein, welche nach der Stadt strömten, um dort den Kapitalisten ihre Arbeitskraft zu verkaufen — auch die gebildeten Klassen drängten sich dahin. Gelehrte, Pädagogen, Aerzte und Redner, alle Männer, die sich in irgend einem Beruf auszeichneten, sahen ein, daß ihre Kenntnisse und Fähigkeiten dort die beste Verwendung und den reichsten Lohn finden würden.

„Aus demselben Grunde strömten auch alle nach der Stadt, welche Vergnügen für Geld anbieten wollten: Künstler, Schauspieler, Sänger, ja auch die Courtisanen. Und wer Vergnügen suchte und reich genug war, es zu kaufen, wer sein Leben auf grobe oder feine Weise genießen wollte, zog den Freudebringern nach. Schließlich kamen noch die Räuber und Diebe, alle, welche die arge Kunst verstehen, von ihren Nebenmenschen zu leben; denn sie hofften in der Stadt ein reiches Feld für ihre Thätigkeit zu finden, auf dem sie ihre Talente entfalten konnten. So wurde aus der Stadt ein reißender Strom, der das Schönste und Beste, aber auch alles Schlechte im ganzen Lande in seinen Strudel zog.

„Aus diesen Gründen, lieber Julian, sind die Städte entstanden und gewachsen; dieselben Ursachen führten zur Verödung und zum Untergang der Dörfer und des Landlebens. Wenn die Aera des Privatkapitals noch länger gedauert hätte, wären die ländlichen Bezirke so heruntergekommen wie zur Zeit des römischen Reiches und aller Reiche, die das Ende ihrer Entwicklung erlebten. Wer irgend konnte, hätte sein Glück in den Städten gesucht und die öden Gegenden verlassen, deren Einwohnerschaft nur noch aus Leibeignen und ihren Aufsehern bestand.

„Ich will Ihren Zeitgenossen nicht unrecht thun; sie wußten recht gut, daß es für die Zivilisation kein Vorteil war, wenn die Städte auf Kosten des Landes einen so riesenhaften Umfang annahmen, und hätten gern ein Mittel gewußt, ihr Wachstum einzuschränken. Sie konnten aber nicht einsehen, daß der Privatkapitalismus allein daran schuld war, und daß nichts zu machen sei, wenn er nicht abgeschafft würde."

„Auf welche Weise hat denn die Abschaffung des Privatkapitalismus und die Verstaatlichung des Wirtschaftslebens dem Wachstum der Städte Einhalt gethan?" fragte ich.

„Dadurch, daß zum Austausch der Waren und zur Gewinnung von Arbeitskräften oder Verdienst kein Markt mehr nötig war," erwiderte der Doktor.

„Durch die nationale Organisation der Produktion und Güterverteilung wurden alle Handelserleichterungen in den Städten völlig unnütz und ungehörig. Man hörte auf, die landwirtschaftlichen Produkte in den Städten zu verkaufen und einzuhandeln, wenn sie nicht dort auch konsumiert wurden. Ueberall war die Güte der Waren dieselbe, ebenso wie alle das gleiche Arbeitsmaß im Industriedienst leisten mußten. Reiche und Arme gab es nicht mehr, und die Städte hörten auf, größeren Luxus und Lebensgenuß zu bieten als das Land. Ebenso beseitigte die gleichmäßige Verteilung von Arbeit und Verdienst den Vorteil der Stadt für diejenigen, welche ihren Lebensunterhalt dort gesucht hatten. Mit einem Wort, jede Veranlassung, das Leben in der Stadt dem auf dem Lande vorzuziehen, fiel jetzt fort, wenn man nicht im Gedränge leben wollte, bloß um sich zu drängen. Wie Sie sich denken können, hörten die Städte nun auf zu wachsen, und ihre Entvölkerung begann, sobald die Wirkungen des Umschwunges sich fühlbar machten."

„Aber es giebt doch jetzt noch Städte," rief ich aus.

„Gewiß — das heißt an manchen Orten ist die Bevölkerung noch immer dichter als an andern. Keine eurer großen Städte ist untergegangen, aber ihre Einwohnerzahl ist nur ein kleiner Bruchteil von dem, was sie früher war."

„Jedenfalls sieht Boston jetzt viel schöner aus als zu meiner Zeit."

„Alle Städte sind jetzt viel schöner als früher und bei weitem besser dazu geeignet, den Menschen zum Wohnort zu dienen. Um das zu erreichen, mußte man aber die überzähligen Bewohner erst los werden. Früher lebten in Boston viermal so viele Menschen wie jetzt auf demselben Grund und Boden; aber nur der vierte Teil hatte so gute Wohnungen und eine so freundliche Umgebung, wie wir sie zu einem gesunden und glücklichen Leben für notwendig halten. New York, das noch viel übervölkerter war als Boston, hat einen noch größeren Teil seiner Einwohner verloren. Wenn Sie jetzt nach Manhattan-Island kämen, würden Sie zuerst den Eindruck haben, als hätte sich der Zentralpark auf die ganze Strecke zwischen der Battery und dem Harlemfluß ausgedehnt. Für unsre Begriffe ist die Gegend dort aber noch ziemlich dicht bevölkert, denn zwischen den Springbrunnen und Wäldchen wohnen über 250 000 Menschen."

„Und Sie sagen, daß diese erstaunliche Veränderung gleich nach dem Umschwung stattfand?"

„Sie fing sofort an. Die einzige Möglichkeit, so große Menschenmassen auf kleinem Raum unterzubringen, bestand darin, sie wie Heringe in großen Mietskasernen zu verpacken. Sobald also feststand, daß alle Einwohner ohne Unterschied gute Quartiere bekommen sollten, verstand es sich von selbst, daß ein großer Teil derselben auf das Land übersiedeln mußte. Natürlich konnte eine so große Umwälzung nicht augenblicklich ins Werk gesetzt werden, aber man beeilte sich damit so viel wie möglich. Zu den Leuten, welche die Stadt verließen, weil sie dort nicht auf angenehme Weise leben konnten, gesellte sich noch eine Menge andrer, welche, nun die Stadt keine wirtschaftlichen Vorteile mehr bot, von den Naturschönheiten des Landes angezogen wurden. So bestand eine Hauptaufgabe des ersten Jahrzehnts nach dem Umschwung darin, allen denen, die aufs Land zu ziehen wünschten, dort Heimstätten zu bereiten. Dieser Auszug aus den Städten dauerte so lange, bis es gelungen war, dort durchgreifende Veränderungen ins Leben zu rufen. Ein großer Teil der alten Gebäude, alle, die häßlich, unkünstlerisch und zu hoch waren, wurden niedergerissen und an ihre Stelle niedrige, breite und geräumige Wohnhäuser gesetzt, wie sie zu der neuen Lebensweise paßten. Ueberall wurden neue Parks, Gärten und luftige Plätze angelegt und Einrichtungen getroffen, daß der Verkehr keinen Staub und Lärm mehr machte; kurz, die alte Stadt, wie sie zu eurer Zeit war, verwandelte sich in die neue. Es lebte sich nun dort ebenso angenehm wie auf dem Lande, niemand zog mehr fort, und das Gleichgewicht war hergestellt."

„Mir kommt es aber doch so vor, als ob heute noch die Städte wegen der größeren Konzentration der Bevölkerung bessere öffentliche Einrichtungen haben müßten als kleine Dörfer," sagte ich. „Alles rentiert sich doch natürlich viel besser, wo eine große Menge Menschen davon Nutzen zieht."

„Wenn jemand in großer Entfernung von seinen Nachbarn zu leben wünscht," erwiderte der Doktor, „dann muß er sich natürlich kleine Unbequemlichkeiten gefallen lassen. Er wird seine Vorräte aus dem nächsten öffentlichen Kaufhaus beziehen und auf einige öffentliche Einrichtungen verzichten müssen, die solche Leute genießen, welche näher bei einander wohnen. Aber um diese Annehmlichkeiten ganz zu entbehren, müßte er schon sehr weit entfernt sein. Man darf nicht vergessen, daß unsre Verkehrs- und Transportmittel so vollkommen sind, daß Entfernungen, die euch früher in Verlegenheit setzten, jetzt gar keine Rolle mehr spielen. Dörfer, die fünf oder zehn Meilen voneinander entfernt lagen, sind, was geselligen Verkehr und wirtschaftliche Lage anbetrifft, einander jetzt viel näher als zu eurer Zeit ein Stadtviertel dem andern. Entweder allein oder durch Verbindung mit andern Gemeinschaften können die Bewohner der kleinsten Dörfer alle Vorzüge der öffentlichen Einrichtungen genießen, ebensogut, als wären sie in der Stadt. Jeder Ort hat seine

öffentlichen Kaufhäuser und Küchen mit Telephon- und Ablieferungssystem, seine Bäder, Bibliotheken und Erziehungsanstalten. Alles ist an dem einen Ort ebenso gut wie am andern. Schließlich können selbst die Bewohner der tiefsten Wälder und der höchsten Berge, bei Benutzung des Telephons und des Elektroskops, mit demselben Genuß Theatervorstellungen, Konzerte und Vorträge anhören wie die Bürger der größten Städte."

Die Neubeforstung.

Wir flogen nun weiter nach dem Innern zu, eine Meile nach der andern hinter uns lassend. Noch immer glich die Gegend unter uns einem wohlgepflegten Park, wie in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Der eigentümliche Reiz jeder Gegend war zu vollster Schönheit entwickelt, als hätte ein geschickter Landschaftsgärtner alle Einzelheiten mit Liebe und Sorgfalt geordnet. Das Werk des Menschen verband sich in vollkommener Harmonie mit dem Bilde der Natur. Schon in meiner Zeit hatte man ähnliche Parkanlagen, die in dem Umkreis großer Städte mit ungeheuern Kosten angepflanzt wurden; aber in solchem Maßstab hätte ich dergleichen nie für möglich gehalten.

„Wie weit erstreckt sich denn dieser Park?" fragte ich endlich. „Es läßt sich ja gar kein Ende absehen."

„Bis zum Stillen Ozean," sagte der Doktor.

„Was? — die ganzen Vereinigten Staaten können doch nicht auf solche Weise in Anlagen verwandelt sein?"

„Bewahre, nicht gerade so wie hier, sondern auf hunderterlei verschiedene Art, wie die Natur der Gegend es eben mit sich bringt. Wo wir uns jetzt befinden, trägt sie weder kühne noch großartige Züge und eignete sich am besten für ein lachendes, friedliches Landschaftsbild, dem man so viele Abwechslung zu geben suchte wie möglich. Im Gebirge dagegen, wo die Natur selbst Wirkungen erzielt, welche menschliche Kunst nicht zu erhöhen vermöchte, hat man alle ursprünglichen Formen beibehalten und nur das Reisen und die Beobachtung auf jede Weise zu erleichtern gesucht. Wenn Sie einen Ausflug nach den Weißen Bergen oder dem Hügelland von Berkshire machen, so werden Sie dort ohne Zweifel steilere Höhen, reißendere Ströme, höhere und dunklere Wälder finden als vor hundert Jahren. Nur die Straßen, die durch jede Schlucht und über jeden Gipfel führen und dem Wanderer alle wilden, gewaltigen oder anmutigen Naturschönheiten zugänglich machen, sind das Werk der Menschenhand."

„Mir scheint, ich brauche nicht erst ins Gebirge zu gehen, um mich zu überzeugen, daß alle Waldbäume jetzt viel höher und in weit größerer Menge vorhanden sind als zu meiner Zeit."

„Ja," sagte der Doktor, „dieser landschaftliche Unterschied muß Ihnen natürlich auffallen. Man sagt, es giebt jetzt fünf- oder zehnmal mehr Bäume als damals. Von denen, die Sie dort unten sehen, sind manche fast hundert Jahre alt und wurden zur Zeit der Neubeforstung gepflanzt."

„Neubeforstung? Was ist denn das?"

„Die Wiederherstellung aller Wälder nach der Umwälzung. Als der Privatkapitalismus herrschte, hatte man aus Habgier oder Not so viele Bäume gefällt, daß die Flüsse stellenweise austrockneten, und das Land fortwährend an Wassermangel litt. Die erste und dringendste Arbeit, die man vornehmen mußte, war die Neuanpflanzung der Wälder. Natürlich hat das Wachstum der Bäume lange Zeit in Anspruch genommen, aber seit etwa fünfundzwanzig Jahren haben sie sich zu stattlicher Höhe entwickelt, und somit sind auch die letzten Spuren der früheren Verheerung verschwunden."

„Etwas ganz Charakteristisches vermisse ich aber doch an der Landschaft," sagte ich.

„Und das wäre?"

„Die Wiesen und Heuhaufen."

„O ja, natürlich," sagte der Doktor. „Damals war ja die Heuernte von größter Wichtigkeit in Neu-England."

„Versteht sich. Und jetzt braucht man wohl überhaupt kein Heu mehr. Seit die Tiere dem Menschen weder zur Nahrung noch zur Arbeit dienen, muß ja eine unzählige Menge von Beschäftigungen und Interessen ganz abgekommen sein!"

„Ja," sagte der Doktor, „und so undankbar es klingen mag — der soziale Zustand hat sich dadurch sehr wesentlich verbessert. Denken Sie nur an das Pferd. Erst seit es von seinem geduldigen Knechtsdienst befreit ist und den wohlerworbenen Lohn genießt, ist man im stande, glatte, reinliche und dauerhafte Straßen zu bauen, so daß Staub, Schmutz, Gefahr und jede Art von Unbequemlichkeit nicht mehr vom Reisen unzertrennlich sind.

„Als man aufhörte, das Pferd zum Reiten und Fahren zu benutzen, konnte man alle Wege um die Hälfte oder ein Drittel schmaler machen und aus glattem Gußmörtel herstellen, dem weder Wind noch Wasser Schaden thun. Sie sind dauerhaft wie alte Römerstraßen, und es wächst kein Gras und kein Kraut darauf. In die entlegensten Ecken und Winkel des Landes führen jetzt solche Pfade, und durch sie ist im Verein mit den elektrischen Motorwagen das Reisen zu einem Genuß geworden, den sich niemand versagen mag. Kleinere Ausflüge, ja auch längere Fahrten, wenn die Zeit nicht drängt, unternimmt man am liebsten im eignen Gefährt. Wäre das Reisen zu Lande so unbequem geblieben, wie es war, als man sich dazu der Pferde bediente, so würden

die Menschen seit Erfindung der Luftwagen in großer Versuchung gewesen sein, sich nur wie die Vögel zwischen einem und dem andern Fluge auf der Erde niederzulassen. Aber jetzt sind die Ansichten darüber geteilt, ob es schöner ist, durch die Luft zu schweben oder über den festen Boden zu gleiten. Die eine Bewegung ist beinahe so schnell, so leicht und geräuschlos wie die andre."

„Schon vor 1887 kam das Fahrrad in Aufnahme," sagte ich, „und die mannigfache Anwendung der Elektricität begann den Menschen einzuleuchten; bereits damals prophezeite man gelegentlich, daß die Zeit der Pferde vorüber sei. Aber wenn sie auch nicht mehr zum Reiten und Fahren gebraucht wurden, so dachte doch niemand daran, daß man sie bei den mancherlei Geschäften der Landwirtschaft entbehren könnte. Das kommt mir auch selbst unbegreiflich vor; wie steht es denn damit?"

Der Ackerbau im zwanzigsten Jahrhundert.

„Gedulden Sie sich einen Augenblick," erwiderte der Doktor. „Wir wollen uns etwas tiefer sinken lassen; dann kann ich Ihnen die Sache praktisch zeigen."

Wir stiegen von unsrer Höhe, die etwa tausend Fuß betrug, bis auf ein paar hundert Fuß hinunter.

„Sehen Sie dort nach rechts hinab," sagte der Doktor.

Als ich es that, erblickte ich ein breites Feld, das schon abgeerntet war. Große Maschinen fuhren darauf in einer Reihe, und hinter ihnen erhob sich der braune Erdboden zu wellenförmigen Hügeln. Auf jeder Maschine stand oder saß ein Mädchen oder ein junger Mann in so bequemer Haltung, als handle es sich um eine Vergnügungspartie.

„Das sind offenbar Pflüge," sagte ich; „aber wodurch werden sie getrieben?"

„Durch Elektricität," lautete die Antwort. „Sehen Sie nicht den Strick, der gleich einer Schlange hinter jeder Maschine über den aufgepflügten Boden kriecht? Das ist das Kabel, welches die Kraft liefert; man braucht es nur mit einem der Pfosten in Verbindung zu setzen, die, wie Sie bemerken, in regelmäßigen Zwischenräumen am Felde entlang stehen. Jede landwirtschaftliche Maschine erhält dadurch eine Stärke von hundert Pferdekräften, und die Leitung ist so einfach und leicht, daß ein Kind sie übernehmen kann."

Doch das war noch nicht alles. Der Doktor erklärte mir, man könne durch ein solches biegsames Kabel die elektrische Kraft nicht nur zu der schwereren Arbeit verwenden, die früher von Zugtieren verrichtet wurde, sondern sie auch mit allen Werkzeugen verbinden, welche der Landwirt zur Hand nehmen muß. Er braucht jetzt nicht mehr seinen Rücken zu krümmen, um den Spaten, die Schaufel und Mistgabel zu regieren. An jedem Werkzeug, sei es noch so klein, läßt sich der Motor anbringen; der Arbeiter hat nichts zu thun als es zu leiten.

„Mit einer unsrer Schaufeln," sagte der Doktor, „kann ein aufgeweckter Knabe einen Graben meilenweit führen oder einen Kartoffelacker bestellen, an dem ehemals eine ganze Schar Arbeiter beschäftigt war, und seine Anstrengung ist dabei nicht größer, als wenn er einen Karren vor sich her schöbe."

Ich hatte schon öfters sagen hören, daß der Ackerbau heutzutage eine ebenso bequeme Beschäftigung sei wie jede andre. Bei meiner früheren Vorstellung, die ich von der Mühseligkeit des Berufs hatte, konnte ich mir aber das nicht recht denken. Jetzt erst sah ich die Möglichkeit ein.

Der Doktor schlug mir vor, zu landen, falls ich Lust hätte, etwas vom heutigen landwirtschaftlichen Betrieb in der Nähe zu sehen, was ich mit Freuden annahm. Zuvor aber zeigte er mir noch von unsrer erhöhten Stellung aus das Netzwerk von Eisenbahnen, auf denen der Transport besorgt wurde, so daß das geschnittene Korn sofort, falls es gewünscht wurde, verladen und ohne weiteres nach jedem beliebigen Ort des Landes geschafft werden konnte. Wir stiegen nun aus dem Wagen und gingen quer über das Feld, bis zu dem ersten der großen Pflüge. Die Leiterin desselben war eine junge Dame mit schwarzem Haar und zierlichem Anzug, eine Gestalt, wie sie sicherlich kein Ackerfeld des neunzehnten Jahrhunderts jemals erblickt hat. Wie sie so anmutig dasaß auf dem Rücken des glänzenden, metallenen Ungeheuers, das immer näher kam und mit seinen furchtbaren Hörnern die Erde aufwühlte, erinnerte sie mich unwillkürlich an die Europa, wie sie auf dem Stiere reitet. Wenn ihr Urbild ebenso reizend war wie dies junge Mädchen, so kann man es Jupiter nicht verübeln, daß er sie entführt hat.

Sie hielt jetzt die Maschine an und erwiderte unsern Gruß aufs freundlichste. Offenbar erkannte sie mich beim ersten Blick, wie alle andern auch, was nicht zu verwundern war, da man mein Bildnis nach allen Himmelsgegenden verbreitet hatte. Das Interesse, mit dem sie mich ansah, wäre mir schmeichelhafter gewesen, hätte ich es nicht ausschließlich dem Umstand verdankt, daß ich für ein Naturwunder galt; meine Persönlichkeit kam dabei nicht in Betracht.

Als ich sie fragte, was denn um diese Jahreszeit noch gebaut werden solle, erwiderte sie, das Feld werde nur ganz umgepflügt, wie das alljährlich zur Verbesserung des Bodens oftmals geschehe.

„Wir benützen natürlich die verschiedensten Düngmittel," sagte sie, „betrachten aber als das beste Mittel das völlige Umgraben des Ackers."

„Ohne Zweifel,“ sagte ich. „Schon Aesop lehrte uns das im Altertum durch seine Fabel vom ‚Vergrabenen Schatz‘; aber zu meiner Zeit war dies Umackern sehr kostspielig; Menschen und Tiere verbrauchten dabei zu viel Muskelkraft. Mehr als einmal im Jahr konnten unsre Landwirte ihr Feld nicht pflügen, und schon das war ein saures Geschäft.“

„Ja,“ versetzte sie, „ich habe gelesen, wie schlimm es die armen Menschen hatten. Aber das ist jetzt anders. Solange Ebbe und Flut nicht aufhören, und Winde und Wasserfälle uns ihre Kraft liefern, kann man, sobald man will, das Feld täglich pflügen. Es wird jetzt etwa zehnmal so viel Kraft auf jeden Morgen Landes verwendet als in früherer Zeit.“

Wir besichtigten nun die Einrichtungen des Gutes mit aller Muße. Der Doktor erklärte mir die Anwendung der Druckpumpe und das Entwässerungssystem, wodurch sowohl der Mangel als der Ueberfluß an Regen unschädlich gemacht wird; auch fand ich Gelegenheit, einige der wunderbaren Werkzeuge, die er mir beschrieben hatte, eingehend zu prüfen. Muskelkraft war dazu von seiten des Arbeiters fast gar nicht erforderlich; nur seinen Verstand mußte er gebrauchen.

Wir besuchten auch eines der großen Gewächshäuser, die zu dem Landgut gehörten, wo man die frischen Gemüse für den Winter zieht. Die Wunder der Bodenkultur, die ich in diesem Riesengebäude sah, würden dem heutigen Leser alltäglich erscheinen, aber mir machten sie einen unvergeßlichen Eindruck. Wenn dem Gärtner Licht, Wärme, Feuchtigkeit und die nötigen Bestandteile des Bodens ganz nach Wunsch zur Verfügung stehen, kann er alle Gewächse zur vollkommensten Entwicklung bringen. Mir war, als habe ich mich heimlich in die Werkstätte des Schöpfers eingeschlichen, wo er mit unsichtbarer Hand dem Erdenstaub und der gestaltlosen Luft eine lebendige Form verleiht. Ich hatte noch nie die Pflanzen vor meinen Augen wachsen sehen und das Kunststück des indischen Gauklers für eine Fabel gehalten. Aber hier beobachtete ich, wie sie die Köpfchen heraussteckten, Knospen ansetzten und ihre Blüten entfalteten; jede neue Phase ihres Lebens konnte ich verfolgen, und ich begann ordentlich zu lauschen, ob ich sie nicht miteinander flüstern hörte.

Zu meiner Zeit war die Gewächshauskultur nur betrieben worden, um die luxuriösen Bedürfnisse einer kleinen Zahl sehr reicher Leute zu befriedigen. Von der Möglichkeit, solche Massen zu mäßigen Preisen für das ganze Volk zu erzeugen, hätte sich natürlich kein Mensch etwas träumen lassen.

Inzwischen war der Nachmittag vorbei, und die Sonne neigte sich zum Untergang. Wir bestiegen wieder unsern Luftwagen, erhoben uns rasch bis zu einer Höhe, wo wir noch die Wärme der Sonnenstrahlen empfanden, und traten den Heimweg an. Von allen Eindrücken, die ich auf diesem wunderbaren Ausflug empfangen hatte, prägte sich mir der letzte am tiefsten ein. Ich dachte mit Staunen an die völlige Umwandlung aller Bedingungen für die Bodenkultur, dieser ursprünglichsten der menschlichen Beschäftigungen, welche die Grundlage des ganzen Industriesystems bildet. „Zu meiner Zeit,“ sagte ich endlich, „litt die Landwirtschaft vornehmlich unter zwei Uebelständen. Da es euch gelungen ist, den ersten derselben, die übergroße Mühseligkeit der Arbeit, zu überwinden, werdet ihr gewiß auch ein Mittel gefunden haben, um dem zweiten abzuhelfen, der in der Absonderung und Einsamkeit, dem Mangel an geselligem Verkehr und Gelegenheit zu feiner Bildung bestand und von dem Leben des Landmanns unzertrennlich war.“

„Schwerlich würde jetzt jemand den Beruf des Landwirts wählen,“ erwiderte der Doktor, „wenn er härtere Arbeit und ein einsameres Dasein erforderte als ein andrer. Der Landmann ist aber jetzt in keiner Weise anders gestellt als der Handwerker und jeder andre Arbeiter. Er wohnt, wo er will, und benützt irgend eine der schnellen Verkehrsgelegenheiten, die überall zu finden sind. Wer auf dem Lande arbeitet, braucht deshalb nicht dort zu wohnen, wenn er keine Vorliebe für das Landleben hat.“

„Die Arbeit des Ackerbauers wechselte in unsrer Zeit sehr, je nach den verschiedenen Jahreszeiten,“ sagte ich; „bald hatte er wenig zu thun, bald häuften sich seine Geschäfte, wie zur Saat- und zur Erntezeit, wo alle Kräfte aufs äußerste angespannt werden mußten. Ein Schwanken zwischen Mangel und Ueberfluß an Arbeit muß doch auch heute noch die Landwirtschaft von allen andern Berufsarten unterscheiden.“

„Allerdings,“ versetzte der Doktor, „aber dieser Wechsel bedingt weder ein unnützes Ausruhen noch eine übermäßige Anstrengung des Arbeiters. Gerade durch die Erholung, welche die landwirtschaftliche Beschäftigung bietet, gewinnt sie noch einen besonderen Reiz. Bei einem so ausgedehnten Lande wie unsres sind die Saat- und Erntezeiten natürlich nicht überall und in allen Bezirken dieselben. Daher kann man nacheinander an jedem Orte so viele Arbeiter aus andern Gegenden einstellen, wie gerade gebraucht werden. Wenn es irgendwo ungewöhnlich viel zu thun giebt, ruft man in kürzester Frist viele Tausende zur Hilfe herbei; das geschieht sehr häufig. Eine solche Massenbewegung pflegt eine wahre Begeisterung zu erzeugen, ähnlich derjenigen, welche in früheren Zeiten entstand, wenn ganze Heere mobil gemacht wurden, um in den Krieg zu ziehen.“

Wir schwebten eine Zeitlang schweigend unter dem immer dunkler werdenden Himmel dahin.

„Wahrlich, Julian," sagte der Doktor endlich, „die Umwandlung, welche die Landwirtschaft seit Ihrer Zeit erfahren hat, ist bedeutender und vollkommener als jede andre im ganzen Gebiet der Industrie und hat auf einen so großen Teil der Gesamtbevölkerung ihre Wirkung geäußert wie keine andre. Alle Dichter von Virgil bis in die neueste Zeit haben in ländlicher Beschäftigung und dem Anbau des Bodens die besten Bedingungen für ein heiteres und glückliches Dasein gefunden. Doch hat bis zu unsrer Zeit der wirkliche Zustand der Landwirtschaft ihre Phantasiebilder Lügen gestraft, denn das Los des Bebauers der Erde, des Ernährers aller Welt, war das traurigste, mühevollste und erbärmlichste von allen. Seit den Urzeiten bis zum letzten Jahrhundert ist der Ackersmann das geplagteste Geschöpf auf Gottes Erdboden gewesen. Als die Sklaverei herrschte, war er der niedrigste der Knechte. Später wurde sein Beruf anstrengender, sorgenvoller und hoffnungsloser als irgend ein andrer; seine Armut war größer als die des Lohnarbeiters, er hatte alle Sorgen des Kapitalisten ohne dessen Hoffnung auf Entschädigung und Gewinn. Einesteils hing sein Ertrag ganz von den Wechselfällen der Natur ab, andrerseits war er ausschließlich auf die Zwischenhändler angewiesen, um seine Produkte zu verwerten. Er durfte sich wohl fragen, wer grausamer sei, die Natur oder die Menschen. Schlugen die Ernten fehl, so ging der Landwirt zu Grunde; waren sie ergiebig, so nahm der Zwischenhändler den Gewinn. Er war ein Spielball der Naturgewalten wie der menschlichen Gesellschaft; an seinen Besitz gefesselt, geriet er in eine Abhängigkeit vom Bedarf der Städter, die schlimmer war als die mittelalterliche Leibeigenschaft. Sein einsames, abgesondertes Leben machte ihn ungelenk und ungesellig; es schnitt ihm auch jede Gelegenheit zu geistigem Fortschritt ab, selbst wenn ihm seine schwere Arbeit noch Zeit und Kraft übrig gelassen hätte, sich weiter zu bilden. Darum sahen die Städter verächtlich auf ihn herab, als sei er ein untergeordnetes Wesen. Ueberall und jederzeit hat der Landmann selbst dem nichtsnutzigsten Städter zum Gegenstande des Spottes gedient. Der hungrige Proletarier verhöhnte den unwissenden Bauer. Keiner nahm sich seiner an oder redete zu seinen Gunsten, und seine eignen schwachen und unverständlichen Klagen empfing man mit Hohngelächter. Wie Bileam, der Prophet, erstaunte, als der Esel, auf dem er ritt, plötzlich den Mund aufthat, so verwunderten sich auch die herrschenden Klassen in Amerika, als zu Ende des letzten Jahrhunderts der Landwirt sich erhob, um auch bei der Regierung ein Wort mitzureden.

„Im Laufe der Weltgeschichte hat es dann und wann eine bessere Zeit für den Landmann gegeben. Der englische Freibauer durfte dem Edelmann keck ins Antlitz schauen. Auch der amerikanische Landwirt lebte bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts im goldenen Zeitalter des Ackerbaus. Eine Weile verbrauchte er dann noch seine eignen Erzeugnisse, genoß einen verhältnismäßigen Ueberfluß und war einer der unabhängigsten Menschen auf Erden. Aber diese idyllische Periode nahm noch vor dem Schluß des Jahrhunderts ein Ende. Der Privatkapitalismus brachte den Landwirt mehr und mehr herunter, bis er unaufhaltsam der Knechtschaft verfiel. Diese war von alters her sein normaler Zustand gewesen. Er hätte sich auch nie wieder emporraffen können, solange die Menschen einander noch gegenseitig ausbeuten durften. Die wirtschaftliche Gleichberechtigung ist ein Segen für das ganze Menschengeschlecht gewesen; zwei Klassen aber hatten Ursache, sie mit besonderer Freudigkeit zu begrüßen, weil sie sich aus einer tieferen Erniedrigung emporgehoben sahen als die übrige Menschheit. Die eine dieser beiden Klassen waren Frauen, die andre Landwirte."

XXXIV.

Was den großen Umschwung herbeiführte.

Als wir nach Hause kamen, empfing mich Edith mit der Frage, ob ich Lust hätte, heute abend eine Theatervorstellung zu sehen. In Honolulu sollte ein berühmtes geschichtliches Drama aus der Zeit der Revolution gegeben werden, und sie glaubte, daß das Stück mich interessieren würde.

„Du mußt das Stück wirklich sehen," sagte sie, „denn eigentlich wird es dir zu Ehren aufgeführt. Das allgemeine Interesse an der Geschichte der großen Umwälzung ist durch deine Gegenwart neu belebt worden, und da hat man dies Drama wieder hervorgeholt."

Eine bessere Anwendung des Abends hätte ich mir gar nicht wünschen können, und auch die übrige Familie war mit dem Plan einverstanden.

„Das Schlimme ist nur," sagte ich, als wir um den Theetisch versammelt waren, „daß ich noch zu wenig von dem Gang der Ereignisse weiß, um dem Stück mit Verständnis folgen zu können. Einzelne Vorkommnisse aus jener Zeit habe ich zwar häufig erwähnen hören, aber eine zusammenhängende Anschauung vom Ganzen fehlt mir noch."

„Das schadet nichts," sagte Edith. „Vater kann dir vor Anfang des Stücks noch alles, was nötig ist, erzählen. Die Vorstellung fängt erst um drei Uhr in Honolulu an, jetzt ist es kaum sechs, und bei dem Unterschied in der Zeit müssen wir noch eine gute Stunde warten, ehe der Vorhang aufgeht."

„Das ist allerdings keine lange Frist und eine recht schwierige Aufgabe, so ohne alle Vorbereitung ein Bild der großen Umwälzung zu geben," warf

der Doktor ein. „Aber unter den Umständen werde ich es wohl so gut machen müssen, wie ich kann.

„Aller Anfang ist meist in Nebel gehüllt," fuhr er fort, als ich ihm gleich mit der Frage auf den Leib rückte, wann die Umwälzung begonnen habe. „Vielleicht hat Johannes, der Evangelist, die einfachste Antwort darauf gefunden, wenn er sagt: ‚Im Anfang war Gott.' Ja, man darf eigentlich wohl behaupten, daß Jesus Christus den Grund zu der großen Umwälzung gelegt und ihren Hauptzweck gelehrt hat, als er die goldene Regel der allgemeinen Nächstenliebe zur Richtschnur für den Verkehr der Menschen untereinander machte. Wie bei allen wichtigen Ereignissen überhaupt nehmen die Geschichtsschreiber auch für den großen Umschwung zweierlei Ursachen an, erstens die allgemeine und ursprüngliche, die sie schließlich notwendigerweise herbeigeführt hätte, ganz abgesehen von allen Nebenumständen, und zweitens die unmittelbare nächste Veranlassung, welche vorherging, und nach der sich die Zeit und alle Einzelheiten einigermaßen bestimmen lassen. Dieser unmittelbare Anlaß war natürlich in allen Ländern verschieden, aber die Grundursache war überall dieselbe, denn, wie Sie wissen, hat die große Umwälzung in der ganzen Welt bei sämtlichen Kulturvölkern fast gleichzeitig stattgefunden.

„Diese Grundursache war, wie ich in unsern Gesprächen schon öfters angedeutet habe, die wachsende Geistesbildung und Verbreitung von Kenntnissen unter der großen Masse des Volks, welche sich seit Einführung der Buchdruckerkunst während des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts langsam vollzog, dann im neunzehnten Jahrhundert plötzlich einen raschen Aufschwung nahm und in einigen Ländern fast allgemein wurde. Ehe diese Zeit der Aufklärung begann, war der größte Teil der Menschheit seit dem Altertum fast auf derselben, noch sehr rohen Entwicklungsstufe stehen geblieben. Ohne selbständigen Gedanken oder eignen Willen ließen sie sich widerstandslos von ihren klügeren und mächtigeren Mitmenschen zu deren Zwecken ausnützen; sie waren ‚wie der Thon in des Töpfers Hand'. So ging es weiter, viele Jahrhunderte lang, und niemand dachte an eine Veränderung, bis endlich die Zeit erfüllt war, und alle Umstände zusammenwirkten, um den stumpfen, unempfänglichen Geschöpfen geistiges Leben einzuhauchen. Dieser Vorgang vollzog sich in aller Stille, allmählich und unmerklich; aber in der ganzen Geschichte der Menschheit hat nichts auf deren Entwicklungsgang einen so entscheidenden Einfluß gehabt. Von da ab trat mehr und mehr das Interesse aller in den Vordergrund, an Stelle des Vorteils einer kleinen Minderheit; es kam nun darauf an, die Wohlfahrt des Ganzen zu fördern und nicht nur die eines bevorzugten Teils. Nach dieser Richtung hin entwickelte sich die Gesellschaftsordnung; dies Ziel strebte sie zu erreichen.

„Die Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts scheinen eine schwache Ahnung davon gehabt zu haben, daß die Vermehrung der Geistesbildung von großer, entscheidender Bedeutung sei und einen neuen sozialen Fortschritt bezeichne. Aber daß sie notwendigerweise eine vollständige Umwälzung des Wirtschaftssystems der Gesellschaft herbeiführen müsse, vermochten sie nicht zu erkennen. Sie waren blind gegen die Thatsache, daß nun das Klasseninteresse und Privatinteresse aufhören und das Wohl der Gesamtheit zur Richtschnur werden müsse. Zuerst entstand eine politische Bewegung; das persönliche Regiment und die Klassenregierung wurden gestürzt und der demokratische Gedanke einer Volksherrschaft verwirklicht. Uns scheint es kaum begreiflich, daß unter den bedeutenden Männern jener Zeit kein einziger gewesen ist, dem es klar wurde, daß die politische Demokratie nur das Vorspiel der wirtschaftlichen Demokratie war. Sie sollte nur für das Hauptstück des ganzen Programms — die gleiche Verteilung von Arbeit und Besitz — den Weg ebnen und alle Vorbereitungen treffen.

„So haben wir also die Grundursache der großen Umwandlung erklärt: sie lag in der fortschreitenden Geistesbildung der Massen vom sechzehnten bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Dadurch war auch der Umsturz der wirtschaftlichen Grundlage der Gesellschaft bedingt. Früher oder später mußte er jedenfalls erfolgen, mochten auch die Art und Weise, wie dies geschah und die einzelnen äußeren Umstände, je nach der Beschaffenheit der verschiedenen Länder, voneinander abweichen.

„In Amerika begann die Umsturzbewegung, die mit der Einführung unsrer jetzigen Ordnung schloß, fast unmittelbar nach dem Bürgerkrieg. Einige Geschichtsschreiber legen ihren Anfang in das Jahr 1873."

„Achtzehnhundertdreiundsiebzig!" rief ich verwundert. „Das ist ja mehr als ein Dutzend Jahre, bevor ich in Schlaf verfiel. Also war ich Zeuge eines Teils der Umwälzung und habe doch nichts davon gesehen! Die ernste Lage und die große Verwirrung, in der sich die Industrie befand, erkannten wir wohl; auch war uns die allgemeine Unzufriedenheit nicht verborgen; aber daß eine völlige Umwälzung der Verhältnisse im Gange sei, davon hatten wir keine Ahnung."

„Das ließ sich nicht anders erwarten," sagte der Doktor. „Die Zeitgenossen großer revolutionärer Bewegungen haben selten ein Verständnis für ihre Bedeutung, bis sie fast vorüber sind. Spätere Geschlechter glauben dann stets, daß sie die Zeichen der Zeit besser erkannt haben würden; vermutlich ist das jedoch ein Irrtum."

„Aber warum setzen die Geschichtsschreiber den Anfang des großen Umschwungs gerade in das Jahr 1873?"

„Weil damals die wirtschaftliche Not im amerikanischen Volke besonders klar zu Tage trat. Zwar wurden die Verhältnisse später eine Zeitlang wieder besser, und es fanden zum Teil Erleichterungen statt; im ganzen aber dauerte die Drangsal fort bis zur Abschaffung des Privatkapitalismus. Aus der allgemeinen Unzufriedenheit, welche durch diesen Zustand der Dinge herbeigeführt wurde, entsprang schließlich die neue Ordnung der Dinge. Sie weckte die Amerikaner aus ihrem selbstgefälligen Traum, daß das soziale Problem durch eine nur auf politische Formen beschränkte Volksherrschaft bereits gelöst worden sei oder überhaupt gelöst werden könne, und bewog sie, nach der wahren Lösung zu suchen.

„Die wirtschaftliche Not, welche im letzten Drittel des Jahrhunderts begann und die Umwälzung zur Folge hatte, war übrigens nur gering im Vergleich zu dem Elend, in dem sich andre Nationen schon von alters her unausgesetzt befanden. Die Amerikaner hatten in ihrem neuen Lande so reiche Erwerbsquellen und einen so weiten Raum, daß sie noch ein Jahrhundert lang von dem allgemeinen Geschick der Ausnutzung durch den Kapitalismus verschont blieben. Diese Vorteile besaßen sie jetzt nicht mehr; die Frist war verstrichen, und auch sie sollten nun den Nacken unter dasselbe Joch beugen, das vor ihnen schon alle Völker getragen hatten. Aber durch ihren langen verhältnismäßigen Wohlstand stolz und kühn geworden, widersetzten sie sich der Zumutung, und da der bloße Widerstand nichts half, so führten sie eine Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse herbei. Das ist in kurzen Worten der Verlauf der Umsturzbewegung in Amerika. Die Sache ist jetzt schon so lange her, daß ein Zuhörer aus dem zwanzigsten Jahrhundert sich mit dieser Erklärung zufrieden geben würde; aber Sie, Julian, werden vielleicht wünschen, noch einige Einzelheiten zu erfahren. In Storiots ‚Geschichte der Umsturzbewegung' ist ein Kapitel, das mir in meiner Schulzeit einen tiefen Eindruck gemacht hat. Es schildert die wachsende Macht des Kapitalismus und die allgemeine Erhebung, welche sie schießlich zur Folge hatte. Ich glaube, ich kann die nur so kurz bemessene Zeit nicht besser anwenden, als wenn ich Ihnen einige Abschnitte daraus vorlese."

Edith holte das Buch aus der Bibliothek — denn wir saßen noch immer am Theetisch —, und der Doktor las:

„‚In Bezug auf die Entwicklung des Privatkapitalismus bis zu dem Punkt, wo er Leben und Freiheit des Volkes bedrohte und die Ursache des Umsturzes wurde, teilen die Historiker die Geschichte der amerikanischen Republik von ihrer Gründung im Jahre 1787 bis zu der großen Umgestaltung, die sie erst zu einem wahren Freistaat machte, in drei Perioden ein.

„‚Die erste umfaßt die Zeit von der Gründung der Republik bis etwa um das Jahr dreißig oder vierzig des neunzehnten Jahrhunderts. Damals hatte sich die Macht des Privatkapitalismus dem Volke noch nicht geradezu feindselig gezeigt. Die Zahl der Geldaristokraten war klein und die Summen, die sie besaßen, geringfügig. Die ungeheure Ausdehnung und die reichen Erwerbsquellen des jungfräulichen Bodens befriedigten noch die menschliche Habgier und sicherten jedem seine Unabhängigkeit als Preis der Arbeit. Man durfte sich so viel Land nehmen, als man wollte, und keiner brauchte dem andern unterthan zu sein. Dies war die idyllische Zeit der Republik, wie sie De Tocqueville sah und bewunderte, obgleich er schon das Verhängnis ahnte, welches über ihr schwebte. Der Freistaat barg einen Todeskeim, der ihn zu verderben drohte. Das war der Privatkapitalismus. Fürs erste begünstigten die Umstände dessen Wachsen und Reifen noch nicht. Alles schien im besten Gange, und es ist nicht zu verwundern, daß sich das amerikanische Volk der Hoffnung hingab, es habe mit seiner Republik die soziale Frage gelöst.

„‚Etwa um das Jahr 1830 oder 1840 begann die zweite Periode mit der raschen Zunahme und Konzentration des Kapitals. Die Geldaristokratie wurde mächtig und streckte die Hand nach allen Seiten aus, um sich die natürlichen Hilfsquellen des Landes anzueignen und sich die Arbeiterbevölkerung dienstbar zu machen. Mit einem Wort: das Gewinnsystem bildete sich aus, und die Plutokratie bekam immer größere Gewalt. Der Uebergang von der ersten zur zweiten Periode wurde durch die allgemeine Anwendung der Dampfkraft in Handel und Industrie verursacht. Begonnen hatte er eigentlich schon mit der Einführung des Fabrikwesens überhaupt; aber wäre der Fabrikbetrieb auch nicht durch die neuen Erfindungen ermöglicht worden, so würde es doch nur eine Frage der Zeit gewesen sein, wie lange die Kapitalistenklasse gebraucht hätte, um sich zu Herren des Grund und Bodens zu machen, durch ihr Wuchersystem die Massen in ein Lehensverhältnis zu bringen und die Demokratie umzustoßen, wie das im Altertum geschehen ist. Die neuen Erfindungen beschleunigten jedoch das Wachstum der plutokratischen Herrschaft auf fabelhafte Weise. Zum erstenmal in der Weltgeschichte bediente sich der Kapitalist der Maschinenkraft zur Unterjochung seiner Mitmenschen, und sie erwies sich als eine mächtige Verbündete. Nur dadurch, daß sie die Gewalt des Kapitals vervielfältigte und die Bedeutung des Arbeitsmannes verhältnismäßig verringerte, läßt sich die

ungeheure Schnelligkeit erklären, mit welcher während der zweiten und dritten Periode die Plutokratie ihre Eroberung der Republik vollendete.

„‚Es ist eine Thatsache, die sehr zu Gunsten der Amerikaner spricht, daß sie schon zu Anfang der vierziger Jahre erkannt haben, welche neue und gefährliche Richtung in ihrem Freistaat Eingang zu finden suchte und die Hoffnung auf eine weite Verbreitung des Wohlstands zu vernichten drohte. Während jenes Jahrzehnts fanden allgemeine Beratungen darüber statt, ob es nicht möglich sei, eine bessere Gesellschaftsordnung einzuführen, und zahlreiche Versuche wurden angestellt, um den Privatkapitalismus durch kooperativen Industriebetrieb zu ersetzen. Schon konnten die umsichtigeren und für das öffentliche Wohl besorgten Bürger die Beobachtung machen, daß sich ihre sogenannte Volksregierung die Herrschaft der Reichen und die wirtschaftliche Unterjochung der Massen ganz ruhig gefallen ließ. Sie fragten sich, ob das so weiter gehen solle, und welchen Wert dann eigentlich ihre republikanischen Einrichtungen hätten, auf die sie so stolz gewesen waren.

„‚Eine gründliche Erörterung der sozialen Frage war indessen fürs erste ausgeschlossen, weil sie in Amerika durch einen besonderen Umstand unmöglich gemacht wurde — nämlich durch das Vorhandensein großer Sklavenscharen aus Afrika. Bei einer grundsätzlichen Anerkennung der menschlichen Freiheit konnte diese rohe und gewaltthätige Form der Dienstbarkeit nicht länger bestehen. War sie auch im ganzen kaum grausamer als die Knechtschaft des Lohnarbeiters, so mußte sie doch vor allem aus dem Wege geräumt werden. Diesen besonderen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß der große Umschwung sich nicht schon fünfundzwanzig Jahre früher in Amerika vollzog. Von 1840 bis 1870 nahm die Sklavenfrage, die so furchtbare Kämpfe und Streitigkeiten im Gefolge hatte, nicht nur die geistigen und sittlichen, sondern auch alle physischen Kräfte der Nation vollständig in Anspruch.

„‚Während der dreißig oder vierzig Jahre vom ernstlichen Anfang der Antisklavereibewegung an, bis der Bürgerkrieg beendet und seine Wunden geheilt waren, hatte man in Amerika für nichts andres Sinn. Diese Verhältnisse benutzte nun die Kapitalistenklasse, um ganz unbemerkt und ohne Widerstand zu finden, den Reichtum des Landes einer kleinen Anzahl ihrer Mitglieder in die Hände zu spielen. Diese hatten in der Kriegszeit und den unruhigen Perioden, die ihr vorangingen und folgten, Gelegenheit gehabt, eine feste Stellung einzunehmen, aus der sie sich nicht wieder vertreiben ließen.

„‚Etwa um das Jahr 1873 sah sich das Land endlich von den Folgen des Krieges befreit und nicht länger durch sittliche und religiöse Streitfragen in Anspruch genommen. Da gingen den Amerikanern plötzlich die Augen auf, und sie sahen, welchen furchtbaren Konflikt das Wachstum des Kapitalismus heraufbeschworen hatte. Die Macht des Reichtums stand gerüstet da, um gegen den demokratischen Gedanken — das gleiche Recht aller auf Leben, Freiheit und Glück — zu Felde zu ziehen. Von diesem Zeitpunkt datieren wir daher den Anfang der letzten Periode der amerikanischen Pseudorepublik, welche deren Umsturz herbeiführte und das heutige System zur Herrschaft brachte.

„‚Im Lauf der Weltgeschichte hatte man zwar schon manche Republik infolge der Anhäufung und Konzentrierung des Privatbesitzes zu Grunde gehen sehen; aber es war noch kein Beispiel von einer so vollständigen und plötzlichen Umwandlung des ganzen Wirtschaftssystems einer großen Nation jemals vorgekommen. Vor dem Kriege war in Amerika, wie wir gesehen haben, die Güterverteilung so allgemein und gleichmäßig gewesen, wie man das früher nie gekannt hatte. Sehr reiche Leute und sehr große Besitztümer waren höchst selten. Weder einzeln noch klassenweise konnten daher die Kapitalisten die übrigen Glieder des Gemeinwesens bedrücken. In dem kurzen Zeitraum von fünfundzwanzig oder dreißig Jahren hatten sich aber alle wirtschaftlichen Bedingungen so gänzlich verändert, daß man Amerika in den siebziger und achtziger Jahren nur noch das Land der Millionäre nannte. Nirgends in der ganzen Welt hatte sich der Privatreichtum zu so ungeheuren Massen angehäuft, und diese riesige Konzentration der Güter übte die verderblichste Wirkung auf die industriellen, sozialen und politischen Zustände des Volkes — kein Wunder, daß sie zum Umsturz führte.

„‚Der freie Wettbewerb im Geschäft hatte ganz aufgehört. Ehemals war das Feld industrieller Unternehmungen allen offen gewesen; jetzt beherrschten es die Kapitalisten allein, und zwar nur die größten unter ihnen. Amerika, das früher die beste Erwerbsgelegenheit bot, hatte sich in dem Zeitraum einer Generation in das Land der Monopole umgewandelt. Der Wert eines Mannes bestand nicht mehr in dem was er war, sondern in dem, was er hatte. Wenn jemand Fleiß und Kenntnisse mit höflichem Benehmen vereinigte, durfte er hoffen, das Amt eines höheren Angestellten im Dienst des Kapitals zu bekleiden, aber eine selbständige Laufbahn war ihm nicht beschieden.

„‚Dadurch, daß eine verhältnismäßig kleine Zahl großer Kapitalisten die ganze wirtschaftliche Verwaltung des Landes an sich gerissen hatte, war auch die Produktion und Güterverteilung völlig in ihre Hände geraten. Einzelne mächtige Handelshäuser, die über ungeheure Geldsummen geboten, hatten weite Strecken des geschäftlichen Gebiets für sich in Besitz genommen,

auf denen früher zahllose kleinere Firmen thätig gewesen waren. Bei diesem Vorgang war natürlich eine Unmasse kleiner Geschäfte elendiglich zu Grunde gegangen, und ihre früher unabhängigen Besitzer mußten froh sein, wenn sie wenigstens eine Anstellung in den großen Handelshäusern fanden, durch die sie verdrängt worden waren. Während der siebziger Jahre verging kein Monat, keine Woche, kein Tag, an dem nicht irgend eine neue Provinz des Wirtschaftsstaates, irgend ein Zweig der Industrie oder des Handels, der vormals allen für ihre Unternehmungen offen gestanden hatte, in den Alleinbesitz mehrerer vereinigten Kapitalisten überging, die sich in ihrem Monopol wie in einem festen Lager verschanzten. Für solche gewaltige Verbindungen erfand man die Namen „Trust" und „Syndikat"; die alte Geschäftswelt besaß in ihrer Sprache kein Wort, um sie zu bezeichnen.

„Es war schwer zu sagen, welche der beiden großen Abteilungen der Arbeitermassen am meisten unter der veränderten Ordnung der Dinge gelitten hatte, ob der Lohnarbeiter oder der Landwirt. Das alte persönliche Verhältnis und freundliche Wohlwollen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer war nicht mehr vorhanden. An die Stelle des früheren Brotherrn war die große Aktiengesellschaft getreten, eine unpersönliche Macht, für welche der Arbeiter nicht mehr als Mensch, sondern als Krafteinheit galt. Man brauchte ihn nur, um die Maschine zu bedienen; die Direktoren betrachteten ihn als ein notwendiges Uebel, das man leider noch nicht los werden konnte und mit möglichst geringen Kosten beibehielt, bis es durch eine neue Erfindung gänzlich aus der Welt geschafft wäre.

„Auf ganz ähnliche Weise war auch die Thätigkeit des kleinen Landwirts und die Möglichkeit seines Erwerbs durch die Konzentration des Betriebs der Bodenkultur beschränkt oder ganz gehemmt worden. Die Eisenbahnen und der Kornmarkt verschlangen den früheren Gewinn des Landmanns und ließen ihm nichts als einen dürftigen Tagelohn, wenn die Ernte gut ausfiel, und eine Hypothekenschuld, wenn sie mißlang. Dabei trug er aber noch alle Verantwortlichkeit des Kapitalisten, weil sein Geld in dem Landbesitz steckte. Doch diese Sorge quälte ihn natürlicherweise nur kurze Zeit, da er unter solchen Umständen von Jahr zu Jahr nur bestehen konnte, wenn er Schulden machte, ohne die leiseste Aussicht, sie je bezahlen zu können. Bald verfiel sein Gut den Gläubigern; er sank von der früher so stolzen Stellung eines amerikanischen Landwirts herab, wurde zum Pächter und war bald nur noch ein gewöhnlicher Bauer.

„Von 1873 bis 1896 wird uns über mehr als sechs verschiedene Geschäftskrisen berichtet. Die Erholungspausen zwischen denselben waren jedoch so kurz, daß man füglich von einer fortgesetzten Krisis während dieses ganzen Zeitraums reden kann. Auch in der ersten und der mittleren Periode der Republik waren zahlreiche, schlimme Geschäftskrisen eingetreten, aber damals ruhten Handel und Industrie noch auf einer breiten und starken Grundlage im Volke; die Erhebung folgte unmittelbar auf den Niedergang und hatte stets einen größeren Wohlstand zur Folge, als der frühere gewesen war. Davon konnte jetzt aber keine Rede mehr sein. Nach den Krisen der siebziger, achtziger und neunziger Jahre entstand kein günstiger Rückschlag mehr; im Gegenteil, die Preise, die Löhne, sowie die allgemeine Wohlfahrt und Zufriedenheit der Landwirte und der Arbeiterklasse nahmen unaufhaltsam und immer mehr ab.

„Der beste Beweis für die Verschlechterung in den Verhältnissen der Lohnarbeiter und Landwirte war die große Verminderung der Zahl der fremden Einwanderer und ihre Minderwertigkeit während dieser Periode. Seit einem halben Jahrhundert galten die Vereinigten Staaten für die Armen als ein Land der Verheißung; in Scharen wanderten die Europäer ein, und diese Bevölkerung, die fort und fort herbeiströmte, bestand aus den tüchtigsten Kräften der Alten Welt. Bald nach dem Bürgerkriege wurde das jedoch anders; in den achtziger und neunziger Jahren kamen fast nur noch die niedrigsten und elendesten Menschen und die barbarischsten Völker, der Auswurf Europas, zu uns herüber. Und selbst um solche erbärmliche Rekruten zu bekommen, mußten die Agenten der transatlantischen Dampfer und der amerikanischen Syndikate obendrein ihre Sendlinge in die ärmsten Länder schicken und ganz Europa mit lügenhaften Zirkularen überschwemmen. Es war schon so weit gekommen, daß kein europäischer Bauer oder Taglöhner, der noch nicht ganz heimatlos und am Bettelstab war, das Los des amerikanischen Landwirts und Arbeiters teilen mochte, um welches diesen noch vor kurzem die ganze Arbeiterwelt beneidet hatte.

„Während die Politiker, besonders vor den Wahlen, den Arbeitern Mut zu machen suchten mit der Versicherung, daß bessere Zeiten unmittelbar bevorstünden, scheinen sich die ernsteren nationalökonomischen Schriftsteller offen darüber ausgesprochen zu haben, daß es mit den Vorteilen, welche die Arbeiter in Amerika vor denen andrer Länder früher voraus hatten, für immer vorbei sei. Alle Preise und Löhne in der ganzen Welt, sagten sie, würden sich mehr und mehr ausgleichen, das heißt, bis zu dem Maßstab desjenigen Landes herabsinken, wo sie am niedrigsten wären. Es stimmt ganz und gar mit dieser Prophezeiung überein, daß sich der amerikanische Fabrikant in den neunziger Jahren durch die Verminderung der Produktionskosten, welche hauptsächlich

mittels Lohnherabsetzung erzielt wurde, zum erstenmal in der Lage sah, auf dem fremden Markt die Produkte der schlecht bezahlten Arbeiter britischer, belgischer, französischer und deutscher Kapitalisten zu unterbieten.

„,Gerade während dieser Periode, als die wirtschaftliche Not der Massen einen Industriekrieg heraufbeschwor und auch die amerikanische Landbevölkerung, die zufriedenste und vormals wohlhabendste, welche es je gegeben hat, zum Aufruhr brachte, wurde der riesigste Privatbesitz angehäuft. Vor dem Bürgerkrieg hatte niemand eine Million Dollars besessen, und noch bis in die siebziger Jahre war das ein höchst seltener und ungewöhnlicher Fall. Aber bald darauf gab es Herren vieler Millionen, und höher als sie erhoben sich noch die wirtschaftlichen Titanen, die über Hunderte von Millionen verfügten, ja es schien, als ob die Billionäre nicht lange mehr auf sich warten lassen würden. Es war daher nicht schwierig zu erkennen, und alle Welt wußte es wohl, wohin der Reichtum kam, den die große Masse des Volks einbüßte. Zehntausend verloren ihr bescheidenes Einkommen, das in den Händen eines Mannes als ungeheures Vermögen wieder zum Vorschein kam. — Der Körper der Spinne schwillt zusehends, wenn sie ihren Opfern das Blut aussaugt; so wuchsen auch die ungeheuren Geldhaufen der Kapitalisten, während der Besitz des früher wohlhabenden Volkes mehr und mehr zusammenschrumpfte.

„,Daß die wirtschaftlichen Zustände so vollständig aus dem Gleichgewicht gekommen waren, mußte notwendigerweise zu einer revolutionären Bewegung führen. Ehemals war in Amerika der Reichtum meist durch persönliche Anstrengung erworben worden; er war selten groß und sein Besitz ungewiß. „Die dritte Generation arbeitet wieder in Hemdärmeln," lautete ein volkstümliches Sprichwort, womit man ausdrücken wollte, daß, wenn jemand ein kleines Vermögen sammelte, sein Sohn es meist wieder verlor und der Enkel von vorn anfangen mußte. Unter diesen Umständen fehlten bei der geringen wirtschaftlichen Ungleichheit alle Klassenunterschiede. Es gab keine bestimmte Klasse der Arbeiter und der Müßiggänger; die Menschen teilten sich nicht in Arme und Reiche. Wenn man viel besaß oder wenig, sich ausruhen konnte oder arbeiten mußte, so galt das nicht für einen dauernden Zustand, sondern für eine zeitweilige Gunst oder Ungunst des Schicksals. Wie ganz anders war das alles geworden! Ein großes Vermögen bildete nach der neuen Ordnung der Dinge, schon wegen der ungeheuren Summen, die es umfaßte, einen festen Besitz, der nicht leicht verloren gehen konnte, sondern sich von Geschlecht zu Geschlecht so sicher vererben ließ, wie ein Adelstitel. Auch machte es die Monopolisierung aller gewinnbringenden Erwerbsgelegenheiten durch die großen Kapitalisten jedem, der nicht zu ihrer Klasse gehörte, so gut wie unmöglich, reich zu werden. Vor dem Kriege durfte ein thatkräftiger Amerikaner immer hoffen, einmal zu Wohlstand zu gelangen; jetzt lag das ganz außerhalb des Bereichs eines Mannes, der in der Armut geboren war. Zwischen den Armen und Reichen erhob sich von nun an eine Scheidewand. Kein Weg führte mehr aufwärts, und die Thür war mit Geldsäcken verrammelt.

„,Bald spiegelten sich auch die veränderten sozialen Zustände des Landes in der neuen Klasseneinteilung wieder, die bald nach dem Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten Eingang fand und der Alten Welt entlehnt war. Die Amerikaner hatten früher damit geprahlt, daß alle Bewohner ihres Landes Arbeiter seien, aber jetzt fing man mehr und mehr an, durch diese Bezeichnung die Armen von den Wohlhabenden zu unterscheiden. Zum erstenmal lesen wir in amerikanischen Büchern von unteren, oberen und mittleren Volksklassen. Vor dem Kriege hätte man gar nicht gewußt, was das bedeuten solle; jetzt aber entsprachen diese Benennungen so sehr der Wirklichkeit, daß jeder sie gebrauchen mußte, er mochte wollen oder nicht.

„,Die Besitzer der großen Reichtümer umgaben sich mit einem Luxus, in dem es ihnen Europa nicht gleichthun konnte; eine nie gesehene Pracht und Herrlichkeit, ein königlicher Pomp und grenzenlose Verschwendung begannen sich zu entfalten. Solche Zustände spotteten der Unzufriedenheit des Volkes und warfen ein grelles Licht auf die weite und tiefe Kluft, die sich zwischen den Herren der Erde und den großen Massen aufgethan hatte.

„,Dabei gaben sich die Geldfürsten keine Mühe, die Thatsache zu verbergen, daß ihrer Ueberzeugung nach die Tage der Demokratie gezählt seien, und der Traum der Gleichheit aller Menschen zu Ende gehe. Als das Volk anfing, seinen bittern Gefühlen über diese Bedrückung Luft zu machen, sprachen sie ganz unumwunden ihre Abneigung und ihren Widerwillen gegen das Land und seine demokratischen Einrichtungen aus. Die amerikanischen Millionäre waren internationale Persönlichkeiten geworden; sie verbrachten ihr Leben größtenteils in Europa, wo sie ihre Schätze ausgaben und ihre Kinder erziehen ließen; ja, einige trieben ihre Vorliebe für die Alte Welt so weit, daß sie Unterthanen einer fremden Macht wurden. Wie groß die Neigung der amerikanischen Kapitalisten war, dem Volksstaat den Rücken zu kehren und sich den europäischen und monarchischen Einrichtungen anzuschließen, läßt sich deutlich aus der langen Liste von Heiraten erkennen, welche reiche amerikanische Erbinnen in jener Zeit mit ausländischen Edelleuten eingingen. Man glaubte, daß die Tochter eines

vielfachen amerikanischen Millionärs durch solchen Ehebund eine für sie passende Stellung erhalte. Die großen Kapitalisten pflegten in Geldsachen sehr schlau zu sein, und daß sie es sich so ungeheure Summen kosten ließen, für ihre Nachkommen einen Adelstitel zu kaufen, war der stärkste Beweis dafür, daß sie fest überzeugt waren, die Zukunft der Welt gehöre nicht dem Volke, sondern einzelnen Bevorzugten aus den oberen Klassen.

„,Der Einfluß, den die Geldaristokratie auf die politische Regierung ausübte, war unter dem Vorwand geschäftlicher Interessen — womit natürlich die Interessen der Reichen gemeint waren — von jeher bedeutend gewesen und hatte oft zu ärgerlichen Auftritten geführt. Je mehr sich der Reichtum des Landes bei einer Minderzahl anhäufte, die sich untereinander verband, um so stärker wurde natürlich ihre Macht in der Regierung, und während der siebziger, achtziger und neunziger Jahre übten sie eine förmliche Diktatur aus. Damit die sogenannten Vertreter des Volkes nicht aus Irrtum gegen den Willen der Kapitalisten handelten, stellten diese überall, wo die Regierung ihren Sitz hatte, eine Schar ihrer vertrauten Agenten an. Diese beobachteten das Thun und Treiben aller Männer der Oeffentlichkeit, und wenn sie sahen, daß einer in seiner Treue gegen die Kapitalisten wankend wurde, so wandten sie alle Mittel der Einschüchterung oder Bestechung bei ihm an, die selten erfolglos blieben. Die Leute hatten sogar eine halbamtliche Stellung im politischen Parteigetriebe; sie durften die Abgeordneten in den Vorräumen der Sitzungssäle aufsuchen und beeinflussen, ohne daß man ihnen ihr Handwerk legte.

„,Es ist schmachvoll, wenn man in der Geschichte dieser Zeit liest, wie nicht nur die Regierung in jeder Stadt und in jedem Staat, sondern auch die ganze legislative und exekutive Gewalt, samt den Gerichtshöfen, miteinander wetteiferten, durch Verleihung von Grund und Boden, Vorrechten, Monopolen und Gerechtsamen aller Art das Land mit seinem ganzen Ertrag und allen Bewohnern der Herrschaft der Kapitalisten und deren Erben und Rechtsnachfolgern zu überantworten, bis in die spätesten Zeiten. Von den öffentlichen Ländereien, die noch wenige Jahrzehnte zuvor eine Quelle unerschöpflichen Reichtums für alle kommenden Geschlechter hatten sein sollen, wurden riesige Strecken an Syndikate und einzelne Kapitalisten abgetreten, um eine künftige neue Aristokratie von Grundherren zu bilden, denen die ganze Landbevölkerung zinspflichtig und unterthänig wäre. Aber nicht nur das von den Vätern ererbte Nationalvermögen war einer kleinen Minderzahl überliefert worden; auch auf dem Gebiete des Handels und der Industrie hatten diese Leute sich durch Privilegien und Monopole alle wirtschaftlichen Vorteile zu sichern gewußt, so daß den späteren Geschlechtern jede Gelegenheit abgeschnitten war, Erwerb oder Beschäftigung zu finden, außer als Diener und Lehensmänner einer erblichen Kapitalistenklasse. Die Geschichte der Monarchien erzählt uns von manchen Missethaten unter der Herrschaft der Könige. Lasterhafte oder stumpfsinnige Fürsten haben gelegentlich ihre Unterthanen in die Knechtschaft verkauft oder den Wohlstand ihrer Reiche zu Grunde gerichtet, um sittenlose Günstlinge mit Schätzen zu überhäufen. Doch sind selbst die schwärzesten Vergehen dieser Art Thaten des Lichts im Vergleich zu der Schuld, welche die Regierungen des sogenannten Volksstaats auf sich luden, als sie das Nationalerbe der Amerikaner an den Meistbietenden verschacherten.

„,Besonders wegen der erbitterten und verzweifelten Stimmung der arbeitenden Klassen war es der Plutokratie äußerst erwünscht, daß sie sich der Regierungsgewalt nach Belieben bedienen konnte.

„,Die Arbeiterausstände führten häufig zu Unruhen, die so weit um sich griffen, daß die Polizei ihrer nicht Herr werden konnte. In solchen Fällen pflegten die Kapitalisten sich an die Staatsregierung zu wenden und die Hilfe des Militärs in Anspruch zu nehmen, um ihr Eigentum zu schützen. Das Hauptgeschäft der Truppen war damals die Unterdrückung der Streiks durch Kugel und Bajonett oder die Bewachung der Betriebsanlagen der Kapitalisten, bis der Hunger die aufsässigen Arbeiter zur Unterwerfung zwang.

„,Im Laufe der achtziger Jahre waren die Regierungen der Staaten eifrig bemüht, das Militär für diesen neuen und nützlichen Beruf anzulernen, der sich zusehends erweiterte. Die Nationalgarde verwandelte sich in eine Kapitalistengarde. Die Truppenmacht wurde vergrößert, reorganisiert, einer strengeren Disciplin unterworfen und besonders für den Zweck eingeübt, widerspenstige Arbeiter totzuschießen. Der Straßenkampf wurde förmlich einexerziert — eine sehr verhängnisvolle Neuerung bei der Ausbildung der amerikanischen Miliz. An strategisch wichtigen Plätzen der großen Städte erhoben sich stark befestigte steinerne Zeughäuser mit Schießscharten; auch wurden Kanonen aufgepflanzt, welche die Straßen beherrschten. Es waren jedoch Beispiele vorgekommen, daß die Miliz, welche ziemlich genaue Fühlung mit dem Volke behielt, eine solche Abneigung an den Tag legte, auf die Ausständischen zu schießen, und so großes Mitgefühl für ihre Beschwerden zeigte, daß die Kapitalisten sich nicht auf ihre Treue verlassen mochten, sondern im Ernstfall lieber die regulären Regierungstruppen zu Hilfe riefen, die kein Erbarmen kannten. Auf Verlangen der Kapitalisten ließ daher die Regierung befestigte Lager in der Nähe großer Städte aufschlagen und mit starken

Besatzungen versehen. Der Krieg gegen die Indianer ging damals zu Ende, und die Truppen, welche auf den Ebenen des Westens ihr Standquartier gehabt hatten, um die Niederlassungen der Weißen gegen die Rothäute zu verteidigen, wurden nach dem Osten geschafft, um die Kapitalisten vor den Arbeitern zu schützen. So weit hatte es der Privatkapitalismus gebracht.

„‚Man kann sich einen Begriff davon machen, in welcher Ausdehnung die Kapitalisten sich die Militärgewalt der Regierung bei ihren Streitigkeiten mit den Arbeitern dienstbar machten, wenn man vernimmt, daß zu Anfang der neunziger Jahre oft Heere von acht- bis zehntausend Mann mobil gemacht wurden, um die Aufstände in New York oder Philadelphia zu unterdrücken. Im Jahre 1892 stand zu gleicher Zeit die Miliz von fünf Staaten, durch reguläre Truppen unterstützt, gegen die Streiker unter Waffen. Vereinigt wäre diese Militärmacht gewiß größer gewesen als die ganze Armee, welche General Washington einst befehligte. Konnte man da nicht sagen, daß der Bürgerkrieg bereits ausgebrochen sei? —

„‚In früherer Zeit hatten die Amerikaner mit Hohnlachen von den europäischen Monarchien gesprochen. Sie sagten ganz richtig, daß es um eine Regierung, die sich nur durch die Gewalt der Bajonette vor ihrem eignen Volke schützen könne, höchst kläglich bestellt sei. Die Vereinigten Staaten waren aber infolge ihres Industriesystems nicht mehr weit von diesem Zustand entfernt, und auf dem besten Wege, ein Militärstaat zu werden.

„‚So war durch die Konzentration des Besitzes, welche man schon unmittelbar nach dem Bürgerkrieg nicht ohne Sorge zu betrachten anfing, die Verfassung des amerikanischen Volkes im ganzen und großen umgewandelt worden. Man braucht gar nicht näher auf Einzelheiten einzugehen, um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen.

„‚Die Heere des Nordens waren einst im Bürgerkrieg ausgezogen, um die Republik von ihren offenen Gegnern zu befreien. Unterdessen hatte sich aber ein viel gefährlicherer Feind, der daheim geblieben war, unbemerkt in die Regierungsgewalt eingeschlichen. Sie hatten die Kastenherrschaft der Stämme des Südens niedergeworfen; im Norden war jedoch inzwischen die Klassenherrschaft der Reichen ans Ruder gekommen, die ihre Macht über Süden und Norden gleichermaßen ausbreitete. In dem Bestreben, die politische Einheit der Nation aufrecht zu erhalten, hatten die Volksheere Ströme von Blut vergossen. Die soziale Einheit aber, welche die Grundlage jeder Republik bildet, war durch den Beginn einer Klassenspaltung zerstört worden, bei welcher die früher geeinigte Nation schließlich in feindliche Parteien zerfallen mußte, die einander beargwöhnten und nur durch den eisernen Arm des Despotismus zusammengehalten noch als ein politisches Ganzes bestanden. Vier Millionen Neger hatte man aus der Sklaverei befreit, dem Volk der Weißen jedoch ein Joch auferlegt, das es zur wirtschaftlichen und sozialen Knechtschaft verdammte. Dies war zwar das gemeinsame Los der europäischen Völker in der Alten Welt, aber die Gründer der amerikanischen Republik hatten stolzen Mutes darauf vertraut, daß ihre Nachkommen dies Geschick niemals teilen würden.‘“

Der Doktor schloß das Buch, nachdem er so weit gelesen hatte, und legte es aus der Hand.

„Julian,“ sagte er, „diese Schilderung von der Unterjochung der Republik durch die Plutokratie ist höchst merkwürdig. Sie haben das alles miterlebt und müssen am besten beurteilen können, ob die Thatsachen übertrieben sind.“

„Im Gegenteil,“ erwiderte ich; „es war fast, als läsen Sie mir das alles aus den damaligen Tagesblättern vor. Alle politischen, sozialen und geschäftlichen Vorkommnisse, die der Verfasser erwähnt, waren allgemein bekannt und wurden öffentlich besprochen. Wenn sie mir nicht denselben Eindruck machten wie jetzt, so kam das nur daher, daß niemand sie übersichtlich zusammenstellte, um uns ihre Bedeutung klar zu machen.“

Der Doktor ließ sich jetzt von Edith noch ein andres Buch aus der Bibliothek holen. Er blätterte darin, bis er die Stelle gefunden hatte, die er suchte, und sagte dann:

„Damit Sie nicht glauben, daß der Eindruck von Storiots Schilderung der wirtschaftlichen Zustände in den Vereinigten Staaten während des letzten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts durch seine Darstellungsweise künstlich hervorgerufen wird, möchte ich Ihnen nur noch einige trockene, statistische Angaben über die wirkliche Güterverteilung in jener Periode unterbreiten. Man ersieht daraus, bis auf welchen Grad die Konzentration des Besitzes bereits gelangt war. Dieser Band enthält eine Sammlung von Berichten über Vermögensabschätzung, Steuerveranschlagung, Akten der Erbschaftsgerichte und andre öffentliche Urkunden. Ich will Ihnen dreierlei Berechnungen vorlegen, die, alle von verschiedenen Behörden veranstaltet, auf ganz voneinander getrennten Ermittlungen beruhen. Trotzdem stimmen sie mit solcher Genauigkeit überein, daß man sich bei einer so umfangreichen Berechnung nur höchlich darüber verwundern kann. Jeder Zweifel an der Richtigkeit der Resultate wird dadurch völlig beseitigt.

„Aus den ersten Tabellen, welche Auszüge der Vermögensabschätzung nach den statistischen Zusammenstellungen der Vereinigten Staaten vom Jahre 1893 sind, geht hervor, daß von den zweiundsechzig

Billionen, die den Besitzstand der Republik bildeten, zwölf Billionen oder etwa ein Fünftel Eigentum einer Gruppe vielfacher Millionäre war, welche nur drei Hundertstel Prozent der Bevölkerung ausmachten. Dreiunddreißig Billionen teilte die reiche und wohlhabende Klasse unter sich, zu der aber keine Millionäre zählten, und die nicht ganz neun Prozent des amerikanischen Volks betrug. Also: die Millionäre, die Reichen und Wohlhabenden — zusammen neun Prozent der Nation — besaßen fünfundvierzig Billionen von den zweiundsechzig Billionen, auf die das ganze Nationalvermögen geschätzt wurde. Der Rest von einundneunzig Prozent der Gesamtbevölkerung, die großen Massen, galt für unbemittelt und teilte die übrigen siebzehn Billionen Dollars unter sich.

„Nach der Schätzung einer zweiten Liste, die im Jahre 1894 veröffentlicht und aus den Registern des Nachlaßgerichts über den Landbesitz im Staate New York zusammengestellt wurde, besaß ein Prozent des Volkes — also der hundertste Teil der Nation — mehr als die Hälfte, nämlich fünfundfünfzig Prozent, des Gesamtvermögens. Ein zweiter Bruchteil der Bevölkerung, die Wohlhabenden, etwa elf Prozent, war im Besitz von über zweiunddreißig Prozent des nationalen Reichtums, von dem folglich nur dreizehn Prozent übrig blieben, in die sich der Rest von achtundachtzig Prozent der Nation teilen mußte. Diese achtundachtzig Prozent zerfielen in die Armen und die Aermsten; letztere bildeten ungefähr fünfzig Prozent, das heißt, die Hälfte der ganzen Nation, und ihr Besitz war so gering, daß er bei der Schätzung überhaupt nicht in Betracht kam; offenbar lebten sie meist von der Hand in den Mund.

„Die dritte Zählung, die ich anführen möchte, beruht auf ganz andern Daten, bezieht sich aber auf die nämliche Periode und stimmt merkwürdig gut mit den beiden bereits erwähnten überein. Sie wurde in den Jahren 1889 und 1891 veröffentlicht und erregte ebenfalls großes Aufsehen. Hiernach zerfällt die Nation in drei Klassen, nämlich: die Reichen, der Mittelstand und der Arbeiterstand. Den Reichen — ein und vier Zehntel Prozent der Bevölkerung — werden siebzig Prozent des Gesamtbesitzes zugeschrieben. Der Mittelstand — neun und zwei Zehntel Prozent der Bevölkerung — verfügt über zwölf Prozent des Nationalvermögens. Die reiche und die mittlere Klasse — zusammen zehn und sechs Zehntel Prozent der Bewohner — hat also zweiundachtzig Prozent des Gesamtvermögens, und der Arbeiterstand — neunundachtzig und vier Zehntel Prozent der Nation — behält nur achtzehn Prozent von dem Gesamtvermögen für sich übrig."

„Doktor," rief ich, „daß die Güter zu meiner Zeit recht ungleich verteilt waren, wußte ich wohl, aber ich hatte keine Ahnung davon, daß die Sachen so schlimm stünden. Es wäre unnütz, wollten Sie sich noch weiter bemühen, um mir zu erklären, warum das Volk sich gegen die Herrschaft des Privatkapitalismus empört hat. Wen diese Zahlen nicht zum Revolutionär machen, der müßte ja von Stein sein."

„Ich dachte mir gleich, daß Sie das sagen würden," versetzte der Doktor. „Vergessen Sie auch nicht, daß durch diese ungeheuerlichen Zahlen nur der Fortschritt in der Konzentration des Besitzes innerhalb einer einzigen Generation dargestellt wird. Wohl mochten die Amerikaner zu einander sagen: ‚So man das thut am grünen Holz, was will am dürren werden?' Wenn der Privatkapitalismus in einem Gemeinwesen, welches früher eine Art wirtschaftlicher Gleichheit besessen hatte, nur eines Zeitraumes von dreißig Jahren bedurfte, um der ganzen Nation ihr Eigentum zu rauben und eine kleine Minderzahl zu bereichern, was würde er wohl dem Volke nach hundert Jahren noch übrig gelassen haben? Was war denn überhaupt für die nächste Generation eigentlich noch vorhanden?"

(Fortsetzung folgt.)

Wie geheiratet wird.

Von

Emile Zola.

Aus dem Französischen übersetzt von B. C.

Im siebzehnten Jahrhundert ist Amor in Frankreich ein vornehmer Herr in prächtigen Kleidern, mit einem Federbusch, der, von einer ernsten Musik angekündigt, durch die Salons schreitet. Er unterwirft sich einem sehr verwickelten Zeremoniell und wagt keinen Schritt zu machen, ohne daß derselbe im voraus geregelt ward; im übrigen ist er ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, gemessen in seiner Zärtlichkeit, ehrbar in seiner Freude. Im achtzehnten Jahrhundert ist Amor ein aufgeknöpfter Taugenichts. Er liebt, wie er lacht, um des Liebens und des Lachens willen, führt sich zum Frühstück eine Blonde, zum Mahl eine Braune zu Gemüte und behandelt die Frauen als Göttinnen, die die Lust mit offenen Händen unter alle ihre Verehrer verteilen. Ein Hauch von Wollust streift über die ganze Gesellschaft, führt den Reigen der Hirtinnen und Nymphen mit den entblößten, unter Spitzen erschauernden Busen; es ist eine anbetungswürdige Zeit, da die Sinnlichkeit Königin war, ein großes Genießen, dessen ferner Atem zugleich mit dem Duft gelösten Haares noch warm zu uns herüberschlägt. Im neunzehnten Jahrhundert ist Amor ein gesetzter junger Mensch, korrekt wie ein Notar, der Staatspapiere besitzt. Er geht in Gesellschaft oder verkauft irgend etwas im Hintergrunde eines Ladens; die Politik beschäftigt ihn, die Geschäfte nehmen seinen ganzen Tag von neun Uhr morgens bis sechs Uhr abends in Anspruch, und seine Nächte widmet er der Praxis in der Liederlichkeit, entweder einer Geliebten, die er bezahlt, oder einer legitimen Gattin, die ihn bezahlt.

So ist also die heroische Liebe des siebzehnten Jahrhunderts, die sinnliche Liebe des achtzehnten zur positiven Liebe geworden, die man wie ein Geschäft auf der Börse abmacht. Neulich hörte ich einen Industriellen darüber klagen, daß man noch nicht eine Maschine zum Kindererzeugen erfunden habe. Man macht ja Maschinen zum Dreschen des Getreides, zum Weben der Leinwand, um bei allen Arbeiten die menschlichen Muskeln durch Räder zu ersetzen; von dem Tage an, da eine Maschine für die großen Arbeiter des Jahrhunderts, für jene, welche jede Minute der modernen Thätigkeit schenken, lieben wird, werden sie Zeit ersparen und in den Kämpfen des Lebens härter und männlicher sein. Seit der furchtbaren Erschütterung der Revolution haben die Männer in Frankreich noch keine Muße gefunden, an die Frauen zu denken. Unter Napoleon I. hinderten die Kanonen die Liebenden, sich zu verstehen; während der Restauration und während der Julimonarchie hat sich der Gesellschaft ein wütendes Bedürfnis nach Reichtum bemächtigt, und schließlich hat die Regierung Napoleons III. nur die Geldgelüste schwellen gemacht, ohne auch nur ein originelles Laster, eine neue Schwelgerei herbeizuführen. Es ist auch noch eine andre Ursache vorhanden: die Wissenschaft, der Dampf, die Elektricität, alle Entdeckungen der letzten fünfzig Jahre. Man muß den modernen Mann nur sehen, wie er mit seinen vielfachen Beschäftigungen, immer draußen lebend, verzehrt von der Notwendigkeit, sein Vermögen zu bewahren und zu vermehren, den Geist von den stets neuerstehenden Problemen gefangen, die Sinne von den Strapazen seines täglichen Kampfes eingeschläfert, selbst ein bloßes Räderwerk in der in voller Arbeit befindlichen riesenhaften sozialen Maschine geworden ist. Er hat Geliebte, so wie man Pferde hat, um sich Bewegung zu machen. Wenn er heiratet, so geschieht es, weil die Heirat eine Unternehmung ist, wie jede andre, und wenn er Kinder hat, so kommt das daher, weil seine Gattin es wollte.

Die traurigen Heiraten von heute haben noch eine andre Ursache, bei der ich verweilen will, ehe ich zu den Beispielen gelange. Diese Ursache ist der tiefe Graben, den bei uns Erziehung und Unterricht von Kindheit auf zwischen den Knaben und Mädchen aushöhlen. Ich nehme als Beispiel die kleine Marie und den kleinen Pierre. Bis zu sechs oder sieben Jahren läßt man sie zusammen spielen, ihre Mütter sind Freundinnen, sie duzen sich, versetzen einander geschwisterliche Klapse, wälzen sich ohne Scham in den Winkeln herum. Mit sieben Jahren aber trennt die Gesellschaft sie und bemächtigt sich ihrer. Pierre wird in ein Gymnasium eingesperrt, wo man alle Kräfte aufbietet, um seinen Schädel mit dem Resumé aller menschlichen Kenntnisse anzufüllen; später tritt er in Spezialschulen

ein, wählt eine Laufbahn, wird ein Mann. Sich selbst überliefert, während dieser langen Lehrzeit des Lebens mitten unter das Gute und Böse losgelassen, hat er die Gemeinheit gestreift, Schmerzen und Freuden gekostet, sich Begriffe von Dingen und Menschen gebildet. Marie im Gegenteil hat die ganze Zeit in der Wohnung ihrer Mutter zugebracht; man lehrte sie, was ein wohlerzogenes junges Mädchen wissen muß: gereinigte Litteratur und Geschichte, Geographie, Arithmetik, den Katechismus, und außerdem kann sie Klavier spielen, tanzen, mit zweifarbigem Stift Landschaften zeichnen. Marie kennt daher die Welt nicht, die sie nur durchs Fenster gesehen hat; ja, man hatte sogar das Fenster geschlossen, wenn das Leben zu lärmend durch die Straßen ging. Nie hat sie sich allein auf das Trottoir hinausgewagt; sie wurde sorgsam gleich einer Treibhauspflanze bewacht, indem man ihr Luft und Licht zuteilte und sie fern von jeglicher Berührung in einer künstlichen Umgebung entwickelte. Nun stelle ich mir vor, daß Marie und Pierre einander zehn oder zwölf Jahre später wieder gegenübertreten. Sie sind einander fremd geworden, die Begegnung ist voll Befangenheit, sie duzen einander nicht mehr, stoßen sich nicht mehr zum Spaß in den Zimmerecken herum. Errötend steht sie unruhig dem Unbekannten gegenüber, das er mit sich bringt, und er fühlt, wenn sie unter sich sind, den Strom des Lebens, die grausamen Wahrheiten, von denen er nicht ganz laut zu sprechen wagt. Was könnten sie einander auch sagen? Sie reden eine verschiedene Sprache, sind nicht mehr ähnliche Wesen. So bleiben sie auf die alltäglichen landläufigen Gespräche beschränkt; ein jeder hält sich in Defensive, fast wie Feinde, und schon belügt eins das andre.

Gewiß will ich nicht behaupten, daß man unsre Söhne und Töchter miteinander aufwachsen lassen soll wie das Unkraut in unsern Gärten. Die Frage dieser zweifachen Erziehung ist für einen einfachen Beobachter zu schwierig. Ich begnüge mich, zu sagen, wie es steht: unsre Söhne wissen alles, unsre Töchter wissen gar nichts. Einer meiner Freunde erzählte mir oft von dem seltsamen Gefühl, das er während seiner Jugend empfand, als er merkte, daß seine Schwestern ihm nach und nach fremd wurden. Jedes Jahr, wenn er vom Gymnasium heimkam, fühlte er, daß der Graben tiefer, die Kälte größer geworden sei. Schließlich kam ein Tag, da er ihnen nichts mehr zu sagen wußte, und nachdem er sie herzlich umarmt hatte, blieb ihm nichts weiter übrig als seinen Hut zu nehmen und zu gehen. Wie steht es also in dem wichtigen Fall der Ehe? Dort treffen die beiden Welten in einem unvermeidlichen Zusammenprall aufeinander, und stets droht der Stoß die Frau oder den Mann zu zerbrechen. Pierre heiratet Marie, ohne sie kennen zu können, ohne daß er sich ihr zu erkennen zu geben vermag; denn es ist nicht erlaubt, eine gegenseitige Probe zu versuchen. Die Familie der jungen Dame ist gewöhnlich glücklich, sie endlich zu versorgen. Sie übergiebt sie dem Bräutigam, indem sie ihn darauf aufmerksam macht, daß man sie ihm in gutem Zustand, intakt übergiebt, wie eine Braut sein muß. Jetzt ist es der Gatte, der über seine Frau zu wachen hat. Nun wird Marie jäh in die Liebe, ins Leben, in die so lange behüteten Geheimnisse hineingeschleudert; das Unbekannte enthüllt sich ihr von einer Minute zur andern. Die besten Gattinnen behalten davon manchmal eine tiefe Erschütterung zurück; aber das Schlimmste ist, daß der Antagonismus der beiden Erziehungen weiter dauert. Wenn der Ehemann seine Frau nicht nach seiner Weise umbildet, wird sie ihm mit ihren Ueberzeugungen, der Richtung ihrer Natur, der unheilbaren Einfalt ihrer Erziehung ewig fremd bleiben. Welch ein seltsames System ist es, daß man die Menschheit in zwei Lager teilt, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite, um die beiden Lager, nachdem man sie gegeneinander bewaffnet hat, zu vereinigen und zu ihnen zu sagen: „Lebet in Frieden miteinander!"

Mit einem Wort, der Mann unsrer Zeit hat keine Zeit, zu lieben, und er heiratet seine Frau, ohne sie zu kennen, ohne von ihr gekannt zu werden. Das sind die zwei unterscheidenden Merkmale der modernen Ehe. Ich vermeide es, die gegebene Thatsache durch weiteres Spezifizieren zu verwickeln, und gehe zu den Beispielen über.

I.

Der Graf Maxime de la Roche-Mablon ist zweiunddreißig Jahre alt und gehört einer der ältesten Familien von Anjou an; sein Vater war Senator während des Kaiserreichs, ohne, wie er sagt, eine einzige seiner legitimistischen Ueberzeugungen aufgegeben zu haben. Die la Roche-Mablons haben übrigens während der Emigration kein Stück Erde verloren und werden noch unter den großen Grundbesitzern Frankreichs angeführt. Was Maxime betrifft, so hat er eine schöne Jugend verlebt, Dienste als päpstlicher Zuave genommen, ist dann nach Paris zurückgekehrt, wo er Pferde laufen ließ, spielte, Maitressen hatte, sich duellierte, ohne sich ins Gerede bringen zu können, ist ein großer, blonder junger Mensch, ein guter Reiter, von mittelmäßiger Intelligenz, ohne extreme Leidenschaften, und denkt jetzt daran, in die Diplomatie zu treten, um ein Ende zu machen.

Der starke Geist der Roche-Mablons ist eine Tante, die Baronin von Bussière, eine alte, unruhige Dame, die sich in der akademischen und politischen

Gesellschaft bewegt. Kaum vertraut ihr Maxime seine Pläne an, so schreit sie, daß er vor allem heiraten müsse, denn die Heirat sei die Grundlage jeder ernsten Laufbahn. Maxime hat gegen die Ehe gar keinen ernstlichen Einwand zu erheben. Er hat nicht daran gedacht, würde es vorziehen, Junggeselle zu bleiben, aber schließlich, da es absolut notwendig ist, zu heiraten, um seinen Rang in der Gesellschaft einzunehmen, wird er auch diese Förmlichkeit durchmachen wie jede andre. Aber da er, wie er lachend gesteht, gar keine Liebe im Herzen trägt, nützt es ihm nichts, wenn er sein Gedächtnis durchstöbert: es scheint ihm, daß alle junge Mädchen, mit denen er in den Salons getanzt hat, dasselbe weiße Kleid und dasselbe Lächeln haben. Frau von Bussière ist entzückt und nimmt alles auf sich.

Am nächsten Tage erzählt ihm die Baronin von Fräulein Henriette von Salneuve. Beträchtliches Vermögen, alter normannischer Adel, auf beiden Seiten vollständige Konvenienz. Besonderes Gewicht legt sie auf die korrekte Seite dieser Verbindung: eine Partie, welche die Forderungen der Welt besser befriedigen würde, ließe sich nicht finden; es wäre eine jener Heiraten, die niemand in Erstaunen setzen. Maxime schüttelt mit wohlgefälliger Miene den Kopf. In der That, all das kommt ihm sehr vernünftig vor. Die Namen sind einander gleich, das Vermögen ebenfalls, und wenn er dabei beharrt, in die Diplomatie eintreten zu wollen, stellen sich die Verbindungen als sehr kostbar dar.

„Sie ist blond, glaub' ich?“ fragt er zuletzt.

„Nein, braun,“ antwortet die Baronin. „Das heißt, ich weiß nicht mehr recht.“

Uebrigens liegt wenig daran. Sicher ist, daß Henriette neunzehn Jahre alt ist. Maxime kommt es vor, daß er mit ihr getanzt hat — vielleicht ist es aber auch ihre jüngere Schwester gewesen. Von ihrer Erziehung wird nicht gesprochen; das wäre unnütz: sie ist von ihrer Mutter erzogen worden, das genügt. Was ihren Charakter betrifft, so könnte davon gar nicht die Rede sein; niemand kennt ihn. Frau von Bussière behauptet, daß sie sie einmal einen Chopinschen Walzer mit sehr viel Seele spielen gehört habe; im übrigen soll noch selbigen Abends in einem neutralen Salon eine Begegnung stattfinden.

Als Maxime am Abend Fräulein von Salneuve erblickt, ist er sehr überrascht, daß sie hübsch ist. Er tanzt mit ihr, macht ihr Komplimente über ihren Fächer und erhält zum Dank ein Lächeln. Vierzehn Tage später wird der offizielle Antrag gestellt, und der Ehevertrag vor dem Notar abgeschlossen. Maxime hat Henriette fünfmal gesehen. Sie ist wirklich sehr hübsch, hat eine weiße Haut, eine runde Taille und wird es verstehen, sich zu kleiden, sobald sie einmal ihre Backfischkleider wird abwerfen können. Mittlerweile scheint sie Musik zu lieben, verabscheut den Geruch von Moschus und hat eine Freundin gehabt, die Claire hieß und tot ist. Das ist alles. Maxime findet übrigens, daß dies genügt: sie ist eine Salneuve, er übernimmt sie aus der Hand einer strengen Mutter. Später werden sie Zeit haben, einander kennen zu lernen, und mittlerweile gedenkt er ihrer ohne Mißfallen. Er ist nicht gerade verliebt, aber es ist ihm durchaus nicht unlieb, daß sie hübsch ist; denn wenn sie zufällig häßlich gewesen wäre, hätte er sie offenbar ebenfalls geheiratet.

Acht Tage vor der Hochzeit schließt der junge Graf mit seinem Junggesellenleben ab. Seine Geliebte ist zurzeit die große Antonie, eine ehemalige Kunstreiterin, die diamantenbedeckt von Brasilien zurückkehrte. Er erneuert seine Einrichtung und bricht mit ihr in aller Freundschaft, nach einem Souper, bei dem auf sein eheliches Glück getrunken wird. Dann bezahlt er die paar Schulden, die er haben kann, entläßt seinen Kammerdiener, verbrennt unnütze Briefe, läßt die Fenster öffnen, damit sein Palais gelüftet wird, und ist nun bereit. Trotzdem giebt es ganz tief in seinem Innern einige Lebensstunden, die er aufbewahrt, und er hält es für genügend, daß er die Thüren seines Herzens für ewig hinter ihnen geschlossen hat.

Die Notare der beiden Familien haben den Ehevertrag aufgesetzt; diese ganze niedrige Geldfrage ist ihnen überlassen worden. Nichts einfacher: das Zugebrachte der Gatten ist bekannt, die Ehe soll nach dem Totalsystem stattfinden. Während der Verlesung des Vertrags verhalten sich die beiden Familien stumm; dann unterschreibt man ohne jede Bemerkung, indem man einander lächelnd die Feder reicht, und spricht von etwas anderm — von einem Wohlthätigkeitsfest, das die Baronin sich ausgedacht, von einer Predigt, bei der Pater Dulac wirklich viel Geist gezeigt hat.

Die standesamtliche Trauung geht an einem Montag vor sich, an einem Tage, an dem auf der Mairie gewöhnlich keine Hochzeiten stattfinden. Die Braut trägt ein sehr einfaches graues Seidenkleid, der Bräutigam Ueberrock und helles Beinkleid. Keine einzige Einladung ist ergangen; nur die Familie und die vier Zeugen, hervorragende Persönlichkeiten, sind anwesend. Während der Maire die Gesetzesartikel verliest, begegnen sich die Blicke Maximes und Henriettens, und sie lächeln einander zu. Wie barbarisch ist diese Sprache des Gesetzes! Ist die Ehe wirklich etwas so Schreckliches? Eines nach dem andern spricht das feierliche „Ja“ ohne die geringste Bewegung aus, denn der Maire ist ein beinahe buckliges Männchen, dessen kränkliche Erscheinung jeder Majestät entbehrt. Die Baronin, in dunkler Toilette, betrachtet den Saal durch ihr Lorgnon

und findet, daß das Gesetz eine recht ärmliche Behausung habe. Beim Verlassen der Mairie hinterlegen Maxime und Henriette je tausend Franken für die Armen.

Aller Pomp, alle Thränen der Rührung werden jedoch für die kirchliche Zeremonie vorbehalten. Um nicht mit den gewöhnlichen Hochzeiten vermengt zu werden, hat man eine Privatkirche, die kleine Missionskapelle, gewählt; das verleiht der Hochzeit sofort einen Duft höherer Frömmigkeit. Monseigneur Félibien, ein Bischof aus dem Süden, ein entfernter Verwandter der Salneuves, soll den Bund einsegnen. Als der große Tag erscheint, erweist sich die Kapelle als zu klein; drei Nebenstraßen sind von Equipagen versperrt; durch das Innere, durch das Halbdunkel der Kirchenfenster geht ein Rauschen von reichen Stoffen, ein diskretes Gemurmel. Ueberall sind Teppiche gelegt; vor dem Altar stehen fünf Reihen Lehnstühle; der ganze Adel Frankreichs ist da, zu Hause bei seinem Gott. Maxime jedoch, in tadelloser Kleidung, sieht ein wenig blaß aus. Henriette erscheint, ganz weiß, von einer Tüllwolke umgeben; auch sie ist sehr bewegt, ihre Augen sind rot, sie hat geweint. Als Monseigneur Félibien die Hände über ihre Häupter breitet, verharren beide einige Sekunden in gebückter Stellung, mit einer Inbrunst, die den besten Eindruck macht. Dann spricht der Bischof mit singender Stimme von den ehelichen Pflichten, und die Familienmitglieder wischen sich Thränen aus den Augen, insbesondere Frau von Bussière, die eine sehr unglückliche Ehe führte. Dann endet die Zeremonie inmitten von Weihrauchduft und der Pracht brennender Kerzen. Es ist dies kein bürgerlicher Luxus, sondern eine höhere Vornehmheit, welche die Religion zum Gebrauch hochgeborener Leute verfeinert. Bis zu den letzten, nach der Unterzeichnung der Dokumente gewechselten Händedrücken bleibt die Kirche ein Salon.

Am Abend Diner im Familienkreise, bei geschlossenen Fenstern und Thüren, und plötzlich, gegen Mitternacht, als Henriette, das Gesicht der Wand zugekehrt, in ihrem Ehebett vor Frost zittert, fühlt sie, wie Maxime einen Kuß auf ihr Haar drückt. Er ist geräuschlos hinter den Eltern eingetreten. Sie stößt einen Schrei aus, fleht ihn an, sie allein zu lassen; er lächelt und behandelt sie wie ein Kind, das man beruhigen will. Er ist zu galant, um nicht zuerst alle mögliche Schonung walten zu lassen; aber er kennt die Frauen, weiß, auf welche Art man gegen sie vorgehen muß, bleibt also und küßt ihr mit schmeichelnden Worten die Hände. Sie hat nichts zu fürchten; ist er denn nicht ihr Gatte, muß er nicht über ihr teures Leben wachen? Dann, als sie immer mehr erschrickt und unter Schluchzen nach ihrer Mutter zu rufen beginnt, glaubt er die Sache ein wenig brüskieren zu müssen, damit die Situation nicht ins Lächerliche umschlage. Uebrigens bleibt er Weltmann und entsinnt sich zu sehr gelegener Zeit an die Art und Weise, wie er es mit der kleinen Laurence von den Folies angefangen hat, die nach einem Souper nichts von ihm wissen wollte. Henriette ist viel besser erzogen als Laurence: sie kratzt ihn nicht, versetzt ihm keine Fußtritte; von einem Furchtschauer geschüttelt wehrt sie sich kaum und gehört ihm. Sie weint, sie fiebert und wagt nicht mehr die Augen aufzuschlagen. Die ganze Nacht weint sie und drückt den Mund ins Kissen, damit er es nicht hört. Dieser Mann an ihrer Seite verursacht ihr Entsetzen und Widerwillen. Ach, wie schrecklich! Warum hat man ihr nie davon erzählt? Sie hätte gewiß nicht geheiratet. Daß ihre lange, strenge und unwissende Jugendzeit zu dieser brutalen Einweihung führte, erscheint ihr als ein unheilbares Unglück, über das sie sich nie trösten wird.

Vierzehn Monate später betritt der Graf nicht mehr das Zimmer der Gräfin. Die Flitterwochen dauerten drei Wochen; die Ursache des Bruches war eine sehr heikle. Maxime, an die große Antonie gewöhnt, wollte aus Henriette eine Geliebte machen, und diese, eine kalte Natur mit noch schlummernden Sinnen, wehrte sich gegen gewisse Launen. Andrerseits entdeckten sie gleich am zweiten Tage, daß sie sich niemals miteinander vertragen würden. Maxime besitzt ein sanguinisches, heftiges und starrsinniges Temperament, Henriette eine große Schlaffheit, eine lähmende Ruhe in ihrem Wesen, trotzdem sie bei der geringsten Sache eine ähnliche Hartnäckigkeit zeigt. Sie beschuldigen daher einer den andern der schwärzesten Bosheit, aber da Leute ihres Ranges immer den Schein wahren müssen, leben sie auf sehr höflichem Fuß miteinander. Jeden Morgen lassen sie sich gegenseitig nach ihrem Befinden erkundigen, trennen sich abends mit einem zeremoniösen Gruß und sind einander fremder, als wenn sie Tausende von Meilen voneinander wohnen würden, während bloß ein Salon ihre Zimmer scheidet.

Mittlerweile hat Maxime sich mit Antonie ausgesöhnt und auf die Idee, Diplomat zu werden, gänzlich verzichtet. Das war eine dumme Idee. Ein de la Roche-Mablon hat es nicht nötig, sich in dieser Zeit des demokratischen Geschreis in der Politik zu kompromittieren. Was ihn manchmal, wenn er die Baronin von Bussière trifft, lächeln macht, ist der Gedanke, daß er sich so gänzlich unnützerweise vermählt hat. Uebrigens bereut er es nicht: Titel, Vermögen, alles ist da. Er läßt abermals Pferde laufen, verbringt die Nächte im Klub und führt das vornehme Leben eines Edelmannes aus großem Geschlechte.

Henriette hat sich zuerst sehr gelangweilt, dann

sehr lebhaft die Freiheit der Ehe gekostet. Sie läßt zehnmal des Tages anspannen, besucht die Kaufläden, ihre Freundinnen, genießt die Gesellschaft, besitzt alle Benefizien einer jungen Witwe. Bisher hat die große Ruhe ihres Temperamentes sie vor ernsten Fehltritten bewahrt; das Höchste war, daß sie sich die Finger küssen ließ. Aber es giebt Stunden, da sie sich für sehr dumm hält, und sie ist so weit, gelassen mit sich selbst zu erörtern, ob sie sich nicht im nächsten Winter einen Geliebten nehmen soll.

II.

Herr Jules Beaugrand ist der Sohn des Advokaten Beaugrand, des berühmten Redners auf unsern politischen Versammlungen. Antoine Beaugrand, der Großvater, war ein friedlicher Bürger von Angers, aus einer in der Provinz sehr geschätzten Notarsfamilie. Er hatte am Notariat keinen Geschmack gefunden und verzehrte ruhig seine Renten. Sein ältester Sohn hingegen, der berühmte Beaugrand, ein sehr thätiger und ehrgeiziger Mensch, hatte sich ein schönes Vermögen geschaffen. Was Jules Beaugrand betrifft, so besitzt er die großen Absichten seines Vaters, die eitle Sucht nach einer hohen Stellung, das Bedürfnis nach fürstlichem Luxus. Leider ist er eben dreißig Jahre alt geworden und beginnt, sich für mittelmäßig zu halten. Anfangs träumte er von einem Mandat, von Tribünenerfolgen, einem Ministerportefeuille bei der ersten Regierungskatastrophe; aber in dem Klubzimmer der jungen Advokaten, wo er sich in der Beredsamkeit versuchte, entdeckte er an sich ein unerträgliches Zungengestammel, eine Trägheit in Ideen und Worten, die ihm politische Triumphe unbedingt versagten. Später schwankte er einen Augenblick und überlegte bei sich, ob er sich nicht auf die Industrie werfen solle; allein die Spezialstudien erschreckten ihn. Schließlich entschied er sich ganz einfach für eine Anwaltskanzlei, und sein Vater, der nicht wußte, wie er sich benehmen sollte, kaufte ihm zu sehr hohem Preise eine der besten Kanzleien, deren letzter Inhaber ein paar Millionen verdient hatte.

Seit einem halben Jahr ist Jules also Anwalt. Die Kanzlei befindet sich in einer düsteren Wohnung in der Rue Sainte-Anne, aber er selbst bewohnt ein Palais in der Rue d'Amsterdam, verbringt seine Abende in Gesellschaft, sammelt Gemälde und giebt sich so wenig wie möglich als Advokat. Trotzdem findet er, daß die Sache langsam geht; es fehlt ihm ein größerer Luxus in seiner Umgebung, zum Beispiel ein Diner wöchentlich für hervorragende Persönlichkeiten oder ein Jour am Dienstagabend, der alle politischen Freunde seines Vaters vereinigen würde. Er redet sich sogar ein, daß ein größerer Haushalt, Empfänge, fünf Pferde im Stall, kurz eine Vergrößerung seines ganzen Heims etwas Vortreffliches wäre, wodurch seine Kundschaft sich verdoppeln würde.

„Heirate," sagt sein Vater, den er um Rat fragt. „Eine Frau wird dir Leben und Glanz ins Haus bringen. Nimm eine Reiche, denn unter diesen Voraussetzungen kostet eine Frau sehr viel. Halt, Fräulein Desvignes, die Tochter des Fabrikanten... sie bekommt eine Million Mitgift. Das paßt für dich."

Jules beeilt sich nicht, er läßt den Gedanken reifen. Ohne Zweifel, eine Heirat würde seine Stellung festigen; aber das ist eine ernste Sache, die nicht so leichthin abgeschlossen werden darf. Er schätzt also die Vermögen in seiner Umgebung ab. Sein Vater mit seinem überlegenen Blick hatte recht: Fräulein Marguerite Desvignes ist wirklich die solideste Partie. Nun zieht er genaue Erkundigungen über die Prosperität der Desvignesschen Fabrik ein, bringt sogar geschickt den Notar der Familie zum Reden. In der That, der Vater giebt ihr eine Million mit; vielleicht wird er sogar bis zu zwölfmalhunderttausend Franken gehen. Wenn der Vater zwölfmalhunderttausend Franken giebt, so ist Jules entschlossen zu heiraten.

Drei Monate lang wird das Unternehmen klug geführt, und der berühmte Beaugrand spielt dabei eine entscheidende Rolle. Er ist es, der mit Desvignes, einem seiner ehemaligen Kollegen in der konstituierenden Versammlung, in Verbindung tritt; er ist es, der ihn allmählich blendet und dahin treibt, seine Tochter samt den zwölfmalhunderttausend Franken anzubieten.

„Ich habe ihn in der Hand!" sagt er lachend zu Jules. „Jetzt mache du ihr den Hof!"

Jules hat Marguerite als Kind gekannt; die beiden Familien verbrachten den Sommer auf dem Lande, in der Nähe von Fontainebleau, und waren Nachbarn. Marguerite ist bereits fünfundzwanzig Jahre alt — aber, du lieber Gott, wie häßlich kommt sie ihm vor, als er sie wiedersieht! Gewiß, sie ist nie schön gewesen; sie war früher schwarz wie ein junger Maulwurf; aber sie ist beinahe bucklig geworden, und ein Auge ist größer als das andre. Indes ist sie das liebenswürdigste Mädchen von der Welt, sehr geistreich, wie es heißt, und in Bezug auf die Eigenschaften, die sie von einem Manne fordert, außerordentlich anspruchsvoll; sie hat die besten Partien abgewiesen, wodurch sich erklärt, warum sie bei ihrer Million so lange Mädchen geblieben ist. Als Jules sie nach der ersten Begegnung verläßt, erklärt er, daß sie ganz hübsch sei; sie kleidet sich entzückend, spricht über alles mit prächtiger Zuversicht und scheint die Frau zu sein, die einen Salon zu führen versteht, eine echte

Pariserin, der ihre Häßlichkeit einfach einen Stich von Originalität verleiht. Und dann: ein Mädchen mit zwölfmalhunderttausend Franken darf sich wirklich gestatten, häßlich zu sein.

Fortan geht die Sache glattweg. Die Verlobten sind nicht Leute, die sich bei unwichtigen Dingen aufhalten; beide wissen sehr gut, was für einen Handel sie schließen, und haben sich mit einem Lächeln verstanden. Marguerite ist in einem aristokratischen Pensionat erzogen worden; sie hatte ihre Mutter mit sieben Jahren verloren, und ihr Vater konnte nicht über ihre Erziehung wachen. So ist sie bis zu ihrem siebzehnten Jahr in der Pension geblieben, wo sie alles lernte, was ein reiches junges Mädchen können muß: Musik, Tanzen, gute Manieren, sogar ein bißchen Grammatik, Geschichte und Arithmetik. Ihre Erziehung vollzog sich jedoch vor allem in der Gesellschaft ihrer Kameradinnen, der kleinen Damen, die aus all den vornehmen Vierteln von Paris zusammenkamen. In dieser engen Welt, die das verkleinerte Abbild der ungeheuren Welt war, zwischen den vier Mauern des Gartens, in dem sie aufwuchs, lernte sie von ihrem vierzehnten Jahre ab die Süßigkeiten des Reichtums, den praktischen Geist des Jahrhunderts, die Macht der Frau, alles kennen, was unsre vorgeschrittene Zivilisation ausmacht. Wenn sie auch bei irgend einer hauswirtschaftlichen Frage schwanken mag, so unterscheidet sie mit einem Blick alle nur denkbaren Spitzen, spricht über Moden wie eine große Schneiderin, kennt die Schauspielerinnen bei ihren Taufnamen, wettet bei den Rennen und beurteilt die Pferde mit technischen Ausdrücken. Sie weiß auch noch andre Dinge — in aller Ehrbarkeit übrigens; denn sie hat seit den acht Jahren, seit sie das Pensionat verlassen hat, ein wahres Junggesellenleben geführt.

Mittlerweile schickt ihr Jules täglich einen Blumenstrauß für drei Louisdor, und wenn er sie besucht, ist er sehr galant gegen sie; aber das Gespräch schlägt rasch um: sie kehren stets zu ihrer bevorstehenden häuslichen Einrichtung zurück. Außer ein paar gebräuchlichen Komplimenten sprechen sie von nichts anderm als von Tapezierern, Wagenbauern, Lieferanten jeder Art. Marguerite hat sich endlich entschlossen, Jules' Werbung anzunehmen, denn er erscheint ihr genügend mittelmäßig, und sie hat sich im vorigen Winter bei ihrem Vater zu sehr gelangweilt. Ihr erster Liebesspaziergang besteht darin, daß sie das Palais in der Rue d'Amsterdam besichtigen. Sie findet es etwas klein, aber sie will zwei Zwischenwände abtragen und die Thüren verändern lassen. Dann erörtert sie die Farbe der Möbel, will wissen, wo ihr Schlafzimmer liegen wird, steigt sogar in die Ställe hinunter, mit denen sie zufrieden ist, und kehrt noch zweimal in das Palais zurück, um dem Architekten selbst Befehle zu erteilen. Jules ist entzückt; er hat die Frau gefunden, die er brauchte.

Acht Tage vor der Trauung sind beide Familien mürbe. Der berühmte Beaugrand und der alte Desvignes haben bereits drei Konferenzen mit den Notaren gehabt und überwachen als mißtrauische Leute, die sich über die menschliche Redlichkeit keine Illusionen machen, die geringste Klausel. Jules seinerseits giebt sich wegen der Brautgeschenke unerhörte Mühe. Gegen alle Sitte hat Marguerite ihn mit dem Lächeln eines verzogenen Kindes gebeten, selbst die Juwelen und Spitzen aussuchen zu dürfen, und so machen sie sich, bloß von einer armen Verwandten begleitet, auf, um die Kaufläden zu durchstreifen und vom Morgen bis zum Abend Diamanten und Valenciennesspitzen abzuschätzen. Sie gehen nicht wie ein naives Liebespaar mit verschlungenen Händen die Hecken entlang; vor dem Pult sitzend lächeln sie einander zu, indem sie sich mit den von den kostbaren Steinen kühl gewordenen Fingern Ringe und Brochen reichen.

Endlich ist der Ehevertrag unterzeichnet. Während der Verlesung entsteht zwischen dem berühmten Beaugrand und Desvignes noch eine letzte Diskussion; aber Jules mengt sich ein, während Marguerite mit großen, aufmerksamen Augen zuhört, völlig bereit, ihre Interessen zu verteidigen, sobald sie sie gefährdet sähe. Der Vertrag ist sehr verwickelt; er stellt die Hälfte der Mitgift zur Verfügung des Gatten und bildet aus der andern Hälfte ein unveräußerliches Gut, hinsichtlich dessen Gütergemeinschaft bestehen soll, jedoch unter der Bedingung, daß der Ehefrau eine Summe von zwölftausend Franken jährlich für ihre Toilette zugestanden werde. Der berühmte Beaugrand, der Verfasser dieses Meisterwerkes, ist entzückt, daß er seinen alten Freund Desvignes „drangekriegt" hat.

Höchstens zehn Personen werden zur standesamtlichen Trauung geladen. Der Maire ist ein Vetter Jules'; er nimmt bei der Verlesung des Code eine ernste Miene an, aber kaum hat er das Buch niedergelegt, so beeilt er sich, wieder Weltmann zu werden, macht den Damen Komplimente und besteht darauf, den Zeugen, unter denen sich zwei Senatoren, ein Minister und ein General befinden, selbst die Feder zu reichen. Marguerite hat das sakramentale „Ja" mit etwas lauter Stimme und ernster Miene ausgesprochen, denn sie kennt das Gesetz. Alle Anwesenden sind ernst, als würden sie durch ihre Gegenwart zum Abschluß eines Geschäftes verhelfen, das große Kapitalien verrückt. Jeder der Gatten hinterläßt fünfzehnhundert Franken für die Armen, und am Abend findet bei Desvignes ein Diner statt, zu dem die Zeugen geladen wurden;

bloß der Minister konnte nicht kommen, was die beiden Familien lebhaft ärgerte.

Die kirchliche Trauung findet in der Madeleinekirche statt. Drei Tage früher gingen Jules und sein Vater hin, um sich über den Preis zu einigen. Sie verlangten allen nur möglichen Luxus und machten gewisse Ziffern strittig: so und so viel für die Messe am Hauptaltar, so und so viel für die Orgel, so und so viel für die Teppiche. Es wird abgemacht, daß ein Teppich über die zwanzig Stufen, bis zum Trottoir, gelegt werden soll; desgleichen kommt man überein, daß die Orgel den Eintritt des Zuges mit einem Triumphmarsch begrüßen solle. Das kostet fünfzig Franken mehr, wird aber große Wirkung machen. Eintausend Einladungen sind ausgegeben worden. Als die Wagen in einer langen, korrekten Reihe anlangen, ist die Kirche bereits voll von Männern im Frack und Frauen in großer Toilette. Durch ein Wunder der Koketterie sieht Marguerite unter ihrem weißen Schleier und ihrem Orangenblütenkranz fast gar nicht mehr häßlich aus. Jules schwillt vor Wichtigkeit, als er sieht, daß so viele Leute sich seinetwegen in ihrer Ruhe gestört haben. Mittlerweile dröhnt die Orgel, die Sänger haben metallene Stimmen, die Zeremonie unter dem majestätischen Gewölbe dauert fast anderthalb Stunden. Alles ist sehr schön. Dann beginnt in der Sakristei ein endloses Defilee; Bekannte, geladene Gäste, selbst Unbekannte kommen zu der einen Thür herein und gehen zur andern hinaus, nachdem sie den Gatten und den Mitgliedern der beiden Familien die Hand gedrückt haben. Diese Förmlichkeit nimmt wieder mehr als eine Stunde in Anspruch. Es sind sehr viele Politiker, Advokaten, Rechtsanwälte, Großindustrielle, Künstler, Journalisten anwesend, und Jules schüttelt besonders herzlich die Hand eines kleinen, blassen jungen Mannes, mit dem er ein wenig bekannt ist, und der für ein Boulevardblatt schreibt, in dem er vielleicht eine Notiz über die Hochzeit bringen wird.

Da weder die Beaugrands noch die Desvignes einen Salon besitzen, der groß genug wäre, um darin das Mahl zu geben, wird im Hotel du Louvre gegessen und abends getanzt. Das Mahl ist mittelmäßig, der Ball im Festsaal des Hotels sehr glänzend. Um Mitternacht trägt ein Wagen die Neuvermählten nach der Rue d'Amsterdam, und sie scherzen während des ganzen Weges, inmitten des nachtschwarzen Paris, während an den Straßenecken weibliche Schatten herumstreichen. Als Jules das Brautgemach betritt, findet er Marguerite, einen Ellbogen auf das Kissen aufgestützt, ruhig seiner harrend. Sie ist ein wenig blaß, ihr Lächeln ist etwas befangen, aber das ist alles, und die Ehe vollzieht sich ganz natürlich, wie etwas längst Erwartetes.

Die Beaugrands sind seit zwei Jahren verheiratet; sie haben nicht miteinander gebrochen, aber ein halbes Jahr lang vergessen sie einander. Wenn Jules von einer neuen Laune für seine Frau ergriffen wird, muß er ihr eine ganze Woche den Hof machen, ehe er in ihr Zimmer eingelassen wird; am häufigsten geschieht es, daß er, um seine kostbare Zeit zu sparen, seine Laune anderwärts befriedigt. Er hat ja so viele Geschäfte! Er ist heute ein sehr thätiger Mann, begnügt sich nicht mehr mit seiner Kanzlei, sondern ist bei mehreren Gesellschaften und spielt sogar auf der Börse. Sein Vergnügen besteht darin, Paris mit sich zu beschäftigen, und die Zeitungen schreiben ihm geistvolle Aussprüche zu. Uebrigens schlägt er seine Frau nicht und hat trotz der Ratschläge seines Vaters noch kein Mittel gefunden, die vom Ehevertrag festgelegten sechsmalhunderttausend Franken anzugreifen.

Marguerite ist eine reizende Frau; das junge Mädchen hielt, was es versprach. Sie hat das Palais in der Rue d'Amsterdam zum Stelldichein des Luxus und der Feste gemacht, und die ganze tolle Verschwendung von Paris, die Toiletten zu tausend Thalern, die an einem Abend zu Grunde gehen, die Banknoten, die zusammengerollt werden, um damit Kerzen anzuzünden, legen darüber den Glanz außerordentlichen Reichtums. Vom Morgen bis zum Abend rollen die Equipagen durch das Thor, und in gewissen Nächten hört das Stadtviertel bis zur Morgendämmerung eine ferne Musik, die das gedämpfte Lachen der Tänzerinnen wiegt. Marguerite strahlt in ihrer Häßlichkeit; sie hat es so eingerichtet, daß sie begehrenswerter ist als eine hübsche Frau; sie ist mehr als schön, ärger als schön, wie sie selbst lachend sagt. Die zwölfmalhunderttausend Franken ihrer Mitgift flammen wie ein Strohfeuer auf, und wäre sie nicht so intelligent, so würde sie ihren Mann in weniger als einem Jahr zu Grunde richten. Man weiß, daß sie für ihre Toilette bloß tausend Franken monatlich zur Verfügung hat; aber niemand ist so geschmacklos, sich zu wundern, wenn man sieht, daß sie in einem Monat ausgiebt, was sie ein ganzes Jahr bezieht. Jules ist entzückt, denn keine andre Frau würde sein Haus auf diesem Fuß erhalten haben, und er ist ihr für alles, was sie thut, um den Kreis ihrer Beziehungen zu erweitern, aufrichtig dankbar. Im Augenblick benimmt sich Marguerite sehr töchterlich gegen einen der Senatoren, die bei ihrer Hochzeit Zeugen waren, läßt sich hinter der Thür auf die Schulter küssen und in Pastillenschächtelchen Rentenscheine schenken.

III.

Luise Bodin hat ihr dreißigstes Lebensjahr überschritten. Sie ist eine große, weder schöne noch

häßliche Person, mit einem flachen Gesicht und Wangen, die das Cölibat kupfrig zu machen beginnt. Ihr Vater ist ein kleiner Krämer in der Rue Saint-Jacques, der dort seit mehr als zwanzig Jahren in einem dunkeln Laden etabliert ist und noch nicht mehr als zehntausend Franken beiseite legen konnte; zu diesem Behufe durfte er höchstens zweimal die Woche Fleisch essen, mußte drei Jahre dieselben Kleider tragen und im Winter die Schippen Kohle zählen, die in den Ofen geworfen wurden. Seit zwanzig Jahren steht Luise hinter dem Ladentisch und sieht nichts andres als die Fiaker, die die Fußgänger bespritzen. Zweimal war sie auf dem Lande, einmal in Vincennes, das andre Mal in St. Denis. Wenn sie sich unter die Thüre stellt, bemerkt sie am unteren Ende der Straße die Brücke, unter der der Fluß fließt. Uebrigens ist sie ein anständiges Mädchen und wuchs in der Achtung vor den Nähnadeln für einen Sou und dem Zwirn für zwei Sous auf, die sie an die Arbeiterfrauen des Viertels verkauft. Ihre Mutter schickte sie in ein kleines Pensionat in der Nachbarschaft, nahm sie aber mit zwölf Jahren wieder heraus, um kein Ladenmädchen nehmen zu müssen. Luise kann lesen und schreiben, ohne in der Orthographie beschlagen zu sein; am besten kennt sie die vier Spezies, und so, wie sie sie mit ihrer gemessenen Stimme hersagt, ist sie für das Geschäft gelehrt genug.

Indes hat ihr Vater erklärt, daß er ihr zweitausend Franken Mitgift geben wolle. Dieses Versprechen verbreitete sich im Stadtviertel, und alle Welt weiß, daß Fräulein Bodin zweitausend Franken mitbekommen wird. An Partien hat es daher nicht gefehlt, aber Luise ist ein vernünftiges Mädchen; sie sagt sehr bestimmt, daß sie nie einen Mann heiraten werde, der nichts habe. Man thut sich nicht zusammen, um die Arme zu verschränken und einander anzusehen. Es können Kinder kommen, und dann, wenn man alt wird, ist man recht froh, ein Stück Brot zu haben. Sie will also einen Gatten, der mindestens so wie sie zweitausend Franken besitzt. Dann können sie einen kleinen Laden mieten und ehrlich ihren Lebensunterhalt verdienen. Allein wenn auch Gatten mit zweitausend Franken nicht selten sind, so fordern sie gewöhnlich Frauen, die das Doppelte oder Dreifache besitzen. Aus diesem Grunde ist Luise auf dem Wege, eine alte Jungfer zu werden. Sie ist den Taugenichtsen, den Männern, die sich in der Hoffnung, ihre Mitgift zu verschlingen, um sie drehten, aus dem Wege gegangen und will ja gern ihres Geldes wegen geheiratet werden, da das Geld eigentlich alles im Leben ist — allein sie gedenkt einen Gatten zu finden, der ebenfalls das Geld achtet.

Endlich erzählt man der Familie Bodin von einem sehr braven jungen Mann von vortrefflichen Sitten, einem Uhrenarbeiter, der mit seiner Mutter, die von einer kleinen Rente lebt, in der Nachbarschaft wohnt. Frau Meunier hat durch Wunder der Sparsamkeit die Summe von fünfzehnhundert Franken beiseite gelegt, um ihrem Sohne das Heiraten zu erleichtern. Alexander Meunier, ein Jahr jünger als Luise, ist sehr schüchtern, sehr geeignet; aber Luise sagt, als sie von den fünfzehnhundert Franken hört, rund heraus, daß es nutzlos sei, die Sache weiter zu betreiben: sie will zweitausend Franken haben, sie hat alles berechnet. Mittlerweile treten die beiden Familien in Beziehungen zu einander; Frau Meunier kommt selbst dahin, eine günstige Heirat für ihren Sohn zu wünschen, und als sie hört, was für eine Summe Luise verlangt, billigt sie diesen weisen Entschluß des jungen Mädchens und verspricht, die zweitausend Franken in anderthalb Jahren komplett zu machen. Von da ab ist alles abgemacht. Die Familien leben auf eng vertraulichem Fuß miteinander, die Kinder, Alexander und Luise, warten ruhig, indem sie sich freundschaftlich die Hände schütteln. Jeden Abend kommt man zusammen, und dann sitzen sie hinterm Laden, zu beiden Seiten des Tisches, ohne Erröten, ohne Ungeduld, sprechen über die Nachbarn, das Glück der einen, die schlechte Aufführung oder das Pech der andern. In den anderthalb Jahren wechseln sie kein Liebeswort miteinander. Luise hält Alexander für sehr ehrenhaft, aber vielleicht ein wenig charakterschwach; denn sie hat gehört, wie er eines Tages sagte, daß er nicht wage, zehn Franken zurückzufordern, die er vor sechs Wochen einem Freunde geliehen hatte. Alexander erklärt, daß Luise fürs Geschäft geboren ist, was in seinem Munde ein großes Kompliment bedeutet.

Zum bestimmten Tage, wie bei einem Wechsel, hat Frau Meunier die zweitausend Franken beisammen. Seit anderthalb Jahren entzieht sie sich den Kaffee und knappt die Sous vom Essen, der Beleuchtung und Beheizung ab. Der Termin der Hochzeit wird nun auf drei Monate später festgesetzt, damit man Zeit zu den Vorbereitungen hat. Es wird beschlossen, daß Alexander sich in einem kleinen Laden, der in derselben Rue Saint-Jacques entdeckt ward, als Uhrmacher etablieren soll. Es ist der Laden einer Obsthändlerin, deren Geschäft schlecht ging, und vor allem handelt es sich darum, ihn in Stand zu setzen. Man begnügt sich schließlich damit, den Plafond zu weißen und die Malerei zu tünchen, denn der Maler würde für das Neumalen des Ganzen zweihundert Franken verlangen. Was die Waren betrifft, so werden sie zuerst aus einigen gewöhnlichen Schmucksachen und einigen Occasionsuhren bestehen. Alexander wird damit anfangen, die Uhren im Stadtviertel zu reparieren, und nach

und nach, wenn sie bekannt geworden sind, werden sie mit großer Ordnung dahin kommen, den schönsten und reichhaltigsten Laden in der Straße zu haben. Wenn alles berechnet, der Laden bereit, die Herrichtungskosten bezahlt sein werden, bleiben ihnen dreitausend Franken, mit denen sie vorteilhafte Einkäufe abwarten können. Diese Anordnungen beschäftigen sie bis zum Vorabend der Hochzeit.

Als man vom Ehevertrag spricht, zuckt Luise die Achseln, und Alexander beginnt zu lachen. Ein Ehevertrag kostet mindestens zweihundert Franken. Sie werden alles zusammenthun und dann alles miteinander teilen: das ist doch viel natürlicher. Indes sind sie entschlossen, alles zu thun, so wie es sich ziemt. Außer dem Trauring, einem Trauring für fünfzehn Franken, schenkt Alexander Luise eine Uhrkette, und die Hochzeit soll in einem Restaurant in der Bannmeile, in St. Mandé, beim „Blumenkorb“, stattfinden; die Familie Bodin erklärt, die Kosten des Mahles tragen zu wollen.

Die Hochzeit wird auf einen Sonnabend festgesetzt, weil man derart den ganzen Sonntag zum Ausruhen hat. Die Hochzeitsgesellschaft besteht aus fünf Wagen, die für den ganzen Tag gemietet wurden. Alexander hat sich einen Ueberrock und ein schwarzes Beinkleid machen lassen, Luise ihr weißes Kleid selbst angefertigt und eine Tante ihr Kranz und Strauß aus Orangenblüten geschenkt. Uebrigens haben sich alle Gäste — beinahe zwanzig Personen — in Unkosten für die Toilette gestürzt: die Damen tragen rosa, grüne und gelbe Seidenkleider, die Herren Ueberröcke, ein ehemaliger Möbelhändler sogar einen Frack. Vor allem drehen sich die Vorübergehenden nach den Brautjungfern um, zwei großen, blonden Mädchen in weißen Musselinkleidern, mit breiten, blauen Gürteln um den Leib. Um elf Uhr Vormittag setzt sich der Zug in Bewegung und begiebt sich nach der Mairie, wo die Hochzeitsgesellschaft den Trauungssaal überflutet. Der Maire läßt beinahe drei Viertelstunden auf sich warten. Es ist ein dicker Mann mit einer gelangweilten Miene, der die Gesetzesartikel rasch abfertigt, indem er fortwährend die Uhr ihm gegenüber anblickt; wahrscheinlich hat er irgend eine geschäftliche Zusammenkunft. Frau Bodin und Frau Meunier weinen sehr viel. Die Brautleute sprechen das „Ja“ aus, indem sie dem Maire eine höfliche Verbeugung machen. Mittlerweile erlaubt sich der ehemalige Möbelhändler Witze, die die Herren zum Lachen bringen. Dann besteigt die Hochzeitsgesellschaft wieder die Wagen, fährt über den Platz und steigt vor der Kirche wieder aus. Tags zuvor waren Alexander und Herr Bodin dort, um die Zeremonie zu regeln, und nahmen das Allereinfachste, denn es ist nicht nötig, die Pfaffen fett zu machen; Herr Bodin, der ein Freidenker ist, wollte sogar nicht, daß man in die Kirche gehe, und gab nur der Konvenienz wegen nach. Der Priester liest rasch die Messe, eine stille Messe am Altar der Jungfrau Maria; die Anwesenden erheben sich und lassen sich nieder, wenn der Kirchendiener ihnen ein Zeichen macht; bloß die Frauen haben Meßbücher, in denen sie nicht lesen. Die Brautleute sind ernst und sehen gelangweilt und zerstreut aus, als dächten sie an nichts. Als die Hochzeitsgesellschaft endlich die Kirche verläßt, stößt alles einen Seufzer der Erleichterung aus. Es ist also vorüber; nun wird man ein bißchen lachen können!

Gegen zwei Uhr langen die Wagen in St. Mandé an. Das Diner soll erst um sechs Uhr stattfinden; man fährt also bis zum Wald von Vincennes, und drei Stunden lang spaziert alles wie am Sonntag inmitten der Bäume umher; die Brautjungfern laufen wie Schulmädchen herum, die Damen suchen den Schatten auf, die Herren zünden sich Zigarren an. Da die ganze Hochzeitsgesellschaft vor Müdigkeit umfällt, läßt man sich schließlich inmitten einer Lichtung nieder und bleibt dort sitzen, um den Trompeten der nahen Festung, den scharfen Pfiffen der vorüberfahrenden Lokomotiven, dem fernen Grollen des am Horizont sichtbaren Paris zuzuhören.

Mittlerweile naht die Stunde des Diners, und man kehrt ins Restaurant zurück. Der Tisch ist in einem großen, gleich einem Kaffeehaus von zehn Gasbrennern erhellten Saal gedeckt; an den zwei Enden der Tafel stehen zwei große, künstliche Sträuße, deren Blumen vom häufigen Gebrauch verblaßt sind. Das Essen wird nun aufgetragen, während die Löffel in den Suppentellern klappern, und allmählich erhitzen sich die Gäste, scherzen von einem Ende der Tafel zum andern hinüber. Der lustigste Augenblick des Abends ist der, als ein junger Mann, ein Modewarencommis, unter den Tisch schlüpft und das Strumpfband der Braut, eine Flut von Bändern, losknüpft, dessen Endchen die Herren unter sich verteilen, um damit das Knopfloch zu schmücken. Luise wollte, daß man ihr diesen klassischen Scherz erspare; allein ihr Vater gab ihr zu verstehen, daß dies die Gesellschaft betrüben würde, und so fügte sie sich mit ihrem gewöhnlichen, gesunden Menschenverstand in diese Sitte. Alexander lacht sehr laut und überfließt vor Freude, der Freude eines braven Jungen, der sich nicht oft amüsiert. Das Strumpfband hat übrigens sehr gewagte Scherze hervorgerufen, und wenn einer gar zu arg ist, verstecken die Damen das Gesicht hinter der Serviette, um nach Herzenslust lachen zu können.

Es ist neun Uhr. Die Kellner bitten die Hochzeitsgesellschaft, einen Augenblick in ein Nebenzimmer zu treten, entfernen indes rasch den Tisch, und der

große Speisesaal ist in einen Tanzsaal verwandelt. Zwei Violinen, ein Waldhorn, eine Klarinette und ein Kontrabaß werden auf einer Estrade installiert, der Ball beginnt, und die von den blauen Gürtelschleifen gepeitschten Kleider der Brautjungfern flattern die ganze Nacht inmitten der schwarzen Ueberröcke von einem Saalende zum andern. Es ist sehr heiß; die Damen öffnen die Fenster und atmen die frische Luft von draußen ein. Auf Servierbrettern werden Gläser Johannisbeersirup herumgereicht. Gegen zwei Uhr sucht man überall die Braut; allein sie ist verschwunden, mit ihrer Mutter und dem Gatten nach Paris zurückgefahren, während Herr Bodin zurückgeblieben ist, um die Familie zu vertreten und die gute Laune der Gäste aufrechtzuerhalten. Denn bis Tagesanbruch muß getanzt werden.

In der Rue Saint-Jacques angelangt, machen sich Frau Bodin und zwei andre Damen an die Nachttoilette der Braut. Sie bringen sie zu Bette und fangen dann alle drei zu weinen an, worauf Luise, die das verdrießt, sie wegschickt, nachdem sie selbst ihnen Mut hat zusprechen müssen. Sie ist sehr ruhig, bloß müde, hat große Lust zu schlafen, und in der That, als der eingeschüchterte Alexander sein Erscheinen allzu sehr verzögert, schläft sie schließlich auf ihrem Platze hinten im Bette ein. Alexander kommt jedoch auf den Fußspitzen herein. Er bleibt stehen, betrachtet die Schlafende einen Augenblick erleichtert, dann entkleidet er sich mit größter Vorsicht und schlüpft, jede Erschütterung des Bettes vermeidend, unter die Decke. Er küßt sie nicht einmal; das hat bis morgen früh Zeit — sie haben ja Zeit genug, da sie fürs Leben verbunden sind.

Und so führen sie ein sehr glückliches Leben. Sie haben das Glück, keine Kinder zu bekommen — Kinder würden sie stören. Ihr Geschäft gedeiht, der kleine Laden wächst, die Auslagefenster füllen sich mit Schmucksachen und Uhren. Luise ist der Chef des Hauses. Sie steht stundenlang am Ladentisch, lächelt die Kunden an, giebt außer Mode gekommene Schmucksachen als Fabrikate von gestern aus und sieht des Abends, eine Feder hinter dem Ohr, die Rechnungen durch; sehr oft auch bringt sie der Bestellungen wegen die Tage mit Laufereien durch alle vier Winkel von Paris zu. Ihr ganzes Leben verläuft in der beständigen Sorge um das Geschäft; das Weib verschwindet; nichts bleibt übrig als ein thätiger, schlauer, geschlechtsloser Commis, der die fixe Idee hat, sich mit fünf- bis sechstausend Franken zurückzuziehen, um sie in Suresnes in einer Villa von der Form eines Schweizer Schlößchens zu verzehren. Alexander ist daher vollständig ruhig und legt ein blindes Vertrauen in seine Frau an den Tag. Er beschäftigt sich bloß mit den Uhrmacherarbeiten, der Reparatur der Taschen- und Wanduhren, und es ist, als sei das Haus selbst eine große Uhr, deren Pendel diese beiden für immer geregelt haben. Sie werden nie wissen, ob sie einander geliebt haben; aber sie wissen bestimmt, daß sie ehrliche, auf Geld erpichte Compagnons sind, die weiter miteinander schlafen, um ein doppeltes Waschen der Bettwäsche zu ersparen.

IV.

Valentin ist ein großer, starker Bursch von fünfundzwanzig Jahren, seines Zeichens Tischler. Er ward im richtigen Faubourg Saint-Antoine geboren, und sein Vater wie sein Großvater waren Tischler. Inmitten von Hobelspänen wuchs er auf und spielte auf dem Trottoir des Bastilleplatzes, rings um die Julisäule, bis zu seinem zehnten Jahr mit Klötzchen. Jetzt schläft er in der Rue de la Roquette, in einem ärmlichen Logierhaus, wo er für zehn Franken monatlich ein Loch unterm Dach hat, gerade Platz genug für ein Bett und einen Stuhl; dabei muß er sich noch, um ins Bett zu steigen, bücken, wenn er sich nicht den Kopf an der Zimmerdecke zerhauen will. Uebrigens scherzt er selbst darüber. Er hält in seinen Gemächern keine Empfänge ab, kommt um zehn Uhr heim, um sich schlafen zu legen, und schüttelt Winter und Sommer um fünf Uhr morgens seine Flöhe aus. Nur wenn er eine Bekanntschaft macht, sagt er, daß ihn das ärgert, denn er wagt nicht, Damen in sein Zimmer zu führen. Es ist so klein, daß, wenn zwei darin schliefen, der eine sicherlich seine Beine auf der Treppe lassen würde.

Ein braver Teufel, der Valentin! Er arbeitet fleißig, weil er noch jung ist und an der Arbeit Freude hat; dabei ist er kein Trinker, kein Spieler, vielleicht nur ein bißchen Schürzenjäger. Die Weiber, das ist sein größter Fehler! Wenn er des Morgens seinen Hobel schlapp zieht, necken ihn die Kameraden und rufen ihm zu, daß er Fräulein Lise getroffen hätte. Eine alte Flamme Valentins hieß nämlich Lise, und er pflegte an Tagen, da ihn die Faulheit packte, zu sagen: „Sakrament, es geht nicht; ich hab' gestern Lise getroffen!“ In den Tanzschenken des Faubourg nennt man ihn den schönen Tischler. Er hat einen dicken, lustigen Kopf mit krausem Haar, und wenn er tanzt, schiebt er sich manchmal die Aermel seiner Bluse hinauf — der Bequemlichkeit wegen, sagt er; in Wirklichkeit aber, um seine starken Arme zu zeigen, die weiß sind wie Frauenarme. Seine Eroberungen sind daher auch bekannt. Er hat die schönsten Mädchen gehabt, die große Nana, die kleine Augustine, die dicke Adele, die nur ein Auge hat, bis zur Bordelaise, einer Broschiererin, um derentwillen sich zwei Soldaten umgebracht haben. Jeden Abend macht er die Runde durch die Ballsäle und wirft einen Blick

dahin, einen Blick dorthin, bloß um zu sehen, ob nicht in den Winkeln Mädchen sitzen, die er kennt.

Eines Abends, als er in den „Floragarten", eine Schenke in der Rue de la Charonne, tritt, erblickt er Clémence, eine sechzehnjährige Blumenmacherin, und ihr schönes blondes Haar kommt ihm wie eine Sonne vor, die im Saale brennt. Auf der Stelle ist er toll, und während des ganzen Abends spielt er den Liebenswürdigen, tanzt mit der Kleinen, zahlt ihr einen Vin à la française. Als Clémence dann gegen elf Uhr heimgeht, begleitet er sie und will natürlich zu ihr hinaufgehen; aber sie weist ihn in bestimmtem Ton ab. Sie bringt gern einen Abend beim Tanz zu, aber weiter geht es nicht. Und sie macht ihm die Thür vor der Nase zu. Am nächsten Tag zieht er Erkundigungen ein. Clémence hat bereits einen Liebhaber gehabt, der sie sitzen ließ, indem er ihr zwei Zinstermine auf dem Halse ließ. Da hat sie geschworen, sich an dem ersten Manne zu rächen, der so dumm wäre, sich in sie zu verlieben.

Indes paßt Valentin während der nächsten Tage sie auf der Straße ab, wagt es, in ihre Wohnung hinaufzugehen, um ihr guten Morgen zu wünschen, verfolgt sie überall.

„Nun, wie steht's, auf Wiedersehen heut abend?" ruft er ihr lachend zu.

„Nein, nein, auf Wiedersehen morgen," antwortet sie jedoch mit fröhlicher Stimme.

Jeden Sonntag trifft er sie im „Floragarten". Da sitzt sie neben der Musikkapelle, nimmt sehr gern den Vin à la française an, tanzt mit ihm, aber sowie er sie küssen will, versetzt sie ihm einen Klaps, und wenn er davon spricht, daß sie sich zusammenthun sollten, antwortet sie mit sehr vernünftiger Miene, daß er unrecht habe, sich das in den Kopf zu setzen, daß sie nicht will, weil sie keine Lust dazu habe. So scherzen sie sechs Wochen lang und lachen dabei unaufhörlich.

Zu Ende des zweiten Monats wird Valentin traurig. Er kann des Nachts in seinem Loch unterm Dach nicht mehr schlafen; er erstickt darin. Wenn er mit weit offenen Augen daliegt, erblickt er im Dunkeln das weiße Gesicht Clémencens, deren blondes Haar mit seinem Sonnengefunkel leuchtet. Da packt ihn das Fieber, bis Tagesanbruch wälzt er sich wie auf Kohlen herum, und am nächsten Morgen kann er in der Werkstätte nichts thun, starrt ins Leere, und die Werkzeuge fallen ihm aus der Hand. „Du hast also Fräulein Lise getroffen?" rufen ihm die Kameraden zu. Ach nein, er hat Fräulein Lise nicht getroffen! Dreimal war er bei Clémence, fiel vor ihr auf die Kniee und flehte sie an, ihm gut zu sein; aber sie sagte nein, immer nein, so daß er wie ein Narr auf der Straße weinte. Er träumt davon, vor ihrer Thür, auf dem Flur zu schlafen; denn es kommt ihm vor, daß ihm dort besser werden wird, wenn er durch die Ritzen der Thür ihren leichten Atem hören könnte. Die Sehnsucht nach diesem kleinen Mädchen, dem er wie einem Huhn den Hals mit zwei Fingern umdrehen könnte, läßt ihn nicht essen und nicht trinken.

Endlich geht er eines Abends zu Clémence in die Wohnung und erbietet sich unvermittelt, sie zu heiraten. Sie ist betroffen, willigt jedoch rasch ein; sie selbst liebt ihn ja von ganzem Herzen — sie hat bloß gar so geweint, als der Erste sie verließ. Sobald es sich darum handelt, sich für immer zusammenzuthun, ist es ihr sehr recht.

Am nächsten Tage begeben sie sich auf die Mairie, um sich zu erkundigen. Die Länge der Förmlichkeiten macht sie bestürzt: Clémence weiß nicht, wo der Totenschein ihres Vaters zu finden ist, Valentin läuft von Amt zu Amt, um das Dokument zu erlangen, das seine Befreiung vom Militärdienst bescheinigt. Sie treffen einander jetzt jeden Tag, gehen auf den Wällen spazieren und schmausen miteinander auf den vorstädtischen Festen. Abends, wenn sie durch die langen Straßen der Vorstädte heimgehen, sprechen sie nichts, sondern drücken einander leise den Arm. Eine Freude schwellt ihr Herz, von der sie nicht zu reden wissen. Einmal singt Clémence ihrem Valentin eine Romanze vor, in der eine Dame auf einem Balkon und ein Prinz vorkommen, der sie aufs Haar küßt; Valentin findet das so schön, daß ihm die Augen feucht werden.

Die Förmlichkeiten sind erfüllt, die Trauung ist auf einen Sonnabend festgesetzt worden. Es soll eine ganz stille Hochzeit werden. Valentin erkundigt sich in der Kirche, allein da der Priester sechs Franken von ihm verlangt, antwortet er, daß er seine Messe nicht brauche, und Clémence ruft, daß die Hochzeit auf der Mairie die einzig richtige sei. Zuerst wollen sie gar keine Hochzeitsfeier veranstalten, aber dann stellen sie, damit es nicht aussehe, als versteckten sie sich, bei einem Weinhändler auf der Place du Trône ein Picknick zu hundert Sous pro Kopf, zusammen achtzehn Personen. Clémence soll drei verheiratete Freundinnen mitbringen; Valentin hat eine ganze Bande von Schreinern und Kunsttischlern mit ihren Damen angeworben. Die Zusammenkunft beim Weinhändler soll um zwei Uhr stattfinden, denn es wird geplant, vor dem Mittagessen noch einen Spaziergang zu machen.

Auf der Mairie erscheinen Valentin und Clémence bloß in Begleitung ihrer Zeugen. Valentin hat seinen Ueberrock von Fettflecken reinigen lassen, Clémence die drei letzten Nächte damit zugebracht, sich ein altes, blaues Kleid herzurichten, das eine Freundin, die größer ist als sie, ihr für zehn Franken

verkauft hat. Sie trägt einen mit roten Blumen geputzten Hut und ist mit ihrem weißen Kindergesichtchen, unter ihren losen, blonden Löckchen so hübsch, daß der Maire sie väterlich anlächelt. Als die Reihe des „Ja" an sie kommt, fühlt sie, daß Valentin ihr einen Stoß mit dem Ellbogen giebt, und fängt zu lachen an. Der ganze Saal, bis zu den Amtsdienern, lacht mit; etwas wie ein Hauch von Jugend streift durch die vergilbten Blätter des Gesetzbuchs. Dann, als unterschrieben werden soll, lassen die Zeugen es sich angelegen sein; Valentin zeichnet ein Kreuz, da er nicht schreiben kann, Clémence macht einen dicken Tintenklecks. Beim Einsammeln für die Armen spendet ein jeder zwei Sous; bloß die Braut giebt, nachdem sie lange ihre Taschen durchsucht hat, schließlich zehn Sous.

Um zwei Uhr findet sich die Gesellschaft bei dem Weinhändler auf der Place du Trône ein. Von dort macht man sich auf den Weg, wandert auf die Festungswerke und geht gerade vor sich hin; dann veranstalten die Männer eine Partie Blindekuh im Graben. Wenn einer der Tischler eine Dame erwischt, hält er sie einen Augenblick fest und kneift sie in die Hüften; die Dame stößt leise Schreie aus, sagt, das sei verboten: gekniffen dürfe nicht werden. Die ganze Gesellschaft lacht laut und stört diesen einsamen Winkel durch einen solchen Lärm, daß die erschreckten Spatzen von den Bäumen längs des Rundenganges auffliegen. Beim Rückweg müssen drei Kinder von ihren Vätern Huckepack getragen werden, da sie nicht mehr laufen können.

Das hindert niemand, abends beim Diner wütend dreinzuhauen. Ein jeder will für seine hundert Sous essen. Man zahlt ja dafür; da kann man doch den Teller rein essen, nicht wahr? Man muß nur sehen, mit welcher Sorgfalt die Knochen geputzt werden; nichts darf in die Küche zurück. Valentin, den die Kameraden zum Spaß betrunken machen wollen, giebt auf sein Glas acht, aber Clémence, die gewöhnlich keinen puren Wein trinkt, ist sehr rot im Gesicht, spricht wie eine Elster und stößt Schreie aus wie ein Vogel. Alles ist sehr lustig, alles geht sehr gut von statten. Beim Nachtisch fängt das Singen an; ein jeder sagt sein Lied auf, und drei Stunden lang herrscht ein unaufhörliches Gegirre von Couplets. Der eine singt eine Romanze, eine Geschichte, in der Venedig und Gondeln vorkommen; die Spezialität eines andern sind komische Liedchen, und er erzählt die Missethaten des billigen Weines, indem er beim Refrain einen Trunkenen nachahmt; ein dritter stimmt ein schmutziges Scherzlied an, das die Damen unter lautem Gelächter begleiten, indem sie mit den Messerklingen auf die Gläser schlagen. Als es jedoch ans Zahlen geht, giebt es Aerger. Der Weinhändler rechnet Zugaben auf. Wie, Zugaben? Hundert Sous war abgemacht; bei hundert Sous bleibt's, mehr nicht! Als aber der Weinhändler droht, die Polizisten zu rufen, nimmt die Sache eine böse Wendung; Faustschläge werden gewechselt, und ein Teil der Hochzeitsgesellschaft muß die Nacht auf der Wache zubringen. Die Brautleute sind zum Glück klug genug gewesen, gleich zu Beginn des Streites zu entschlüpfen.

Es ist vier Uhr morgens, als Valentin und Clémence in das Zimmer der letzteren zurückkehren. Sie haben sich entschlossen, es bis zum nächsten Termin zu behalten. Bei leichtem, kaltem Wind, den sie nicht spüren, so rasch schreiten sie aus, sind sie zu Fuß durch den ganzen Faubourg Saint-Antoine gegangen, und kaum hat sich die Thür geschlossen, so nimmt Valentin Clémence in seine Arme und bedeckt mit einer ungestümen Leidenschaft, die sie zum Lachen bringt, ihr Gesicht mit Küssen. Sie hängt sich an seinen Hals und küßt ihn ebenfalls aus aller Macht, um ihm zu beweisen, daß sie ihn liebt. Das Bett ist nicht einmal gemacht; sie hat sich am Morgen so geeilt, daß sie bloß die Decke darüber breitete. Er hilft ihr, die Matratze umkehren. Als sie sich niederlegen, geht die Sonne auf. Der Zeisig Clémencens, dessen Bauer beim Fenster hängt, zwitschert sehr süß, und es ist, als ob in dem armseligen Zimmer hinter den verblichenen Bettvorhängen Amor mit den Flügeln rausche.

Alles wohl berechnet sind Valentin und Clémence mit dreiundzwanzig Sous in die Ehe getreten. Am Montag kehrt ein jeder von ihnen ruhig an seine Arbeit zurück, und die Tage verstreichen, das Leben geht vorüber. Mit dreißig Jahren ist Clémence häßlich; ihr blondes Haar ist schmutziggelb geworden, und die drei Kinder, die sie selbst genährt hat, haben sie entstellt. Valentin hat sich ans Trinken gewöhnt, sein Atem ist übelriechend, seine schönen Arme sind vom Hobeln hart und mager geworden. An Löhnungstagen, wenn der Tischler betrunken, mit leeren Taschen heimkommt, prügelt sich das Ehepaar, während die Kinder heulen. Nach und nach gewöhnt sich die Frau daran, den Mann beim Weinhändler abzuholen, und schließlich setzt sie sich mit an den Tisch, um inmitten des Pfeifenrauchens ihr Teil an den Litern Wein zu haben. Aber sie liebt ihren Mann trotz alledem, entschuldigt ihn, wenn er ihr eine Ohrfeige versetzt, bleibt im übrigen eine ehrbare Frau; man kann ihr nicht vorwerfen, daß sie es wie gewisse Geschöpfe mit dem ersten besten hält, und in diesem Leben voll Streit und Elend, in dieser schmutzigen Behausung, in der es oft kein Feuer und kein Brot giebt, in dem langsamen Verfall der Wirtschaft giebt es bis zum Tode Nächte, da hinter den zerlumpten Bettvorhängen Amor schmeichelnd mit den Flügeln rauscht.

Sir Williams Frau.

Von

W. E. Norris.

Aus dem Englischen übersetzt von Marie v. Schmid.

Der geräumige Krankensaal sah strahlend, frisch und heiter aus an jenem sonnigen Junimorgen, und Schwester Luise, die flink die Reihen hinabschritt und den Inhabern der eisernen Bettstellen rechts und links ein Lächeln zuwarf, worauf viele von ihnen den müden Kopf erhoben und zurücklächelten, sah gleichfalls strahlend, frisch und heiter aus. Sie hatte allen Grund, heiter auszusehen, da der heutige Tag, nach welchem sie sich leidenschaftlich gesehnt, sie in faltenreicher, schwarzer Tracht sah, die sich scharf von der weißen Wand abhob, und der Hospitaldienst, welchen die Satzungen ihrer Religionsgesellschaft verlangten, sein Ende erreicht hatte. Nichtsdestoweniger empfand sie einiges Bedauern.

„Es ist seltsam!" sagte sie zu sich. „Ich wußte, ich würde dies Leben hassen, und in mancher Hinsicht habe ich es gehaßt; doch jetzt thut es mir fast leid zu gehen. Ich glaube, man gewöhnt sich schließlich an alles und jedes."

Ohne Zweifel thut man das, und an solchen Erfahrungen ist gar nichts Seltsames; aber der armen Schwester Luise, die eine kleine Alltagsnatur war, muß man es verzeihen, wenn sie Alltagsreflexionen macht und diese für Entdeckungen hält. Als das einzige Kind eines verwitweten Landpfarrers, der nun auch gestorben war und sie ohne genügendes Auskommen zurückgelassen hatte, hatte sie sich einer Schwesterschaft für Krankenpflege angeschlossen, — nicht, weil sie den Beruf dazu fühlte, sondern weil mit einem Einkommen von insgesamt fünfzig Pfund Leib und Seele nicht zusammengehalten werden können, und weil der Himmel ihr ein Gesicht, das ein Vermögen aufgewogen hätte, versagt hatte. In der Folge war ihr offenes, freundliches Gesichtchen oft von Thränen entstellt worden, während das nervöse, empfindliche Temperament seiner Besitzerin mehr als einmal an die Grenze des Zusammenbruchs gebracht worden war; denn, fürwahr, die Pflege Kranker und Verletzter ist keine so hübsche Beschäftigung, wie sie Fernstehenden erscheinen mag, und diejenigen, welche sie übernehmen, müssen gewöhnlich ein ziemlich ernstes und hartes Noviziat durchmachen. Aber zu dieser Zeit war Schwester Luise mit sich und ihrem Berufe zufriedener, als sie jemals erwartet hatte. Sie hatte gelernt, Wunden mit einer Zartheit und Gewandtheit zu verbinden, welche ihr einige Worte vorsichtigen Lobes eingebracht hatten; sie hatte gelernt, ihre Patienten zu lieben; vor allem aber hatte sie gelernt, sich deren Gegenliebe zu erwerben.

So würde sie jetzt gern ihnen allen Lebewohl gesagt und eine schnelle Genesung gewünscht haben, wenn Zeit dazu gewesen wäre; aber es war keine Zeit; denn Sir William Savill konnte jeden Augenblick erscheinen, und unter den Dingen, wovor schaudernd in Schrecken und Bestürzung zurückzuweichen dieses junge Mädchen verlernt hatte, war sicherlich nicht der Anblick des berühmten und gefürchteten Wundarztes. Zudem war sie sich wohl bewußt, daß auch ihr Anblick in dieser Nonnentracht Sir William nicht angenehm sein würde. Er hatte sich der Neuerung stark widersetzt, durch welche Glieder ihrer Religionsgesellschaft im Hospitale Fuß gefaßt hatten. Er war in religiösen Dingen ein notorischer Skeptiker, und man sagte, ein schwarzes Gewand bringe auf sein Temperament dieselbe Wirkung hervor wie ein rotes Tuch auf dasjenige eines Stieres. Als Operateur hatte er keinen Rivalen in England; aber er hatte den Ruf, grausam zu sein, und allerdings war seine Art und Weise rauh und roh, beinahe brutal. Schwester Luise floh wie ein erschrecktes Kaninchen bei dem Ton seines sich nähernden schweren Trittes; sie würde sich auch jetzt, als jener Ton ihr Ohr erreicht hatte, geflüchtet haben; nur gab es nirgends ein Loch, in welches sie sich hätte unterducken können. Daher trat sie klopfenden Herzens zur Seite, um das Ungeheuer vorbeizulassen.

Wenn er kein Ungeheuer war von Charakter, in physischer Beziehung war er es jedenfalls. In seiner stattlichen Größe von sechs Fuß drei Zoll, mit breiter Brust, struppigem Haar und grauem Bart, trat er in den Saal, gefolgt von dem Assistenten, der den Instrumentenkasten trug, und von einer Wärterin in Hospitalkleidung, nicht in der Tracht, welche die

zitternde Schwester Luise schmückte. Die letztere zog zu ihrem Schrecken seine Aufmerksamkeit auf sich, trotz aller Anstrengungen, die sie machte, sehr klein auszusehen. Er stand vor ihr still, richtete seine grimmigen Augen auf sie und fragte schroff:

„Wer sind Sie?"

„Schwester Luise, Sir William," antwortete sie sanft.

„Schwester — was? Das ist kein englischer Name und kein englischer Titel. Warum, zum Teufel, können Sie sich nicht Pflegerin Johanna nennen? Nicht daß es darauf ankäme, wie Sie sich nennen, solange Sie thun können, was von Ihnen verlangt wird. Schon einmal bei einer Operation assistiert?"

„Ich habe eine oder zwei gesehen, Sir William," antwortete Schwester Luise, und ihr sank das Herz; denn sie wußte, was kommen würde, und, um die Wahrheit zu sagen, sie war nicht ganz abgehärtet der „Schreckenskammer" gegenüber, wie sie den Operationssaal im stillen nannte.

Der große Mann hielt eine kurze Beratung mit seinem Kollegen ab und sagte dann: „Gut, Sie werden jetzt bei einer schwierigen Operation zu assistieren haben. Wir haben Mangel an Hilfskräften und müssen nehmen, was wir kriegen können."

Er legte ihr seine ungeheure Hand auf die Schulter und fügte mit etwas weniger herausfordernder, doch noch genügend strenger Betonung hinzu:

„Nun, mein gutes Mädchen, machen Sie, bitte, keinen Unsinn. Thun Sie genau, was Ihnen gesagt wird — Sie werden nichts zu thun geheißen werden, was Sie nicht thun können —, und denken Sie daran, daß, wenn Sie sich schwach zeigen, Sie einem Mitgeschöpf den Tod bringen können."

Sie hielt es nicht für sehr wahrscheinlich, daß sie sich schwach zeigen werde; denn sie hatte ja im Grunde einige Erfahrung, was den Anblick häßlicher Dinge betraf, und obgleich sie dergleichen fürchtete und haßte, hatte doch bis jetzt noch nichts vermocht, sie dazu zu bringen, daß sie den Kopf verlor. Aber diese Angelegenheit, welcher sie sich möglicherweise durch den Einwand, daß ihre Zeit im Hospital zu Ende sei, hätte entziehen können, wäre sie nicht zu ängstlich dazu gewesen, erwies sich als ein langwieriges und schreckliches Geschäft. Der unglückliche Patient, welcher allerdings insoweit glücklich zu preisen war, daß ihm die Dienste des glänzendsten aller lebenden Operateure zur Verfügung standen, ohne daß er etwas dafür zu bezahlen hatte, war durch die Angst ganz außer sich gebracht und bot einen Widerstand, der allein durch Gewaltmaßregeln überwunden werden konnte; die Natur des Falles war derart, daß Betäubungsmittel nicht angewendet werden konnten, und ein Auftritt folgte, dessen ausführliche Schilderung, wie man annehmen darf, niemand lesen möchte.

Von den vier Personen, welche Zeuge davon waren und daran teilnahmen, waren drei bewundernde Enthusiasten, welche nur den erhabenen Triumph der wissenschaftlichen Gewandtheit sahen; die vierte, deren Herz von Jammer und Mitleid zerrissen wurde, empfand selber Todesqualen und fühlte sich um zwanzig Jahre älter geworden, als alles vorüber war, und ihr das Zeichen für ihre Freilassung gewährt wurde.

Sie hatte ihre Pflicht gethan; sie hatte sich keinen Vorwurf zugezogen; sie war weder in Ohnmacht gefallen, noch war sie ermattet. Aber jetzt, da sie allein war in dem langen, weißgetünchten Korridor draußen, gaben ihre Nerven, denen zu viel zugemutet worden, plötzlich nach; sie fiel in voller Länge auf eine Bank und brach in leidenschaftliches Weinen aus. Es schien ihr, wie es ihr schon ein- oder zweimal früher ergangen war, daß das Leben fast zu schrecklich und grausam sei, um ertragen zu werden; daß die Vorstellung von einem barmherzigen und liebenden Schöpfer eines Geschlechtes wie des unsern zu schwierig oder zu phantastisch sei für den menschlichen Geist, und daß der Fluch, der auf den Erdenbürgern liegt, ganz außer Verhältnis zu ihrer Schuld stehe. Wie unendlich viel besser würde es für neun unter zehn Sterblichen sein, wenn sie niemals geboren worden wären!

Sie hatte keine Zeit, ihre Flucht ins Werk zu setzen oder auch nur ihre Thränen zu trocknen, bevor die beiden Doktoren geräuschvoll in den Gang traten. Sir William Savill blieb stehen, um sie anzusehen, und klopfte ihr wohlwollend auf die Wange. Er war in sehr guter Laune, wie er immer war nach einer glücklichen Operation.

„Na nu, Maria Johanna oder Schwester Luise, oder wie immer Sie sich zu nennen für gut befinden, was soll das alles heißen, he?" sagte er nicht unfreundlich. „Sie sind ein gutes kleines Mädchen gewesen und haben mitgeholfen, einen armen Teufel vom Grabe zurückzureißen — dabei ist doch nichts zu weinen, was? Sie lieben es nicht, Blut zu sehen, und lieben es nicht, Leute frei herausschreien zu hören, wenn sie verletzt werden, scheint mir. Du lieber Himmel! Blut ist doch kein bißchen erschütternder, als Thränen es sind, und ein Kerl, der unter dem Messer schreien kann wie der vorhin, ist ein glücklicher Bursche, der eine Fülle von Lebenskraft in sich hat. Kommen Sie mit, und lassen Sie sich Riechsalz geben. Sie werden in zehn Minuten wieder so wohl wie je sein, und unser Freund wird Luftsprünge machen, ehe er sechs Wochen älter ist."

Schwester Luise nahm die Unterstützung von Sir Williams starkem Arm an — wer hatte sich jemals geweigert, Sir William Savill zu gehorchen? — und wurde in sein Privatzimmer geführt, wo sie, wie er

vorausgesagt hatte, bald ihre Haltung wiederfand. Er verließ sie auf eine Weile, und als er zurückkehrte, nickte er ihr mit einem beifälligen Lächeln zu.

„Kommen Sie! So ist's besser," sagte er. „Sie werden wieder vernünftig, wie ich sehe, und thun, wie Sie geheißen werden. Jetzt habe ich eine Arbeit für Sie herausgefunden, die Ihnen zusagen wird. Ich möchte Sie in das Haus einer leidenden Dame bringen, welche absolut kein organisches Leiden hat. Allgemeine Schwäche, sagt man — Hysterie vielleicht. Nicht mein Fach, aber ganz das Ihrige, sollte ich meinen. Kurz, ich brauche eine mitfühlende Frau, welche keine Närrin ist, und ich nehme an, daß Sie dieser Anforderung entsprechen. Nein, Sie brauchen sich nicht bei Ihrer Frau Oberin abzumelden; ich habe alles das geordnet. Ich hörte von ihr, daß Ihre Sachen schon gepackt seien; so bleibt für mich nur übrig, Sie nach dem Portman Square zu fahren."

Fünf Minuten später saß die nicht widerstrebende Schwester Luise in Sir William Savills Brougham und plauderte mit ihrem Nachbarn mit einer Freimütigkeit, die sie selber in Erstaunen setzte.

„Ja," sagte sie in Beantwortung einer seiner Bemerkungen, die darauf berechnet waren, sie etwas auszuhorchen. „Das ist es gerade. Ich liebe die Krankenpflege und glaube einiges Geschick dafür zu haben; aber Operationen kann ich nicht vertragen. Mir ist dabei zu Mute," — sie hielt atemschöpfend inne und schloß dann mit leiser, von Ehrfurcht ergriffener Stimme: „Mir ist dabei zu Mute, als ob es keinen Gott gäbe!"

„Es kann einen Gott geben, und es kann auch sein, daß es keinen giebt," erwiderte der große Chirurg; „es ist das eine von denjenigen Fragen, in deren Beantwortung die größten Autoritäten voneinander abweichen. Aber ich möchte so weit gehen, zu sagen, daß ich keinen Pfennig für eine Frau geben würde, die keine Religion hat. Was eure religiösen Uebungen anbetrifft, so spreche ich nicht von denen; denn, um die Wahrheit zu sagen, sie üben dieselbe Wirkung auf mich aus wie die Operationen auf Sie. In kurzen Worten: Ich bin ein Mann, während Sie eine Frau sind; das erklärt alles. Lady Savill ist auch eine Frau."

Der letzte Punkt seiner Ausführung klang ein wenig überflüssig, und möglicherweise drückte Schwester Luisens Gesicht eine stille Frage aus; denn Sir William beeilte sich hinzuzufügen:

„O, ich glaube, ich habe zu sagen vergessen, daß meine Frau Ihre Patientin sein soll, bis es ihr besser geht. Meine Gattin ist nicht nur eine Frau, sondern eine kirchliche Frau; so werden Sie es in beiden Punkten treffen. Ihre vorige Pflegerin, welche ich aus dem Hause jagen mußte, überzeugte sie davon, daß sie Magenkrebs habe. Ich wünsche von Ihnen, daß Sie, wenn Sie das können, sie überzeugen, daß ihr Magen ganz gesund ist. Später könnten Sie — wer weiß? — sie dazu überreden, zu glauben, daß sie einen Gatten hat, dessen Bellen schlimmer ist als sein Biß, und der es gut meint, obgleich er nicht zur Kirche geht. Aber ich bestehe nicht auf diesem letzteren Punkte."

Der große rauhe Mann bellte nicht, noch biß er, als der herrschaftliche Wohnsitz erreicht war, und er Schwester Luise in ein verdunkeltes, auserlesen möbliertes Boudoir führte. Er trat auf den Fußspitzen ein und sagte in freundlichen, sanften Tönen, welche keiner von Sir Williams Patienten wiedererkannt haben würde:

„Meine Liebe, ich habe dir die beste kleine Pflegerin in London gebracht."

Die Dame, welche auf einem Sofa lag, in einem Anzug, der eine beträchtliche Summe Geldes gekostet haben mußte, erhob ihr schönes Haupt von den Kissen, auf welchen es geruht hatte, und sagte mit einem Stoßseufzer in mattem Tone:

„Welch ungewöhnliche Stunde für dein Erscheinen!"

„O, ich bin gleich wieder fort!" antwortete ihr Gatte mit der Miene eines, der sich bewußt ist, sich entschuldigen zu müssen. „Ich bin nur auf einen Augenblick zurückgekommen, um dir unsre junge Freundin hier vorzustellen. Fühlst du dich — fühlst du dich etwas leichter?" wagte er nach einer kurzen Pause zu fragen.

„Danke dir; es geht mir immer gleich, das heißt ganz gut," antwortete Lady Savill, ihrem Kopfe gestattend, wieder zurückzusinken, und die Augen wegwendend. „Nach deiner Ansicht geht es mir immer gut, wie du weißt. Ich will dich nicht länger aufhalten; ich bin sicher, daß jemand auf dich wartet, um in Stücke zerhackt zu werden."

Thatsächlich warteten mehrere Leute auf Sir William, der sich ebenso geräuschlos zurückzog, wie er eingetreten war. Seine Stiefel knarrten nicht, noch schlug er die Thür zu; doch die Dame auf dem Sofa hätte nicht mehr die Stirn runzeln und zusammenfahren können, wenn sein Abgang sich ohne die geringste Rücksicht auf ihre empfindlichen Nerven vollzogen hätte. Bis jetzt hatte Schwester Luise keinen sehr günstigen Eindruck von ihr gewonnen; aber es traf sich, daß Lady Savill einen günstigen Eindruck von Schwester Luise gewonnen hatte, und Lady Savill verstand es — wie so mancher Mann neben Sir William auf seine Kosten erfahren hatte — Lady Savill verstand es, unwiderstehlich zu sein. In der That, sie hatte zu diesem Zwecke hundert Mittel zur Verfügung, und es gefiel ihr, eines davon der kleinen Schwester gegenüber anzuwenden, deren Hände sie in die ihrigen nahm, und welche sie mit sanfter

Gewalt zwang, sich auf eine Fußbank neben dem Sofa niederzulassen. Sie war eine liebliche, bleiche Frau mit klaren, blauen Augen, fein gezeichneten Brauen, bronzefarbenem Haar und einem gewinnenden, rührenden Lächeln.

„Meine Liebe," rief sie aus, „wie müde Sie aussehen! Ich kann mit Ihnen fühlen; denn ich bin Tag und Nacht müde. Klingeln Sie, und bestellen Sie sich eine Tasse Thee oder sonst etwas. Es scheint mir, daß ich damit anfangen muß, meine Pflegerin zu pflegen!"

Es sah ihr nicht im mindesten ähnlich, dies zu thun, noch war es jemals in Wahrheit ihre Art gewesen, sich viel mit den Leiden andrer zu quälen. Aber sie liebte es, auf ihren eignen zu verweilen, und sie fuhr fort, so hübsch und geduldig davon zu erzählen, daß sie bald das Herz eines Wesens gewann, dessen Temperament in jeder Hinsicht von dem ihrigen verschieden war. Lady Savill war, was der unerfahrensten aller Krankenpflegerinnen kaum hätte entgehen können, nicht wirklich krank; aber sie war zart, und sie war unglücklich, und ohne Zweifel hatte sie dann und wann einen Anfall von Neuralgie. Menschen, die unglücklich sind, leiden oft an Nervenzufällen, und diese reizende Frau, die fast vom Schulzimmer weg an einen Mann verheiratet worden war, der zweimal so alt war wie sie (und noch dazu an solch einen Mann!), hatte sicherlich ein Recht, unglücklich und neuralgisch zu sein. Ehe Schwester Luise an jenem Abend zu Bett ging, hatte sie die Geschichte ihrer Patientin gehört — oder auf jeden Fall so viel davon, wie ihre Patientin ihr mitzuteilen für angemessen erachtet hatte — und hatte Thränen darüber vergossen. Es war so schrecklich traurig! Und selbst, wenn Sir William nicht beabsichtigte, ein Barbar zu sein — was er, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sehr wahrscheinlich nicht that — konnte man sich leicht vergegenwärtigen, was für ein beständiges Fegefeuer es sein mußte, mit ihm als seine Gattin zu leben. Darüber indessen hatte die arme Lady Savill, welche mit Vorliebe die Kirche zu besuchen schien, und deren Schlafzimmer voll hübsch eingebundener kleiner Andachtsbücher war, kaum geklagt. Das Schlimmste, was sie von ihm gesagt hatte, war, daß es sie manchmal schaudern mache, sich für das ganze Leben an einen Schlächter gekettet zu haben.

Nun, man konnte es nicht leugnen, daß er ein Schlächter war. Sein Handwerk war allerdings der Gebrauch des Messers, und wenn das Leben der Leute davon abhängt, daß man das Messer in ihre Leiber senkt, so ist es vielleicht am besten, schnell und bestimmt mit ihnen zu verfahren. Doch er hätte ein wenig mitfühlender sein können, dachte Schwester Luise; er hätte verstehen können, daß nicht alle Welt mit seinen eisernen Nerven gesegnet war, und daß das, was dem einen nur ein ganz erträglicher Schmerz ist, für den andern fast unerträgliche Pein sein kann. Sein gefeierter und fashionabler Kollege, Sir James Gurney, der täglich vorsprach, um Lady Savill zu besuchen, war ein praktischer Arzt von weit feinerem Empfinden. Sir James war voll Güte, Mitleid und unermüdlich in Verordnungen. Seine Patientin — das ist freilich wahr — wurde nicht gesund; aber welcher Arzt kann gerechterweise getadelt werden, wenn es ihm nicht gelingt, einen Patienten zu kurieren, der keine bestimmte Krankheit zum Kurieren hat?

„Es ist einer von jenen Fällen von Schwäche und Niedergeschlagenheit," sagte er zu Schwester Luise mit seiner angenehmen, harmonischen Stimme, „welche mehr eine einsichtsvolle Behandlung als Arzneien erfordern, obgleich ich nicht sage, daß Arzneien ganz nutzlos sind. Es ist, wie Sie sicherlich bemerkt haben werden, ein gut Teil — sollen wir es geistige Abspannung nennen? — dabei. Mit Ihrer sanften und taktvollen Gesellschaft, mein liebes Fräulein, werden wir bald, das glaube ich zuversichtlich, in jener Hinsicht einige Besserung erzielen; aber wir dürfen nicht — wirklich nicht — unmittelbare Erfolge erwarten. Das ist es, was ich dem armen Savill beizubringen mich bemühe, der wie so viele Chirurgen geneigt ist, etwas ungeduldig und skeptisch zu sein."

Es war einige Tage, nachdem Schwester Luise in das Haus am Portman Square eingezogen war, daß Sir James ihrer Sanftmut und ihrem Takt diesen anmutigen Tribut zollte. Sie hatte mittlerweile entdeckt (oder es war ihr vielmehr ziemlich deutlich gesagt worden), daß Lady Savills unbefriedigender Gesundheitszustand fast gänzlich seelischer Verkümmerung zuzuschreiben war; aber man kann nicht sagen, daß Sir Williams Ungeduld und Skeptizismus ihr sichtbarer geworden wäre. Im Gegenteil, sie hatte angefangen, den großen rauhen Mann zu bemitleiden, der, wenn er nichts andres verstand, klar genug zu verstehen schien, daß seinem Weibe, das er augenscheinlich anbetete, sein Anblick allein verhaßt war. Lady Savill wurde nicht oft von seinem Anblick belästigt. Er war von morgens bis abends nicht zu Hause; er drängte sich ihr nicht auf, wenn sie erklärte, sie fühle sich zu krank, um eine Unterhaltung zu führen, noch beklagte er sich, wenn sie abends das Haus verließ, um Diners und „Klatschgesellschaften" aufzusuchen, welche mit ihrer Gegenwart zu schmücken sie sich nicht zu krank fühlte.

„Das ist alles ganz in der Ordnung so, müssen Sie wissen," bemerkte Sir William zu Schwester Luise. „Die Hauptsache ist, sie in guter Stimmung zu erhalten, und wenn Geselligkeit das bei ihr erreicht, so bin ich der Geselligkeit sehr verpflichtet. Vielleicht

verzeihen Sie mir, wenn ich sage, daß — nach meiner Ansicht — Geselligkeit heilsamer ist als Ohrenbeichte."

Schwester Luise, die zwar verschwiegen war, aber scharf beobachtete, antwortete nicht; aber im Laufe der Zeit war sie nicht mehr so sicher, daß alles in der Ordnung sei, und sie fing an zu argwöhnen, daß Lady Savills anglikanischer Beichtvater ein gefälliger oder ein ziemlich beschränkter Mann sein müsse. Das war ein unschicklicher und unwürdiger Verdacht, der zu einem so unschuldigen Gemüte keinen Zugang hätte finden sollen, und die gute kleine Schwester wies ihn jeden Abend, wenn sie ihr Gebet sprach, mit geziemender Zerknirschung zurück. Nichtsdestoweniger kehrte er mit uneingeschränkter Kraft am folgenden Tage wieder — verstärkt einerseits durch gewisse Umstände, und andrerseits durch verschiedene Andeutungen, die von Lady Savills eignen Lippen fielen. Ihrer Ladyschaft Andeutungen wiesen klar auf das Vorhandensein einer geheimen und hoffnungslosen Neigung ihrerseits hin; der Umstand, welcher die Deutung jener Winke ergänzte, war der, daß Schwester Luise öfters um die besondere Gefälligkeit gebeten wurde, die Briefe ihrer Ladyschaft zur Post zu bringen. Nun, man mag die arglose Tochter eines Landpfarrers und eine Krankenschwester dazu sein, — was soll man wohl daraus schließen, wenn unter verschiedenen uninteressant aussehenden Schreiben sich immer ein dicker Brief befindet, adressiert an „Captain the Hon. Frederick Pomfret?" Schwester Luise gelangte zu einem so bestimmten und so durchaus vernunftgemäßen Schluß, daß sie sich verpflichtet fühlte, seiner gegen Lady Savill zu erwähnen, welche sie damit überraschte, daß sie in Lachen ausbrach:

„Sie liebe, kleine Seele! Als ob ich nicht die ganze Zeit mein Bestes gethan hätte, um Ihnen zu enthüllen, was Ihnen soeben zu entdecken gelungen ist! Es ist wahr, es würde mir nicht besonders lieb sein, wenn die Dienstboten wüßten, daß ich mit Fred korrespondiere; aber abgesehen davon wünschte ich stets, daß Sie davon wüßten, fürchtete mich nur halbwegs, es Ihnen zu sagen. Sehen Sie nicht so betroffen drein; es ist keine Sünde, an ihn zu schreiben — und wenn es selbst eine wäre — aber natürlich ist es keine, und ich finde es ziemlich unfreundlich von ihm, niemals zu kommen und mich zu besuchen. Es ist ein so jämmerliches und unbefriedigendes Zusammensein, das uns in andrer Leute Haus zu teil wird, wo wir kaum ein paar Worte wechseln können, ohne daß man uns hört."

Schwester Luise war eine von jenen seltenen, beinahe unnatürlichen Frauen, die es niemals gelernt haben, mit ihrem Gewissen einen Vergleich zu schließen. Folglich blieb sie traurig und enttäuscht, selbst als sie Lady Savills rührende kleine Liebesgeschichte angehört hatte, obgleich sie nicht umhin konnte, das schlichte Pathos derselben anzuerkennen. Der hübsche, aber arme Garde-Offizier; die eben in die Gesellschaft eingeführte, schöne, aber unglücklicherweise mitgiftlose junge Dame; die Unmöglichkeit einer Verbindung; der reiche Anbeter mittleren Alters, der sich in einem Augenblicke vorgestellt hatte, als keinerlei Aussicht auf Verwirklichung ihrer Hoffnungen mehr vorhanden zu sein schien; die drängenden Eltern und die nachfolgende liebeleere Ehe — all dieser Stoff zu einer häuslichen Tragödie ist nur zu alltäglich, aber er ruft deswegen nicht minder das Mitleid weicher Herzen an. Zugleich aber konnte Schwester Luise es wirklich nicht für richtig halten, daß Kapitän Pomfret ins Haus käme. Noch weniger konnte sie das, als verlautete, daß Sir William, der sich im ganzen der Sache gegenüber bis zu einem gewissen Grade großmütig benommen, bestimmt hatte, daß die Beziehungen seiner Frau zu dem jungen Herrn aufhören müßten.

„Es ist abscheulich von ihm — und sieht ihm so ähnlich!" rief Lady Savill aus. „Sie wissen, obgleich ich vermute, er thut's nicht, daß ich nicht im Traum daran denke, etwas wirklich Unrechtes zu thun; aber es scheint mir doch, daß man, wenn man kein Vertrauen findet, auch nicht verpflichtet ist, Befehlen zu gehorchen. Ist es nicht zugestandene Thatsache, daß ein Gefangener vollkommen im Recht ist, wenn er entflieht, sobald er kann?"

Das konnte Schwester Luise nicht sagen, sondern sie antwortete unter dem Eindrucke dessen, daß sie einmal von einem Gefangenen gehört hatte, der erschossen worden war, während er seinen Fluchtversuch ins Werk setzte.

„Ach, das ist es ja eben! Ich bin gewiß, er würde den armen Fred töten, wenn er ihn hier im Hause fände."

„Dann sollten Sie um Kapitän Pomfrets selber willen ihn nicht bitten, ins Haus zu kommen," erklärte Schwester Luise.

„Aber wenn er nicht kommt, werde ich selber sterben!" rief die arme Kranke aus. Und bei dem bloßen Gedanken an eine so jammervolle Katastrophe brach sie in leidenschaftliches Weinen aus, das schließlich zu einem hysterischen Anfall wurde.

Am folgenden Tage richtete Sir James Gurney einen gemessenen Verweis an Lady Savills Wärterin.

„Das geht nicht! Verzeihen Sie mir, wenn ich sage, daß ich Ihnen mehr gesunden Menschenverstand zugetraut hatte. Sie erzählt mir, daß gestern eine Erörterung zwischen Ihnen stattgefunden hat, welche sie sehr außer sich brachte, und Sie können selber sehen, daß wir den Grund verloren haben. Wirklich, wirklich, mein liebes Fräulein, es darf keine Diskussionen mehr geben!"

So geschah es, daß Schwester Luisens keinem Kompromiß zugängliches Gewissen zu einer schweren Bürde für sie wurde, und daß Lady Savill ohne weitere Veranlassung zu hysterischen Zufällen erhielt, was sie wünschte. Man braucht kaum zu sagen, daß das, was Lady Savill wünschte, eine treue und vertrauenswürdige Freundin war, welche freundlich darein willigte, bisweilen für Kapitän Pomfret die Hausthür zu öffnen, anstatt daß der Portier dazu aufgeboten wurde; aber Schwester Luise würde, so sehr sie ihrer Patientin zugethan war, es sicherlich nicht über sich vermocht haben, diesen sehr zweifelhaften Freundschaftsakt zu leisten, hätte sie nicht bestimmt gefühlt, daß die Besuche, welche sich daraus ergaben, verhältnismäßig harmloser Natur waren. Es war unrecht, ohne Zweifel, und es war betrügerisch, und sie mußte es infolgedessen aufgeben, zur Beichte zu gehen; dennoch hatte die Sache ihre beruhigenden Seiten, von denen nicht die unwichtigste Kapitän Pomfrets eigne Behandlung der Angelegenheit war. Der hübsche, sonnverbrannte, blondhaarige junge Krieger sprach nicht oft vor, und es war augenscheinlich, daß er überhaupt nicht gern vorsprach.

„Ich wünschte, Sie blickten mich nicht so vorwurfsvoll an," sagte er eines Nachmittags zu Schwester Luise, mit welcher er gewöhnt war, auf der Treppe ein paar verlegene Bemerkungen zu tauschen. „Es ist nicht alles meine Schuld, wie Sie wissen. Wenn die arme Marion nicht so elend wäre, würde es etwas andres sein, aber —"

„Sie haben kein Recht, sie Marion zu nennen," unterbrach ihn Schwester Luise herb; „und ich glaube nicht, daß Sie ein Recht haben, sich so in Sir William Savills Haus zu schleichen."

„Schon gut; aber man hat nicht das Herz — kommen Sie, Sie wissen ja, daß Sie selber nicht das Herz haben! Das einzige, was ich befürchte, ist, daß der alte Bursche sich eines schönen Tages unerwartet zeigen und mich hier finden wird. Dann, vermute ich, würde ich ein Seziermesser im Leibe haben, ehe ich bis drei zählen könnte."

Schwester Luise erwiderte, wenn ein solches Schicksal über Kapitän Pomfret kommen sollte, so würde er nicht mehr empfangen, als er verdient habe. Es gewährte ihr einige Erleichterung, einen Delinquenten zu schelten, der nicht mit Thränen und Ohnmachten antworten konnte, und es war eine große Erleichterung für sie, zu bemerken, daß der junge Mann sich aufrichtig schämte. Der Schluß der Londoner Saison stand in einigen Wochen bevor. Sir William und Lady Savill würden bald während der alljährlichen Ferien ins Ausland gehen, und sie selbst, setzte sie voraus, würde dann abgerufen werden, um andre Pflichten auf sich zu nehmen. Im übrigen wurde sie nicht von der Vorstellung solch eines Zusammentreffens wie das, auf welches Kapitän Pomfret angespielt hatte, gepeinigt, da sie sah, daß Sir William niemals durch irgend einen Zufall während des Nachmittags nach Hause kam. Was sie mit Kummer und Gewissensbissen erfüllte, das war der Gedanke, daß sie zur Hintergehung eines Mannes hilfreiche Hand bot und Vorschub leistete, für welchen ihre Zuneigung und Hochachtung sich vergrößerte, je mehr sie von ihm sah.

Sie sah freilich nicht viel von ihm; aber er hatte immer ein freundliches Begrüßungswort für sie, wenn sie einander begegneten, und sammelte glühende Kohlen auf ihr Haupt, indem er die offenbare Besserung in Lady Savills Befinden ganz ihrer klugen Behandlung eines schwierigen Falles zuschrieb. Vielleicht respektiert man einen Mann nicht gerade besonders dafür, daß er sich anführen läßt; aber man kann ihn gern haben, weil er zu ehrenhaft ist, um andre eines unehrenhaften Betragens zu verdächtigen, und es war unmöglich, lange unter Sir William Savills Dach zu leben, ohne seine vollkommene Selbstverleugnung anzuerkennen und zu bewundern. Sein Dasein war das unaufhörlicher und besonders schwieriger Arbeit; er nahm seine Mahlzeiten, wann und wie er sie bekommen konnte, nicht selten eine oder zwei hintereinander auslassend. Seine Dienste wurden, wie Schwester Luise bald entdeckte, ebenso bereitwillig nichtzahlenden wie wohlhabenden Leidenden gewährt. Wenn er christliche Dogmen verwarf, so schienen seine Handlungen von etwas der christlichen Richtschnur sehr Aehnlichem geleitet zu werden.

„Laborare est orare," bemerkte er eines Abends. „Wenn an diesem Satze etwas Wahres ist, dann können Sie mich an der Spitze ganzer Kongregationen frommer Damen in das himmlische Königreich einmarschieren sehen. Nicht, daß ich begierig wäre, mir mit den Ellbogen den Weg zur Front zu bahnen. Ich neide euch nicht die Freuden des Paradieses, wo wenig los sein wird für einen armen Chirurgen. Ich werde mich für reichlich belohnt halten, wenn mir gestattet wird, mich hinzulegen und für immer schlafen zu gehen, wenn mein Werk gethan ist."

Er sah müde und krank aus. Mehr als durch seine Worte wurde Schwester Luise durch ein Etwas in dem Zittern seiner Stimme berührt; schüchtern sagte sie:

„Nur schlafen! Das heißt nicht zu viel erbitten. Ich habe auch gedacht, daß, wenn Sie nicht über das Grab hinausblicken können, Sie die Empfindung haben würden, daß Sie hier ein Recht auf etwas Glück hätten."

Sir William lachte. „Das haben Sie gedacht? Wie steht's dann um die Pferde, die tagtäglich in den Straßen bis zum Tode ausgenutzt werden und

hungern müssen? Wie um die Schafe und Ochsen, die wir töten und zu Mittag essen? Ich will nicht von den armen Teufeln in den Hospitälern sprechen, weil ich vermute, daß Sie mir sagen werden, ihrer warte Entschädigung nach diesem Leben; aber es scheint mir, je weniger wir in einer Welt wie dieser von ‚Rechten' sprechen, je besser ist es. Was mich betrifft, ich beanspruche keine."

Er war sicherlich berechtigt, einige zu beanspruchen, oder jedenfalls eines — konnte Schwester Luise nicht umhin zu denken. Sie stutzte und errötete, als er, als ob er ihre Gedanken erraten habe, hinzufügte:

„Die Zuneigung derer, die man liebt? Nun, die mag man so lange beanspruchen, bis man schwarz wird; aber es entspricht nur der Vernunft, daß man sie nicht erlangen kann, wenn jene sie nicht haben, um sie einem zu schenken. Ein Mann könnte Gehorsam beanspruchen — vielleicht — oder ehrliche Handlungsweise oder hunderterlei andres; aber es würde wirklich nicht der Mühe wert sein. Denn die Wahrheit ist, daß man niemals versuchen sollte, etwas zu fordern, was man nicht erzwingen kann. O, diese Erde ist ein schnurriger, ein famoser kleiner Planet, meine liebe junge Freundin, und es wird für uns alle ein trauriger Tag sein, wenn wir sie verlassen müssen."

Von jenem Augenblicke an war es für Schwester Luise klarer als ein bloßer Verdacht, daß die Falschheit, deren sie sich so sehr schämte, ihren Zweck verfehlt habe, und daß Sir William sich in Bezug auf seine Frau keinen Illusionen hingebe; er sprach kein zweites Mal in diesem Tone zu ihr, während Lady Savill, nachdem sie von der obigen Unterredung unterrichtet worden, auf einmal so erregt wurde, daß nicht daran zu denken war, bei ihr auf Bekenntnis und Buße zu dringen.

Etwa zehn Tage später wurde Schwester Luise, die gerade ihrer Kranken zugeredet hatte, ein sehr sorgfältig zubereitetes und einladendes kleines Frühstück zu sich zu nehmen, benachrichtigt, daß Sir William wünsche, sie auf einige Minuten in seinem Studierzimmer zu sprechen. Es war die Stunde, die für den Empfang von Patienten festgesetzt war, deren viele mit Beben darauf warteten, die Verkündigung ihres Urteils zu hören; aber der große Mann war allein und hatte augenscheinlich etwas freie Zeit zur Verfügung. Er war dabei, seinen Schreibtisch zu verschließen, als Schwester Luise eintrat, und er warf jetzt das Schlüsselbund hin, indem er sagte:

„Wollen Sie so gut sein, diese Schlüssel unter Ihre Obhut zu nehmen, bis sie gebraucht werden? Sie werden die Geldkassette in der obersten Schublade finden. Ich weiß nie, wieviel Geld ich in Händen habe; aber es sollte genug da sein, um die laufenden Ausgaben zu bestreiten, und obgleich es im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, daß ich jemals in dieses Haus zurückkehre, können Sie es mich ja wissen lassen, wenn Sie meiner bedürfen, um einen Check unterzeichnen zu lassen. Nun, was starren Sie mich an?"

„Ich — ich verstehe nicht," stotterte Schwester Luise, welche am vorhergehenden Nachmittag Kapitän Pomfret eingelassen hatte, und welche fürchtete, daß sie nur zu gut verstand. Sir Williams Antwort war jedoch nicht, was sie erwartet hatte.

„Und Sie nennen sich eine Krankenpflegerin! Nun sehen Sie mir, bitte, einen Augenblick in das Gesicht, und wenn Sie dann nicht verstehen, warum ich im Begriff bin, diesen Nachmittag ins Hospital zu gehen, so müssen Sie dümmer sein, als ich angenommen habe."

Sie kam seinem Ansuchen nach und wurde jäh betroffen durch seine eigentümliche Blässe, von welcher er ohne Zweifel gemeint hatte, daß diese ihre Aufmerksamkeit wachrufen müsse. Auch bemerkte sie, daß seine Wangen hohl geworden und mit einer Menge kleiner Runzeln bedeckt waren.

„Sie sehen?" sagte Sir William, ziemlich grimmig lächelnd. „Ein Fall, an dem ich meinen Meister finde. Ich werde nicht gestatten, daß man mich operiert; es würde bloße Verschwendung von Zeit und Mühe sein. Dennoch, aus vielen Gründen, thäte ich besser, meinen alten Kadaver jetzt nach dem Hospital zu versetzen; wir können nicht zwei Invaliden in einem Hause haben. Sehen Sie deshalb nicht so traurig aus. Wie Sie sich denken können, habe ich alles dies seit einer langen Zeit vorausgesehen, und ich bin ganz versöhnt mit dem, was kommt. Nur wünsche ich, daß Sie den wahren Stand meines Falles vor Lady Savill verbergen, die natürlich untröstlich sein würde, wenn ihr etwas aufdämmern sollte."

Sprach er ironisch? Es war unmöglich, eine Antwort aus seinen Zügen zu entnehmen, die gar nichts anzeigten, als entschlossen unterdrückten Schmerz — physischen oder seelischen. Aber Schwester Luise, deren Kraft der Selbstbeherrschung nicht der seinen gleichkam, und welche sich hingerissen fühlte von einem plötzlichen Strom von Mitleid und Zerknirschung, brach, ehe sie ihre Worte abwägen konnte, weinend aus:

„O Sir William! Ich kann Sie nicht so ganz allein weggehen lassen! Ich — ich weiß nicht, was ich thun soll!"

„Aber ich weiß es," sagte er ruhig. „Sie werden thun, wie Ihnen gesagt wird, ohne irgend welchen unnötigen Lärm darüber zu schlagen — als das verständige Mädchen, welches Sie sind. Sie werden Lady Savill erklären, daß ich eine ziemlich lästige Krankheit an mir entdeckt habe, die mich zwingen

wird, mich auf einige Wochen zurückzuziehen; Sie werden sie freundlich befreien von den Sorgen des Haushalts, den ich — wie Sie wohl nicht wissen werden — bis jetzt in meinen eignen Händen gehalten habe; endlich werden Sie aufhören zu weinen — guter Gott, was ist da zu weinen? — und mich verlassen, damit ich den letzten Schub Patienten untersuchen kann, die jemals mein Konsultationszimmer noch betreten werden."

„Aber, Sir William, sicher darf ich jeden Tag im Hospital nachfragen, wie es Ihnen geht?"

„O, das natürlich! Und jeden Tag wird Ihnen gesagt werden, mein Befinden schreite ganz so zufriedenstellend fort, wie man erwarten könne. Früher oder später wird ein Tag kommen, da man Sie bitten wird, bei mir vorzusprechen; aber bis dahin wäre es mir lieber, wenn Sie mich nicht sähen, weil es in der Natur der Sache liegt, daß meine Erscheinung sich nun schnell zum Schlimmeren verändern wird, und ich wünsche, Ihre Aufgabe, Lady Savill zu täuschen, nicht schwerer zu machen, als sie ohnehin ist. Die Aufgabe, sich zu verstellen, kommt Sie nicht sehr leicht an, nicht wahr?"

Er mochte etwas mehr gemeint haben, als er sagte, und der suchende Blick, unter welchem Schwester Luisens Augen sich schuldbewußt senkten, mochte alles entdeckt haben, was es zu entdecken gab. In jedem Falle hatte er die Wirkung, sie schleunig aus dem Zimmer zu treiben.

Was folgte, bewahrheitete Sir Williams Voraussicht in jeder Beziehung. Lady Savill war nicht im geringsten bestürzt; die Botschaften, welche jeden Tag vom Hospital aus zu ihr gelangten, waren beruhigenden Charakters, und obgleich sie eine Zeit lang murrte wegen ihres erzwungenen Zurückbleibens in London (welches Kapitän Pomfret verlassen hatte, wie es schien), hatte es gar keine Schwierigkeit, irgend welche unbestimmte Besorgnis, die sie möglicherweise wegen ihres Gatten hätte fühlen können, zu beschwichtigen. Unbestimmt auch und erfolglos waren die Appellationen, welche ihre Pflegerin sich nicht enthalten konnte dann und wann an sie zu richten. Schwester Luise, welche ja bestimmt wußte, daß Sir William ein sterbender Mann war, welcher aber von einer Autorität, der sie nicht ungehorsam zu sein wagte, verboten worden war, zu enthüllen, was sie wußte, hätte so gern wenigstens den Anschein einer Aussöhnung zwischen zwei Menschen zu stande gebracht, die gut zu ihr gewesen waren; aber die Behandlung dieses verwickelten Falles war zu schwierig für sie.

„Was wollen Sie mir eigentlich sagen?" fragte Lady Savill ungeduldig. „Natürlich thut es mir leid, daß er krank ist; jedermann, der krank ist, thut mir leid. Aber es würde lächerlich sein, zu behaupten, daß seine Abwesenheit nicht vielmehr eine Erleichterung für mich sei."

Solch eine lächerliche Behauptung wurde also nicht aufgestellt, noch wurde irgend welche direkte Verbindung mit dem siechen Manne unterhalten, bis endlich Schwester Luise die Aufforderung erhielt, auf welche sie vorbereitet worden war. Auf was sie nicht ganz vorbereitet war, das war, sich nicht vor einem dem Tode erst Entgegengehenden, sondern einem bereits im Sterben Liegenden zu finden. Als sie in das Zimmer trat, wo Sir William lag, verließ dieses gerade ein berühmter Vertreter seines Berufes, mit ernstem Gesicht und einem schnellen, fragenden Blick zu ihr hin. Im folgte eine der Hospitalwärterinnen, und dann kam von der abgemagerten Gestalt auf dem Bett das schwache Echo dessen, was einige Wochen zuvor noch eine klare, schallende Stimme gewesen war.

„Schnellere Arbeit, als ich erwartete — nun, um so besser! Nur wird meine Frau sich beeilen müssen, wenn sie mich noch lebendig wiedersehen soll, — und ich würde ihr gern Lebewohl sagen. Sagen Sie ihr, sie brauche nicht zu erschrecken. Nein, ich habe jetzt keine Schmerzen — keine körperlichen, heißt das. Was Sie betrifft, so habe ich Ihnen zu danken für alle Ihre Güte gegen uns beide — und — und ich habe Ihnen in meinem letzten Willen eine Kleinigkeit hinterlassen, wie Sie finden werden."

Er hielt, nach Atem ringend, inne, während Schwester Luise an der Seite seines Bettes auf ihre Kniee niedersank. Die meisten Menschen würden gedacht haben, es sei kaum der Mühe wert, des armen Mannes Gemüt in diesem ernsten Augenblicke nicht zu beunruhigen; aber sie war in einer etwas strengen Schule erzogen worden, hatte auch vielleicht eine Eingebung, daß er vorziehen würde, die Wahrheit zu hören — in jedem Falle platzte sie mit ihren Empfindungen heraus.

„O Sir William, ich kann kein Legat nehmen! Ich bin nicht gut zu Ihnen gewesen. Ich habe Sie getäuscht — und Ihre Frau hat es ebenso gethan. Sie hat Kapitän Pomfret bei sich gesehen, und ich habe ihn in das Haus eingelassen. Ich bitte nicht, daß Sie mir vergeben! Ich bitte nur und flehe Sie an, ihr zu vergeben! Vielleicht — wenn Sie daran denken wollen — hat sie auch etwas zu vergeben, und —"

„Sie Närrchen!" unterbrach sie der sterbende Mann mit dem Schatten eines Lächelns. „Sie haben mich niemals nur einen Augenblick getäuscht. Wenn ich noch ein Leben vor mir gehabt hätte, würde ich diesem Treiben seit langem haben Einhalt gebieten müssen; aber da ich wußte, daß ich dem Tode entgegenging, hielt ich den Mund. Ich tadle niemand, und — nun, da ich im Begriff bin, den Schauplatz

zu verlassen — nehme ich an, daß auch mich niemand tadeln wird. Unsinn mit dem kleinen Legat! Wenn Sie es nicht annehmen, werde ich Sie als Gespenst heimsuchen. Ich möchte sagen, Sie thäten am besten daran, bei der Krankenpflege zu bleiben, — wenn Sie nicht heiraten; aber die Heirat ist ein gefährliches Experiment. Ich kann nicht mehr reden. Gehen Sie, so schnell Sie können, und bringen Sie Lady Savill mit zurück hierher. Denken Sie daran, ihr zu sagen, daß ich um alles weiß, und daß sie nicht erschrecken soll."

Aber Lady Savill war entsetzlich erschrocken. Thränen, hysterische Anwandlungen, Proteste unter Berufung auf ihre physische Unfähigkeit, aufzustehen und sich ankleiden zu lassen, waren zu bekämpfen; kostbare Stunden wurden mit fruchtlosen Anstrengungen vergeudet, ihren Mut bis zu der erforderlichen Höhe emporzuschrauben, und als Schwester Luise in Verzweiflung zu dem Hospitale zurückflog, um zu fragen, ob nicht ein weiterer Aufschub gewährt werden könne, traf sie an der Thür mit der Nachricht zusammen, daß alles vorüber sei. Wenn Sir William seiner Frau irgend etwas Wichtiges zu sagen gehabt hatte, so mußte sie jetzt für immer in Unkenntnis dessen bleiben.

Nach einem gewissen Alter hört für die Mehrzahl von uns die menschliche Natur auf, sich von allem möglichen in Erstaunen setzen zu lassen; aber Schwester Luise hatte erst ungefähr zwanzig Jahre in einer Welt gelebt, von der sie so gut wie nichts gesehen hatte, so daß sie ebensosehr erstaunt wie entsetzt war über die unbestimmten und gänzlich überflüssigen, vorsichtigen Bemerkungen, mit welchen Lady Savill die Todesnachricht aufnahm.

„Er gab Ihnen seine Schlüssel, nicht wahr? Lassen Sie uns um des Himmels willen sofort gehen und nachsehen, ob ein Testament da ist! Er ist im stande und hat mir einen grausamen Streich gespielt!"

Die Frau erleichterte sich mit solchen Ausrufen, durch welche sie die Achtung eines freilich nicht sehr wichtigen Mitgeschöpfes stetig mehr verlor. Es ist wahr, sie ließ sich herab, beschämt zu sein und nachträglich Entschuldigungen vorzubringen, als es sich erwies, daß Sir William ihr keinerlei grausame Streiche gespielt hatte, daß sie unbestrittene Herrin eines großen Vermögens war, und daß es ihr freistand, sich, sobald es ihr gefallen würde, wieder zu verheiraten. Manche Menschen sind zu gerader Natur, um liebreich zu sein, und zu beschränkt, um etwas zu verstehen, das außerhalb der Grenzen ihrer geringen Erfahrung fällt — so wurde von Lady Savill das Urteil gefällt über ihre sich stillschweigend zurückziehende Wärterin, gegen welche sie in der Folge ein Etwas empfand, das nicht weit von einem Vorwurf entfernt war; denn zehntausend Pfund sind wirklich eine unpassende Summe, um sie einer Krankenpflegerin zu vermachen, wie nützlich und zuvorkommend sie sich auch während eines oder zweier Monate erwiesen haben mag.

„Nicht, daß ich Ihnen das Geld im geringsten mißgönnte, meine Liebe; bitte, denken Sie das nicht! Nur setze ich voraus, daß Sie mit einem solchen Einkommen kaum Lust haben werden, noch länger in Ihrer gegenwärtigen Stellung zu verbleiben, und in der That geht es mir schon so bedeutend besser, daß ich es nicht bedarf, gepflegt zu werden."

Es war auf der Insel Wight, wohin sich Lady Savill wegen des nötigen Luft- und Ortswechsels begeben hatte, wo Schwester Luise diesen willkommenen Wink erhielt, daß man ihre Dienste entbehren könne. Lady Savill ging es gewiß viel besser, und zweifellos war, um sie ganz gesund zu machen, nichts erforderlich als die Ankunft Kapitän Pomfrets. Hatte sie Kapitän Pomfret, welcher, wie sie gelegentlich erwähnte, zufällig um diese Zeit an Bord der Jacht eines Freundes in Cowes war, herbeigerufen — oder hatten Erwägungen des Anstandes sie davon zurückgehalten, zu so schleunigen Maßnahmen ihre Zuflucht zu nehmen?

Eines Nachmittags, als Schwester Luise, die gerade in Vorbereitung ihrer für den nächsten Morgen festgesetzten Abreise ihre Kleider eingepackt hatte, zu einem einsamen Spaziergange ausgegangen war, erschien Kapitän Pomfret in Person, um Antwort zu geben. Er hatte die Miene eines Hundes, der die Ohren hängen läßt und den Schweif einzieht. Er schien ängstlich besorgt, dem Bemerktwerden auszuweichen; doch sobald er die kleine Schwester erkannte, stürzte er mit einem Freudenrufe auf sie zu.

„So, da sind Sie endlich! Ich habe die ganze Zeit in Erwartung geschwebt, daß Sie sich zeigen möchten. Ich sage Ihnen, daß ich schrecklich nötig habe, eine Minute mit Ihnen zu sprechen, wenn Sie nichts dagegen haben."

„Mir scheint," antwortete Schwester Luise ziemlich steif, „Sie meinen, daß Sie mit Lady Savill zu sprechen wünschen."

„Nein — auf Ehre! Das ist gerade, was ich nicht wünsche. Doch wenn sie schreibt und mich bittet herüberzukommen, dann kann ich nicht sehr gut ablehnen, nicht wahr?"

„Sie würden es also vorziehen, abzulehnen?"

„Nun — die Sache ist die, sehen Sie, daß ich verlobt bin. O, ich wußte, Sie würden entsetzt und angeekelt sein; aber ich bin nicht ganz der Verräter, für den Sie mich halten. Wollen Sie mich nicht Ihnen die ganze Geschichte erzählen lassen? Dann werden Sie, dessen bin ich sicher, bereit sein, einem armen Burschen hilfreiche Hand zu leihen."

Die Geschichte seiner Beziehungen zu der verwitweten Marion, welche Kapitän Pomfret zu erzählen begann, wich sicherlich in mehreren wichtigen Punkten von dem ab, was Lady Savill bei einer früheren Gelegenheit erzählt hatte, und sie schien den Stempel der Wahrheit zu tragen. Daß er des verstorbenen Sir William Savill Weib einst sehr geliebt hatte, leugnete er nicht; aber sie hatte ihn aus dem guten und genügenden Grunde abgewiesen, daß er zu arm sei, um heiraten zu können, während sie aus eignem, freiem Willen den berühmten Wundarzt angenommen hatte — aus dem guten und genügenden Grunde, daß er reich war! Dann hatten zufällige Zusammenkünfte stattgefunden, die, wie Schwester Luise wußte, zu Zusammenkünften geführt hatten, die nicht zufällig gewesen waren.

„Natürlich hätte ich nicht nach dem Portman Square gehen sollen, und wenn ich es that, so hätte ich ehrlich gestehen sollen, daß — nun, daß ich andre Hoffnungen hatte. Nur ist es nicht leicht, derartiges einer Frau zu sagen, die jeden Augenblick ebenso wahrscheinlich wie nicht einen dadurch um den Verstand bringen kann, daß sie in Ohnmacht fällt und stirbt. Es muß jetzt gesagt werden; jedoch ich vermute und — und — glauben Sie nicht, daß Sie es ihr viel freundlicher und weniger plump sagen könnten als ich?"

„Ich weiß nicht," antwortete Schwester Luise; „aber ich bin ganz sicher, daß ich nichts von der Art versuchen werde. Sie haben kein Recht, es von mir zu verlangen."

Nichtsdestoweniger war sie von solcher Herzensgüte, daß dringende Bitten es endlich über sie vermochten, der Herold der poetischen Gerechtigkeit zu werden — das unmittelbare Resultat davon war, soweit es sie betraf, daß sie die Insel Wight noch am selben Abend zu verlassen hatte anstatt am folgenden Tage. Denn es ist unangebracht, den Weg einer Frau zu kreuzen, welche droht, in Ohnmacht zu fallen; noch unangebrachter ist es, unter dem Dache einer Frau zu verbleiben, welche, nachdem sie dich als einen falschen und ränkevollen Skorpion bezeichnet hat, dir zu verstehen giebt, daß dein bloßer Anblick ihren sofortigen Tod veranlassen wird.

Lady Savill ist jedoch noch am Leben und zwar bei sehr guter Gesundheit. Im Gegensatz zu den Erwartungen einiger Leute fährt sie fort, Witwenkleider zu tragen, und affektiert — zur Erbauung andrer — die Miene untröstlicher Trauer über ihren Verlust. Von ihrem verstorbenen Gatten kann sie nicht zu bewundernd und zärtlich sprechen.

„Der einzige Mann," pflegt sie zu erklären, „der mich jemals wirklich verstanden hat."

Dieses Kompliment mag, ganz so, wie es lautet, wohlverdient gewesen sein.

Meine Liebe.

Von **Minka Czóbel.**

Aus dem Ungarischen übersetzt von Andor v. Sponer.

So weißt du's nicht, daß ich dich liebe
Und wer ich bin, woher entstammt? —
Bin Funke, der, im Sturmgetriebe
Entfacht, zu heller Glut entflammt.

Der Funke, der in mir entfacht ist,
Erfüllt die Brust mit heißer Glut
Und leuchtet, daß es eine Pracht ist;
Es löscht ihn keines Meeres Flut.

Die Gluten, die das Herz verzehren,
Thun grimmig weh, doch einerlei:
Man muß das Feuer schüren, nähren,
Damit die Flamme heller sei.

Schau in die Flamme, fürchte nimmer,
Sie blende dir der Augen Licht;
Die Sonne hat den hellsten Schimmer,
Doch Adler schaun ihr ins Gesicht.

Komm, laß uns in die Höhe schweben
Zum blitzdurchzuckten Himmelszelt,
Uns war ja Staub und Erdenleben
Von jeher eine fremde Welt.

Komm, laß uns fliegen, bis die Seelen
Vor Himmelsglanz verglühn im Flug —
Wär' solchen Flammentod zu wählen
Nicht schon des Glücks und Heils genug

Lose Blätter.

Der Zeitungsschreiber und der Leser.

Von **Schtschedrin** (M. Saltykow).

Aus dem Russischen übersetzt von Nina Hoffmann.

Es waren einmal ein Zeitungsschreiber und ein Leser. Der Zeitungsschreiber war ein Lügner — immer und über alles log er —; der Leser aber war leichtgläubig — alles glaubte er. So geht es schon von Alterszeiten her: die Lügner lügen und betrügen, die Leichtgläubigen glauben. Suum cuique.

Da sitzt der Zeitungsschreiber in seiner Höhle und lügt und lügt drauf los.

„Hütet euch," sagt er, „die Diphtheritis hält reiche Ernte unter den Stadtbewohnern." — „Kein Regen," sagt er, „seit Frühlingsanfang; sicherlich droht uns Hungersnot. — Brände verheeren Städte und Dörfer. — Krongelder, öffentliche Gelder werden verschleppt —"

Und der Leser liest und denkt, daß ihm der Zeitungsschreiber die Augen öffnet.

„Solch eine Preßfreiheit besitzen wir schon," sagt er, „wohin man den Blick nur wenden mag, überall entweder Diphtheritis oder Brände, oder Mißernten."

Es wird immer besser. Der Zeitungsschreiber hat gleich begriffen, daß seine Lügen nach des Lesers Geschmack sind. Da fängt er an, stärker aufzutragen. „Bei uns ist gar keine persönliche Sicherheit," sagt er, „wage dich nicht auf die Straße, lieber Leser, gleich fällst du ins Loch."

Und der leichtgläubige Leser geht auf der Gasse stolz einher und sagt dabei: „Ach, wie richtig hat sich doch der Zeitungsschreiber über unsre Unsicherheit ausgesprochen!" Nicht genug an dem; trifft er einen zweiten leichtgläubigen Leser, so fragt er auch ihn: „Haben Sie's gelesen, wie herrlich sich heute der Zeitungsschreiber über unsre Unsicherheit ausgesprochen hat?"

„Wie denn nicht!" antwortet der zweite leichtgläubige Leser, „unvergleichlich! Man kann nicht, nein, man kann durchaus nicht bei uns auf der Straße gehen, sofort kommst du ins Loch!"

Und alle können sie sich über die Preßfreiheit nicht genug glücklich preisen.

„Wir haben gar nicht gewußt, daß bei uns die Diphtheritis wütet," rufen im Chor die leichtgläubigen Leser, „und da haben wir's nun!" Dabei wird ihnen so leicht ums Herz!

Und sagte ihnen jetzt der Zeitungsschreiber: „Die Diphtheritis hat gewütet, es ist aber schon aus damit," so würden sie wahrscheinlich sein Blättchen gar nicht mehr lesen.

Dem Zeitungsschreiber ist das aber gerade recht, denn der Betrug ist für ihn der reine Vorteil, die Wahrheit ist ja nicht jedermanns Sache — geh, plage dich, wie du willst, du bekommst sie nicht heraus, nicht für zehn Kopeken das Zeilchen. Die Lüge aber, das ist schon ganz was andres. Kehre dich an nichts, schreibe und lüge! Fünf Kopeken das Zeilchen, und ganze Haufen bringt man dir von allen Seiten!

Und es entsteht solch eine Freundschaft zwischen dem Zeitungsschreiber und dem Leser, daß du sie mit Wasserspritzen nicht auseinander brächtest.

Je mehr der Zeitungsschreiber lügt, desto reicher wird er (und was braucht ein Betrüger denn sonst!), der Leser aber, je mehr er betrogen wird, desto mehr Fünfkopekenstückchen trägt er dem Zeitungsschreiber zu. Sei's als Geld oder Ware, immer streicht der Zeitungsschreiber seine Kopeke ein.

„Keine Hosen hat er früher gehabt," sagen seine Neider, „und jetzt, schaut ihn an, wie er aufhaut! Einen Lobredner hält er, einen Volkserzähler hat er sich angeschafft — der sitzt in der Wolle!"

Einmal versuchen es andre Zeitungsschreiber, ihm mit der Wahrheit ein Bein zu stellen. Wer weiß, denken sie, vielleicht beißt ein Abonnent auch an unsre Lockspeise an! Ja, was nicht gar! Nichts will er davon hören, der Leser, nur bei einem bleibt er stehen und wiederholt nur immer:

„Ein Trug, der mich erhebt, der ist mir lieber,
Als schlimmer Wahrheiten ein ganzes Schock."

Ob die Geschichte eine lange oder eine kurze Zeit so fortging — genug, es fanden sich brave Leute, welche mit dem leichtgläubigen Leser Erbarmen hatten. Sie beriefen den lügenhaften Zeitungsschreiber und redeten so zu ihm: „Laß es genug sein, du Unverschämter, du falscher Mensch! Bis jetzt hast du mit der Lüge Geschäfte gemacht, von nun an mußt du mit Wahrheit handeln —"

Und gerade zur selben Zeit begannen auch die Leser nach und nach zu erwachen, fingen an, ihm Zettelchen zu schreiben, ungefähr so: „Hören Sie," sagt einer, „heute ging ich mit meiner Tochter längs des Newski-Prospekts spazieren und dachte, wir würden auf dem Polizeiamt übernachten (meine Tochter hatte sich für alle Fälle mit Butterbemmchen versehen; sie sagte: ‚wie lustig!'), und anstatt dessen sind wir doch beide ganz wohlbehalten wieder nach Hause gekommen. Wie soll man nun eine so erfreuliche Thatsache mit Ihren Leitartikeln über unsre Unsicherheit in Einklang bringen?"

Natürlich hat der Zeitungsschreiber seinerseits nur darauf gewartet. Offen gestanden, ihm selber war das Lügen schon überdrüssig! Sein Herz hatte sich

schon längst der Wahrheit zugeneigt. Ja, was ist aber zu thun, wenn der Leser nur an der Lüge anbeißt? Weine, Herz', dennoch mußt du weiter betrügen! Jetzt aber, da man ihm von allen Seiten mit dem Messer an die Kehle rückt, damit er die Wahrheit schreibe, warum denn nicht? Er ist bereit, Wahrheit bleibt Wahrheit, hol's der Teufel!

Mit dem Betrug hat er sich zwei Zinshäuser aufgebaut — jetzt heißt es, weitere zwei mit der Wahrheit aufbauen.

Und nun begann er sich täglich mit der Wahrheit Leser einzutreiben. Keine Diphtheritis und Punktum. Auch keine Arrestlöcher, keine Brände mehr; und ist auch Konotopje abgebrannt, so hat man's nach dem Brande doch viel schöner aufgebaut. Die Ernte aber hat sich nach den eingetretenen Regengüssen so glänzend erwiesen, daß sich jeder selbst satt gegessen und noch dem Deutschen unterm Tisch etwas hingeworfen hat. „Da, ersticke!" Das merkwürdigste aber bei alledem ist: der Zeitungsschreiber druckt bloß die reine Wahrheit und zahlt immer noch fünf Kopeken die Zeile; auch die Wahrheit ist von der Zeit an im Preise gesunken, als man angefangen hat, sie im Kleinhandel anzubieten. Ob Wahrheit oder Lüge — alles eins — jedes ist um einen Groschen zu haben. Die Zeitungsspalten aber sind darum nicht nur nicht langweiliger, sondern im Gegenteil noch viel amüsanter geworden, weil, wenn man erst anfängt, die Reinheit der Lüfte tüchtig auszuschattieren, solch ein Bild hervorkommt, daß du's mit Gold nicht bezahlen kannst.

Schließlich wurde der Leser endgültig nüchtern und kam zu sich. Und war es ihm schon früher nicht schlecht gegangen, da er noch den Betrug für die Wahrheit nahm, so fiel ihm jetzt ganz und gar ein Stein vom Herzen. Tritt er in den Bäckerladen ein, so hört er: „Sicherlich, mit der Zeit wird das Brot billig werden." Kommt er in den Geflügelladen, dort sagt man: „Sicherlich, mit der Zeit wird man die Haselhühner umsonst bekommen!"

„Nun, und wie stehen sie einstweilen?"

„O, einstweilen einen Rubel zwanzig das Paar! Seht also, was für eine Wendung mit Gottes Hilfe!"

Und nun ging einmal der leichtgläubige Leser, ganz fein herausgeputzt, auf die Straße. Er ging so dahin, „froher Erwartungen voll", und fuchtelte mit seinem Spazierstöckchen in der Luft herum. Merkt es nun also, dachte er bei sich, in wie vollkommener Sicherheit ich bin!

Aber dieses Mal, wie zum Trotz, geschah das Folgende: Er hatte kaum einige Schritte gethan, als sich ein juridischer Irrtum ereignete, und man steckte ihn ins Loch.

Dort saß er einen ganzen Tag, ohne zu essen, denn man setzte ihm zwar ein Essen vor, aber er schaute es nur an und schaute es wieder an und sagte dann bloß: „So sehen sie aus, unsre Ernten?"

Dort hat er auch die Diphtheritis gekriegt.

Am andern Tage, versteht sich, hat sich der juridische Irrtum aufgeklärt, und man hat ihn gegen Bürgschaft (wer weiß, vielleicht kann man ihn ein andermal brauchen) auf freien Fuß gesetzt.

Er kehrte nach Hause zurück und starb.

Der lügenhafte Zeitungsschreiber lebt aber heute noch. Er bringt eben sein viertes Zinshaus unter Dach und sinnt vom Morgen bis zum Abend nur über das eine nach: womit er künftighin den leichtgläubigen Leser am besten betrügen wird, mit der Lüge oder mit der Wahrheit?

Zolas „Paris". Zolas neuer, mit Spannung erwarteter Roman „Paris" hat in diesen Tagen im „Journal" zu erscheinen begonnen und wird, wie wir bereits zu erwähnen Gelegenheit hatten, im nächsten Jahrgange unsrer Zeitschrift in deutscher Uebersetzung veröffentlicht werden. Der Roman wird nicht nur durch seinen Stoff das Interesse, welches man einem Werk Zolas entgegenzubringen gewohnt ist, in stärkstem Maße auf sich ziehen — kann doch selbst Rom, das moderne Rom, sich nicht mit Paris, der „Königin der Städte", messen —: auch die Darstellung und die Behandlung des gewaltigen Stoffes stempelt „Paris" zu Zolas bedeutendstem und größtem Werke, hauptsächlich weil Zola sich diesmal in einer Welt bewegt, die er nicht erst zu durchforschen und kennen zu lernen brauchte, sondern längst aus eigner Anschauung und gründlich wie nicht leicht ein zweiter moderner Schriftsteller kennt.

Zola selbst hat einem Mitarbeiter des „Temps" gegenüber sich über den Inhalt und den Charakter des Werkes in folgender Weise ausgesprochen:

„‚Paris' hat mehr dramatisches Leben und eine bewegtere Handlung als ‚Rom'; der beschreibende Teil umfaßt nur wenige Seiten. Es wäre mir lächerlich erschienen, eine ausführliche Schilderung von Paris geben oder für ‚Notre-Dame' das thun zu wollen, was ich für St. Peter in Rom gethan habe. Was die Schwierigkeit vermehrte, ist, daß Paris von seinen verschiedenen Seiten bereits in meinen früheren Werken geschildert ist: die Markthallen im ‚Ventre de Paris', die großen Verkaufsläden in ‚Au Bonheur des Dames', die Proletarierviertel im ‚Assommoir'. Eine allgemeine Schilderung von Paris ist übrigens ein gewagtes Unternehmen. Bei Gelegenheit der Weltausstellung von 1867 machte sich eine Gruppe von Schriftstellern daran, ein solches Werk zu schreiben, und arbeitete ein umfangreiches Buch aus, zu dem, wenn ich nicht irre, Victor Hugo die Vorrede schrieb. Von diesem Werk sind nur wenige Exemplare verkauft worden, und die ganze Arbeit hat keine Spuren hinterlassen. Diese Erfahrung hat mir meinen Weg erhellt. Ueberhaupt sollte ‚Paris' kein Fremdenführer werden. Ebensowenig hätte es sich mit meinem Beruf als Romanschriftsteller vertragen, die Geschichte dieser Stadt zu schreiben, die jetzt die Königin der Städte ist, wie es in vergangenen Zeiten Rom war. Also weder Plagiat meiner selbst noch Führer noch Geschichtswerk. Ich glaube, daß es mir gelungen ist,

diese drei Klippen zu vermeiden, aber jedenfalls nicht ohne Mühe.

„Ich lasse in dem Roman zahlreiche Personen auftreten, in dem ganzen Milieu, dessen charakteristische Eigentümlichkeiten sie an sich tragen — Finanzmänner, Litteraten, Gelehrte, Künstler, Leute aus der Gesellschaft, Proletarier, Politiker. Nebenbei möchte ich Sie bitten, diejenigen zu beruhigen, welche mich bereits beschuldigt haben, Porträts von Zeitgenossen gezeichnet zu haben. Ein solches Verfahren liegt mir fern und widerstrebt meiner Rechtlichkeit. Der ‚roman à clef‘ ist meines Erachtens eine ungesunde Schöpfung und dem dauernden Erfolg, den jeder Künstler anstrebt, nur unzuträglich. In La Bruyères ‚Caractères‘ unterhält sich ein halbes Dutzend Litteraten damit, auszuklügeln, auf welche bekannte Persönlichkeit des Hofes oder der Stadt sich dieses oder jenes Gemälde beziehen lasse; die große Menge kümmert sich darum wenig, und La Bruyères Ruhm beruht glücklicherweise auf andern Verdiensten. Leute, die am Skandal Geschmack finden, werden sich also enttäuscht sehen.

„Paris entzückt und bezaubert den Fremden — um wieviel mehr muß es dem Herzen eines Parisers teuer sein! Ich habe eine tiefe Liebe und Bewunderung für die Stadt. Allein wie der Hexenkessel in ‚Macbeth‘ birgt es in seinem Innern von allem etwas, das Schlimmste wie das Beste, die edelsten Tugenden und die abscheulichsten Laster, heroische Selbstverleugnung und die gemeinsten Verbrechen, kurz, alle die verschiedenen Manifestationen der menschlichen Natur. Kein Schleier verdeckt seine Fehler in meinem Buche, und wenn darin eine Pietätlosigkeit zu liegen scheint, so dient es doch nur dazu, seine unvergleichlichen Vorzüge in einem helleren Licht erscheinen zu lassen. An diesem Herde des Wissens und der Güte will sich das Herz des Abbé Froment wieder erwärmen. Er bekommt dort einen Begriff von der Religion der Zukunft, von einem besseren sozialen Zustande, der sich hier in der gewaltigen, von der Riesenstadt Tag für Tag geleisteten Arbeit entwickelt. So thut Paris, so mildthätig es ist, das Unvermögen der Nächstenliebe dar, die ein christliches und antisoziales Gefühl ist. Notwendigerweise muß die Idee der Gerechtigkeit, an der die Schwachen einen Halt finden, die Nächstenliebe töten, welche sie in ihrem Elend stützt. Eine Aera der Gerechtigkeit — das ist die Verheißung der Zukunft, und über Paris wird sich diese Morgenröte erheben. Jeder arbeitet dort, mit ehrlichem Willen oder unfreiwillig — der Strom reißt das Hindernis mit sich fort, das ihm den Weg versperrte, und benutzt es, um seine Gewalt zu verstärken. Innerlich mürbe geworden nach so vielen Erfahrungen, lebt der Abbé endlich wieder auf, und der Schrei der Herzensangst, den er bei seiner Flucht aus Rom ausgestoßen hatte, klingt aus in ein sanftes Gemurmel der Dankbarkeit nach einem dreijährigen Aufenthalt in Paris.

„Diese aufeinanderfolgenden Seelenzustände bilden den leitenden Faden der Trilogie, der den Leser nicht irregehen läßt. Und der Ausgang, den ich hier angedeutet habe, entspricht meinen Anschauungen über das Glück des Daseins, über die Erhabenheit des menschlichen Schicksals, wenn die Gesellschaft einmal zur alleinigen Basis die Arbeit haben wird.“

Zum Schluß fügte Zola hinzu:

„Ich bin bei diesem neuen Buche auf dieselben Kritiken gefaßt, welchen meine früheren Werke bei ihrem Erscheinen begegneten. Ich hoffe jedoch, nach meinem Tode gerechter behandelt zu werden. Man wird alsdann erkennen, daß ich weder ein Pessimist noch ein Sittenverderber war. Wer bei jeder Gelegenheit dem Leben Hymnen singt, ist kein Pessimist, und kein Sittenverderber, wer unermüdlich die hohen Wohlthaten der Arbeit verkündigt. Wenn man die Serie der „Rougon-Macquart“ durchgeht, wird man finden, daß auf jeder Seite die Liebe zum Leben und die Begeisterung für die Arbeit durchbrechen… Nichts ist schlimmer als die Oede und der Tod. Die Furche, die ich in das unergiebige Feld der Litteratur eingegraben habe, ist die Liebe zur Arbeit und zum Leben. Es ist nicht wahr, daß ich die Geister habe verderben und entmutigen wollen, und wie mich diese Ansicht im Augenblick gleichgültig läßt, so glaube ich auch nicht an ihre Dauer.“

Verantwortlicher Redakteur: Karl Walbrowener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Gleichheit.

Von

Edward Bellamy.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von M. Jacobi.

(Fortsetzung.)

XXXV.

Der langsame Anfang und der schnelle Fortgang.

„So viel von den Ursachen des Umsturzes. Wir haben gesehen, wie ein neuer Faktor in der sozialen Evolution — die Aufklärung der Massen — unaufhaltsam zur Herstellung der Gleichheit führte, und daß es an den Zuständen lag, die damals in Amerika herrschten, wenn die große Umwälzung gerade zu dieser Zeit stattfand und gerade diesen Verlauf nehmen mußte. Nun noch ein paar Worte über den Verlauf selbst.

„Diejenige Klasse, welche keine eignen Mittel hatte, die Arbeiter, drückte der wirtschaftliche Schuh natürlich zuerst, und man kann wohl sagen, daß ihre Auflehnung gegen die Konzentration des Besitzes den Anfang gemacht hat. 1869 bildete sich in Amerika die erste große Arbeitergenossenschaft zum Widerstand gegen die Macht des Kapitals. Vor dem Kriege konnte man die Streiks im ganzen Lande noch an den Fingern herzählen. Ehe die sechziger Jahre zu Ende waren, gab es deren Hunderte, während der siebziger Jahre Tausende. In den achtziger Jahren führten die Arbeitsberichte beinahe zehntausend solcher Ausstände auf, an welchen sich zwei bis drei Millionen Arbeiter beteiligten. Viele dieser Streiks verbreiteten sich über den ganzen Kontinent, erschütterten die Handelswelt und verursachten eine allgemeine Panik.

„Auf die Empörung der Arbeiter folgte schnell die der Landwirte. Sie machte weniger Lärm, war aber ernster und nachhaltiger in ihren Folgen. Es bildeten sich teils geheime Verbindungen, teils politische Parteien, welche offen den Kampf gegen die Macht des Geldes auf ihre Fahne schrieben. Schon in den siebziger Jahren brachten diese Organisationen den Staat in Verwirrung, und später wurden sie der Kern der revolutionären Partei.

„Man kann Ihre Zeitgenossen nicht beschuldigen, daß sie diesen Vorzeichen gegenüber gleichgültig geblieben wären. Es wurde öffentlich darüber verhandelt, und auch in der Litteratur der damaligen Zeit spiegelt sich deutlich wieder, in welche Unruhe und Verwirrung die unerhörten Ausbrüche der Unzufriedenheit des Volkes alle ernst denkenden Menschen versetzt haben. Die alten Prahlereien am vierten Juli verstummten. Alle waren darüber einig, daß aus irgend welchem Grunde die demokratische Regierungsform ihr Versprechen, die allgemeine Wohlfahrt zu fördern, nicht gehalten habe. Sie hatte sich unfähig erwiesen, die Uebel, an denen die alte Welt krankte, auch die des Klassen- und Kastengeistes, welche doch, wie man meinte, in republikanischer Luft nicht gedeihen könnten, von der Neuen Welt fern zu halten. Von allen Seiten konnte man hören, daß die alte Organisation immer schlechter würde, daß der Republik und allen Ideen, die sie einst vertreten hatte, Gefahr drohe. Man rief nach einem Mittel, diesem Niedergang Einhalt zu thun; von allen Lippen tönte das Wort ‚Reform‘; dies war der Schlachtruf aller Parteien, der aufrichtigen wie der heuchlerischen. Aber ich brauche wohl keine Zeit damit zu verschwenden, Ihnen die damaligen Zustände zu schildern. Bis 1887 haben Sie ja alles mit erlebt.“

„Es ist genau so gewesen, wie Sie es beschrieben haben. Im Erwerbsleben und in der Politik herrschte die größte Verwirrung; man hatte ganz allgemein das Gefühl, wir seien auf falschem Wege, und rief nach Reformen. Allein, wie gesagt, die Bewegung war, wenn auch sehr beunruhigend, doch viel zu unklar und ziellos, um zu Resultaten zu führen. Alle wußten, daß etwas nicht in Ordnung sei, aber was es war und wie dem abgeholfen werden könne, wußte niemand zu sagen.“

„Sehr richtig,“ erwiderte der Doktor. „Unsre Geschichtsschreiber teilen die ganze Umwandlungsepoche — vom Ende des Krieges oder dem Anfang der siebziger Jahre bis zur Einführung der jetzigen Ordnung beim Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts — in zwei Perioden: die planlose und die zielbewußte. Von der ersteren haben wir soeben gesprochen; sie ist in den Paragraphen geschildert, die ich aus Storiot vorgelesen habe. Sie, Julian, kennen jene Zustände zum Teil aus eigner Erfahrung. Sie wissen am allerbesten, wieviel Angst und Unruhe, Verwirrung

und zweckloser Aufruhr in dieser Periode herrschten. Es war ein Geschrei und ein Durcheinander wie beim Turmbau zu Babel. Die Leute wehrten sich im Dunkeln blindlings gegen die Schläge des Kapitalismus und hatten keine Ahnung, was dabei alles mit Füßen getreten und zerbrochen wurde.

„Arbeiter sowohl wie Landwirte befanden sich über die Lage der Dinge und die Natur der Macht, welcher sie zum Opfer fielen, völlig im unklaren. Die Arbeiter setzten ihre einzige Hoffnung darauf, daß durch Organisierung des Handwerks die Löhne in die Höhe getrieben werden könnten. Sie waren wie die Kinder und wußten nichts davon, daß das Gewinnsystem die Konsumtionskraft der Gesellschaft unweigerlich unter das Maß ihrer Produktionskraft herunterdrückt und fortwährend eine mehr oder weniger große Ueberfüllung des Arbeits- und Warenmarktes herbeiführt. Solange das Gewinnsystem geduldet wurde und den Verdienst des Arbeiters belasten konnte, bis ihm kaum das Notwendigste zum Leben übrig blieb, war an eine Besserung nicht zu denken. Das sahen aber die Arbeiter nicht ein; darum erschöpften sie ihre Kräfte vergebens in fruchtlosen Streiks, statt sich zum Sturz des Gewinnsystems zu vereinigen, und einstweilen brauchten die Kapitalisten noch keine Furcht zu haben.

„Die zweite Klasse der Geplagten, die Landwirte, nahm gar keinen Anteil an den Plänen der Arbeiter, weil diese nur das Beste der Lohnempfänger bezweckten. Sie widmeten sich ebenso fruchtlosen Versuchen zum Nutzen ihrer eignen Klasse, die hinwiederum bei den Arbeitern keine Teilnahme fanden. Ihr Streben ging dahin, die Regierung zu veranlassen, sie, die kleinen Kapitalisten, gegen die großen Kapitalisten, welche Handel und Verkehr des Landes beherrschten, in Schutz zu nehmen. Als ob es irgend ein Mittel gegeben hätte, die natürliche Entwicklung des Privatkapitalismus zu verhindern, die dahin führt, daß der kleine Kapitalist von dem größeren erdrückt wird.

„Es scheint, daß man die schlechte Lage der Landwirte hauptsächlich auf gewisse fehlerhafte Finanzgesetze schob, die das Geld verteuert hätten, und daß man glaubte, allen ihren Beschwerden wäre ein Ende gemacht, wenn nur diese Gesetze aufgehoben würden, so daß mehr bares Geld in Umlauf käme. Hiervon sollte vornehmlich die Landwirtschaft Nutzen ziehen, indem es dann möglich wurde, die Schuldzinsen herabzusetzen und den Preis der Produkte zu erhöhen.

„Ohne Zweifel hatten die Kapitalisten das Münzwesen und den Kurs des Geldes, ja das ganze Finanzsystem der Regierung auf unverantwortliche Weise dazu mißbraucht, das Vermögen der Nation an sich zu reißen. Aber dieser Mißbrauch war nicht schlimmer als ihr Verfahren in den andern Zweigen des wirtschaftlichen Lebens. Ihre Kunstgriffe bei der Währungsfrage hatten ihnen nur dazu verholfen, etwas schneller ans Ziel zu gelangen, als wenn sie sich bloß durch die erlaubten Operationen, durch Renten, Zinsen und Gewinn, bereichert hätten. Auch ohne den Einfluß der Kapitalisten auf den Umlauf des Geldes hätte ihr großer Plan, die wirtschaftliche Lage des Volkes ganz zu beherrschen, gelingen müssen. Sie hatten es gar nicht nötig, ihr Gaukelspiel mit dem Münzwesen zu treiben, wenn sie sich mit dem langsameren Verfahren begnügen wollten, das sie in stand setzte, allmählich den Landbesitz und alle Habe des Volkes zu verschlingen. Um dies Ergebnis herbeizuführen, war kein besonderes Währungssystem erforderlich, und kein Geldsystem irgend welcher Art hätte es verhindern können. Gold, Silber, Papier, teures und billiges, schlechtes und gutes Geld in jeder Form, vom Muschelgeld bis zu den Guineen, alles hatte zu verschiedenen Zeiten den Zwecken der Kapitalisten gedient, und nur Nebensächliches wechselte dabei, je nach den Umständen.

„Der amerikanische Landwirt brauchte sich nur in andern Ländern umzusehen, wenn er zu der Erkenntnis kommen wollte, wie thöricht es sei, die Notlage seiner eignen Klasse wie die des ganzen Volkes einem Kongreßbeschluß über die Währung zuzuschreiben. Er hätte gesehen, daß die Landwirtschaft überall mit noch viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, einerlei, ob diese oder jene Währung im Lande herrschte.

„War die Erscheinung, daß der Ackerbauer in die Enge getrieben wurde, denn überhaupt so überraschend, daß der amerikanische Landwirt eine Erklärung dafür in der Politik suchen mußte? Ist das nicht zu allen Zeiten sein Schicksal gewesen? War das Verhängnis, das über dem amerikanischen Farmer schwebte, nicht dasselbe, welches seinen Stand in jeder Generation an allen Enden der Welt bedroht hatte? Er durfte die Gründe dieses Elends nicht in lokalen Verhältnissen suchen; sie stammten aus einer allgemeinen, von jeher bestehenden Ursache. Die Geschichte hätte ihn darüber belehren können, daß diese Grundursache, welche in allen Ländern, zu allen Zeiten und bei allen Rassen fortwirkte, in dem Zwang bestand, den die Kapitalisten auf das Volk ausübten, dessen Vermögen sie sich durch ihre Renten, Zinsen und Profite aneigneten. Die Masse des Volkes wurde durch sie zu wirtschaftlicher, sozialer und politischer Abhängigkeit verdammt, und die allerverachtetste Klasse ist immer die gewesen, welche den Acker bestellte. Dank dem Reichtum eines noch unausgebeuteten, schwach bevölkerten Kontinents gelang es eine Zeitlang in Amerika auch den Landleuten, diesem unerbittlichen Gesetz zu entgehen; aber jetzt waren sie nahe daran, dem allgemeinen Schicksal zu verfallen, und nichts

hätte es abwenden können, wenn nicht der Privatkapitalismus, die Wurzel aller ihrer Leiden, ausgerottet worden wäre.

„Die Zeit würde nicht ausreichen, wenn ich die tausenderlei Mittelchen auch nur aufzählen wollte, welche von den verschiedensten Reformatoren vorgeschlagen wurden, um die kranke Nation zu heilen. Sie umfaßten alle möglichen Gebiete, von der Theorie der Mäßigkeitsvereinler, welche behaupteten, daß die berauschenden Getränke am wirtschaftlichen Elend schuld seien, bis zu der Ansicht, die Notlage sei ein göttliches Strafgericht, weil in der Verfassung keine feierliche Anerkennung der Dreieinigkeit enthalten wäre. In solchen Anschauungen waren natürlich nur die überspannten Leute befangen, aber auch die, welche den Grund des Uebels in der Konzentration des Besitzes sahen, waren weit davon entfernt, sich klar zu machen, daß die Konzentration selbst nur eine natürliche Folge des Privatkapitalismus sei, und, wenn man diesem nicht ein Ende mache, der Zustand niemals gehoben werden könne.

„Es war vorauszusehen, daß der planlose Widerstand der Arbeiter und Landwirte ebenso wie die Versuche einer Menge kleiner Reformvereine in der ersten Periode der Umsturzbewegung wirkungslos bleiben mußten. Nach zwanzigjährigem Kampfe hatte es sich gezeigt, daß die großen Arbeiterorganisationen, die sich unmittelbar nach dem Kriege gebildet hatten, nicht im stande gewesen waren, die Rechte des Arbeiters mit Erfolg zu verfechten oder seine Lage im geringsten zu bessern. Während dieser Periode hatten zehn- bis fünfzehntausend Streiks und Ausstände stattgefunden, aber dieser industrielle Bürgerkrieg, der sich so lange hinzog, hatte kein andres Endresultat gehabt, als daß jetzt auch der beschränkteste Arbeiter einsah, wie unmöglich es sei, durch eine Klassenorganisation oder durch Klassenanstrengungen nennenswerte Vorteile zu erreichen und die Rechte der Arbeiter vor Uebergriffen zu schützen. Nach beispiellosem Leiden und einem verzweifelten Kampf hatte sich ihre Lage nur verschlechtert. Auch die zweite große Abteilung der aufständischen Massen, die Landwirte, hatte keinerlei Erfolg bei ihrem Kampf gegen die Geldmacht. Wenn auch ihre Verbindungen über Millionen Stimmen geboten, so vermochten sie ihren Mitgliedern womöglich noch weniger zu helfen als die Arbeitergenossenschaften. Selbst wenn sie scheinbar gesiegt hatten und sich der politischen Leitung eines Staates bemächtigten, konnten die Kapitalisten doch auf tausend indirekten Wegen ihre Bestrebungen zu nichte machen, so daß die Früchte ihres Triumphs sich gleich den Sodomäpfeln in den Händen derer, die sie pflückten, zu Asche verwandelten.

„Mit Angst und Sorge hatte das Volk wohl fünfundzwanzig Jahre lang gefragt: Was soll geschehen? Und wo war nun das praktische Ergebnis seines verzweifelten Ringens? Nirgends ließ sich etwas davon sehen. Wenn hier und dort unbedeutende Reformen eingeführt wurden, so hatten auch die Mißbräuche, denen diese Reformen steuern sollten, bedeutend zugenommen. Die Macht der Plutokratie war seit 1873 auf bedrohliche Weise gewachsen. Es mußte dem oberflächlichen Beobachter so scheinen, als hätte der Kampf schnell und sicher eine Entscheidung zu Ungunsten des Volkes herbeigeführt, als wären die amerikanischen Kapitalisten, welche für die gewonnenen Millionen ihren Kindern Adelsbriefe kauften, ‚klüger in ihrem Geschlecht, denn die Kinder des Lichts‘, weil sie die Zeichen der Zeit besser verstanden hatten.

„Trotzdem war dieser Schluß so falsch wie nur irgend möglich. Während der Jahrzehnte vergeblichen Streites und fortwährenden Mißlingens hatte die revolutionäre Bewegung solche Fortschritte gemacht, daß die Verständigen und tiefer Blickenden ihren endlichen Triumph über das Privatkapital in nicht zu ferner Zeit hätten voraussehen können."

„Worin bestand denn der Fortschritt? Ich kann keinen entdecken," sagte ich.

„In der Entwicklung der revolutionären Stimmung unter der Masse des Volkes," erwiderte der Doktor. „Das Volk wurde auf diese Weise besser als auf irgend einem andern Wege dazu vorbereitet, die Notwendigkeit einer Reorganisation des Wirtschaftssystems von Grund auf einzusehen. Sie müssen bedenken, daß eine große Umwälzung, welche die alten Formen zerbrechen soll, erst eine riesige moralische Kraft ansammeln muß. Solange die Gründe für ihre Rechtfertigung nicht viel schwerer wiegen als alles, was sie aufs Spiel setzt, kann sie nicht beginnen. Die Vorgänge, durch welche dieser Impuls allmählich an Kraft gewinnt, fallen weniger ins Auge als die Ereignisse der späteren Periode, in welcher die revolutionäre Bewegung einen so kräftigen Schwung bekommen hat, daß sie ohne Widerstand alle eindämmenden Hindernisse mit fortreißt, als wären es Strohhalme. Aber für den denkenden Menschen ist die Zeit der Vorbereitung ein noch interessanteres Feld der kritischen Betrachtung. Das amerikanische Volk mußte erst durch eine harte Lehre und viele bittere Erfahrungen zu der Erkenntnis kommen, daß keine halben Maßregeln helfen könnten, um eine so welterschütternde Reform wie den Sturz des Privatkapitals und die Einführung der Nationalverwaltung zu unternehmen. Es mußte ihm durch zahlreiche Versuche klar werden, daß der Privatkapitalismus schon zu weit ausgeartet war, um noch einer Besserung fähig zu sein, damit es zu dem Entschluß kam, ihn über den Haufen zu werfen. Diese schmerzliche, aber durchaus notwendige Erfahrung machte das Volk in

den ersten Jahrzehnten des großen Ringens. Seine unzähligen Niederlagen und Demütigungen bei jedem neuen Versuch, die Macht des Geldes einzuschränken und ihrer Willkür zu steuern, trugen in den siebziger, achtziger und im Anfang der neunziger Jahre mehr, als alle Siege gethan hätten, zu der Vollkommenheit und Größe seines schließlichen Triumphes bei. Alle diese Kämpfe und Leiden mußten dem Umsturz den Weg bahnen. Der Privatkapitalismus, dies System der Tyrannei, mußte das Maß seiner Missethaten erfüllen, er mußte zeigen, daß er ein unversöhnlicher Feind der Demokratie, des Lebens, der Freiheit und des Glückes der Menschen sei, damit das Verlangen, ihn zu stürzen, immer gewaltiger würde. Umwälzungen, die zu früh beginnen, haben zu früh ein Ende, und diese durfte nicht stille stehen oder aufhören, bis die letzte Spur eines Systems, welches dem einzelnen Menschen Gewalt über Leben und Schicksal seiner Nebenmenschen verlieh, auf immer vertilgt war. Deshalb war keine Schmach, kein Akt der Unterdrückung, keine Aeußerung gewissenloser Habgier, kein schamloser Mißbrauch der Staatsgewalt und der Gesetzgebung, keine Thräne der Scham über die Herabwürdigung der Nation, kein Schlag mit dem Knüttel der Polizisten, keine einzige Kugel der Soldaten, kein Stoß mit dem Bajonett vergebens. Nur diese harte Schule der Prüfungen und Mißerfolge konnte das Volk dazu erziehen, den Baum, der solche Früchte trug, mit der Wurzel auszureißen.

„Wir setzen den Anfang der zweiten Periode in die Zeit, in welcher sich bei einem großen Teil der Gesellschaft eine klare Anschauung gebildet hatte von dem, was not that. Sie erkannten, daß es sich hier um Menschenrechte handelte, die einer unverantwortlichen Macht, dem Privatkapitalismus, gegenüberstanden, daß ein völlig neues Wirtschaftssystem gegründet werden müsse, bei dem das Volk selbst, zum allgemeinen Besten, Produktion und Güterverteilung kontrollierte, statt daß sie durch einige Privatpersonen besorgt wurden."

„Haben Sie eine Idee, wann die revolutionäre Bewegung aus dem planlosen in das zielbewußte Stadium eingetreten ist?" fragte ich.

„Natürlich konnte von einer augenblicklichen Umwandlung nicht die Rede sein," erwiderte der Doktor. „Es war vorerst nur das Erwachen eines neuen Geistes und einer klareren Erkenntnis. Die Verwirrung, Planlosigkeit und Verblendung der ersten Periode ragte noch lange über die Zeit hinaus, in der ein verständigerer Geist sich Bahn brach und den Menschen ein bestimmtes Ideal vor Augen stellte. Vom Beginn der neunziger Jahre datieren wir das erste Auftauchen einer gewissen Planmäßigkeit in den revolutionären Bestrebungen; von da an entwickelten sie sich aus formlosen Empörungen gegen unerträgliche Zustände zur logischen und zielbewußten Herbeiführung der neuen Gesellschaftsordnung."

„Ich hätte sie also beinahe noch erlebt," rief ich.

„Ja," erwiderte der Doktor. „Wenn Sie nur noch ein oder zwei Jahre länger wach geblieben wären, dann hätte unser Industriesystem und die mit demselben eng verbundene wirtschaftliche Gleichheit Sie gar nicht sehr überrascht. Ein paar Jahre nach Ihrem vermeintlichen Ableben sprach man schon in ganz Amerika davon, daß möglicherweise aus der Krisis, in der sich die Gesellschaft befand, eine solche neue soziale Ordnung hervorgehen könne.

„Die Idee eines Wirtschaftssystems, bei dem die Kräfte aller zusammenwirken, um das Gemeinwohl zu fördern, ist natürlich so alt wie die Philosophie selbst," fuhr der Doktor fort. „Schon bei Plato findet sich dieser Gedanke, auf dem unser heutiger Staat beruht, in der Theorie, und niemand kann wissen, ob er nicht schon viel früher aufgetaucht ist, denn er ist ganz natürlich und muß jedem einleuchten. Aber die Aufklärung mußte sich erst über weite Kreise verbreiten und ein Volksregiment möglich machen, ehe die Welt reif war, diese Staatsidee zu verwirklichen. Bis dahin hatte sie keine sichtbare Gestalt, wie die Seele, ehe sie Fleisch geworden ist. Selbstsüchtige Herrscher betrachteten das Volk nur als Mittel zu ihrer eignen Erhebung, und wenn sie die Industrie zweckmäßiger organisierten, so geschah es ausschließlich, um ihre Tyrannei mit noch größerer Macht zu umgeben. Erst als die Massen einen Standpunkt erreicht hatten, der sie befähigte, die Zügel selbst in die Hand zu nehmen, war eine kräftige Agitation für das Wirtschaftssystem auf genossenschaftlicher Basis möglich und wünschenswert. Als sich in Europa zum erstenmal der demokratische Geist regte, war die Möglichkeit einer solchen Organisation lebhaft erörtert worden. Schon Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatten in der Alten Welt scharfsichtige Beobachter diese Bewegung als ein Zeichen der Zeit erkannt, aber Amerika hatte sich bisher der Agitation in Europa nicht angeschlossen — wenn man die kurzen, verunglückten Experimente der vierziger Jahre ausnimmt.

„Wie ich schon gesagt habe, lebte das Volk in Amerika damals unter viel günstigeren Verhältnissen als irgend eine andre Nation seit Menschengedenken, und das war der Grund seiner Gleichgültigkeit. Die individualistische Methode, bei der jeder für seinen eignen Unterhalt sorgte, hatte so befriedigende Resultate, daß niemand an andre Methoden dachte. Es fehlte ein starker Beweggrund, um die schwerfälligen, am Alten hängenden Massen aufzustacheln und mit neuen, revolutionären Gedanken zu erfüllen. Die Periode des Umschwungs hatte schon begonnen, als

es noch unmöglich war, den Anschauungen über eine Neuordnung der Gesellschaft, die Europa bereits mächtig erregten, bei uns Eingang zu verschaffen. Am Ende der achtziger Jahre mußte es aber jedem klar werden, wie kläglich die verzweifelten Versuche des Volks, sich aus der Gewalt des Privatkapitalismus zu befreien, nach zwanzigjährigen Anstrengungen gescheitert waren, und nun konnten die Amerikaner den Gedanken fassen, daß man möglicherweise ganz ohne Kapitalisten auskommen könne, wenn man an ihre Stelle eine Organisation setzte, durch welche die Erwerbsthätigkeit, wie jede öffentliche Angelegenheit, zum Wohl des ganzen Volkes geregelt wurde.

„Das amerikanische Volk war ganz besonders dazu befähigt, die beiden Hauptpunkte des Umsturzprogramms zu würdigen und zu verstehen. Die Advokaten hatten für die Vereinigten Staaten eine Verfassung erdacht; aber die wahre amerikanische Konstitution, die, welche im Herzen des Volkes geschrieben stand, blieb immer die unsterbliche Unabhängigkeitserklärung, mit ihrer Anerkennung der unveräußerlichen Gleichheit aller Menschen. Auch die Verstaatlichung der Erwerbsthätigkeit konnte den Amerikanern im Prinzip nicht fremd sein, obgleich sie eine völlige Umwandlung der Gesellschaft hätte nach sich ziehen müssen. Sie war ja nur eine Weiterentwicklung der demokratischen Grundidee des amerikanischen Staates. Die Anwendung dieser Idee auf die Wirtschaftsverwaltung war allerdings neu, aber sie war so unverkennbar schon in dem ganzen Prinzip enthalten, daß jeder aufrichtige Demokrat, sobald die Nationalverwaltung einmal in Vorschlag gebracht war, sich nur darüber wunderte, daß eine so klare und vernünftige Ergänzung des Volksregiments nicht schon lange Eingang gefunden hatte. Die Verkündiger einer gemeinsamen Verwaltung des Wirtschaftssystems im Interesse aller hatten in Europa eine doppelte Aufgabe: zuerst mußten sie die Lehre verbreiten, daß das Volk ein absolutes Recht habe, selbst zu regieren, und dann mußten sie die Anwendung dieser Lehre auf die Volkswirtschaft darlegen. In Amerika dagegen brauchten sie nur die Folgerungen eines bekannten, aber bis jetzt nicht beachteten Grundsatzes zu ziehen, der im Prinzip schon längst nicht mehr bestritten wurde.

„Die Annahme des neuen Ideals schloß nicht nur eine Programmänderung in sich, sondern bedingte auch eine ganz andre Frontstellung der revolutionären Bewegung. Bis jetzt war sie ein Versuch gewesen, sich gegen neue wirtschaftliche Zustände aufzulehnen und das alte System des freien Wettbewerbs, das vor dem Krieg herrschte, wieder einzuführen; dieser Versuch war natürlich erfolglos, da die Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage des Volkes in der natürlichen Entwicklung des Privatkapitalismus lag, und somit jeder Widerstand vergebens war, solange dieser fortbestand.

„‚Vorwärts, marsch!‘ so lautete das neue Kommando, ‚kämpft gegen die Feinde vor euch und laßt das Alte dahinten! Schreitet mit der wirtschaftlichen Evolution weiter und streitet nicht gegen sie! Der freie Wettbewerb kann nie wieder eingeführt werden; er ist es auch nicht wert, denn im besten Fall war dies System unmoralisch, eine Vergeudung der Kräfte, ein brutaler Kampf um das tägliche Brot. Neue Fragen verlangen neue Lösungen. Vergebens ruft ihr das altersschwache System des freien Wettbewerbs gegen den jungen Riesen Privatmonopol zum Kampf auf. Schickt ihm den größeren Riesen entgegen, das Volksmonopol. Die Konsolidation des Geschäfts im Privatinteresse muß durch die festere Konsolidation im Interesse des Volkes verdrängt werden; der Trust und das Syndikat sollen der Stadt, dem Staat, der Nation weichen, der Privatkapitalismus dem Nationalismus. Die Kapitalisten haben das System des freien Wettbewerbs zerstört; stellt es nicht wieder her, sondern dankt ihnen dafür, daß sie die Arbeit gethan haben, wenn ihre Motive auch nicht lauter waren! Baut euch nicht wieder Hütten des Elends, sondern errichtet endlich auf dem frei gewordenen Raum den Tempel, dessen die Menschheit schon so lange harrt!‘

„Im Lichte dieser neuen Lehre wurde es den Menschen klar, daß der Engpaß, in dem die Republik augenblicklich steckte, nichts als der Durchgang voll Angst und Schrecken zu einer Zukunft des allgemeinen Glückes sei. Man hätte mit so glühenden Farben malen müssen wie die Propheten des alten Bundes, um die Herrlichkeit dieser Zeit würdig zu schildern.

„Der Streit, welcher sich zwischen dem Volk und der Plutokratie erhoben hatte, war nun kein unerklärliches und beklagenswertes Ereignis mehr, sondern eine notwendige Phase in der Evolution einer Gesellschaft, die von einem niedrigen zu einem unendlich viel höheren Niveau emporstieg. Er mußte mit Freuden begrüßt, nicht gemieden, nach besten Kräften gefördert, nicht verhindert werden; denn da jetzt Aufklärung und demokratische Denkweise über die ganze Welt verbreitet waren, konnte der Ausgang dieses Streites nicht mehr zweifelhaft sein. An dem Weg, welchen alle Republiken aufwärts gezogen sind, aus den dürren Niederungen der Arbeit und Mühsal, hat immer gerade an der Stelle, wo der steile Hügel erklommen ist, und sich liebliche Hochthäler der Freude und des Glückes aufthun, eine Sphinx gestanden und ihnen das Rätsel aufgegeben: ‚Wie läßt sich in einem Staat die demokratische Gleichheit bei wachsendem Reichtum bewahren?‘ Die Lösung wäre einfach genug gewesen. Das Volk hätte nur sein

Wirtschaftssystem so einrichten müssen, daß der Gewinn immer an alle gleichmäßig verteilt wurde, dann konnte er der Gleichheit des Volkes nicht schaden, so sehr er auch zunahm. Das gerechte Prinzip der Gleichheit ist der Brunnen lebendigen Wassers für das politische Leben der Völker; ‚so eine Nation davon trinket, wird sie ewig leben.‘ Trotzdem hatte noch keine von allen Republiken das Rätsel lösen können, und darum ‚bleichten die Gebeine ihrer Söhne auf dem Hügel, und niemand durfte die lieblichen Thäler betreten, welche sie geschaut hatten‘. Jetzt aber war die Zeit gekommen, da die Menschen klug genug waren, die rechte Antwort auf diese Frage zu geben, die so oft gestellt und nie gelöst worden war. Die Sphinx verschwand — und für alle Völker der Erde war der Weg nun frei.

„Ein Geist vollkommener Sicherheit und Siegesgewißheit erfüllte die neue Bewegung. Sie wirkte um so hinreißender und erhebender durch den Gegensatz zu dem freudlosen Pessimismus der Kapitalistenpartei und zu den kleinlichen Zielen, den Klasseninteressen, der Blindheit und Zaghaftigkeit aller Reformatoren, die bisher diese Partei bekämpft hatten.

„Man hätte glauben sollen, daß eine Lehre von solcher Kraft und Schönheit, die den Menschen so viel Gutes versprach, in kürzester Frist das notleidende Volk um sich scharen würde. Aber die Unterweisung des Volkes und seine geistliche Leitung lagen nicht in den Händen der Reformatoren, ja überhaupt nicht in uneigennützigen Händen; sie hingen fast ganz von den Kapitalisten ab. Ehemals waren die Zeitungen nicht große Kapitalanlagen gewesen, desto mehr aber hatten sie sich dazu geeignet — wie roh und unreif sie auch waren —, die Stimme des Volkes zu repräsentieren. In der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erforderte aber jede Zeitung mit ausgedehntem Leserkreis ein bedeutendes Kapital. Folglich waren alle großen Zeitungen im Besitz der Kapitalisten; natürlich wurden sie auch im Sinne der Eigentümer redigiert. So vertraten die großen Tagesblätter immer die bestehende Ordnung der Dinge und bekämpften die revolutionäre Bewegung — die seltenen Fälle ausgenommen, in denen der Kapitalist, unter dessen Oberaufsicht die Zeitung stand, besonders freisinnige Grundsätze hatte. Sie monopolisierten das Einsammeln und die Verbreitung aller öffentlichen Nachrichten und übten auf diese Weise eine Zensur aus, die nicht viel besser war als diejenige, welche zu derselben Zeit in Rußland und der Türkei die Dinge auswählte, die zu den Ohren des Volkes dringen durften.

„Nicht die Presse allein, auch die religiöse Unterweisung des Volkes wurde von den Kapitalisten überwacht. Die Kirchen waren Anstalten, welche von den Kapitalisten und einem wohlhabenden Bruchteil des Volkes aufrecht erhalten wurden; sie konnten ohne Unterstützung des Kapitals ihre Arbeit weder fortsetzen noch ausdehnen. Ebenso waren alle Universitäten und höheren Unterrichtsanstalten mit goldenen Ketten an den Triumphwagen der Plutokratie gespannt. Ihr Bestehen und ihr Gedeihen hing von den Gaben der Reichen ab, und es wäre Selbstmord gewesen, diese zu beleidigen. Außerdem waren ja auch nur die Kapitalisten und der wohlhabende Bruchteil der Bevölkerung in der Lage, ihre Kinder in diese höheren Unterrichtsanstalten zu schicken, und die besitzende Klasse gab natürlich solchen Schulen den Vorzug, welche eine Lehre verkündeten, die ihr angenehm war.

„Wenn die Reformatoren über Presse, Kanzel und Universität hätten gebieten können, um dem Verstand, dem Herzen und dem Gewissen des Volkes ihre Lehre einzuprägen, dann würden sie gesiegt und das Land belehrt haben, ehe ein Monat zu Ende war. „Im Gefühl, wie schnell ihnen die Herzen zufliegen würden, wenn sie dem Volk nur nahe kommen könnten, grollten sie mit Recht über den Aufschub, denn sie mußten es ja vor Augen sehen, wie die Menschheit immer wieder ans Kreuz geschlagen wurde und ohne Not unbeschreibliche Qualen erduldete. Welcher Mensch wäre unter solchen Umständen nicht ungeduldig geworden und hätte gerufen wie sie: ‚Wie lange, Herr, wie lange?‘ Jeder Tag, der verging, ohne die Erlösung aus so großem Elend zu bringen, mußte ihnen wie ein Jahrhundert scheinen. Da sie mitten im Staub und Lärm unzähliger kleiner Gefechte standen, war es für sie ebenso schwer wie für den Soldaten inmitten der Schlacht, den Verlauf des Kampfes und die Operationen der Streitkräfte, die den Ausgang bestimmen, zu überblicken. Uns aber erscheint es wahrhaft wunderbar, wie schnell das amerikanische Volk in den neunziger Jahren für das Programm des Umsturzes gewonnen wurde; es konnte keine Frage mehr sein — der Sieg war errungen.

„Vom Anfang der zweiten Phase der revolutionären Bewegung an spricht sich in der Tageslitteratur ein neuer Geist kraftvollen Protestes gegen die Ungerechtigkeiten der Gesellschaftsordnung ganz offen aus. Nicht nur in Abhandlungen und Journalen mit ernsterem Inhalt, sondern auch in den Romanen und Dichtungen der damaligen Zeit überwog das Thema der sozialen Reformen, ja es beherrschte die Litteratur fast ganz. Die Verbreitung einiger Bücher, die eine völlige Reorganisation der Gesellschaft forderten, war so enorm, daß man an diesen Zahlen allein schon das Herannahen des Umsturzes spüren konnte. Die Antisklaverei hat nur ein ‚Onkel Toms Hütte‘ gehabt, der Antikapitalismus hatte viele solche Bücher.

„Eine höchst bedeutsame Thatsache war die ein-

stimmige Begeisterung, mit der die ausschließlich ackerbauende Bevölkerung des fernen Westens die neue frohe Botschaft von der wirtschaftlichen Gleichheit begrüßte. Auf Umsturzbewegungen aus den Reihen der städtischen Proletarier waren die Regierungen von jeher gefaßt gewesen, aber sie zählten stets mit Bestimmtheit darauf, daß der aller Neuerung abgeneigte Bauernstand ihnen helfen würde, die leicht erregbaren Lohnarbeiter im Zaum zu halten. Bei dieser Umwälzung sah man jedoch den Landmann in der vordersten Reihe stehen, ein Umstand, der schon allein den raschen Verlauf und den zweifellosen Ausgang des Kampfes im voraus verkündete. Gleich beim Beginn der Schlacht hatten die Kapitalisten ihre Reserven verloren.

„Zu Anfang der neunziger Jahre gewann die Umsturzbewegung erstmals eine Bedeutung auf politischem Felde. Nach dem Schluß des Bürgerkrieges hatte die feindselige Stimmung zwischen Norden und Süden zwanzig Jahre lang den Ausschlag bei der Parteibildung gegeben. Dadurch waren die unzufriedenen Industriellen bisher von jeder politischen Kundgebung zurückgehalten worden, um so mehr, als sie sich nicht für ein bestimmtes Verfahren entschließen und darüber einigen konnten. Gegen das Ende der achtziger Jahre war endlich die Erbitterung zwischen Norden und Süden so weit geschwunden, daß das Volk sich zu dem neuen Kampfe rüsten konnte, der sich bereits seit dem Kriege drohend und unabweisbar am Horizonte gezeigt hatte. Es war ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Demokratie und der Plutokratie zur Verteidigung der Menschenrechte gegen die Tyrannei des Kapitals.

„Man hatte früher in Amerika dem öffentlichen Betrieb wirtschaftlicher Unternehmungen durch Nationalverwaltung weder Aufmerksamkeit noch Gunst zugewendet; aber sobald die Angelegenheit überhaupt zur Sprache kam, schon im Jahre 1890, hatten politische Parteien, die eine derartige Verwaltung wichtiger Geschäftszweige als wünschenswert erkannten, eine bedeutende Anzahl Stimmen dafür abgegeben. 1892 bildete sich in fast jedem Staate der Union eine Partei, welche verlangte, daß wenigstens die Eisenbahnen, Telegraphen, Bankinstitute und andre zu Monopolen gewordene Einrichtungen in Staatsverwaltung genommen werden sollten. Damals verfügte die Partei über eine Million Stimmen, aber schon zwei Jahre später war sie weit zahlreicher; 1896 nahm sogar eine der großen historischen Parteien des Landes ihr Programm im wesentlichen an, und die Nation teilte sich nun in zwei fast gleiche Hälften, die dafür und dawider waren.

„Der Schrecken, welcher sich der besitzenden Klasse bemächtigte, als sich die soziale Unzufriedenheit in solcher Ausdehnung kund that, scheint uns jetzt, nachdem so lange Zeit darüber verstrichen ist, in hohem Grade auffallend. Denn der Angriff richtete sich noch keineswegs gegen den Privatkapitalismus überhaupt, sondern nur gegen die schlimmsten Mißbräuche der Kapitalisten. Was diese am meisten beunruhigte, waren ohne Zweifel nicht die einzelnen Forderungen der Aufständischen, sondern die Erbitterung des Volkes gegen sie und all ihr Thun und Treiben, die dabei zu Tage trat und deutlich erkennen ließ, daß dies nur der Anfang sei, und man später noch weit mehr verlangen würde. Auch die Abolitionisten hatten zuerst nicht die Abschaffung, sondern nur die Beschränkung der Sklaverei gefordert, und doch hatten sich die Sklavenhalter über ihre eigentliche Absicht nicht getäuscht. Die Kapitalisten hätten thörichter sein müssen als ihre Vorgänger, um nicht die politische Tragweite der Bewegung einzusehen. Sie wußten recht gut, daß es sich um den Kampf der Massen gegen die Klassen handelte — wie man sich damals ausdrückte —, und daß die wirtschaftliche und soziale Revolution in der nächsten Zukunft bevorstehe."

„Aber gewiß besaßen doch viele Kapitalisten einen ruhigen Einblick in die Lage der Dinge," sagte ich; „warum machten sie denn nicht von selbst die nötigen Zugeständnisse, um sich wenigstens einen Teil ihrer Vorrechte zu wahren?"

„Dann wären sie sicherlich der Tyrannei zum Opfer gefallen; denn diese pflegt bei jeder revolutionären Erhebung erst einzulenken, wenn es zu spät ist und an keine Rettung mehr gedacht werden kann. Während bei den großen Revolutionen sittliche Kräfte im Spiel sind, pochen die Tyrannen stets auf ihre materielle Macht und können ihr Geschick niemals voraussehen, bis es unabwendbar über sie hereinbricht."

„Nun müssen wir aber bald unsre Sitze einnehmen," unterbrach jetzt Edith das Gespräch. „Ich möchte nicht, daß Julian den Anfang des Schauspiels versäumt."

„Wir haben gerade noch ein paar Minuten Zeit," erwiderte der Doktor, „und da nun einmal die Rede auf den Verlauf der Umwälzung gekommen ist, will ich noch einige Worte über die großartige Begeisterung sagen, mit der sich das Volk der Bewegung bemächtigte und sie wunderbar rasch zum Ziele führte. In dieser Periode spielt auch das Stück, dessen Aufführung wir sehen wollen.

„Sie müssen nämlich wissen, Julian, daß zwar viele der Ansicht waren, es werde schließlich sowohl in Amerika wie überall ein System der Kooperation an die Stelle des Privatkapitalismus treten, aber sie glaubten, dieser Vorgang könne sich nur langsam und allmählich vollziehen, vielleicht im Laufe mehrerer Jahrzehnte oder eines halben Jahrhunderts. Das scheint die allgemeine Auffassung gewesen zu sein.

Aber sobald es den Massen klar geworden war, daß die Sache Aussicht auf Erfolg hatte, drängten sie unaufhaltsam vorwärts. Zuerst freilich kam der Plan eines nationalen Industriesystems dem Volke wie ein Märchen vor. Die gleiche Güterverteilung, die Abschaffung der Armut, ein allgemeiner Wohlstand und alle die andern Verheißungen, die man ihm machte, schienen ihm unfaßlich. In ihrem hoffnungslosen Elend hatten die Massen kaum zu glauben gewagt, daß die Armut einst im Himmel aufhören werde, aber daß es im Bereich der Möglichkeit sein solle, hier und jetzt, in dem nüchternen Amerika ein solches irdisches Paradies zu errichten, das vermochten sie sich nicht zu vorzustellen.

„Als aber nun die revolutionäre Propaganda immer weiter um sich griff und festen Grund und Boden gewann, kamen selbst die Mutlosesten zu der Ueberzeugung, daß die Stunde des Triumphes nahe sei. Die Hoffnung des Volkes wurde zu froher Zuversicht, und bald loderten die Flammen der Begeisterung hoch empor. Hatte die Größe der Verheißung die Menge zuerst erschreckt, so war jetzt der Jubel grenzenlos. Alle glühten vor Eifer, dies wonnevolle Leben zu beginnen; keinen Tag, keine Stunde wollte man mehr warten. Die Jungen riefen: ‚Laßt uns eilen, in das gelobte Land zu kommen, solange wir noch jung sind, damit wir erfahren, was es heißt, zu leben!‘ und die Alten sagten: ‚Laßt uns noch vor unserm Ende hineingehen, auf daß wir in Frieden sterben können, weil wir wissen, es wird unsern Kindern wohlergehn, wenn wir die Augen schließen.‘ Die Führer und Pioniere der Bewegung, deren Bemühungen lange Jahre an dem Unglauben und der Gleichgültigkeit des Volkes gescheitert waren, zu dem sie redeten, sahen sich jetzt von einer mächtigen Woge der Begeisterung mit fortgerissen, die sie unmöglich aufhalten oder in ruhigere Bahnen lenken konnten.

„Aber der Weg lag klar vor ihnen, und um die Erregung des Volksgemüts noch höher zu steigern, erfolgte jetzt die ‚große Erweckung‘ und verlieh der ganzen Bewegung eine religiöse Färbung.“

„Auch wir hatten zu meiner Zeit sogenannte religiöse Erweckungen, die sich manchmal in weite Kreise verbreiteten. War diese ähnlich beschaffen?“

„Wohl kaum,“ erwiderte der Doktor. „Bei der ‚großen Erweckung‘ begeisterte man sich für die soziale Erlösung, nicht für die Rettung der einzelnen Seele. Es galt die Gründung des Reiches Gottes auf Erden, des Reiches der brüderlichen Liebe, welches Christus verkündet hatte, auf welches er die Menschen hoffen ließ und wofür sie wirken sollten nach seinem Gebot. Am Schluß des vorigen Jahrhunderts waren den Amerikanern die Augen darüber aufgegangen, daß ein Industriesystem, welches die wirtschaftliche Gleichheit aller Menschen einführte, auf einer wahrhaft ethischen und religiösen Grundlage beruhe.

„Daß die Bewegung von christlichem Geist und Sinn getragen war, liegt auf der Hand. Sie beabsichtigte ja nichts Geringeres, als Christi Lehre, daß man seinen Nächsten lieben solle wie sich selbst, zur Grundlage der ganzen Gesellschaftsordnung zu machen. Der erste Schritt dazu mußte natürlich die Sorge für das materielle Wohlergehen aller sein. Man sollte denken, daß man Leuten, welche sich Christen nannten und mit dem Neuen Testament vertraut waren, das alles nicht erst zu erklären brauchte. Sie mußten ja sofort erkennen, daß das Programm der Reformpartei nichts war als eine Anwendung der christlichen Nächstenliebe auf wirtschaftliche und politische Verhältnisse. Die gläubigen Christen hätten ohne Zögern herbeieilen müssen, um sich aus allen Kräften, mit ganzer Seele und vollem Herzen der Bewegung anzuschließen. Daß sie nur so langsam herzukamen, daran war die falsche oder mangelhafte Belehrung schuld, welche sie von denen erhalten hatten, die vor allen andern berufen und verpflichtet gewesen wären, sie zur That zu treiben — von den christlichen Predigern.

„Seit vielen Jahrhunderten, ja gleich nach dem Beginn der christlichen Aera, hatten die Kirchen sich von dem christlichen Ideal abgewendet, das in der Gründung des Reiches Gottes auf Erden bestand, unter Einführung des Gesetzes gegenseitiger Hilfsbereitschaft und brüderlicher Liebe. Die Geistlichkeit hielt die Regeneration der menschlichen Gesellschaft in dieser Welt für ein hoffnungsloses Unternehmen und verkündete dem Volk im Namen dessen, der uns das Vaterunser gelehrt hat, daß Gottes Wille auf Erden nicht geschehen würde. Statt wie Christus die bestehende Gesellschaftsordnung für böse, verderblich und der Erneuerung bedürftig anzusehen, übernahmen sie den Schutz und die Verteidigung der sozialen und politischen Institutionen und brauchten ihren ganzen Einfluß, um das Streben des Volks nach einer gerechteren und gleichmäßigeren Güterverteilung zu unterdrücken. In der Alten Welt kämpften sie für die Gewalt und das Vorrecht der Mächtigen und erstickten jedes Verlangen nach Freiheit und Gleichheit. Wenn die Könige und Kaiser sich den Wünschen ihrer Unterthanen widersetzen wollten, so leisteten ihnen die Geistlichen nützlichere Dienste als die Polizei und das Militär. In der Neuen Welt hatte das Königtum bei seiner Abdankung das Zepter hinterrücks den Kapitalisten in die Hand gelegt. Da übertrugen auch die Priester ihre Unterthänigkeit auf die Geldmacht. Hatten sie früher das göttliche Recht der Könige verkündet, über ihre Mitmenschen zu herrschen, so lehrten sie jetzt: der erworbene oder ererbte Reichtum verleihe seinem Besitzer ein göttliches

Recht, sich andre dienstbar zu machen, und es sei die Pflicht des Volkes, ohne Murren zuzusehen, wie die Reichen sich alle Güter ausschließlich aneigneten.

„Die Stellung, welche die Kirchen beim Streit der Mächtigen gegen die Menschenrechte und die Gleichheit aller einnahmen, hatte von jeher viel Aergernis verursacht und ihrem Ansehen und Einfluß bei jeder revolutionären Krisis großen Abbruch gethan. Da nun der jetzige Kampf zwischen dem Privatkapitalismus und der wirtschaftlichen Gleichheit von so großer Wichtigkeit war, wie kein früherer je gewesen, so mußte auch die Haltung, welche die Kirchen dabei annahmen, über ihre ganze Zukunft entscheiden. Stellten sie sich in dieser großen Lebensfrage auf die Seite der Gegner des Volks, so begingen sie einen ungeheuren Irrtum, der für sie verhängnisvoll werden konnte, indem er ihnen den letzten Halt raubte, den sie noch in Geist und Herz des Volkes besessen hatten. Wären dagegen die kirchlichen Führer im stande gewesen, die volle Bedeutung der großen Umkehr aller Herzen zu Christi Menschheitsideal zu verstehen, welche sich am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts vollzog, so hätten sie hoffen dürfen, die allgemeine Achtung und Ehrfurcht vor der Kirche wiederherzustellen und sich trotz aller begangenen Fehler als die wahren Vertreter des christlichen Geistes und der christlichen Lehre zu erweisen. Unter den Geistlichen gab es auch einige — ja verhältnismäßig viele — die dies einsahen und den verzweifelten Versuch machten, ihre Standesgenossen davon zu überzeugen. Aber das Herkommen und die alten Ueberlieferungen machten diese blind; sie vermochten dem Drängen des Kapitalismus nicht zu widerstehen und erkannten die Zeichen der Zeit erst, als es zu spät war. Auch andre gelehrte Körperschaften verschlossen sich der Einsicht, daß die Menschen- und Bruderliebe, welche sich wie ein gewaltiger Strom über die Erde ergoß, von Gott gewollt und im stande sei, die Welt umzuwandeln und zu erneuern. Aber wenn es auch zu beklagen war, daß viele weise Männer das Wesen der großen Krisis mißverstanden, so war doch die Blindheit der Geistlichkeit am schlimmsten, denn ihr Beruf hatte ihnen ausdrücklich die Pflicht auferlegt, das gleiche liebevolle Verhalten gegen alle zu predigen und auf das Reich der brüderlichen Liebe zu warten, das durch den Umsturz gegründet werden sollte, und dessen Kommen sie jetzt mit Verwünschungen begrüßten.

„Die damaligen Reformatoren sprachen sich sehr bitter gegen die Geistlichen aus und beschuldigten sie eines doppelten Verrats an der Menschheit und dem Christentum, weil sie sich der Revolution widersetzten, statt sie zu unterstützen. Aber die Zeit hat alle harten Urteile gemildert, und jetzt denken wir nicht mehr mit Entrüstung, sondern voll tiefen Mitleids an jene Unglücklichen zurück, denen die Führerschaft bei dem größten Fortschritt, den die Menschheit je gemacht hat, angeboten wurde, und welche diese unvergleichliche Gelegenheit von sich wiesen. Ihr Mißgeschick ist ohnehin schon groß genug, warum sollten wir es noch durch unsre Vorwürfe verschlimmern?

„Infolge der wachsenden Aufklärung hatte der kirchliche Einfluß in Amerika um diese Zeit zwar sehr abgenommen, aber daß sich die Geistlichkeit gegen das Programm der wirtschaftlichen Gleichheit so ablehnend verhielt, trug doch entschieden dazu bei, die ausgesprochen christlichen Kreise der Umsturzbewegung abgeneigt zu machen, welcher sie sich sonst naturgemäß hätten anschließen müssen. Allein das war nur eine Frage der Zeit; die öffentlichen Besprechungen des Gegenstandes machten bald ihre erziehliche Wirkung geltend, so daß jeder in den Stand gesetzt wurde, sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Nun folgte die ‚große Erweckung‘; die Massen des Volkes waren zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Umwälzung, vor der die Priester sie warnten, weil sie unchristlich sei, in Wirklichkeit den wahren Geist des Christentums atmete und so tief und innig von ihm durchdrungen war wie keine andre geistige Erhebung seit jener Zeit, da Christus seine Jünger berief. Jeder, der Christi Lehre liebte und an sie glaubte, mußte sich daher der neuen Bewegung aufs eifrigste anschließen.

„Unter allen großen Völkern der Erde scheinen die Amerikaner in Bezug auf das, was man damals Religion nannte, am aufgeklärtesten und am meisten von christlichen Gefühlen beseelt gewesen zu sein. Als die Nation erkannte, daß die gleiche Wohlfahrt aller, dies Ideal der Welt, das die Priester als gefährlichen Irrwahn verdammten, nichts anders sei als das Reich Gottes, welches Christus gründen wollte, war die Begeisterung groß. Nun wußten sie, daß die Hoffnung, die den Anhängern des Umschwungs voranleuchtete, kein verzehrendes Feuer sei, wie die Kirche es lehrte, sondern nichts andres als der Stern von Bethlehem mit der neuen frohen Botschaft. Kein Wunder, daß die Umsturzbewegung von da ab immer mehr den Charakter eines Kreuzzugs annahm; es war der erste Kreuzzug in der Weltgeschichte, der seinen Namen mit Recht trug und in Wahrheit den Anspruch erheben durfte, das Kreuz zu seinem Sinnbild zu machen. Die von jeher religiös gesinnten Massen kamen zu der Erkenntnis, daß die Wohlfahrt aller Menschen auf einem göttlichen Plan beruhe, so daß sie zugleich ihre höchste Glückseligkeit erlangen und Gottes Willen erfüllen könnten. Auf solche Weise wurde die Umsturzbewegung zu einer religiösen Erweckung. Wie damals nach der Predigt Peters des Einsiedlers, so rief auch jetzt das Volk nach der Rede

der Reformatoren aus: ‚Es ist der Wille Gottes!‘ und keiner zweifelte mehr daran, daß die Verheißung sich erfüllen würde. Die Umwälzung, welche ihren Lauf unter dem Bann der Kirche begonnen hatte, fand ihre Vollendung in einem hohen sittlichen und religiösen Aufschwung.“

„Was wurde aber aus den Kirchen und den Geistlichen, als das Volk die Blindheit ihrer Führung erkannt hatte?“ fragte ich.

„Sie werden wohl geglaubt haben, der jüngste Tag sei erschienen,“ erwiderte der Doktor, „als ihre Gemeinden mit der Bibel in der Hand Rechenschaft von ihnen forderten, warum sie seit Jahrhunderten das Evangelium verborgen und Gottes Offenbarungen gefälscht hätten, statt sie richtig auszulegen, wie sie doch vorgaben. Allein der Jubel und die Freude des Volkes über die Entdeckung, daß Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nichts andres als der praktische Inhalt des Christentums sei, war so groß, daß keine Bitterkeit gegen irgend eine Menschenklasse mehr in den Herzen Raum fand. Die Welt hatte nur für alle Zeiten die Erfahrung gemacht, daß sie sich auf die Führung der Geistlichkeit nicht blindlings verlassen dürfe. Daß die Priester ihr Amt so mangelhaft verwaltet hatten, lag aber — wie sich das von selbst versteht — nicht etwa daran, daß sie weniger gut waren als andre Menschen. Die Schuld trug nur ihre hoffnungslos falsche Stellung, das heißt, ihre wirtschaftliche Abhängigkeit von denjenigen, deren Leiter sie hätten sein sollen. Sobald die ‚große Erweckung‘ in vollem Gang war, beteiligten sie sich mit demselben Eifer daran wie das Volk, ohne jedoch eine Führerrolle zu beanspruchen. Sie folgten der Menge, an deren Spitze sie hätten stehen können.

„Mit der ‚großen Erweckung‘ fängt auch die Aera der heutigen Religion an, einer Religion, die weder heilige Zeremonien und Gebräuche noch Dogmen und Glaubensbekenntnisse kennt und alle leibliche Furcht und Sorge aus dem Leben verbannt hat. Das innigste Gefühl von der Zusammmengehörigkeit der ganzen Menschheit untereinander und der Verbindung des Menschen mit Gott erfüllt alle Herzen und bethätigt sich in der Lebensführung. Der Mensch ist sich seines göttlichen Ursprungs bewußt und fürchtet nichts Böses, weder auf Erden noch jenseits des Grabes.“

„Nach den weiteren Entwicklungsstufen der Umwandlung brauche ich Sie kaum noch zu fragen,“ sagte ich, „denn vermutlich hat ihre Vollendung nach der ‚großen Erweckung‘ nicht lange auf sich warten lassen.“

„Freilich, sie gab den höchsten Antrieb für die unmittelbare Einführung der gleichen Wohlfahrt aller, der jedes Hindernis siegreich überwand. Aber nicht gewaltsam wurde der Widerstand beseitigt, er sank von selbst dahin. Daß die Kapitalisten, zu denen Sie selbst gehörten, nicht schlechter waren als andre Leute, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. Sie waren gleich allen übrigen genau das, wozu das herrschende Wirtschaftssystem sie gemacht hatte. Auch sie vermochten der Begeisterung für das Menschenwohl, die sich aller Welt bemächtigte, nicht zu widerstehen; sie fühlten sich mit ergriffen von der Flut der unendlichen Liebe und des Erbarmens, welche bei der ‚großen Erweckung‘ die Menschheit durchströmte. Die Erkenntnis, daß es sich in dem Kampf der alten mit der neuen Ordnung nur darum handelte, ob der allmächtige Dollar auf Erden herrschen sollte oder der allmächtige Gott, machte allem Widerstreit ein Ende. Eine kleine Minderzahl von Kapitalisten scheint freilich noch bis zuletzt heftig gegen die Umsturzbewegung aufgetreten zu sein, aber sie konnten nichts erreichen. Der größere und bessere Teil ihrer Partei machte gemeinsame Sache mit dem Volke und half die neue Gesellschaftsordnung vollenden, welche, wie jetzt jedermann einsah, die Wohlfahrt aller bezweckte.“

„Und es entstand kein Krieg?“

„Ein Krieg? Bewahre. Wer hätte auf feindlicher Seite kämpfen sollen? Sonderbar, daß die alten Reformatoren sich den Umsturz des Privatkapitalismus nur auf gewaltsame Weise vorstellen konnten! Sie erinnerten fortwährend an den Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten und an die französische Revolution, um ihre Befürchtungen zu rechtfertigen; aber in diesen beiden Fällen war die Sachlage eine ganz andre. Als es sich um die Abschaffung der Sklaverei handelte, standen zwei geographisch geschiedene Ländermassen, deren jede für den auf der Gegenseite vorherrschenden Gedanken unzugänglich war, einander feindlich gegenüber, und der Krieg ließ sich nicht vermeiden. Bei der französischen Revolution aber wäre es zu keinem Blutvergießen in Frankreich gekommen, hätten sich nicht die benachbarten Fürsten und Völker unberufenerweise eingemischt. Daß die große ‚Revolution‘ in Amerika einen so friedlichen Verlauf nahm, wurde überdies noch dadurch erleichtert, daß es keine von altersher bestehenden Klassenunterschiede und folglich auch keinen tief eingewurzelten Klassenhaß gab. Zwar begann sich dies Gefühl bereits mit großer Schnelligkeit im Volke zu entwickeln, aber noch war es nicht so weit gediehen, daß die soziale Begeisterung bei der großen Umwälzung nicht im stande gewesen wäre, es zu überwinden und die ganze Nation in gemeinsamer Liebe und Treue zu vereinigen.

„Man darf auch nicht vergessen, daß die Umsturzbewegung in Amerika durchaus keine Umwälzung im politischen Sinne war, wie alle früheren Volkserhebungen. Bisher hatte sich das Volk stets genötigt

gesehen, um eine wünschenswerte Veränderung durchzusetzen, die Regierung zu stürzen und die Zügel selbst in die Hand zu nehmen. In einem demokratischen Staat wie Amerika brauchte die Nation aber nur zu beschließen, was geändert werden sollte, und damit war die Umwälzung schon im wesentlichen vollbracht. Das Volk besaß die Macht und das Recht, seinen Willen zu behaupten; das konnte ihm niemand bestreiten. So vollzog sich die ‚Revolution‘ also nicht mit Kanonendonner und Blutvergießen; sie glich mehr der Verhandlung eines Rechtsfalles vor Gericht. Der Gerichtshof war das Volk, und der Kläger konnte seine Sache nur gewinnen, wenn die Richter ihm beipflichteten; denn eine Berufung gab es nicht.

„Es entstanden weder Verschwörungen, Intriguen, Mord und Totschlag noch alle die tausend Zwistigkeiten, wie bei den revolutionären Bewegungen in den italienischen und vlämischen Städten des Mittelalters. Für den dramatischen und romantischen Schriftsteller lieferte die große ‚Revolution‘ in Amerika keinen dankbaren Stoff.“

„Ist es denn möglich, daß sich die Umwälzung wirklich ohne jede Gewaltthätigkeit vollzogen hat?“

„An kleinen Unruhen und Zusammenstößen, bei denen es auch zuweilen zum Handgemenge kam, so daß Blut fließen mußte, hat es wohl nicht gefehlt. Aber ein allgemeiner Kampf, wie ihn die Reformatoren erwarteten, blieb gänzlich aus. Im Lauf der Weltgeschichte sind bei ganz unbedeutenden Streitigkeiten zwischen kleinen Fürsten und Königen mehr Menschenleben verloren gegangen als in Amerika bei der größten aller Umwälzungen.“

„Und ist es den europäischen Völkern ebensogut ergangen, als sie dieselbe Krisis durchmachen mußten?“

„Die Zustände in jenen Ländern waren einer friedlichen Umwälzung nicht so günstig wie in den Vereinigten Staaten, und bei den meisten dauerte die Entwicklung länger und forderte härtere Kämpfe. Aber zu Mord und Totschlag, wie die alten Volksverbesserer befürchteten, ist es auch unter den Völkern Europas nirgends gekommen. In der ganzen Welt gelangte die Bewegung hauptsächlich durch die Macht ihrer sittlichen Kräfte zum endgültigen Siege.“

(Schluß folgt.)

Gedichte

von

A. C. Cuza.

Aus dem Rumänischen übersetzt von W. Rudow.

1.

O süße Nachtigallen, o sehnsuchtsvolle Sterne,
Gebt, daß mein Herze Ruhe, daß sich's befrieden lerne!
Und du, o Mond, o ziehe mich auf zum Himmelszelt,
Daß ich nicht immer hafte an dieser kleinen Welt!
Vom Schmutz des Alltagslebens, o reinige mich, Quelle,
Daß mir der Wind von oben des Geistes Segel schwelle!
Und tret' ich, Wald, in deine geweihten Zauberschranken,
O gieb die Ruhe wieder den stürmenden Gedanken!
Beruhigt oben schwebend im offnen Himmelsraum,
Seh' ich im Erdentreiben nur einen wüsten Traum.
Dann bin ich nicht gleich andern entwürdigt unters Tier,
Am Felsen festgeschmiedet der niederen Begier.
Und sind des Herzens Wünsche gewelkt im Sturm der Zeit,
So werd' ich ruhig stehen, von Leidenschaft befreit.
Ich werde um mich blicken und werde freudig sehen,
Wie durch das ganze Leben Gesetze waltend gehen;
Daß auch die Selbstsucht, welche ins Herz die Krallen gräbt,
Den Menschen wohl erniedrigt, die Menschheit doch erhebt.
Doch suchst du hinter allem den letzten Zweck und Grund:
Wozu dann die Gesetze? Wer thut mir dieses kund?
So bleibst du, wo die Menschheit vor tausend Jahren stand:
Sie mögen Zweck wohl haben — uns ist er unbekannt.

2.

Wie könnten wir auf Erden so froh und glücklich leben,
Wenn sich die Menschen wollten nicht stets so überheben,
Wenn nicht die niedre Selbstsucht sie zöge in den Staub,
Drin sie wie Vieh sich wälzen, gemeiner Lüste Raub!

3.

Der Kampf ums Dasein zwingt uns, die andern zu vergessen,
Und uns mit Haut und Haaren einander aufzufressen.
Und fragst du: Wird die Zukunft nicht ändern dieses Treiben? —
So hörst du: Ewig, ewig wird dieser Jammer bleiben!

Neubau.

Novelle von

August Strindberg.

Aus dem Schwedischen übersetzt von Gustav Lichtenstein.

Es war an einem Mai-Abend am Genfersee. Die Weinstöcke trieben ihre ersten Blüten, die Nachtigall schlug Tag und Nacht in der Libanonzeder des Beau Rivage, die Rosen bekleideten Mauern und Wände, der Bambus neigte sich vor dem warmen Seewinde und die Feigenbäume bedeckten sich mit jungem Laub. Die frisch angestrichenen Vergnügungsboote lagen schaukelnd in dem kleinen Hafen und hatten die Flaggen aller Nationen gehißt. Die bunten Wimpel flatterten in friedlichem Spiele, einander peitschend oder sich um einander schlingend wie badende Knaben; der bleiche Halbmond neben dem glänzenden Sternenbanner, der schwarze Adler die Trikolore liebkosend, Albions blutrote Leinwand mit der blaugezeichneten Ecke als Andenken an die blutgetränkten blauen Berge und Seen des Schwesterlandes, Spaniens rotgelbe und Griechenlands blauweiße Flagge, alle augenblicklich in Gottes Frieden glänzend durch das weiße Kreuz auf rotem Grunde der Eidgenossenschaft, alle beleuchtet von derselben Abendsonne und sich abzeichnend an den für unverletzlich erklärten Savoyer Alpen, wo nach dem letzten Donner und Knallen der für immer verwiesenen Kanonen und Chassepotgewehre nur die Büchse des Gemsjägers die Ruhe stören darf.

Frohe, freundliche Menschen strömten hinab in den Park im Beau Rivage, um die Magnolien blühen zu sehen. Das Unterholz mit seinen dunklen, geschmeidigen Zweigen zeigte noch kein Blatt, aber es war von der Spitze bis zur Wurzel mit wohl tausend weißen Glöckchen, deren Grund violette Farben zeigt, bedeckt. Der Gärtner hatte zwischen Lorbeer und japanischer Mispel für sie Platz gemacht, damit sie, die Königin aus fremdem, sonnigem Lande, den bewundernden Menschen ihre Schönheit zeigen konnte. Man nähert sich ihr mit Ehrfurcht, das Lachen verstummt, und der Fremde, der sie zum ersten Male sieht, bleibt ernst und verwundert, wie vor einer Offenbarung stehen. Man will herantreten, um sie zu berühren, sie mit seinen Sinnen zu empfinden, aber der wohlgeschorene Rasen hält die Profanen in einem gewissen Abstand. Die schreienden Tulpen auf den Rabatten werden von der einfachen, weißen Blumenpracht zum Schweigen gebracht, weiß wie der Schmuck einer Braut oder einer Leiche, und die schwarze Zeder streckt ihre langen Zweige mit dem aufwärts gebogenen Sproß wie Finger aus, als wolle sie die Schönste auf der großen Hochzeit des Frühlings segnen.

Auf einer Bank in der Nähe des See-Ufers saßen zwei alte Damen, beide elegant gekleidet, vielleicht für ihre fünfzig Jahre in etwas zu lebhaften Farben und zu modernem Schnitt. Die eine hielt eine Nummer der „Saturday-Review“ in der Hand, deren Lettern sie durch ein goldenes Binocle betrachtete. Ihr Gesicht war weißgelb und streng, und ihre Nase hatte jene vornehme Form, die zugleich auf reiche Eltern und ein edles Gemüt hindeuten soll. Als sie von ihrem Buche aufsah und die schönste Aussicht der Welt betrachtete, geschah dies mit einer Miene, als ob sie in der Anordnung der Alpen und der Sonne irgend etwas Tadelnswertes gefunden habe.

Die andre Dame, ihre Schwester, sah wie die Güte, die Nachsicht und Zufriedenheit selbst aus, und ihr rundes, freundliches Gesicht nickte allem, was sie sah, Beifall zu; jedem Schatten, allen Flecken wich sie aus, und wenn dies nicht anging, schloß sie die Augen und dachte an etwas Schönes. Wenn jemand von einem Unglück, einem Verbrechen erzählen wollte, so bat sie für sich um Schonung; es thue ihr nur wehe, und sie könne ja doch geschehene Dinge nicht ungeschehen machen.

Zwischen den beiden Damen saß ein junges Mädchen mit dem in der Schweiz als schön angesehenen Typus: ovales Gesicht, niedrige Stirn, gerade, schmale Nase, welche die Mütter dadurch hervorzubringen suchen, daß sie recht fleißig die Stumpfnase des Kindes zusammendrücken, hochbusig, mit geraden Schultern und schmaler Taille, wie die Mode der Frauen im Mittelalter war. Ihr Haar aber war fast weiß. Sie hatte ein Buch auf den Knieen und betrachtete unruhig alles und alle, bald den Schwan, der mit seinen kürzlich ausgebrüteten Jungen am Ufer auf und nieder schwamm, bald die

amerikanischen Knaben, die mit ihren Schwimmkleidern in das Badehaus hinunter gingen. Sie betrachtete die Segelboote, die auf dem See kreuzten, und die Möwen, die mit breitem, ruhigem Flügelschlag ihre Kreise zogen. Endlich klappte sie das Buch zu und sagte mit müder Stimme:

„Wer doch ein Schwan sein könnte!“

„Ein Schwan?“ antwortete die strenge, unverheiratete Tante. „Welche Einfälle! Und jedes Jahr im April fünf Junge bekommen!“

„Was ist denn meiner Blanche heute abend?“ fragte die freundliche Tante, eine Witwe, deren einziges Kind gestorben war.

„O, nichts,“ antwortete Blanche und errötete. Es wurde wieder still.

Nun ging ein Trupp Bergsteiger, englische Damen und Herren mit Alpenstöcken und Rucksäcken, an ihnen vorüber. Sie gingen Arm in Arm und blickten froh und glücklich drein. Wie männlich die Mädchen aussehen! dachte Blanche, als sie die Gamaschen, die kurzen Röcke und die schottischen Wollmützen derselben erblickte. Und sie würden in einer Sennhütte übernachten und bei Sonnenaufgang auf die Gipfel steigen, Käse und Brot essen und weißen Wein trinken — ohne Eltern, Tanten oder Lehrerinnen. Sie fühlte sich wie eine Gefangene, von zwei Wächterinnen, die niemals einschlafen konnten, bewacht. Hätte sie um Erlaubnis zum Baden gebeten, sie wären ihr mit zwei Thermometern gefolgt; hätte sie gewünscht, auf den See hinauszurudern zu dürfen, sie hätten drei Männer und zwei Psalmbücher mit sich genommen; hätte sie um die Erlaubnis gebeten, mit Kameradinnen auszugehen, sie wären mit ihr gegangen. Fiel ihr einmal ein kühner Gedanke ein, die beiden Tanten lasen ihn sofort von ihrem Gesicht und ertappten sie; empfand sie einmal ein aufrührerisches Gefühl, sie wurde sogleich durchschaut. Sie haßte diese Tanten. Sie wollte ihnen davonlaufen, sich in den See stürzen, aber da fühlte ihr gutes Herz einen Stich. Sie war undankbar; diese beiden Menschen lebten nur für sie, und sie war deren einzige Freude. Sie war deren Freude! Welche Freude aber gaben sie ihr? Sie gaben ihr Lebensunterhalt und Erziehung; ein Kind kann indes für den Lebensunterhalt nicht dankbar sein, denn es ist noch nicht zu der Erkenntnis gekommen, daß man für das bloße Leben dankbar sein müsse.

Aber die Erziehung! Das ist wahr; sie war dazu auserkoren, ihr ganzes Geschlecht zu rächen, sie durfte studieren und der Welt zeigen, daß das Weib dem Manne nicht untergeordnet sei, was die Welt niemals bezweifelt hatte, was aber der strengen Tante von vornherein klar war. Sie sollte Rache nehmen, Rache an dem Unrecht, welches die strenge Tante durch das ganze Männergeschlecht erlitten hatte, weil nicht ein einziger ihrer Freier Kavallerieleutnant gewesen war. Sie sollte außerdem der andern, der gütigen Tante den verlorenen Mann und das tote Kind ersetzen. Das war ihre doppelte Aufgabe, aber diese befriedigte sie nicht. Sie hatte neulich von den anthropomorphen Affen gelesen, die von einem einzigen tyrannisiert werden, der die ganze junge Truppe für sich leben läßt, bis die jungen heranwachsen, dann regelmäßig revoltieren und sich befreien. Die Ordnung der Natur schien in der Natur ungleich zu sein.

Nun kam eine Schar Studenten unter Gesang, mit Trommeln und Fahnen an das Ufer, wo beflaggte Boote ihrer warteten, um sie zu einer Regatta zu führen. Ihre Couleur-Mützen, ihre bunten Verbindungsbänder über den Westen, ihre freien Bewegungen in den Booten, das anfeuernde Trommelschlagen, das alles machte Blanche noch unruhiger.

Die Tante mit der „Review“ betrachtete die Studenten durch ihr Binocle mit mürrischem, boshaftem Auge, als ob sie dächte: Wartet nur! Blanche aber kam der Gedanke: In drei Wochen bin auch ich Student! Ein Mann aber werde ich doch niemals.

Was bedeutet dieser Seufzer des weiblichen Geschlechtes, den man durch die Stürme der Zeit vernimmt? Wäre ich ein Mann! so grübelte sie weiter. Ist es die Empörung gegen die männlichen Unterdrücker? Nein, Blanche wurde ja von zwei Frauen unterdrückt, und auch alle Männer widersetzen sich der Unterdrückung! Ist es das Urteil der Kultur über sich selbst? Ist es die verstümmelte, unterjochte Natur, die lieber nichts sein will als etwas Halbes? Bedeutet die Sehnsucht des Weibes nach Freiheit nicht dasselbe wie die des Mannes? Blanche fühlte sich krank. Sie wollte nach Hause gehen. Es fing an kalt zu werden. Die beiden alten Frauen standen auf; die strenge Tante Bertha, deren Füße unsicher waren, ergriff aus alter Gewohnheit Blanches Arm. Und so gingen sie, Schritt für Schritt. Blanche hörte den Gesang der Studenten auf dem See — sie mußte dem sonnigen Bilde den Rücken kehren und zurück in die graue Stadt. Ihre Füße wollten eilen, aber der magere Arm der Tante hielt den ihrigen wie eine Krücke umspannt; sie war an das Alter festgekettet, gefesselt an eine selbstische Zärtlichkeit, die zu geben glaubte, wo sie allein empfing. Schritt für Schritt, wie eine Wanderung zum Grabe, ging die Rückkehr zur Eisenbahnstation von statten; dazwischen mußte man stillstehen, damit Tante Bertha Atem schöpfe. Sie kletterten in ein Coupé, starrten auf die Anschläge in der Bahnhofshalle und wurden endlich durch den Tunnel hindurch nach Lausanne geschleift.

*

Nach beendigtem Abendessen durfte Blanche zu einigen Freundinnen gehen, die Geburtstag feierten; das Dienstmädchen aber sollte sie um zehn Uhr holen. Blanche fühlte sich unwohl, sie hatte Kopfschmerz und fror und zog es daher vor, zu Haus zu bleiben. Sie begab sich auf ihr Zimmer, das vor dem der Tanten lag, und bat, sie allein zu lassen, da sie lesen wolle. Es war ein großes, schönes Zimmer, mit allerhand kleinen Luxusgegenständen angefüllt. Die Möbel waren gepolstert und mit Kissen belegt, die Dielen mit Matten bedeckt, die Wände mit Bildern behängt. Anstatt der Toilette war ein Schreibsekretär vorhanden, anstatt einer Kommode ein kolossaler Mahagonitisch mit Fächern und Kasten und zu beiden Seiten des Fensters paradierten gewaltige Büchergestelle. Aus der Büchersammlung leuchtete die „Revue Suisse" in ihrem blauen Umschlag, die „Revue des Deux-Mondes" in ihrem fleischroten Einband hervor; hier standen „Thomas a Kempis" und „Bunyan", „Currer Bell", „Mistreß Gore" und „Miß Cavanagh" friedlich nebeneinander. Der Schreibtisch war mit allerlei Büchern bedeckt. Blanche setzte sich an den Tisch und blätterte in denselben. Hier also lagen die Befreier aus den engen Banden, welche um das Weib gezogen sind — dies waren die Zaubermittel, die sie dem Manne gleich machen sollten. Wunderbar genug, meinte sie; noch hatte sie von einer Befreiung nichts gemerkt. Ihr Kopf war schwerer, aber ihre Gedanken waren nicht freier. Sie hatte in all diesen Büchern, die vom Staate gebilligt und garantiert waren, nicht ein Wort von Befreiung gelesen. Sie handelten ja nur von unwirklichen Dingen, von dem, was gewesen und niemals wieder werden konnte; aber von dem jetzigen Leben, von der Zukunft stand kein Wort darin. Es war nur eine Verherrlichung menschlicher Thorheit. Von dem großen Reformator Calvin, der, kaum den Flammen entgangen, weil er nicht an das Mysterium des Abendmahls glaubte, Michael Servet verbrennen ließ, weil dieser in der Dreieinigkeitslehre einen Widerspruch sah. Hier pries man den Meineidigen und Anarchisten Wilhelm Tell, der, „streng genommen", kein ehrenwerter Mann war, da er seinen Eid gebrochen und das Volk aufgewiegelt hatte. Sie hatte keine Hoffnung, im Leben jemals ein Dreieck mit drei rechten Winkeln anzutreffen oder das Vergnügen zu genießen, einen Kleinmütigen zu überzeugen, daß das Quadrat der Hypotenuse gleich dem Quadrat der beiden Katheten sei. Sie wußte nicht, wozu die Logarithmen anzuwenden wären, da sie nicht Seemann werden wollte, und Christoph Kolumbus Amerika übrigens ohne Logarithmen entdeckt hatte, an deren Aufstellung sich Leibniz erst ein paar hundert Jahre später ergötzte. Sie wußte mit den neueren Entdeckungen der Astronomie nichts anzufangen, da schon die Aegypter ohne Herschels Teleskop den Kalender aufgestellt hatten; sie begriff nicht, was sie mit den Sätzen des Archimedes und mit Mariottes Gesetzen beginnen sollte, da Edison das Telephon ohne dieselben erfunden hatte. Worin lag also der Wert der Bücher? Im Diplom, das sie sich erringen sollte, oder in der Rache der Frauen gegen die Männer, von der die Tante stets sprach? An wem sollte sie sich rächen? Männer hatten sie nicht unterdrückt; dies war nur von Frauen geschehen. Ihre verstorbene Mutter hatte sie bewacht; der Vater war nie zu Hause gewesen; ihre Lehrerinnen hatten sie wie eine Gefangene eingeschlossen, Lehrer hatte sie nie gehabt, außer einem Klavierlehrer, der für sie in den Tod gehen wollte und deshalb verabschiedet wurde; ihre Tanten hatten sie wie ein Schoßhündchen gehütet. Warum? Um sie vor fallenden Dachziegeln, vor Feuersgefahr oder Erdbeben zu schützen? Bewahre! Vor andern Dingen? Vor welchen? Vor bösen Buben? Die Jungen waren stets freundlich und dienstbeflissen, und Blanche hatte sie lieber als die Freundinnen, die sich nur neidisch und boshaft zeigten. Warum also sollte sie vor jenen beschützt werden, warum sich rächen? Sollte sie einmal zu der Macht gelangen, ihre Hand gegen Feinde erheben zu können, so würde es nicht gegen Männer geschehen. O, wenn doch ein Mann käme, sie zu befreien! Er sollte schmutzige Stiefel tragen, nach Tabak riechen und unrasiert sein dürfen, alles Eigenschaften, welche Tante Bertha verabscheute.

Sie blickte im Zimmer umher, wie nach einem Ausgang; es gab keinen; es war ein Sack, eine Mäusefalle, und draußen lagen die Katzen auf der Lauer. Sie stand auf und schritt wie eine Gefangene auf dem Teppich auf und nieder. Ihr Kopf schmerzte. Sie holte aus einem Schrank eine Flasche Essig heraus, befeuchtete ein Handtuch mit demselben und legte es um ihren Kopf. Darauf blickte sie in den Spiegel; außer um die Augen war sie völlig rot im Gesicht. War es die Gesundheit, welche den Büchern nicht ganz zu zerstören gelingt, oder war es Krankheit? Die rote Farbe schien ihr nicht zu behagen, sie setzte die Flasche an den Mund, trank einen Schluck, ohne Grimassen zu schneiden, als wäre sie daran gewöhnt, und stellte darauf die Flasche beiseite. Sie öffnete das Fenster und suchte tief Atem zu holen, aber die Luft war heiß und trocken, und die Brise hatte viel Staub aufgewirbelt, so daß sie sofort das Fenster schloß und die Gardine vorzog. Sie zündete die Lampe auf dem Tische an. Auf einer Etagere daneben stand ein Kasten mit Parfümerien. Blanche richtete die Augen auf denselben, blickte erst zur Thür, schlich

dann mit leisen Schritten hin, lauschte und schob den Riegel vor. Sie trat an den Schrank, nahm einen mit blauer Seide gefütterten Pelz heraus, zog ihn über die Schultern, schmiegte sich in die Sofa-Ecke, setzte den Kasten auf ihre Kniee und entkorkte ein Fläschchen nach dem andern.

Es lag etwas Unbestimmtes, Bastardartiges über diesem Bilde, das der gedämpfte Schein der Lampe beleuchtete. Das Zimmer eine Mischung eines Mädchenboudoirs, eines Studentenzimmers und eines kaufmännischen Comptoirs. Die Besitzerin auf dem Sofa, mit dem Gesicht eines Mädchens, dem Nacken eines Knaben, den mit Tinte besudelten Fingern eines Schreibers und den hochgewölbten Füßen einer Tänzerin. Der Stehkragen mit einem Seemannsknoten auf dem weiblichen Busen. Der widrige Geruch des Essigs, der sich mit dem der Parfümerien vermengte. Erst umsprühte sie sich mit Ylang-Ylangs Narzissenextrakt, der betäubend das Zimmer füllte. Blanche öffnete die Nasenflügel und den Mund und atmete den berauschenden Duft mit vollen Zügen ein, während das Blut in die durch den genossenen Essig gebleichten Wangen stieg. Darauf folgte ein Staubregen von Maiblumen, mit seinem keuschen, reinen Frühlingsduft. Jetzt schloß Blanche die Augen, als ob sie eine Vision hätte, eine Frühsommerlandschaft mit ungemähten Wiesen und blühenden Fruchtbäumen, spielenden Kindern und dahinziehenden Wolken; sie hörte das Alphorn und das Rauschen der Bäche, Dampferglocken und Jünglingschöre.

Ihre ganze triste, ewig graue Jugend war vergessen; Gebete und Schulbücher, Kataplasmen und Kampfer, Konferenzen und Examenrede mit Dankbarkeitsgeplapper, Zärtlichkeit mit Gezänk und Liebe mit Strafarbeiten. Die Träume verdunsteten, die Bilder verblaßten, und die Erinnerungen an das frische, pulsierende Leben stiegen empor. Sie öffnete den Kasten aufs neue, und über den Teppich ergoß sich ein frischer Regen. Jetzt war es der Spätsommer, der vor ihren Sinnen auftauchte. Das frisch gemähte Heu der Wiesen; die Blumen und Gräser als wohlgetrocknetes Futter, bereit, in Exportbutter verwandelt zu werden. Die Sonne geht zeitig zur Rüste, wie ein bejahrter Mensch; die Vögel haben ihr Singen eingestellt, und die Nußbäume sind mit Früchten beladen. Der Herbst ist nahe. Nein, noch nicht Herbst! Und Blanche ergreift eine neue Flasche, Violette. Nun sprießen Veilchen und Tazetten aus dem staubigen Teppich empor, Tauben girren, der Schnee schmilzt; Schwäne schnäbeln sich, Fische spielen, Heimchen zirpen, und die herzigen Knospen der Kastanie springen auf, damit die Blüte hervorkomme und im Sonnenlicht ihre Bestimmung erfülle.

Nun schloß Blanche die Augen, ihr Busen wogte, während das Blut flammend in ihre Wangen stieg. Sie befand sich an einem Sommerabend im Halbdunkel in der Kathedrale zu Freiburg; die Thür zur Kapelle des heiligen Grabes ist geöffnet; hier liegt der Erlöser; daneben stehen trauernde Weiber; die Orgel tönt und braust: dies irae, dies illa, dies irae, dies illa; es sind Menschen-Engelstimmen, es sind Stimmen der Titanen, welche die Kuppel von ihrem Platze heben wollen; aber draußen dunkelt es immer mehr, und die gemalten Fenster mit Königen und Heiligen verlieren die Farbe; die Pfeiler rücken näher aneinander wie eine Pappelallee, die Bänke und Betstühle rotten sich zusammen wie eine Menschenmasse; da hört man ein Donnern, als ob Kanonen über ein Kupferdach gezogen würden, ein bläulicher Blitz schlägt mitten durch die Kuppel und beleuchtet das Altarbild in der Kapelle des heiligen Franziskus, und es ist so klar, daß man die geschriebenen Worte lesen kann: Kasteie dich! Aber die Orgel, vom Donner übertönt, nimmt den Zweikampf auf; der unsichtbare Organist verbindet die Register; es entsteht eine Pause, während welcher die Flötenstimme allein einen Ton aushält, einen Ton, der von andern in höheren und tieferen Oktaven ergänzt wird, er wird durch Terzen verstärkt, bricht sich an Septimen, wird durch Quinten gereinigt, neue Stimmen ertönen, Oboe und Fagot, vox humana und die Posaunen, und nun stürmen die Tonmassen hervor wie Titanenchöre, wie Herausforderungen an neidische Mächte, herzzerreißend wie das Jammern unglückseliger Menschen, aber der Donner vermehrt sich, das Krachen wird verdoppelt durch das Echo in den Freiburger Alpen und in dem tiefen Thal der Savine; die Orgel ahmt seine Stimme nach und schnaubt und braust, schreit und kracht, aber nun — ein Blitz, von einem Knall begleitet, als ob alles Eisen der Welt vom Himmel auf die hängende Brücke geschleudert würde, Fenster klirren, Thüren krachen. Da schweigt die Orgel, und die Flöte begleitet die Menschenstimme, die allmählich aus einer Romanze in ein weltliches Lied übergeht, aus dem Lied in einen zügellosen Tanz; die blanken Pfeifen der Orgel werden riesengroße Fliederbüsche, die runden Backen der vergoldeten Engel fallen ein, das Kinn verliert sich in einem Ziegenbart, und durch die Locken treten die Spitzen kleiner Hörner hervor; grinsend blasen sie in die Zinnpfeifen, sie blasen Hymnen Pans, des Waldgottes, des Allbefruchters der Natur; die Pfeilerschäfte schlagen Laub aus, und in der Luft singen glückliche Vögel. Unter der blaugesprenkelten Haut des heiligen Franziskus bildet sich rosenrotes Fleisch, und er wandert wie ein glücklicher Jüngling mit Maria Magdalena empor zur Apsis, wo sie einander

süße Sünden beichten; aus der Kapelle des heiligen Grabes steigt Apollo mit schwellenden Schenkeln und kräftiger Brust; trotzig und froh blickt er die weinenden Weiber an, und mit ausgestreckter Hand, ein Siegerlächeln auf den Lippen, spricht er: „Christus ist auferstanden." Und aus den Gräbern unter dem Boden vernimmt man ein Poltern, als ob Gefangene ins Freie wollen, und sie rufen und antworten:

„Das Wort werde Fleisch!"

Blanche erwacht aus ihrem Rausch. Die Lampe brennt noch auf dem Tisch; die Luft im Zimmer ist erstickend. Es klopft an die Thür. Sie springt auf, schiebt den Riegel zurück und sinkt auf einen Stuhl, weinend, daß ihr Körper sich schüttelt. Die Tanten bringen sie zu Bett, bereiten im Kamin ein Feuer und machen ihr Kamillenthee.

*

Der Examentag war vorüber und Blanche am Abend bei den Tanten, die einige Freundinnen zum Thee geladen hatten. Tante Bertha strahlte vor Vergnügen. Blanche war ruhig wie nach einer überstandenen Gefahr. Die Fenster standen offen; von der Straße herauf hörte man fröhliches Summen. Blanche wußte, daß die neuen Studenten ein Fest feierten, zu dem man auch sie geladen hatte, aber sie besaß nicht den Mut, die Tanten zu bitten, demselben beiwohnen zu dürfen, und noch weniger das Herz, sie an diesem Abend zu verlassen. Ihr Gefängnis war gesprengt, die Hoffnung auf Freiheit war erwacht; das machte sie froh, obgleich sie wußte, daß die Ketten nur verlängert, nicht gebrochen werden würden.

„Nun," sagte Tante Bertha, „die Zeitung bringt einen hübschen Artikel über Blanche. ‚Die Befreiung des Weibes scheint zur Wirklichkeit zu werden'," las sie; „‚Jahrhunderte alte Vorurteile, daß die Bestimmung des Weibes darin bestehe, zu gebären und zu nähren, haben das glänzendste Dementi erfahren, da wir heute mit Vergnügen mitteilen können, daß Fräulein Blanche Chappuis das Examen bestanden hat, um sich an der Universität Zürich als Aerztin auszubilden.'"

„Ich bin erstaunt," sagte Blanche, die von dieser Art Befreiung nichts wissen wollte, „daß man es als etwas Merkwürdiges betrachtet, wenn ein Mädchen das Abiturientenexamen besteht, was doch jeder mittelmäßig begabte Knabe kann."

„Darin hat Blanche recht," fiel eine Pensionslehrerin ein. „Auch die ‚Revue' bringt eine sehr richtige Bemerkung. ‚Es ist eigentümlich', sagt sie, ‚daß jedes Examen eines Mädchens von unsern konservativen Kollegen als ein Sieg begrüßt wird, während sie gleichzeitig über die Vermehrung des wissenschaftlichen Proletariats jammern, da bekanntlich das Abiturientenexamen, zum Vorrecht der oberen Klassen geworden, nur den Vermögenden erreichbar ist. Unsre Studentinnen sollten sich für die Ehre bedanken, als ein Wunder gefeiert zu werden, denn das ist ein Schimpf gegen ihr Geschlecht, und daß unsre konservierenden Elemente ihnen unter die Arme greifen, beweist, daß jene eine gute Verstärkung ihrer Reihen durch sie erwarten. Wenn der Tag kommen wird, wo das Maturitätsexamen ein andres und das gleiche für alle Klassen und für beide Geschlechter sein wird, dann werden wir mit in den Lobgesang einstimmen.'"

„Ja, hört nur," rief Tante Bertha aus, „die Männer des Fortschritts! Ein Examen für alle. Dann wäre es ja keine Kunst mehr."

„Das soll es auch nicht sein," antwortete Blanche, „und ich meine, die ‚Revue' hat recht."

„So, also solche Lehren empfangt ihr jetzt," sagte Tante Bertha.

„Ja, weißt du, Tante, aus Euklid oder Julius Cäsar erhalten wir sie nicht, aber trotz dieser Bücher," antwortete Blanche, die sich ungewöhnlich mutig fühlte. „Bedenke doch, wie sich alle armen Schneiderinnen, Wäscherinnen, Arbeiter- und Bauernfrauen gedemütigt fühlen müssen, die trotz ihrer Begabung nicht dasselbe Wunder verrichten können, wie es mir dank eurer Freigebigkeit vergönnt war. Oder meinst du, daß alle Frauen das Examen machen sollen? Warum nicht alle Knaben, alle Handwerker, Arbeiter, Bauern und Comptoiristen? Es ist ja nur eine ökonomische Frage, und wenn es einem gelungen ist, sich etwas Wissen anzueignen, weil man vermögende Freunde oder Angehörige hat, so soll man damit nicht in den Zeitungen prahlen, denn es ist genau dasselbe, als ob man annoncieren würde, man sei in der glücklichen Lage gewesen, sich ein neues Sammetkleid zu kaufen."

„Du bist so philosophisch geworden, liebe Blanche," antwortete die Tante Bertha, „daß deine alte Tante dir kaum antworten kann. Aber du solltest dein tiefes Wissen lieber durch die Anwendung einer Sprache beweisen, die nicht so voller Mut, um nicht zu sagen Uebermut, ist. Denn man kann sehr viel Wissen besitzen, ohne gebildet zu sein. Die Bildung sitzt nicht in den Büchern, sondern im Herzen. Im Herzen, liebe Blanche!"

Blanche that es leid, die Tante gekränkt zu haben, aber sie war stark versucht, deren verworrene Argumente zu widerlegen. Sie stand jedoch davon ab. Einen Vorwurf hatte sie nicht verdient, im Gegenteil, aber die Tante war so voller Groll und Leidenschaftlichkeit, daß sie es nicht hören konnte, wenn ihre geliebte Nichte sich selbst aufs Ohr schlug.

Beim Abendessen erhob Tante Bertha ihr Glas und trank auf den Sieg des Tages (des Kapitals!);

„sie hoffe (ganz wie Blanche), daß der Tag kommen werde, da alle Frauen (aber nicht alle Männer) das Examen machen werden; sie sei überzeugt, daß das Weib eines Tages als Siegerin aus dem Kampfe (gegen die Naturgesetze) hervorgehen werde, und dann würden die Männer erfahren . . .“

Durch das offene Fenster drang der Laut von Hornmusik. Blanche kannte sie sehr genau. Es war die der Studenten, die zum Feste nach Beau-Rivage hinunter zogen. Blanche vermochte nicht ruhig zu sitzen, sie sprang auf und trat an das Fenster. Da gingen sie, der ganze Trupp mit fliegenden Fahnen und leuchtenden Bändern. Wenn sie hätte dabei sein können! Freie Gedanken aussprechen, aus voller Brust singen, sie unter den Arm nehmen, vielleicht mit ihnen tanzen dürfen! Jetzt wurde sie gesehen! Die Fahnen senkten sich, Mützen wurden geschwenkt, und die Musik schwieg einen Augenblick infolge der kräftigen Hurrarufe. Sie wurde von diesem Gruß — als Huldigung wollte sie es nicht auffassen — so ergriffen, daß ihr die Thränen in die Augen traten, aber zugleich empfand sie einen Stich im Herzen. O, die lähmenden Fesseln an ihren Händen und Füßen!

Der Laut der Schritte erstarb, aber unten in dem Gäßchen sah sie einen ihr bekannten Studenten seine Mütze schwingen, als ob er ihr winke, hinaus, fort, fort mit ihnen zur Freude, zur Freiheit und zum Kampf! Als Blanche vom Fenster fortgehen wollte, erblickte sie auf der entgegengesetzten Seite der Straße in einem Thorweg einen Schusterjungen mit einem Paar Stiefel in der Hand, der der verschwindenden Jünglingsschar nachsah. Lange, lange schaute er ihnen nach, er so wie sie. Es giebt also noch mehr Menschen, die nach Freiheit seufzen, außer uns Frauen. Der ärmlich gekleidete Junge schlich aus dem Thor, um ungesehen seinen Weg fortzusetzen, ungesehen von den Kindern des Glücks, eines Glücks, das für ihn nur Leiden birgt, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen.

Das Abendessen war vorüber, und die Gäste gingen fort. Blanche schützte nach den Aufregungen des Tages Müdigkeit vor und schloß sich in ihrem Zimmer ein. Das erste, was sie that, war, daß sie sämtliche Lehrbücher in einen Winkel warf. Darauf setzte sie sich an den Schreibtisch und überließ sich ihren Gedanken. Welches Wunder, dachte sie, daß es überstanden ist! Wenn nun der Examinator nach dem Spanischen Erbfolgekrieg, nach dem dritten Buch Livius, nach der Proportionslehre, nach den Riedgräsern, nach der Astrologie, nach den deutschen Präpositionen gefragt hätte . . . Dann wäre dieser Tag ein Tag der Schande gewesen! Welches Glück, hindurch zu sein, und wie gering das Verdienst! Und nun war sie für dieses Wunder in der Zeitung gelobt worden. Für das Wunder durften nur die liebenswürdigen Examinatoren gelobt werden! Für das Glück — niemand! — Aber die Befreiung! Die würde nun kommen! In welcher Form? Chemie, Anatomie, mehr Latein, Physik. Wovon war sie bisher befreit worden? Von dem Unbehagen, weniger zu wissen als viele andre! Das ist zwar eine Erleichterung, aber eine geringe und ganz etwas andres, als was sie erträumt hatte. Ihre frischesten Gedanken hatte sie in müßigen Stunden ohne Bücher gedacht. Und von ihren Wächterinnen war sie auch jetzt gefangen, aber wenn der lange, der sechsjährige Kursus vorüber war, und sie als Aerztin hinaus mußte in die Praxis, dann — dann war sie doch frei? Doch, sechs Jahre! Es ist eine lange Zeit! Aber immerhin eine Hoffnung! Nun kommt der Sommer. Eine Pension in Interlaken mit den Tanten. Dort würde sie wenigstens Menschen treffen, was in den Büchern nicht geschehen war, denn die sind so vorsichtig geschrieben, daß die Wirklichkeiten des Lebens gewissenhaft verborgen werden. Mit dieser Hoffnung ging sie zu Bett; bald war sie eingeschlafen.

Sie hatte nicht lange geschlafen, vielleicht einige Stunden, als sie erwachte. Der Mond schien in das Zimmer und zeichnete gelbe Striche und Flächen auf die Dielen. Sie hörte Gesang, eine klingende Männerstimme, die eine italienische Romanze mit Guitarrebegleitung sang, und am Schluß jeder Strophe fiel ein Chor ein. Sie lauschte eine Weile. Weshalb singt man so spät auf der Straße, und wer kann es sein? — Sie schlüpfte in ihre Pantoffel und trat an die Gardine. Unten stand eine Gruppe Studenten, die sie an den Mützen erkannte. Und alle sahen nach ihrem Fenster. Eine Serenade! Für sie? Ohne Zweifel.

In demselben Augenblick trat Tante Mathilde im Morgenrock ein.

„Laß die Gardine herunter und zünde Licht an, Kind! Eine Serenade für dich!“

„Aber Tante Bertha?“ fragte Blanche unruhig.

„Sie stellt sich schlafend,“ flüsterte Tante Mathilde.

„Beeile dich, sie singen schon eine ganze Weile!“ Die Gardine wurde herabgelassen und Licht angezündet.

Als es auf der Straße wieder still geworden war, lag Blanche in ihrem Bett und grübelte. Die fröhlichen Menschen hatten sich heute abend vergnügt und boten ihr das Dessert an. Wohin gingen sie von hier aus mit ihrer Guitarre und ihren halbheiseren Stimmen? Und warum hatte man sie gefeiert? Sie brachten doch den andern Studenten keine Serenade? Nein, man feierte sie als Weib! Als Weib! Das war der Grund! Es ist also

etwas Besonderes, etwas mehr, Weib zu sein? Vermutlich! Aber das ist langweilig! Vielleicht ist es ein Vorteil, ein Gewinn? Das kann schon sein. Blanche erinnerte sich, dieser Tage in einer Zeitung von einem Ehemann gelesen zu haben, den seine Frau geschlagen hatte; aber es war in der Form einer scherzhaften Anekdote unter „Vermischtes“ erzählt worden, während sie unter der Ueberschrift „Unnatürliche Gewalt“ Geschichten von Männern gelesen hatte, die ihre Frauen schlugen. Schützt denn das Gesetz den Mann nicht, wenn er der Schwächere ist, da es das Weib schützt, ohne Rücksicht, ob sie die Stärkere ist, was ja die amüsante Anekdote als möglich gezeigt hatte? Dann ist das Gesetz ungerecht! In gewissen Fällen ist es also ein Vorteil, Weib zu sein, in andern wieder nicht. Ist es in wichtigeren Fällen ein Vorteil? Vielleicht! Warum ist Tante Bertha so wütend auf die Männer und nennt sie Tyrannen, die gestürzt werden müssen? Ja, warum?

Und damit schlief sie wieder ein.

*

Es war wieder Herbst, als Blanche in das chemische Laboratorium am Polytechnikum zu Zürich eintrat. Sie wurde von den Assistenten in den großen Saal geführt, wo ihr ein Tisch mit Kasten, Fächern, Flaschen und Gläsern, Reagentien in allen Farben enthaltend, angewiesen wurde. Ein Gasrohr mit einer Lampe und ein Wasserrohr mit einem Spülfaß. Ferner eine Anzahl von Röhren, Kolben, Vorlagen, Retorten, Trichtern, Filtern und Pinzetten. Mitten in dem Saal stand ein kolossaler Schornstein mit Kapelle, Zugfenstern und Gasflammen, um die schädlichen Dämpfe zu entfernen. Alles erschien Blanche neu und geheimnisvoll. Alles hatte hier ein Aeußeres, was sich im täglichen Leben nicht wieder fand. Die veraltete Form der Retorten erinnerte an die Alchymie des Mittelalters, die Probierröhren an das Sezierzimmer des Arztes und die Reagentien in den Gläsern an die Mysterien des Apothekers. Das chromsaure Kalium leuchtete wie der Untergang der Sonne; das schwefelsaure Kupferoxyd war blau wie der Genfersee, und die Arsenikfäure glänzte wie der Reif auf Birkenzweigen.

Mit einer langen blauen Schürze bekleidet schritt sie an das Werk, die Geheimnisse der Natur zu erforschen und zu sehen, wie die Schöpfung in ihrem Innern beschaffen ist. Der Assistent, der sie am ersten Tage unterweisen sollte, kam zu ihr und begann ohne weiteres die Instruktion.

Er sprach mit ruhiger, trockener Stimme, ohne höflich oder unhöflich zu sein. Er ergriff ihre Hand wie eine Zange und lehrte sie das Probierrohr richtig fassen, er ermahnte sie, den Gaskran sicher geschlossen zu halten, wenn die Flamme nicht mehr benutzt würde, und das Spülfaß gut zu reinigen, wenn die Lektion vorüber war. Darauf ging er in die andern Säle.

Er war der erste Mann, der nicht höflich gegen sie gewesen, und Blanche fühlte sich fast gedemütigt. Aber das geschah ja möglicherweise auf Grund seiner Ueberlegenheit.

Um sie herum an den übrigen Tischen standen Studenten und arbeiteten. Bei ihrem Eintritt hatten sie gelacht, geschwatzt und gesungen, aber jetzt waren sie ruhig und flüsterten untereinander. Blanche hörte, was sie sprachen, denn ihre Nerven waren durch die neue Situation aufs äußerste gespannt.

„Wie sieht sie aus?“ flüsterte einer hinter einem Tische.

„Häßlich!“ wurde ihm von einem andern geantwortet.

Blanche fühlte sich unangenehm berührt. Wer fragte danach, ob sie, die Herren, häßlich oder schön seien, wenn sie Chemie studieren wollten? War sie denn aber wirklich häßlich? Sie blickte in den großen Glaskolben, der über der Spiritusflamme hing. Dort sah sie ihr langes Gesicht mit der kräftigen Nase durch die konvexe Form des Glases in solcher Verzerrung, daß sie kein rechtes Urteil erlangen konnte. Aber jene Herren hielten sie für häßlich. Nun, das wollte sie sich nicht zu Herzen nehmen.

Als ihr die erste Reaktion gelungen war, wollte sie diese dem Assistenten zeigen, um seinen Beifall zu erhalten. Er war nicht in dem Zimmer. Sollte sie ihn aufsuchen? Nein, sie wollte nicht an all den Herren vorübergehen. Sie wollte warten, bis er wieder käme.

Während der Zeit öffnete sie alle Flaschen und Büchsen, um daran zu riechen. Dann putzte sie ein paar Probierröhren, wobei ihr etwas Schwefelsäure an die Finger kam, die sofort schwarz wurden.

Der Assistent kam. Blanche zeigte ihm ihre Arbeit, als wolle sie ein Lob hören. Er sah sie an, wie man ein Kind ansieht, und sagte: „Es ist nett. Fahren Sie fort!“ und damit ging er.

Blanche war mit dieser Anerkennung nicht zufrieden. Er behandelte sie überlegen. „Es ist nett!“ Er hätte sagen müssen: „Sehr gut, mein Fräulein!“ Sie war ja Studentin und kein Schulmädchen.

Bei der Heimkunft mußte Blanche ganz genau berichten, was am Vormittag passiert war. Tante Bertha biß die Lippen zusammen, sagte aber nur: „Neid!“

Am Abend hatte „Aeskulap“, der Verein der Mediziner, Kommers und Blanche nach langen Diskussionen die Erlaubnis erhalten, demselben beizuwohnen; um zehn Uhr sollte sie jedoch zu Hause sein.

Um sieben Uhr betrat die junge Studentin die Brasserie Nuß. Sie mußte durch den großen Saal gehen, um in das Zimmer zu gelangen, wo der Kommers abgehalten wurde. Der Saal war mit Rauchenden und Trinkenden angefüllt, die Dielen feucht, das Ganze sah nicht einladend aus. Sie hatte sich den fröhlichen Aufenthaltsort, wo die Herren so gerne ihre Abende zubringen, anders vorgestellt. Sie betrat das Versammlungszimmer. Niemand empfing sie, niemand half ihr die Kleider ablegen, wie es früher geschehen war, wenn sie zum Balle ging.

Das Zimmer sah ungemütlich aus. Die Herren rauchten Zigarrenstummel, die zum Teil widerwillig in die Ecke geworfen wurden, als sie eintrat. Das Lachen verstummte, und das Gespräch ward unterbrochen. Hinter der Thür wurde sie von zwei Studenten durch das Pincenez betrachtet. Dasselbe Flüstern wie im Laboratorium. — „Ist sie hübsch?“ — Antwort: „Häßlich wie die Nacht!“

Der Vorsitzende war noch nicht anwesend. Daher stand niemand auf, um sie zu empfangen, und sie kannte niemand. Man verbeugte sich nur leicht im Sitzen. Es wurde ganz ruhig. Blanche sah sich um und bemerkte, daß sie das einzige weibliche Wesen war. Sie nahm auf einem Stuhl, der frei war, Platz, aber niemand verließ den seinigen.

Endlich kam der Vorsitzende. Er grüßte wirklich, ohne jedoch ein höfliches Wort zu sprechen. Darauf erschienen fünf Mädchen.

Sie wurden sogleich einer Musterung unterzogen, welche ergab, daß eine das Prädikat „hübsch“ erhielt. Blanche suchte sich den Damen zu nähern, sie waren aber nicht zugänglich.

Die Verhandlungen begannen. Wahlen wurden vollzogen, Statuten verlesen. „Langweilig!“ dachte Blanche. Darauf wurde ein Vortrag gehalten: Ueber die Descendenztheorie.

Das war neu für Blanche, aber roh. Der Vortragende verglich die Menschen mit Tieren, und Gott hatte doch den Menschen geschaffen sich zum Ebenbild, die Tiere dagegen zum Nutzen des Menschen. Der Vortragende behauptete, daß das Pferd nicht geschaffen sei, um zu ziehen oder geritten zu werden, denn Noah sei weder geritten noch habe er kutschiert. Das Kamel scheine mit einem natürlichen Sattel geboren zu sein; dies sei jedoch nicht so; dagegen scheine das Dromedar geschaffen zu sein, um einen Reiter nicht aufzunehmen. Das Ganze war „abscheulich“, wie Blanche meinte. Nach Schluß des Vortrags stand man auf und promenierte im Zimmer umher. Die Herren liebäugelten mit ihren unangebrannten Zigarren und bestellten Bier. Der Kellner eilte mit den Seideln ab und zu. Von Zeit zu Zeit vernahm man in einer isolierten Gruppe eine Lachsalve, die aber stets von listigen Blicken nach rechts und links begleitet wurde. Die fünf Mädchen saßen wie Mauerblümchen auf einem Balle, und Blanche fühlte sich unbehaglich. Es war langweilig. Sie fand, daß die Herren geniert waren, daß sie sich von feindlichen Elementen umgeben fühlten. Die Herren witterten Konkurrenten, und die Damen lagen auf der Lauer nach Rivalinnen. Die Herren wagten keine galante Annäherung, weil das als Huldigung aufgefaßt werden konnte; sie wußten ja, daß emanzipierte Damen vor allem keine Weiber sein wollen. Die Studentinnen waren hierher gekommen in der Voraussetzung, daß sie wie Kameraden behandelt würden, aber in dieser Gleichheit lag etwas Demütigendes. Blanche empfand, daß mit Gleichheit die Unterordnung verbunden war, und fand es sicher angenehmer, als es früher gewesen. Dann war sie erstaunt, daß keiner der Herren den Damen etwas anbot. Allerdings bestellte hier ein jeder sein Bier selbst, und es wäre von den Herren höchst unpassend gewesen, fremden Damen etwas anzubieten.

Blanche, die sich immer mehr geniert fühlte, faßte endlich Mut und fragte die andern Mädchen, ob sie etwas trinken wollten. Man warf ihr erstaunte Blicke zu, und sie erhielt zur Antwort: „Trinken? Bier? Pfui!“ Die Situation wurde immer schwüler. Der Vorsitzende, der mit den Damen über Chemie gesprochen hatte, schickte nun die Herren der Reihe nach zum Reden vor; Physik, Latein, alles mögliche, das nach nichts weniger als einer Huldigung aussah, wurde in die Unterhaltung gezogen. Die Mädchen wurden immer einsilbiger. Das schöne Mädchen hatte jedoch eine geschickte Wendung im Gespräch gemacht und es mit ihrem Herrn auf menschlicheres Gebiet hinübergeleitet. Infolgedessen war sie bald von drei Herren umgeben, die munter plauderten und lachten. Die übrigen Mädchen zogen sich zurück und folgten aus der Entfernung mit bitterbösen Mienen dem unwürdigen Betragen. Die Schöne vergaß sich schließlich so weit, daß sie ein großes Seidel Bier bestellte. Da wurde die Gruppe um sie herum immer dichter und die Opposition am Ofen, wohin sich die andern jungen Damen zurückgezogen hatten, immer schärfer. Mit einem Schlage waren sie nun gute Freunde und in einer sehr lebhaften Diskussion begriffen, die jedoch bei jedesmaliger Annäherung eines Herrn verstummte.

Man verspürte ein Gewitter in der Luft, und die Batterie, die am Ofen geladen wurde, erschien immer beunruhigender, denn jeder Versuch eines Herrn, die Elektricität durch ein Gespräch abzuleiten, wurde mit einem Stoß beantwortet, der ihn

zurückwarf. Die Schöne hatte den Kampf auf einen andern, gerade den gefürchteten und verbotenen Boden gelenkt und deshalb gesiegt.

Um die Entladung zu stande zu bringen, ergriff der Vorsitzende sein Seidel, klopfte auf den Tisch und räusperte sich zu einer humoristischen Rede.

„Kameraden!“ begann er, dann hielt er einen Moment inne, und die Damen spitzten die Ohren bei dieser ihnen neuen Anrede, welche dem üblichen „meine Damen und Herren!“ so unähnlich war.

„In unsrer Jugend lehrte man uns, daß das Weib aus der Rippe des Mannes geschaffen sei, und daß also der Mann vor dem Weibe vorhanden war; deshalb konnte auch der unbekannte Verfasser der Bücher Mosis — der sich, wenn er jetzt gelebt hätte, vermutlich eine Anklage auf den Hals geladen hätte, weil er den Mormonismus empfiehlt — mit Recht von dem Weibe fordern, dem Manne unterthan zu sein, denn Adam war ja der Vater Evas und Eva also nach Mosis Code civil § 4 verpflichtet, ihren Vater zu ehren. Nun hat uns aber die Wissenschaft gelehrt, daß das Weib vor dem Manne gelebt hat. Die erste Zelle war Weib, und sie allein erhielt das Geschlecht aufrecht. Ich halte mich bei der unregelmäßigen Lebensweise der schönen Blumen nicht auf, sondern werfe mich auf die Tiere, indem ich bei den niedrigsten beginne, um mit den höchsten zu schließen — den Menschen. Bei den Mollusken finden wir Hermes und Aphrodite, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch unindividualisiert, und Männer giebt es noch nicht. Zum ersten Male tritt Adam nicht im Paradies auf, sondern in der Tiefe des Meeres bei den uns altbekannten Cirrhipeden, wo er wie ein armseliger Tropf ein Parasitenleben führt, mit unlöslichen, aber echten Fesseln an die viel stärkere und größere Eva festgekettet, so daß er eher als eine — verzeihen Sie den Ausdruck — dem Weibchen gehörige klassische Rippe erscheint, um die ganze Theorie der englischen Bibelgesellschaft von der Erschaffung des Weibes über den Haufen zu werfen. Aber wir wollen die niedrigeren Tiere verlassen, um uns hoch und höher zu erheben. Noch bei den Insekten lebt die Mutter in ihrer natürlichen, überlegenen Stellung; sie ist Königin bei der Ameise und der Biene. Sie ist die Herrscherin, die Urmutter, und nur durch sie ist der Bienenkorb ein Korb und der Ameisenhügel ein Hügel, die Gesellschaft eine Gesellschaft. Aber die arbeitenden Mitglieder sind nicht die Männchen; die Ehre, zu arbeiten und ein selbständiges, individuelles Leben zu führen, fällt ihnen erst viel später zu. Die Arbeitsameise ist ein verkümmertes, unfruchtbares Weibchen, die das Essen schafft, Wohnungen baut, Krieg führt und die Jungen erzieht. Es ist also das Weib, das zuerst Kriegerin war! Die Männchen — verzeihen Sie den Ausdruck — haben sich nicht emanzipiert. Sie sind unselbständige arme Teufel, die einzig und allein die Aufgabe haben, Väter von Kindern zu werden, die sie nie zu sehen bekommen, und dann zu sterben! Ein großer Schritt höher hinauf, und wir sind bei den Fischen. Das Männchen hat seine Freiheit und ein individuelles Leben gewonnen. Es ist schon zum Kindererzieher veredelt, aber damit noch Sklave. Einen Schritt höher — dem Ideal entgegen — und wir sind in der Luft bei den Vögeln. Das Männchen ist Arbeiter, Krieger und Gatte. Das Weibchen hat ihn emanzipiert und in die Fesseln der Liebe geschlagen. Die Arbeit ist hier geteilt. Bei den Säugetieren variiert die Arbeitseinteilung, denn die Entwicklung geht nicht gerade wie eine Schnur, nicht schnell wie der Blitz, aber im Zickzack wie dieser. Und nun sind wir bei den Engeln, ich wollte sagen: bei den Menschen. Bei wilden Völkerstämmen ist die untergeordnete Stellung des Mannes, wie man es nennt, noch in Blüte. Das Weib sitzt zu Hause am Feuer, spielt mit den Kindern, putzt das Tischgerät, wenn solches vorhanden ist, und bereitet die Speisen, wenn sie überhaupt zubereitet werden. Die Männer werden in die Wälder getrieben, um Tiere zu töten, Essen zu schaffen, und darein finden sie sich. Aber bei einigen Stämmen merkt man noch Spuren, Rückfälle oder Atavismen, wie wir Gelehrte es nennen, in ältere angestammte Verhältnisse. Die Sagen und Geschichtsschreiber erzählen von Amazonenreichen in verflossenen Zeiten. Das sind Reminiscenzen an den Ameisenhügel. Die Frauen sind sich selbst genug, führen Krieg und ernähren sich und die Kinder; die Männer werden bloß einmal im Jahre einberufen.

„Solche Verhältnisse bestehen noch bei den Afghanen, wo der Mann das Eigentum der Frau ist, und bei den Dahomeys, wo die Frauen Krieg führen. Bei den zivilisierten Völkern, um zu uns zu kommen, ist die Verteilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern ziemlich ungleich, meist von den sozialen Verhältnissen abhängig. Bei den Armen arbeiten beide, der Mann allerdings am schwersten, weil die Frauen noch nicht darauf bringen, zum Holzfällen oder in die Kohlengruben gehen zu dürfen. Die Familie war in ihrem Ursprung eine Gesamtheit mit Eigentumsgemeinschaft. Das Eigentum gehörte der Familie, und da der Mann allein verpflichtet war, Frau und Kinder zu versorgen, brauchte das Weib nicht zu erben, was auch nicht geschah, weil das Besitztum, als der Familie gehörig, durch Heirat der Tochter nicht an einen andern übergehen durfte. Die Beweisführung enthält hier zwar manche Lücken, die ich aber lieber verstopfe; sonst müßten

wir in die Mysterien des Eigentumsrechtes hinabsehen, und das spare ich mir für ein andermal auf.

„Für die Gesamtheit, die man Familie nennt, brauchte die Gesellschaft ein Haupt. Das Weib hatte seine Beschäftigung mit den Kindern innerhalb des Hauses; die Kinder sind zu unverständig und bedürfen sorgsamer Pflege und Aufsicht; deshalb übernahm der Mann die Sorge für die Allgemeinheit und kam so scheinbar ans Ruder. Aber in höheren, das heißt in den nicht arbeitenden Klassen, wo die Degeneration allmählich um sich gegriffen hat, machen sich gewisse Symptome bemerkbar. Das Weib fühlt sich erniedrigt, Königin zu sein, und will wieder Arbeitsameise werden: das heißt, in den Ameisenhaufen zurückkehren. Damit geht natürlich Hand in Hand der Niedergang des Mannes zum Herrn. Nun frage ich: schreiten wir vorwärts mit der Emanzipation, oder gehen wir zurück? Hat das Weib recht, wenn es die Macht an sich reißen will, die ihm ursprünglich gehörte, und hat der Mann recht, wenn er Widerstand leistet? Ich glaube, daß die Emanzipation eine Antizipation ist, etwas, das zu zeitig kam, denn wir stehen vor einem neuen Wendepunkt in der Entwicklung der Gesellschaft. Wie weit die Arbeitsteilung in der neuen Gesellschaft gehen wird, wissen wir nicht, aber daß sie sich nicht über die natürlichen Grenzen jedes Geschlechts erstrecken wird, das nehmen wir für gewiß an, denn nun scheint die Menschheit ihre gesunde Vernunft wiedererlangt zu haben, und Vernunft ist Natur.

„Meine Damen, wenn ich mich an Sie wende, so geschieht es in Ihrer Eigenschaft als Frauen und mit der Ehrerbietung, mit der ich stets zum Weibe aufgesehen habe, einer Ehrerbietung, die nicht vermindert wird durch Ihre Versuche, das schwere Joch des Mannes von seinen Schultern zu nehmen und mit ihm die Arbeit zu teilen; Sie, meine Damen, haben den ersten Schritt zur Befreiung des Mannes gethan, und darum bringe ich Ihnen im Namen meines Geschlechts einen herzlichen Dank dar!"

Das schöne Mädchen lachte und die Herren gleichfalls, aber am Ofen blieb es ruhig, unheimlich ruhig. Und bald erhoben sich die Damen, um die Ueberkleider anzulegen. Wie auf ein gegebenes Zeichen eilten die Herren herbei, um den Damen behilflich zu sein, die jedoch mit deutlichen Gebärden, daß sie zum Fortgehen keiner Hilfe bedürften, dankten.

Als sie zum Gehen gerüstet waren, zogen sie ihre Handschuhe an und warfen lange Blicke in den Saal nach der Stelle, wo die Schöne saß. Die aber wollte nichts verstehen, sondern trank lachend ihr Bier. Blanche, die mit dem Mädchen bekannt war, hielt es aus Höflichkeit für ihre Pflicht, ihr zu sagen, daß die andern Damen gingen. „Ja, geht nur," antwortete sie — und sie gingen. Sie durchschritten das rauchige Restaurant und wurden mit frechen Blicken betrachtet; endlich gelangten sie auf die Straße. Hier warteten sie auf die Pferdebahn. Zufällig drehte sich Blanche noch einmal um. Da vernahm sie von innen ein Lied und Klavierspiel. Sie trat an das Fenster heran und blickte in das Zimmer: Zigarren und Streichhölzer in allen Händen, frohe Mienen, Gesang und Spiel, und mitten in einer Gruppe stand Luise — so hieß die Schöne — und rauchte.

Blanche fühlte einen Stich im Herzen. Jetzt amüsieren sie sich! Jetzt! Und Luise war allein mit allen Herren. Welche Unmoralität! Welch schlechtes Mädchen! Aber sie amüsiert sich auf alle Fälle!

Zu Hause wartete Tante Bertha bereits auf den Rapport.

„War es schön?"

„Schön? Entsetzlich langweilig! Und die Herren waren unhöflich."

„Haben sie geraucht?"

„Nein, aber Bier getrunken und unmoralische Reden gehalten. Der Vorsitzende hat die Frauen mit Zellen und Schaltieren verglichen! Ja, und dann hat er über Dinge gesprochen, die man zwar in Büchern lesen kann, über die man aber nur in Vorlesungen spricht."

„Was hat er gesagt? Etwas Unpassendes?"

„Jawohl, beinahe. Und dann sind die Mädchen fortgegangen, aber Luise blieb da."

„Allein?"

„Allein, und rauchte!"

„Rauchte, allein! Das wollen wir ihr doch anstreichen," sagte Tante Bertha. Darauf ließ sie sich alle Einzelheiten berichten.

Blanche ging spät zu Bett. Sie hatte über so vieles nachzudenken. Weshalb war es heute abend langweilig gewesen? Weshalb hatten sich die Herren so steif, unhöflich und feindlich gezeigt? Was hatte der Redner mit seinen Worten gemeint? Das also ist die erträumte Freiheit, ohne Bewachung höfliche Kavaliere in der Nähe zu sehen! Vielleicht sind sie gar nicht so liebenswürdig, wie sie sich den Anschein geben wollten. Aber gegen Luise betrugen sie sich ganz so, wie sie auf Bällen zu sein pflegen. Wie anders ist doch alles in der Wirklichkeit im Vergleich zu unsern Vorstellungen. Wie anders! Aber auf jeden Fall hat Luise sich amüsiert!

Am folgenden Morgen kleidete sich Tante Bertha frühzeitig an, um bei dem Rektor der Universität Klage zu führen. Der Professor war unglücklicherweise ein Grobian, der die häßliche Angewohnheit hatte, zu sagen, was er dachte, und die Tante hatte unglücklicherweise die Vorstellung, ein Professor müsse

ein gebildeter Mann sein und wissen, was zu sagen sich schicke.

Die Tante erschien natürlicherweise zu einer Zeit, wo der Professor nicht empfing. Was ging das sie an? Er mußte sie empfangen, da es die Ehre der Akademie und das Wohl der Jugend betraf. Schließlich wurde sie vorgelassen. Sie sprach ihr Anliegen aus und referierte über die Rede. Der Professor blickte sie an wie eine neue Spezies und antwortete endlich:

„Und was geht das mich an?"

„Was das Sie angeht?"

„Was geht es denn Sie an?"

„Wie? Was? Die Moralität der Jugend ist ja in Gefahr!"

„Wieso? Erzählen Sie! Was ist geschehen? Er hat die Frauen mit Zellen verglichen. Das ist natürlich Lüge. Schlimmer wäre es gewesen, wenn er sie mit Engeln verglichen hätte! Glauben Sie an Gottes heiliges Wort? Natürlich. Nun? Er hat gesagt, das Weib sei die Herrscherin und der Mann der Sklave. Das ist ja schön gesagt! Wollen Sie hören, was die Bibel sagt: Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein! Ist das nicht richtig?"

„Das ist nicht richtig!"

„Wie? Dann sind Sie ja eine Freidenkerin, die Gottes heiliges Wort verleugnet! Ist das nicht so?"

Die Tante fühlte sich wie auf einer Folter. Sie war einer Ohnmacht nahe. Der Professor aber fuhr fort: „Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären! Haben Sie dieses Gebot Gottes erfüllt?"

Nein, das wolle sie nicht!

„So? Also Sie lehnen sich auf gegen Gottes heilige Gesetze! Aber zur Sache! Die Herren haben nicht geraucht, sich nicht unpassend betragen, sie haben Ihre Ansichten geteilt, daß die Lehren der Bibel falsch sind, und im übrigen — was dieselben innerhalb ihrer Vereinigungen zu thun belieben, geht niemand etwas an. Was geht es Sie an, ob Fräulein Luise gern Bier trinkt oder raucht? Tabak ist weder im Code civil noch im Code moral verboten. Es giebt Weiber, die schnupfen. Und dann sind alle alten Damen auf junge Mädchen neidisch, die sich amüsieren — besonders in Herrengesellschaft. Wem es dort nicht behagt, der ist ja nicht gezwungen hinzugehen, und wer die dortigen Vorgänge ausplaudert, der kann einfach hinausgeworfen werden." So liegen die Dinge! Man habe nicht das Recht, sich in eine geschlossene Gesellschaft einzudrängen und nachher abfällige Bemerkungen zu machen. „Die Achtung, die man dem Weibe schuldig ist?" Welche Achtung sei man denn dem Manne schuldig? Gar keine? Ihm komme das ganz so vor; sonst würde man sich nicht zu ungelegener Zeit eindrängen und sich mit Klatschereien abgeben! Im übrigen: Weshalb bilden die Mädchen nicht selbst einen Verein? Wie? Das sei nicht interessant genug! Er bitte um Entschuldigung, er müsse in die Vorlesung! Er sei Lehrer an der Universität, aber kein Polizist.

Das Resultat der Unterredung war die Gründung eines Vereins zur Erörterung der Frauenfrage und das Verbot für Blanche, noch jemals einen Kommers zu besuchen. Dem Frauenverein durfte sie dagegen beitreten, und hier verbrachte sie entsetzliche Abende. Das Leben in Zürich, von dem sie sich so viel versprochen hatte, wurde immer unerträglicher. Ständige Bewachung, endloses Studieren: neue Auflage von römischen Kaisern, Königen und Königinnen, immer mehr Philosophie.

Wann würde das ein Ende nehmen? Und würde es überhaupt jemals aufhören? Was winkte ihr nach abgelegtem Examen? Die Freiheit? Nein, dann begann eine neue Sklaverei. Wie ein Droschkenkutscher mußte sie für jeden, der sie anrief, bereit sein; treppauf, treppab, wie ein Wunderthäter behandelt, obwohl man bei sich weiß, wie wenig man thun kann. Und die Freiheit? Wird sie mit einem Mann zu verkehren wagen, wenn sie seine Gesellschaft der von Frauen vorzöge? Keineswegs, denn dann wäre ihr Ansehen erschüttert; die Patienten würden sie fliehen und sie selbst aus der Gesellschaft ausgestoßen werden. Kein Ausweg! Jawohl, einer! Heiraten! Die Frauen haben dann das Recht, mit einem Manne zusammen zu wohnen, an demselben Tische zu essen, im selben Bette zu schlafen, mit andern Männern zu verkehren, soviel sie wollen, auf der Straße allein zu gehen! Aber es giebt ein „Aber". Die Frauen essen das Brot andrer, bewachen den Haushalt, die Wäsche andrer und behaupten im allgemeinen, Sklavinnen zu sein. Das wollte Blanche nicht. Also auch dort keine Freiheit?

Eines Tages sollte sie im Laboratorium eine chemische Analyse herstellen. Die Arbeit war ziemlich schwierig und erforderte große Aufmerksamkeit. Zu diesem Zwecke war ihr ein Platz in einer abseits gelegenen Küche angewiesen worden, damit sie sich besser bewegen konnte. Sie hatte eine Maske vor das Gesicht gebunden und in der Kapelle, wo ihr Apparat stand, starken Zug hervorgebracht, weil die Einatmung des Chlorgases mit Gefahren verknüpft war.

Der Assistent am Laboratorium, mit dem sie seit dem berüchtigten Kommerse nicht mehr gesprochen hatte, ging durch das Zimmer. Das Gesicht hinter der Maske verborgen, fühlte Blanche ein trotziges Verlangen, ihn anzureden. Sie wurde nämlich nach

dem Besuch der Tante bei dem Professor als Klatschbase behandelt, und niemand hatte sich ihr wieder genähert. Deshalb fühlte sie das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. Aber auch der Assistent war auf die gleiche Idee gekommen, in schicklicher Weise ein Gespräch zu eröffnen.

„Es ist wohl recht amüsant, in der Küche zu stehen?“ fragte er spitzig.

„Hier ist's noch erträglich, aber in der Küche verheirateter Leute soll es weniger amüsant sein,“ antwortete Blanche.

„Auch ich glaube nicht, daß die Köchinnen, die in der Küche verheirateter Frauen stehen, das besonders lustig finden,“ sagte der Assistent. „Die Frauen sollen nämlich bisweilen recht wunderlich sein!“

Blanche errötete unter der Maske. Die Phrase der Tante, daß Frauen Köchinnen seien, war in eine scharfe Säurelösung des Antagonisten verwandelt.

„Sie kommen nicht mehr zum Kommers?“ hub er wieder an.

Blanche schwieg.

„Sie haben sich gelangweilt?“ fuhr er fort. „Wollen Sie in einen andern Verein gehen, wo es nicht so langweilig ist? Wollen Sie mit mir zu den Russen gehen?“

Blanche hatte von den Russen so viel gehört, daß ihre Neugierde geweckt wurde.

„Ich glaube nicht, daß ich die Erlaubnis von der Tante erhalten werde,“ sagte sie kindlich.

Der Assistent lachte.

„Weshalb sollte es die Tante nicht wollen? Es liegt ja keine Gefahr darin. Ist es denn gefährlich, neue, frische Gedanken zu hören?“

„Nein,“ antwortete Blanche. „Aber die Russen sollen so frei sein!“

Er lächelte wieder und sah ihr in die Augen.

„Wollen Sie nicht auch frei sein?“

Blanche fühlte ihr ganzes Verlangen, ihre ganze verzehrende Sehnsucht von seinen Lippen ausgesprochen. Und der zu ihr sprach, sah aus wie ein Mann, der ihr würde helfen können, Fesseln zu brechen.

„Jawohl,“ sagte sie, „ich möchte frei sein. O, frei!“

„Sehen Sie, sehen Sie! Kommen Sie also morgen mit!“

„Aber die Tante!“

„Lügen Sie ihr etwas vor!“

Blanche fuhr zusammen. Er, der wie die Ehrlichkeit und Wahrheit selbst aussah, er riet ihr zu lügen!

„Ist es nicht unehrenhaft, zu lügen?“

„Nicht immer! Wenn ein Mörder, dessen Absichten ich kenne, mich nach dem Wege zu seinem Opfer fragt, so zeige ich ihm den unrechten und lüge mit frohem Gemüt.“

„Aber die Tante ist doch kein Mörder!“

„Nein, aber eine Mörderin! Fühlen Sie nicht ihr Gift, das nahe daran ist, Ihr Blut gerinnen zu machen? Ihr Haß, ihre Rache, die Sie befriedigen sollen, fließen in Ihren Adern, werden von Ihren Lungen absorbiert, paralysieren Ihr Nervensystem! Sind Sie frei? Sie essen das Brot dieses Vampyrs, das Sie nicht durch Ihre Arbeit verdienen, Sie sind von ihr bezahlt, um ihre Rache auszuführen, Sie haben Ihre Seele verkauft, wie andre Frauen ihren Körper. Was treibt Sie auf Ihre Lebensbahn? Ist es das Pflichtgefühl gegen Ihre Mitmenschen, ist es die Lust, mit Unsauberkeiten zu hantieren, Krankenzimmerluft zu atmen, Wehegeschrei zu hören, aus dem Schlaf und bei den Mahlzeiten gestört zu werden? Nein, es ist Rache! Rache, an wem? An den verabschiedeten Liebhabern Ihrer Tante? Sind Sie als Arzt nötig? Sind auch nur fünfzig Prozent von den schon vorhandenen nötig? Glauben Sie, es fehlen Rezeptschreiber? Sie treten einander unter die Füße und können doch nicht helfen. Warum die Russinnen Aerzte werden? fragen Sie. Nicht, um Rezepte zu schreiben, nicht, um der Ehe zu entgehen; o nein, es geschieht, damit die Menschheit von größeren Schäden geheilt werde, so daß später einmal überhaupt kein Arzt mehr nötig sein oder die gleichmäßige Verteilung des Wissens jedermann zum eigenen Hüter seiner Gesundheit machen wird.“

Blanche stand da wie der Rezipient in einer Elektrisiermaschine; sie nahm alles auf, was der funkensprühende Mann um sich warf, aber zugleich fühlte sie ein unwiderstehliches Bestreben, ihn zurückzuschleudern. Vorher war es in ihr leer gewesen, und jetzt wollte er sie mit dem Ueberschuß seiner Seele anfüllen. Seine Augen flammten, und sein kräftiges, männliches Gesicht sah wie die Wahrheit selbst aus, als er sprach: „Lüge!“ Sie suchte an ihm nach einem Punkte, wo sie verwunden und entwaffnen konnte, und dies konnte gerade in dem letztern geschehen. Er stand so hoch und klar vor ihr, höher, als sie zugestehen wollte, aber sie mußte ihn herunterziehen. Und doch wollte sie ihn groß, stark sehen, als die Stütze, den Befreier, den sie suchte. Unbewußt fühlte sie, daß der Befreier auch der Herrscher werden konnte; sie suchte ihn und stieß ihn von sich. Endlich sprach sie: „Sie predigen die Moral der Jesuiten.“

Aber er, der jedes Schlagwort kannte, war sogleich mit der Antwort bei der Hand:

„Nein, das thue ich nicht. Das Geheimnis des Jesuiten liegt in den falschen Schlußfolgerungen; er macht ein Kartenkunststück mit Worten, und Sie sind

düpiert. Er sagt: Der Zweck (gut oder schlecht) heiligt die Mittel. Ich sage: Der heilige, große, schöne Zweck, den Sie erstreben, heiligt das Mittel. Ein niedriges Ziel entweiht jedes Mittel. Die neue Moral, die schon neu war, als Montesquieu sie aussprach, lautet folgendermaßen: ‚Wenn ich etwas weiß, was nützlich für mich ist, aber schädlich für meine Familie, muß ich es aus meinem Sinne verbannen; wenn ich etwas weiß, was für meine Familie nützlich ist, aber schädlich für mein Vaterland, muß ich es zu vergessen suchen; wenn ich etwas weiß, was für mein Vaterland nützlich ist, aber schädlich für ganz Europa oder die Menschheit, dann muß ich es für ein Verbrechen halten!‘ Der Egoismus, dieses herrliche Geschenk, das unter dem Namen des Selbsterhaltungstriebes alles Lebendige leben läßt, wird sich gleichfalls entwickeln; schon jetzt hat er einen großen Schritt nach vorwärts gethan zum Altruismus oder zur Liebe gegen andre. Diese Liebe hat sich zuerst gezeigt in der Liebe zum Kinde, dann zur Familie. Aber die Familie hat ein Stadium erreicht, das wir hinter uns legen müssen, und hat sich zur Gesellschaft entwickelt, zur künftigen Gesellschaft. Sie liegen noch in den Fesseln der Familie, die nur eine ökonomische Institution ist; reißen Sie sich los aus den engen Bienenzellen der Familie, schwärmen Sie hinaus und bauen Sie selbst einen Korb; verlassen Sie die Familie mit ihrem Agglomerat kleinlicher Interessen und isolierten Egoistenlebens und leben Sie für das Geschlecht."

Blanche sah die Wände zurückweichen, die Thüren in unendlicher Flucht sich öffnen; seine Rede wirkte wie Wärme und Feuchtigkeit auf alten Samen, der im kalten Raum gelegen hat. Sie fühlte ihr Wesen keimen, fühlte, daß die Zeit bald kommen würde, wo die Schale gesprengt werden mußte! Aber dann wurde sie von einer sonderbaren Lust ergriffen, mit dieser Seele, die sie befruchten wollte, zu ringen. Sie flatterte wie das Schmetterlingsweibchen davon, das, vom Gatten verfolgt, fühlt, daß der Tod in seinen Küssen liegt, der Tod für sie als Individuum in derselben Stunde, in der sie dem Geschlechte Leben giebt.

„Warum sagen Sie das alles mir? Weshalb verschwenden Sie all diese Worte auf mich, ein unbedeutendes, fremdes Mädchen?" fragte sie.

„Das haben Sie schon erraten!" antwortete er; „aber wollen Sie, daß ich es ausspreche, so kommen Sie morgen abend mit mir zu den Russen!"

Er ergriff ihre Hand. „Sie kommen? Nicht wahr?"

„Ich komme sicher," antwortete Blanche. Sie konnte nicht anders.

Als Blanche wieder zu Hause am Mittagstisch saß, fühlte sie, daß das Geheimnis, welches sie besaß, sich wie eine Mauer zwischen ihr und den Tanten erhob. Das Band war morsch geworden. Sie besaß etwas, was sie nicht von jenen empfangen hatte. Es war ihr Eigentum, es waren ihre neuen Gedanken, ihr Geheimnis. Sie dachte daran, wie schwach doch jenes Band gewesen sei. Es war nicht das Band der Liebe, denn sie liebte jene Gefangenwärterinnen nicht, es war das Band des gemeinen Interesses. Sie bedurfte ihrer wie die Mistel der Pappel, wie der Parasit der Wirtspflanze. Sie erwartete, daß die Stimme des Blutes reden würde, aber die schwieg. Keine Gewissensbisse, keine warnende Stimme! Das Alte stürzte zusammen wie schlecht gekleisterte Tapetenwände, und sie fühlte, wie sie wuchs. Jetzt erst empfand sie den ersten erfrischenden Flügelschlag der Freiheit um ihre hektischen Wangen; nicht bloß der Körper war gefangen gewesen, nein, auch ihr Geist!

Blanche erschien zeitig an dem bestimmten Platze in Bauschänzlis Park. Der Schnee fiel ruhig zur Erde, und draußen lag der schwarze See. Sie war sehr erregt, und wenn der Fuß zufällig ein dürres Blatt berührte, fuhr sie zusammen, aber der Schnee fiel dicht, so dicht, daß sie den Laut ihrer Schritte bald nicht mehr hörte. Hie und da knirschte wohl noch der Kies, aber der Schnee brachte auch ihn bald zum Schweigen. Sie fühlte, daß jeder Schritt, den sie that, sie auf eine neue Bahn führte, hinaus, einem unbekannten Geschick entgegen, aber er führte sie wenigstens hinaus. Wohin? Sie war sich bewußt, eine Vereinbarung zu brechen! Sie hatte den beiden alten Frauen ihre Freiheit verkauft, und die gaben ihr dafür die Mittel zum Leben. Jetzt stellte sie ihre Bezahlung ein — durfte sie dann noch von jenen nehmen? Im Grunde war es also nur ein ökonomisches Problem. Nur wer die Mittel zum Lebensunterhalt besitzt, ist frei; alle andern sind Sklaven. Ein verborgener Haß gegen die Alten begann in ihr emporzuwachsen. Hätte Blanche Vermögen gehabt, dann wäre sie frei gewesen. Was schreien da die Völker nach Freiheit, wenn sie kein Geld besitzen! Freiheit ohne Geld ist ja unmöglich! Sie lief vom Hause fort, hinaus aus dem Gefängnis der Schule, in das Gefängnis der Universität, wieder hinaus in das Gefängnis der Praxis, der Gunst des Publikums. Ueberall Gefängnisse. Und erscheint der Befreier, der starke Mann, der ihre Ketten zerreißen soll, dann geschieht es nur, um sie in ein neues, starkummauertes Gefängnis zu führen, in das letzte, das nur der Tod öffnen kann. Sie vermochte das Problem nicht zu lösen. Würde er es thun, der auf jede Frage eine Antwort hatte, konnte er es lösen?

Der Schnee wirbelte um ein paar kräftige Füße auf, und die Luft bewegte sich von seinen keuchenden

Atemzügen; er stand an ihrer Seite und legte ihren Arm in den seinigen.

„Böses Gewissen?“ sagte er. „Das giebt sich. Dem Korsen, der es versäumt hat, den Feind seiner Familie zu ermorden, schlägt auch sein böses Gewissen. Es ist das konventionelle Gewissen, das jemanden eines unterlassenen Mordes anklagt. Fort damit!“

Und er führte sie mit sich. Sie gingen im gleichen Schritt, und ihr Arm lag so sicher in dem seinigen.

„Ist es weit?“ fragte Blanche.

„Vor der Stadt,“ antwortete Emil. „Die Russen lieben die Städte nicht!“

Und sie wanderten hinaus über weiße Aecker, Hügel hinan, zwischen Weinbergen, und kamen endlich zum Café des Alpes, einem kleinen, von Lärchen und Tannen umgebenen Holzhause. Es sah idyllisch und traulich aus, nicht wie ein Restaurant oder ein Café, wo beschäftigungslose Menschen die Zeit töten, sondern wie eine Herberge am Wege, wo der müde Wandersmann Ruhe findet.

Sie stiegen eine Holztreppe hinan und gelangten auf einen Balkon, der von dem Lichte im großen Saale erleuchtet wurde. Als sie noch den Schnee von den Füßen und Kleidern schüttelten, kam ein Herr aus dem Saal und bewillkommnete sie wie alte Freunde. Es war ein großer, dunkler Mann mit einem auf breiten Schultern sitzenden Kosakenkopf. Er ergriff Blanches Hand, drückte sie wie die einer Schwester, nahm ihr den Mantel ab und führte sie in den Saal. Es war ein altmodisches Zimmer mit niedriger Decke, an welcher die Balken freilagen. Oberhalb der hohen Holzpannele erblickte man Alpenlandschaften und Bärenjagden; in gleichmäßigen Abständen hingen kleine Wandlampen, deren blanke Messingreflektoren den Lichtschein zurückwarfen. Mitten in dem Raum stand ein langer Tisch, an welchem ungefähr zwanzig Herren und Damen saßen, die Thee tranken und Zigaretten rauchten, während in der Mitte ein mächtiger Samowar von frischgeputztem Kupfer summte. In dem großen, schrankartigen, grünen Kachelofen, um welchen Holzbänke liefen, brannte starkes Feuer.

Als Blanche und ihr Begleiter eintraten, erhoben sich die Anwesenden und drückten ihnen die Hände. Die Mädchen küßten Blanche auf die Backe und machten ihr Platz. Wie die warme Luft aus einem traulichen Heime schlug es ihr entgegen, und der Eindruck hier war nicht der düstere, kalte wie in der Brasserie Nuß. Hier herrschte keine Feindseligkeit, keine Rivalität, kein Konkurrenzneid, und Blanche fühlte sich gleich wie zu Hause. Die Herren waren gegen die Damen höflich, ohne Galanterie, und die Damen nahmen deren Achtungsbeweise mit Dankbarkeit und Freundlichkeit entgegen. Sie rauchten Zigaretten, trugen aber weder kurzes Haar noch blaue Brillen; sie waren anmutig in ihren Bewegungen und suchten weder durch Worte noch durch derbe Gesten den Männern nachzuahmen. Sie sprachen ernst und ohne Furcht, mißverstanden zu werden, denn sie standen alle auf gleicher Bildungsstufe und teilten sich einander mit, ohne sich belehren zu wollen.

Man servierte Thee für Blanche, trotzdem die Zeche eine gemeinsame war. Dies erschien ihr angenehmer, als daß jeder selbst bestellte, und der Kellner jeden Augenblick durch das Zimmer rannte. Man bot ihr Zigaretten an, die sie ablehnte. Sie fand in dem Rauchen der Damen nichts Anstößiges, denn es ist ja bei jenen „Sitte“, also „sittlich“, während es in Westeuropa nicht Sitte, also unsittlich ist.

„Paul Bestuchew,“ begann eines der Mädchen, welches für den Abend den Vorsitz führte, „hat darum gebeten, heute abend sprechen zu dürfen. Aber nicht länger als dreißig Minuten, Väterchen.“

Der mit Bestuchew Angeredete schob seinen Stuhl etwas vom Tische zurück, blieb aber sitzen und holte einen Bogen Papier hervor, auf dem er sich einige Anmerkungen gemacht hatte.

„Ich will über ‚das Allerheiligste‘ sprechen,“ begann Paul und trank von seinem Thee.

„Es handelt doch nicht von Religion?“ fragte ein Rotbärtiger.

„Nicht doch,“ antwortete Paul. „Darüber spricht man nicht. Nein, ich will darüber reden, was heiliger ist als das Heilige, über

Das Allerheiligste.

„In der Kindheit der Gesellschaft, ehe die Arbeitseinteilung höhere und untere Klassen geschaffen hatte, war die Erde die Mutter Aller. Der Stamm besaß sein Territorium ungeteilt oder parzellierte es, wie bei den Landwirten, zur Benutzung auf eine bestimmte Zeit, ohne sein Eigentumsrecht aufzugeben. Solchen Kommunismus haben wir noch in russischen Dorfschaften, und unser Vaterland besitzt ungefähr vierzig Millionen legalisierter Kommunisten. Daß das Glück dessenungeachtet sich bei unsern armen Muschiken nicht wohl befindet, das beruht auf andern Dingen, denen jetzt abgeholfen werden soll. Da nun die siegreichen oberen Klassen die ursprünglich kommunistische Erde sich anmaßten, das heißt einen Diebstahl begingen, so erklärte man in demselben Moment den Diebstahl für heilig. Das gestohlene Eigentum wurde für die oberen Klassen heilig; die untern aber, die dem Beispiel folgen und das Gestohlene zurücknehmen wollten, mußten ihren Tribut an die Gefängnisse bezahlen.

„Inzwischen wurde das widerrechtlich angeeignete Eigentum immer mehr und mehr den Ansprüchen

der Heimzahlung ausgesetzt. Die Heiligkeit wuchs. Jetzt kann man den Kaiser erschießen, Gott leugnen, die Moralgesetze angreifen und doch unter Staatsschutz stehen, wie wir in der Schweiz, aber wir werden ausgeliefert wegen eines Angriffs auf das Eigentum. Das Eigentum ist also heiliger geworden als der Zar, als die Moral, als Gott.

„Aber die Zeit schreitet vorwärts, und die Schlinge um den Hals der oberen Klassen ist zugezogen worden. Unsre Zeit hat drei große legalisierte Angriffe gesehen, konstitutionelle, kaiserliche, königliche, kongreßliche Angriffe auf das Eigentum. Der erste ist, wie bekannt, die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland (die Leibeigenen waren Eigentum), der zweite die Befreiung der Neger in Amerika (die Neger waren Eigentum, folglich heilig), den dritten, den wir täglich vor Augen sehen, nennt man Expropriation. Mein Vater hatte eine Besitzung und einen sehr schönen Garten, den er sehr liebte. Er hatte jeden Baum selbst aufgezogen; jeder Busch war ihm wie ein Freund. Er war ihm um nichts feil, denn er liebte ihn, wie man ein lebendes Wesen liebt. Eines Tages erschien ein Ingenieur einer Eisenbahngesellschaft und schlug alle Bäume nieder, riß jeden Busch aus der Erde. Der Vater weinte und fluchte. Der Ingenieur sagte, das Land sei expropriiert, und der Vater werde dafür bezahlt bekommen. Der Vater wollte seinen Garten nicht verkaufen, wollte ihn nicht bezahlt haben. Da wurde er ihm genommen.

„Diese großen Beispiele haben die Unverletzlichkeit des Eigentums erschüttert. Nicht, daß die Menschen der Zukunft es ebenso machen werden wie der Staat und einfach nehmen werden; sie werden im Gegenteil geben. Aber das werden wir erst erleben, wenn jedermann den Vorteil eingesehen haben wird, daß niemand besitzt, was er morgen verlieren kann, und daß alle besitzen, was sie nicht verlieren können.

„Aber ich will jetzt nur die ‚moralische' Seite des Eigentums betrachten, die vielleicht am meisten zu dem unmoralischen Zustand der Gesellschaft beigetragen hat.

„Der Begriff und das Gefühl des Besitzes ist in unser ganzes Seelenleben eingedrungen, hat unsern Egoismus amplifiziert. Selbst unsre Gedanken sind zum Gegenstand unsrer Habgier geworden. Der Gelehrte hütet seine Entdeckung. Weil sie ihm Ehre bringt, giebt er sie nicht zum Nutzen der Menschheit frei. Der Erfinder beeilt sich, ein Patent zu nehmen, um die Menschheit daran zu hindern, Nutzen aus seinem Werk zu ziehen; die Priester, die Diener des Herrn, schlagen sich um das Brot und hohe Aemter, einige gehen sogar, wie die Sängerinnen im Café chantant, mit dem Teller in der Kirche umher. Der Volksvertreter, der im Reichstage die Wahrheit sagen soll, überlegt es sich zweimal, ehe er das entscheidende Wort spricht, denn hinter ihm lauern seine Gläubiger; der Journalist, der die Axt an die Wurzel des morschen Baumes setzen soll, windet sich wie ein Wurm, ehe er zuschlägt, denn er sieht, wie Frau und Kinder die Köpfe darunter legen. Für Frau und Kinder! Wie mancher Wille ist um ihretwillen gebrochen, wie manche Seele verblutet! Der Mann ist das Eigentum der Familiengesamtheit, er ist Leibeigener, Ernährer, und darum — wie schlau! — hat ihm die Oberklasse das Stimmrecht und die scheinbare Leitung in die Hand gegeben, denn sie weiß, daß er am Fuß eine Fessel trägt. Um wie viel freier würde sich das Weib in der Oeffentlichkeit bewegen, sie, die eine ökonomische Stütze hinter sich hat! Was bei ihr Stärke ist, ist bei dem Manne Schwäche. Deshalb ist die Stellung des Weibes freier als die des Mannes, und darum ist sie kühner. Wenn der Mann sich von einem Kaufmann an der Ware betrügen läßt und keinen Lärm schlägt, um sich keinen Feind zu schaffen, so wirft die Frau dem Schelm bei solchen Versuchen die Ware ins Gesicht.

„Aber der Eigentumsbegriff hat sich auch in unsre heiligsten Gebiete eingeschmuggelt, deshalb heiligsten, weil die Natur sie selbst abgesteckt hat. Der Jüngling wirft die Augen auf ein Mädchen; er gefällt ihr, ihre Seelen lieben sich, aber eine Kleinigkeit ist dabei zu erwägen, die allerdings die Hauptsache ist: hat er Geld? Nein! Dann mag er ruhig gehen! Die Kinder, die das Eigentum der Gesellschaft sein sollten, werden als Privateigentum der Eltern behandelt, denen die Aufgabe zufällt, die Kinder, solange sie klein sind, durch Liebkosungen, durch Spielen zu unterhalten und, wenn sie älter geworden sind, ihnen „Ehren" zu schenken — und warum nicht auch Geld. Die Gatten, die geschworen haben, einander „anzugehören", fangen durch die Macht der Gewohnheit bald an, sich als Eigentum zu betrachten.

„Zum Schluß einige Worte über das schlechte, aber darum gefährliche Symbol des Eigentums, das Geld.

„Das Geld ist ein Gedicht, schön für den Besitzer, aber trügerisch wie alles Schöne. Es ist ein schlechter Wertmesser, denn es mißt nicht den Wert. Heute erhält man einen Sack Weizen für einen Louisdor, morgen nur einen halben. Es mißt weder den Nutzen noch den Wert, denn eine Flasche Kapwein, die einen Louisdor kostet, kommt an Wert einem Sack Weizen nicht gleich. Denn während ich den Sack Weizen aufesse, ist meine Seele frei, frei von Nahrungssorgen, vielleicht für einen Monat, in dem meine Seele arbeiten kann, während eine

Flasche Kapwein mich für einige Stunden einschläfert und dann zum Sklaven macht.

„Das Geld ist als Wertmesser gefährlich, weil es in solch konzentrierter Form auftritt, daß das Auge den ihm innewohnenden Nutzen nicht sehen kann. Tausend Franken in Gold auf einem Tische geben keinen wahren Begriff des Wertes, aber tausend Franken Getreide in Säcken sehe ich. Deshalb war die erste Münze Vieh, pecus, pecunia. Ein Kind, das zum ersten Male ein Geldstück erhält, darf sich dafür Bonbons kaufen. Das ist ein jämmerlicher Fehler, denn das Kind sieht dann im Gelde ein Genußmittel.

„Das schlimmste am Gelde ist, daß es falsch ist. Es behauptet, ein Repräsentant vorhandener Nützlichkeiten zu sein. Das ist unwahr. Man hat Banken stürzen gesehen, die mehr Papiergeld ausgegeben haben, als Gold vorhanden war, aber so lange bestanden haben, solange der Glaube an das Papiergeld gewährt hat. Wenn nun der Tag kommt, an dem der Glaube an das Gold erschüttert wird, an dem man für das unnütze Gold nichts Nützliches mehr erhalten kann? Man hat das bei der Belagerung von Paris gesehen. Die Stadt war mit Gold angefüllt, aber niemand wollte Gold; jedermann wollte Speisen haben, die nicht vorhanden waren; deshalb war der Wert des Goldes für den Augenblick annulliert. Der Araber, der in der Wüste einen Sack Perlen findet, ist ebenso arm wie der belagerte Pariser.

„Der Markt ist mit Getreide überfüllt, während Millionen Menschen hungern. Das ist ein Fehler in der Verteilung der Produkte, ein Fehler des Geldes und der falschen Münze, der Wertpapiere sowie der ausgedehnten Arbeitsteilung. Wenn die Selbsthilfe zum Prinzip wird, wenn das Privateigentum Kollektiveigentum sein, wenn man die Arme benutzen wird, um Brot zu schaffen, anstatt Luxusgegenstände, dann wird die Not verschwunden sein! Darum wollen wir arbeiten, um die Menschen den Vorteil der Aufhebung des Privateigentums zu lehren!"

„Jetzt sind die dreißig Minuten sicherlich vorüber, liebe Schwester!"

Hierauf wurde in die Diskussion eingetreten.

„Ich möchte einwenden," begann Anna, „daß, wenn man die Schätze der ganzen Welt verteilen würde, jeder Mensch fünfzig Centimes bekäme, und damit wäre niemand geholfen."

„Diese Einwendung," antwortete Bestuchew, „ist Nr. 1 der von uns registrierten ‚Clichés', wie wir es nennen. Die Schwester mag sich die Antwort aufschreiben: Wenn man die drei Milliarden Dollars der Vanderbilts, Stewarts und Astors unter die anderthalb Milliarden Einwohner der Erde verteilen würde, so bekäme ein jeder zwei Dollars oder zehn Franken. Wenn wir aber annehmen, daß nur Europa und Amerika bei der Teilung bedacht wären, so würde sich dabei die Summe von zwölf Dollars oder sechzig Franken pro Kopf ergeben. Mit sechzig Franken kann ein Tischler sich Werkzeuge, ein Fischer Netze, ein Krämer Waren, ein Dienstsuchender neue Kleider und so weiter anschaffen. Diese Teilung wäre also nicht uneben, obwohl sie nur die Teilung dreier Vermögen von so vielen berührt. Aber nun will ich selbst, da ich die Einwendungen kenne, fortfahren, damit sie in der richtigen Ordnung erscheinen. Also Cliché Nr. 2: ‚Wenn man die Erde um acht Uhr des Morgens verteilen würde, so hätten die Schlausten und Stärksten die ganze Erde um zwölf Uhr im Besitz.' Antwort: sehr wahrscheinlich. Daher hat kein Sozialist, sondern nur ein kleines, konservatives Gehirn diese Stupidität ersonnen. Es ist nämlich nicht im entferntesten die Rede von irgend einer Teilung, denn gerade die gegenwärtige ‚Teilung', vermöge deren zwanzig Personen den Grund und Boden Englands besitzen, soll ja aufgehoben werden. Der Staat soll allmählich jedes Eigentum, das ja dem Staate gehört, expropriieren, da der Staat Staatsschulden machen kann. Und dann wird der Staat sich wohl hüten, noch einmal eine Teilung vorzunehmen! Ist das klar? — Cliché Nr. 3: ‚Die Sozialisten, die auch Darwinisten sind, sollten das Erbrecht nicht angreifen, denn das Erben von Mitteln zum Leben wäre ja ein gutes Erbteil zur Veredlung der Rasse.' Halt! Das Gefühl, etwas zu besitzen, was man nicht erworben, bringt die Rasse zur Entartung. Beweis: die alten Königs- und Adelsgeschlechter. Jeder, der nicht arbeitet, wird sterben, eines natürlichen Todes, wenn die Krisis über die Welt schreiten wird. Das schlimmste Erbe, das du deinem Kinde geben kannst, ist Eigentum, sobald es aufgehört hat, Mittel zur Arbeit zu sein, und ausschließlich Genußmittel geworden ist. — Cliché Nr. 4 (wir kennen sie alle, wie die Schwester sieht!): ‚Die Menschen werden, wenn das Erbrecht aufhört, es unterlassen, mehr zu produzieren, als sie gebrauchen.' Antwort: So soll es sein. Dadurch hört das Anwachsen des Kapitals in einer Hand auf und zugleich die Ueberproduktion, die alle Krisen hervorbringt. Und — das übrige spare ich mir für das nächste Mal auf — ein jeder, der seinen Kindern keine Erbschaft hinterlassen kann, eine Erbschaft, die so oft von Vormündern, von den Erben selbst vergeudet wird, die ihren Wert verlieren kann durch Feuersgefahr, Erdbeben und so weiter, wird seinem Kinde statt dessen das Beste geben: eine Erziehung! Mit starken Armen und einer gesunden Seele. Dann werden die heiligen Gefühle des Sohnes am Totenbette des Vaters nicht entweiht werden durch schändliche

Gedanken an das Erbe, an den Nutzen, den ihm der Geliebte durch seinen Tod gewährt, und der Sterbende wird das angenehme Gefühl haben, der Nachwelt einen starken, nützlichen und guten Mitbürger zu hinterlassen, während sein Eigentum zum Wohle aller verwendet wird, also auch zum Wohle des Sohnes, der sich dadurch solidarisch fühlen wird mit dem Geschlecht, das in Eintracht genießen wird, was ein jeder besonders für dasselbe erarbeitet hat."

Die Verhandlungen wurden geschlossen. Die Theemaschine summte, und man leerte frische Gläser des duftenden Trankes. Der ernste Teil war vorüber, und nun wollte man sich durch Scherz und Spiel erholen. Emil holte eine Guitarre herbei und sang. Dann schob man die Tische beiseite und tanzte. Hierauf wurde ein leichtes Abendessen aufgetragen. Die Stunden verschwanden unter herzlicher Freude und Lustigkeit. Man vergnügte sich wie ausgelassene Kinder, in dem Bewußtsein, daß das Leben ernst genug sei, und man nicht nötig habe, um eines Nichts willen der Freude zu entsagen.

Es wurde spät, und Blanche mußte gehen. Emil begleitete sie.

Draußen hatte sich der Himmel aufgeklärt, und der Mond beleuchtete den See und die Alpen.

Blanche ergriff Emils Arm, und stumm gingen sie nebeneinander her.

„Haben Sie sich heute abend amüsiert?" fragte Emil.

„Wie nie zuvor," antwortete Blanche. „Aber sagen Sie mir nur eins. Sind diese jungen Menschen heimlich verheiratet?"

„Wieso?"

„Hm! Mir schien, als wären sie so — wie soll ich sagen? — intim."

„Jawohl, sie sind verheiratet, heimlich."

„Getraut?"

Es entstand eine Pause.

„Nein, nicht getraut," sagte Emil.

Blanche fuhr zusammen.

„In welche Gesellschaft haben Sie mich dann geführt?"

„In die Gesellschaft verheirateter Leute."

„Aber nicht getrauter?"

„Ihre Tante war verheiratet, aber nicht getraut."

„Meine Tante?"

„Ja, denn sie war eine Zivilehe eingegangen. Die Trauung ist eine späte Erfindung, die im vierten Jahrhundert gebräuchlich, im vierzehnten obligatorisch und nach der Revolution freiwillig wurde."

Blanche sann eine Weile nach.

„Wohnen sie zusammen?"

„Nein," sprach Emil. „Die einander lieben, brauchen nicht in derselben Wohnung zu wohnen, nicht dieselben Möbel abzunutzen und nicht an einem Tische zu essen. Auch das Zivilgesetz schreibt das nicht vor."

„Sie verteidigen also das Laster?"

„Das Laster, liebe Freundin, das Sie, mich und alle Menschen zur Welt gebracht hat, das Laster, auf welches der Pfaffe bei der Trauung Gottes Segen herabruft, das Laster, dessen Folgen die Eltern der jungen Eheleute mit Sehnsucht entgegensehen, und dessen Folgen die höchste Freude der Menschen bilden — ja!"

„Sie sprechen so sonderbar!" sagte Blanche. „Aber Sie haben ja recht!"

Sie wanderten ruhig weiter und waren bald in der Stadt.

„Was wird die Tante sagen?" meinte Blanche. „Ich kann mich von dem Gedanken nicht frei machen, daß es unehrenhaft ist, ihr Brot zu essen und meine Verpflichtungen nicht zu erfüllen."

„Ihr Brot? Woher hat sie es? Hat sie es sich erarbeitet? Nein, sie hat nie gearbeitet. Sie hat es von ihrem Vater, einem Kaufmann, ererbt, der es durch Angebot und Nachfrage, das heißt durch die Not andrer, sich angeeignet hat!"

„Durch die Not andrer?"

„Ja, gewiß. Wenn Getreide genügend vorhanden ist, das heißt, wenn keine Not herrscht, dann fällt der Preis; ist Not vorhanden, das heißt, ist die Nachfrage groß, so steigt der Preis. Von selbst? Nein, der Kaufmann bestimmt den Preis und nützt die Not der Menschen aus. Das ist ein schönes Recht, ein ökonomisches Recht! Ein Großhändler setzt als Gehalt für einen Commis zwölfhundert Franken aus. Er annonciert die Stelle. Bewirbt sich nur einer darum, so giebt er seine zwölfhundert Franken, denn er fürchtet sonst, allein zu bleiben und selbst in Not zu geraten. Bewerben sich zwanzig um die Stellung, so bietet er tausend Franken; hat er fünfzig Bewerber, so giebt er fünfhundert Franken. Das heißt, er macht sich die Notlage andrer zu Nutze. Wer hat ein solches Gesetz gemacht? Mit Hilfe dieses Gesetzes genießt Ihre Tante jetzt die Zinsen! Wie vieler Menschen Tod, wieviel Hunger und Leiden haben diese Zinsen gekostet! Jetzt sollen Sie die Missethaten der Väter gutmachen und der leidenden Menschheit dienen — natürlich gegen Honorar. Sie werden Enzian gegen Magenbeschwerden, die durch unregelmäßige Mahlzeiten entstanden sind, verschreiben und vier Franken für den Krankenbesuch nehmen und der Apotheker, Ihr Compagnon, einen Franken für den Enzian, der auf den Bergen gratis wächst, und einen halben Frank für die Flasche, denn die Glashütten wollen auch leben. Welch herrliche Aufgabe Ihnen da blüht! Anstatt dem Armen sechs Franken für Fleisch zu

geben, nehmen Sie sechs Franken, damit er nur die privilegierte Gentiana des Apothekers kauft, die nicht sättigt, und die der Arme mit einiger Kenntnis der Gesundheitspflege selbst pflücken kann! Welch edle Aufgabe — gesetzlichen Humbug zu treiben!"

„Aber Sie zerstören ja alles vor meinen Augen! Sagen Sie mir doch: warum werden die Russinnen Aerzte?"

„Um das Elend bloßzulegen; um in den falschen Karten zu lesen; um danach zu forschen, ob nicht die Ursachen der Krankheiten in der Armut liegen oder im Wohlleben, in der Tugend oder im Laster; um die Möglichkeiten zu studieren, den Krankheiten vorzubeugen, anstatt sie zu heilen! Verschreiben Sie den Blutarmen Filet und starkes Bier an Stelle von Enziantinktur, dann werden Sie hören, was man Ihnen antworten wird. — Aber jetzt sind wir zu Hause! Leben Sie wohl! Sehen wir uns morgen im Schänzli? Um mehr zu besprechen?"

„Ja," sagte Blanche. „Warum können Sie nun nicht mit mir kommen, neben mir stehen und für mich sprechen, wenn ich der Tante etwas vorlügen werde?"

„Ja, warum?" antwortete Emil und ging.

*

Am nächsten Abend, als der Mond den See beleuchtete, promenierten Blanche und Emil zusammen.

„Was ist die Liebe?" fragte Blanche, indem sie sich auf Emils Arm stützte.

„Sie ist ein Mysterium, dessen prosaische Lösung Sie noch nicht anzuhören ertragen! Wir sind nämlich so mit Lügen gesättigt, daß uns die Wahrheit widerlich erscheint."

„Aber sagen Sie es mir dennoch! Sagen Sie es, ohne von Zellen zu sprechen!"

„Das kann ich nicht!"

„Sagen Sie es dennoch! Sagen Sie, was sie nicht ist."

„Sie ist nicht die Schönheit, denn Sie sind nicht schön; sie ist nicht der Geist, denn Sie sind kaum scharfsinnig; sie ist nicht die Tugend, denn die Begriffe darüber sind unsicher; sie ist nicht die Festigkeit des Willens, denn Sie sind schwach; sie ist eine Erscheinung, nichts weiter. Ich liebe Sie, obwohl Sie nicht schön, nicht geistvoll, nicht stark sind. Ich liebe Sie, trotzdem mein Verstand mich vor Ihnen warnt, ich liebe Sie, trotzdem ich Sie nicht bewundere. Bisweilen kann ich Ihnen eine Menge Eigenschaften andichten, die Sie nicht besitzen, aber — dann kommt mein scharfer Verstand und streicht alles durch, das Faktum aber bleibt trotzdem bestehen — ich liebe dich, weil — ich dich liebe! Dein Bild ist auf dem Grunde meines Auges photographiert, so daß ich keinen Gegenstand betrachten kann, ohne ihn durch dein Bild zu sehen; wenn ich auf die Uhr sehe, erblicke ich dein Bild zwischen den Zeigern; wenn ich eine Dame auf der Straße sehe, nimmt sie deine Gestalt an. Wenn ich dich sehe, sehe ich das Vollkommenste, deine Linien nehmen Töne an und setzen meine Nerven — die Saiten meiner Seele, verzeihe — in Harmonie; deinen Gang betrachten macht mich glücklich und dein Bild mich trunken! Ich bin überzeugt, daß, wenn man mich jetzt totschlüge und sofort obduzierte, ein Mikroskop dein Bild auf meiner Netzhaut, in jeder Lungenzelle, in jedem Gewebe des Herzens, im Rückenmark sehen könnte; jedes Blutkörperchen würde dich widerspiegeln, jede Gehirnzelle — verzeihe den Ausdruck — wie ein Mikrophon deine liebe Stimme, du Geliebte, wiedergeben!"

Er umfaßte sie und drückte sie fest an sich. Ihr Pelzkragen mit den weichen Federn berührte seinen Mund, und er küßte sie auf die Stirn.

„Wir müssen uns verloben," sagte Blanche schnell und stieß ihn zurück.

„Wir sind verlobt," antwortete er.

„Ja, aber die Tante ..."

„Was geht das die Tante an?"

„Aber sie giebt mir das Brot."

„Das ist wahr! Und darum!! Es liegt sonst in der Natur der Liebe, sich zu verbergen. Man nennt das Keuschheit. Mir erscheint es unkeusch, zu zeigen, was nicht gesehen werden soll, was nur uns beide angeht! Liebst du mich, Blanche?"

„Ich liebe dich! Aber deshalb, weil du stärker bist als ich, weil du mir neue Gedanken giebst, weil du mich tragen kannst, wenn ich müde werde, weil du alle Eigenschaften besitzest, die ich entbehre."

„Dann bist du ja eine Egoistin, Blanche! Du verleumdest dich! Du liebst mich aus Berechnung. Weil du etwas von mir empfängst, Nutzen, eine Stütze an mir hast. Glücklicherweise bin ich arm; sonst müßte ich glauben, du liebst mich des Geldes wegen."

„Pfui, wie du scherzest!" sagte sie.

Und damit trennten sie sich.

*

Am nächsten Abend trafen sie sich wieder.

„Hast du gehört, daß die Deputiertenkammer einem Gesetz über das Erbrecht unehelicher Kinder zuzustimmen im Begriffe ist?" begann Emil.

„Nein, aber es kommt nicht zu früh."

„Zu früh und zu spät wie jede Halbreform. Uebrigens ist es mehr gut gemeint als scharfsinnig. Die Vaterschaft kann nie bewiesen werden; die Mutterschaft ist das einzige, worauf man sich verlassen kann. Aber das Weib hat keine Erwerbsmittel zu seiner Disposition; deshalb mußte es den Mann zum Sklaven machen, daß er für sie

arbeite. So hat sie es seit undenklichen Zeiten gemacht; aber die Sklaverei hat immer den Sklavenhalter demoralisiert; daher ist das Weib entartet, egoistisch und für die Gesellschaft fast unmöglich. Sie ist in dem Entwicklungsstadium der Familie stehen geblieben. Durch den Versuch, den Mann frei zu machen, durch Selbstarbeit tritt sie als Konkurrentin auf, und der überfüllte Arbeitsmarkt wird zum blutigen Wahlfeld der beiden Geschlechter für den Kampf ums Brot werden. Dieser Kampf wird die Gesellschaft sprengen und den Eintritt einer neuen Gesellschaftsordnung vielleicht beschleunigen, vielleicht aber auch aufhalten. In dem Augenblick, wo die Erbschaft ganz aufgehoben werden soll, mit neuen Erbschaftsgesetzen hervorzukommen, das ist kein Fortschritt. Den Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern kann nur die neue Gesellschaft auslöschen, wenn der Staat alle Kinder gleichmäßig in seinen Schutz nehmen wird."

Blanche wurde unaufmerksam und wollte von andern Dingen reden. Der Schnee war geschmolzen, und zum Spazierengehen war es naß und häßlich; vom Wasser her blies ein rauher, feuchter Wind.

„Es ist nicht angenehm, hier zu gehen," sagte sie.

„Nein, es wäre behaglicher, in einem warmen Zimmer mit Teppichen zu sitzen," antwortete er. „Wie sollen wir dahin gelangen?"

„Wir müssen uns verloben," sagte Blanche.

„Und zu Hause bei der Tante sitzen und über die Männer herfallen! Nie mehr von dem sprechen, was wir denken, sondern aus Höflichkeit mit ihr über gleichgültige Dinge plaudern!"

„Dann müssen wir heiraten!"

Emil wurde still.

„Ja, natürlich," sprach er. „Wir müssen heiraten. Wir können doch nicht unser ganzes Leben lang im Dunkeln auf der Straße umherwandern! Aber deine Lebensbahn?"

„Wird wohl dadurch nicht gehindert werden!"

„Vielleicht! Oder wir werden durch deine Laufbahn gehindert. Der Herr geht des Morgens aus. Kommt mittags nach Haus. Ist die Frau zu Haus? Nein, sie ist ausgegangen. Nachmittags kehrt sie zurück. Ist der Herr zu Hause? Nein, er ist ausgegangen. Man trifft sich möglicherweise am Abend. Das Feuer im Ofen brennt, die Lampe ist angezündet. Nun wollen wir plaudern. Da klingelt es, die Frau muß fort. Und so sieht man sich nicht mehr, denn der Mann schläft, wenn die Frau nach Hause kommt. Man spielt blinde Kuh, ohne sich jemals zu erhaschen."

„Aber wenn ich meinen Beruf aufgebe? Ich habe, aufrichtig gesagt, gar keine Lust dazu!"

„Dann mußt du allein zu Hause sitzen und triffst mich nur bei den Mahlzeiten an! Was ist dann zu thun?"

„Du fragst mich? Du müßtest antworten, wenn ich frage."

„Nur die Zukunft kann antworten! Nur die Zukunft kann uns Freiheit geben; jetzt sind wir alle Sklaven, und jeder Versuch, die Ketten zu durchfeilen, straft sich durch verstärkte Kerkerhaft. Lebe wohl. Die Uhr schlägt! Die Kerkermeister warten!"

*

In Zürich herrschte große Aufregung. Vor dem Polytechnikum standen Gruppen von Studenten im Gespräch, ebenso auf den Straßen, und in den Restaurants saßen sie in dichten Haufen in lebhafter Diskussion. Ein Schreiben der russischen Regierung an den Rektor der Universität hatte um die Bekanntmachung gebeten, daß diejenigen Studierenden beiderlei Geschlechts, welche durch ihr regelloses Leben der Nation Schande gemacht hätten, das russische Unterthanenrecht aber behalten wollen, unverzüglich in ihre Heimat zurückzukehren haben.

Hierauf war eine Untersuchung vorgenommen und viele nichtrussische Studierende kompromittiert und relegiert worden.

Der Assistent am chemischen Laboratorium, Emil Suchard, wurde unter den Ausgewiesenen genannt. Dies machte einen um so peinlicheren Eindruck, als der Mann allgemein beliebt war und man wußte, daß er seine Studien allein durch das geringe Honorar bestritt, das er als Assistent empfing.

Emil saß des Morgens in seinem Zimmer und schrieb Briefe. Nicht an Angehörige, denn die besaß er nicht.

Sein Schiff war gescheitert. Es galt ein neues zu bauen. Mit einem unvollendeten Examen blieb ihm nur übrig, den Versuch zu machen, in eine chemische Fabrik hinein zu gelangen. Aber wo?

Es klopfte an die Thür. Blanche trat ein. Rot, verweint.

„Hier hast du mich! Tante weiß alles!" sagte sie und warf sich weinend auf das Sofa.

„Was weiß die Tante?" fragte Emil.

„Alles."

„Daß du bei den Russen warst?"

„Ja!"

„Daß wir uns im Parke trafen?"

„Ja!"

„Mehr kann sie nicht wissen, denn mehr ist nicht geschehen. Was sollen wir thun?"

„Reisen!"

„Wohin?"

„Wohin es ist."

„Und dann?"

„Heiraten!"

Emil schwieg eine Weile.

„Wie die andern,“ sagte er schließlich.

„Nicht wie die andern,“ antwortete Blanche, „sondern wie wir.“

„Wie wir? Was bedeutet das: wie wir? Unter allen Verhältnissen können zwei Fälle eintreten; wir bekommen Kinder, dann bist du die Magd der Kinder; oder wir bekommen keine Kinder, und du wirst meine Magd.“

„Wir werden keine Kinder und keinen Haushalt haben; ich werde Arzt.“

„Wovon?“

Blanche schlug die Augen nieder und suchte am Boden.

„Es ist wahr,“ hub sie wieder an, „meine Ressourcen sind zu Ende.“

„Und meine auch,“ sagte Emil.

Blanche, die über Emils Vermögensverhältnisse nie etwas erfahren hatte, schien unangenehm überrascht. Sie hatte als sicher angenommen, daß er Mittel besaß. Es war ja nun peinlich, gerade jetzt ökonomische Verhältnisse zu berühren. Aber das ganze Dasein hing ja in diesem Augenblicke von der Oekonomie ab. Sie sah zu Emil auf, ihn mit Blicken bittend, die Frage zu lösen. Er sah unablässig auf die Erde. Gerade jetzt, wo die Hindernisse gefallen, wo die Fesseln gesprengt waren, und sie einander in die Arme hätten fallen können, jetzt trat ein Ungebetenes dazwischen.

Blanche war zu ihm gekommen, edelmütig, stolz auf sich, ihm zu zeigen, daß sie für ihn ein Opfer gebracht, und nun, da ihre Seelen in himmelstürmenden, gemeinsamen Gedanken sich begegnen sollten, nun saßen sie einander gegenüber, verlegen, voller Scham, Blanche obendrein zerknirscht, als ob man ihr die Bitte um eine Geldanleihe abgeschlagen hätte.

Und er, ihre Gedanken lesend, litt um ihretwillen; er war gedemütigt, er sah jedoch keinen Ausweg. Aus diesem entsetzlichen Schweigen aber, das deutlicher sprach, als Worte es gekonnt hätten, mußte er sie retten.

„Wenn wir beide auch,“ sprach er, „unsern Beruf fortsetzen, so glaube ich an eine Ehe zwischen zwei Aerzten ebensowenig wie an die zweier Tischler oder Schuhmacher. Was geschehen ist, geschah ohne unser Verschulden. Blanche, unsre Wege trennen sich; kehre zu den Deinen zurück! Verfolge deine Laufbahn!“

„Zurückkehren! Unmöglich! Dort winkt mir das Gefängnis.“

„Mit der Freiheit im Hintergrunde! Mit mir aber bist du lebenslänglich gefangen!“

„Was hast du denn von mir gewollt? Du hast mich an einen Abgrund gelockt, und nun sagst du: Kehre um!“

„Weil ich sehe, daß du den Sprung nicht wagst.“

„Welchen?“

„Ueber die alten Gedanken! Tritt hinaus ins Leben und arbeite; du kannst Lehrerin werden, du kannst nähen, verkaufen ...“

„Nähen soll ich?“

„Was weiß ich? Ich werde Seife sieden oder Knochen mahlen! Wir müssen ja leben! Was du auch thun magst, mache dich frei, frei von mir, denn nur frei kann ich zu dir aufsehen; als meine Frau würde ich dich unter meine Füße treten!“

„Ich soll also deine Geliebte werden?“

„Und ich dein Geliebter! Das ist etwas andres als Mann und Frau sein!“

„Und du schämst dich nicht, mir solche Vorstellungen zu machen? Ich werde Näherin und deine Geliebte! Ist dies dein Ernst? Emil, Emil!“

„Das ist mir ebenso ernst, wie daß ich Seifensieder und dein Geliebter werden soll! Ist das nicht gleiches Spiel?“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Ich fange an, es einzusehen. Deshalb bat ich dich: Kehre zu deiner Tante zurück!“

„Du verhöhnst mich obendrein!“

„Nein, nur mich selbst. O, diese alten Lügenideale, die unsre Augen blenden und unsern guten Verstand abstumpfen! Du verwirfst meinen Vorschlag; du hast also andre. Was hast du dir gedacht, als du hierher kamst?“

Blanche war aufgestanden und hatte ihre Handschuhe zugeknöpft.

„Ich will Ihnen sagen, mein Herr,“ sprach sie mit bebender Stimme, „daß ein Mann, der ein Weib an sich lockt, eine gewisse Verantwortung trägt ...“

„Jawohl! Das weiß ich. Schadloshaltung, Ersatz ... Nein, nein, Blanche, nicht diesen Romanschluß zwischen uns! Willst auch du die Rechnung für deine Liebe präsentieren, den Waschzettel für zerknüllte Kragen und Manschetten, o pfui! Laß uns zu Ende kommen! Was willst du? Daß wir uns heiraten? Zwei Betten, einen Eßtisch, sechs Rohrstühle. Sich im selben Zimmer entkleiden, am selben Tische zanken, sich mit demselben Kamme kämmen! O, ich wollte, ich wäre tot!“

Blanche stand an der Thür und hielt die Klinke in der Hand.

„Du glaubst also keine Pflichten zu haben für die Opfer, die ich dir gebracht?“

„Opfer? Du hast mir deine Liebe geopfert und ich dir die meine! Hätten wir ein Kind gehabt, dann wäre es meine Pflicht gewesen, für dieses Kind und für dich zu sorgen, denn die Frau hat keine Pflichten gegen ihre Kinder, und sie kann sie auch nicht haben, da sie auf dem Markte des Erwerbes nicht volle Freiheit genießt oder nicht genießen

wollte. Aber jetzt! Noch hast du deinen Beruf nicht aufgegeben; kehre um! Ich biete dir die Freiheit, und du verlangst nach dem Kerker."

„Ich werde umkehren," sprach Blanche mit fester Stimme. „Und kein Mann wird mich je wieder verlocken. Lebe wohl!"

Sie ging.

Er hörte, wie ihre kleinen Stiefel auf die Stufen aufschlugen; hinab, hinab die steile Treppe. Dann fiel die Hausthür dumpf, schwer wie ein Seufzer, zu.

Er lief an das Fenster, riß es auf und lehnte sich hinaus. Hier sah er Blanche wieder, aber aus der Höhe sah er sie in einer Verkürzung. Ihre Figur wurde durch die Perspektive entstellt; sie sah aus wie eine jener grotesken Figuren, die eine Gartenkugel wiedergiebt. Ihre feinen Linien waren verzerrt und das ganze Bild entstellt.

Sein schöner Traum war zu Ende, er ging dahin, indem er sich in eine Mißgestalt auflöste und nur die Erinnerung an etwas Häßliches hinterließ.

*

„Ist der Doktor zu Hause?" fragte ein Patient, der an eine Thür klopfte, an der ein Messingschild mit der Inschrift: „Blanche Chappuis, praktischer Arzt" befestigt war.

„Der Doktor ist krank," antwortete Tante Bertha, „aber ich werde einmal nachfragen, ob sie empfängt."

Mademoiselle Bertha, die in den kummervollen Jahren, welche dem Verlust ihres Vermögens gefolgt waren, bedeutend gealtert hatte, ging in Blanches Zimmer, um zu fragen, ob sie empfangen wolle. Hier war es vollständig finster, und auf dem Sofa lag Blanche, den Kopf verbunden. Zwei Tage hatte sie, wie gewöhnlich, im heftigen Kopfweh gelegen, ohne etwas genießen zu können, unfähig, zu sprechen oder sich zu bewegen. Einmal im Monat markierte sie „Leichenparade", wie sie es nannte; ein Mittel dagegen gab es nicht.

„Ein Patient ist da," sagte die Tante so sanft wie möglich.

„Laß mich in Ruhe," brauste das arme Mädchen auf und wand sich auf dem Sofa.

„Aber liebe Blanche, du weißt, wie schwer wir es haben."

„Ich weiß, ich weiß! Ist's der Krämer oder der Schlächter? Ich ertrage das nicht."

„Aber liebes Kind, wir müssen doch leben, und du darfst die Patienten nicht fortgehen lassen. Du mußt rechnen!"

„Die Wohlthäter der Menschheit sollen vom Elend der Menschheit leben," stöhnte Blanche. „Welche Widersprüche, welche falsche Stellung!"

„Aber liebes Kind, wer nun einmal geboren ist, der muß doch auch leben, und wenn du deine Patienten nicht verscheuchen würdest, könntest du es sehr gut haben."

„Jawohl, wenn ich jener reichen Frau nicht gesagt hätte, daß ihre Hysterie Ziererei ist, dann hätte ich jetzt Frauenpraxis gehabt. Aber ich habe sie ja mit einer Karaffe kalten Wassers geheilt, und ihr Mann ist mir für diese Kur ewig dankbar, die Frau allerdings nicht! O! — Gieb mir mein Notizbuch. Sieh mal meine Geschäfte durch; ich kann heute nicht lesen. Ein Nervenfieber Rue de Montblanc, zehn Besuche à drei Franken; das wird vermutlich bezahlt. Masern bei dem Portier Route de Carouge: bezahlt nicht. O! Nein, das mußt du erledigen, Tante, das ist zu demütigend. Was will der Mensch draußen? Sage ihm, daß ich ihn heute nicht empfangen kann! Unmöglich, hörst du? Und gehe jetzt hinaus! Ich muß allein sein!"

Tante Bertha verabschiedete den Patienten.

Blanche hatte seit der schweren Krisis in Zürich bittere Tage und viele zerstörte Illusionen durchlebt. Die beiden letzten Studienjahre hatte sie unter vollständiger Bewachung und scharfen Kämpfen zugebracht. Sie arbeitete und arbeitete, um die Eisenkette zu durchfeilen, mit der die wirtschaftlichen Verhältnisse sie an die Alten schmiedete, und als sie endlich das Examen bestanden hatte, und die Freiheit ihr winkte, da mußte sie wie früher mit den Alten leben, die jetzt aber eine Last waren, die sie zu tragen hatte, weil die beiden Alten nach dem Verlust ihres Vermögens sich selbst nicht ernähren konnten.

In Genf, wo sie sich zuerst niedergelassen hatte, gab es bereits mehrere weibliche Aerzte, so daß sie die Ehre, die erste zu sein, nicht mehr genießen konnte. Außerdem durfte sie weder auf Hilfe noch auf Rat oder Freundschaft von seiten ihrer männlichen und weiblichen Kollegen rechnen. Der Kampf ums Dasein ist hart, und überall begegnete sie einem: „Hilf dir selbst!" Die männlichen Aerzte behandelten sie nicht mehr mit Höflichkeit wie eine Dame, sondern mit der Kälte, die einem Konkurrenten zukommt.

Worauf sie sicher gerechnet hatte, das war natürlicherweise die Frauenpraxis. Aber hier befand sie sich in einem großen Irrtum, denn die Damen hatten zu einem männlichen Arzte mehr Vertrauen oder fanden größeres Gefallen an jenen intimen, zwar für die Keuschheit peinlichen, aber doch so herzstärkenden Tete-a-tetes. An die Wissenschaft zu denken, blieb ihr gar keine Zeit, denn die Existenz nahm alle Kräfte in Anspruch, und nach zweijähriger Praxis, unter unendlichen Kämpfen mit ihrem Zartgefühl, umhergeworfen in ihrer Zwitterrolle als Wohlthäterin und Geschäftsperson, war Blanche schließlich zu einem genügsamen Praktikus herabgesunken, dem jede Arbeit recht sein mußte. Sie hatte viele Arme zu

Patienten und wurde bisweilen bei schweren Fällen als Hilfe der Hebamme zugezogen. Den Reiz, ihr eignes Brot zu essen, fühlte sie kaum, da es mit so vielen Demütigungen des Erwerbes verbunden war, und die Freiheit, das heißt die Freiheit, keine Stunde für sich zu haben, fast keine Nacht ruhig schlafen zu können — der schöne Traum war vorüber. Aber wenn sie wenigstens die Freiheit besessen hätte, stets ihrem Gewissen folgen, dem Patienten die Wahrheit sagen zu dürfen! Doch die harte Hand der Not zwang sie sehr bald, diesen Kampf aufzugeben. Bei den Damen hatte sie einen schlechten Anfang gemacht mit der Verordnung, das Korsett und die hohen Absätze abzulegen; solche Verordnungen, meinte man, könne man sich selbst geben; ein Arzt, dessen Hilfe man in Anspruch nehme, den man bezahle, müsse etwas „verschreiben". Dann kam der Kampf gegen ihr eignes Fleisch. Sie stand in der Blüte ihres Alters, wo sie auch ein geschlechtliches Leben führen sollte, aber nach dem Bruche mit dem ersten Manne, den sie geliebt hatte, war ihr das andre Geschlecht gleichgiltig geworden, und das andre Geschlecht wollte auch von ihr nichts wissen.

Es war ein trauriges Dasein, an dem die Unruhe um die Existenz nagte. Ihre menschenfreundlichen Gefühle wurden durch solche Gedanken, die sie nicht los werden konnte, entweiht.

Wäre es in der Ehe nicht besser gewesen? fragte sie sich mitunter, aber jetzt, wo sie so manchen Einblick in das Familienleben gewonnen hatte, war sie überzeugt, daß es dann mindestens ebenso traurig gewesen wäre. Sie hatte hineingeblickt in die Sackgasse halber Maßregeln, die man zur Befreiung des Weibes ergriffen hatte. Es erforderte ganz andre Reformen, um alles in das rechte Geleise bringen zu können. Aber welche?

Eines Tags besuchte sie eine Hebamme, die verheiratet war und ihr in der Praxis zu helfen pflegte. Sie fand weder den Mann noch die Frau zu Hause. Der Mann war Schuhmacher. Im Zimmer hinter der Küche schrieen vier Kinder. Das älteste war ein Mädchen von sieben Jahren, das nach den andern Geschwistern sehen sollte. Sie mußte Milch wärmen, die Saugflaschen voll halten, die kleinen Geschwister tragen und wiegen und hatte schon infolge der schweren Last einen krummen Rücken und einen hervortretenden Unterleib. Sie mußte die ganze Schwere des Lebens und der Mutterschaft tragen, noch ehe in ihr ein Gedanke vorhanden war, Mutter zu werden.

„Aber liebe Frau, wie konnten Sie sich auch verheiraten?" sagte Blanche vorwurfsvoll, als die Frau schließlich nach Hause kam.

„Man muß doch einen Mann haben, wissen Sie," antwortete die Hebamme, die zu Hause eine tüchtige Mutter war.

Blanche sah diese Notwendigkeit nicht ein. Aber die Hebamme erklärte ihr, daß ihre Kinder es nicht schlimmer hätten als andrer armer Leute Kinder, deren Eltern auf Arbeit gehen müssen.

Und das ist, dachte Blanche, die ideale reformierte Ehe, in der beide Gatten arbeiten, und die Frau von der Sklaverei des Mannes befreit ist! Hier ist ja die behauptete Freiheit der Mutter mit der Sklaverei der Siebenjährigen erkauft! Ueberall Sklaverei! Und wenn auch die Siebenjährige ihrerseits durch die erhöhten Einkünfte der Eltern befreit werden könnte, so geschähe es auf Kosten einer neuen Sklavenarbeit — der einer Dienstmagd!

Unter den weiblichen Aerzten hatte nur eine geheiratet. Die Ehe blieb kinderlos und endete mit der Trennung. Eine Russin, die nicht heiratete, aber mit einem Manne Verbindung unterhielt, verlor ihren „Ruf" und damit ihre Praxis und mußte die Stadt verlassen.

Wäre Blanche allein im Leben gewesen, so hätte sie vielleicht gewagt, ihre eignen Wege zu gehen, aber jetzt hatte sie an den beiden Alten zu ziehen. Bisweilen fühlte sie sich gegen diese tief undankbar. Sie haben ja, so meinte sie, ihre Forderungen der Dankbarkeit, des Gehorsams recht gründlich eingezogen; nun verlangen sie noch bare Bezahlung obendrein. Und diesen beiden unproduktiven Wesen, ohne welche die Welt ebensogut bestanden hätte, sollte sie ihr Leben opfern, ihre Sehnsucht, in ihrem Berufe ehrlich sein zu dürfen!

Dann traten noch traurigere Tage ein. Blanche hatte das Unglück gehabt, daß ihr eine Operation mißlang. Ebenso solidarisch, wie wenn es die Dogmen und Interessen der Zunft, des neuen Priesterstandes gilt, ebenso rasch sind sie bei der Hand, einen Konkurrenten zu töten. Die Praxis war vernichtet, und die Not stand vor der Thür. Blanches Kredit war geschädigt, und sie sah zum ersten Male ein, daß es thatsächlich lebensgefährlich sei, ohne sichere Zinsen zu leben. Vor dem hungernden Leibe wurde der Mensch all seines angehängten Putzes als Geisteswesen entkleidet, Auge in Auge stand sie sich selbst als ein Tier gegenüber, das ohne Essen und Trinken bald aufhören wird, den chemischen Kräften Widerstand zu leisten, und das seiner Verwandlung in Erde entgegengeht. Aus Angst um das Dasein schlief sie des Nachts nicht. Es war ganz einfach die Armut! Ohne Essen leidend und tot, ohne Essen keine Seele, keine „hohen" Gedanken, keine „Ideale". Und doch predigen die Idealisten stets gegen den „rohen Vorteil", gegen das materielle Streben, sicherlich, weil sie nicht zu erstreben brauchen, was sie sich längst angeeignet haben.

Tante Bertha, die gute und stolze Tage gesehen, und deren ganze Menschenwürde auf ihren Renten

geruht hatte, war ganz verzweifelt. Sie fluchte den Kapitalisten und fing an, Sozialismus zu predigen, natürlich ohne es zu wissen. Zu einer Existenz geboren werden, in der man nicht die Mittel für alle (jetzt rechnete sie sich bereits zu den unglücklichen „allen") vorrätig habe, das sei ja ein gefährlicher Zustand der Dinge, der so schnell als möglich geändert werden müsse. Einen Augenblick kam sie wirklich auf die Idee, zu arbeiten, und begann zu nähen, aber der Arbeitsmarkt war so von Näherinnen überlaufen, daß für sie kein Platz vorhanden war. In diesem Falle konnte sie beim besten Willen die Männer nicht beschuldigen, daß sie den Markt in Beschlag genommen hätten.

Die Not schrie immer lauter, die Seelen bereiteten sich aus Mangel an Nahrung vor, zur ewigen Ruhe zu gehen, und nun mußten alle zugeben, daß es ohne Nahrung keine Seele gäbe. Endlich, nach monatelangem Suchen, gelang es Blanche, in Nord-Frankreich eine Anstellung als Fabrikarzt zu erhalten.

*

An einem schönen Frühlingsmorgen langte Doktor Blanche Chappuis in der kleinen Stadt Guise im Departement Aisne an, von wo man sie sogleich an ihren neuen Bestimmungsort in die große Eisengießerei des Deputierten Godin brachte. Nachdem man sie in ihr Zimmer geführt und Blanche Toilette gemacht hatte, wurde sie in das Comptoir geleitet, um ihren Prinzipal zu begrüßen. In einem kleinen Gebäude in der Nähe der Gießereien hatte Frankreichs edelster, wenn nicht berühmtester Mann sein Arbeitszimmer, und hier stand Blanche, nicht ohne eine gewisse Unruhe, bald einem Manne gegenüberzutreten, von dessen gutem Willen ihr Dasein abhing. Aber das wohlwollende Aeußere und die einfache Freundlichkeit des alten Herrn beruhigten sie sofort.

„Doktor Chappuis," begann er, „ich kenne Sie, aber Sie werden vermutlich weder mich noch den Ort kennen, an dem Sie eine Wirksamkeit suchen. Vielleicht beginnen wir zunächst damit, daß ich Sie mit dieser kleinen Gemeinde bekannt mache, ehe Sie irgend welche Verbindungen zu derselben eingehen."

„Mit Vergnügen, Herr Prinzipal," antwortete Blanche.

„Ich bin weder Ihr Prinzipal noch Ihr Patron," entgegnete der alte Herr, „denn hier sind wir alle Prinzipale, und auch Sie werden einer werden, aber wir sind arbeitende Prinzipale."

Er ergriff seinen Hut und seinen Stock und führte seinen Gast auf den Hof hinaus.

„Nehmen Sie zuerst einen raschen Ueberblick über das Ganze", sagte er, „über das Exterieur. Hier rechts der nervus rerum, die Gießereien; dort im Hintergrunde der Gesellschaftspalast, das Phalanstère, drei rechtwinklige Gebäude mit glasbedeckten Höfen, Wohnungen für zweitausend Personen enthaltend.

„Fouriers und Owens Utopie," schaltete Blanche ein.

„Eine verwirklichte Utopie! Eine der vielen verwirklichten Utopien, deren Dasein die alten Menschen leugnen. Ebenso wie sie die Möglichkeit internationaler Schiedsgerichte zum Ersatz des Krieges bestreiten, trotzdem sie die Lösung der Alabamafrage miterlebt haben. Die falsche Logik des bösen Willens. Ferner: das Kinderhaus, in dem sämtliche Kinder gepflegt und erzogen werden; die Schulsäle, Theater, Restauration, Café, Billardzimmer, die Bibliothek, das Badehaus, der Stall, die Meierei und die Gärten. Das ist, wie Sie sehen, ein vollständiger Staat. Und dieser Staat basiert auf der Arbeit. Ist das nicht richtig?"

„Jawohl," antwortete Blanche, „aber Arbeit ohne Kapital?"

„Ganz recht! Arbeit ohne Kapital kann Kapital schaffen, denn so ist jedes Kapital entstanden, aber das Kapital ohne Arbeit bedeutet nichts. Das habe ich erfahren, aber leider erst ziemlich spät. Mein Vater legte diese Gießerei an und gelangte zu einem Vermögen, das ich erbte. Ich setzte das Geschäft fort und wurde sehr reich. Ich hatte mich in große Lieferungsunternehmungen eingelassen und sollte zu Anfang der sechziger Jahre das Eisenbahnmaterial für die Staatsbahnen liefern. Die Arbeiter streikten, und mein ganzes Vermögen stand auf dem Spiel, denn ein Konkurrent lockte die Arbeiter von mir fort. Da sah ich die Ohnmacht des Kapitals ein und erkannte die Arbeit als dauernde Triebkraft, die erst dem Kapital seine Macht verleiht. In den kummervollen Tagen, die ich nun durchlebte, wurden mir die Augen geöffnet für die Wahrheit, jetzt, wo ich selbst auf dem Wege war, ärmer zu werden als jeder meiner Arbeiter, und ich fand, daß ich ein Dieb gewesen. Diese Maschinen und Gebäude, die ich von meinem Vater geerbt habe, sind ja von den Vätern dieser Arbeiter für jenen zusammengearbeitet worden; was ist natürlicher, als daß sie alle an dem Erbe und dem Kapital, das sie mitgeschaffen, teilnehmen? Dies wurde mir klar; ich berief sämtliche Arbeiter und erklärte sie als Teilhaber der Gießerei mit all ihrem beweglichen und unbeweglichen Eigentum. Wir haben die Association verwirklicht und in zwanzig Jahren zur Blüte gebracht."

„Jetzt, da Sie mir das sagen," antwortete Blanche, „finde ich es vollkommen in seiner Ordnung, ebenso wie ich früher das Gegenteil für richtig hielt."

„Ganz recht," meinte der Fabrikant, „Sie sehen daran, wie gut die Wahrheit in Irrtümer eingehüllt

ist, da es ihr so schwer fällt, ans Tageslicht hervorzukommen. Aber nun bitte ich, Ihre Einwendungen zu machen, damit ich alle beantworten kann."

„Jawohl, es setzt mich einigermaßen in Erstaunen, daß alle diese Menschen in einer Kaserne wohnen wollen, da sonst bekanntlich ein jeder nach seinem eignen Heime strebt."

„Wir alten Menschen strebten nach eignem Herde, bis wir fanden, wie unsicher dies sei, wie feindlich ‚mein Heim' dem Heim andrer gegenübersteht, und wie schließlich ‚das gemeinsame' das sicherste sei."

„Aber der Zwang," wandte Blanche ein.

„Es giebt keinen Zwang! Wir haben sechshundert Haushaltungen. Denken Sie sich doch sechshundert Küchen, sechshundert arme Hausfrauen, die am Herde stehen; wie viel verschwendete Kraft! Jetzt haben sie gemeinsame Küche und, wer Gesellschaft liebt, einen Speisesaal; wer die Einsamkeit wünscht, ißt auf seinem Zimmer. Da haben sie die Frau von der Küche freigemacht. Aber jetzt essen alle lieber in Gesellschaft, denn auf die Dauer ist ein Tete-a-tete selbst zwischen Gatten langweilig. Es hat sich herausgestellt, daß die Verheirateten den Speisesaal früher aufsuchen als die Unverheirateten!"

„Aber die Kinder!"

„Es ist uns gelungen, auch die härteste aller Nüsse zu knacken. Wir haben das Kinderheim."

„Ich bitte, welche Mutter wird ihr Kind da hinein geben?"

„Alle! Jawohl! Alle! Hören Sie, bitte. Wenn wir von einem Kinderheim sprechen, so dürfen Sie nicht an die Waisenhäuser der Gemeinden denken, in denen die Eltern ihre Kinder kaum zu sehen bekommen. Hier liegt die Sache so: an Stelle von sechshundert Kinderzimmern haben wir nur eines, stets zugänglich, stets überwacht. Wie war es früher? Früher, sage ich, als ob die alte Gesellschaft schon zu Grunde gegangen wäre! Wie haben es denn die Armen im kapitalistischen Staat? Die Kinder werden in einem kleinen Zimmer eingeschlossen, während die Eltern zur Arbeit gehen."

„Aber die Mutter hat sie dann wenigstens in der Nacht."

„Ganz wie hier, denn jedes Kind hat zwei Wiegen oder zwei Betten; eins im Kinderheim, eins im Zimmer der Mutter. Aber ich werde Ihnen eine Beobachtung mitteilen: Die Mutterliebe scheint meistens auf der Furcht für das Wohlbefinden des Kindes zu beruhen. Hier, wo diese Furcht beseitigt ist, scheint mir diese Liebe, wenn sie auch noch so übertrieben war, im Abnehmen begriffen zu sein. Nur eine geringe Anzahl von Müttern behält ihre Kinder des Nachts bei sich. Sie sehen also, die schwerste aller Fragen ist gelöst."

„Aber das Familienleben?"

„Früher, hm! Wie steht es denn mit dem Familienleben draußen in der alten Welt? Die Wohnung durch das Zusammenleben vieler Menschen und die Unsauberkeit der Kinder dumpfig. Der Mann flüchtet zuerst in die Kneipe. Was ist die Kneipe? Eine Stätte des Lasters? Nein, bewahre! Es ist das Gesellschaftszimmer, wo man seinem sozialen Instinkt das rechtmäßige Opfer bringt. Aber der Mann wird dort nicht recht froh. Er weiß, daß jemand zu Hause auf ihn wartet und sich langweilt. Macht er es wie so viele andre und nimmt die Frau mit, dann sind beide der Kinder wegen unruhig, und beide langweilen sich. Wie ist es hier? Des Abends gehen Mann und Frau in die Vorlesung, in das Theater oder in das Café. Sind sie unruhig, so fragen sie nur durch das Sprachrohr nach dem Befinden der Kleinen und brauchen nicht ängstlich zu sein. Oft entfernt sich die Mutter für einige Augenblicke, um zu sehen, ob das Kind bewacht wird oder schläft."

„Hier ist aber eine Lücke vorhanden," wandte Blanche ein.

„Bitte, zeigen Sie sie mir, damit ich sie sehen kann," sagte der Fabrikant.

„Die Mütter übertragen ihre Last einer Fremden."

„Zugegeben, dies sei eine Lücke! Denn hier herrscht natürlich keine Vollkommenheit, sondern nur das Bessere. Aber diese Last übernimmt niemand, der nicht die Lust dazu verspürt, und wenn es Menschen mit ausgesprochener Neigung zu Kindern thun, so fällt ihnen die Last nicht schwer!"

„Aber wer verspürt denn Lust zu Kindern andrer Menschen?" fragte Blanche.

„Wer keine eignen Kinder hat und keine eignen bekommen kann, der pflegt seine Liebe auf fremde zu übertragen! Wer eine Neigung befriedigen kann, der empfindet die Arbeit nicht schwer. Um nun aber zu Ihnen zu kommen, glauben Sie, daß es Ihnen in dieser Umgebung gefallen wird? Es giebt in unsern Tagen starke Individualitäten, die es nicht vertragen, sich an andern zu reiben, Uebernervöse, die durch fremde Elektricität leiden; wenn Sie zu diesen gehören, so werden Sie sich zunächst nicht wohl fühlen, aber Sie können daraus nicht schließen, daß dies immer der Fall sein wird. Unser Accomodationsvermögen ist sehr groß."

„Das kann ich noch nicht beurteilen," antwortete Blanche, „aber da ich mein ganzes Leben lang an zwei Personen festgekettet war, deren Denkart von der meinigen grundverschieden war, so hoffe ich, daß ein freier Umgang mit Gleichdenkenden mir nicht schmerzlich werden kann. Es ist hier ja keine Kaserne, keine Mauern, kein Trommelschlag und kein Reglement."

„Wir wollen also einen Versuch machen," sprach der Fabrikant. „Was Ihre Bedingungen betrifft, so sind dieselben nur vorläufige, bis Sie sich für den Eintritt in die Gesellschaft als Mitglied entschlossen haben. Sie erhalten kein Honorar, haben aber das Recht, für Ihre sämtlichen Bedürfnisse die Gesellschaft sorgen zu lassen; Sie dürfen essen und trinken, was Sie wollen, sich nach Geschmack und Gewissen kleiden, sich nach Neigung amüsieren, Bücher und Instrumente auf unsern Kredit nehmen. Außerdem sind Sie gegen Unfall, Krankheit und Alter versichert. Soweit man im Leben garantieren kann, ist also Ihre Existenz verbürgt, aber Sie bekommen kein Geld in die Hände, denn das Geld haben wir als schlechten Wertmesser abgeschafft."

„Gerade das ist der Wunsch meiner Träume," antwortete Blanche; „für mich hat das Geld, so notwendig es auch unter den jetzigen Verhältnissen ist, stets etwas Unsicheres und Unlauteres an sich gehabt. Ich nehme daher Ihr Anerbieten mit Dankbarkeit an."

„Keine Dankbarkeit, denn wenn Sie sich auch gegenwärtig in Not befinden, so ist unser Bedürfnis nach einem Arzte nicht minder groß. Von Ihren Pflichten will ich nicht sprechen; sie bestehen, wie Sie ja wissen, darin, die Kranken zu pflegen und, soweit es möglich ist, zu verhindern, daß die Gesunden krank werden. Keine Ronden, keine Musterungen! Mit einem Worte: Sie haben volle Freiheit, nach Ihrem Gewissen zu handeln. Und nun gebe ich Ihnen die Freiheit. Mich sehen Sie nur dann, wenn Sie es wünschen. Leben Sie wohl!"

Und Herr Godin verließ Blanche vor dem Eingang des Hauses.

*

Nun begann für Blanche ein neues Leben. Befreit von jedem Gedanken an Ausgaben und Einnahmen, das Dasein verbürgt ohne Furcht vor dem kommenden Tage, konnte sie sich ungeteilt ihrem Berufe widmen, ohne sich um die Launen oder die Eitelkeit der Patienten zu kümmern. Sie lebte für andre, besaß aber die Freiheit ihres Gedankens, Willens und Gewissens. Sie brauchte nicht feig ihre Meinung zu verbergen und durfte ihre Patienten ausschließlich als Leidende betrachten, ohne daran zu denken, ob sie bezahlen würden oder nicht. Keine Konkurrenten, keine gelehrten Rechenschaftsberichte für die Fakultät.

Es war ein Leben voller Ruhe. Und ihre ganze Umgebung bestand aus ruhigen, stillen Menschen. Ihre Gesichter hatten einen Zug des Friedens, den sie draußen in der Welt nicht bemerkt hatte, und sie bewegten sich ohne jene fieberhafte Unruhe, der man so häufig im Leben begegnet. Sie schliefen ohne böse Träume von Nahrungsmangel, von Arbeitslosigkeit, von einem Alter in Not und Entbehrungen. In den Häusern herrschte Ordnung ohne Reglement; man schlief bei offenen Thüren, denn man fürchtete keine Diebe; wer einen Diebstahl beging, beging ihn ja an sich selbst. Kein Streit und kein Neid, denn jeder hatte, was er brauchte. In dem großen Rate, der über die Finanzen der Gesellschaft beschloß, saßen Männer und Frauen, Herren und Diener. Die Diener, die aus Neigung Beschäftigung im Hause gewählt hatten, waren gleichfalls Mitglieder der Gesellschaft, und in der Küche wie in der Waschstube und im Kinderheim waren ebenfalls Männer beschäftigt.

Obwohl in der Restauration starke Getränke verabfolgt wurden, sah man doch niemals einen Berauschten. Zwar hatte man in den ersten zehn Jahren starke Getränke verboten, aber dies wurde nur als eine Uebergangsmaßregel betrachtet, die sehr bald fortfiel. Dadurch, daß die Ware leicht zugänglich war, verlor sie ihren Reiz, nicht zum wenigsten dadurch, daß man ihrer nun als eines Trösters in der Verzweiflung nicht bedurfte, da man nicht mehr verzweifelt war.

Auch den schönen Künsten war ein Platz angewiesen, aber als freies Spiel lediger Stunden. Man führte Theaterstücke auf, die von Mitgliedern der Gesellschaft verfaßt waren und Probleme aus der neuen Gesellschaft behandelten. Man versah die Wände des Speisesaales und der Zimmer mit Gemälden, um sie zu schmücken und dadurch den Aufenthalt für alle behaglich zu machen.

Eine Kirche gab es nicht. Die Religion, die früher ein Surrogat für das gewesen war, was das Leben nicht bieten konnte, bisweilen auch als Schrecken benutzt wurde für die Unzufriedenen, sie war in das Leben eingedrungen, und jeder behielt seine Religion für sich.

Die Ehe war im allgemeinen dauerhaft. Die meisten Anlässe zur Scheidung waren beseitigt. Jeder Mann, jede Frau hatte ein eignes Zimmer. Die Frau war nicht mehr vom Manne abhängig und der Mann nicht mehr das Lasttier der Frau. Die wenigen Mißhelligkeiten, die unter Gatten entstanden, leiteten sich aus abnehmender Neigung oder dem Stehenbleiben des einen Teiles auf älteren Entwicklungsstadien her. Unter solchen Verhältnissen war die Trennung leicht und geschah ohne jede Bitterkeit; man hörte ganz einfach auf, als Gatten zu leben, während das Geschick der Kinder unverändert blieb, da die Gesellschaft die Kinder erzog. Auch das Erbrecht gab zu Streitigkeiten keinen Anlaß, denn die Gesellschaft war der einzige Erbe.

Die einzige Sorge Blanches war die um die Tanten. Sie hatte die Erlaubnis erhalten, ihnen

die Stellung von Vorsteherinnen in der Plättanstalt anzubieten, allein mit der Verpflichtung, daß sie an der Arbeit teilnähmen, denn Müßiggänger wurden nicht geduldet. Tante Bertha war rasend, als ihr der Eintritt in das „Arbeitshaus" angeboten wurde, aber die Not zwang sie allmählich dazu. Sie traten schließlich ihre Aemter an, konnten sich jedoch nie recht darein finden. Sie waren zu alt, um die Ebenbürtigkeit eines Arbeiters anzuerkennen, aber es blieb ihnen eben keine andre Wahl. Tante Bertha hielt das Alte stets für das Bessere, wenn sie nur ihre Renten hätte behalten dürfen, die ihr Vater „ehrlich" erworben — durch die Not andrer.

Innerhalb des Hauses wurden mancherlei Vergnügungen veranstaltet, denn man hatte wieder Veranlassung dazu und durfte nunmehr heiter sein. Auch Vorlesungen wurden gehalten, aber nicht zu oft, denn die Schule vermittelte das Notwendige für das gegenwärtige Leben, kümmerte sich dagegen um das Vergangene, das besser der Vergessenheit überliefert wurde, nicht. Leere Spekulationen auf ein kommendes Leben nahmen keine Zeit in Anspruch, denn darin war man einig, daß das ganze irdische Dasein der Sorgen genug habe, und die Unsicherheit eines späteren Lebens gab alle Veranlassung, vom gegenwärtigen einen so nützlichen und angenehmen Gebrauch wie möglich zu machen. Die Ordnung wurde von dem wohlverstandenen Interesse aufrecht erhalten. Niemand versuchte des Nachts ruhestörenden Lärm in seinem Zimmer zu machen, aus dem einfachen Grunde, weil er damit ja die Lust des Nachbars, ebenfalls Lärm zu machen, hätte hervorrufen können.

Da das ganze Etablissement von Parkanlagen und Gärten umgeben war, so vertrieb man sich meistens die Zeit im Freien mit Ballspiel, Turnen, Schaukeln und so weiter, während in dem bedeckten Hofe des Hauses häufige Feste abgehalten wurden. Das heißt Feste, die dem Vergnügen galten, nicht der Feier eines großen Mannes oder einer berühmten Frau, denn von Menschenverehrung hielt man sich ebenso fern wie von der Verehrung jedweder Theorie; nicht einmal die neuen naturwissenschaftlichen waren davon ausgenommen, Theorien, die ebenso gefährliche Dogmen zu werden drohten wie die alten religiösen. Man hütete sich auch, irgend ein Bekenntnis zu fixieren, denn jedes Bekenntnis von heute konnte nach den Gesetzen der Entwicklung morgen kassiert werden, und dann war das alte nur mit Schwierigkeit auszurotten.

*

Es war wieder Frühling geworden. Des Abends ging Blanche hinaus in den Park zu einem Spaziergang. Man hatte entdeckt, daß ein ständiges Zusammensein leicht einen Zwang zum Verkehr mitführen könnte, und aus dem Grunde war aus sich selbst die Sitte entstanden, niemand anzureden, an dem man bemerkte, daß er für ein Gespräch keine Neigung verspürte. Blanche konnte also inmitten der Spaziergänger in der großen Allee umhergehen, ohne grüßen oder sich aus Höflichkeit in ein Gespräch einlassen zu müssen, wenn sie mit ihren Gedanken allein sein wollte.

Die großen Kastanien hatten ausgeschlagen und die düsteren Baumskelette mit dem schönsten Grün bekleidet; der Boden war trocken, und die Luft umschmeichelte die Haut wie laues Wasser; aber auf Blut und Lunge wirkte sie wie edler Wein. Blanche dachte an den Frühling am Genfersee, an die Träume, die sie von einem vergangenen, fieberkranken Geschlechte ererbt hatte, dessen Gehirn mit seiner hohen Temperatur alle festen Körper in gasförmigen Zustand versetzte, so daß sie den Sinnen unzugänglich wurden. Durch intime Berührung mit der thatsächlichen Wirklichkeit, durch das Studium der Biologie hatten ihre Gedanken sich der Erde zugewandt, wo sie sich ruhiger fühlten als hoch oben in der Luft. Aber jene Träume? Wovon handelten sie? Von unerreichten Wirklichkeiten. Wohl hatte sie den Traum vom Manne seiner Verwirklichung entgegengehen gesehen, aber sie hatte ihn aus Furcht wieder aus den Händen gelassen.

Blanche verließ die Allee und gelangte in den Garten. Hier blühten Kirschbäume in weißen und grünen Farben wie eine Braut, aber sie hatte sich daran gewöhnt, die Blicke zur Erde zu richten, und sah dies alles nicht.

Sie setzte sich auf eine Bank und beobachtete, wie der Gärtner die Erde mit seinem Spaten lockerte, damit sie so besser der auflösenden Wirkung der Luft ausgesetzt werde und durch ihre Auflösung, durch ihren Tod als Mineral höheren Pflanzenexistenzen Leben gebe. Neben dem Gärtner stand ein Karren mit Dünger, von dem er ab und zu einen Spaten voll in die Erde mischte. Der kleine Sohn des Gärtners spielte neben ihm und blieb bisweilen stehen, um der Arbeit zuzusehen.

„Vater," sagte er, „was hast du hier in dem Karren?"

„Siehst du, Jean," antwortete der Vater, „das sollen Erdbeeren werden."

„Das ist ja Schmutz," sagte Jean. „Macht man Erdbeeren aus Schmutz?"

„Ja, mein Kleiner, das thut man. Aus Schmutz macht man Weizen, und aus Weizen Brot, und aus Brot macht man Menschen. Du mußt nicht verächtlich vom Schmutz sprechen, denn wenn du stirbst und in die Erde kommst, wirst auch du zu Schmutz. Nur unverständige Menschen sprechen mit Geringschätzung von der Arbeit im Staube, weil

sie durch Nichtarbeiten höheres Ansehen zu erhalten glauben."

„Aber die Seele, macht man die auch aus Weizen?"

„Ja, mein Sohn, denn der Weizen hat auch eine Seele. Es erfordert viel Nachdenken bei dem Weizenkorn, ehe es den besten Platz für seine Wurzeln finden kann; der Weizen, der aus dem Süden kommt, mußte seinen ganzen Verstand aufwenden, um sich allmählich gegen die Kälte bei uns durch dickere Schalen zu schützen; die ganze Denkkraft der Aehre war nötig, ehe sie dahinter kam, daß der Frühling die günstigste Zeit der Blüte sei. Der Weizen hat schon seine Seele!"

„Hm," sagte der Knabe, der keinen Religionsunterricht genossen hatte. „Aber stirbt denn die Seele, wenn der Weizen stirbt?"

„Nein, das nicht, denn nichts stirbt. Es sieht nur so aus!"

„Ach so! Aber wenn wir sterben?"

„Dann hört unser Leben auf, aber aus dem unsrigen entsteht wieder neues, siehst du! Nur unser Hochmut konnte auf den Gedanken kommen, wir leben ein egoistisches Leben weiter; deshalb hat die neue Gesellschaft uns vor allem gelehrt, für und mit andern und zugleich für uns selbst zu leben, und dies ist auch die einzige Bedingung, um das Leben erträglich zu machen! Ja! Nun werde ich hier Melonen und hier Blumen machen, aus Schmutz, wie du es nennst!"

Blanche stand auf und ging davon. Das eben gehörte Gespräch war die Frucht ihrer Vorlesungen über organische Chemie, die der Gärtner zu besuchen pflegte. Er hatte den Mut gehabt, die Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, aber sie konnte es nicht!

„Er hat recht," dachte sie, aber, aber ... die Träume, die saßen in ihr fest. Unerfüllte Träume! Das that ihr weh! Der Gram, daß ihr Leben verging, ohne daß sie ihre wichtigste, herrlichste Bestimmung erfüllt hatte, zwang sie, den Notanker auszuwerfen: den Glauben an ein andres Dasein!

Sie setzte sich an dem Karpfenteiche nieder, um — zu träumen. Das Leben lag ruhig und klar vor ihr. Sie besaß ihre Gedanken und ihr Gewissen. Sie hatte den relativen Wert ihres Berufes als eine Notmaßregel durchschaut, die fortfallen würde, wenn die Ursachen der Krankheit gehoben wären. Dies hatte den Ehrgeiz aus ihrer Seele gestrichen; das Bewußtsein, zu leben, ist ja auch etwas, vielleicht das einzige, aber sie lebte nur ein halbes Leben. Jene Hälfte, an die alle andern ein Recht hatten; die andre Hälfte aber, die ihr gehörte, die es ihr zur Pflicht machte, zu leben, die fehlte ihr.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu und entfachte hinter den Kronen der Bäume ein ungeheures Flammenmeer; die Amseln schlugen, die Sänger im Laube schnäbelten sich zum letzten Male, ehe die Nacht anbrach. Der Laut froher Stimmen ließ sich aus dem Parke hören, und abgerissene Accorde aus der Vorstellung im Festsaale strömten hinaus aus den Fenstern. Es war die Ouvertüre zu Wilhelm Tell. Die Introduktion der Celli war nur undeutlich zu hören und wogte leise durch die warme, dampfende Luft. Blanche lauschte nicht auf die Musik, aber sie verspürte das leise Wallen des Blutes, das ihr Gemüt, das noch mit den Gedanken auf ihrem eingeschlagenen Wege kämpfte, in eine wunderbare Unruhe versetzte. Aber nun klang die klare Stimme der Flöte mit ihren Alphornklängen durch, und plötzlich ließen die Zähne im Rade der Gedanken nach, und Blanche lauschte. Teure, längst bekannte Töne aus dem Oberland, von den Alpen; die weißen Berge von Lausanne und Zürich wurden sichtbar. Das Hochgebirge, zu dem die Jugend zog, wenn es Frühling wurde, zu dem die Jugend zog an jenem Frühlingsabend am Genfersee, wohin sie selbst aber nimmer kommen sollte. Ja, wenn er sie geführt hätte, aber er hatte sie ja verlassen! Hatte er das wirklich gethan? Nein, sie wurden durch eine starke Hand getrennt, der sie damals nicht hatte entgehen können, die sie jetzt aber nicht mehr trennte. Wo war er? Wie hatte er von ihr gehen können? Er hatte ihr halbes Wesen genommen und war damit in die weite Welt gezogen. Dazu hatte er kein Recht! O, sie war so unglücklich, so unglücklich.

Und sie weinte, als stände sie an der Leiche des Teuersten, das sie besaß; die Thränen flossen so reichlich, daß ihr Kleid vorn an der Brust feucht wurde! Plötzlich stand sie auf, als wäre sie fest entschlossen, ihn zu suchen, ihm entgegenzugehen, ihn zu holen und sich in seine Arme zu werfen, wie wenn sie wüßte, daß er ihr nahe sei.

In demselben Augenblicke läutete die Tischglocke. Blanche trocknete mit ihrem Tuche, das sie ins Wasser tauchte, ihr Gesicht und lenkte ihre Schritte heimwärts.

*

Blanche setzte sich in dem großen Restaurant an einen Tisch, denn sie war jetzt so daran gewöhnt, Menschen um sich zu sehen, daß sie nicht allein sein konnte, und den Tanten, die auf ihrem Zimmer aßen, wollte sie keine Gesellschaft leisten, um ihre Seufzer nicht zu hören, wenn sie ihr „Brot" (Fleisch, Gemüse und Dessert) „mit Thränen der Demütigung netzten".

Sie hatte ihren üblichen Platz an dem großen Kamin eingenommen, von wo sie einen Ueberblick hatte über den hellen Saal mit seiner schön gemalten Decke, die ein Weinlaubdach vorstellte, und seinen mit großen, sonnigen Landschaften geschmückten Wänden. Um sie herum vernahm sie ein Summen

von Männer- und Frauenstimmen, die in friedlichem Gespräch begriffen waren, und wo Eheleute bei einander saßen, da zankte das eine nicht über das Essen, und das andre widersprach nicht im Gefühl seines Rechtes. Hier gab es dazu keine Veranlassung, und die Kinder störten niemand durch ihr Schreien; das durften sie in ihren Zimmern thun, soviel sie wollten.

Blanche saß allein; sie verspürte keine Neigung zum Essen. Ihre Gedanken setzten den einmal eingeschlagenen Weg fort, ruhig, gleichmäßig, überzeugt, den zu treffen, dem sie galten.

Plötzlich blickte sie von ihrem Teller auf und betrachtete mit einer Ruhe, die sie lange nicht gekannt hatte, ein Gesicht, das dem ihrigen zugekehrt war, und dessen Augen sich tief in die ihrigen senkten. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, und ihr Atem stockte. War er es, oder war es nur ein Mann, der ihm glich? Dieselbe Lage des Haares, derselbe Ausdruck in den tiefliegenden Augen; auch der Bart, der in reichen Wellenlinien die etwas harten Züge verbarg, war der seinige. Und wie sie bei der plötzlichen Gemütserregung ihre Mienen veränderte, sah sie gleichzeitig, wie auf seinem Gesicht sich alle Empfindungen widerspiegelten. Es konnte kein andrer sein.

Da stand er auf, näherte sich achtungsvoll ihrem Tische und blieb in einiger Entfernung stehen, wie um durch Blicke zu fragen, ob sie gestatte, daß er sie störe. Vermutlich lautete die Antwort bejahend, denn in der nächsten Minute war er bei ihr und ergriff ihre Hand.

„Sie erkennen mich und wundern sich, wie ich hierher komme?“ fragte er. „Ich habe mich auf einer Geschäftsreise befunden; ich bin hier als Chemiker angestellt. Wie geht es Ihnen?“

„Ich danke, gut,“ antwortete Blanche, „hätte ich aber gewußt, daß Sie hier sind, so wäre ich nicht so unzart gewesen, mich hier niederzulassen.“ Und dann fügte sie, um ihn zu versöhnen, da er verletzt zu sein schien, hinzu: „Sie werden mich wohl nicht fliehen, und ich verscheuche Sie hoffentlich nicht?“

„Nein, das thun Sie nicht. Aber werde ich Sie verscheuchen, wenn ich Ihnen nach beendeter Mahlzeit im Parke zufällig begegnen würde?“

„Das haben Sie nie gethan,“ antwortete Blanche, „und hier kann ja eine Dame mit einem Herrn im Mondschein spazieren gehen. Ich erwarte Sie also am Ausgange.“

Er entfernte sich und ging wieder an seinen Tisch zurück.

*

„Was steht nun eigentlich noch zwischen uns?“ sagte Emil, als sie am Abend zum achten Male die große Allee durchwandert hatten. „Das vorige Mal war es eine Stellung, sechs Rohrstühle ...“

„Ein Tisch und die Küchengeräte,“ ergänzte Blanche. „Jetzt haben wir nicht einmal an die Wohnung zu denken.“

„Und die Kinder setzen wir in das Kinderhaus wie Rousseau,“ meinte Emil.

„Jawohl, mit dem größten Vergnügen, denn dort hätte ich sie wenigstens unter den Augen, was in meinem Zimmer nicht der Fall sein würde,“ antwortete Blanche.

„Welches Monstrum von Mutter, die ihre Kinder ins Waisenhaus geben will!“

„Ja, unter den alten Verhältnissen! Oder richtiger, welch unglückliche Mutter, die ihre Kinder fortgeben muß! War es Ihnen nicht unheimlich, draußen in der alten Welt herumzureisen? Ich bin seit einem Jahre nicht von hier fortgekommen!“

„Mir war es, als ob ich in Pompeji und Herculanum umherginge. O, ich will nicht daran denken! Leidende Kinder, Kranke, Halbverhungerte am Rande des Trottoirs; blutlose, angemalte Kadaver reicher Leute in ihren Wagen auf der Straße. Alle Gesichter entstellt, die der Armen von Haß und Sorgen, die der Reichen von Furcht, zu verlieren! Als wir selbst unter ihnen lebten, vermochten wir das nicht zu erkennen, aber jetzt kann ich es.“

„Und doch sind wir noch weit von der Vollkommenheit entfernt,“ sagte Blanche.

„Jawohl, weit entfernt! Denn unser stolzes Gebäude steht auf dem unsichern Grunde des Alten. Bedenken Sie, daß wir Luxus produzieren: unsre Schirmständer, Spucknäpfe, Kandelaber, Fontänen, Figuren und andre Schmuckgegenstände werden einmal bei der großen Krisis nicht mehr verlangt werden — und dann stehen wir da!“

„Was werden wir dann thun?“

„Dann haben wir ein neues, hartes Leben zu beginnen, aber wir werden doch leben, denn wir besitzen in der Erde große Fonds; von der Erde sind wir gekommen und können von der Erde leben. Aber die Krisis wird dennoch schwer werden. Unter Berücksichtigung dessen sollten alle Kinder die Landwirtschaft erlernen, denn wir werden vielleicht bei dem letzten großen Krach nicht mehr zugegen sein! Deshalb wollen wir leben, Blanche! Dieses Leben durchleben wir mit Sicherheit nur einmal! Willst du mit mir leben oder ohne mich?“

„Mit dir, Emil, denn sonst lebe ich nicht!“

„Als meine Gattin frei, als Mensch frei, dein eignes Brot essend; da haben wir ja unsre Utopie verwirklicht, und die bösen Menschen behaupten, daß sie nie verwirklicht werden könne.“

„Weil sie es nicht wollen!“

„Oder vielleicht nicht wissen!“

Ein Enkel des Cid.

Von

Emilia Pardo-Bazán.

Aus dem Spanischen übersetzt von A. Rudolph.

Der alte Pfarrer von Sankt Clemens in Boa saß friedlich in einer Ecke seiner großen Küche beim Abendbrot. Das Licht der Oellampe mit drei Dochten fiel auf die markierten Züge des Geistlichen und die von silbergrauen Locken umrahmte Tonsur. Für seine Gesundheit und Rüstigkeit sprach aber die rote Hautfarbe und der kräftige Nacken.

Der Pfarrer saß oben am Tische, in der Mitte sein Neffe, ein hübscher junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, der sich das Essen schmecken ließ, und am Ende, mit bis über den Ellbogen aufgerollten Hemdsärmeln, der Tagelöhner, welcher seinen Holzlöffel in einen großen Napf dampfender Suppe senkte und zum Munde führte.

Die drei bediente ein Bauernmädchen. Sie speiste nicht mit, mischte sich aber von Zeit zu Zeit in die Unterhaltung. Ihre Pflichten erlaubten es ihr, denn sie waren nicht schwer und bestanden nur darin, ein riesiges Brot hinzustellen, aus dem Schranke Wein und Teller hinzuzufügen und darauf vorsichtig eine große, bis an den Rand mit Kartoffeln in Fett angefüllte Schüssel auf den Tisch zu setzen.

„Herr Xaver,“ fragte sie während ihres Hin- und Hergehens, „was haben Sie von der Diebesbande gehört, die sich hier herumtreibt?“

„Von der Räuberbande, Kleine? Warte, halt ...“ erwiderte der Jüngling und erhob sein lebhaftes, gebräuntes Gesicht. „Was hörte ich doch von der Bande? Richtig, man sprach auf dem Markte davon. Ja, man erzählte ...“

„Die Leut' sagen, dem Herrn Abt Lubrego habe man viel Geld gestohlen — hundert Unzen. Sie haben gewartet, bis er den Zehnten und die Ochsen auf dem Markte am fünfzehnten verkauft hatte, und dann haben sie sich beeilt, das Geld zu holen.“

„Und er verteidigte sich nicht?“

„Wissen Sie nicht, daß er ein alter Herr ist? Außerdem hat er kürzlich an Gliederschmerzen zu Bett gelegen.“

Der Pfarrer, welcher bisher geschwiegen hatte, hob jetzt die Augen in die Höhe, die unter den schneeweißen Brauen wie schwarze Diamanten glänzten, und sprach:

„Was das Verteidigen anlangt, hat Lubrego sein Leben lang mit der Flinte umzugehen gewußt.“

„Er ist alt.“

„Ach was, alt! Ich bin zu Pfingsten fünfundsechzig geworden, und zu Corpus Christi wird er sechsundsechzig. Ich weiß es genau, er selbst hat mir's gesagt. — Also, was das Alter angeht —, nun, Gott sei Dank, ich kann noch zielen.“

Der Neffe stimmte lebhaft zu.

„Jawohl! Und die Rebhühner gestern! Das letzte, welches ich fehlte, trafen Sie!“

„Und die Hasen heute, mein Junge?“

„Und der Fuchs am Sonntag,“ fiel der Knecht ein und erhob den Kopf über die Schüssel. „Wie ihn der Herr Pfarrer am Stricke geschleppt brachte, und schwer war er! Hm, Hm!“

„Dort hängt der Räuber!“ brummte der Pfarrer und wies nach der Thür, an der man das Fell zum Trocknen aufgenagelt hatte.

„Der frißt keine Hühner mehr,“ versetzte die Magd und drohte mit der Faust nach dem Felle zu.

Die Jagdunterhaltung brachte wieder die vorherige, ruhige Stimmung zurück, und Xaver dachte nicht daran, das zu erzählen, was er von der Räuberbande wußte.

Der Pfarrer sprach das lateinische Dankgebet, trank einen Schluck Wein, zündete sich eine Zigarette an, reichte seinem Neffen die noch zusammengefaltete Zeitung und brummte: „Nun laß hören, was die Zeitung schreibt.“

Xaver fing an, den Leitartikel zu lesen. Die Magd ließ das Geschirr ruhig auf dem Tisch stehen, schöpfte sich eine Schüssel Suppe ein und setzte sich damit auf eine Bank beim Herde. Bald darauf wurde die wohlklingende Stimme des Vorlesers durch ein heftiges und andauerndes Heulen des Hundes unterbrochen. Die Magd behielt den gefüllten Löffel in der Hand, Xaver lauschte eine Sekunde und fuhr dann fort zu lesen, während der Pfarrer gleichgültig große Rauchwolken blies, wobei er häufig ausspuckte. Es vergingen

zwei Minuten, da wurde die Stille außerhalb abermals durch wütendes Hundebellen und Heulen unterbrochen. Jetzt ließ der junge Mann das Lesen sein. Die Magd stand erschrocken auf und stammelte:

„Herr Xaver! — Herr Pfarrer — Herr Pfarrer!"

„Sei still!" befahl Xaver und ging leise an das Fenster, von welchem das Bellen der Hunde herkam, aber dieses verstummte plötzlich.

„Onkel," flüsterte Xaver.

„Mein Junge," antwortete dieser.

„Die Hunde sind ruhig geworden, aber ich möchte schwören, daß ich Stimmen höre."

„Nun, wie würden sie da ruhig geworden sein?"

Der junge Mann antwortete nichts. Er war dabei, den Fensterriegel leise zurückzuschieben, den Laden zu öffnen und, von der Stille veranlaßt, das Fenster aufzumachen. Ein kühler Luftzug drang ins Zimmer. Man sah ein Stück Sternenhimmel und im Hintergrund die dunkeln Umrisse der Bäume vom Walde. Gleichzeitig drang ein scharfes Zischen durch die Luft, man hörte einen Knall, und eine Kugel streifte das Haar Xavers und drang in die gegenüberliegende Wand. Xaver schloß unwillkürlich das Fenster. Der Pfarrer stürzte auf seinen Neffen zu und klopfte ihm zutraulich auf die Schulter.

„Verwünscht! Das galt dir, Schlingel!"

„Ja, sie schießen mit scharfen Patronen — das ist hübsch!" sagte Xaver etwas außer Fassung.

„Sind sie da unten?"

„Hinter den ersten Kastanienbäumen."

„Mach den Riegel vor — so — bring rasch die Büchse — die Kugeln, das Pulverhorn ... Auch die Lefaucheux — Hörst du?"

Hier mußte der Pfarrer schon die Stimme erheben, als ob er ein Regiment Soldaten befehligte, denn das wütende Bellen der Hunde ertönte immer stärker.

„Jetzt bellen sie ... Warum waren sie vorhin ruhig, zum Henker?"

„Sie werden jemand von der Bande gekannt haben. Er hat ihnen vielleicht gepfiffen oder sie gerufen," versetzte der Schäfer, der aufgestanden war und eine kleine Heugabel ergriffen hatte, während die Magd am Feuer kauerte. Sie zitterte am ganzen Körper und quiekte von Zeit zu Zeit wie eine Ratte.

Der Pfarrer öffnete einen kleinen Schieber im Laden, steckte die Faust durch und zerbrach eine Scheibe. Dann legte er den Mund an die Oeffnung und schrie mit gewaltiger Stimme den Hunden zu:

„Drauf, Diana, Morito, Linda! — Drauf, Diana, beiß! Los, Linda, reiß sie in Stücke!"

Das Bellen wurde wütender, toller. Man hörte Kampf unter dem Fenster, ein schmerzliches „Au!", einen Fluch und dann das Stöhnen eines sterbenden Tieres.

„Der arme Morito wird keinen Fuchs mehr jagen," brummte der Schäfer.

Inzwischen hatte der Pfarrer aus Xavers Hand seine Flinte genommen und lud sie erstaunlich schnell.

„Mir laß meine alte Hühnerflinte," sagte er. „Du verstehst dich auf die Lefaucheux. Ich bleib' bei meiner alten spanischen. Hast du Patronen?"

„Ja," erwiderte Xaver und macht sich daran, den Karabiner zu laden.

„Sind sie unten?"

„Gerade unter dem Fenster. — Kann sein, sie legen die Leiter an."

„Ist Gefahr fürs große Thor?"

„Ich glaube nicht. Sie müssen über die Lehmmauer vom Hof springen, und wir können sie vom Gang beschießen."

„Und die Gewölbthür?"

„Wenn sie sie nicht in Brand stecken, zerhauen können sie die nicht."

„Nun, wir können uns eine Weile belustigen. — Wartet nur, wartet nur, Freundchen!"

Xaver sah seinen Onkel an. Dieser hatte ein sardonisches Lächeln um den Mund, die Zungenspitze schaute zwischen den Zähnen hervor, die Wangen waren gerötet, und die Augen leuchteten. Er sah aus wie auf der Jagd, wenn der Hund im Gestrüpp einen Flug Rebhühner aufgejagt hatte. Xaver waren diese Vorbereitungen zur Jagd auf Menschen schrecklich. In dem wichtigen Augenblick, als er die Flinte lud, wünschte er im Hörsaale der Universität zu sein, im Café oder auf dem Markte, um für Fräulein Pazo Zuckergebäck und Bonbons einzukaufen. Er sah in Gedanken den Markt vor sich, die störrischen Ochsen und geduldigen Kühe, die Pferde und Fohlen, und hörte die frische Stimme von Casildita Pazo, die in dem hübschen, anmutigen Landesdialekte zu ihm sagte:

„Ach, bitte, reichen Sie mir doch den Arm um Gottes willen! Hier bei den vielen Leuten kann man gar nicht gehen!"

Er glaubte den Druck eines Armes zu fühlen. Es war die rauhe, feste Hand des Pfarrers, die ihn nach dem Fenster schob.

„Die Lampe aus!" — Er blies dreimal kräftig. „Nun kann der Tanz losgehen. Während ich lade, schießest du, — und umgekehrt. — He, Tomasa!" rief er der Magd zu, „quieke nicht wie ein Wiesel! Koche Wasser, Oel, Wein, so viel, wie da ist. Du," rief er dem Knechte zu, „auf den Balkon! Wenn sie auf die Mauer klettern, melde mir's."

Vorsichtig machte er das Fenster auf und ließ nur eine Oeffnung für den Flintenlauf. Xaver schauerte, als er die kalte Nachtluft spürte. Er ermannte sich aber bald, denn er war nicht feig. Er sah nach unten. Da bewegten sich dunkle Gestalten

durcheinander, und man hörte eine leise geführte Unterredung.

„Feuer!“ flüsterte ihm der Onkel ins Ohr.

„Es sind an die zwanzig und mehr,“ antwortete Xaver.

„Ach was,“ brummte der Pfarrer, schob den Neffen ungeduldig beiseite, legte den Flintenlauf am Fenstergewölbe an und schoß.

Es gab eine Bewegung in der Gruppe, und der Pfarrer rieb sich die Hände.

„Einer ist gefallen — quoniam!“ brummte er. Er bediente sich dieses lateinischen Wortes, um alle in der spanischen Sprache so reichlich enthaltenen Verwünschungen zusammenzufassen. — „Jetzt ist es an dir, Schlingel. Sie haben eine Leiter — der erste, der heraufsteigt . . .“

Die Finger Xavers umklammerten die schöne Lefaucheux-Büchse, aber er ließ sie wieder los.

„Onkel,“ wagte er leise zu diesem zu sagen. „Es sind bekannte Leute darunter; ich erinnere mich, was man auf dem Markte sagte. Man behauptete, der Chirurg von Solas, der Feuerwerker von Gunsende und der Bruder des Arztes von Doas seien dabei. Erlaube, daß ich mit ihnen rede. Es ist möglich, daß sie sich mit etwas Geld begnügen und uns in Ruhe lassen, ohne daß wir Menschen zu töten brauchen.“

„Geld! Geld!“ rief der Pfarrer rauh. „Du glaubst wohl, daß es im Hause Millionen giebt?“

„Und die Kirchengelder?“

„Die gehören dem Kirchenschatz, — quoniam! — und ehe ich ihnen einen Heller gebe, lasse ich mir die Füße rösten, wie sie es voriges Jahr dem Pfarrer von Solas thaten. Besser ist es aber, wenn sie einem gleich die Haut durchlöchern, ehe man geröstet wird. Feuere darauf! Wenn du Furcht hast, gehe ich hin.“

„Furcht habe ich nicht,“ erklärte Xaver und legte den Karabiner an.

„Gieb ihnen die beiden Schüsse!“ befahl der Onkel.

Zweimal drückte Xaver ab, und auf jeden Schuß folgte von unten ein furchtbarer Schrei. Der junge Mann hatte keine Zeit gehabt, die Hand zurückzuziehen, als auf den Fenstersims eine Ladung niederkrachte, die das Holz zersplitterte. Es war eine Salve aus den verschiedensten Gewehren, Pistolen, Flinten und Donnerbüchsen. Xaver taumelte zurück. Sein rechter Arm hing schlaff herab; die Büchse fiel auf den Boden.

„Was hast du, Schlingel?“ fragte der Pfarrer.

„Sie müssen mir das Handgelenk getroffen haben,“ seufzte Xaver und ließ sich erschöpft auf eine Bank fallen.

Der Pfarrer, der seine Büchse wieder lud, fühlte, daß man ihn an den langen Schößen seines Rockes zog, und sah beim matten Schein des Herdfeuers, wie sich eine bleiche Gestalt ihm zu Füßen warf. Es war die Magd, die mit kaum vernehmlicher Stimme bat: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, ergeben Sie sich — um der Seele Ihrer Mutter willen — sie morden uns — sie bringen uns alle um —“

„Laß los, quoniam —!“ rief der Pfarrer und stürzte nach dem Fenster.

Xaver war unfähig, weiter zu kämpfen, er stöhnte und suchte mit der linken Hand sich ein Tuch umzubinden. Die Magd stand nicht auf; der Schreck hatte sie gelähmt. Aber der Pfarrer kümmerte sich nicht um die andern. Schnell riß er den Laden auf, erblickte eine Leiter und stieß beinahe mit dem Kopf an zwei Männer, welche daran aufstiegen. Er schoß sofort auf den unteren, der hinabstürzte, und versetzte dem andern einen Kolbenschlag, der ihn hinabwarf. Es folgten weitere Schüsse, aber der Pfarrer war schon wieder im Zimmer und lud von neuem.

Xaver hörte auf zu stöhnen und trat entschlossen zu ihm:

„Auf diese Weise, Onkel, können Sie keine Viertelstunde Widerstand leisten. Ich rieche Petroleum; sie werden die Gewölbethür anbrennen. Ich kann nicht mehr schießen, aber ich möchte Ihnen etwas helfen.“

„Gieß kochendes Oel mit der linken Hand auf die Leute.“

„Ich will die Stute herausholen und nach Doas galoppieren.“

„Zum Wachposten?“

„Ja, zum Wachposten.“

„Dazu ist keine Zeit mehr. Du wirst mich tot finden. Lebe wohl, Junge! Bete für mich und laß Messen lesen.“

„Sehen Sie, daß er sich ergiebt,“ rief Xaver der Magd zu, „halten Sie die Leute auf! Ich werde jagen!“

Man sah noch einen Augenblick den Schatten des jungen Mannes, als er am Feuer vorbeiging, und dann verschwand er auf dem dunkeln Gange. Der Onkel zuckte die Achseln, drehte sich um und gab noch einen Schuß auf die Angreifer ab. Dann lief er nach dem Herde, machte den schweren Kessel von der Eisenkette los, öffnete das Fenster ganz, und ohne sich umzusehen, hob er den Kessel in die Höhe und goß das siedende Oel auf die Feinde. Man hörte ein schreckliches Heulen, und als ob diese rohe Begrüßung ihre Wut über die heldenmütige Verteidigung entflammt hätte, stürzten sich alle auf die Leiter. Einige stiegen über die Brüstung des Balkons und rangen mit dem Knechte. Ein Menschenknäuel stürzte auf den Pfarrer, der noch mit Kolbenschlägen Widerstand leistete. Als der Menschenhaufe sich zerteilte, konnte man bei der von den Einbrechern wieder angesteckte Lampe den Alten gefesselt am Boden sehen.

Die Räuber hatten geschwärzte Gesichter, falsche Bärte, Tücher um den Kopf, breitkrempige Hüte und

allerlei Vermummungen, was ihnen ein wildes Aussehen gab. Sie wurden von einem großen Manne befehligt. Sofort ließ dieser die Thür schließen und verrammeln und den Knecht und die Magd fesseln. Einer der Räuber flüsterte dem Anführer etwas zu, worauf dieser zu dem besiegten Geistlichen trat.

„Herr Abt, stellen Sie sich nicht tot. Hier ist ein durch Sie Verwundeter, der beichten will."

Man hörte schon Tritte auf der Treppe, und bald darauf traten vier Männer ein, die einen mit Blut bedeckten Menschen trugen. Der Kopf des Verwundeten wackelte, die Augen waren stier, der Mund stand offen, und das Gesicht war geschwärzt.

„Ach was, beichten!" sagte der Anführer. „Es ist schon vorbei mit ihm."

Aber der Sterbende, den man auf eine Bank gelegt hatte, machte eine Bewegung, und sein Blick belebte sich wieder.

„Beichten!" rief er laut und deutlich.

Man band den Pfarrer los und zerrte ihn nach der Bank. Die Lippen des Verwundeten bewegten sich im Gebet. Der Pfarrer erkannte den nahen Tod und bemerkte den rötlichen Schaum, der vor den Mund trat. Er erhob nur die Hand und sprach: „Ich gebe dir Absolution." Darauf fiel der Kopf zum letztenmal auf die Brust zurück.

„Bringt ihn fort," befahl der Anführer. „Und jetzt, Herr Abt, sagen Sie uns, wo Sie Ihr Geld haben!"

„Ich habe nichts für euch," antwortete entschlossen der Pfarrer.

Seine Stirn runzelte sich, sein Gesicht war nicht mehr rot, sondern kreideweiß vor Zorn, und seine von den Stricken zerschundenen Hände zitterten.

„In zehn Minuten werden Sie anders sprechen. Wir werden Ihnen die Finger in dem Oel braten, welches Sie auf uns warfen. Wir setzen Sie auf die Kohlen. Eins, zwei —"

Der Pfarrer blickte um sich und sah auf dem Tische das Messer, womit sie das Brot zerschnitten hatten. Mit einem Tigersprung stürzte er sich hin, bemächtigte sich der Waffe, warf Tisch und Lampe um, verschanzte sich dahinter und wehrte sich im Dunkeln wie ein Löwe. Er fühlte die Schläge nicht und dachte nur daran, heldenmütig zu sterben, während man ihn mit Kugeln überschüttete.

Der Anführer der Gendarmerie von Doas kam eine halbe Stunde später auf den Kampfplatz, während die Räuber noch vergeblich überall in Betten, Matratzen und sogar im Gebetbuche nach Geld suchten. Er versicherte später, daß die Leiche des Pfarrers kein menschliches Ansehen gehabt habe, so verstümmelt war sie. Er erzählte auch, daß es seit dem Tode des Pfarrers viel mehr Rebhühner in der Gegend gebe, und zeigte mir auf dem Markte Xaver, der nicht mehr auf die Jagd gehen kann, denn er ist an der rechten Hand gelähmt.

Die Wolke.

Von **Seweryn Goszczynski.**

Aus dem Polnischen übersetzt von Robert Braune.

Vom Eichenbaum, dem Teich entgegen,
Im Blute wälzt sich ein Moskal,*)
Heult wie ein hungriger Schakal
Und lechzt nach einem Tropfen Regen.

Versengend ruh'n auf ihm die Strahlen
Der Sonne; Wasser ist so nah,
Doch niemand, ihm's zu reichen, da,
Und niemand achtet seiner Qualen.

Und eine Wolke schwimmt im Blauen
Mit Regen, der ihr leicht entquillt,
Nur seine Pein bleibt ungestillt;
Er hört im Donnerschall voll Grauen:

„Schweig, Sproß verfluchter Kreaturen!
Von den Karpathen komm ich her,
Der Weichsel Tochter, regenschwer,
Erquickung bring' ich Polens Fluren.

Doch löschen werd' ich nie und nimmer
Des Polenfeindes heiße Gier;
Zu viel der Thränen tranket ihr
Des Volks, zu viel schlugt ihr in Trümmer!

Zur Newa geh, dort zu erfahren
Des Durstes Labung, dorten buhl
Darum aus blut'ger Lache Pfuhl,
Entströmt dem Eingeweid' des Zaren!"

*) Russe.

Brautfahrt.

Von

Oskar Aagaard.

Aus dem Norwegischen übersetzt von Marlott.

Große Eisstücke trieben den Bergstrom hinab. Scholle auf Scholle prallte aneinander; zuweilen stießen sie gegen die Ufer, stauten sich knirschend und krachend gegen das Gestein des Strombettes, rissen sich wieder los und trieben weiter.

Zwischendurch tauchte das schwarzblaue Wasser des Stromes auf. Ab und zu bildete es schäumende Strudel oder stürzte in weißem Gischt dahin; doch zumeist flutete es in glatter Strömung auf seiner ewigen Wanderschaft zum Meere hinab.

Ringsum dehnte sich die Einöde aus, schneebedeckte Höhenzüge. Keine dunkle Tanne, keine schwarzbraune Kiefer unterbrach ihre Eintönigkeit.

Die weite, unendliche Einöde der weiten, undurchdringlichen Wildnis.

Graue Schneewolken hingen über der Landschaft, — zogen sacht landeinwärts nach Norden zu.

Nirgends eine Hütte, soweit das Auge reichte.

Nirgends eine menschliche Stimme zu hören.

Nur weit in der Ferne ertönte in Zwischenräumen langgezogenes Geheul, wie von Wölfen, die Leichen wittern.

So lag sie da, diese Landschaft, wie eine ungeheure Begräbnisstätte, und der finstere Strom war der große Abzugskanal dieses Kirchhofs.

*

Gegen Abend zu fiel Schnee.

Aber als er über alles eine weiche, mehrere Zoll hohe Decke gebreitet hatte, teilten sich die Wolken, und ein sternklarer Himmel öffnete sich gegen Norden hin und breitete sich allmählich mehr und mehr aus, bis die Wolkenschicht fast ganz verdrängt war und nur wie eine dunkle Mauer noch am südlichen Horizont stand.

Gleichzeitig nahm die Kälte zu.

Das Wasser des Stromes fror zu, dort, wo es sich längs des Ufers hinzog, und an andern Stellen, wo die Strömung am schwächsten war.

Im Laufe einiger Stunden lag eine schwache Eisdecke überall, wo das Wasser nicht reißend dahinschoß und die Schollen sich nicht im Strombett brachen.

Millionen von Sternen erglänzten über der Schneewüste. Es war, als ob ihre zitternden Strahlen die schneidende Kälte mit sich führten, die für eine Zeitlang sogar die brodelnden Wasser des Stromes zu binden vermochte.

Plötzlich — wie auf ein Machtgebot — ergoß sich ein Meer von flammendem, vielfarbigem Licht über das Himmelsgewölbe — schoß in langen Zungen nach allen Seiten — dehnte sich wie breite Bänder von Horizont zu Horizont — stand wie ein gezacktes Diadem im äußersten Norden — flimmerte im Zenit wie kurze, blendende Blitze.

Ueber den weißbedeckten Totenacker, über die öde Wildmark zitterte das Licht wie der Wiederschein eines im Himmel gefeierten Festes.

Jeder funkelnde Stern sah wie ein geschliffener Diamant aus, jeder der stillen Planeten wie eine blasse Perle.

Das Nordlicht aber war der Strahlenglanz der Kronleuchter und Kandelaber des ungeheuren Königssaales, der schwebenden Prismen und funkelnden Edelsteine. Es erschien, als habe der Herrscher geboten, daß die breiten Flügelthüren geöffnet werden sollten, damit das Volk all diese Herrlichkeit erschaue.

Aber der Abglanz jenes Festes nahm sich so seltsam aus, so fremd auf der armen Erde.

*

Nachdem der furchtbare Frost einige Stunden angehalten hatte, trat ein Umschlag ein.

Mit einem Male wurde es milder. Und als Luna hinter den Höhen emporstieg, hatte sie ihr Antlitz in den Brautschleier gehüllt. Sacht glitt sie dahin, schüchtern und blaß, umwallt von einem spinnwebenfeinen Schleier, aus den leuchtendsten Silberfäden gewoben. Einen Augenblick lang stand der Himmel in regenbogenfarbene Glut getaucht — nur einen Augenblick.

Dann, während der Mond sich mit dem seidenen Mantel des Nebeldunstes und dem daunenweichen Pelzwerk der Wolken umhüllte, schwand diese Beleuchtung.

Jedes Thor in der Königsburg da droben wurde verriegelt, jedes Fenster geschlossen.

Die Sterne und Planeten verschlang das Dunkel.

Und die weichen Schneeflocken schwebten in lautlosem Elfentanz zur erstarrten Erde nieder, legten sich leicht über die Felsen und Berghalden und bedeckten das längs der Ränder des Stromes neugefrorene Eis.

Düstergraue Nacht lag über Himmel und Erde.

*

Zwei phantastische Gestalten tauchten aus dem Schneegestöber auf, zwei Männer.

Der eine, hochgewachsen und kräftig, in heller Friesкleidung, den Rucksack auf dem Rücken, das Gewehr über die Schulter gehängt und den Bergstock in der rechten Hand.

Der andre, klein und gekrümmt, in der Kleidung der Finnen. Beide trugen Schneeschuhe an den Füßen.

Sie kamen von Osten her, glitten in gleichmäßigem Laufe über den Schnee hin und gelangten zum Strom.

Da hielten sie an, sahen sich rings um, und der kleine Mann, der einen großen Sack auf dem Rücken trug, setzte diesen am Ufer ab.

„Hier wird's nicht gut drüberzukommen sein,“ sagte der Kleine; seine Stimme war heiser und hatte einen fremdartigen Klang.

„Hinüber müssen wir!“ antwortete der Große. „Wir wollen ein wenig ausruhen.“

Sie setzten sich auf den Sack.

„'s wird spät, eh' wir zum Gehöft kommen!“ jammerte der Kleine.

„Wir müssen hin, noch heute Nacht!“ versetzte der andre.

„Aber wir können unmöglich über den Strom, Herr!“

„Nichts ist unmöglich. Wir wollen hier etwas essen, ehe wir weiter gehen!“

Sie holten Mundvorrat aus dem Rucksack und aßen.

„Ein Schnaps würde uns gut thun, Herr!“

Der andre hatte sich erhoben und schien die Festigkeit des Stromeises zu erproben und den besten Uebergang zu suchen.

„Ist der Flußlauf nicht schmäler höher hinauf?“ wandte er sich an den Kleinen.

„Er ist noch mehrere Meilen aufwärts gleich breit und gleich gefährlich zu passieren.“

„Gut! So versuchen wir's hier!“

Der kleine Mann warf einen raschen Blick auf den Großen, und in seinen kleinen schwarzen Augen glimmte es wie Feuerfunken.

„Ein Schnaps würde uns nicht gut sein,“ sagte der andre etwas barsch. „Wir brauchen einen klaren Blick und sichere Füße heut nacht. Und zum Gehöft müssen wir, ehe der Tag graut.“

„Ihr seid streng, Herr!“

„Ich bin ein Mann!“

Der Kleine schüttelte den Kopf, wandte sich um und zog aus der Brusttasche eine flache Flasche, die er heimlich an den Mund setzte.

„Eine Pfeife Tabak wenigstens macht einen nicht wirr im Kopf,“ murmelte er, während er die Flasche wieder verbarg und Pfeife und Feuerzeug hervorholte.

„Meinetwegen, rauche!“ sagte der Große geistesabwesend.

Darauf stemmte er den Bergstock gegen das Eis des Stromes, starrte nach der andern Seite hinüber und sann nach.

„Wir müssen es versuchen,“ sagte er dann leise, wie zu sich selbst.

Ab und zu schielte der Kleine nach ihm hin, sog an seiner Pfeife und fand noch ein paarmal Gelegenheit, eine Herzstärkung zu sich zu nehmen

„Sie erwartet mich morgen früh,“ sprach der andre weiter mit sich selbst. „Sie erwartet mich. Folglich komme ich. Nicht jeden Tag feiert man Hochzeit. Sie erwartet mich sicher morgen.“

Er sah in die Höhe und ringsum, dann sagte er laut:

„Wir müssen aufbrechen. Es sieht nach einem Unwetter aus!“

Der Kleine erhob sich und band den Sack wieder auf seinen Rücken.

„Ja, das Unwetter kommt herauf,“ meinte er. „Es giebt Sturm.“

„Wir müssen versuchen, über die Eisschollen zu springen.“

„Das giebt ein Unglück, Herr!“

„Unsinn! Der Wille eines Mannes erzwingt alles. Und ich bin Bräutigam.“

„Um so schlimmer für deine Braut; so wird sie noch vor der Hochzeit Witwe,“ dachte der Kleine.

Der Große untersuchte das Riemenzeug seiner Schneeschuhe, zog es fester an und machte sich bereit.

„Wollt Ihr zuerst gehen?“ fragte sein Begleiter.

„Ja.“

„Wollt Ihr denn nicht den Rucksack und das Gewehr ablegen?“

„Nein!“ erklang es kurz und bestimmt.

Und indem er das Eis mit dem Stock untersuchte, glitt er vorwärts.

„Seid vorsichtig! Das Eis knirscht! Paßt auf, jetzt prallen die Schollen an!“ schrie der Kleine und nahm dabei einen Schluck aus der Flasche.

„Folg mir, ich zeige den Weg,“ rief der andre und wandte den Kopf einen Augenblick nach seinem Gefährten um.

Im selben Augenblick barst das Eis, das dünne Eis unter der Schneedecke.

Er versuchte den Oberkörper und ein Bein auf eine große Scholle zu heben, die gerade vorbeitrieb. Es glückte ihm nicht.

Und im Versinken riß ihn die Strömung unter das Eisstück.

Der Kleine stand mit weit offenem Munde und funkelnden Augen da und stierte ihm nach.

„Holla!“ schrie er gellend, als der Kopf und ein Arm des andern wieder auftauchten. „Holla, Herr! Ich komme schon! Hier ist mein Stock! Ergreift ihn!“

Aber der Untergehende konnte ihn nicht mehr fassen.

„Haltet Euch an der Scholle,“ brüllte der Kleine. „Wartet ein wenig!“

Er sprang so rasch in den Strom hinaus, daß das Eis augenblicklich unter ihm zerschellte und er bis zu den Schultern im Wasser stand.

Und während er sich erschrocken wieder an das

Ufer hinaufarbeitete, hörte er die Stimme des andern etwas rufen, was das Getöse des wilden Stromes verschlang.

Als der Begleiter wieder auf dem festen Lande stand, schüttelte er sich wie ein nasser Hund, warf einen spähenden Blick über den Strand, that einen langen Zug aus der Flasche und lachte trunken:

„Glück auf die Brautfahrt, guter Herr!"

*

Der Schnee fiel dicht die ganze Nacht hindurch. Aber gegen Morgen machte sich ein Wind auf. Er kam aus Norden, wuchs rasch zum Sturme an, jagte die Wolken vor sich her, fegte die Luft mit einem Besen aus Eisnadeln, peitschte den losen Schnee in stöberndem Flug südwärts, ließ die offene Halde nackt zurück, wie sie vorher gewesen, und häufte ganze Schichten an jeder sperrenden Felswand auf.

Und als der Sturm ermattete und eine kurze Weile rastete, lag die Einöde still und starr da wie zuvor. Keine Menschenstimme war zu hören, nichts Lebendiges rings zu erblicken, außer drei hochbeinigen, mageren Wölfen, die aufrecht saßen und mit blutunterlaufenen Augen und hängenden Zungen auf einen kleinen Mann in der Kleidung der Finnen niederstarrten, der zusammengekauert, halb vom Schnee zugedeckt, mit einer leeren Flasche in der Hand, offenem Mund und einem erloschenen Blick in den glanzlosen, schwarzen Augen dalag.

Das Geräusch des Eisgangs aber auf dem Strom durchschnitt wie wildes Geschrei die eisige Stille der Einöde.

Und von der Küste her drang das dumpfe, tiefe Gedröhne der Meeresbrandung gegen das Bollwerk der Bergwände wie der Klang ferner Kirchenglocken, die von starken Händen in Bewegung gesetzt wurden, um die Toten zur Ruhe zu läuten.

Lose Blätter.

Mein erster litterarischer Erfolg.

Von Julie Closson Kenley.

Aus dem Englischen übersetzt von Guntram Franß.

Geschrieben habe ich die schwere Menge, aber mit dem Druckenlassen haperte es meistens gewaltig. Die Redakteure sandten mir meine Manuskripte zurück und fügten den guten Rat hinzu, ich solle ihre Zeitschriften kaufen und den Inhalt studieren. Ich kaufte mir sieben Stück und las die Geschichten sorgfältig durch. Bei Tisch fand meine Familie, daß ich aussähe wie Gift und Galle.

Ich lernte recht viel, was Geschichten angeht. Sie müssen handeln von einem Helden, von einer Heldin und von Liebe. Am Anfang pflegt der Held dieses Frauenzimmer zu hassen — warum, wurde mir nie klar; ich hätte ebensogut daran denken können, einen hübschen kleinen Lampenschirm zu hassen. Gegen das Ende zu lernt er sie lieben. Das Eintreten dieses Ereignisses merkt er daran, daß „sein Herz in ihm erstirbt", wenn sie ihn allein läßt. Das scheint aber kein lebensgefährlicher Vorgang zu sein; es wird ihm dabei nicht einmal übel. Zuweilen sind diese zwei Figuren alte Bekannte — ihr wißt es nur nicht — von den Illustrationen abgesehen; sie sprechen um kein Haar vernünftiger.

Ich brauchte Geld, mein gewöhnlicher Fall, deshalb entschloß ich mich, eine Geschichte zu schreiben nach dem Geschmack der großen Masse. Ich schrieb auf blaßrotes Papier mit einem silberplattierten Federhalter. Ich war überzeugt, daß das das einzig Richtige wäre, um durchschlagende Geschichten zu schreiben.

Die erste Damenrolle bekam den Namen „Grace", der wichtigste von den Herren war „George". George traf Grace beim Tennisspielen, „als die Vögel über ihren Häuptern zwitscherten". Ich weiß zwar, daß auf gutgehaltenen Spielplätzen keine Bäume zu stehen pflegen — aber die Vögel hatten in jeder der Geschichten gezwitschert, die ich gelesen hatte, und ich hielt es darum für nötig, daß auch die meinigen zwitscherten. George sagte:

„Miß Silverthorn, ich habe Ihnen etwas zu sagen, etwas so Großes, daß es für mich Leben oder Sterben bedeutet." Denn ich erinnerte mich daran, daß er sie gerade allein getroffen hatte.

Ich wollte den Ausspruch unverändert lassen, obgleich ich — o die liebe alte Leier! — es mir abschrieb, es lautete eigentlich so:

„Miß Silverthorn, ich habe Ihnen etwas zu sagen, etwas so Großes, daß es für mich Leben oder Tod bedeutet. Essen Sie gerne Fladen?"

Ich sagte das, weil ich mir nicht denken konnte, was er sonst zu sagen hätte, und ich schloß: wenn ich nichts anderes wüßte, so wüßte der Dummkopf George es erst recht nicht.

Dann ließ ich sie auf einen Hügel bei einem Sommerhause steigen. Ich kam mir dabei wie ein Ochsentreiber vor. Den Hügel machte ich sehr steil, so daß George „den leisen, unwillkürlichen Druck ihrer Finger, die in dem feinen Handschuh staken," fühlen konnte. Das Sommerhaus war „ein ländlicher Besitz mit dem Ausblick auf einen murmelnden Fluß und ein wogendes Kornfeld". Wie das Korn wogte, kann ich mir nicht vorstellen, denn George sagte zu Grace, es rege sich kein Lüftchen. Vielleicht verneigte sich das Korn George zu Ehren, weil sie so alte Bekannte waren.

Im Fortgang meiner Geschichte wurde die Verwicklung hoffnungslos. „Der Wind wehte die Locken auf ihrem Nacken an seine gebräunten Wangen.“ Es kam also zu allem andern nicht nur ein ruchloser Gegenwind dazu, es lag darin auch noch, daß Georges Wangen nur bis zu Graces Nacken reichten, und ich hatte doch erzählt, daß George „hochgewachsen war, mit einem feingeschnittenen Antlitz“, und daß „Grace klein und zierlich wie eine Frühlingsblume war“. Gleichviel, ich beschloß, der Sache ihren Lauf zu lassen, um zu sehen, was der Illustrator damit anfangen würde. Der wußte sich gleich zu helfen; er gab George einen Vollbart. Ich blieb mäuschenstill, ich kenne die Zeichner; ich war froh, daß Grace auf dem Bilde keinen Geisbart bekam.

Die beiden waren nicht lang in dem Sommerhaus, da brach George ein Bein. Es war zu schlimm, daß das geschah — aber Grace mußte doch eine Gelegenheit haben, „um sein bewußtloses Antlitz mit leidenschaftlichen Küssen zu bedecken“.

Als er wieder die Augen aufschlug, blickte er sie an und rief: „Sie haben mein Leben gerettet. Wie soll ich Ihnen das vergelten?“

Ich wußte nicht, was man darauf zu antworten pflegt, deshalb biß ich die Enden von zwei Zündhölzern ab zum Losen. Ich zog das längere. Sie sagte also, den Blick weggewendet und mit Thränen in ihren großen Augen:

„Teurer Weatherspoon, es hat nichts zu bedeuten; denken Sie nicht einen Moment daran.“ Es war eine recht unglückliche Wendung, aber ich gab es dem langen Zündholz schuld.

George verbarg sein Gesicht in den Händen und seufzte: „Wehe mir! Grace Silverthorn, mein Herz, ach, ist gebrochen!“

Grace war vernünftiger — ich habe sie immer gern gehabt. Sie sagte: „Seien Sie ein Mann, George Weatherspoon!“

Dann heirateten sie sich, und „die Braut war schlank und blaß wie eine Osterlilie“.

George betrug sich wirklich wie ein Mann, — ich war entzückt von George. „Als er sie zum Altar führte, war seine Haltung stolz und fest“, sein Bein war in vierzehn Tagen geheilt.

Das letzte, was ich von ihm hörte, war, als er, Grace in die Augen schauend, sagte:

„Süßes Weib, laß uns jederzeit den Preis der Liebe gewinnen auf dem großen Tennisplatz des Lebens!“

Es war eine reizende Geschichte — so lebenswahr, so ganz, wie das Publikum sie liebt. Ich zeichnete als „Anthony Trollope“. Der Redakteur, an den ich sie sandte, schrieb sofort zurück, ob ich mit dem englischen Novellisten Trollope verwandt sei. Ich antwortete: nein, aber meine Großtante habe einst Trollopes Stiegen gescheuert. Er sandte mir eine Anweisung auf dreißig Dollars. Er ließ meine Geschichte erscheinen mit einer Notiz, daß ich eine Stiefbase des engischen Novellisten sei.

Die Nacht darauf träumte mir, ich stände vor einem Grabmal mit der Inschrift:

„George und Grace ruhen in diesem Grab,
Ihre Seelen blicken vom Himmel herab —
Und das ist der Grund, ich will ihn verkünden,
Daß ihr meine Seele könnt anderswo finden.“

Am nächsten Tage kaufte ich Papier mit Trauerrand und band der Katze eine Kreppschleife um.

(„Boston Herald.“)

Das Ende Maupassants. Die jüngst erfolgte Enthüllung des Denkmals, das Raoul Vernet für Maupassant geschaffen, und das in dem idyllischen Park Monceau seine Aufstellung gefunden hat, bringt das traurige Ende des genialen französischen Novellisten wieder in schmerzliche Erinnerung. Maupassant wurde bekanntlich nach einem Selbstmordversuch als unheilbar wahnsinnig in der am Quai von Passy gelegenen Anstalt des Doktors Blanche untergebracht. Dort verlebte er achtzehn Monate in rapid zunehmender Geistesumnachtung, bis ihn furchtbare Gehirnkrämpfe von seinem Leiden erlösten. Zahlreiche teilnehmende Kollegen und Freunde besuchten ihn während der ersten Zeit seines Aufenthaltes. Er schüttelte den Kopf, als ihm ihre Karten gezeigt wurden — „Ich kenne sie nicht!“ Er wollte sie nicht empfangen. Als sich einst ein bekannter Journalist meldete, schleuderte er zornig die Karte fort und murmelte: „Bel Ami — Bel Ami —“ Mit diesem Titel suchte er seiner Verachtung gegen die Journalisten Ausdruck zu geben. Er schrieb und las nicht mehr und sprach nur noch unzusammenhängende Worte. Ein einziges Mal nahm er eine Feder und schrieb ein paar sinnlos zusammengestellte Silben nieder. Anfangs weigerte er sich, von den Speisen, die man ihm vorsetzte, zu essen. „Gift — Gift,“ äußerte er argwöhnisch. Im übrigen war er ruhig; nur bei den Mahlzeiten zeigte er Anfälle von zorniger Wut. Er ging sehr friedlich spazieren, arbeitete jedoch niemals im Garten, wie oft erzählt wurde. Seine Erinnerungsfähigkeit war gänzlich entschwunden; er wußte weder, wer er war, noch, wie er früher gelebt hatte. Als die „Comédie Française“ seine zweiaktige Komödie: „La paix du ménage“ aufführte, überreichte man ihm das Buch — er sah nicht einmal hinein. Sein Verleger, der ihn damals besuchte, wollte ihn von der Autorschaft überzeugen. Er sträubte sich lange, plötzlich rief er: „Ah — ja — ja — von mir!“ Dann warf er das Buch hastig beiseite und sagte: „Nein, nein! Das habe ich nicht gemacht!“ — Vergebens bemühte sich eine Frau, eine Schriftstellerin, für die er einst eine Neigung gehabt hatte, ihn durch Aufmerksamkeiten zu erfreuen. Sie wurde niemals vorgelassen, und als sie ihm einst Trauben sandte, wies er sie von sich, indem er unaufhörlich wiederholte: „Sie sind aus Kupfer!“ Seine Mutter, selbst schwer leidend, und sein Vater, gelähmt und an den Lehnstuhl gefesselt, konnten ihn nie besuchen, doch die Schwester seiner Mutter wich bis zum letzten Augenblick nicht von seiner Seite. Sie hatte ihn schon in seiner Kindheit gepflegt,

seinen Sinn für die so heiß geliebte Litteratur erschlossen und oft befruchtend auf die junge Phantasie eingewirkt, die nun für immer erloschen war. A. Br.

*

Das höchste Schriftstellerhonorar. Rudyard Kipling hat für seine Eisenbahngeschichte „Nr. 007“ in der Augustnummer von „Scribners Magazine“ das höchste Honorar erhalten, das jemals einem Autor gezahlt worden ist. Die kurze Geschichte zählt 7000 Wörter, das Honorar betrug 1500 Dollars, es schließt jedoch alle Rechte buchhändlerischer Verwertung ein; zwanzig Cents für jedes Wort, das ist, sagt die amerikanische Wochenschrift „The Critic“, die Hochwassermarke der Honorierung. In England erzielt Kipling nicht so hohe Honorare; seine Arbeiten werden von amerikanischen Verlegern erworben, die dann das Abdrucksrecht für England weiter verkaufen. X.

*

Wie ein moderner englischer Schriftsteller arbeitet. S. R. Crockett schrieb unlängst dem „New Illustrated Magazine“, er sei sehr schwerfällig im Ausdenken seiner Stoffe und trage eine Geschichte oft Monate und Jahre lang im Kopfe herum, ohne ein Wort zu Papier zu bringen; aber wenn es sich dann um die eigentliche Niederschrift handle, so arbeite er rapid. Ein Besucher des Schriftstellers in dessen Heim zu St. Andrews macht darüber anziehende Mitteilungen. Crockett hat zwei Schreibmaschinen von ungewöhnlichem Format und besonderer Leistungsfähigkeit, die er sich eigens hat bauen lassen, jede um 500 Dollars, und er arbeitet damit blitzschnell. Während er mit der Schreibmaschine seine Erzählung ausgestaltet, liebt er es, zugleich an der allgemeinen Unterhaltung einer ganzen Menge im Zimmer Anwesender teilzunehmen. Er setzt sich schon morgens um fünf Uhr an die Arbeit; bis zum Frühstück um neun Uhr pflegt er bereits 5000 Wörter geschrieben zu haben. Niemals, urteilt der Besucher, habe er einen solchen Mann gesehen; er scheine geradezu unerschöpflich an Gestaltungskraft und sei jedenfalls nicht zu ermüden. Sechs Fuß und drei Zoll groß und 280 Pfund schwer, sei er so flink wie eine Katze. Man darf daraus freilich nicht schließen, daß ein großer, starker Mann immer schon deshalb leistungsfähiger sein müßte als andre. So war zum Beispiel Littré, der große französische Lexikograph, ein kleines, dürres Männchen, aber er arbeitete doch an seinem Wörterbuch noch viel angestrengter als Crockett, von der Morgendämmerung bis in die Nacht hinein; nur bei seinen hastigen Mahlzeiten ließ er sich einige Augenblicke Ruhe; für körperliche Erholung gönnte er sich keine Zeit, denn selbst bei den spärlichen Spaziergängen dachte er beständig an sein Wörterbuch. Und dabei wurde er achtzig Jahre alt. Crockett dagegen hat ebensoviel Zeit zur Erholung wie zum Arbeiten; er widmet sich mit Leidenschaft und Ausdauer dem schottischen Nationalspiel mit dem Treibball auf den Feldern bei St. Andrews; wie ein Wirbelwind saust er über die fünf englischen Meilen des Spielplatzes hinweg. Ss.

*

Genießen Büchertitel den Schutz des geistigen Eigentums? Wie jeder Schriftsteller weiß, ist es gar nicht so leicht, einen guten, zugkräftigen Titel zu finden, und es giebt keine größere Verdrießlichkeit, als wenn man einen passenden Titel gefunden zu haben glaubt und dann erfährt, daß er schon gebraucht worden ist. In vielen Fällen aber läßt sich gar nicht mit Sicherheit herausbringen, ob ein Titel neu ist oder schon verwendet. Die amerikanische Zeitschrift „The Critic“ wirft die Frage auf: Wenn ein Buch vergessen und verschollen ist, gleichsam tot, kann sein Verfasser die Klage auf Schutz seines geistigen Eigentums erheben gegen einen andern Autor, der für ein neues Buch den bereits abgestorbenen Titel wieder belebt? Der Fall ist wohl nicht nur in Amerika vorgekommen, daß ein Schriftsteller von hervorragender Geltung bei der Veröffentlichung eines neuen Werks sich den Vorwurf gefallen lassen mußte, daß dessen Titel bereits von einem andern in Beschlag genommen sei. „The Critic“ hält die Sache für wichtig genug, daß Buchhändler und Schriftsteller sich körperschaftlich darüber aussprechen, ob die Titel geistiges Eigentum seien, und wie ein Schutz dafür festgesetzt werden könne. Ss.

Der Jahrgang 1898 dieser Zeitschrift wird mit

„Paris“ von Emile Zola

eröffnet. Diesem Werke lassen wir unmittelbar

„Die Stütze der Familie“ von Alphonse Daudet

folgen. Wir freuen uns, unsern verehrlichen Lesern wiederum die neuesten Werke der beiden größten zeitgenössischen Romanschriftsteller Frankreichs bieten zu können.

Die Redaktion von „Aus fremden Zungen“.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Wolzhoevener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Gleichheit.

Von

Edward Bellamy.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von M. Jacobi.

(Schluß.)

XXXVI.

Theaterbesuch im zwanzigsten Jahrhundert.

„Es thut mir leid, wenn ich störe," sagte Edith, „aber in fünf Minuten geht der Vorhang auf, und Julian sollte doch nicht die erste Scene versäumen."

Auf diese Ankündigung gingen wir sogleich in das Musikzimmer, wo vier Lehnsessel behaglich für uns zusammengerückt waren. Während der Doktor den Anschluß von Telephon und Elektroskop herrichtete, besprach ich mit den beiden Damen den Unterschied zwischen dem Theaterbesuch im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, der so groß ist, daß die glücklichen Bürger der jetzigen Welt ihn sich, bei aller Anstrengung ihrer Phantasie, kaum vergegenwärtigen können. „Zu meiner Zeit," sagte ich, „waren nur die Bewohner der großen Städte oder die Besucher derselben im stande, den Aufführungen guter Schauspiele und Opern beizuwohnen; der Masse des Volks blieb dieser Genuß notwendigerweise versagt und unbekannt. Aber selbst wer sich nach den Ortsverhältnissen eine solche Erholung gestatten konnte, war genötigt, sich dabei den abscheulichsten Unbequemlichkeiten auszusetzen. Gedränge, Unkosten und Störung des gewohnten Behagens ließen sich nicht vermeiden, und man zog es daher meistens vor, zu Hause zu bleiben. Wünschte jemand große Künstler andrer Nationen zu sehen und zu hören, so mußte er sich auf Reisen begeben oder warten, bis die Künstler in seine Gegend kamen. Wie anders das heute ist, brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen. Sie bleiben zu Hause und schicken Ihre Augen und Ohren über Land. Wie fern auch eine menschliche Wohnung von den Hauptstädten liegen mag, ja selbst bis zu dem Luftballon, der im Himmelsraume schwebt, bis zu dem Floß des Wächters, dem die Wetterbeobachtung mitten im Ozean obliegt, oder der Eishütte des Polarforschers — überallhin reicht die elektrische Verbindung und macht es jedem möglich, in Schlafrock und Pantoffeln, wenn es ihm beliebt, unter den öffentlichen Vergnügungen zu wählen, welche an dem Tage irgendwo auf der Erde vor sich gehen. Sie selbst haben weder schlechtes Spiel gesehen noch schlechten Gesang gehört. Das kommt aber daher, weil jetzt eine Truppe vor der ganzen Welt singen oder spielen kann, und durch diese Möglichkeit alle erbärmlichen Schauspieler und Sänger aus der Welt geschafft worden sind. Denn wer die besten Künstler sehen und hören kann, findet an mittelmäßigen Leistungen kein Vergnügen mehr."

„Da läutet die Glocke, der Vorhang geht auf," sagte der Doktor, und im nächsten Augenblick hatte ich alles über dem Schauspiel vergessen, das wir zu sehen bekamen. Auf die Handlung des Stücks, „Die Ritter der goldenen Regel", brauche ich nicht näher einzugehen, da sie allen wohlbekannt ist. Ich erwähne nur die Thatsache, daß sämtliche Kostüme und Gerätschaften dem neunzehnten Jahrhundert angehörten und aus der Welt stammten, wie sie zu meiner Zeit gewesen war. Ein paar Anachronismen und Ungenauigkeiten, die mir auffielen, sind später von der Theaterleitung auf meinen Rat verbessert worden. Vom ersten Augenblick an hatte ich aber während der Vorstellung meine gegenwärtige Umgebung gänzlich vergessen, und das ist wohl der beste Beweis für die Richtigkeit der Wiedergabe im allgemeinen. Ich sah mich einer Gruppe meiner lebendigen Zeitgenossen gegenüber; Männer und Frauen waren gekleidet, wie ich sie von jeher gekannt, und glichen in Sprache und Benehmen genau den Leuten, mit denen ich noch vor wenigen Wochen verkehrt hatte. Ihre Leidenschaften und Vorurteile, ihre Sitten und selbst die alltäglichsten Gewohnheiten hatte der Verfasser des Stücks so genau zur Darstellung gebracht, daß mich diese kleinen Züge noch mehr anheimelten als die Aehnlichkeit im großen und ganzen. Das einzige Gefühl, welches mich hinderte, mir vorzustellen, daß ich einem Schauspiel des neunzehnten Jahrhunderts beiwohnte, war ein verwirrtes Erstaunen darüber, daß ich so viel mehr von dem Ausgang der sozialen Umwälzung wußte als die handelnden Personen; denn diese sprachen von dem Umsturze, als sei er erst in der Entwicklung begriffen.

Als der Vorhang nach dem ersten Akt fiel, blickte ich mich um und sah Edith, ihre Mutter und ihren

Vater neben mir im Musiksaal sitzen. Mit einem Schlage fühlte ich mich in die Wirklichkeit meines gegenwärtigen Daseins versetzt. In der früheren Zeit meiner Laufbahn im zwanzigsten Jahrhundert würde eine solche Erschütterung mir sicherlich die Sinne verwirrt haben; aber jetzt stand ich schon zu fest auf den Füßen, um etwas derartiges zu befürchten. Während der übrigen Aufzüge erhöhte das Bewußtsein meines wunderbaren Geschicks, das mich zwei so weit auseinanderliegende Zeitalter miterleben ließ, meinen Genuß an dem Spiel nur auf ganz unbeschreibliche Weise.

Nachdem der Vorhang gefallen war, blieben wir noch im Gespräch über das Stück und vieles andre beisammen, bis die Kugel der Farbenuhr vom Grün ins Weiße überging und uns mahnte, daß es Mitternacht sei. Die Damen zogen sich zurück und ließen mich mit dem Doktor allein.

XXXVII.

Die Uebergangszeit.

„Es ist zwar ziemlich spät, aber doch möchte ich Ihnen gern noch ein paar Fragen über die große Umwälzung vorlegen," sagte ich. „Trotz allem, was ich schon gesehen und gehört habe, bin ich noch außer stande, mir vorzustellen, auf welche Weise der Gesamtbesitz aller an Stelle des Privatkapitalismus eingeführt worden sein kann, ohne daß Gewaltmaßregeln nötig wurden, und ein furchtbarer Aufruhr losbrach. Wir hatten in unsern Tagen sehr geschickte Ingenieure, denen es ein Leichtes war, große Gebäude von einem Standort auf einen andern zu versetzen, ohne die Bewohner während des Transports zu belästigen, so daß sie ihre täglichen häuslichen Verrichtungen ununterbrochen fortsetzen konnten. Eine ähnliche Aufgabe, die jedoch millionenmal größer und verwickelter war, muß entstanden sein, als es galt, die Grundlage aller Produktion und Güterverteilung gänzlich umzuwandeln. Sämtliche Bedingungen, auf denen Geschäft und Unterhalt eines jeden beruhte, wurden plötzlich verändert, während gleichzeitig die verschiedenen Teile des wirtschaftlichen Mechanismus in ihrem Lauf nicht gestört werden durften, da die Erhaltung des Volks von Tag zu Tage hiervon abhängig war. Es würde mich höchlich interessieren, wenn Sie mir erklären wollten, wie man das möglich gemacht hat."

„Ihre Frage," erwiderte der Doktor, „entsteht aus demselben Gefühl, welches das Volk zur Zeit der Umwälzung in hohem Grade beeinflußte. Trotz der wachsenden Empörung gegen den Privatkapitalismus fuhr man fort, ihn zu dulden, weil ein vollständiger Wechsel des Systems als ein so ungeheures und gewagtes Unternehmen erschien, daß selbst viele, welche die neue Ordnung heiß ersehnten und fest von ihrer Durchführbarkeit überzeugt waren, vor der unübersehbaren Verwirrung und Schwierigkeit zurückschreckten, die nach ihrer Meinung von dem Uebergang unzertrennlich war. Natürlich benutzten die Kapitalisten und alle Verfechter des Bestehenden diese Stimmung zu ihrem Vorteil. Sie forderten die Reformatoren auf, ihnen doch die besonderen Maßnahmen zu nennen, welche sie anwenden würden, sobald sie die Gewalt in Händen hätten, um an Stelle des gegenwärtigen Systems eine Nationalindustrie einzuführen, deren Ertrag allen gleichmäßig zu gute kommen würde.

„Eine Partei der Neuerer lehnte jede Aufstellung eines Programms für die Entwicklung und Vollendung des Umschwunges rundweg ab. Wenn die Krisis einträte, sagten sie, würde sich die Methode der Ausführung schon von selbst ergeben; es sei thöricht und zwecklos, jede Möglichkeit im voraus zu erwägen. Dieser Bescheid konnte natürlich die Gemüter nicht beruhigen. Jeder gute General macht sich vorher seinen Feldzugsplan, obwohl er weiß, daß er ihn unter Umständen wesentlich verändern oder auch gänzlich aufgeben muß. Es war daher den ängstlichen und konservativen Leuten nicht zu verübeln, wenn sie so ungewissen Reformvorschlägen mit Mißtrauen begegneten.

„Andre Reformparteien erkannten denn auch die Notwendigkeit, einen bestimmten Schlachtplan auszuarbeiten. Nach dem einen Entwurf sollten die Gewerkvereine sich zusammenschließen, bis sie die Aufsicht und Verwaltung aller großen Geschäfte in Händen hätten, und dann Beamte nach ihrer Wahl anstellen, statt der Kapitalisten. Hätte dieser Plan verwirklicht werden können, so würde ein Gruppenkapitalismus entstanden sein, der im weiteren Sinne eine ebenso trennende und antisoziale Wirkung gehabt hätte wie der Privatkapitalismus selbst. Aber der Gedanke wurde bald aufgegeben, da sich herausstellte, daß ein Bund der Gewerkvereine überhaupt nur eine sehr beschränkte Machtvollkommenheit besitzen würde.

„Von andrer Seite wurde der Vorschlag gemacht, eine Anzahl freiwilliger Kolonien mit kooperativen Einrichtungen zu gründen. Diese sollten durch ihr Gedeihen zur Bildung von immer mehr Kolonien aufmuntern, die zuletzt, wenn der größte Teil der Bevölkerung sich ihnen angeschlossen hätte, einfach zusammenfließen und ein Ganzes bilden würden. Viele edle und begeisterte Seelen widmeten sich diesen Bestrebungen. Die zahlreichen Kolonien, welche in den Vereinigten Staaten während der Periode des Umschwungs entstanden, lieferten den offenkundigen Beweis, wie sehr sich aller Menschen Herzen nach einer besseren Gesellschaftsordnung sehnten. Sonst aber führten diese Versuche zu keinem Ergebnis, wie sich das von selbst verstand. Wirtschaftlich zu schwach,

nur der gleichen Gefühlsrichtung entsprungen, konnten sich diese Vereinigungen meist sehr wackerer, aber schwärmerischer Leute inmitten einer feindlichen Welt, die über alle sozialen und wirtschaftlichen Vorteile verfügte, nicht behaupten. Ein solches Unternehmen hätte überhaupt nur unter einem hervorragenden Führer oder den günstigsten Umständen ein praktisches Ziel zu erreichen vermocht. Eine dritte Partei behauptete, die bessere Ordnung werde allmählich aus den alten Einrichtungen hervorgehen, wenn nur verschiedene menschenfreundliche Verbesserungen eingeführt würden. Durch Fabrikgesetze, verkürzte Arbeitsstunden, Altersversorgung, gute Arbeiterwohnungen, Beseitigung der Schmutzhöhlen und eine Menge ähnlicher Notbehelfe hoffte man den besonderen Uebeln zu steuern, die der Privatkapitalismus erzeugt hatte. Wenn dann in einer unbestimmten, fernen Zeit alle bösen Folgen des Kapitalismus vernichtet wären, würde es, so meinte man, verhältnismäßig leicht sein, den Kapitalismus selbst abzuschaffen. Das heißt, man wollte die faulen Früchte des bösen Baumes eine nach der andern von den Aesten pflücken und zuletzt erst den Baum selber fällen. Als ob nicht, solange der Baum stand, die böse Frucht ebenso schnell wieder wachsen würde, wie man sie abgepflückt hatte.

„Diese, sowie eine Menge andrer Maßregeln, welche die Reformatoren zur Verbesserung der Zustände vorschlugen, waren in ihrer Art gewiß vortrefflich, aber keineswegs ausreichend, um den Kapitalismus zu zerstören. Davon waren sie weit entfernt; im Gegenteil, sie verhalfen dem Kapitalismus wahrscheinlich zu einer längeren Lebensfrist, weil sie ihn etwas weniger verabscheuungswert machten. Nachdem die Umsturzbewegung schon bedeutend fortgeschritten war, kam wirklich eine Zeit, in der besonnene Führer die Befürchtung hegten, sie möchte wieder von ihrem wahren Ziele abgelenkt und alle Kraft in stückweisen Reformen vergeudet werden.

„Sie fragen, auf welche Weise die Männer der neuen Ordnung den Privatkapitalismus zuletzt doch noch stürzten, als sie endlich die Macht gewonnen hatten? Ich will es Ihnen sagen: sie führten ein militärisches Manöver aus, das in der Kriegsgeschichte häufig vorkommt; man nennt es dem Feind ‚in die Flanke fallen‘. Durch eine solche Flankenbewegung umgeht eine Armee ihren Gegner auf einer Seite, statt ihn geradezu in der Front anzugreifen, und nötigt ihn ohne Schwertstreich, seine Stellung aufzugeben. Ganz dieselbe Kriegslist wendeten die Führer der Bewegung gegen die Kapitalisten an, als es sich um die letzte Entscheidung handelte.

„Die Kapitalisten hatten es für selbstverständlich gehalten, daß man sich mit Gewalt ihrer Güter bemächtigen würde. Davon war aber keine Rede. Der gemeinsame Besitz wurde erst an die Stelle des Privateigentums gesetzt, als das ganze System des Kapitalismus durchbrochen und zerfallen war — um es zu stürzen, bediente man sich andrer Mittel. Wie bei der vorhin erwähnten Flankenbewegung griff die Revolutionsarmee die Festung des Kapitalismus nicht direkt an, sondern manövrierte so, daß sie zur Räumung gezwungen wurde, weil sie sich nicht länger zu halten vermochte.

„Sie dürfen aber nicht glauben, daß man dies Verfahren aus Rücksicht gegen die Ansprüche der Kapitalisten einschlug. Das Volk hatte sich längst gewöhnt, im Privatkapitalismus die Quelle und den Inbegriff aller Schlechtigkeiten zu sehen; es war überzeugt, daß die Menschheit sich jeden Tag einer Todsünde schuldig machte, an dem sie ihn noch duldete. Wenn die Männer des Umsturzes nicht direkt zum Angriff schritten, so geschah das nur im Interesse des Volkes, und um dessen wirtschaftliche Angelegenheiten während des Uebergangs der alten zur neuen Ordnung so viel wie möglich vor ernstlichen Störungen zu bewahren.

„Und nun will ich Ihnen einfach erzählen, was geschah — das heißt, insoweit mir die Sache noch erinnerlich ist. Ich habe mich seit meiner Schulzeit nicht wieder eingehend mit der Umsturzperiode beschäftigt, und wenn Sie später die Geschichte nachlesen, werden Sie vielleicht finden, daß ich mich in betreff der Einzelheiten öfters geirrt habe; ich will Ihnen nur, so gut ich kann, eine Vorstellung von dem allgemeinen Verlauf der Ereignisse geben: Der erste Schritt, den die Gegner des Privatkapitalismus thaten, bestand wie gesagt darin, daß sie das Volk dazu brachten, gewisse öffentliche Veranstaltungen zu monopolisieren und zu verstaatlichen. Dies waren meist Einrichtungen wie: Wasserleitung, Beleuchtungswerke, Fähren, Lokalbahnen, Telegraph und Telephon, Eisenbahnbetrieb, die Gewinnung von Kohlen und Petroleum, sowie der Handel mit geistigen Getränken — lauter Sachen, deren Verwaltung nicht direkt in das System der Produktion und Güterverteilung im allgemeinen eingriff, so daß selbst die Aengstlichen und Konservativen diesen Schritt mit geringer Besorgnis ansahen. Man konnte auch in der That alle derartigen Angelegenheiten in öffentlichen Betrieb nehmen, ohne daß damit notwendigerweise ein Angriff auf den Privatkapitalismus verbunden war; denn selbst wenn man diese Geschäfte in Staatsbetrieb übernahm und die Betriebskosten vom Ertrage deckte, so wäre die für die Gemeinschaft gewonnene Lebenserleichterung sogleich wieder durch die Beschränkung der Löhne und Preise zu nichte gemacht worden, welche von der gewissenlosen Konkurrenz des Profitsystems unzertrennlich war.

„Wenn daher die Gegner des Kapitalismus die

öffentliche Verwaltung solcher Geschäfte begünstigten, so verfolgten sie damit einen andern Zweck. Sie wollten dem Volke die größere Einfachheit, Wirksamkeit und Menschenfreundlichkeit der öffentlichen Verwaltung, im Vergleich zum Privatbetrieb, bei wirtschaftlichen Unternehmungen zeigen. Zugleich aber sollte durch diese teilweise Verstaatlichung eine Anzahl öffentlicher Arbeiter vorgebildet werden, die als Konsumenten auftreten konnten, sobald die Regierung das allgemeine System der Produktion und Güterverteilung ohne Privatgewinn einführen wollte. Die Arbeiter der verstaatlichten Eisenbahnen allein beliefen sich auf nahezu eine Million, und wenn man ihre Frauen und Kinder dazu rechnete, waren es etwa vier Millionen Leute. In den Kohlen- und Eisengruben und den Gewerken, die, als zum Eisenbahnbetrieb gehörig, von der Regierung übernommen waren, zählte man zusammen mit den Arbeitern auf den Telephon- und Telegraphenstationen, die gleichfalls im öffentlichen Dienst standen, und ihren Angehörigen wieder einige hunderttausend Personen. Schon früher hatte die Regierung etwa zweihundertfünfzigtausend Angestellte im Zivildienst gehabt; dazu lieferten Heer und Flotte noch weitere fünfzigtausend. Diese beliefen sich mit ihrem ganzen Anhang sicherlich auf eine Million Köpfe. Rechnet man hierzu die erwähnten Arbeiter aus dem Eisenbahn-, Bergwerks- und Telegraphenbetrieb, so erhält man ungefähr fünf Millionen Leute, die im Dienste der Nation standen. Außer diesen gab es aber noch in den verschiedenen bürgerlichen Körperschaften öffentliche Beamte aller Grade, von den Gouverneuren der einzelnen Staaten bis herunter zu den Straßenfegern."

Die öffentlichen Warenlager.

„Sobald die Umsturzpartei zur Macht gelangte und von der Volksmehrheit den Auftrag erhielt, die neue Ordnung einzuführen, richtete sie zuerst in allen bedeutenderen Städten öffentliche Warenlager ein, wo die Arbeiter sämtliche Lebensbedürfnisse und Luxusgegenstände, die sie bisher in Privatläden gekauft hatten, zum Selbstkostenpreise geliefert erhielten. Das konnte niemand überraschen, da der Gedanke nicht ganz neu war. Schon früher pflegte die Regierung für gewisse Lebensbedürfnisse der Matrosen und Soldaten durch Niederlagen zu sorgen, in welchen alle Vorräte von bester Beschaffenheit waren und genau zum Herstellungspreise abgegeben wurden. Die Waren standen in betreff der Billigkeit und Güte in keinem Vergleich zu irgend einem Artikel, den man anderswo kaufen konnte, und die Soldaten wurden um ihres Vorrechts willen vielfach von den Zivilisten beneidet, welche sich mit den verfälschten Waren der gewinnsüchtigen Krämer begnügen mußten. Die neuen Niederlagen, die jetzt von der Regierung eröffnet wurden, übertrafen jedoch an Vollständigkeit alle ähnlichen Einrichtungen aus früherer Zeit, da sie allen Bedürfnissen einer Bevölkerung genügen sollten, welche eine Nation im kleinen darstellte.

„Die Waren für diese Kaufhäuser bezog die Verwaltung notwendigerweise anfangs von den Privatkapitalisten, den Produzenten und Großhändlern. Dabei ersparten die Arbeiter im öffentlichen Dienst schon den Profit des Zwischenhändlers und Kleinkrämers. Sie bekamen die Sachen vielleicht zur Hälfte oder zu zwei Dritteln des Preises geliefert, den sie im Laden hätten zahlen müssen; überdies konnten sie sich darauf verlassen, daß die Beschaffenheit der Waren einer sorgfältigen Prüfung unterlag. Sehr wesentlich wurden diese Vorzüge noch erhöht, als die Regierung auch die Güterverteilung in die Hand nahm und so rasch wie möglich dazu überging, die Produkte selbst zu erzeugen, statt sie von den Kapitalisten zu kaufen.

„Zu diesem Zweck wurden große landwirtschaftliche Betriebe und Baumwollpflanzungen in allen Gegenden des Landes angelegt und zahllose Fabriken gegründet, so daß die Regierung bald nicht allein die ursprünglichen fünf Millionen, sondern wohl noch einmal so viele Landwirte, Handwerker und Arbeiter aller Art in ihrem Dienst beschäftigte. Diese hatten natürlich alle den Anspruch, aus den öffentlichen Warenlagern versorgt zu werden, und man mußte die Einrichtungen dementsprechend erweitern. Die Käufer in den öffentlichen Warenlagern ersparten nun nicht allein den Profit der Zwischenhändler und Krämer, sondern auch den der Fabrikanten, der Produzenten und die Kosten der Einfuhr.

„Aber diese Kaufhäuser versorgten die Angestellten nicht nur mit dem ganzen Bedarf für ihren Lebensunterhalt, auch andre Erfordernisse wurden berücksichtigt. Die Regierung ließ Küchen, Waschanstalten, mancherlei Aushilfe für die Hausarbeit und dergleichen einrichten, alles ausschließlich zur Benutzung für die im öffentlichen Dienst stehenden Arbeiter, denen nur die Betriebskosten angerechnet wurden. Sie konnten nun daheim oder in einem Gasthaus die vortrefflichsten Speisen genießen, die nicht nur aufs sorgfältigste zubereitet, sondern auch weit billiger waren als die grobe Kost, mit der sich die Leute früher begnügen mußten."

„Wie verschaffte sich aber die Regierung die Ländereien und Fabriken, deren sie bedurfte?" fragte ich. „Kaufte sie Aecker und Felder von den Besitzern und baute sie die Fabriken?"

„Das hätte sie natürlich thun können, aber es bedurfte dessen gar nicht. Millionen Landwirte waren nur zu froh, ihre Güter an die Regierung abzutreten und eine Anstellung zu erhalten, welche ihnen einen gesicherten Lebensunterhalt für sich und die Ihrigen

verbürgte. Auch übernahm der Staat alle noch unbenutzten Ländereien, die sich für den Anbau eigneten, und entschädigte die Besitzer durch Steuererlaß.

„Aehnlich verfuhr man mit den Fabriken und Warengeschäften, deren das nationale System bedurfte. Tausende der verschiedensten Betriebe in allen Teilen des Landes standen still inmitten einer hungernden Bevölkerung von Arbeitslosen. Sie wurden in Besitz genommen, in Thätigkeit gesetzt und die früheren Arbeiter darin beschäftigt. Auch die Inspektoren und Werkführer traten meist mit Freuden wieder in die alten Stellungen ein, nun die Nation ihr Arbeitgeber war. Den Besitzern solcher Fabriken wurde, wenn ich mich recht erinnere, eine Summe ausgesetzt, welche einem niedrigen Zinsfuß entsprach, und die sie zur Entschädigung für den Gebrauch ihres Eigentums bis zur vollständigen Durchführung der neuen Ordnung erhalten sollten. Nach diesem Zeitpunkt verbürgte die Nation allen ihren Angehörigen gleichmäßig den Lebensunterhalt, und niemand zweifelte daran, daß es sehr bald so weit kommen würde. Einstweilen aber waren die Besitzer der toten Geschäfte glücklich, irgend etwas für die Benutzung derselben zu erhalten. Um die öffentlichen Kaufhäuser auszustatten, bedurfte man auch einer Masse ausländischer Artikel, an denen gleichfalls die Zahlung des Profits der Kapitalisten erspart werden sollte. Die Regierung brachte zu diesem Zweck alle unbenutzt liegenden Schiffe an sich, ließ neue bauen, soviel sie brauchte, und betrieb den überseeischen Handel selbst. Sie führte die Erzeugnisse der staatlichen Industriearbeit in fremde Länder und brachte dagegen die notwendigen auswärtigen Waren zurück. Auch zogen ganze Flotten, welche die Flagge der Nation trugen, auf den Fischfang und kamen mit dem Ertrag des Meeres wieder heim. Bald war die Zahl dieser friedlichen Handelsschiffe weit größer als die Kriegsflotte, welche bis dahin allein als Bevollmächtigte der Nation gegolten hatte. Auf diesen Schiffen war der Seemann kein Sklave mehr."

Wie das Geld seinen Wert verlor.

„Und nun wollen wir noch eine andre Seite des neuen Handelssystems betrachten: Die öffentlichen Kaufhäuser nahmen gar kein Geld mehr an; man bediente sich einer Art Zettel, die nur kurze Zeit Gültigkeit behielten und nach dem Gebrauch vernichtet wurden. Gegen diese durfte der öffentlich Angestellte sein Geld, das er als Lohn erhielt, al pari eintauschen. Die Regierung teilte solche Zettel nur an ihre Angestellten aus, während sie in den Kaufhäusern von jedem, der sie vorzeigte, an Zahlungsstatt angenommen wurden, solange der Gesamtbetrag nicht den ausgezahlten Lohn überstieg, worauf man streng achtete. Auf diese Weise kamen die Zettel in Umlauf und erhielten einen vielhundertfach höheren Wert als das Geld, für welches man nur die teuren und verfälschten Waren kaufen konnte, die in den noch übrig gebliebenen Geschäften der Kapitalisten feilgeboten wurden. Das früher vergötterte Gold, das man als Zahlungsmittel für unvergänglich gehalten hatte, wurde in den Kaufhäusern ebenso wenig angenommen wie Silber, Kupfer oder Papiergeld, und die Leute, welche die beste Ware zu haben wünschten, priesen sich glücklich, wenn sie einen der öffentlichen Arbeiter trafen, der thöricht genug war, für drei oder vier Dollars in Gold einen Dollarzettel herzugeben.

„Zu dieser Entwertung des Geldes beim Einkauf kam noch der Umstand, daß es von der immer wachsenden Zahl der Menschen, die im öffentlichen Dienst standen, bald gar nicht mehr gebraucht wurde. Auch wollte niemand mehr Geld entlehnen zum Zweck einer etwaigen Erweiterung seines Geschäfts, da es ja auf der Hand lag, daß für das Privatkapital bald kein Feld der Unternehmungen mehr vorhanden sein würde. Geld aufzuspeichern fiel aber erst recht keinem mehr ein, denn es ließ sich deutlich voraussehen, daß es über kurz oder lang ganz wertlos sein mußte. Hatte man im Anfang der Umsturzperiode noch sein Geld gegen Zettel umtauschen können, wenn auch mit ungeheurem Verlust, so hörte das später ganz von selbst auf; der Wert des Geldes sank, wie gesagt, zusehends, und es war bald zu gar nichts mehr nütze.

„Wenn Sie den vollständigen Verfall des ganzen alten Geld- und Finanzsystems begreifen wollen, so brauchen Sie sich nur vorzustellen, welchen Einfluß es zu Ihrer Zeit auf alle Verhältnisse gehabt haben würde, wenn sich die bestimmte und nicht zu bezweifelnde Nachricht verbreitet hätte, daß die Welt innerhalb weniger Wochen oder Monate untergehen würde. Im vorliegenden Falle war zwar von keinem Untergang der Welt die Rede; sie sollte im Gegenteil neu verjüngt werden und in einen Zustand viel höherer, glücklicherer und kräftigerer Entwicklung eintreten, aber das Geldsystem und alles, was damit zusammenhing, war doch der Vernichtung geweiht; denn die neue Welt brauchte kein Geld, und es diente ihr nicht mehr zum Maßstab für alle Ansprüche und Verhältnisse der Menschen."

„Wenn das Geld aber so ganz wertlos geworden war," sagte ich, „können die Steuern des Volks der Regierung auch nichts mehr eingebracht haben."

„Steuern," erwiderte der Doktor, „waren nur eine Frucht des Privatkapitalismus und mußten mit diesem aufhören. Ihr Zweck war gewesen, dem Staat die Geldmittel zu verschaffen, um die für die Gesamtheit nötige Arbeit ausführen zu lassen. Jetzt arbeitete das ganze Volk für das allgemeine Wohl,

und man bedurfte der Steuern ebensowenig wie des Geldes. Je mehr die Volksarbeit und der Gesamtbesitz für allgemeine Zwecke verwendet wurden, um so mehr nahm die Besteuerung ab, und als der Umsturz vollendet war, fiel sie gänzlich fort."

Die übrige Bevölkerung.

„Hat denn aber nicht um diese Zeit, wenn nicht schon früher, die Masse des Volks, die noch außerhalb stand, aufs lebhafteste darauf gedrungen, in den öffentlichen Dienst aufgenommen zu werden, um Teil an allen Vorzügen zu haben, die er bot?"

„Gewiß war das ihr dringender Wunsch," erwiderte der Doktor; „das ließ sich nicht anders erwarten. Sie sollten auch Aufnahme finden, sobald das neue System der Produktion und Güterverteilung im vollen Gange war. Für diesen Zeitpunkt wurde alles vorbereitet; doch erst als er eingetreten war, wagte es die Regierung, nicht allein ausgewählte Gruppen von Arbeitern, sondern alle, die sich meldeten, im öffentlichen Dienst anzustellen. Zu zehn- bis fünfzigtausend traten sie dann täglich ein, bis in kurzer Zeit das Volk als Ganzes allen gemeinsamen Zwecken diente.

„Natürlich wurde jeder, der ein Gewerbe oder Geschäft hatte, zuerst auf dem Platz verwendet, an dem er sich bisher bethätigt hatte; durch den bereits gebräuchlichen Arbeitsaustausch besorgte man das übrige. Später, als alles in Gang gebracht war, ließen sich die wünschenswerten Umänderungen immer noch bewerkstelligen."

„Wahrscheinlich wurden doch bei der öffentlichen Anstellung die früheren Lohnarbeiter zuerst berücksichtigt," sagte ich. „Die Reichen und Wohlhabenden sind wohl am längsten außerhalb geblieben und dann — sozusagen — alle auf einen Schub eingetreten?"

„Ganz richtig," versetzte der Doktor. „Die Angestellten, für welche die Kaufhäuser eingerichtet wurden, waren lauter Arbeiter; auch die Landwirte, Handwerker und Kaufleute, die später kamen, gehörten zu diesem Stande. Nichts hinderte aber einen Kapitalisten, sich dem öffentlichen Dienst anzuschließen, wenn er es als Arbeiter thun wollte, gleichberechtigt mit den andern. In den öffentlichen Warenlagern konnte er nur so viel kaufen, als sein Arbeitslohn betrug. Sein übriges Geld war dort nicht zu brauchen. Während der Umsturztage hatten zwar viele Männer und Frauen unter den Reichen, von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, ihre Ländereien und Fabriken der öffentlichen Verwaltung übergeben und sich zu jedem Dienst erboten, den sie zu leisten vermochten. Der Mehrzahl aber war, wie sich erwarten ließ, der Gedanke, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten und mit ihren ehemaligen Dienstboten wirtschaftlich gleichgestellt zu sein, keineswegs erfreulich; sie kamen erst, als ihnen nichts andres mehr übrig blieb."

„Wurden sie denn schließlich gewaltsam dazu genötigt?"

„Bewahre, wo denken Sie hin!" rief der Doktor. „Von irgend welchem Zwang war keine Rede. Nach und nach hatte es aber immer größere Schwierigkeit, Leute zu finden, welche persönliche Dienste übernahmen; auch wurde es schließlich zur Unmöglichkeit, sich seinen Lebensbedarf anderswoher zu verschaffen als aus den Kaufhäusern und mit den neuen Zetteln. Ehe die Regierung zu der Maßregel schreiten konnte, jeden, der sich bei ihr meldete, anzustellen, suchten die Arbeitslosen noch bei den Kapitalisten Beschäftigung. Aber später konnten diese niemand auftreiben, der für sie auf den Feldern und den Fabriken oder im Haushalt arbeiten mochte. Das entwertete Geld, welches ihr einziger Besitz war, hatte nichts Verlockendes mehr, im Vergleich zu den Vorzügen des öffentlichen Dienstes. Auch wußte jedermann, daß die Zeit der Reichen vorüber war, und ihre Gunst keinerlei Gewinn brachte. Ueberdies wurden auch bald alle diejenigen vom Volk mit Verachtung angesehen, welche sich dazu erniedrigen mochten, andern für Geld zu dienen, während sie für die Nation arbeiten konnten, deren Bürger sie waren. Das machte die Stellung eines Dieners oder Angestellten im Privatdienst vollends unerträglich, wie Sie sich leicht vorstellen können. So fanden denn die unglücklichen Kapitalisten keine Leute mehr, die für sie kochen, waschen, ihre Stiefel putzen, ihre Zimmer fegen oder ihre Wagen kutschieren wollten. Sie gerieten in die größte Verlegenheit, wie sie auf den erbärmlichen Privatmärkten, wo allein ihr Geld noch etwas galt, die notwendigsten Lebensbedürfnisse erstehen sollten. Auch das wurde bald unmöglich. Eine Zeitlang scheinen sie noch gegen das unbarmherzige Geschick angekämpft und sich mürrisch in den Winkeln ihrer vereinsamten Paläste verborgen zu haben; endlich aber mußten sie doch ihren früheren Untergebenen folgen, denn es gab überhaupt kein Leben mehr, außer im Zusammenhang mit der nationalen Wirtschaftsorganisation. Auf so schlagende Weise wurde es den früheren Reichen schließlich noch bewiesen, wie abhängig das Kapital von der Arbeit, welche es verachtet und tyrannisiert hatte, war und immer gewesen ist."

„Und wurde wirklich gegen niemand Zwang angewendet, um ihn in den öffentlichen Dienst zu treiben?"

„Eine gewisse Nötigung lag, wie Sie sehen, in den angeführten Verhältnissen," antwortete der Doktor. „Aber die neue Ordnung hatte keinen Raum für widerwillige Genossen. Sie selbst brauchte niemand, doch jeder bedurfte ihrer. Wer nicht wünschte, in den öffentlichen Dienst zu treten, und außerhalb

desselben leben konnte, ohne zu stehlen oder zu betteln, dem stand es frei. Nach den Berichten aus jener Zeit waren die Wälder zuerst voll von Leuten, die die Einsamkeit suchten, aber einer nach dem andern wurde dessen überdrüssig und kam in das neue, gastfreie Haus. Nur wenige Gemeinschaften blieben noch jahrelang außerhalb."

„Aller Widerstand ist sehr gründlich überwunden worden," bemerkte ich, „und doch muß man bei dem Ausbau noch auf manche Schwierigkeit gestoßen sein, schon wegen des von Natur widerspenstigen Materials, das es zu bearbeiten gab. Nehmen Sie zum Beispiel meine eigne Klasse, die der müßigen Reichen, die kein andres Geschäft kannten als ihre Vergnügungen. Welche nützliche Arbeit konnten solche Leute wie wir wohl verrichten, mochten wir auch noch so willig geworden sein, der Gesamtheit zu dienen? Wobei hätte man uns anstellen sollen? Wir wären überall ein Hindernis und keine Hilfe gewesen."

„Das hätte allerdings eine bedenkliche Aufgabe werden können, wenn die Anzahl jener müßigen Reichen nicht im Verhältnis zur Bevölkerung nur gering gewesen wäre. Sie hatten zwar bisher eine große Rolle gespielt, aber gegen die Masse der nützlichen Arbeiter kamen sie kaum in Betracht. Die gebildeten unter ihnen — und im allgemeinen waren sie doch wenigstens oberflächlich unterrichtet — fanden Beschäftigung als Lehrer. Natürlich, gute Lehrer waren sie ja nicht, und bei der Erziehung konnten sie wenig helfen. Aber unmittelbar nach dem Umschwung, als es galt, die Kinder und jungen Leute aus der früheren Armenklasse zu Millionen von den Feldern und Fabriken weg in die Schulen zu schicken, und auch die erwachsenen Arbeiter dringend nach einem mäßigen Grade von Bildung verlangten, der sie befähigte, sich den besseren Lebenszuständen anzupassen, da entstand überreichliche Nachfrage nach allen, die etwas lehren konnten, und wenn es nur die ersten Anfangsgründe waren: Lesen, Schreiben, Geographie oder Rechnen. Besonders die Frauen der ehemals reichen Klasse, die meist gut unterrichtet waren, widmeten sich der Aufgabe, die Kinder des Volks, die Erben der neuen Welt weiter zu bilden. Sicherlich fanden sie bei dieser Beschäftigung in dem Gefühl, der Menschheit nützlich zu sein, mehr wahres Glück, als ihr ganzes früheres, leichtfertiges Dasein ihnen je hatte bieten können. Es gab wirklich nur wenige Personen, bei denen sich nicht irgend eine physische oder geistige Befähigung entdeckte, durch welche sie, zu ihrer eignen Freude, ihren Mitmenschen förderlich werden konnten."

Die Lasterhaften und die Verbrecher.

„Mit einer Klasse meiner Zeitgenossen," sagte ich, „muß man in der neuen Ordnung doch noch mehr Mühe gehabt haben als mit den Reichen; ich meine die Lasterhaften und verbrecherischen Müßiggänger. Die Reichen hatten wenigstens Verstand genug, um keinen Anstoß zu geben; sie hielten es für klug, sich der neuen Ordnung zu fügen und sich in das Unvermeidliche zu schicken. Mit jenen andern aber muß doch viel schwerer auszukommen gewesen sein. Wir hatten eine große, überall verbreitete Bevölkerung von Landstreichern, Spitzbuben und Verbrechern jeder Art, männlichen und weiblichen Geschlechts, wie Sie ohne Zweifel wissen. Zwar mochte unsre verderbliche Gesellschaftsordnung dafür verantwortlich sein, aber die Leute waren nun einmal da, und die neue Welt mußte mit ihnen fertig werden. Völlig entartet und gefährlich wie wilde Tiere, konnten sie durch ein Heer von Polizisten und die Macht der Strafgesetze nur notdürftig im Zaum gehalten werden. Sie bildeten stets eine Gefahr für Ordnung und Gesetz. In Zeiten ungewöhnlicher Aufregung, und ganz besonders bei revolutionären Krisen, pflegten sie sich in bedrohlichen Massen zu sammeln und zum Angriff zu rüsten. Auch während des Umsturzes, den Sie beschreiben, haben sie sich ohne Zweifel höchst zügellos benommen. Was konnte da die neue Ordnung mit ihnen anfangen? Ihre gerechten und menschenfreundlichen Absichten werden auf die Glieder der Verbrecherklasse schwerlich großen Eindruck gemacht haben. Es waren keine verständigen Wesen; sie lehnten sich gegen Recht und Sitte auf, verübten Thaten roher Gewalt und wollten selbst unter den günstigsten Bedingungen nicht von ihrer Hände Arbeit leben. Derartige Bürger müssen für die Nation recht schwer zu ertragen gewesen sein."

„Nicht ganz so schwer wie in der früheren Gesellschaft," erwiderte der Doktor. „Da diese sich auf Ungerechtigkeit gründete, fehlte ihr aller Glorienschein und jedes ethische Uebergewicht im Verkehr mit den verbrecherischen und gesetzlosen Klassen. Die Gesellschaft selbst stand verurteilt vor ihnen da, und mit dem von ihr begangenen Unrecht rechtfertigten sie ihre eignen Uebertretungen. Die ganze sogenannte Strafgerechtigkeit wurde dadurch zu Spott und Hohn. Jeder vernünftige Mensch war überzeugt, daß die Verbrecher meist durch Vernachlässigung und Ungerechtigkeit auf den Pfad des Lasters geraten waren, sowie durch die verderblichen Einflüsse einer Umgebung, für welche wiederum die verkehrte gesellschaftliche Ordnung die Verantwortung trug. Wenn es nach Recht und Gerechtigkeit gegangen wäre, so hätte die Gesellschaft, statt sie zu verdammen, mit ihnen vor einem höheren Richterstuhl erscheinen müssen, um ein weit schwereres Urteil über sich ergehen zu lassen. Das erkannten auch die Verbrecher im Grunde ihres Herzens, und dies Bewußtsein machte es ihnen unmöglich, das Gesetz zu achten, welches sie fürchten

mußten. Sie fühlten, daß die Gesellschaft, die ihnen befahl, sich zu bessern, der Besserung noch mehr bedurfte als sie. In der neuen Ordnung war das ganz anders. Man hatte sich den Ausgestoßenen gegenüber keine Schuld vorzuwerfen und streckte hilfreich die Hände nach ihnen aus. Das Unrecht, unter welchem sie in der Vergangenheit gelitten hatten, ward anerkannt; man ermunterte sie zu einem neuen Leben in ganz neuen Verhältnissen und sicherte ihnen unter den für alle gleichen und gerechten Bedingungen ihren Anteil an dem sozialen Erbe. Können Sie sich eine so niedrige Natur vorstellen, die nicht einmal fähig sein sollte, zu verstehen, ob ihr recht oder unrecht geschieht, und sich in gewissem Grade dadurch beeinflussen zu lassen?

„Eine überraschend große Anzahl von Menschen, welche Ihre Zivilisation als verloren aufgegeben hatte, ergriff mit Begierde die erste Gelegenheit, die ihnen jemals geboten worden war, ehrbare Leute zu werden. Es gab natürlich auch einen ansehnlichen Rest solcher, die zu hoffnungslos verdorben, zu sehr von Geburt an seelisch verkrüppelt waren, um noch trotz aller Hilfe ein geordnetes Leben zu führen. Diese behandelte die neue Gesellschaft zwar mit Erbarmen, aber auch mit Festigkeit. In ihrer Mitte dulden konnte sie weder Verbrecher noch Bettler, wie das die alte Gesellschaft gethan hatte, die kein moralisches Recht besaß, den Diebstahl zu verbieten und den Räuber zu bestrafen. Ihr ganzes wirtschaftliches System beruhte ja darauf, daß sich einzelne Personen den Grund und Boden samt seinen Früchten und den Arbeitsertrag der Armen durch Gewalt oder Betrug aneigneten. Noch weniger hatte sie ein Recht, den Bettel zu untersagen oder die Gewaltthat zu strafen, da ihre wirtschaftlichen Einrichtungen förmlich darauf angelegt waren, Bettler zu erzeugen und den Menschen zur Gewaltthat zu reizen. Die neue Ordnung hingegen, welche allen den gleichen, reichlichen Unterhalt verbürgt, bietet dem Diebe und dem Räuber keinen Vorwand für ihr Thun, dem Bettler keine Entschuldigung, dem Gewaltthätigen keinen Anlaß. Wenn solche Personen ihren bösen Lebenswandel einem guten und ehrbaren Leben vorziehen, so liefern sie dadurch selbst den Beweis, daß sie für den menschlichen Verkehr ungeeignet sind. Deshalb schritt man in der neuen Ordnung mit reinem Gewissen dazu, die Lasterhaften und die Verbrecher als moralisch unzurechnungsfähig zu behandeln. Man schickte sie an gesicherte Orte, wo sie ihr Leben verbringen sollten, nicht zur Strafe oder unter Mühsal und Beschwerden irgend einer Art, sondern nur mit ausreichender Arbeit für ihren Lebensunterhalt. Dort blieben sie, ganz von der Welt abgesondert, und es war ihnen vollständig unmöglich gemacht, ihre Gattung fortzupflanzen. Durch dieses Mittel gelang es dem Menschengeschlecht in der ersten Generation nach dem Umschwung, sich für immer von der Last angeborner Verderbtheit und gemeiner, ererbter Triebe zu befreien. Mit der Zeit wurde das Streben, sich von aller Unreinigkeit zu läutern, immer stärker, und so ist es fortgegangen von Generation zu Generation."

Die farbige Rasse.

„Zu meiner Zeit," bemerkte ich, „war in den Südstaaten eine besonders schwierige soziale Aufgabe für Amerika durch die Befreiung der Negersklaven entstanden, die zum Teil für die Selbstverantwortlichkeit noch durchaus nicht reif waren, welche die Freiheit mit sich bringt. Bitte, wollen Sie mir sagen, welche Stellung man in der neuen Gesellschaftsordnung zu dieser Frage einnahm?"

„Dies Problem, welches sonst eine endlose Plage für das amerikanische Volk geblieben wäre, fand seine sofortige Lösung," erwiderte der Doktor. „Die Bevölkerung von erst kürzlich befreiten Sklaven bedurfte einer wirtschaftlichen Lebensordnung unter zwar wohlwollenden, aber festen Bedingungen, die zugleich darauf hinwirkten, sie geistig zu heben, zu erziehen und zu bilden. Dafür war das neue System geradezu wie geschaffen. Die unter dem neuen System herrschende Zucht und Ordnung, welche nicht auf Gewaltmaßregeln, sondern hauptsächlich darauf beruhte, daß niemand im stande war, außerhalb dieser Ordnung zu leben, übte den sanften, aber unwiderstehlichen Zwang aus, dessen der befreite Leibeigne bedurfte. Auch war die allgemeine Erziehung, die Milderung der Sitten, die angenehme Lebensweise, die zugleich mit der wirtschaftlichen Wohlfahrt allen zu gute kam, ein noch weit wichtigeres Bildungsmittel für die farbige Rasse als für die weiße Bevölkerung, welche verhältnismäßig weiter vorgeschritten war."

„In manchen Landesteilen würde sich aber seitens der Weißen ein starkes Vorurteil gegen jedes System erhoben haben, das eine größere Vermischung der Rassen mit sich brachte," bemerkte ich.

„An diesem Vorurteil brauchte, wo es bestand, durchaus nicht gerüttelt zu werden. Es handelte sich nur um das Wirtschaftssystem, das mit den sozialen Beziehungen damals so wenig etwas zu thun hatte wie jetzt. Selbst die industriellen Zwecke bedingten keinen engeren Verkehr der Rassen als in früherer Zeit; diese konnten sich beim Industriebetrieb so vollständig voneinander trennen, als es das blindeste Vorurteil nur irgend für wünschenswert hielt."

Wie der Uebergang hätte beschleunigt werden können.

„Auf einen Punkt, der die Uebergangszeit betrifft, möchte ich noch zurückkommen," sagte ich. „Als die

Entscheidung eintrat, haben die Kapitalisten, wie Sie erwähnten, ihr Kapital festgehalten und ihre Geschäfte so lange fortgeführt, als sie noch jemand fanden, der für sie arbeiten oder von ihnen kaufen wollte. Das lag wohl in der menschlichen Natur — jedenfalls in der Natur der Kapitalisten; aber es war auch zugleich günstig für den Umsturz. Durch dessen langsameren Verlauf erhielt das neue Wirtschaftssystem Zeit, seinen Aufbau zu befestigen, ehe es die Last auf sich nehmen mußte, die ganze Bevölkerung zu versorgen. Hätten nun aber die Kapitalisten einen andern Ausweg ergriffen und in dem Augenblick ihre gesamte Thätigkeit eingestellt, als die Nationalregierung durch Beschluß der Volksmehrheit den Umsturzmännern übergeben wurde — was wäre dann geschehen? Die neue Regierung hätte noch keine Zeit gehabt, auch nur die ersten Anfänge des Systems zu ordnen, und die zu lösende Aufgabe wäre weit verwickelter geworden. Meinen Sie nicht auch?"

„Das glaube ich kaum," erwiderte der Doktor; „man hätte nur ein rascheres und summarischeres Verfahren anwenden müssen. Die Regierung wäre genötigt gewesen, auf der Stelle den ganzen Mechanismus der Industrie an sich zu bringen und die von den Kapitalisten aufgegebene Produktion fortzuführen, um zugleich den Unterhalt für die Bevölkerung herbeizuschaffen bis zu dem Zeitpunkt, da die neuen Erzeugnisse benutzt werden konnten. Man würde zur materiellen Versorgung der Bevölkerung etwa dieselben Maßregeln ergriffen haben, wie sie die Regierung gewöhnlich traf, wenn durch Ueberschwemmung, Hungersnot, Belagerung oder andre Notstände plötzlich der Unterhalt einer ganzen Gemeinde gefährdet wurde. Der erste Schritt wäre gewesen, die sämtlichen Vorräte an Getreide, Kleidungsstücken und Lebensbedürfnissen jeder Art im ganzen Lande für den Gebrauch aller zu sammeln. Bei zivilisierten Völkern gab es doch immer einen überschüssigen Vorrat solcher Bedarfsartikel, die für mehrere Monate, selbst für ein Jahr ausgereicht hätten. Während dieser Zeit konnte man leicht die Produktion wieder in Gang bringen, die aus dem Privatbetrieb in die Staatsverwaltung übergehen mußte. An alle Bürger, die sich meldeten und sich in den öffentlichen Industriedienst stellten, wären Anweisungen auf Nahrungsmittel und Kleidung ausgeteilt worden. Auch die Fabriken, welche die Kapitalisten verlassen hatten, würde die Regierung sofort wieder in Betrieb gesetzt haben. Jeder, der früher dort gearbeitet hatte, wäre einfach in seiner Stelle geblieben, und den Arbeitslosen hätte man so rasch wie möglich Beschäftigung gegeben. Die neuen Produkte wären sodann in öffentlichen Kaufhäusern gesammelt worden, und der ganze Verlauf würde thatsächlich derselbe gewesen sein, wie ich ihn beschrieben habe, nur daß er sich in viel kürzerer Zeit abgespielt hätte. Die Entwicklung wäre vielleicht nicht so glatt von statten gegangen, wegen der notgedrungenen Eile; aber man würde schneller mit dem Uebergange fertig geworden sein. Wir können uns kaum vorstellen, daß das Volk dadurch in größeren Notstand geraten wäre als bei den Geschäftskrisen, welche nach Ansicht Ihrer Zeitgenossen alle sieben Jahre unvermeidlich wiederkehren mußten, und die gegen das Ende der alten Ordnung unausgesetzt fortdauerten."

Die Arbeitslosen.

„Ihre Frage erinnert mich indessen an einen andern Punkt, den ich vergessen habe zu erwähnen," fuhr der Doktor fort. „Ich muß Ihnen doch erklären, auf welche Weise man den Arbeitslosen Beschäftigung verschafft hat, bis der Staatsbetrieb in der Industrie vollständig eingeführt war. Das Gewinnsystem Ihrer Zeitgenossen hatte die sogenannte Klasse der Brotlosen erzeugt, welche immer anwuchs und während der Umsturzperiode nach Millionen zählte. Einerseits erleichterte diese Lage der Dinge die revolutionäre Propaganda, weil sie den anschaulichsten Beweis für die Unfähigkeit des Privatkapitalismus lieferte, das Problem der Volksernährung zu lösen. Andrerseits wurde dadurch der Einfluß, den die Arbeitgeber auf ihre Angestellten und die Arbeitsuchenden ausübten, wesentlich gestärkt. Durch die Furcht, ihre Beschäftigung zu verlieren, oder die Hoffnung, eine Stelle zu erhalten, wurden die Arbeiter wie Wachs in den Händen der Arbeitgeber. Bei den Wahlen zum Beispiel gaben sie ihre Stimmen ab, wie es ihnen vorgeschrieben wurde. Eine Wahl nach der andern ward auf diese Weise von den Kapitalisten entschieden, welche es in ihrer Gewalt hatten, den Arbeiter zu zwingen, gegen seine Ueberzeugung zu stimmen.

„Bei dieser Sachlage sah sich die Umsturzpartei genötigt, den Leuten wenigstens vorläufig Beschäftigung zu verschaffen, um sie in den Stand zu setzen, zu Gunsten ihrer eignen Befreiung zu stimmen; auch mußte sie den Lohnarbeitern ihren Lebensunterhalt sichern, wenn sie bei den Privatkapitalisten keine Stelle fanden.

„Als die Umsturzpartei zur Macht gelangte, wurden in den Staaten der Union verschiedene Methoden angewendet, um dieser schwierigen Lage zu begegnen. Die Leute samt und sonders ohne Unterschied bei den öffentlichen Arbeiten anzustellen, wie die Regierung früher in ähnlichen Notfällen zu thun pflegte, das paßte nicht mehr in die neuen Verhältnisse. Eine einsichtsvollere Methode war erforderlich und auch bald gefunden. Gewöhnlich sicherte der Staat jedem Bürger, der darauf antrug, die Mittel zum Lebensunterhalt als Lohn für seine Arbeit. Mit dem Erwerb aller, die sich an der

Arbeit beteiligten, wurden Lebensbedarf und Wohnung für sie beschafft. Die überflüssigen Produkte verkaufte man zu Marktpreisen und fand ein besonderes Absatzgebiet in den Staatsgefängnissen, sowie den Kranken- und Waisenhäusern. Für den Erlös wurden dann das nötige Rohmaterial und die Einfuhrartikel angeschafft. Dieses System, durch welches der Staat die sonst Arbeitslosen in den Stand setzte, gegenseitig für ihren Unterhalt zu sorgen, während er sich selbst nur die Einrichtung und Oberaufsicht vorbehielt, kam während der Uebergangsperiode in sehr ausgedehnten Gebrauch und spielte eine wichtige Rolle bei der Vorbereitung des Volks für die neue Ordnung, zu der es gewissermaßen das Vorspiel bildete.

„Da der ganze Kostenüberschuß unter die Arbeiter verteilt wurde, so erfreuten sie sich an Orten, wo der Industriedienst schon ziemlich ausgebildet war, eines viel besseren Unterhalts als in jeder Privatanstellung und hatten daneben noch ein Gefühl der Sicherheit, das ihren Genuß unendlich erhöhte. Des Arbeitgebers Macht war gebrochen; er konnte seine Untergebenen nicht mehr durch die Drohung der Dienstentlassung schrecken, sobald die kooperative Arbeit begann. Als dann später der Staatsbetrieb fertig ausgebildet war, ging die frühere Organisation naturgemäß darin auf."

Die Frauen.

„Wie stand es denn um die Frauen?" fragte ich. „Haben sie wirklich von Anfang an, wenn sie körperlich gesund waren, ihre Stelle beim öffentlichen Industriedienst gleich den Männern eingenommen?"

„Wo die Frauen schon ausreichend im Haushalt und der eignen Familie beschäftigt waren," erwiderte der Doktor, „nahm man an, daß sie dadurch dem allgemeinen Wohl genugsam dienten, bis bei der neuen gemeinsamen Haushaltung die Notwendigkeit besondrer Küchen und andrer umständlicher häuslicher Einrichtungen für jede einzelne Familie fortfiel. Im übrigen aber traten die Frauen — unter Berücksichtigung von Ausnahmefällen — mit den Männern als gleichwertig in den Industriestaat ein. Wäre der Umsturz hundert Jahre früher erfolgt, als die Frauen noch keinen andern Beruf kannten außer der Hausarbeit, so hätte das wohl befremdlich erscheinen können; aber zu jener Zeit hatte sich die Frau schon eine Stellung in der Geschäftswelt erobert, und als die Umwälzung erfolgte, gab es fast keine unverheiratete Frau, die nicht ihre regelmäßige Beschäftigung außerhalb des Hauses hatte, wenn sie nicht zu der Klasse der reichen Müßiggängerinnen gehörte. Als die neue Ordnung die Thatsache anerkannte, daß die Frauen ebenso berechtigt und verpflichtet zum öffentlichen Dienst seien wie die Männer, bestätigte sie den Arbeiterinnen nur die Unabhängigkeit, welche sie bereits gewonnen hatten."

„Aber wie stand es um die verheirateten Frauen?"

„Zu gewissen, oft beträchtlich langen Zeiten waren Mütter und verheiratete Frauen gänzlich von aller Teilnahme an öffentlichen Pflichten befreit. Im übrigen aber war durchaus kein Grund vorhanden, warum die verheiratete Frau ein zurückgezogeneres und nutzloseres Leben führen sollte als der Mann. Bei der neuen Gesellschaftsordnung bestanden die Frauen selbst — mehr noch als die Männer — darauf, daß sie an den Pflichten und Rechten des Bürgertums ihren vollständigen Anteil erhielten. Die Männer würden es nicht von ihnen verlangt haben. Um dies zu verstehen, muß man bedenken, daß gleichzeitig mit der Umsturzbewegung das Verlangen nach größerer Freiheit im Leben der Frau, nach Erweiterung ihres Wirkungskreises, nach ihrer Gleichstellung mit dem Manne hervorgetreten war. Die verheirateten sowohl wie die unverheirateten Frauen waren es müde geworden, immer beiseite geschoben zu werden, und hatten sich gegen das Uebergewicht der Männer empört. Wäre bei dem Umsturz nicht die Gleichheit und Genossenschaft der Geschlechter eingeführt worden, die sich die Frauen schon fast selbst erkämpft hatten, so würden die Männer nicht auf ihre Unterstützung haben rechnen können."

„Aber wie wurde es mit der Sorge für die Kinder, für den Haushalt und dergleichen?"

„Glauben Sie, man hätte sich nicht darauf verlassen können, daß die Mütter die Wohlfahrt ihrer Kinder überwachen würden? Ihre Obliegenheiten im öffentlichen Dienst hinderten sie daran gewiß nicht. Die Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind verbietet der Frau aber keineswegs für alle Zeiten die Ausübung ihrer sozialen Pflichten. Das war auch in Ihren Tagen nicht der Fall, wenn die Frauen wohlhabend genug waren, um sich die nötige Hilfe zu verschaffen. Daß die unbemittelten Frauen, sobald sie Kinder hatten, ihr unabhängiges Dasein und eignes Leben aufgeben mußten, war nur ein Zeichen von der Unvollkommenheit Ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen und keineswegs eine natürliche oder moralische Notwendigkeit. Was aber die Sorgen für die Hauswirtschaft betrifft, so nahmen diese sehr bald ein Ende. Als der gemeinsame Haushalt mit seinen mannigfaltigen Abteilungen und Zweigen des öffentlichen Dienstes eingerichtet worden war, mußte die frühere Hausfrau durchaus einen andern Beruf finden, wollte sie nicht müßig gehen."

Die Wohnungsfrage.

„Da wir vom Haushalt sprechen — wie wurde es denn in betreff der Häuser gehalten?" fragte ich.

„Wie bestimmte man, wer die guten und wer die dürftigen Wohnungen haben sollte?"

„Für die große Anzahl derer, die schlecht untergebracht waren, bessere Wohnungen zu bauen, war eine der ersten und größten Aufgaben der Nation," erwiderte der Doktor. „Aber dazu brauchte man Zeit. Inzwischen wurden alle bewohnbaren Häuser, je nach Umfang und Annehmlichkeit, abgeschätzt. Wer in seinem früheren Quartier bleiben wollte, hatte die Miete aus seinem neuen Einkommen als Bürger zu entrichten. Für ein bescheidenes Haus war die Miete sehr gering, aber für eine allzugroße Wohnung war sie so hoch, daß niemand sie zahlen konnte. Man hätte ja auch einen Palast der Millionäre, zum Beispiel, ohne ein Heer von Dienstboten gar nicht bewohnen können, und wo sollte man diese hernehmen? Die großen Gebäude mußten daher als Hotels, Mietshäuser oder für öffentliche Zwecke Verwendung finden. Nur wenige scheinen ihre Wohnung gewechselt zu haben, ausgenommen die ganz armen Leute, deren Häuser überhaupt unbewohnbar waren, und die sehr reichen, die unter den neuen Verhältnissen keinen Gebrauch von ihren früheren Wohnsitzen machen konnten."

Die völlige Durchführung der wirtschaftlichen Gleichheit.

„Ein Punkt ist mir nicht ganz klar," sagte ich. „In welchem Augenblick konnte denn der Staat die Garantie für den Unterhalt aller Bürger übernehmen?"

„Ich glaube, die Nation hat die Versorgung des ganzen Volkes übernommen, als der letzte Rest des Privatkapitalismus zusammenbrach," erwiderte der Doktor. „Bis dahin mußte der öffentliche Dienst noch mit Hilfe von Lohn und Gehalt geregelt werden. Nur auf diesem Wege konnte der Plan einer Verstaatlichung der Industrie allmählich Eingang finden, denn der größte Teil aller Geschäfte befand sich noch in den Händen der Kapitalisten, und das neue System mußte sich in vieler Beziehung an Bestehendes anlehnen. Das industrielle Arbeiterheer wuchs in der Uebergangszeit mit so rasender Schnelligkeit von Woche zu Woche, daß es ganz unmöglich gewesen wäre, einen Maßstab zu finden, nach dem die gleiche Verteilung hätte erfolgen können; schon nach vierzehn Tagen waren alle Verhältnisse verändert. Um aber die Arbeiter an gleiche Teilung zu gewöhnen, hatte die Regierung, soweit es anging, einen bestimmten Lohn für alle im öffentlichen Dienst stehenden festgestellt. Da durch die Abschaffung des Profits alles billiger geworden war, konnte sie diese Neuerung einführen, ohne das Einkommen irgend eines Angestellten herabzusetzen.

„Nehmen wir zum Beispiel zwei Arbeiter, von denen der erste täglich zwei Dollars und der zweite anderthalb Dollars erhielt. Wegen der niedrigen Preise in den öffentlichen Kaufhäusern hätten sie für ihren Lohn zweimal so viel kaufen können als früher. Statt daß man nun diesen höhern Wert sich multiplizieren ließ, so daß der ursprüngliche Unterschied in den Einnahmen der beiden Arbeiter sich verdoppeln mußte, gab man beiden die gleiche Zulage. Sie bekamen beide mehr, aber der Unterschied zwischen ihren Löhnen war geringer geworden. Der, welcher früher mehr Geld erworben hatte, durfte sich auch nicht über Ungerechtigkeit beklagen, denn er verdankte die Zulage nicht seiner eignen Anstrengung, sondern der neuen Organisation, die ihm nur dasselbe schuldete wie seinen Gefährten. Als nun die Nation so weit fortgeschritten war, daß die gleiche Teilung vorgenommen werden konnte, hielten sich die Löhne schon so ziemlich auf derselben Höhe. Was aber die großen Einnahmen einzelner Beamten betraf, die zu dem Lohn des Arbeiters in gar keinem Verhältnis standen, so wurden sie gleich im Anfang des nationalen Regiments unerbittlich verkürzt.

„Die größte Neuerung bestand aber nicht in einer Ausgleichung der Löhne, sondern darin, daß die ganze Bevölkerung — die Thätigen sowohl als die Alten und Untüchtigen — den gleichen Anteil an der Produktion des Landes haben sollte. In der Uebergangsperiode hatte die Regierung gezwungenermaßen ebenso gehandelt wie die Kapitalisten, das heißt, sie hatte sich die tüchtigsten Arbeiter ausgesucht und sich um die Frauen, die Kinder, die Alten, Gebrechlichen, Verkrüppelten und Kranken gar nicht gekümmert. Sobald die Nation aber alle wirtschaftlichen Hilfsquellen des ganzen Landes zu ihrer Verfügung hatte, verteilte sie dieselben nach dem Grundsatz, daß alle menschlichen Wesen ein gleiches Anrecht auf Leben, Freiheit und Glück hätten, daß es daher die Aufgabe der Regierung sei, dem Volke diese Güter zu verschaffen und zu erhalten. Zwar hatte schon die Unabhängigkeitserklärung dies Prinzip verkündet, aber es war niemals zur Wahrheit geworden; die Republik hatte es bisher stets verleugnet. Jetzt wurden alle Erwachsenen, die der Nation nützliche Dienste leisten konnten, veranlaßt, zu arbeiten, wenn sie die Vorteile des neuen Wirtschaftssystems genießen wollten; aber auch die, welche der Gesamtheit nicht dienen konnten, erhielten den gleichen Teil von den Produkten der Nation wie jeder andre. Auch für die Bedürfnisse der Kinder wurde gesorgt, so daß ihre Interessen nicht mehr durch Vernachlässigung oder die Launen selbstsüchtiger Eltern gefährdet werden konnten.

„Die erste Folge dieser Maßregel war natürlich die, daß alle beschäftigten Arbeiter ein geringeres Einkommen bezogen als zu der Zeit, da sie allein die Vorteile der neuen Ordnung genießen durften.

Aber wenn sie, wie guten Menschen geziemt, ihren Lohn früher mit denen geteilt hatten, die auf ihren Beistand angewiesen waren, dann blieb ihnen jetzt zum persönlichen Gebrauch noch reichlich ebensoviel, wie sie damals für sich ausgeben durften. Nur die alleinstehenden Arbeiter und diejenigen, welche die Pflichten gegen ihre Angehörigen vernachlässigt hatten, befanden sich jetzt im Nachteil — aber das hatten sie auch verdient. Uebrigens verlor diese Frage sehr schnell alle Bedeutung. Sobald die neue Wirtschaftsordnung vollständig im Gange war, beschäftigte sich jeder mit der Verwendung seines eignen Anteils und hatte keine Zeit, über den der andern nachzudenken. Natürlich hat die Einführung der wirtschaftlichen Gleichheit aller Bürger auch dem Dienstbotenverhältnis ein Ende gemacht — wenn dasselbe überhaupt bis dahin noch bestanden hatte; denn wenn jemand einen Dienstboten halten wollte, hätte er ihm ebensoviel bezahlen müssen, wie er im öffentlichen Dienst bekam, und das wäre genau so viel gewesen, wie der vermeintliche Arbeitgeber selbst einnahm — er hätte gar nichts übrig behalten."

Die Abrechnung mit den Kapitalisten.

„Nun erklären Sie mir noch eins," sagte ich. „Als die Nation schließlich alles Land, alles Kapital und den ganzen Verwaltungsmechanismus für immer in Besitz nahm, wird wohl eine Art Schlußrechnung stattgefunden haben. Das Volk mußte sich doch mit den Kapitalisten, deren Eigentum verstaatlicht wurde, auseinandersetzen. Wie ging das vor sich? Was für Bestimmungen wurden getroffen?"

„Das Volk verzichtete auf eine Abrechnung mit seinen Feinden," erwiderte der Doktor. „Guillotine, Galgen und Pelotonfeuer haben bei dem Schlußakt dieser großen ‚Revolution' keine Rolle gespielt. Allerdings hat man im Anfang prophezeit, das Volk werde in der Stunde seines Triumphes strenge Rechenschaft fordern für alle seine Leiden; als aber diese Stunde kam, da flammte in den Herzen der Menschen die Begeisterung so mächtig auf, daß sie allen Haß und alle Rachsucht verzehrte. Nein, niemand verlangte eine Abrechnung — das Volk hat alles vergeben!"

„Doktor," sagte ich, „Sie haben meine Frage zur Genüge, ja ich möchte sagen mehr als genügend beantwortet; aber ihren Sinn haben Sie doch falsch verstanden. Sie dürfen nicht vergessen, daß meine Begriffe und meine Moral noch die eines gewöhnlichen Kapitalisten aus dem Jahre 1887 sind. Ich wollte eigentlich fragen, welche Entschädigung denn die Kapitalisten für ihr Eigentum erhalten haben, als es verstaatlicht wurde? Vom Standpunkt des zwanzigsten Jahrhunderts scheint es allerdings, als ob das Volk bei dieser Abrechnung noch etwas zu fordern gehabt hätte."

„Ich habe mir eingebildet, daß ich den Unterschied zwischen Ihren Anschauungen und den unsrigen immer im Auge behalten könnte," erwiderte der Doktor; „aber diesmal sehe ich ein, daß ich aus der Rolle gefallen bin. Wenn wir an die Umwälzung zurückdenken, erscheint uns immer die Großmut des triumphierenden Volkes, welches seinen früheren Unterdrückern die Strafe erließ, als einer der strahlendsten Züge im Bilde der damaligen Zeit.

„Wenn der Privatkapitalismus recht hatte, dann war die Revolution im Unrecht; wenn aber die Revolution recht hatte, dann war das Unrecht der Kapitalisten größer als irgend eine andre Schuld auf Erden. Sie mußten dem Volk, das sie so lange geknechtet hatten, Genugthuung leisten; es durfte ihnen ohne Entschädigung die Machtmittel entziehen, die sie so schändlich mißbrauchten. Wenn das Volk sich bereit gezeigt hatte, seine Freiheit der früheren Tyrannei abzukaufen, dann hätte es die Berechtigung seiner Sklaverei anerkannt. Sklaven, die sich empören, bezahlen ihren Peinigern nicht die Ketten, welche sie zerrissen haben; die einstigen Herren sind sehr froh, wenn sie mit dem Leben davonkommen. Es war ein Glück für die Kapitalisten, daß damals keiner den Vorschlag machte, mit ihnen abzurechnen — sie wären schlecht dabei gefahren. Auf ihre Frage: ‚Wer bezahlt die Güter, welche das Volk uns genommen hat?' würde die Antwort gelautet haben: ‚Wer entschädigt das Volk für alles, was ihr ihm genommen habt? Ungezählte Generationen sind durch euch des Lebens und der Freiheit, des Lichts und der Freude beraubt worden.' Diese Rechnung wäre so groß gewesen und hätte so weit zurückgereicht, daß die Schuldner gern auf eine Berichtigung derselben verzichteten. Durch Betrug hatte man dem Volk sein Erbe und die Frucht seiner Arbeit entzogen, und es nahm nur das Seine zurück, als es von der Erde und ihren Erzeugnissen, von den Werken menschlichen Fleißes und allen Erfindungen Besitz ergriff. Wenn der rechtmäßige Erbe kommt, mögen die ungerechten Haushalter, die ihn verdrängen wollten, froh sein, wenn er Gnade für Recht ergehen läßt.

„Der Gedanke, die Kapitalisten dafür zu entschädigen, daß ihre Tyrannei nun aufhören mußte, wäre nicht nur vom ethischen Standpunkt aus verkehrt gewesen — wie die Dinge lagen, konnte er gar nicht ausgeführt werden. Sobald man den Kapitalisten bei der Neuordnung einen Ersatz gab, der ihrem früheren Besitz einigermaßen entsprach, richtete man den Privatkapitalismus noch vor seinem gänzlichen Zusammenbruch von neuem auf — die ‚Revolution' wäre mitten im Siege geschlagen und verspottet worden.

„Sie sehen, daß diese größte und letzte aller Revolutionen sich von ihren Vorgängerinnen dadurch

unterschied, daß sie reinen Tisch machte. Bei allen sonstigen Umwälzungen war es möglich gewesen, die Bürger auf irgend eine Weise zu entschädigen, wenn die Regierung ihre Güter einzog oder zu öffentlichen Zwecken verwendete. Die früheren wirtschaftlichen Vorteile der Betroffenen bestanden weiter, wenn auch in andrer Form. Wurde zum Beispiel Landbesitz konfisciert, so konnte man ihn mit Geld bezahlen, und ebenso konnte man den Besitz an Menschenmaterial ersetzen, als die Sklaverei abgeschafft wurde. Das Privilegium der Besitzenden war nicht ganz vernichtet, sondern gewissermaßen in andre Werte umgesetzt worden. Aber der große Umsturz, dessen Aufgabe es war, jedes Vorrecht, jede Herrschaft und jede Ungleichheit unter den Menschen für immer zu zerstören, mußte dem Kapitalismus die Möglichkeit abschneiden, in irgend einer Form seine Uebermacht neu zu begründen. Alle Formen, unter denen in vergangenen Zeiten Menschen ihre Mitbrüder geknechtet hatten, waren durch die früheren Revolutionen eine nach der andern zerbrochen worden und zuletzt nur noch die wirtschaftliche Ueberlegenheit übrig geblieben. Als auch dieses letzte Bollwerk der eigennützigen Herrschsucht gefallen war, hatte sie keine Zuflucht mehr auf Erden. Die ‚Revolution‘ riß ihr die Maske vom Gesicht, und ihre Häßlichkeit ward am Licht der Sonne offenbar."

„Jetzt haben Sie mich über die Abrechnung des Volks mit den Kapitalisten gründlich aufgeklärt," sagte ich. „Aber nicht wahr, als zuerst die Nationalverwaltung der öffentlichen Einrichtungen, wie Gas- und Wasserleitung, Eisenbahnen und Telegraphen, an Stelle der Verwaltung durch die Kapitalisten trat, ist man doch nach einer Art Entschädigungstheorie vorgegangen? Wahrscheinlich verlangte das die öffentliche Meinung, denn damals hatte man sich das Programm der ‚Revolution‘ noch nicht ganz zu eigen gemacht. Wie lange hat das wohl gedauert?"

„Sehen Sie, lieber Julian," erwiderte der Doktor, „je mehr sich die Erkenntnis verbreitete, daß die wirtschaftliche Gleichheit nahe bevorstand, desto lächerlicher erschien es den Leuten, die Kapitalisten mit Geld abzufinden, das doch in kürzester Zeit allen Wert verlieren mußte. So ließ man die Idee fallen, ihnen die öffentlichen Einrichtungen, von denen Sie sprachen, abzukaufen, und versuchte statt dessen, sie während der Uebergangsperiode vor zu großem Ungemach zu schützen. Im ersten Stadium des Umschwungs bezahlte das Volk alle Geschäfte, deren Führung es übernahm, mit Geld oder Schuldscheinen, und zwar zu Preisen, welche für die Kapitalisten sehr vorteilhaft waren. Was die größeren Betriebe anlangt, wie Eisenbahnen und Bergwerke, welche die Nation erst später übernahm, so wurde dabei anders verfahren. Die öffentliche Meinung war damals schon genügend herangereift. Jeder konnte mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussehen, daß das revolutionäre Programm durchdringen müsse, und dann wurde das Geld in jeder Form ebenso wie alle Schuldverschreibungen zu wertlosem Trödel. Natürlich lag bei solchen Aussichten den Kapitalisten auch nichts mehr daran, diese Münzen und Obligationen zu erhalten, das Volk aber hatte keine Lust, die Staatsschuld um fünf oder sechs Billionen zu vermehren, denn so viel wäre nötig gewesen, um alles aufzukaufen. Die Eisenbahnen und Bergwerke verblieben also den bisherigen Eigentümern. Man hatte sich ja nur über ihre schlechte Verwaltung beklagt, und das empörte Volk verlangte die Verstaatlichung des Betriebes. So wurde der Betrieb verstaatlicht, und die Eigentumsverhältnisse blieben unverändert.

„Das heißt, die Regierung übernahm aus volkswirtschaftlichen Gründen, und um unerträgliche Uebelstände abzuschaffen, die ausschließliche und dauernde Verwaltung aller Eisenbahnlinien. Der Gewinn, den sie erzielten, wurde bis zu einem bestimmten Prozentsatz unter die Aktionäre verteilt. Diese Maßregeln erfüllten den doppelten Zweck, sowohl das Volk als die Aktionäre von den Erpressungen und der Mißwirtschaft der früheren Privatunternehmer zu befreien; auch trat auf diese Weise eine Million Bahnbeamte in den öffentlichen Dienst und genoß seine Wohlthaten, so daß es ganz ebensogut war, als hätte man die Eisenbahnen den Kapitalisten regelrecht abgekauft. Derselbe Plan wurde bei den Kohlengruben und andern Bergwerken befolgt, und diese Verbindung von Privatbesitz mit Volksverwaltung bestand so lange, bis die Vollendung der Umwälzung die Verstaatlichung alles Kapitals durch einmalige Verordnung herbeiführte.

„In ihrem Verhalten gegen die Besitzenden ging die ‚Revolution‘ von dem Grundsatz aus, daß zwar die Güterverteilung bisher durchaus ungerecht gewesen sei, und daß die früheren Besitzansprüche keine moralische Gültigkeit hätten, daß aber die gesetzlichen Rechte der Eigentümer berücksichtigt werden sollten, solange nicht ein ganz neues, alles umfassendes System eingeführt sei. Wenn die Kapitalisten im öffentlichen Interesse ihren Besitz hergeben mußten, wollte man sie wenigstens vor Not und Mangel schützen. Der Lebensunterhalt aus Privatmitteln sollte ihnen nicht entzogen werden, bis die Versorgung aller Bürger durch die Nation in Kraft getreten war. Die Revolutionäre scheinen dies Prinzip auf sehr logische, scharfsinnige und bestimmte Weise durchgeführt zu haben. So schlecht die alten Eigentumsrechte auch begründet waren, sie wurden nicht zügellos mit Aufruhr und Plünderung über den Haufen geworfen. Das Volk stellte sich unter ein logisches

und strenges, aber auch gerechtes Gesetz. Nie ist in den Glanzzeiten des Kapitalismus der Diebstahl schärfer verurteilt worden als am Vorabend der Einführung des neuen Systems."

„Lassen Sie mich noch einmal alles zusammenfassen," sagte ich. „Es erging den Reichen bei dem Uebergang aus der alten in die neue Ordnung ebenso wie beim Uebergang aus dieser Welt in die jenseitige — sie mußten ihre Reichtümer hinter sich lassen."

„Ein sehr guter Vergleich," rief der Doktor lachend, „aber er paßt doch nicht ganz. Die Bibel erzählt, daß es dem reichen Manne sehr schlecht erging, als er in die andre Welt kam; aber bei uns war das neue Wirtschaftssystem kaum sechs Jahre in Thätigkeit, da gab es keinen Ex-Millionär, der nicht zugegeben hätte, daß sein Leben jetzt viel schöner und menschenwürdiger sei als früher."

„Ist die neue Ordnung denn so schnell in Gang gekommen?" fragte ich.

„Natürlich war sie erst nach Jahren so ausgebildet wie heutzutage. Das Personal ist bei der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit einer Gesellschaft immer der Hauptfaktor. Erst nachdem eine Generation in der neuen Ordnung geboren und herangewachsen war — unter den denkbar günstigsten Erziehungsverhältnissen —, konnte das System seine Vortrefflichkeit bewähren. Als die nationale Regierung das ganze Volk zum öffentlichen Dienst berufen und allen dafür den gleichen Anteil an der Produktion versprochen hatte, da dauerte es kaum ein paar Jahre, bis die Welt mit Staunen die Früchte des neuen Wirtschaftssystems bewundern konnte. Durch die größere Billigkeit und bessere Beschaffenheit der Waren in den Kaufhäusern, welche die Regierung bereits übernommen hatte, bekam das Volk einen Begriff davon, welche Vorteile die Abschaffung des Profits, selbst unter einem Lohnsystem, mit sich bringen könne; aber erst als das ganze Wirtschaftssystem verstaatlicht war, und alle zum allgemeinen Besten zusammenwirkten, konnte die Gesamtproduktion geschätzt und alles gleichmäßig verteilt werden. Auf diese wunderbare Leistung der Wirtschaftsmaschine war das Volk nicht vorbereitet. Es hatte alle Versprechungen für übertrieben gehalten; jetzt sahen die Menschen, wie der Wohlstand wuchs, und beschuldigten die Reformatoren im Gegenteil, ihnen die Wahrheit verheimlicht zu haben. Und doch hätte jeder dies Ergebnis voraussehen können, sobald er sich die Mühe gab, die ökonomische Wirkung der beiden Systeme zu berechnen. Die großen Erfindungen des letzten Jahrhunderts hätten ja schon längst den Reichtum der Nation ungemein vergrößern müssen, wenn das Gewinnsystem nicht gewesen wäre; nun aber wurde die lange verschobene, aber überreiche Ernte endlich eingeheimst.

„Unter der Herrschaft des Gewinnsystems hatte man die Produktion zurückhalten müssen, jetzt wußte das Volk nicht, wie es genug produzieren sollte. Die geringe Nachfrage hatte das Angebot beschränkt; jetzt galt es, einen schrankenlosen Bedarf zu decken. Unter dem Kapitalismus war die Nachfrage ein Zwerg gewesen, und zwar ein lahmer Zwerg, und doch hatte dieser Krüppel dem Riesen Produktion den Schritt angegeben. Jetzt, bei dem Zusammenwirken der ganzen Nation, waren dem Zwerge Flügel gewachsen, und die Sandalen des Merkur beschwingten seine Füße. Nun mußte der Riese alle seine Kräfte zusammennehmen und seine Muskeln von Stahl und Eisen scharf anspannen, wenn er dem Zwerge folgen wollte, der vor ihm herflog.

„Es würde Ihnen schwer werden, sich einen Begriff davon zu machen, welche ungeheure Energie jetzt auf industriellem Gebiet entfesselt ward, wie die verjüngte Nation sich am Morgen der Umwälzung mit Begeisterung der Aufgabe widmete, das Wohlergehen aller Klassen auf ein so hohes Niveau zu bringen, daß selbst der frühere Reiche, der das allgemeine Los teilte, nichts zu entbehren brauchte. Etwas Aehnliches wie die titanischen Anstrengungen, welche ein solches Ergebnis erzielten, ist in der Geschichte noch nicht dagewesen, und wer weiß, ob je wieder ein so großes Werk vollbracht werden wird. In früheren Zeiten hatte man nicht Arbeit genug für das Volk gehabt. Millionen Menschen, Reiche und Arme, die einen aus Bequemlichkeit, die andern gezwungenermaßen, hatten ihr Leben lang nichts gethan, und außerdem wurde noch die Hälfte aller Arbeit auf Reklame und Luxusgegenstände verschwendet, um der Nachfrage einer kleinen Anzahl entgegenzukommen, während die dringenden Lebensbedürfnisse der großen Masse unbefriedigt blieben. Es schien, als wollte man die Not des Volkes verhöhnen, so viele unnütze Maschinen, so viel unproduktives Land, so viel totes Kapital aller Art war noch vorhanden. Jetzt auf einmal waren nicht Hände genug im Land, um alle Arbeit zu thun, nicht Räder genug in den Werkstätten, nicht Kraft genug im Dampf und der Elektricität, der Tag hatte nicht Stunden genug, und in der Woche waren zu wenige Tage, um die große Aufgabe zu erfüllen, dem ganzen Volk ein behagliches Dasein zu verschaffen. Erst wenn für alle genug da war, wenn alle eine gute Wohnung, gute Nahrung und gute Kleider hatten, durfte sich auch der einzelne dieser Güter erfreuen. So wollte es die neue Ordnung der Dinge.

„Man sagt, daß im ersten Jahr nach der Einführung des neuen Wirtschaftssystems die Gesamtproduktion des Landes sich verdreifachte, und daß sie im zweiten doppelt so groß war wie im ersten, und doch wurde alles bis auf den letzten Rest verbraucht.

„Natürlich war in den ersten Jahren die Verbesserung der materiellen Lage der Nation das, was am meisten in die Augen fiel; sehr bald machte sich aber auch eine große Veredlung der Sitten, eine zunehmende Herzlichkeit im Verkehr deutlich bemerkbar. Bei der lebenden Generation konnten die ererbten Unterschiede, die sich in den Gewohnheiten, der Erziehung und Bildung der einzelnen Klassen kundthaten, nicht ganz verwischt werden; mehr oder weniger bildeten sie noch immer eine Schranke. Aber das Bewußtsein, daß die Basis dieser Schranke für immer verschwunden war, daß die Nachkommen der Hohen wie der Niedrigen nicht nur in wirtschaftlicher Gleichheit, sondern auch in geistiger, moralischer und gesellschaftlicher Gemeinschaft zusammen aufwachsen würden, scheint einen mächtigen Einfluß gehabt zu haben. Selbst die älteren Leute, die nicht mehr hoffen durften, die Früchte des Umschwungs ganz zu genießen, waren von einem Gefühl der Brüderlichkeit beseelt.

„Noch etwas andres verdient Erwähnung: Kaum hatte sich der allgemeine Wohlstand so erstaunlich gehoben, da konnten sich die Menschen fast nicht mehr erinnern, daß sie noch vor kurzer Zeit einen so maßlosen Wert auf geringe Unterschiede in Lohn und Gehalt gelegt hatten. Als das ganze Volk noch arm war und unter so großen Schwierigkeiten seinen Lebensunterhalt erkämpfen mußte, da machte es dem Arbeiter einen bedeutenden Unterschied, ob er fünfzig Cents oder einen Dollar mehr oder weniger bekam, so daß er sich eine wirtschaftliche Gleichheit, bei der es keinen großen und keinen kleinen Lohn mehr gab, gar nicht vorstellen konnte. Das war auch ganz natürlich. Wo die Menschen am Verhungern sind, streiten sie um eine Brotrinde; wenn sie aber beim Gastmahl sitzen, wo es Speise die Fülle giebt, fällt ihnen das nicht ein. So ging es auch in den Jahren nach der Umwälzung. Der Hunger war nicht mehr der Beweggrund zur Arbeit; der Neid und die Mißgunst des darbenden Volkes wurden nicht länger durch das Wohlleben der Reichen genährt. Jetzt waren die Lust am Schaffen, die Freude am Vollbringen und Wohlthun das treibende Motiv. Die Arbeit erschien in verklärtem Licht, und aus dem kriechenden Sklaven des neunzehnten Jahrhunderts war ein Held, ein Vorkämpfer der Menschenliebe geworden."

XXXVIII.

Das Buch der Blinden.

Jeder, der diese Blätter liest, wird höchst wahrscheinlich denken, ich hätte mich während der Tage, von denen ich hier berichte, vollständig in das Studium der neuen Nationalökonomie und Sozialwissenschaft vertieft, welches ich unter Doktor Leetes Leitung betrieb. Das ist jedoch ein großer Irrtum. Wieviel Anziehendes und Staunenerregendes mir diese Beschäftigung auch bot, sie hatte doch nur ein prosaisches Interesse für mich, im Vergleich mit einer gewissen alten Geschichte, welche seine Tochter und ich zusammen durchlebten. Ich habe mit Fleiß nur wenig davon gesprochen, denn es ist eine Sache, die jeder selber erfährt oder erfahren sollte. Der gute Doktor, der den gewöhnlichen Verlauf solcher Geschichten kannte, sah ohne Zweifel ein, daß die unsrige bald an einem Punkt ankommen mußte, wo sie meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und mich wenigstens eine Zeitlang für andre Dinge unempfänglich machen würde. Diese Erwägung hatte ihn wohl veranlaßt, unsre Gespräche so einzurichten, daß ich eine ausführliche und abgerundete Uebersicht der Institutionen in der neuen Welt erhielt, soweit dies die Größe des Gegenstandes und die Kürze der Frist zuließ. Nachdem er mir die Geschichte der Uebergangsperiode erzählt hatte, vergingen einige Tage, bevor wir wieder zu einer längeren Unterhaltung Zeit fanden, und die Wendung, welche er seiner Rede bei dieser Gelegenheit gab, schien mir anzudeuten, daß sie eine Art Schluß der Vorträge bilden sollte, die er mir bisher gehalten hatte.

Edith und ich waren an jenem Abend erst spät nach Hause gekommen, und als sie sich von mir getrennt hatte, begab ich mich in das Bibliothekzimmer, wo noch Licht brannte, ein Zeichen, daß ich den Doktor dort finden würde. Er war wirklich noch auf und blätterte in einem sehr alten, vergilbten Buche, dessen sonderbarer Titel mir gleich ins Auge fiel.

„‚Kenloes Buch der Blinden‘," rief ich, „wie merkwürdig das klingt!"

„Jawohl," sagte der Doktor, „aber der Titel ist nicht wunderlicher als das Werk selbst. Das ‚Buch der Blinden‘ ist fast hundert Jahre alt, da es unmittelbar nach dem Triumph der großen Umwälzung entstand. Alle Welt war damals glücklich, und das Volk zeigte sich in der Freude seines Herzens bereit, den erbitterten Widerstand zu vergeben und zu vergessen, durch welchen die Kapitalisten und die Männer der Wissenschaft die segensreiche Veränderung so lange gehindert hatten. Die Geistlichen, die Lehrer und Schriftsteller, welche gegen die neue Ordnung geeifert hatten, waren jetzt deren größte Lobredner geworden und hegten keinen sehnlicheren Wunsch, als daß man ihre früheren Aeußerungen vergessen möchte. Aber Kenloe, ein Mann von strengem Gerechtigkeitsgefühl, wollte das nicht zugeben. Mit großer Sorgfalt und unter genauer Angabe aller Namen, Daten und Orte unterzog er sich der Arbeit, eine Masse Auszüge aus den Reden, Büchern, Predigten und Zeitungen zu sammeln, in welchen die Anhänger des Privatkapitalismus dieses System verteidigten. Sie hatten während der langen Periode der Umsturzbewegung

die Verfechter der wirtschaftlichen Gleichheit unausgesetzt mit ihren Angriffen verfolgt, und Kenloe war entschlossen, diese blinden Führer, welche alles gethan hatten, was in ihrer Macht stand, um die Menschheit irre zu leiten, zur Strafe dafür vor der Nachwelt an den Pranger zu stellen. Er sah die Zeit kommen, da man es für ganz unglaublich halten würde, daß vernünftige Menschen und gelehrte Körperschaften sich jemals der Einführung der wirtschaftlichen Gleichheit widersetzt hatten, einer Maßregel, die doch einzig und allein die allgemeine Wohlfahrt bezweckte. Deshalb beschloß er, durch dieses Buch die Erinnerung an ihre Thorheit zu verewigen und ein unvergängliches Zeugnis gegen sie abzulegen. Jene Leute hätten die Vergangenheit so gern begraben, und es war sehr grausam, daß Kenloe ihnen diese wenig ehrenvolle Unsterblichkeit verlieh; man kann sich denken, wie sie ihn verwünscht haben müssen, als das Buch erschien. Aber es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie es reichlich verdient hatten, für alle Zeit erbarmungslos gebrandmarkt zu werden.

„Als mir neulich dieser alte Band im obersten Fach meines Bücherschrankes in die Hände fiel, kam mir der Gedanke, ob er nicht dazu dienen könne, Ihre Eindrücke über die große Umwälzung zu vervollständigen. Sie würden daraus auch die andre Seite der Frage kennen lernen und die Gründe hören, welche die Kapitalisten — Ihre eigne Gesellschaftsklasse — gegen die Einführung einer gleichen und allgemeinen Wohlfahrt vorzubringen hatten.“

Natürlich erregte das mein lebhaftestes Interesse, wie ich dem Doktor versicherte. Ich war jetzt schon ein so eingebürgerter Amerikaner des zwanzigsten Jahrhunderts, daß es mir höchst ergötzlich vorkam, mich an meinen Kapitalistenstandpunkt aus dem neunzehnten Jahrhundert erinnern zu lassen.

„Das dachte ich mir wohl,“ sagte der Doktor. „Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir heute abend Kenloes Buch zusammen durchgehen; ich habe mir zu dem Zweck einen Auszug aus seiner Sammlung gemacht, welcher die Haupteinwände enthält, die erhoben wurden. Vieles, worauf wir schon in unsern Gesprächen zu reden kamen, oder was mir weniger wichtig erschien, habe ich dabei natürlich ganz weggelassen.“

Als ich mich behaglich neben dem Doktor niedergesetzt hatte, fuhr er fort:

Von der Kanzel aus erhobene Einwände.

„Zu Ihrer Zeit hatten die Prediger die Führerrolle im Volke übernommen; so wollen wir denn mit gebührender Achtung zuerst den Haupteinwand in Betracht ziehen, der sich von der Kanzel aus gegen die wirtschaftliche Gleichheit aller erhob. Er klingt mehr wie eine Entschuldigung als wie ein Angriff. Einen solchen hätten Leute, die sich Christen nannten, auch kaum wagen dürfen, da das neue System nichts andres bezweckte, als das Gebot der Nächstenliebe zur Ausführung zu bringen.

„Die Geistlichen predigten, die Grundursache des gesellschaftlichen Elends sei die menschliche Sünde und Verderbtheit. Man könne unmöglich irgend eine große Verbesserung im Zustand der Menschen durch veränderte soziale Formen und Institutionen erzielen, wenn das Volk nicht in moralischer Beziehung einen entsprechenden Aufschwung nähme. Bis diese Wiedergeburt erfolgt sei, nütze es daher nichts, ein geläutertes soziales System einzuführen, weil das Ergebnis ein ebenso schlechtes sein würde, solange die Menschen selber sich nicht besserten und bekehrten.

„Es ist etwas Wahres an dieser Behauptung. Nur was man versteht und zu schätzen weiß, kann man sich auch zu nutze machen. Kein Gedanke und keine Einrichtung kann Frucht bringen, solange im Gemeinwesen die nötige Einsicht dafür fehlt.

„Andrerseits ist es aber nicht minder wahr, wie auch die Geistlichen sofort zugeben mußten, daß, wenn ein Volk erst in sittlicher und geistiger Beziehung so weit gebildet ist, um bessere Institutionen zu begreifen und zu würdigen, ihre Einführung die segensreichste Wirkung ausüben kann. Ein Beispiel hiervon sehen wir an der religiösen Freiheit und der Demokratie. Hätte man diese zu einer Zeit eingeführt, da die Menschen noch nicht reif genug waren, um ihr Wesen richtig aufzufassen, so wäre nichts Gutes daraus entstanden. Als aber die Welt in ihrer Entwicklung so weit gekommen war, um diese Gedanken in sich aufzunehmen, führte ihre Verwirklichung durch soziale Institutionen zu einem großen Fortschritt in der Zivilisation.

„Also: wenn das Volk noch zu unreif ist, nützen bessere Einrichtungen nichts; beginnt es aber ein Verständnis zu zeigen, so entsteht ein großer Verlust, wenn man die wünschenswerten Verbesserungen aufschieben oder der Welt vorenthalten will. Bei jeder einzuführenden Neuerung gilt es also, die Frage zu entscheiden, ob die für den Fortschritt notwendige Reife schon vorhanden ist, oder in welchem Zeitpunkt sie eintreten wird.

„Die Geschichte lehrt uns, daß es hierfür nur eine untrügliche Probe giebt, nämlich das dringende Verlangen nach der Aenderung, welches im Volke selbst entsteht. Als die Völker selbst anfingen, nach Religionsfreiheit und Gewissensfreiheit zu rufen, waren sie offenbar auch fähig, sie anzunehmen. Als die Nationen sich eifrig für eine Volksvertretung erklärten, war dies der beste Beweis, daß sie die geistige Reife dazu besaßen. Daraus folgte nicht etwa, daß sie nun sogleich den bestmöglichen Gebrauch von der neuen Institution machen würden; das konnte sie nur

die Erfahrung lehren und eine stetige Weiterentwicklung, zu der sie ohne die neue Einrichtung niemals gelangt wären. Hatte das Volk aber erst einmal diesen Punkt erreicht, dann wurde die alte Institution sofort unbrauchbar. Mochte die Neuerung auch anfänglich noch so viele Uebelstände mit sich bringen — die Menschheit verlangte danach, und wer sich ihr widersetzte, hemmte den Fortschritt.

„War denn nun aber am Ende des neunzehnten Jahrhunderts der Beweis geliefert, daß die Welt befähigt sein würde, die völlige Umwälzung zu ertragen und eine menschenfreundlichere Gesellschaftsordnung einzuführen? Ohne Zweifel; denn das Volk forderte sie mit einem Eifer und einer Ausdauer wie nie zuvor. Die Bewegung hatte sich der ganzen zivilisierten Welt bemächtigt und trat mit großer Kraft und Entschiedenheit auf. Diese Thatsache war so offenkundig, daß die Geistlichen, welche sich dem Verlangen des Volkes nach besseren Zuständen widersetzten, sich dadurch hätten warnen lassen sollen. Sie würden gut daran gethan haben, sich die Frage vorzulegen, ob sie nicht vielleicht gegen Gott selbst und seinen heiligen Willen kämpften. Den klarsten Beweis dafür, daß die Welt der alten Wirtschaftsordnung entwachsen war, lieferte der Schrei des Abscheus und Entsetzens, der sich gegen ihre grausame Willkürherrschaft erhob. Die Menschen hatten während dieser Periode in humaner und philanthropischer Beziehung solche Riesenfortschritte gemacht, sie hatten dem neuen Gedanken einer allgemeinen Bruderliebe und sozialen Gleichberechtigung mit solcher Begeisterung zugejubelt, daß sie dadurch aufs deutlichste kund thaten, sie seien reif genug, um wenigstens den Versuch zu machen, ihr soziales Leben auf eine höhere Stufe zu heben.

„Hätten die Geistlichen, die sich dem Umsturz widersetzten, dies aufrichtig aus dem Grunde gethan, daß die besseren Institutionen den Menschen nichts nützen könnten, wenn kein besserer Geist unter ihnen herrschte, so würde ihr Widerstand nicht lange gedauert haben. Sie hätten bei näherer Untersuchung der Stimmung im Volke bald einsehen müssen, daß dieser bessere Geist sich bereits in ganz ungewöhnlichem Grade bemerkbar machte, und folglich die Bedingungen schon erfüllt waren, von welchen allein sie sich einen Erfolg versprachen.

„Aber es mangelte ihnen zumeist leider an Aufrichtigkeit. Hätten sie an Christi Lehre festgehalten, daß der Mensch von neuem geboren werden könne, sofern er nur sein altes Leben haßt und von Herzen nach einem besseren verlangt, so würden sie den dringenden Wunsch des Volkes, von der Knechtschaft einer sündhaften Gesellschaftsordnung befreit zu werden und fortan in Liebe und Güte miteinander zu leben, aufs freudigste begrüßt haben. Statt dessen sagten sie dem Volke etwa folgendes: ‚Ihr klagt mit Recht, daß die heutige soziale und wirtschaftliche Ordnung sittlich höchst verwerflich und unchristlich ist, und daß die Menschen dabei an Seele und Leib zu Grunde gehen müssen. Trotzdem dürft ihr nicht daran denken, ein besseres System einzuführen, denn ihr seid noch nicht gut genug, um den Versuch zu machen, besser zu werden. Ihr müßt erst warten, bis ihr gerechter seid, ehe ihr beginnt, von der Sünde zu lassen. Ihr müßt fortfahren, zu stehlen und miteinander zu streiten, bis ihr zur Heiligung durchgedrungen seid.‘

„Was würde wohl die Geistlichkeit dazu sagen, wenn ein christlicher Prediger auf ähnliche Weise zu dem reuigen Sünder spräche, der ihm bekennt, daß er sein früheres Leben verabscheut und sich zu bekehren wünscht? Es giebt keine Worte, die stark genug sind, um das Verfahren der sogenannten Diener Christi zu verdammen, die in seinem Namen das Streben einer Welt tadelten und verspotteten, welche die ungerechte Gesellschaftsordnung nicht länger dulden wollte und nach einem Ausweg suchte, um zu besseren Zuständen zu gelangen."

Ein weiterer Einwand: die Lähmung der Thatkraft.

„Aber wir wollen den armen Geistlichen auch nicht unrecht thun," fuhr der Doktor fort, während er in Kenloes Buch blätterte; „sie waren weder unduldsamer noch verblendeter als andre Klassen von Berufsgelehrten, zum Beispiel als die Nationalökonomen. Diese behaupteten, es würde bei wirtschaftlicher Gleichheit und staatlicher Organisation der Arbeit an jeder Aufmunterung zu Fleiß und Thatkraft fehlen, so daß alle gedeihliche Thätigkeit aufhören müsse.

„Wir wollen diesen Einwand einmal näher ins Augen fassen: Unter dem alten System gab es zweierlei, was die Menschen zur Arbeit trieb. Lebten sie von der Hand in den Mund und durften nur hoffen, ihre karge Notdurft zu befriedigen, so war es der Druck der Armut. Gehörten sie schon zu den Besitzenden, so war es der unersättliche Wunsch, immer mehr Güter zu sammeln, der sie zu stets vermehrter Anstrengung spornte. Das neue System, welches allen ihren Unterhalt unter günstigen Bedingungen sicherte, schloß zwar jeden Druck der Not, jede Furcht vor Mangel aus, eröffnete aber auch keinem Menschen die Hoffnung, daß er wirtschaftlich besser gestellt sein werde als seine Nebenmenschen, mochte er sich abmühen, soviel er wollte. Da nun jeder mehr Wert auf seinen persönlichen Anteil legte als auf seine persönliche Leistung, so würde, meinte man, kein Arbeitseifer entstehen. Jeder würde möglichst wenig thun und sich mit dem Minimum von Anstrengung begnügen, welches das Gesetz verlangte. Die Gesamt-

heit könnte durch das System daher nicht zu wirtschaftlichem Wohlstand gelangen, sondern müßte sich mit dem notdürftigsten Lebensunterhalt begnügen."

„Das klingt nicht unwahrscheinlich," sagte ich; „einen solchen Einwand würde ich für sehr schlagend gehalten haben."

„Ihre Freunde, die Kapitalisten, waren derselben Ansicht, und doch enthält gerade diese Beweisführung das Bekenntnis einer wirtschaftlichen Einfältigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Bedenken Sie doch, Julian, was das heißen will, wenn man zugiebt, daß unter Ihrem Wirtschaftssystem die Massen des Volks niemals dem Druck der Not oder der Furcht vor Mangel entfliehen konnten! Der ärgste Feind des Privatkapitalismus hätte ja keine schlimmere Anklage dagegen erheben können. Wenn man eingestand, daß bei der alten Ordnung die Massen immer Hunger litten, war das der erdenklich stärkste Grund, um ohne Zögern wenigstens einen Versuch mit dem neuen System anzustellen. Schlimmeres ließ sich doch davon keinesfalls erwarten, als daß es einer fortdauernden Hungersnot bedurfte, um es im Gang zu erhalten."

„Will man die Sache von diesem Gesichtspunkt aus betrachten, so muß man ihnen allerdings unrecht geben," sagte ich. „Und doch kam mir das Bedenken zuerst sehr einleuchtend vor."

„Da die Güterproduktion zu Ihrer Zeit kein andres Ergebnis hatte als eine fortgesetzte Hungersnot," sagte der Doktor, „so kann der Trieb, sich ihr zu widmen, nicht sehr groß gewesen sein. Trotzdem priesen Ihre Nationalökonomen den Wunsch, reich zu werden, als ein vorzügliches Hilfsmittel in wirtschaftlicher Beziehung und widersetzten sich der Gleichheit hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie dies Verlangen ausschloß. Aber hatte denn das Streben des einzelnen, sich zu bereichern, einen wirklichen Wert? Diente es dazu, den Gesamtbesitz des Gemeinwesens zu vermehren? Die Antwort auf diese Frage ist sehr bedeutsam. Ein solches Streben hatte nur Wert, wenn es zu neuer Güterproduktion anregte. Setzten sich dagegen die Menschen bloß in den Besitz fertiger Produkte, welche ihren Mitmenschen gehörten, so änderte sich zwar die Güterverteilung, aber das Gesamtvermögen vergrößerte sich in keiner Weise; ja es verminderte sich noch durch den nutzlosen Kampf um das Eigentum. Ob nun diejenigen, welche die meisten Güter anhäuften, ihren Reichtum hauptsächlich durch neue Produktion erwarben oder dadurch, daß sie die Produkte andrer Leute in Besitz nahmen, sich die Früchte ihrer Anstrengungen zu nutze machten und ernteten, wo sie nicht gesät hatten, darüber, Julian, werden Sie am besten selber entscheiden können."

„Natürlich erwarben sie ihre Güter auf letztere Art," erwiderte ich. „Die Produktion ging nur langsam von statten und erforderte saure Arbeit. Große Reichtümer gewann man dabei nicht, das wußte alle Welt. Am leichtesten und sichersten konnte man reich werden, wenn man sich die Produkte andrer zueignete und ihre Unternehmungen benutzte. Wer klug und geschickt genug war, das zu thun, konnte große Schätze sammeln."

„Das habe ich gelesen," sagte der Doktor. „Der Wunsch, reich zu werden, trieb die Kapitalisten jedoch auch mehr oder weniger zu produktiver Thätigkeit, welche die Quelle alles Wohlstands ist. Aber solche Produktion um des Gewinns willen war wirtschaftlicher Untergang; wir haben das schon neulich im Examen der Volkswirtschaftsklasse gehört. Sie beschränkte die Konsumtionskraft eines Gemeinwesens auf einen Bruchteil seiner Produktionskraft, hinderte dadurch die Produktion selbst und zwang den größten Teil der Menschheit zu fortdauernder Armut. Was die Welt einbüßte, als sie das Jagen nach Erwerb und den Privatkapitalismus aufgab, war nur die allgemeine Armut und das Gewinnsystem. Wahrlich kein großer Schaden!

„Daß unter dem heutigen System niemand daran denkt, daß er je Mangel leiden könnte, will ich nicht bestreiten; aber wir halten die Furcht vor Entbehrung für einen ebenso schwachen wie grausamen Sporn zu produktiver Thätigkeit. Um des bloßen Erwerbs willen würden wir sie unter keiner Bedingung dulden. Sogar zu Ihrer Zeit wußten die Kapitalisten, daß der beste Arbeiter nicht der war, welcher von der Hand in den Mund lebte, sondern der, welcher sich so gut stand, daß keine unmittelbare Nahrungssorge sein Gemüt bedrückte. Selbstachtung und Freude an der eignen Leistung bildeten einen mächtigeren Antrieb als der Gedanke an den zu erwartenden Tagelohn. Und war das damals schon der Fall, um wie viel mehr heute! Arbeiteten zwei Männer nebeneinander für denselben Herrn, so mochte der eine noch so viel faulenzen und betrügen, der andre kümmerte sich nicht darum. Er hatte ja keinen Verlust dadurch, sondern der Arbeitgeber. Jetzt schaffen aber alle für den gemeinsamen Fonds, und wer Pfuscherarbeit macht oder die Zeit vertrödelt, schädigt alle seine Mitmenschen. Lieber würde man sich heutzutage am ersten besten Baum aufknüpfen, als für einen Müßiggänger zu gelten.

„Wer da glaubte, daß die wirtschaftliche Gleichheit der Thatkraft und dem Eifer der Menschen Abbruch thun würde, weil der einzelne keinen Lohn für seine persönlichen Leistungen bekommt, hat sich gründlich über die Wirkung des Systems getäuscht. Es wäre ganz lächerlich, anzunehmen, daß kein Wettstreit von Fleiß und Tüchtigkeit stattfinden kann, sobald die Bezahlung fortfällt. Im Gegenteil, einem jeden kommen seine Verdienste viel unmittelbarer und

gewisser zu gute als zu Ihrer Zeit, wenn auch nicht in klingender Münze. Wie Sie wissen, wird bei uns jede öffentliche und soziale Stellung und Führerschaft, sowie jede Staatsauszeichnung nach dem Wert der Dienste bemessen, die der einzelne für die Gesamtheit leistet. Durch dies System des Verdienstadels entsteht ein Wetteifer, der zu viel größeren Anstrengungen treibt als der frühere Lohnerwerb.

„Ihre Zeitgenossen scheinen in dem noch sehr kindischen Wahn befangen gewesen zu sein, daß es zu Fleiß und Tüchtigkeit auf jedem Felde hauptsächlich eines äußeren Sporns bedürfe, während es doch vor allem auf den inneren Trieb ankommt. Trägheit oder Thatkraft sind dem Menschen angeboren. Der eine wird nur das kleinste Maß von Arbeit verrichten, mag die Gelegenheit noch so günstig, das Ziel noch so verlockend sein. Der andre schafft sich die Gelegenheit selbst und steckt sich seine eignen Ziele; nur mit Gewalt kann man ihn verhindern, sein möglichstes zu thun. Wenn die Triebkraft nicht von Anbeginn im Menschen ist, nützen äußere Beweggründe wenig, und es giebt überhaupt keinen Ersatz dafür. Das Uhrwerk im Menschen muß gleich bei der Geburt aufgezogen sein; später läßt sich das nicht nachholen. Auch das beste Industriesystem kann zur Förderung des Fleißes nichts andres thun, als alle Bedingungen so einrichten, daß jedes Verdienst seinen gerechten und angemessenen Lohn findet. Dies gelingt unserm System vollkommen, während das Ihrige aller Gerechtigkeit und Billigkeit ermangelte. Die Unglücklichen, denen die Trägheit angeboren ist, kann auch unser System nicht durch einen Zauberschlag thatkräftig machen, aber es sorgt aufs bestimmteste dafür, daß jeder Mensch mit gesunden Gliedmaßen, welcher seinen wirtschaftlichen Unterhalt von der Nation empfängt, wenigstens das Minimum an Diensten leistet. Selbst der Trägste zahlt so viel, wie er kostet. Zu Ihrer Zeit dagegen mußte die Gesellschaft viele Millionen arbeitsfähiger Müßiggänger füttern, die sie als totes Gewicht mit sich schleppte. Auch von dieser Last ist die Welt durch die große Umwälzung befreit worden."

„Doktor," sagte ich, „gewiß hatten meine alten Freunde doch noch etwas Besseres vorzubringen. Lassen Sie uns zu andern Einwänden übergehen, die sie gemacht haben."

Die Besorgnis, daß die Gleichheit die Menschen völlig gleichartig machen würde.

„Ueber einen Punkt scheinen sie viel nachgedacht zu haben. Sie behaupteten, die wirtschaftliche Gleichheit werde die Verschiedenartigkeit der Menschen zerstören; alle würden über einen Kamm geschoren und das Leben so eintönig werden, daß die Leute sich vor Ueberdruß umbringen müßten, ehe noch vier Wochen vorüber wären. Dieser Einwand ist höchst charakteristisch für ein Zeitalter, welches Menschen und Dinge nur nach ihrem Geldwert beurteilte. Da einer nur so viel Geld als der andre haben sollte, nahm man von vornherein als selbstverständlich an, daß dadurch auch alle wesentlichen Unterschiede zwischen den Individuen verloren gingen. Diese Schlußfolgerung giebt einen deutlichen Begriff von der Lebensanschauung eines Geschlechts, das gewohnt war, von einem Manne zu sagen, er sei so und so viele Tausende, Hunderttausende oder Millionen Dollars ‚wert'! Solchen Leuten muß es natürlich vorkommen, als könnte man die Menschen überhaupt nicht mehr voneinander unterscheiden, wenn ihre Bankkontos alle gleich wären.

„Aber wir wollen nicht ungerecht gegen Ihre Zeitgenossen sein. Vielleicht würden die Verfechter dieses Einwands sich gekränkt fühlen, wenn man ihnen eine so niedrige Gesinnung zutraute. Nach Kenloes gesammelten Auszügen zu urteilen, scheinen sie ernstlich befürchtet zu haben, daß die wirtschaftliche Gleichheit zu einer einförmigen und langweiligen Aehnlichkeit der Menschen untereinander führen müßte, so daß nicht nur ihre Bankkontos sich glichen, sondern auch alle ihre Eigenschaften. Man besorgte, daß sich die Verschiedenheiten in der Naturanlage und Begabung verwischen würden, welche dem geselligen Verkehr seinen ganzen Reiz verliehen. Uns erscheint eine so widersinnige Annahme fast unglaublich. Ihre Zeitgenossen brauchten ja nur die Augen aufzuthun, um zu erkennen, daß gerade die wirtschaftliche Ungleichheit die Eigenart des Individuums unterdrückt, weil sie zu sklavischer Nachahmung der Höherstehenden treibt. Unabhängige Gesinnung findet sich nur unter einander Gleichgestellten. Hätten Sie Julian, zum Beispiel eine Abteilung Rekruten vor sich, deren Größenunterschied Sie auf einen Blick zu übersehen wünschten, wo würden Sie dieselben aufmarschieren lassen?"

„In der ebensten Gegend, die ich finden könnte."

„Natürlich. Auch jene Leute würden das ohne Zweifel vorkommenden Falls gethan haben. Aber daß die wirtschaftliche Gleichheit auf die Gesamtheit gerade diese Wirkung haben mußte, sahen sie nicht ein. Gleiche wirtschaftliche Stellung, gleiche Erziehung und gleich günstige Gelegenheit war das ebene Feld, der Standpunkt in derselben Höhe, welchen bei der neuen Ordnung alle einnehmen mußten, so daß die natürlichen Unterschiede deutlich hervortraten, und man jeden nach seiner Beschaffenheit erkannte. Nicht das neue, sondern das alte System hätte man beschuldigen können, daß es alle Eigenart zerstöre, denn die tausend künstlichen Einrichtungen und Veranstaltungen, die aus der wirtschaftlichen Ungleichheit entsprangen, machten es unmöglich, zu entscheiden,

ob die zu Tage tretende Verschiedenheit der Menschen eine natürliche oder künstlich hervorgebrachte sei. Sobald alle auf gleichem Boden standen, kamen zum erstenmal die von Natur angeborenen Unterschiede der menschlichen Anlagen klar und deutlich zum Vorschein. Die wirtschaftliche Gleichheit ist die erste Bedingung, wenn von einer Wertmessung der Menschen überhaupt die Rede sein soll."

„Wirklich," sagte ich, „mir scheint, alle diese Einwände fallen auf ihre Urheber zurück und thun diesen mehr Schaden als ihren Widersachern."

„Jawohl," erwiderte der Doktor, „die Gegner der neuen Ordnung drückten den Anhängern des Umsturzes selbst die Waffen in die Hand. Was soll man zum Beispiel davon denken, wenn sie behaupteten, bei wirtschaftlicher Gleichheit würde die Welt keine Abwechslung und Unterhaltung mehr bieten, weil der Gegensatz zwischen Armen und Reichen in Wegfall käme? Wahrhaftig, da möchte man doch fragen: Für welche Klasse machten diese Gegensätze das Leben wohl unterhaltend? Gewiß nicht für die Armen, die großen Massen des Volkes, die sie empörend fanden. Also hätte man zum Vergnügen einer Handvoll Reicher und Glücklicher die Armut aufrecht erhalten sollen? Das hieße doch die Thorheit zu weit treiben! Kenloe legt diese Beweisführung den schönen Damen aus der feinen Gesellschaft in den Mund; der dunkle Hintergrund des allgemeinen Elends erscheint ihnen notwendig, damit der Pomp des Reichtums sich um so glänzender abhebe. Das ist jedoch eine ebenso rohe wie oberflächliche Anschauung. Gewiß giebt es nur wenige Menschen, denen der Ueberfluß größere Freude bereitet, weil sie die andern darben sehen; im allgemeinen gilt die Regel, daß das eigne Behagen wächst, wenn man auch seine Nebenmenschen glücklich weiß. Auch steht die Thatsache fest, daß die Reichen keineswegs gewünscht haben, an das Vorhandensein von Armut und Elend erinnert zu werden; sie suchten es sich vielmehr so fern wie möglich zu halten, weil sie nicht dadurch im Genuß gestört sein wollten.

„Dergleichen völlig unhaltbare Behauptungen enthält das Buch noch in großer Zahl. Unter anderm ist davon die Rede, daß man in der neuen Gesellschaftsordnung gesetzlich genötigt sein könnte, mit aller Welt zu verkehren, ohne Rücksicht auf Wahlverwandtschaft oder persönliche Neigung. Kenloes Leute widersetzten sich dieser Zumutung mit größter Heftigkeit. Natürlich erhitzten sie sich ganz unnötigerweise. Ebensowenig, wie früher alle Menschen, die das gleiche Einkommen hatten, gezwungen waren, miteinander umzugehen, ist das jetzt der Fall. Die allgemeine Bildung und Verfeinerung der Sitten vergrößert zwar den Kreis, aus welchem man sich gleichgestimmte Genossen wählen kann, sehr bedeutend, aber wer es vorzieht, ein ganz ungeselliges und einsames Leben zu führen, wird auf keine Weise daran gehindert; er kann sich so völlig absondern wie der ärgste Menschenhasser in alter Zeit.

Die Gleichheit und der Wettbewerb.

„Wir kommen nun zu einem Einwurf gegen die wirtschaftliche Gleichheit, welcher Kenloes sorgfältige Aufzeichnungen besonders rechtfertigt. Man sollte es wirklich nicht für möglich halten, daß es Leute gab, die sich gegen die Neuerung auflehnten, weil sie der Konkurrenz und dem Kampf ums Dasein ein Ende machen würde. Sie behaupteten jedoch, dadurch gehe der Welt eine unschätzbare Schule für die Charakterbildung verloren, und sie büße den sichersten Prüfstein für den Wert der Menschen ein, denn alles Mittelmäßige sei stets untergegangen, und nur das Beste habe sich entwickeln und fortpflanzen können. Hätten Ihre Zeitgenossen sich wegen der Beibehaltung des Konkurrenzsystems damit entschuldigen wollen, daß, wie schlecht und grausam es auch sei, die Welt doch noch nicht reif genug wäre, um ein andres zu wählen, so würden wir das zwar unverständig, aber doch erklärlich gefunden haben. Allein, daß sie die Konkurrenz an sich als wünschenswert hinstellten und sie vom moralischen Standpunkt aus nicht entbehren zu können glaubten, ist uns unbegreiflich. Die Konkurrenz war ja nichts andres als ein erbarmungsloser, unaufhörlicher Kampf um die Existenzmittel, der deshalb so erbittert geführt wurde, weil nicht für alle genug da war. Wer im Kampfe erlag, mußte daher zu Grunde gehen oder sich die karge Notdurft sichern, indem er der Knecht des Siegers wurde. Zwischen solchem Ringen um das tägliche Brot und dem Krieg auf Leben und Tod mit den Waffen in der Hand war schließlich der Unterschied nicht groß. Aber fassen wir einmal den Konkurrenzkampf noch näher ins Auge: Bei jedem Wettstreit, dessen Ergebnis in irgend einer Weise ersprießlich sein soll, muß vor allem Gerechtigkeit und Billigkeit herrschen. War nun diese erste Bedingung bei Ihrem Konkurrenzsystem erfüllt? Kämpften die Streiter mit gleichen Waffen?"

„Im Gegenteil," erwiderte ich, „die meisten waren von vornherein durch Mangel an Kenntnissen und Ungunst des Geschicks gehemmt und hatten nicht die geringste Aussicht auf Erfolg. Manche erhielten einen gewaltigen Vorsprung auf der Rennbahn durch ihre gesicherte wirtschaftliche Stellung, während andre weit dahinten blieben, wenn ihnen nicht eine ungewöhnliche Begabung zur Seite stand. Uebrigens waren alle großen Preise bei dem Wettlauf schon zum voraus vergeben; der Zufall der Geburt entschied darüber, wer sie erhalten sollte."

„So war also die ganze Konkurrenz nichts als

ein erbärmliches, ungleiches, betrügerisches Possenspiel; kein ehrlicher Kampf, sondern nur rohes und feiges Niederhauen wehrloser Menschen durch eine Schar wohlbewaffneter Gegner! Und zu diesem hoffnungslosen Ringen für ihr Leben und ihre Freiheit sahen sich die Aermsten gezwungen, sie mochten wollen oder nicht. — Auch die alten Römer ergötzten sich daran, Menschen zu sehen, die um ihr Leben kämpften; aber sie wählten dazu Gladiatoren aus, die sich an Kraft miteinander messen konnten. Die verhärtetsten Zuschauer im Kolosseum würden eine Vorstellung in der Arena ausgezischt haben, bei der die Kämpfer einander so wenig gewachsen waren wie in dem sogenannten Konkurrenzkampf zu Ihrer Zeit, wo auch auf Tod und Leben gestritten wurde."

„Sie kennen zwar diese Dinge nur aus den Büchern, Doktor," versetzte ich, „aber was Sie sagen, ist leider nur allzuwahr."

„Was hätte man denn billigerweise thun müssen, wenn von einem ehrlichen Wettkampf überhaupt die Rede sein sollte?"

„Alle Streiter hätten zum mindesten die gleiche Bildung und geistige Ausrüstung, sowie die nämlichen wirtschaftlichen Vorteile haben müssen."

„Ganz recht, und dies wollte ihnen eben unser System gewähren. Die wahre, echte Konkurrenz wurde durch die wirtschaftliche Gleichheit nicht zerstört, wie Ihre Zeitgenossen wunderbarerweise meinten, sondern erst recht zur Geltung gebracht."

„Bei diesem Einwand haben sich die Leute mit ihren eignen Waffen geschlagen," sagte ich.

„Das läßt sich nicht leugnen. Aber wäre auch bei dem Kampf alles mit rechten Dingen zugegangen, so würde es sich noch immer fragen, ob auch der Zweck, um den es sich handelte, überhaupt wünschenswert war. Es konnten sich ja dabei menschliche Eigenschaften entwickeln, die durchaus nicht dem öffentlichen Wohl zu gute kamen. Da nun die Verteidiger Ihres Konkurrenzsystems behaupteten, es sei der Charakterbildung besonders zuträglich, so darf man wohl mit Recht annehmen, daß die Sieger in diesem Streit, die großen Geldfürsten Ihrer Zeit, in geistiger und moralischer Hinsicht wahre Muster des Menschengeschlechts waren. Wie stand es denn damit?"

„Seien Sie doch nicht so sarkastisch, Doktor!"

„Das ist gar nicht meine Absicht; es kommt ganz von selbst. Sagen Sie mir doch: was hielt denn die Welt im allgemeinen von den großen Kapitalisten Ihrer Zeit? Was waren es für Menschen? — Es galt als Erfahrungssatz, daß, wer ein guter Geschäftsmann sein sollte, keine gelehrte Erziehung erhalten dürfe — und das war ganz natürlich. Jede Kenntnis allgemein bildender Wissenschaften mußte ja den Menschen unfähig machen, sich an dem gemeinen Kampf um Geld und Gut zu beteiligen. So hören wir denn auch, daß die Sieger im Konkurrenzkampf, denen die größten Preise zufielen, meist damit prahlten, daß sie keine geistige Erziehung genossen und nie mehr als die ersten Anfangsgründe alles Wissens gelernt hätten. Die Kinder und Enkel schämten sich meist des groben Aussehens und Benehmens ihrer Väter, weil es von dem Luxus, der sie umgab, unangenehm abstach. . Ihre erworbenen Reichtümer ließen sie sich aber gern gefallen.

„So stand es um die Geisteseigenschaften jener Geldmenschen. Und in sittlicher Beziehung war es um kein Haar besser mit ihnen bestellt. Ihr Leben lang hatten sie sich die Schwächen, die Not und die Irrtümer ihrer Nebenmenschen zu nutze gemacht und sich erbarmungslos jedes Vorteils bedient, den ihnen der Zufall oder ihre Schlauheit in die Hände spielte. Bei allem, was sie kaufen wollten, hatten sie sich gewöhnt, den Preis herabzudrücken, und beim Verkauf getrachtet, den höchsten Gewinn zu erzielen. Der Eigennutz war der Pol gewesen, um den sich all ihr Thun und Denken von jeher gedreht hatte, und so war ihnen jeder großmütige oder selbstlose Trieb allmählich abhanden gekommen. Zu solcher Seelen- und Gemütsverfassung gelangte der Mensch damals durch den Wettstreit um Geld und Gut. Am deutlichsten trat das natürlich bei denen hervor, welche die höchsten Preise gewannen.

„Wäre aber dieser entsittlichende Einfluß nur auf die geringe Zahl derer beschränkt geblieben, die als Sieger aus dem Kampf hervorgingen, so hätte sich der Schaden noch ertragen lassen. Aber der Wettstreit war für den Charakter der Millionen, welche unterlagen, ganz ebenso verderblich. Ihr Mißgeschick befiel sie ja nur, weil sie weniger Fähigkeit oder Glück hatten als die Sieger; sie brauchten durchaus nicht tugendhafter zu sein als diese oder vor den Kunstgriffen zurückzuschrecken, welche sie anwandten. Obgleich es kaum einem unter Zehntausenden glückte, reich zu werden, so mußte doch jeder dieselben Regeln befolgen, ob es galt, sein Leben zu fristen oder ein Vermögen zu gewinnen, ob er einen Sack alter Lumpen kaufen wollte oder eine Eisenbahnlinie. Daher kam es, daß unter dem Konkurrenzsystem auch der ärmste Mann, der den Kampf ums Dasein kämpfte, dabei den Trost eines guten Gewissens verlor, so gut wie der Reiche. Die Sage erzählt, daß der Teufel den Menschen, die ihm ihre Seele verkaufen, dafür die Güter dieser Welt verspricht. Das war ein ehrlicher Vertrag in seiner Art. Wer sich dem Teufel verschrieb, erhielt immer den ausbedungenen Preis. Das Konkurrenzsystem aber war ein hinterlistiger Teufel; es forderte die Seelen aller und verlieh doch unter Tausenden nur einem die Güter der Welt.

„Auf den ersten Blick wird es uns nun klar werden, Julian, daß der Erfolg unter dem alten, verkehrten Konkurrenzsystem etwas ganz andres bedeutete als heutzutage. Damals bestand jeder Gewinn nur darin, daß man andern so viel wie möglich von ihrem Gelde fortnahm. Die Sieger im Wettstreit dachten gar nicht daran, das Wohl der Gesamtheit zu fördern; geschah dies trotzdem einmal, so war es der reine Zufall. Meistens erzielten sie ihren Gewinn nur durch den Verlust der andern. Kein Wunder daher, daß der Besitz von Reichtümern und der Triumph im Konkurrenzkampf zur Schmach und Schande wurde. Heute ist das ganz anders. Wer am meisten dazu beiträgt, die Wohlfahrt aller und den Besitzstand der Gesamtheit zu vermehren, gilt als der Sieger im Wettlauf. Die, welche zurückbleiben und keinen Preis erringen, sind aber nicht seine Opfer; er hat nur ihren Interessen zugleich mit denen des Gemeinwesens besser gedient, als sie es allein hätten thun können. Da nun die höher begabten Menschen ihre Fähigkeiten ausschließlich zum allgemeinen Besten verwenden, so gereichen sie auch den Minderbeanlagten zum Segen. Die Aemter und Würden samt allen Ehrenzeichen, welche die Sieger im Wettstreit erringen, dienen nur dazu, der Liebe und Dankbarkeit des Volkes Ausdruck zu verleihen, als dessen größte Wohlthäter und hingebendste Diener sie sich erwiesen haben."

„Ich muß gestehen, Doktor," sagte ich, „was Sie mir bisher mitgeteilt haben, klingt wahrhaftig, als hätte man jemand angestellt, um eine Liste von den ärgsten Schwächen und Uebelständen des Privatkapitalismus anzufertigen. Wie konnten die Verteidiger des alten Systems nur glauben, dies seien stichhaltige Gründe gegen die Einführung der neuen Wirtschaftsordnung?"

Die Gleichheit als Feindin der Selbständigkeit und Eigenart betrachtet.

„Mich wundert nicht, daß es Ihnen so vorkommt," sagte der Doktor. „Auch der nun folgende Einwand wird Ihre Ansicht bestätigen. Man stellte nämlich die Behauptung auf, daß, wenn dem ganzen Volk die Erlangung des wirtschaftlichen Unterhalts gesichert und auf jede Weise erleichtert werde, alle Selbständigkeit im Denken und Handeln aufhören und die Entwicklung unabhängiger und eigenartiger Charaktere unmöglich werden würde. Dies hängt im Grunde genau mit den beiden vorhergehenden Einwürfen zusammen, aber die Gegner der neuen Ordnung betonten es mit solchem Nachdruck, daß ich es noch ganz besonders angemerkt habe.

„Es ist schwer zu begreifen, weshalb eine äußerlich unabhängige Stellung die unabhängige Gesinnung des Menschen beeinträchtigen sollte. Wenn ich Sie nun fragte, Julian, welches zu Ihrer Zeit die günstigsten Lebensbedingungen für den Menschen waren, der sich in geistiger und sittlicher Selbständigkeit erhalten und furchtlos nach seiner innersten Ueberzeugung handeln wollte — was würden Sie antworten?"

„Ich würde sagen, daß die Grundbedingung hierfür die Sicherung des Lebensunterhalts ist."

„Natürlich. Und gerade diesen gesicherten Unterhalt verschaffte die neue Ordnung allen Menschen. Trotzdem warf man ihr vor, sie untergrabe die Selbständigkeit des Charakters. Uns scheint im Gegenteil, daß eine der größten Wohlthaten, welche die wirtschaftliche Gleichheit dem Menschen gewährt, seine Befreiung von jeglichem Zwang ist; denn für seine Meinungen, für sein Reden und Thun ist er niemand verantwortlich, außer seinem eignen Gewissen.

„Es war wirklich eine Kühnheit ohnegleichen, daß die Verfechter des Privatkapitalismus es wagten, zu behaupten, irgend ein andres System könne mehr als das ihrige der menschlichen Würde und Unabhängigkeit Abbruch thun. Der Hauptschaden, den der Privatkapitalismus verursachte, bestand ja eben darin, daß er feige, liebedienerische und kriechende Geschöpfe erzeugte. Dies war die unausbleibliche Folge einer Gesellschaftsordnung, bei der fast jeder in betreff seines Unterhalts von einer Person oder einer Gruppe von Menschen abhängig war.

„Sehen wir uns den Zustand der Welt einmal aus diesem Gesichtspunkt an. Betrachten wir zuerst die Frauen, die Hälfte des Menschengeschlechts. Da sie sich fast allesamt in wirtschaftlicher Abhängigkeit befanden und meist ihren Unterhalt von einem bestimmten Manne erhielten, blieben sie ihr Leben lang teils den Befehlen des letzteren unterthan, teils waren sie genötigt, sich einer ganzen Reihe ihren Geist beschränkender Vorschriften zu fügen, welche nach Gutdünken der Männer von alters her für sie festgestellt waren. Fehlte es aber auch der Frau an jeder Selbständigkeit, so erging es den Männern nicht viel besser. Der größte Teil der männlichen Bevölkerung bestand aus Mietlingen, die von ihren Arbeitgebern abhingen, und deren größtes Interesse es war, sich die Gunst ihrer Herren zu sichern. Sie mußten so viel wie möglich ihren Meinungen, Vorurteilen und Anschauungen beipflichten und, wo sie das nicht konnten, stillschweigen. Ein Beweis hiervon war die geheime Abstimmung bei den Wahlen. Man hielt diese Einrichtung für notwendig, um es dem Arbeiter überhaupt zu ermöglichen, seine Stimme zu geben, wem er wollte. Daß die Arbeitgeber die Arbeitnehmer einzuschüchtern und zu beeinflussen suchten, wo sie nur konnten, war ein offenes Geheimnis. Die Kaufleute und Handwerker hatten es noch schwerer, ihre

Unabhängigkeit zu wahren; sie mußten aller Welt zu Willen sein, um die Kunden anzuziehen und festzuhalten. Wie stand es denn aber mit den sogenannten gebildeten Klassen, mit den Vertretern von Kunst und Wissenschaft? Waren sie wenigstens unabhängig im Denken und Handeln? Lassen Sie uns auch dieser Frage einmal näher treten. Betrachten wir zuerst die Geistlichkeit, die Prediger und Religionslehrer. Sie waren in wirtschaftlicher Beziehung entweder die Diener einer kirchlichen Behörde oder ihrer Gemeinden und mußten für ihr Gehalt die Anschauungen ihrer Herren verkündigen und keine andern. Jedes Wort, das aus ihrem Munde ging, wurde sorgfältig auf die Wagschale gelegt, und wenn sich selbständige und eigenmächtige Gedanken darin kundthaten, verlor der Geistliche seine Stelle. Oder sehen wir uns den weltlichen Unterricht der Professoren an den Gymnasien und Universitäten an. Beim Studium der toten Sprachen scheint noch einige Unabhängigkeit geherrscht zu haben; wollte der Lehrer sich aber über irgend einen Gegenstand von lebendigem Interesse in einer Weise aussprechen, die den Kapitalisten nicht zusagte, so war es bald um ihn geschehen. Und wie stand es mit den Schriftstellern und Journalisten, die zu Ihrer Zeit einen so großen Einfluß besaßen? Eine bedeutende Zeitung war im neunzehnten Jahrhundert gerade so gut ein kapitalistisches Unternehmen wie eine Textilfabrik, und den Redakteuren war es ebensowenig gestattet, nach ihrer persönlichen Ueberzeugung zu schreiben, wie die Arbeiter sich die Muster aussuchen durften, welche sie weben wollten. Sie wurden dafür bezahlt, daß sie die Interessen und Ansichten der Kapitalisten verfochten, denen die Zeitung gehörte, und keine andern. Ein Unterschied bestand jedoch zwischen dem Prediger und dem Journalisten; ersterer hatte die auf alter Ueberlieferung beruhenden und daher feststehenden Glaubensbekenntnisse zu verkündigen, während die politischen Anschauungen, die der Redakteur vertrat, häufig wechselten, sobald die Zeitung in andre Hände überging. Wie konnte bei solchen Zuständen überhaupt noch von geistiger und sittlicher Unabhängigkeit und einer freien Entfaltung der Eigenart des Individuums die Rede sein? Wir bestreiten gewiß nicht, daß alles, was die Selbständigkeit und Eigenart des Individuums beschränkt, verwerflich ist, aber diese Selbständigkeit war damals so selten geworden, daß sie bei einem Wechsel nur zunehmen konnte. Am allerwenigsten konnte sie durch die Einführung der wirtschaftlichen Gleichheit gefährdet werden, wie Ihre Zeitgenossen befürchteten."

„Den Anhängern der Revolutionspartei kann es wahrlich nicht schwer gefallen sein, die schwache Beweisführung ihrer Gegner zu nichte zu machen!"

„Das war allerdings eine leichte Aufgabe. Sowohl vom ethischen und politischen als vom wirtschaftlichen Standpunkt aus war es so schlecht um die Sache der Kapitalisten bestellt, daß sich überhaupt nichts Stichhaltiges zu ihren Gunsten vorbringen ließ. Der beste Rat, den man ihnen geben konnte, war, stillzuschweigen, und sie würden ihn nur allzu gern befolgt haben, wenn nicht das Volk darauf gedrungen hätte, daß sie sich gegen die Anklagen verteidigen sollten, mit denen man sie überhäufte. Wie wenig Anstrengung es aber auch den Revolutionsmännern kostete, die Gründe ihrer Gegner aus dem Felde zu schlagen, so blieb ihnen doch eine Riesenaufgabe zu erfüllen, nämlich, die geistige und sittliche Schlaffheit der Massen zu überwinden und sie zu eignem, vernünftigem Denken anzuregen."

Die Wirkung der Gleichheit auf die politische Bestechlichkeit.

„Nun habe ich nur noch zwei oder drei Einwände anzuführen, die des Erwähnens wert sind. Der erste richtet sich gegen die Art und Weise, wie das neue Industriesystem gehandhabt werden sollte. Wenn die Volksregierung sich auch auf Handel und Industrie erstreckte, so mußte natürlich eine öffentliche und politische Verwaltung in großem Maßstabe an die Stelle der früheren, unverantwortlichen Macht der Kapitalisten treten. Nun hatte sich aber die Regierung der Vereinigten Staaten im ganzen und einzelnen während des letzten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts ungemein verschlechtert — das wußte jedermann. Einer so käuflichen und erbärmlichen Regierung noch größere Befugnisse zu übertragen, erklärte man für den reinsten Wahnsinn."

„Das läßt sich hören," rief ich; „es ist der erste wirklich vernünftige Einwand. Ich wenigstens würde großes Gewicht darauf gelegt haben, denn die Korruption unsers Regierungssystems war wirklich himmelschreiend."

„Ohne Zweifel," sagte der Doktor, „war die politische Bestechlichkeit groß, und es herrschten viele Mißbräuche. Um aber verstehen zu können, welchen Einfluß diese Thatsache auf die Einführung der wirtschaftlichen Nationalverwaltung haben konnte, müssen wir sie etwas eingehender betrachten.

„Ein häufig vorkommender Mißbrauch war es zum Beispiel, daß der öffentliche Beamte die ihm anvertraute Macht benützte, um einen Privatgewinn zu erzielen, statt das allgemeine Interesse zu fördern, ganz als ob es sich um sein eignes Geschäft handle, bei dem er einen Profit machen wollte. Argwöhnte man ein solches Verfahren, so erhob sich jedesmal ein großes Geschrei dagegen, und zwar mit Recht. Deshalb mußten die ungetreuen Beamten mit höchster Vorsicht zu Werke gehen und liefen fortwährend Gefahr, entdeckt und bestraft zu werden. So kam es, daß selbst

unter der schlechtesten Regierung zu Ihrer Zeit die meisten Geschäfte ordnungsgemäß und zum allgemeinen Besten ausgeführt wurden, und sich nur dann und wann unrechtmäßige Einflüsse geltend machten.

„Wie stand es dagegen mit dem Verfahren der Kapitalisten, welche den wirtschaftlichen Mechanismus in Händen hatten? Sie nahmen gar nicht einmal die Miene an, als ob sie das öffentliche Interesse irgend etwas anginge, und verfolgten keinen andern Zweck, als ihre Stellung zu benutzen, um sich den größten persönlichen Gewinn aus dem Gesamtvermögen zu sichern. Das heißt also: die Benutzung des öffentlichen Mechanismus zum Privatgewinn, welche bei dem Beamten verurteilt, als Verbrechen bestraft und durch die Wachsamkeit des Publikums meist verhindert wurde, war bei den Kapitalisten ein feststehender Gebrauch, wie sie unumwunden eingestanden. Der Beamte war stolz darauf, wenn er seine Stelle ebenso arm verließ, wie er sie angetreten hatte; der Kapitalist prahlte damit, wenn er die Gunst der Verhältnisse benutzt hatte, um sich ein Vermögen zu erwerben. Der Gewinn des Kapitalisten galt nicht für unredlich, wie der des Mannes, welcher ein öffentliches Amt bekleidete. Aber dieser sogenannte rechtmäßige Profit kostete dem Volk, das ihn bezahlen mußte, gerade so viel wie der gesetzwidrige Raub der Beamten.

„Und doch lehrten die klugen Leute in Kenloes Sammlung das Volk, es sei gefährlich, der öffentlichen Verwaltung noch weitere Befugnisse zu erteilen, weil es trotz aller Vorsicht den angestellten Beamten bisweilen gelänge, ihre Stellung zu Privatzwecken zu mißbrauchen. Man behauptete, es sei sicherer, den Privatkapitalisten die Verwaltung zu überlassen, und doch thaten diese offenkundig und gewohnheitsmäßig das, wofür die Beamten bestraft wurden, wenn man sie einmal dabei ertappte — sie bereicherten sich auf öffentliche Kosten. Mit demselben Recht hätte man einem Gutsbesitzer, der es schwierig fand, Verwalter zu bekommen, auf deren Redlichkeit er sich fest verlassen konnte, den Rat erteilen müssen, seine Angelegenheiten berufsmäßigen Spitzbuben anzuvertrauen."

„Sie wollen damit sagen, daß bei der politischen Korruption das Gewinnsystem den Beamten nur in einzelnen Fällen als Handhabe diente, während es bei allen Privatgeschäften die Grundlage bildete?"

„Jawohl. Wenn ein öffentlicher Beamter sich eine Veruntreuung zu Schulden kommen ließ, so vergaß er seines Eides und sank zu der moralischen Stufe herab, auf der alle Privatgeschäfte anerkanntermaßen betrieben wurden. Wie Ihre Zeitgenossen diese Thatsache so gänzlich übersehen konnten, ist mir wirklich unverständlich, Julian. Daß sie die Handlungsweise der angestellten Beamten genau überwachten, war ganz in der Ordnung, aber daß auch der Profit der Kapitalisten aus dem Gemeindesäckel kam, konnten sie nicht einsehen. Obendrein war bei den Geschäften der letzteren der Prozentsatz viel höher als bei den Mißbräuchen, welche selbst die unredlichsten Beamten treiben konnten.

„Das Gewinnsystem der Kapitalisten war bei weitem verderblicher für die Gesamtheit als die Untreue der Beamten. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß diese geduldet zu werden brauchte, wenn man mit gehöriger Wachsamkeit verfuhr. Die größte Wachsamkeit herrscht aber immer da, wo den Beamten wichtige Interessen anvertraut werden. Wenn die öffentliche Verwaltung über das tägliche Wohl oder Wehe des Gemeinwesens zu entscheiden hat, so wird es auch an der nötigen Ueberwachung nicht fehlen. Die größten Mißbräuche kamen immer in denjenigen Regierungsdepartements vor, für die sich die Masse des Volks am wenigsten interessierte. Die Leute, welche sich dagegen auflehnten, daß die Regierung die Verwaltung des neuen Wirtschaftssystems übernehmen sollte, weil die Beamten nicht zuverlässig seien, hätten im Gegenteil dafür stimmen müssen, weil es das beste Mittel war, um dem Uebel zu steuern.

„Die Gegner der neuen Ordnung zeigten ihre Kurzsichtigkeit noch besonders darin, daß sie nicht die große Gefahr erkannten, welche für Amerika in der Bestechlichkeit der Gesetzgeber lag, von denen sich die Privatkapitalisten Freiheiten und Privilegien verbürgen ließen. Im Vergleich zu diesem Mißbrauch kamen direkte Unterschleife oder Bestechungen gar nicht in Betracht, und er hätte auf der Stelle aufhören müssen, sobald die Regierung mit der öffentlichen Wirtschaftsverwaltung betraut wurde; denn gerade derartige Unternehmungen der Kapitalisten wollten die Revolutionsmänner am strengsten beaufsichtigen.

„Es handelte sich dabei natürlich nur um die Zeit während der Einführung der neuen Ordnung. Später war überhaupt jede Möglichkeit einer Veruntreuung abgeschnitten, da alle nach dem Gesetz genau das gleiche Einkommen bezogen."

„Mit der Thorheit der Leute in Kenloes Buch wird es ja immer schlimmer," rief ich. „Nun habe ich auch genug gehört; lassen wir es hierbei bewenden!"

„Noch einen Augenblick Geduld," sagte der Doktor. „Wir wollen die Sache zu Ende bringen, nun wir einmal dabei sind. Zwei Einwürfe, die gemacht wurden, möchte ich noch mit Ihnen besprechen."

Die angebliche Bedrohung der Freiheit durch die neue Ordnung.

„Vor allem behauptete man, durch die wirtschaftliche Nationalverwaltung bekäme der Staat eine

Macht in die Hände, welche für die Freiheit der Nation gefährlich werden könne, und wenn die Regierung noch so volkstümlich wäre.

„Hierbei wurde stillschweigend vorausgesetzt, daß das Volk unter dem Privatkapitalismus in industrieller Beziehung frei und unabhängig gewesen sei. Aber das entsprach, wie wir wissen, keineswegs dem Thatbestand. Unter dem alten System waren Handel und Industrie, welche der großen Masse Beschäftigung und Lebensunterhalt gaben, in der Gewalt einzelner despotischer und unverantwortlicher Herren. Das Verlangen nach wirtschaftlicher Nationalverwaltung war überhaupt nur entstanden, weil das Volk unter dem Joch der Kapitalisten so Schweres zu erdulden hatte.

„Im Jahre 1776 hatten die Amerikaner die königlich britische Herrschaft in den Kolonien abgeschüttelt und sich ihre eigne Nationalregierung gewählt. Was würden sie wohl gesagt haben, wenn ihnen der englische König damals eine Botschaft geschickt hätte, um sie zu warnen, weil sie Gefahr liefen, ihre Freiheit zu verlieren, wenn sie der neuen Regierung die Funktion übertrügen, welche England bisher auszuüben pflegte? Man hätte die Gesandten einfach verlacht und sie mit dem Auftrag heimgeschickt, dem Könige zu verkünden, daß die Amerikaner sich nicht mehr einer fremden und feindseligen Gewalt beugen, sondern sich selbst regieren wollten, wie es für ihre eignen Interessen am förderlichsten sei. Einen andern Zweck hatte auch die wirtschaftliche Nationalverwaltung nicht. Die Frage war nur, ob es der Volksfreiheit dienlicher sein würde, wenn nicht verantwortliche Personen mit feindlichen Interessen die Macht in Händen hatten, oder wenn das Volk selbst darüber verfügte und sie verantwortlichen Beamten übergab? Eine Entscheidung hierüber zu treffen, war nicht schwer.

„Und dennoch hat ein bekannter Philosoph, der zu jener Zeit lebte, durch eine Abhandlung, welche noch vorhanden ist, zu beweisen versucht, daß, wenn der demokratische Gedanke auch auf die wirtschaftliche Nationalverwaltung ausgedehnt würde, das Volk bald in eine Sklaverei geraten müsse, gegen welche die Zeiten eines Nero und Caligula noch erträglich zu nennen wären. Hätte ich nur jenen Philosophen hier, um ihn zu fragen, wie er sich das eigentlich vorgestellt hat! Sollten sich die Leute etwa selbst das Joch der Knechtschaft auflegen? Oder erwartete er, daß ein Gewaltherrscher sich des sozialen Mechanismus bemächtigen und das Volk unterwerfen werde? Wie war das denkbar in einem Staat, der keine Klasseninteressen kannte, wo es weder Aristokratie noch Pöbel gab, und an dessen ruhigen Fortbestand das Lebensinteresse jedes einzelnen Bürgers geknüpft war? Wer den Umsturz einer solchen Republik befürchtete, hätte ebensogut glauben können, daß die Pyramiden sich plötzlich, allen Naturgesetzen zum Trotz, umkehren und auf die Spitze stellen würden.

„Aber lassen wir die Toten ihre Toten begraben, und sehen wir lieber zu, welche Wirkung die wirtschaftliche Nationalverwaltung thatsächlich auf die Volksregierung hatte. Selbst wenn der Regierungsmechanismus, der alles regelte, kontrollierte, bestimmte und leitete, ebenso umfangreich geblieben wäre, so würde er unter der Selbstverwaltung des Volkes doch erträglicher gewesen sein, als da noch die Kapitalisten das wirtschaftliche Leben beherrschten, weil alles nur im Interesse und zum Nutzen der Gesamtheit geschah. Aber das Wirtschaftssystem erhielt durch seine Verstaatlichung nicht nur einen ganz andern Charakter und Zweck, sondern die Verwaltung selbst wurde auch wesentlich vereinfacht. Dies war die natürliche Folge der Einheitlichkeit des Systems, in welchem alle Teile miteinander und füreinander arbeiteten, während die frühere tausendköpfige Verwaltung den verschiedensten und entgegengesetztesten Interessen gedient hatte. Den Arbeitern mußte es vorkommen, als seien sie plötzlich dem launenhaften, persönlichen Regiment zahlloser kleiner Despoten entronnen und einer gesetzmäßigen Regierung unterworfen worden, die nach so einfachen und geordneten Grundsätzen verfuhr, daß niemand mehr das Gefühl hatte, als stehe er unter einem persönlichen Regiment.

„Der Vorwurf, den man der neuen Ordnung machte, daß unter ihr zu viel regiert werde, mußte sich besonders im weiteren Verlauf als haltlos erweisen. Sobald die vollkommenste soziale Gerechtigkeit hergestellt war, wurde fast der ganze frühere Regierungsmechanismus völlig überflüssig. Zu Ihrer Zeit bestand das Hauptgeschäft der Regierung in dem Schutz des Eigentums und Lebens gegen die Verbrecher, wobei nicht selten ganz unschuldige Personen fälschlich angeklagt wurden. Mit dergleichen hat der Staat jetzt gar nichts mehr zu thun. Jeder erhält so viel, wie er braucht, aber nicht mehr und nicht weniger als seine Nebenmenschen. Früher entstand auch eine große Zahl von Verbrechen aus Liebe oder Eifersucht. Das war die Folge jener seit urdenklichen Zeiten bestehenden, barbarischen Vorstellung, daß Mann und Weib ein geschlechtliches Eigentumsrecht aneinander besäßen, welches auch gegen den Willen des einen oder andern Teils behauptet werden könne. Alle derartigen Verbrechen hörten auf, als die erste Generation unter der Herrschaft der wirtschaftlichen Gleichheit in völliger geschlechtlicher Selbstbestimmung und Unabhängigkeit aufgewachsen war. Da es keine höheren Klassen mehr giebt, welche es für ihre Pflicht halten, die niederen Klassen zu lehren, was sie thun und lassen

sollen, so macht auch die Gesetzgebung keinen Versuch mehr, das persönliche Verhalten der Menschen bei ihren eignen Angelegenheiten zu regeln. Eine koordinierende Oberleitung unsrer Genossenschaftsindustrie werden wir immer brauchen, aber von anderweitiger Regierung ist jetzt bei uns so gut wie gar nicht mehr die Rede. Es ist von jeher ein Traum der Philosophen gewesen, daß dereinst Vernunft und Gerechtigkeit in der Welt zur Herrschaft gelangen würden, so daß die Menschen ohne Gesetze miteinander in Frieden leben könnten. In betreff aller Zwangs- und Strafbestimmungen haben wir diesen Zustand bereits erreicht. Die Freiheit des Handelns wird so wenig durch die Gesetze beschränkt, daß man fast sagen könnte, wir lebten in völliger Anarchie.

„Auch mit Bezug auf die allgemeine Pflicht des öffentlichen Dienstes herrscht im Grunde kein Zwang; das habe ich Ihnen schon neulich gesagt, als wir auf der Arbeitsbörse waren. Wir verlangen nur, daß alle, die sich gänzlich weigern, an der Erhaltung der sozialen Wohlfahrt mitzuarbeiten, auch deren Vorteile nicht mitgenießen dürfen. Sie müssen sich von den andern absondern und allein für sich sorgen."

Die Malthussche Theorie.

„Jetzt kommen wir zu dem letzten Einwand, der auf meiner Liste steht. Er unterscheidet sich dadurch sehr wesentlich von allen andern, daß die Leute, welche ihn vorbrachten, die wirtschaftliche Gleichheit sowohl für praktisch ausführbar als für wünschenswert hielten. ‚Das neue System', sagten sie, ‚würde von Erfolg gekrönt sein, die Wohlfahrt der Menschheit ungemein fördern und alle Zustände auf Erden so angenehm wie möglich machen.' Aber gerade dieser zu erwartende Triumph des Systems machte sie zu seinen Widersachern."

„Das ist ja höchst wunderbar," rief ich; „was hatten sie denn dagegen einzuwenden?"

„‚Wir wollen einmal annehmen', sagten sie, ‚daß die Armut und alle verderblichen Einflüsse auf Leben und Gesundheit, die sie in ihrem Gefolge hat, aus der Welt verschwinden, und keinem Menschen seine natürliche Spanne Zeit auf Erden verkürzt wird. Da nun einem jeden der Unterhalt für sich und seine Kinder gesichert ist, so würde keine weise Vorsicht die Zahl der Nachkommenschaft mehr beschränken. Die Menschen würden sich mit weit größerer Schnelligkeit vermehren als früher und die Erde übervölkern, welche schließlich ihre Bewohner nicht mehr mit Lebensmitteln versehen könnte, wenn man nicht ganz neue, unerschöpfliche Nahrungsquellen entdeckte.'"

„Das scheint mir gar nicht unverständig," sagte ich. „Ein solches Ergebnis ließe sich allerdings erwarten, wie die Sachen stehen."

„Ja, aber die Sachen stehen ganz anders," meinte der Doktor, „und deshalb würde auch der Erfolg ein ganz andrer sein."

„Wieso?" fragte ich.

„Schon wegen der allgemeinen Verbreitung von Bildung, Kultur und Verfeinerung der Sitten. Sagen Sie mir doch, gab es denn zu Ihrer Zeit in der wohlhabenden und gebildeten Klasse in Amerika sehr viele zahlreiche Familien?"

„Im Gegenteil. Die Geburten und Sterbefälle glichen sich meist gerade aus."

„Gründe der Klugheit und Vorsicht werden jene Leute aber schwerlich bewogen haben, ihre Zahl zu beschränken. Sie waren in dieser Beziehung ganz ebenso unabhängig gestellt wie wir heutzutage bei wirtschaftlicher Gleichheit und gesichertem Unterhalt. Haben Sie wohl je darüber nachgedacht, warum die gebildeten und wohlhabenden Familien zu Ihrer Zeit nicht größer waren?"

„Vermutlich kam dabei die Thatsache in Betracht, daß, wo durch Kultur und Bildung geistige und ästhetische Interessen geweckt wurden, der rohe Naturtrieb keine so bedeutende Rolle mehr im Leben spielte. Auch hörte bei zunehmender Zivilisation die Frau auf, in geschlechtlicher Beziehung die leibeigene Sklavin des Mannes zu sein, und ihre Wünsche fanden demgemäß Berücksichtigung."

„Ganz recht. Was Sie eben gesagt haben, genügt, um die Verkehrtheit der Malthusschen Theorie zu beweisen, wo es sich um die Zunahme der Bevölkerung infolge der besseren sozialen Bedingungen handelt. Malthus behauptete, wie Sie wissen, daß die Menschen sich rascher vermehren als die Mittel zum Unterhalt, daß daher die Armut und die mit dieser verbundene große Sterblichkeit unumgänglich nötig sei, wenn die Welt nicht wegen Uebervölkerung dem Hungertode verfallen sollte. Diese Lehre fand natürlich bei den Reichen und Gebildeten, welche für das Elend der Welt verantwortlich waren, ungeheuren Anklang. Sie freuten sich sehr, zu hören, daß ihre Gleichgültigkeit gegen die Leiden der Armen, ja die Vergrößerung derselben durch ihre Mithilfe im Plan der Vorsehung liege und deshalb eher lobenswert als verwerflich sei. Auch ließ sich die Malthussche Theorie sehr bequem gegen alle Volksfreunde ins Feld führen, welche der Armut steuern wollten. Man bewies ihnen, daß ihre Reformen der Menschheit keinen Segen bringen, sondern nur Uebervölkerung erzeugen würden, bei der alle Welt verhungern müßte. Der elendeste Bedrücker der Armen konnte sich auf diese Lehre berufen, um als ein verkappter Wohlthäter der Menschheit zu erscheinen, und der edelste Philanthrop richtete nur Schaden an.

„Wäre es nicht so wunderbar bequem gewesen, die Malthussche Lehre als Entschuldigungsgrund für

alle herrschenden Uebelstände zu benutzen, so hätte man sich die große Verbreitung und den Beifall, den diese abgeschmackte Theorie fand, auf keine Weise erklären können. Sie behauptet zwar mit vielem Nachdruck, daß die Armut, mit Laster und Elend im Bunde, die größte Sterblichkeit erzeugt, aber daß die Armut zugleich eine Verrohung mit sich bringt, die sich in allzu großem Bevölkerungszuwachs kundthut, läßt sie gänzlich außer acht. Wenn auch Hunderttausende durch Mangel und Not umkamen, so wurden ohne jegliche Vorsicht Millionen von Menschen in die Welt gesetzt. Die Malthussche Lehre wies nur auf die Verminderung der Bevölkerung durch Not und Mangel hin; ihre ungeheure Zunahme gerade bei den rohesten, elendesten Zuständen ließ sie unberücksichtigt, und darin lag ihr verhängnisvoller Irrtum.

„Dieser Irrtum ließ sich um so weniger entschuldigen, als Malthus und seine Anhänger in einer Zeit lebten, die in völligem Widerspruch zu seiner Theorie stand. Sie brauchten nur die Augen zu öffnen, um zu sehen, daß gerade da, wo Armut, Schmutz und Elend herrschten, die sie als Hemmung der Uebervölkerung ansahen, die unbegrenzte Fortpflanzung im Schwange war, während sich in jeder Klasse, die eine höhere Lebensführung anstrebte, die Zunahme verringerte. Es stellte sich also als unbestreitbare Thatsache heraus, daß man den wirtschaftlichen Zustand der Massen nicht herabdrücken, sondern ihn heben und ihre allgemeine Wohlfahrt so viel wie möglich fördern müsse, um einer unverständigen Vermehrung der Menschen zu steuern. Wäre Malthus ein Anhänger der Umsturzpartei gewesen und nicht ein Verteidiger des Kapitalismus, so hätte man ihm den gröblichen Irrtum, der seiner ganzen Theorie zu Grunde lag, nicht so ruhig hingehen lassen.

„Doch genug von Malthus. Die Verhältnisse, in denen die gebildeten Klassen zu Ihrer Zeit lebten — also auch die beschränkte Zahl der Geburten —, waren vorbildlich für den Zustand aller, sobald die wirtschaftliche Gleichheit eingeführt wurde, und damit ist die Behauptung, daß Uebervölkerung eintreten müßte, bereits widerlegt. Aber der Gegenbeweis läßt sich auch noch auf eine andre Weise führen, wie die Zukunft gelehrt hat. Sie haben soeben gesagt, daß ein Grund, warum in den gebildeten Familien weniger Kinder geboren wurden als in den unteren Klassen, der war, daß man in ersteren die Wünsche der Frauen mehr berücksichtigte als in letzteren. Sobald die wirtschaftliche Gleichheit für beide Geschlechter bestand, war der Wille der Frau bei allen derartigen Angelegenheiten natürlich der entscheidende. Ehe die große Umwälzung eintrat, bestimmte das Geschlecht, welches die Kinder nicht zur Welt bringt, über ihre Zahl, und die natürliche Folge davon war, daß Malthus es wagen durfte, mit seiner Lehre aufzutreten. Die Natur hat durch die Mühen und Sorgen der Mutterschaft für eine genügende Hemmung gesorgt, wie sie auch alle andern natürlichen Funktionen vor Mißbrauch schützt. Soll aber diese Hemmung der Natur ihre geeignete Wirkung üben, so müssen auch die Frauen frei über sich verfügen können. Die Grundbedingung dieser freien Verfügung ist aber die wirtschaftliche Unabhängigkeit. Wird nur diese erst gesichert, so können wir uns fest darauf verlassen, daß die Menschheit nicht ausstirbt — dafür sorgt schon der Naturtrieb —; aber auch vor einer unvernünftigen Uebervölkerung der Erde braucht uns niemals bange zu sein.“

Mischka.

Von

Gljeb Uspensky.

Aus dem Russischen übersetzt von A. Olschwang und H. Kryzanowski.

Iwan Jermolajewitsch entschloß sich, seinen Sohn zur Schule zu schicken. Hierzu muß bemerkt werden, daß Iwan Jermolajewitsch über die Notwendigkeit, etwas zu lernen, höchst unklare Gedanken hatte. Er selbst brauchte für gewöhnlich keine Schulkenntnisse. Sein eignes Leben wie das seiner Familie — den elfjährigen Sohn miteinbegriffen — lieferte ihm außer viel Arbeit eine solche Masse von Erfahrung, daß nicht das mindeste Bedürfnis nach fremdem Wink und Rat, kurz, nach irgend etwas, das nicht in seiner Wirtschaft, aus seinem Brunnen geschöpft war, sich geltend machen konnte. Aber zuweilen, minutenweise, erschreckte ihn irgend etwas Unbestimmtes, Unbegreifliches, etwas weit, weither Kommendes. Eine Ahnung dämmerte ihm auf, daß irgendwo draußen in der Ferne etwas Schlimmes, Schwieriges keime, dessen man aber mit Hilfe des Verstandes Herr werden könne. Und wie er aus einem fernen Glockenklang auf eine Feuersbrunst schloß, wenn er auch nicht wußte, wo oder bei wem es brenne, so witterte er bei gewissen Anlässen irgendwo irgend eine Gefahr, wenn er auch nicht sagen konnte, worin sie bestehe. Und in solchen Augenblicken war es, daß er die Bemerkung machte: „Mischutka muß lernen!“

Erstaunlich merkwürdige Umstände leiteten ihn zu diesem Gedanken. Einmal, zur Zeit der Heumahd, gingen wir über Wiesenland, das von deutschen Kurländern gepachtet war. Wir stießen auf einen Kurländer, der da auf einem Haufen Heu saß und etwas verzehrte. Näher tretend, sahen wir auch, daß es Fisch war.

„Was ist das für ein Fisch?“ erkundigte sich Iwan Jermolajewitsch.

„Brätling.“

„Laß mal kosten!“

Der Deutsche gab ihm; Iwan Jermolajewitsch betrachtete den Fisch, drehte ihn in der Hand, maß ihn, biß ein Stückchen ab, kaute es und fragte:

„Wie teuer?“

Der Deutsche nannte den Preis.

Iwan Jermolajewitsch aß den Fisch zu Ende, dankte, und wir gingen weiter. Und nun, bei dieser Gelegenheit that er einen tieftiefen Seufzer und sagte: „Nein, Mituschka muß lernen! Auf Ehr' und Seligkeit, sonst geht alles zu Grund! Hast du gesehen, was für einen Fisch er ißt?“

Oder er fuhr irgendwohin, nach einer Mühle, einer Bahnstation, sah dort allerlei Leute, hörte allerlei sprechen, und niedergedrückt durch die Masse von Eindrücken, unwirsch und einsilbig sagte er:

„Nein, es muß sein — er muß fort — in die Schule!“

Aber daheim bei der Arbeit entschwand ihm all das wieder. Er vergaß, warum Mischka mit einemmal lernen sollte. Kurz, nur ein unangenehmer Druck, den er außerhalb des Hauses fühlte, ein gewisses Unbehagen, Zeitwehen sozusagen, die er nicht in bestimmte Worte fassen konnte — dies, nur dies brachte ihn auf den Gedanken, daß Mischka lernen müsse. Was er jedoch eigentlich lernen sollte, darüber wurden wir uns nie so recht klar. In unsern Gesprächen über dieses Thema wurde vielmehr immer nur das eine wiederholt: „Es geht nicht anders — es muß sein, es muß.“

Er sitzt da, in etwas gedrückter Haltung, sichtlich von einem einzigen Gedanken beherrscht, und sagt immer aufs neue: „Nein, es muß sein, es muß.“ Und ich antworte:

„Ja, es muß sein, Iwan Jermolajewitsch!“

„Wie denn?“ fragt er, indem er wahrscheinlich nach ein paar tüchtigen Gründen sucht, um seine Worte zu unterstützen. In der Regel aber findet er die Stützen nicht, die Worte bleiben, wie sie stehen, und nach langer Zeit seufzt er nur abermals und sagt: „Ach, es muß sein, es muß. Es geht nicht anders.“

Und ich darauf: „Natürlich, es muß sein.“

„Nun, was sag' ich denn? Das sag' ich ja eben — es muß sein. Anders geht's nicht.“

„Natürlich muß es. Und warum denn nicht? Was steht denn im Weg?“

Dergestalt erörterten wir die Sache oft ziemlich lang und gingen dann auseinander mit dem schrecklichen Gewicht auf der Seele: „Es muß sein, es muß,“ Iwan Jermolajewitsch ratlos ergeben in das

Unbegreifliche und ich zu bequem, es ihm zu erklären. Ja, oft wußte ich selbst nicht mehr, wie dieses furchtbare Muß begründen.

Schweren Herzens und so widerwillig wie möglich begann Iwan Jermolajewitsch endlich sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Die Getreidearbeit ist längst gethan, der Herbst geht zu Ende, und der Winter stellt sich ein, und immer noch ist Mischka nicht in der Schule. Immer noch denkt Iwan Jermolajewitsch nach, wem er ihn übergeben solle.

Zunächst denkt er an eine Lehrerin. Aber auf der Station macht man ihm klar, daß eine Lehrerin nichts tauge.

„Ueberleg doch mal selbst," sagt man ihm. „Was kann ein Frauenzimmer denn leisten? Lernen ist doch eine ernsthafte Sache. Und nun, Bruder, nehmen wir zum Beispiel deinen Mischka! Den zu verhauen, was für ein Lehrer gehört nicht dazu? Versuch mal, ihm die Dummheit auszutreiben! Du meinst, Bruder, das wäre so leicht? Oho, Bruder, gefehlt! Du wirst schwitzen. Hier heißt's so . . . Lieber Gott, wie soll ein Frauenzimmer das leisten? Nein, ich rate dir: such dir einen Lehrer, der's ernst nimmt. So steht's. Einen, der deinem Michailo gleich bei ersten Wort die Courage abkauft, der ihm Ordnung beibringt, der nicht nachläßt, der ihn auf seinen Fleck stellt und mit einem Schlag bändigt — ihm den Bauernschädel — schwapp, schwapp — austreibt! So!" — er zeigt eine Faust —, „daß er glaubt, sein letztes Stündlein hat geschlagen! Dann wird er zur Besinnung kommen. Sonst kriegt er zwei Jahr lang den Bauernteufel nicht los. Ich weiß es nach mir. Mein Vater, nicht aus den Augen hat er mich gelassen, wie ich angefangen habe zu lernen: immer mit dem Stecken hinter mir her. Und wie er sich nur umdreht, ich wupps über den Zaun! Herrgott, was der mich geprügelt hat! Was meinst du, he? Und dafür bin ich ihm jetzt dankbar, ja! Aber die Prügel! Vom Haus bis zur Schule in einem Ritt! Immer hat er mir mit dem Stecken das Geleit gegeben. Ich mache eine Wendung — eins! — ich will ein bißchen seitaus — zwei! Manchmal war's ein förmlicher Kampf, mich in die Schule hineinzuschlagen — und du sprichst von einem Frauenzimmer, du willst Ordnung von einem Weibsbild?"

So wurde denn der Beschluß gefaßt, Mischka einem Lehrer zu überantworten. Iwan Jermolajewitsch fuhr eigens zu diesem Zwecke in eins der nächsten Dörfer, wo eine Semstwoschule bestand, sprach mit dem Lehrer, und endlich rückte der Tag heran, wo man mit Michailo zur Schule fahren mußte.

„Siehst du?" sagt Iwan Jermolajewitsch. „Jetzt geht's bald zur Schule. Schau zu, daß du was lernst!"

Mischka schweigt, antwortet keine Silbe. So macht er es immer, wenn das Gespräch auf die Schule kommt. Sonst ein lebhafter, munterer, gesprächiger Junge, wird er dann wie ein Stein: ärgert sich nicht, freut sich nicht und blickt verstockt und verschlagen vor sich hin.

Der Tag der Abfahrt ist nun da, und Iwan Jermolajewitsch sagt unter schweren Seufzern:

„Nun, Mischka, jetzt werden wir gleich fahren! Mutter, zieh den Mischka an!"

Die Mutter thut es und weint. Auch dem Iwan Jermolajewitsch stehen die Thränen nahe, und dabei kann er nicht begreifen, weshalb, warum, wozu er all diese Qual erdulde. Dagegen giebt Mischka keinen Laut von sich.

Man fragt ihn: „Freust du dich, in die Schule zu kommen?"

Er schweigt.

Man fragt: „Du gehst wahrscheinlich nicht gern zur Schule?"

Keine Antwort.

Oder vielmehr, er antwortet doch. In dem Augenblick nämlich, da er angekleidet und überhaupt alles zur Abreise bereit ist, da der Knecht das angeschirrte Pferd vorführt, und Iwan Jermolajewitsch nach hartem Kampf mit sich selbst in tiefer Schwermut den Schlitten besteigt und seufzend sagt: „Kriech herein, Mischutka!" — in demselben Augenblick stellt es sich heraus, daß Mischutka, der sich bisher starr und steif verhalten wie ein Stück Eisen — daß Mischutka nicht da ist.

Man ruft, man schreit — keine Antwort. Man beginnt zu suchen — er ist nicht zu finden: im Stall, jeder Winkel in Haus und Hof wird durchsucht — nirgends ein Michailo. Iwan Jermolajewitsch wird unruhig.

„Ich fragte ihn doch, den Teufelsracker," grollt er, „‚willst du lernen oder nicht?' Er schweigt wie ein Stein, dieser Klotz, und jetzt reißt er aus! Komm du mir nur wieder! Ich werde die Antwort schon aus dir herausschlagen."

Aber dieser Zorn im väterlichen Herzen wich bald dem Mitleid, und nicht lange, so reute es Iwan Jermolajewitsch tief, daß er die „ganze Musik" angefangen. „Er hätte eben daheim gelebt, sich an die Arbeit gewöhnt, und da muß mich plötzlich der Satan plagen . . ."

Abends neigten sich die Gedanken Iwan Jermolajewitschs endgültig dahin, daß die ganze Musik umsonst angefangen worden. Die Dämmerung kam, aber kein Mischka. Alle, auch der Knecht nicht ausgenommen, versanken in tiefen Kummer, der sich aber plötzlich in helle Freude verwandelte, als spät abends ein Bauer aus dem Nachbardorfe den Mischka nach Hause brachte. Alles schwamm in Fröhlichkeit.

Niemand dachte mehr an Schule und Bildung; die Prügeldrohung war vergessen. Man fragte nur: „Bist du nicht erfroren? Du hast wohl Hunger?“

Und die andern Bauern drückten offen ihren Beifall aus:

„Das hast du gut gemacht, Mischenka, wirklich gut!“

Mischenka fühlte sich als Sieger. Er war in der kurzen Zeit seiner Flucht gleichsam größer und stärker geworden. Sofort nach seiner Heimkehr kleidete er sich um, und wenige Minuten später lief er auf dem Hofe umher und schaute in die Viehställe, Kammern und so weiter, als wolle er sich überzeugen, ob alles wohlauf und in derselben Ordnung sei wie früher.

Man fragte Mischenka gar nicht mehr, ob er lernen wolle oder nicht, und eine Woche lang ließ Iwan Jermolajewitsch kein Wort über Schule und Unterricht fallen. Er hatte seine Plage mit dem Heu und dachte nicht an diese Dinge. Aber da widerfuhr es ihm abermals, daß er auf der Bahnstation unter Leute kam und mit unruhigen Gedanken heimkehrte. „Nein, er muß unbedingt lernen! Es geht nicht anders. Es ist eine solche Zeit.“ Und damit begann er sich wieder über Mischka zu ärgern.

„Diesmal werde ich dich hinkriegen,“ sagte er, „du sollst mir nicht mehr entlaufen. Ich kenne dich jetzt. Ich werde mit dir nicht erst reden.“ Und in der That sagte er Mischka nichts von seiner Absicht und traf mit mir eine Verabredung: Ohne gegen jemand etwas verlauten zu lassen, wollten wir einen Tag auswählen, Mischka auf den Schlitten setzen und ihn nach einem andern Dorfe bringen, das etwa zwölf Werst entfernt an der Eisenbahn lag. Dort würden wir ihn unversehens in die Schule stecken und in Kost und Wohnung geben. Dort hatte Iwan Jermolajewitsch Bekannte, die auf ihn acht haben und, falls nötig, ihm eins ins Genick geben würden. „Das macht nichts. Er kann es aushalten. Er ist ein gutes Vieh.“

In der That, Mischka ahnte nichts, als Iwan Jermolajewitsch befahl, das Pferd zu schirren, mit dem Bedeuten, daß er nach der Mühle fahre. Wie immer half er anspannen, wobei er es liebte, das Pferd an der Schnauze zu ziehen, diese hin und her zu bewegen und es wie ein großer Bauer anzuschreien.

Das Fuhrwerk war bereit. Da plötzlich sagte Iwan Jermolajewitsch zu Mischka: „Zieh dich an! Du fährst mit mir.“

Mischka wurde weiß wie Leinwand. Er fühlte, daß er meuchlings überfallen werde, sprach jedoch kein Sterbenswort, sondern kleidete sich an. Jetzt kam auch ich zu Hilfe. Wir nahmen Mischka zwischen uns, und fort ging es.

Mischka schwieg wie ein Steinbild, aber in einem Blick, den er gelegentlich auf mich richtete, las ich einen furchtbaren Protest. Er wußte nicht, wohin wir fuhren, aber er vermutete es. Auf dem guten, hartgefrorenen Wege kamen wir wie der Wind nach dem Dorfe, wo die Schule war, und machten die ganze Sache in weniger denn einer Stunde ab. Dem Schulhaus gerade gegenüber fanden wir bei einer alten Witwe, deren Enkel ebenfalls die Schule besuchten, Wohnung für Mischka, gaben Vorschuß, führten dann Mischka zum Lehrer und gaben auch diesem Vorschuß, worauf der Lehrer unverzüglich unsern Mischka in die Schule brachte, in der bereits vierzig Kinder saßen und wie die Fliegen summten.

Der Uebergang von dem heimatlichen Dorfleben, wo ihm alles vertraut und interessant war, zur fremden und langweiligen Schule, von den Bekannten zu Haus, unter denen Mischka sich bereits als „großen Burschen“ zu betrachten begann, in einem Schwarm wildfremder Jungen war ungemein rasch und schroff. Mischka hatte sicherlich gute Nerven, aber als ihn der Lehrer mitten in das Schülergedräng setzte, erglühte der Kleine und brannte vor Verlegenheit.

„Gerade so muß es sein,“ sagte Iwan Jermolajewitsch, als wir die Schule verließen, vor der er selbst übrigens nicht weniger erschrocken war als Mischka. „So muß man direkt unter das Beil. Er wird sich auf die Art schneller abschleifen. Man muß ihn mit einem Schlag betäuben. So wird er ausweichen. Gott sei Dank, daß es direkt gekommen ist. Es macht nichts. Dabei soll's bleiben!“

So Iwan Jermolajewitsch, worauf wir wegfuhren.

Unterwegs kamen wir zu einem Huf- und Kurschmied Namens Lepilo, bei dem sich gerade ein Pferd Iwan Jermolajewitschs in Behandlung befand. Lepilo war ganz zufällig Kurschmied geworden. Das Geschäft hatte es so mit sich gebracht. Zuerst war er simpler Hufschmied und beschlug Pferde. Die Bauern aber pflegten ihn um Auskunft zu fragen, ob er nicht wisse, warum das Pferd hinke, warum ihm da und da das Bein geschwollen sei, und so weiter. Fünf Jahre lang hatte Lepilo auf diese Fragen geantwortet:

„Ich weiß es nicht. Woher soll ich es wissen?“ und so weiter. Dann aber fing er an, allmählich auch Antworten zu geben wie diese: „Ist's geschwollen? Ja, es ist geschwollen, es bildet sich eine Geschwulst. Daher kommt's.“ Oder: „Es hinkt. Es hinkt von einer Krankheit. Es giebt eine solche Krankheit.“ Und daraufhin begann er zu kurieren. Auf diesen Gedanken aber hatte ihn seine Frau gebracht.

„Was ist's mit dir?“ hatte sie gesagt. „Wer

soll kurieren, wenn nicht du? Wenn andre Kurschmiede da wären, dann wär's was andres. Du läßt ja den Profit aus."

Meiner Treu, sie hat recht, dachte Lepilo und begann nach und nach sich an die Heilkunst zu gewöhnen. Wie bekannt, stellt bereits ein ganz gewöhnlicher Lappen, wofern man nur eine kranke Stelle damit umwickelt, an und für sich ein Heilmittel dar. Dergestalt begann Lepilo mittels unterschiedlicher Lumpen, wie er sie in der Nähe des Hauses fand, zu heilen. Er wird doch nicht erst zehn Werst weit in die Apotheke gehen, und was sollte er auch dort kaufen? So streicht er denn allen Schmutz seines Hofes auf den Lappen, mengt zuweilen einen Unrat mit dem andern und bekleistert damit die Fetzen. Manchmal geschieht es wohl auch, daß die Frau Asche aus dem Ofen, Ruß oder sonst etwas Unnützes auf einem Blech herausgeschleppt bringt und zu ihm sagt: „Da!" Lepilo weiß, was dieser kurze Ausdruck bedeutet und wirft Asche und Ruß in den präparierten Dreck. Die einzigen Heilmittel, die er sonst gebrauchte, und die gewissermaßen ihren Namen verdienten, waren Branntwein, Terpentin, Vitriol und in neuester Zeit auch Petroleum. Daß auch glühendes Eisen unter den Heilmitteln des Schmieds Lepilo eine Rolle spielte, versteht sich von selbst. Nichts war ihm leichter, als eine Eisenstange zu erhitzen und damit an die kranke Stelle zu fahren. Ist das doch auch eine Arznei und wird bezahlt.

Wir kamen zu Lepilo, besahen uns das kranke Pferd, um dessen Bein ein Lappen mit einer auf die beschriebene Art hergestellten Schmiere gewickelt war, begaben uns dann in einen Laden, um Einkäufe zu machen, saßen hierauf ein paar Stunden in der Stube, wärmten uns, plauderten und kamen gemächlich gegen ein Uhr nachts heim.

„Mischka ist zurück," war das erste Wort, mit welchem die Frau Iwan Jermolajewitschs uns empfing, als wir vor der Treppe seines Hauses anlangten.

Sowohl ich als Iwan Jermolajewitsch waren unaussprechlich verwundert.

Iwan Jermolajewitsch kroch aus dem Schlitten und trat schweigend in die Stube. Ich begab mich ebenfalls schweigend nach Hause. Es war schon spät, und so sah ich Iwan Jermolajewitsch erst am nächsten Morgen wieder.

„Der Lehrer hat ihn geschickt — er braucht einen Griffel — er braucht ein Buch — Papier —"

Wir besprachen uns über die nötig gewordenen Ausgaben und beschlossen, Mischka mit Geld zum Lehrer zu schicken, der ihm den Griffel und das übrige kaufen sollte. Man sandte ihn andern Tags mit einem Knechte fort. Aber den Morgen darauf erschien er wieder.

„Weshalb kommst du schon wieder?"

„Die Wirtin hat mich hinausgeworfen. Sie betrank sich, fing an mich zu schlagen und jagte mich hinaus. Ich habe noch nichts gegessen, nichts getrunken."

Mischka erzählte eine unerhörte Geschichte von den Thaten der Wirtin.

Allen war es leid um ihn. Besonderes Mitgefühl erweckte der Umstand, daß er sich die Schuhe zerrissen und die Füße wundgelaufen hatte.

Aber Mischutka kümmerte sich während seiner kurzen Anwesenheit weder um das Mitleid noch um die Füße selbst. Er hatte die lange Wanderung durch Schnee und Frost kaum hinter sich, so machte er sich schon wieder daran, nachzusehen, ob alles in der alten gewohnten Ordnung sei. Er lief in den Kuhstall, den Schweinekoben, zu den Schafen und Pferden, in die Kammer, zum Ententeich — alles schnell, förmlich fieberhaft — er riß die Thüren auf, blickte hinein und herum, zählte, schlug wieder zu, flog nach der Kammer, besah und betastete da alles — mit einem Wort: er konnte sich über die Heimat nicht genug freuen. Jedes Staubkörnchen schien ihm teuer zu sein.

Am andern Morgen fuhr Iwan Jermolajewitsch selbst mit Mischka, da es nötig schien, die Sache zu untersuchen. Nach seiner Abfahrt kam der Knecht zu mir und sagte:

„Mischka wird nicht lernen. Nein, er wird nicht."

„Warum denn?"

„Er hat nicht das Zeug dazu. Er ist für die Wirtschaft. Er liebt Pferde, Vieh, aber das Lernen ist nicht für ihn. Es wird nicht gehen. Ich kenne seinen Charakter. Wenn er ein Pferd lenkt oder Heu führt, zittert er vor Freude. Aber das Lernen ... nein, er hat mir selbst gesagt, daß er das alles mit der Wirtin nur so zusammengedacht hat, daß er falsche Worte erzählt hat, alles, damit der Vater ihn zu Lepilo in Kost geben soll, denn dort steht unser Pferd. Er hat es mir selbst gesagt: ‚Als ich unsern Fuchs dort sah,' sagte er, ‚wie er da mit dem kranken Bein stand, da erinnerte ich mich an daheim.' Darum ist er aus der Schule gelaufen. Nein, nein, er wird nicht. Er ist kein solcher —"

Iwan Jermolajewitsch kehrte in tiefer Trauer zurück. Mischka hatte alles gelogen, nicht nur was die Wirtin, sondern auch was den Lehrer betraf. Der Lehrer hatte nicht einmal daran gedacht, ihn wegzuschicken, und die Wirtin gab angesichts einer solchen Unverschämtheit Iwan Jermolajewitsch das Geld zurück. Sie wollte Mischka nicht mehr behalten. Wohl oder übel mußte man ihn bei Lepilo einquartieren. Aber dies geschah nicht, ohne daß ihn Iwan Jermolajewitsch erst tüchtig beim Schopf nahm.

Hiermit jedoch hatten die Leiden noch nicht ihr Ende. Nach zwei Tagen erzählten Bauern, die von der Station kamen, daß Mischka sich dort um die Wagen herumtreibe, beim Beschlagen der Pferde behilflich sei und dafür allgemeines Lob ernte. Aber was schrecklich sei: er beklage sich dort vor den Bauern über die schlechte Behandlung von seinem Vater; man habe ihn geschlagen und aus dem Hause gejagt. Er bitte, ihn aufzunehmen. Vor dem gemeinsten Volk beschäme er den Vater zu Tod.

Iwan Jermolajewitsch geriet vor Zorn außer sich und machte sich sofort auf den Weg, um Mischka zu packen. Dies ging aber nicht ohne einen förmlichen Kampf ab. Eben hat zum Beispiel Iwan Jermolajewitsch den Mischka bei einem Wagen erwischt, aber Mischka entschlüpft unter den Wagen, und Iwan Jermolajewitsch im Schrecken, daß der Junge nicht etwa zerquetscht werde, weiß nicht, was thun. Mischka kriecht unter dem Wagen hervor und läuft davon. Iwan Jermolajewitsch fährt ihm nach. Aber ihn zu finden, ist unmöglich, denn Mischka weiß solche Dinge von seinem Vater zu erzählen, daß man ihn überall versteckt und verleugnet: „Bei uns ist er nicht." Drei Tage hintereinander kam Iwan Jermolajewitsch ohne Erfolg und mit wachsendem Ingrimm nach Hause: „Wart, Halunke, ich werde dich packen! Du kommst, du ko—o—ommst, Halunk! Ich werde dir's eintränken."

Mischka ahnte wohl, was ihm drohte, doch ergab er sich nicht, sondern leistete zähen Widerstand. Woher er die Kraft nahm, so lange Zeit Tag für Tag seine zwölf Werst zurückzulegen, ist unbegreiflich. Endlich aber faßte man ihn und brachte ihn heim.

Damals waren alle auf Mischka so erbost — er hatte so viel gelogen, Vater und Mutter in so schlechten Ruf, in solche Schande gebracht, daß seine Ankunft nicht mehr Freude bewirkte, sondern den einstimmigen Ruf des Elternpaares: „Prügel!"

Ruten waren in Bereitschaft gelegt, und kaum betrat Mischka die väterliche Schwelle, als Iwan Jermolajewitsch dem Knecht zurief: „Halt ihn mal, Fedor!"

Fedor aber weigerte sich und zog sich zurück. Nach seiner Meinung sollte man den Jungen nicht schlagen, sondern loben für den musterhaften Widerstand, den er so einem Lehrer entgegengesetzt hatte.

Auch die Magd weigerte sich und lief davon aus denselben Gründen.

Da entschloß sich die Mutter, ihn zu halten.

Mischka schrie fürchterlich, weinte und wehklagte, aber die Züchtigung wurde schonungslos vollzogen.

Dies bedeutete indes nichts andres als den schließlichen und endgültigen Sieg Mischkas. Nachdem Iwan Jermolajewitsch seinen Zorn ausgelassen, wurde er alsbald still und begann sich höchlich darüber zu wundern, daß all der Verdruß doch nur von dieser Lernerei herkomme. Er fand es unbegreiflich, wozu das Lernen eigentlich dem Mischka plötzlich nötig sein solle, ihm, dessen Anlagen doch so zweifellos und hell zu Tage traten. Was bedeutete seine Lernscheu im Vergleich mit diesem unbeirrbaren Festhalten am Bauernleben, dieser Treue gegen den väterlichen Stand, wie sie sich in seiner Neigung zum Vieh, zu „unserm Fuchs", in diesem unbändigen Drang nach Hause offenbarte, wo jedes Huhn, jede Ente lieb und teuer war? Mit jeder Minute überzeugte sich Iwan Jermolajewitsch mehr und mehr, daß in Mischka ein Familienhaupt heranwuchs, auf das man sich verlassen könne, ein Arbeiter, der mit unzerreißbaren Ketten an seinem Boden hange — und der bisherige Zorn verwandelte sich in Entzücken.

Am folgenden Tage kam Iwan Jermolajewitsch zu mir, erzählte von Mischka, der seinen Teil bekommen hätte, und ging nach und nach zu einem Lobe seines festen, unbeugsamen Charakters über, der kein Nachgeben kenne, und seiner körperlichen Kraft, die in diesem Alter wunderbar sei. „Er hat ja anderthalbhundert Werst in diesen Tagen zurückgelegt," sagte Iwan Jermolajewitsch begeistert. Mit einem Wort, wie Iwan Jermolajewitsch als Oekonom und Bauer die Sache betrachtete, stellte sich in Mischka ein vorzüglicher Junge dar, der sich mit der Zeit zu einem ausgezeichneten Exemplar seiner Gattung entwickeln mußte.

Aber diese Eigenschaften waren es nicht allein, die Mischka Anerkennung und Beifall eintrugen. Nicht wenig wurde er auch für die Streiche gelobt, die er zu spielen wußte, namentlich von seiten des Gesindes. Und in dieser Masse von Lob verschwand vollständig seine Neigung zur Lüge, die Unverschämtheit, die sich nicht scheute, sogar den eignen Vater vor Fremden zu beschimpfen, wenn damit nur ein gewisses Ziel erreicht wurde. Dafür war Mischka geprügelt worden, und so war es vergessen.

Iwan Jermolajewitsch spricht nicht mehr von Bildung und Unterricht, Mischka aber ist, der er war: alles ist verheilt und vernarbt, und als wäre nie etwas geschehen, vertreibt er sich den langen Tag bei Kühen und Schafen, Getreide und Heu.

Ein Unglückszeichen.

Von

Andreas Karkawitzas.

Aus dem Griechischen übersetzt von Karl Dieterich.

Sonnenuntergang ereilte uns zwischen Siphnos und Seriphos, zwei und eine halbe Meile unterhalb des roten Chersones. Bis dahin war uns der Nordwest günstig, und mit Vorder- und Hintersegeln waren wir in fünf Stunden von Mykonos heruntergekommen. Die Brigg des Kapitän Kremydas war flink und konnte bei gutem Wetter leicht acht bis zehn Meilen die Stunde machen. Aber von hier aus weiter machte sie kaum drei in der Stunde. Denn plötzlich fuhr aus der Richtung von Milos mit einem harten und unaufhörlichen Getöse, als brauste er durch einen unendlichen Schilfwald, der Südwest daher und verschlug uns auf einmal unterhalb Kimolos. Kaum war Kapitän Kremydas in dem Getöse zur Besinnung gekommen, so ließ er die Segel reffen. Aber ehe er es noch sagte, hatte schon das Wetter ausgetobt, und bald gerann das Meer und wurde zu einem stehenden Teich.

„Vorwärts, zum Teufel!“ ächzte Kapitän Kremydas voll Wut. „Einmal bringt er uns zum Sinken, ein andermal kommen wir nicht vom Fleck!“

Kapitän Kremydas war ein Fünfziger, untersetzt, stämmig, mit einem Kopf so rund wie eine Kanonenkugel, einem feuerroten Gesicht, schneeweißen Haaren, kleinen, kreisrunden Augen, rotblonden Brauen und Schnurrbart, mit heiserer und schwerer Stimme, gleich dem Rollen der Woge, die sich an den Riffen des Strandes bricht, und mit einem so arglosen Herzen, daß ihn selbst ein kleines Kind hintergehen konnte. Vom Matrosen an war Kapitän Kremydas unermüdlich im Arbeiten und Zusammenhalten. Nach und nach hatte er sich Geld gespart, ein altes Segelboot gemietet und trieb nun hier sein Gewerbe auf eigne Faust. Dann wurde das alte Segelboot sein Eigentum; er dehnte nun seine Fahrten bis nach Attalia aus, und, als er die Brigg erworben, selbst bis ins Schwarze Meer. Damals waren noch andre Zeiten; das Meer warf etwas ab, und wer zu sparen wußte, Matrose oder Kapitän, hatte bald Haus und Hof.

Heute war Kapitän Kremydas voll Gift und Galle. Als wir vom Schwarzen Meere herunterkamen, da legten es die Matrosen, die seine Landsleute waren, darauf an, ihn an seine Heimat und seine Häuser zu erinnern.

„He, Kapitän, wenn nun so ’n Unglückskind hier drunter wär’, und es käm’ ein steifer Nordost in den Sund gefahren, wir kriegten Sturm bei Kap Doro,*) und es kreuzte unsre Brigg unterhalb des Tsiknias!“ **) sagte der eine.

„Statt Tsiknias solltest du lieber Mykonos sagen!“ meinte der andre und sah dem Kapitän gerade ins Gesicht.

Der wandte seine Augen nach der andern Seite, als höre er nicht, und begann so lange ein Gespräch mit dem Steuermann Barbatrimis. Und wenn sie ihn mit ihren Worten belästigten und mit ihren Blicken, die noch zudringlicher und hämischer waren, dann riß er seine rote Mütze ab, und blaurot werdend wie eine Tollkirsche sagte er zum Steuermann:

„Verflucht der Kapitän, der Landsleute anwirbt! An der Mastspitze sollst du mich zappeln sehn, wenn ich nochmal einen Mykoniaten in meine Brigg nehme!...“

Die Matrosen duckten sofort den Kopf und stoben auseinander, blutrot vor Scham, das traurige Lächeln wie versteinert auf den Lippen und mit einer Thräne, die fein und fast unsichtbar in ihrem Augenquell stand. Und der Kapitän, ärgerlich, daß er sie geärgert hatte, und wütend, weil sie ihm festeingeschlummerte Erinnerungen gewaltsam geweckt hatten, ging fort, in seinen Schuhen das Verdeck entlang schleifend, in der Absicht, recht furchtbar und grimmig auszusehen, und schloß sich in seine Kabine ein.

Kapitän Kremydas’ Herz schlug vor Sehnsucht nach seinem Mykonos. Er hatte dort sein liebes Weib, die große, brünette Elephanto, mit einem kleinen Kinde in der Wiege und einem unterm Herzen zurückgelassen. Aber das widrige Wetter hatte uns lange im Schwarzen Meere aufgehalten, und anstatt nach Marseille zu gelangen, hatten wir noch nicht den halben Weg zurückgelegt.

*) Vorgebirge von Euboea.

**) Bergspitze von Tinos, gegenüber Mykonos.

Aber nun war da ein Unglückskind an Bord: es machte sich ein kräftiger Nordost auf und fuhr in den Sund, wir bekamen Sturm am Kap Doro, und unsre „Evangelistra“ kreuzte vor Kap Tsiknias. Als der arme Kapitän Mykonos vor sich liegen sah, wie sollte er sich leichten Herzens davon losreißen?

Anstatt aber von Reigen und Spiel, von Freunden und Verwandten begleitet in die Brigg zurückzukehren, kam er sprachlos und verstört wieder, wie der Tsiknias, wenn er sich rüstet, den wilden Nord loszulassen. Und wenn er auch jetzt auf der Fahrt das Vorderteil nach Südwest zu halte, waren doch seine Augen nach Nordost gerichtet, und mitten unter den glänzend weißen Häusern und den schönen Kirchen, den sanften Abhängen und den felsenumschlossenen Hafenbuchten von Mykonos sah er immer nur ein Häuschen und darin sein Weib, das im Bette lag und mit dem Tode rang; wie sie ihre hellen und feuchten Augen hier- und dahin wandte und mit schwacher Stimme langsam vor sich hinsprach: „Wo bist du, lieber Manolis, armer Kapitän?“ Wie sollte er da Ruhe finden, der Kapitän Kremydas? Er lief mit großen Schritten vom Hinter- bis zum Vorderdeck, wie der Löwe im Käfig; bald sprach er laut allein, bald gestikulierte er ohne Grund, bald raufte er sich in den Haaren, stieß seinen Kopf gegen den Mast und fluchte über sein Geschick und sein Gewerbe. Und es ist wahr: welch Gewerbe trennt so lange Mann und Weib als die Schiffahrt?

Auf der Brigg waren alle Segel aufgespannt, vier vorn und fünf am Hintermast, aber das Schiff blieb unbeweglich, wie in festem Schlafe. Man meinte, es schlüge Wurzel auf dem Grund und wollte anfangen zu keimen. Schwüle Schläfrigkeit herrschte rings bei Beseeltem und Unbeseeltem, von den Menschen bis zum Schiff, vom Meer bis zum Himmel. Kaffeebraune Wolkenfetzen hingen riesigen Spinnen gleich hier und da, und ein aschroter Staub lagerte leicht rings auf Festland und Meer. Bisweilen wurden die Segel vom Winde bewegt, blähten sich etwas auf und legten sich auf die Seite. Wir durchfurchten eine Strecke lang das Meer unter sanftem Murmeln, das auch etwas Einschläferndes hatte. Dann legte sich der Wind, schweigend wogten die Segel, die Seile schlenkerten, ringelten sich und schlugen gegen das Verdeck, bis sie schließlich regungslos und tot niederfielen. Und Kapitän Kremydas murmelte wiederholt giftig, indem er sich auf die Zähne biß:

„Vorwärts, zum Teufel! Einmal bringt er uns zum Ertrinken, ein andermal kommen wir nicht vom Fleck!“

„Nur ruhig, Kapitän, gleich nimmt der Süd zu,“ sprach plötzlich zu ihm der Steuermann Barbatrimis. „Sieh nur, was für eine Mauer er bei Cerigo aufgebaut hat.“

Wirklich, unterhalb Cerigos türmten sich schwarzrote Wolken vierfach übereinander, und dahinter schoß die untergehende Sonne zwischen fransenbesetzten Spalten, aus dunkelgelben oder blutrot gefärbten Höhlen, Bündel von Strahlen hervor und badete die liebliche Schöpfung in Strömen ätherischer Lichter und Farben. Man sah das Meer sich bläulichweiß färben, ganz wie mit Schuppen bedeckt von dem Hauch der Abendbrise, sah die langgestreckten Silhouetten der Inseln sich wiederspiegeln, gefurcht von den Strömungen und über und über von Straßen und Fußpfaden durchzogen wie ein weites Kreidefeld. Und die Inseln und Küsten rings umher, Milos und Erimomilos, das die wilden Ziegen ernährt; dahinter Siphnos und Seriphos mit seinen scheckigen Eseln und noch scheckigeren Bewohnern; Naxos weiter oben und Paros mit seinen Marmorbrüchen; das bucklige Polybos und Kimolos, den Salamander; Sikinos und Pholegandros diesseits, unterhalb zur Seite Jerakunia, wie ein Edelstein auf dem weiten Meere von den Wogen umhergetrieben, und Petrokaravo, — alle sah man, jede nach ihrer Eigenart, eine Farbe aufnehmen und tausend zurückstrahlen; man sah, wie ein Strahl auf die Uferkiesel fiel, auf das Gestein des Berges, auf die Scheiben der Häuser, auf den Rasen des Bergrückens, und wie dann eine goldigrote, blendende Flamme daraus emporloderte. Und man sah die eine Insel hier mit einem Wölkchen luftgewoben auf dem Gipfel, die andre dort mit einem dunkelblauen Nebelgürtel um die Hüfte geschlungen; die hier mit safranfarbiger Spitze, die dort mit einer Burg gekrönt; die weiterhin mit einem blendend weißen Dörfchen, wie eine Handvoll Schnee, die der grimme Winter in dem Rinnsal vergessen hatte. Und zur Rechten, auf dem Meere, das sich dehnte wie eine Seidendecke, bis hin zu den Buchten und Vorgebirgen Rumeliens und Moreas, an den krystallenen Himmelsfesten, schienen wie mit der Feder hingezeichnet die Schiffe, die gingen, und die Dampfer, die kamen, und der schwarze Rauch, wie er, geadelt von dem Kuß der Sonne, emporstieg und in goldblonde Flocken sich auflöste, die dann der Wind verwehte. Und hoch am Himmel sah man eine Wolke von Vögeln wogenartig flattern und ihre schneeweiße Brust silbernen Blättern gleich erglänzen, die der Wind aus einer Goldwerkstätte entführt hatte; und unten von dem nahen Strande her hörte man das Summen des Festlandlebens heranwogen, wie ein bestrickendes Sirenenlied, voll von Jubel und Lachen, frei von Bitternis und Thränen. Und außer dem Kapitän, den die Sorge um sein armes Weib unempfindlich gemacht hatte, hatten wir alle uns hinten

niedergelegt und dehnten Leib und Seele, um das Paradies einzusaugen, mit deutlicher Eifersucht in den Augen gegen die, die es genießen konnten. Und plötzlich, ich weiß nicht, wie, senkte das glänzende und farbenreiche Bild, das ich um mich hatte, ein sanftes Glück und eine noch sanftere Wehmut leise in meine Kinderbrust, daß ich mich davon freimachen, sie hinausjauchzen mußte, wenn sie mich nicht ertränken sollte in ihrem reißenden Schwalle. Und da fand ich kein andres Mittel, als daß ich das Liedchen anstimmte:

„Des Seemanns Mutter backt dem lieben Sohne Zwieback! —
Sie backt ihn wohl mit Thränen und knetet ihn mit Seufzen“ ...

„Satanskerl, daß ich dir nicht das Steuer am Kopf zerschlage!“ unterbrach mich plötzlich die wilde Stimme des Kapitäns.

Ich vergaß sofort Singen und Gefühle und verkroch mich in eine Ecke des Hinterdecks wie ein geprügelter Hund. Plötzlich erhebe ich meine Augen und sehe im Hintermars vor dem untern Segel eine Eule sitzen. Ihre schwarzen Krallen, ringförmig gekrümmt, umklammerten die Ränder des Korbes und stützten ihren Körper, der so regungslos dasaß, als wäre er künstlich; es war die schönste Eule, die ich mein Lebtag gesehen habe! Und wenn es wahr ist, daß die Eule einmal eine Frau war, und daß ihr das Rebhuhn das Futter ihres Jungen gab, um es der schönsten zu geben, da fand sie keine andre als die Eule, — so hatte sie nicht so unrecht. Ihr Gefieder mit den herablaufenden, erbsenfarbigen Linien, spärlicher auf der vorspringenden Brust, dichter auf den Flügeln und dem Rücken, schimmerte wie reine Seide und ging weich wie Schnee in die scherenförmigen Flügelspitzen über, die sich mit dem Schweif vereinigten und als breiter Vorhang hinter den buschigen Rohrfüßen niederfielen. Und was für ein Mondgesicht sie hatte! — Ihr kugelrunder Kopf, nach hinten ausladend wie eine Nuß und vorn wie eine vollständige Platte, saß zwischen den Schultern wie der Vollmond zwischen zwei Bergrücken. Aus seinem Zentrum sprang die Nase hervor wie ein Dreieck, mit der Spitze oben und der Basis unten, und dort setzte der Schnabel an den Knochen an, spitz und gebogen wie eine Sichel. Links und rechts von der Nase glotzten aus Höhlen, die von zarten Flaumfedern umsäumt waren, die Augen hervor, ohne Lider, kühn, kreisrund, mit ihrer Hornhaut, die von einer hellgelben Flüssigkeit übertüncht war, und mit der Pupille, die, schwarz und groß, unbeweglich festsaß, wie ein Stein im Ringe, der schön in seinen Reif gefaßt ist. Und rings umher, vom Zentrum nach der Peripherie zu, zogen sich feine Flaumfedern gebogen hinauf und bildeten einen Kranz. Und wie sie so zusammengeduckt dasaß, mit den Augen rings ins Blaue starrend, da machte sie gar nicht den verhaßten Eindruck, den sonst immer die Eule macht; sie glich einer Hausfrau, die ihre Arbeiten beendet, sich gewaschen und gekämmt hat und nun vor der Thüre sitzt, um ihren Mann zu erwarten. Ich bekam Lust, mit dem bösen Vogel zu spielen, und begann ihn zu necken, indem ich Hände und Füße bewegte: „Xixixi! — Xixixi!“

„He, was machst du da?“ ruft mir der Kapitän zu.

„Eine Eule sitzt im Korbe.“

„Eine Eule!“ — spricht er mit wilder und entsetzter Stimme, als hörte er, es sei der Teufel selbst.

Er stand sofort von seinem Platze auf und ging, nach der Eule zu sehen. Doch der Vogel flog, sowie ich meine Hand erhob, um sie ihm zu zeigen, hinüber auf die andre Seite; der Kapitän verfolgte ziemlich lange sein unruhiges Geflatter, und dann, als hätte er nicht die Kraft, wieder auf seinen Platz zu gehen, setzte er sich wie festgebannt auf dem Dache der Kajüte nieder. Dort blieb er lange mit gebeugtem Haupte sitzen; dann sagte er, mir gerade in die Augen sehend, mit halb gebrochener Stimme:

„Ein Unglückszeichen, mein Junge; ein großes Unglückszeichen! — Hast du gesehen, wie der Unselige sich nach links wandte? — Wäre er nach rechts geflogen, hätten wir gute Fahrt; aber so ist es ein böses Zeichen. Entweder bei uns oder zu Hause wird es ein Unglück geben!“ —

Auch ich hatte damals den gleichen Gedanken. Die Eule, heißt es, war früher ein Mädchen gewesen, ihrer Mutter Lieblingskind, die Schwester des Konstantin, und hatte noch acht andre Brüder. Ihre Mutter hegte und pflegte sie und ließ ihr kein Haar krümmen.

„Sie wusch sie und flocht ihr im Dunkeln den Zopf,
Strählt kraus ihr das Haar bei des Morgensterns Schein!“

Wie sie zwölf Jahre alt wurde, kamen Freier und wollten sie als Frau mitführen, weit weg nach Babylon. Die Mutter und die acht Brüder wollten sie nicht so weit fort lassen; sie konnten die Trennung von ihr nicht ertragen. Aber Konstantin bestand darauf, und jeden Tag wiederholte er zur Mutter:

„So gieb in die Fremde sie, Mutter, doch hin,
Bin ein Handelsmann ja, hab' dort ein Quartier.“

Mit vielem Reden und Flehen brachte es Konstantin endlich dahin, Arete von der Familie zu trennen. Es dauerte aber nicht lange, so bestätigten sich die Sorgen der unglücklichen Mutter. Eine schreckliche Pest befiel das Land. Sie fegte alles fort, hoch und niedrig, und mit ihnen auch die neun Brüder. Die Mutter, einsam und verlassen, weint und jammert an den kalten Grabsteinen der acht Söhne; aber vom Grabe des Kaufmanns stößt sie mit dem Fuße die Platte fort und brüllt und flucht hinein: —

„Steh auf, Konstantin,
Als Zeugen riefst Gott und die Heil'gen du an.
Sei's zu Freud' oder Leid, sie zu schaffen zur Stelle!"

Der Fluch der Eltern, wie auch ihr Segen, wird erhört. Konstantin wird, halbverwest, aus dem Grabe aufgerüttelt,

„Nimmt die Wolke als Roß, als Zügel den Stern,
Den Mond als Genossen und bringt sie herbei."

Wie die bekümmerte Mutter die Tochter erblickt, traut sie kaum ihren Augen. Und als sie sie schließlich erkennt und erfährt, wer sie aus der Fremde geholt hat, da bricht ihr alter Körper tot zusammen, elend von Sünde und Martern. Und Arete, inmitten jener furchtbaren Ausrottung ihres Geschlechts, fällt vor Gott nieder, bittet und sagt:

„Gott, mache zum Vogel, zum Nachtvogel mich,
Daß in Oede ich irrend die Brüder beweine!"

So wurde die bildschöne Maid zur Eule. Sie veränderte ihre Gestalt, aber nicht ihre Seele. Die Vertilgung ihres Geschlechts verfolgte wie ein göttlicher Fluch noch ihr Geflatter, und wohin sie kommt und sich setzt, bringt sie auch Vertilgung und Verwüstung mit. Da sie nun auf unser Schiff kam und sich dort niederließ, kam sie gewiß nicht zum Heile. Doch um den Kapitän zu trösten, stellte ich mich gleichgültig.

„Ach, glaub doch nur so was nicht, Kapitän," sagte ich ihm; „Gott gut, alles gut!"

Kapitän Kremydas sagte nichts, sondern ging, traurig den Kopf schüttelnd, hinunter in seine Kabine.

„Er geht, eine Kerze mehr anzuzünden," sagte leise der Steuermann Barbatrimis. Die Bußen und Kerzen hatten kein Ende genommen, seitdem wir von Mykonos fort waren.

Kapitän Kremydas war wirklich sehr fromm. Seine Kabine sah von Heiligenbildern und Lampen wie eine Kirche aus. Im Hafen, wenn wir vor Anker lagen, oder bei Windstille auf dem Meere that er nichts andres, als religiöse Bücher lesen, und sang so viel, als wäre man auf einem Schiffe vom heiligen Berge.*) Von Buße und Fasten erst gar nicht zu sprechen; denn darin übertraf er den heiligen Antonius selbst. Wohin sollte er sich auch jetzt flüchten, um demütig zu flehen für die Rettung seines Weibes, als zum Göttlichen?

Sodann war es auch nicht das erste Unglückszeichen, das dem Kapitän begegnete. Bevor er noch von Hause aufbrach, um zur Brigg hinabzugehen, waren ihm alle Zeichen ungünstig und widrig. Zuerst, als er einen Kapitän suchte, der seine Brigg fahren sollte, um selbst zurückzubleiben und seine Frau zu pflegen, fand er keinen; alle waren mit ihren Schiffen fort. Dann, wie er sah, daß günstiges Wetter eintrat, und er sich zur Abreise entschlossen hatte, war es gerade Dienstag, und er schob es auf. Er macht sich am Mittwoch auf, an den Strand hinunter zu gehen, und das erste, was er vor sich sieht, ist — eine Ziege. Was soll er machen? Er kehrt also wieder nach Hause zurück. Endlich am Donnerstag, mit tausend Vorsichtsmaßregeln, nachdem er zuerst seine Verwandten vorausgeschickt hatte, um die Straßen und die Winkel zu untersuchen, und die Weiber vorangegangen waren, um jede böse Begegnung zu verhüten, gelang es ihm, in die Brigg zu kommen. Und nicht nur das, nein, selbst des Nachts, wo er zu Hause wachte, saß die Eule beständig auf dem Dache und stieß ihren blutdürstigen Ruf aus. Auch jetzt, meinte man, folgte sie seinen Schritten und dachte nicht daran, sich von dem Schiffe zu trennen. Es dauerte auch nicht lange, so kam sie wieder und setzte sich auf den Mast. Sie saß dem Kapitän zugekehrt und heftete ihre großen, runden Augen gerade auf ihn, als wäre er ein Kadaver, und sie wollte ihn zerfleischen. Sowie ich sie sah, suchte ich sie durch Gestikulationen zu verscheuchen; damit sie nicht der Kapitän sähe und seine Unruhe vergrößerte. Aber soviel ich auch thun mochte, die Versuchung wich nicht. Zuweilen drehte sie sich um, und sah einen Augenblick meine Gestikulationen mit an, dann drehte sie plötzlich mit großer Gleichgültigkeit den Kopf auf die andre Seite, mit einer so verächtlichen Miene, als wollte sie mir sagen: „So pack dich doch fort!" —

Endlich kam der Kapitän wieder und sah die Eule; wie er sie erblickte, schauderte ihn.

„Zurück von mir, Satan!" sagte er und bekreuzigte sich. Er hob die Augen auf und blickte dem Vogel fest ins Auge. Und der wieder blickte dem Kapitän auch gerade ins Auge, mit derselben Ausdauer, als wollte er ihn behexen. Und wirklich behexte ihn zuletzt die Versuchung. Der Kapitän kam zurück und wurde bleich wie eine Kerze. Dann auf einmal änderte er die Farbe und wurde dunkelrot: das Blut schoß ihm ins Gesicht, wie um ihn zu ersticken. Seine Haare sträubten sich, seine Augen schossen Blitze, und sei es vor Zorn, sei es von der Behexung, er fing an, am ganzen Leibe wie Espenlaub zu zittern. Er sah den Vogel an und ließ nicht ab, mit Zorn und Klagen zu murmeln, wie eine ungerecht gequälte Dulderseele:

„Pfui, ich beschwöre dich bei der Raute, Versucher! Was willst du von mir, Ruchloser? — Fort von mir, straf mich nicht; so laß mich, einen armen Familienvater, doch sein Brot verdienen!"

Aber der Vogel verstand nichts davon; regungslos blieb er auf seinem Platze, die Krallen fest an

*) Hagion Oros, d. h. der Athos, der jetzt mit Klöstern wie bedeckt ist.

das Holz gedrückt, wie eine ägyptische Gottheit, die von ihrem Postament herab unbeweglich die Klagen und die Bitten ihres Verehrers anhörte. Von Zeit zu Zeit neigte sie den Kopf leicht auf die Seite, als hörte sie Sehertöne, die der blutig gefärbte Aether von weit her herantrug. Dann erhob sie ihn schroff, mit den großen, glitzernden Augen regungslos, ohne Ausdruck und Leben in die Luft starrend, abgewandt vom Irdischen, als wollte sie die Sehertöne erklären; und plötzlich senkte sie den Kopf mit einem drohenden Ausdruck des Selbstbewußtseins, als wollte sie sagen: „Sieh nur ja zu: wenn ich will, dann wehe und dreimal wehe deinem Hause!" —

Darauf steckte sie den gekrümmten Schnabel in ihre zottige Brust, sträubte die Flaumfedern ihres Kopfes wie hakenförmige Schuppen empor, glotzte mit ihren flammenden Augen, nahm die Miene eines wütenden Tieres an, so daß man meinte, sie wollte ein großes Unglück anrichten, und schonungslos zerriß sie ihr Fleisch, um sich Luft zu machen. — Wie der arme Kapitän sie so sah, schlug er die Augen nieder und lief zitternd fort, um sie nicht noch mehr zu reizen. Aber ungeduldig, nervös, ganz erhitzt blieb er, nachdem er eine Weile auf dem Verdeck hin und her gegangen war, gerade unter der Rahe stehen, und die Arme eilig auf der Brust kreuzend, hob er voll Furcht und Mut zugleich den Kopf empor und sprach zu ihr:

„Fort mit dir! Zieh in Frieden; geh mit Gottes und meiner Eltern Segen; laß mich doch meines Weges ziehen und straf mich nicht! — Fort, du Schändliche, Hündin, Scheusal, Auswurf! — Scher dich zum Teufel!" —

Und die Stimme des armen Kapitäns stieg allmählich von dem anfangs sanften und flehenden Tone immer höher, je mehr seine Wut zu kochen begann, und schließlich schäumte sie vor Schmähungen über, wie die Woge, die an die eine Küste weich und kosend heranplätschert und an der gegenüberliegenden zur furchtbaren und schrecklichen Weltverwüsterin wird. Aber der Vogel, wie befriedigt über sein Entsetzen und seine Wut, öffnete den Schnabel, zeigte eine kleine, spitzige Zunge und einen blutigroten Rachen und sperrte ihn weit auf mit verächtlichem Lachen. Und wie Kremydas das sah, wurde er immer hitziger; er fluchte, schimpfte, gestikulierte und biß sich trotzig in den Finger, bis er blutete.

„He, bring mir die Büchse!" ächzte er plötzlich vor Wut; „bring mir die Büchse, daß ich ihm 's Blut abzapfe!"

Ich machte mich auf, die Büchse zu holen. Aber er hatte keine Geduld. Mit großen Schritten setzte er übers Verdeck wie ein Toller, kam zuerst in der Kajüte an, riß die rostige Flinte herab, und von der Treppe aus feuerte er sie, ohne zu zielen, auf den Vogel ab.

Man vernahm einen harten Knall, aber weiter nichts. Der Hahn fiel nieder, aber er traf nicht die Pfanne. Wir waren alle wie starr. Unglückszeichen über Unglückszeichen! Alles ging heute schief! Hätte die Flinte getroffen, wäre der Vogel getötet worden, so wäre damit das Unglückszeichen beseitigt gewesen, und es hätte keinen andern Ausweg gehabt. Jetzt aber zog es anderswohin. Ganz richtig hatte Kapitän Kremydas gesagt: entweder auf dem Schiff oder zu Hause wird es ein großes Unglück geben!

Bei jenem harten Knall flog die Eule auf. Aber sie flog nicht so weit fort, um uns zu entschwinden; sie flatterte trotzig um die Brigg, durchschnitt pfeifend die Luft mit ihren Scherenflügeln, strich wie ein Schnellsegler über das ruhige Meer, ließ sich plötzlich auf dem Mast nieder, und den Körper zwischen den hochgerichteten Flügeln fest aufsetzend, mit aufgeblasener Brust, den Hals zwischen die dicken Schultern geduckt, stieß sie plötzlich einen scharfen und schrillen Ton aus, der uns das Blut gerinnen machte:

„Kukuwaau! — Kukuwaau!" —

Jetzt war die Sonne untergegangen, und man sah am Horizont nur noch blutigrote Wolken und einen dunkelroten Dunst wie den Abglanz einer großen Feuersbrunst aufsteigen und unmerklich mit der blauen Farbe des Himmels verschmelzen. Drüben bei Cerigo vollendete der Südwind als ein tüchtiger Baumeister seine Mauer, Wolken aufeinandertürmend, tiefschwarz und unregelmäßig wie Blöcke von Bleifelsen, darauf hellere und blaugefärbte, auf die Spitze dunkelblaue, und oben auf die schwanken Zinnen, auf die Türme und Schießscharten, goß er wie ein Goldschmied eine breite Borte von siedendem Goldschmuck, darauf noch eine von lauterem Silber; und ganz oben auf die Spitze setzte er, als seine kostbare Krone und sein Wahrzeichen, den Abendstern, in friedlicher Ruhe und göttlicher Schöne zu leuchten, wie eine Hymne auf die ganze Schöpfung. Und hinter dieser luftgebauten Mauer hervor schoß den lauernde Wind jeden Augenblick Bresche auf Bresche in den Bau, auf den kritischen Augenblick harrend, selbst mit seiner ganzen Heerschar hervorzubrechen und alles zusammen über den Haufen zu werfen.

Aber auch diese Küstenwinde begann das Meer zu spüren; unsre Segel begannen sich zu füllen und das Fahrzeug seinen Lauf zu beschleunigen. Barbatrimis, der Steuermann, der schon lange Zeit nachdenklich den Bau der Wolkenwand verfolgte und sein Auge nach rechts und links wandte wie ein Jagdhund, der in der Luft Spuren des Wildes wittert, sagte plötzlich zum Kapitän: . .

„Kapitän Kremydas, der Südwind wird uns eine steife Brise bringen; ich meine, wir ziehen ein paar Segel ein."

Aber Kapitän Kremydas, von dem Vogel abgelenkt, der die Brigg unaufhörlich umkreiste, als wollte er sie ins Verderben ziehen, sprach gleichgültig:

„Ach was! Es ist Sommerwind; laß ihn nur kommen."

Der Kapitän war ein herzensguter Mensch, ein vollständiges Kind. Nur durfte man ihn um Gottes willen nicht reizen; hatte man ihn gereizt, dann zurück von ihm! Ist doch selbst der Nordwind in den ersten Tagen am stärksten. Jetzt war er wütend über den Vogel und sah weiter nichts vor sich. Er hatte sich vorgenommen, ihn entweder zu töten oder ihn nicht aus dem Auge zu lassen.

„Wenn ich dir nicht das Blut abzapfe, dann will ich nicht mehr Kapitän Kremydas heißen," sagte er und riß voll Wut seine rote Mütze ab.

Er wechselte sofort die Lunte der Büchse, brachte den Hahn in Ordnung, und dem Steuermann das Steuer gebend sagte er:

„Lenke grad auf den Schändlichen los! Beobachte ihn scharf, daß du ihn nicht aus den Augen verlierst."

„Ich meine, Kapitän, wir reffen ein paar Segel; der Süd bringt uns Wind," wiederholte mit leiser Stimme der Steuermann Barbatrimis.

„Ach, so laß ihn doch, alter Dummkopf!" rief wütend Kapitän Kremydas. „Lenke gut und grad auf ihn los, sage ich dir!"

Barbatrimis knurrte wie ein Hund, der bellen will und wieder nicht will, setzte sich ans Steuer und nahm den Griff in die Hand, der ganz in Schuppen geschnitzt war und am Ende einen Schlangenkopf trug. Inzwischen nahm der Wind beständig zu. Die Küstenwinde wurden stärker; die Segel füllten sich, eins nach dem andern, wölbten sich wie riesige Muscheln, die Masten und Winden knarrten, die Seile wanden sich; Barbatrimis gab die Befehle Schlag auf Schlag, die Matrosen liefen von Schote zu Schote; die Brigg hüpfte auf den Wogen wie ein hurtiges Roß auf dem ebenen Felde, und das Hinterteil bestreute das Wasser mit Reis. Aber Kapitän, Matrosen und Steuermann, wir alle achteten weder auf Brigg noch Wetter, sondern nur auf die Eule, die unaufhörlich über uns kreiste, immer nach rechts und links fliegend. Dieses beständige Fliegen nach rechts und links war es, das uns alle entsetzte.

Anfangs erschien uns die Hartnäckigkeit des Kapitäns, es mit einem Vogel aufzunehmen, höchst sonderbar. Außer dem Barbatrimis, der der Aelteste war und noch die alten Anschauungen hatte, waren wir andern mißtrauisch. Aber allmählich vergaßen wir uns einer nach dem andern, ohne es selbst zu merken, und folgten dem Fluge des Vogels. Trotz und Aberglaube kämpften jetzt in uns und bethörten uns. Wir wünschten alle, der Kapitän möchte seinen Zweck erreichen; es schlug uns das Herz, ob nicht vielleicht der Vogel fortfliegen und in der blendenden Luft uns entrinnen würde. Ja, entweder über ihn oder uns mußte das Unglückszeichen hereinbrechen. Wenn er ihn tötete, waren wir, das Schiff und unsre Häuser gerettet. Unsre Häuser, unsre Verwandten und Freunde. Denn wer weiß, ob die Eule nur für den Kapitän bestimmt war und nicht auch für irgend einen andern von uns. Allerdings war er der Herr hier drinnen; er hatte zu befehlen, er hatte ein krankes Wesen zu Hause gelassen. Gleichwohl konnte es auch uns gelten. Wer wollte das sagen? Die Beklemmung befiel uns alle, und das Ende dieses Kampfes bedrückte unsre Seele. Der Kapitän, so konnte man meinen, teilte uns von seinem Zorne mit, und ich kann sagen, hätte uns jemand zu dieser Stunde gesehen, er hätte glauben müssen, wir hätten alle Tollkirschen gegessen, und keiner wäre bei Verstande.

„Da ist er, vorwärts!" schrie einer nach dem andern, mit Händen und Füßen nach dem Kapitän fuchtelnd. Und der, mit seiner Büchse in der Hand, mit emporgesträubtem Haar, mit flammendem Gesicht, lief vom Hinterdeck zum Vorderdeck und vom Vorderdeck zum Hinterdeck, acht gebend, die glotzenden Augen umherrollend, als kämen Seeräuber auf das Schiff los, das er verteidigen wollte.

Aber der Vogel war mit allen Hunden gehetzt. Machte uns der zu seinem Spielzeug wie ein vernünftiges Wesen! Er flog nicht so weit weg, daß wir ihn aus den Augen verloren, blieb aber auch nicht so nahe, daß ihn die Büchse erreichen konnte.

Plötzlich zeigte er sich zu unsrer Rechten, und mit günstigem Winde schoß die Brigg gerade auf ihn los; er flog vor dem Vorderteil her, immer die gleiche Entfernung haltend, wie ein böser Geist, der mit unsichtbaren Schlingen vor dem Schiffe herzog. So kam es unterhalb von Milos an. Da, um vor den lauernden Klippen geschützt zu sein, stoppte die Brigg; aber während wir noch wütend fluchten, daß wir ihn verfehlt hatten, tauchte er plötzlich hinter der Rahe des Hinterdeckmastes auf, um seine weinroten Augen auf den Kapitän zu heften, mit einer Wut, daß man meinte, jetzt würde er sich auf ihn stürzen, ihn zu zerfleischen. Und kaum hatte dieser die Büchse visiert, so stieß der Vogel seinen schrillen Schrei aus, wie Spott und Hohngelächter, und flog kreisend hierhin und dorthin, mit einem zitternden, schweren, unregelmäßigen, wie berauschten Fluge. Und wir, noch mehr berauscht durch ihn, fuhren gerade auf ihn los, mit vollen Segeln, daß die Brigg auf den

schäumenden Wogen tanzte wie ein hurtiges Roß auf weitem Felde. Der Kapitän mit seiner Büchse in den Händen, erschöpft von Kampf und Wut, und wir alle, mit verwirrtem Haar, feuerrotem Gesicht, gestikulierend und irre redend, als wären wir von Sinnen! —

Jetzt stieg der Vollmond hinter dem Gebirge auf Naxos empor, und dem lebendigen, feuerroten Sonnenlicht folgte ein milder und weicher Schimmer, der die ganze Natur im Traumschlummer zeigte. Die fernen Inseln und verfinsterten Küsten schienen sich wie riesige Massen in die Dämmerluft zu flechten und ließen ihre Umrisse mehr erraten als unterscheiden. Die näher gelegenen, wie Kimolos und Polybos, Milos, Erimomilos und Jerakunia, hoben sich deutlich ab, in einen weißblauen Nebel gehüllt, mit ihren Klüften und tiefschwarzen Spalten, ihren Vorgebirgen und helleren Bergrücken, mit ihren sanften Hängen, ihren flachen Rinnsalen und den Küsten ohne Steine und Felsblöcke. Alle, in dem magischen Lichte gebadet, nahmen einen bestrickenden Ausdruck an, als wären es die Inseln der Seligen.

Der Vogel hatte uns bis unterhalb Erimomilos verschlagen, und wir sahen gegenüber auf der Burg von Milos und unten in den kretischen Gewässern Lichter auf dem Wasser tanzen, wie Spiegelungen von Sternen, und zwei große Feuer auf Erimomilos, die sich wie Lichtströme übers Meer ergossen und flackernd bis ans Schiff kamen, daß man meinte, jetzt müßte es sich auch entzünden; und von der entgegengesetzten Seite glitt der Glanz des Mondes herab und beleckte mit silbernen Zungen den über und über schwarz geteerten Schiffsrumpf von einem Ende zum andern, fiel auf das Verdeck, auf die rostigen Ketten und die helle Leinwand, die Anlegepfeiler, die Bootständer und Ankerwinde, auf die Taue und Ruderpflöcke, stieg an den stolzen Masten empor, die mit Eisen, Seilen und Stangen schwer beladen waren, fiel auf die aufgeblähten Segel, schlüpfte zwischen den Kreuzungen hindurch, beleuchtete dies, beschattete jenes, als wäre das Fahrzeug ein gemeißelter Marmorblock, der mitten im Meere emporgewachsen war.

Der Wind ward indes immer stärker; man hörte, wie er in den Seilen und Segeln pfiff und unzählige Töne erschallen ließ, von dem wilden Heulen einer Herde Schakale und Wölfe bis zu dem melodischen Liede und dem schwingenden Pfeifen einer Flöte. Der Steuermann Barbatrimis, immer unruhig wie ein Schiffshund, der das Festland wittert, so weit es auch noch entfernt ist, und in einem fort bellt, horchte jetzt auf den Lärm des Windes, und in dem Augenblick, wo der Kapitän sich ihm näherte, wiederholte er unruhig die Worte:

„Kapitän, der Südwind wird stärker; wir wollen die Segel reffen, meine ich, sonst wird er uns verschlingen."

„Mach, was du willst," sagte der Kapitän mit einem Ausdruck des Ueberdrusses.

Und ermattet, mit Schweiß bedeckt, lehnte er sich keuchend auf die Ruderpflöcke, die Büchse loslassend. Und wie toll vor Zorn schrie er wild:

„Ans Steuer, Barbatrimis! Ans Steuer und gerade los auf ihn!" —

Wir ließen alle die Segel im Stich, und jeder nahm seinen Platz ein. Der Steuermann drehte mit einer Steuerwendung die Brigg von Erimomilos nach Jerakunia zu. Jene Stelle war gefährlich, denn sie hat reißende Strömungen, und leicht kann sie einen verderben. „Du kommst von Erimomilos und gerätst nach Jerakunia," sagten die Alten. Aber Barbatrimis hatte eine nervige und geschickte Hand. Wenn er das Steuer packte, wurde es wie von einem Zucken befallen. Er hatte auch ein so scharfes Auge, daß er die Plejaden unterscheiden konnte, wenn sie erst drei Tage alt waren. Wir hatten also keine Furcht, und mit vollen Segeln begannen wir wieder den tollen Kampf.

Wir waren aber alle wie aufgelöst von Mühe und Schwindel. Mein Nacken war steif vom Drehen, und die Adern traten hervor, dick wie Bindfäden. Es kam so weit, daß ich nicht mehr meinen Kopf nach links und rechts drehen konnte, sondern auch meinen Körper mitdrehen mußte. Jeden Augenblick zog eine schwarze Wolke vor meinen Augen vorüber, ein drückender Schmerz legte sich wie ein eiserner Reif um meine Stirne, und ein Schwindel ergriff mich, daß ich meinte, jetzt würde ich von meinen Füßen herunterfallen.

Und der verführerische Vogel hatte nicht die Absicht, sein Spiel aufzugeben. Schwarz wie eine Handvoll Erde, zusammengeduckt, so schwamm er in dem blassen Aether, ganz langsam, als sorgte er dafür, daß wir ihn nicht aus den Augen verlieren sollten. Und bald zog er Kreise um die Brigg, bald flatterte er niedrig und schoß wie ein Pfeil zwischen den Segeln hindurch über den Steg hinweg, ritt auf dem Vormast, flog unten bei dem Seitenmastsegel hindurch und setzte sich auf den äußeren Fockmast. Und plötzlich flog er mit Geschrei und Flügelschlagen über die Brigg, ließ sich zu dem Hintermast herab, und von da, noch einen Schrei ausstoßend, schwang er sich in die leere Luft hinaus und begann dasselbe Spiel, sein ewiges Umkreisen, von neuem.

„Zurück von mir, Teufel!" sagte der arme Kapitän, sich bekreuzigend und zu Tode erschreckt durch diese Bewegungen.

„Den Kopf will ich mir abschlagen lassen, Kapitän,

wenn dieser Vogel nicht ein Versucher ist," sagte der Steuermann Barbatrimis plötzlich; „nimm die Büchse in die Linke, sage ich, damit er sie dir nicht fortreißt! — Hörst du nicht, wie der Hund nun schon eine Stunde lang knurrt?"

Wirklich, unser treuer Hund, am Hinterdeck niedergestreckt, zusammengekauert, als wollte er sich so klein wie möglich machen, den Schwanz zwischen den Beinen, den Kopf auf seine Vorderpfoten gestreckt, die Ohren herabhängend, öffnete und schloß die Augen und knurrte, ohne es zu wagen zu bellen wegen der Anwesenheit eines bösen Gespenstes. Einen nach dem andern begann auch uns Furcht zu beschleichen, und wir bekreuzigten uns, indem der eine sein Amulett küßte, der andre eine Kerze von der Grablegung in die Tasche steckte, und ein andrer im stillen religiöse Lieder hersang. Der Teufel spielt den Schiffen häufig solche Streiche. Wie der Kapitän den Hund so sah, bekreuzigte er sich und griff mit der linken Hand nach dem Hahn.

Endlich kam ein Augenblick, wo wir uns sagten, nun müßten unsre Qualen zu Ende sein. Die Eule, ermüdet, wie es schien, begann jetzt langsam zu fliegen und sich herabzulassen, und plötzlich schwebte sie nieder aufs Verdeck.

„Ziel auf ihn!" riefen wir alle wie aus einem Munde.

Aber ehe der Kapitän zielen konnte, war die Erscheinung vor unsern Blicken zerronnen wie Quecksilber.

Kapitän Kremydas fing an, die Schuld auf uns zu schieben und uns zu schelten, daß wir es ihm nicht rechtzeitig gesagt hätten. Aber zugleich sehe ich, wie der Steuermann den Steuergriff losläßt, kriechend sich dem Kapitän nähert und mit Gestikulationen ihm auf dem Tau der mittleren Maststange den Vogel zeigt.

„Ziel auf ihn!" — Bum! dröhnte es durch die ruhige Luft, und Schrot und Werg prasselte qualmend dicht auf die Segel nieder, wie wenn sie schwerer Hagel peitschte. Aber zugleich mit jenem Schuß erklang noch ein andrer dumpfer Schlag, wie wenn ein Baum samt Zweigen, Stamm und Wurzeln niederstürzt, und wir fielen alle vornüber aufs Verdeck.

Der Teufel hatte seinen Zweck erreicht. In dem Moment, wo der Steuermann das Steuer verlassen hatte, wurden wir von der Strömung in ihre Strudel gerissen, oberhalb Jerakunia getrieben, und unsre unglückliche Brigg klaffte in zwei Teile auseinander wie eine Nuß. Und aus der dämmernden Einöde der Insel stieg zum letztenmal, noch wilder und blutgieriger, die Stimme der Eule empor wie ein Siegesruf aus Unheil und Thränen.

Kukuwaau! Kukuwaau! —

„Ach, du hast mich vernichtet, Versucher!" — brüllte der Kapitän, seine Haare raufend.

Doch Barbatrimis, der Steuermann, lief freudig herbei und hielt ihm den Mund zu.

„Spei auf deine Brust!" sagte er eilig zu ihm; „spei auf deine Brust und lästere nicht Gott! — Sieh, das Unglückszeichen hat sich in nichts aufgelöst; besser auf dem Schiff als zu Hause!"

Der Kapitän drehte sich um und blickte ihn sprachlos an. Plötzlich war das traurige Bild seines Hauses vor seine Seele getreten, wie es war, als er es und seine Frau verließ, die, bettlägerig und mit dem Tode ringend, die thränenfeuchten Augen hier- und dorthin wandte, ihn zu suchen, und zu ihren Füßen die Kinder, die umherkrochen und weinten, einsam und allein. Und der arme Kapitän fiel unter Schluchzen und Thränen dem Steuermann in die Arme.

„Ja," sagte er mit halberstickter Stimme, als wollte er sie selbst nicht hören, „Gott sei gelobt! Besser auf dem Schiff als zu Hause!"

Weihnachtslied für meine Tochter.

Von **Jaroslav Vrchlický.**

Aus dem Böhmischen übersetzt von Victor Graf Boos-Waldeck.

„Hosianna! Ehre sei Gott in der Höh'
Und Friede den Menschen auf Erden!"
Es jauchzt die Welt — du begreifst das nicht;
Bist klein, mußt größer erst werden.

Das Drängen und Treiben verstehst du nicht,
Das Flüstern, das heimliche Blicken,
Und dann die Freude — Auge in Aug' —,
Wenn Zwei sich die Hände drücken.

Die goldne Nuß am Weihnachtsbaum,
Das Naschwerk im Glanz der Kerzen,
Und unser Lächeln — alles vereint
Zum Traum sich in deinem Herzen.

Meinen Geist, dem nicht die Welt genügt,
Du lehrtest ihn, was er nicht wußte:
Erst jetzt begreif' ich's, daß ein Kind
Die Welt erlösen mußte!

Das Fest der Dächer.

Ein Weihnachtsmärchen

von

Alphonse Daudet.

Aus dem Französischen übersetzt von Guntram Frank.

I.

O, wie die Dächer von Paris diese Nacht funkelten! Welches Schweigen, welche Ruhe, welch übernatürlicher Glanz! Drunten die Straßen waren schwarz von Schmutz, der Fluß träge vom Eis, das klägliche Gaslicht ertrank im Tauwasser der Gossen. Oben, in schwindelnder Höhe, über den Palästen, den Türmen, den Terrassen, den Kuppeln, auf der dünnen Spitze der Sainte-Chapelle und den Tausenden gedrängter Dächer, die sich gegeneinander neigten, glitzerte der Schnee, ganz weiß mit bläulichem Schimmer, und all das bildete gleichsam eine zweite Stadt, ein Paris der Luft, schwebend zwischen der schattenlosen Oede und dem phantastischen Licht des Mondes.

Es war noch nicht spät, aber alle Feuer waren schon erloschen, nicht eine Spur von Rauch wallte über den Dächern. Doch ließen sich die glücklichen Essen, in denen Tag für Tag das Holz flammt und kracht, leicht erkennen an den schwarzen Ringen, die der Rauch um sie herum gezogen hatte, und an dem laulichen Hauch, der in die eisige Luft emporstieg, wie der Atem des schlafenden Hauses. Die andern, frostig, begraben in dickem Schnee, zeigten noch Nester vom letzten Frühjahr, ohne Wärme und Leben, wie sie selbst... Und in dieser Stadt der Höhe, mit ihrem starren Weiß, welches die Straßen von Paris durchschnitten wie ungeheure Sprünge, kreuzten sich die Schatten all der Schornsteine, ungleich, zackig und schwarz wie Bäume des Winters, auf den öden Alleen, die nie jemand betreten hatte als die Pariser Spatzen, deren scharfe, hüpfende Spuren den festen Schnee da und dort ritzten. Selbst zu dieser Stunde trieb sich eine Rotte dieser dreisten kleinen Landstreicher herum, flatterte am Rand einer Dachrinne, und ihr Lärmen allein störte das fromme Schweigen, dies feierliche Harren der Dächerstadt, die mit einem unermeßlichen Teppich von Hermelin überdeckt war, wie für den Durchzug eines Königskindes.

Die Spatzen von Paris.

Zum Kuckuck! Wie kalt es ist! Nicht die Möglichkeit zu schlafen. Umsonst, daß man sich aufbläst, die Federn sträubt, der Frost weckt und peitscht einen auf.

Ein einzelner Spatz (von weitem).

Heda, ihr andern, heda!... Schnell hierher! Ich habe eine alte Esse gefunden mit gegossener Kuppe, wo man sehr spät noch Feuer gemacht hat. Da haben wir's warm genug, wenn wir uns fest dran drücken.

Der ganze Schwarm (zu ihm hinfliegend).

Schaut, es ist wahr. Wie einem behaglich wird! Wie das erwärmt!... Gar nicht zum Sagen. Es lebe die Freude! Piuh, piuh! Kwi, kwi, kwi...

Die Esse.

Wollt ihr gleich Ruhe geben, ihr Windbeutel! Niemand außer euch getraut sich zu schreien in einem solchen Augenblick, wo alles sich zusammennimmt und still ist. Seht, sogar der Wind hält den Atem an. Nicht eine Wetterfahne rührt sich.

Die Spatzen (leiser).

Was ist denn los, Alte?

Die Esse.

Was — ihr wißt nicht, daß diese Nacht das Fest der Dächer ist? Ihr wißt nicht, daß das Christkind kommt, um den Kindern zu bescheren?

Die Spatzen.

König Christkind?

Die Esse.

Ja freilich!... Wenn ihr drunten in den Häusern alle die kleinen Schuhe sehen könntet, wie sie vor der warmen Asche stehen — von allen Arten, von allen Größen, von den winzigen Schühchen der kleinen Strampelfüße bis zu den großen Stiefeln, die so fest auftrappen, daß es durch die ganze Wohnung dröhnt; vom pelzbesetzten Halbstiefelchen bis zu den kleinen Holzpantoffeln der Dürftigen, und bis zu den Stiefeln, die viel zu weit sind für die bloßen Füße, die nur der Zufall damit bekleidet hat, als ob der Arme weder das Alter noch das Recht hätte, ein Kind zu sein.

Die Spatzen.

Und um wie viel Uhr soll er denn kommen, dieser wunderbare kleine Junge?

Die Esse.

Jetzt gleich, um Mitternacht... St! horcht!

Die Uhr (mit feierlicher Stimme).

Dang... dang... dang...

Die Esse.

Schaut, wie dort hinten der ganze Himmel aufleuchtet!

Die Spatzen (mit der Begeisterung der kleinen Pariser Maulaffen beim Feuerwerk).

Ah! Fein!

Die Uhr (fortschlagend).

Dang ... dang ... dang ... Mitternacht!

II.

... Kaum ist der letzte Schlag Mitternacht verklungen, so wiederhallt ein ganzer Schwarm von Glocken von allen Seiten zugleich. Unter den Türmen, die in ihren Schneekapuzen stecken, läuten sie wie für sie allein in der Höhe der Dächer, bald abwechselnd, bald zusammenklingend, das Geläute im tiefen Baß begleitend, bald nah, bald fern, mit der Fülle, mit dem Abschwellen des Tones, wie es durch die Windrichtung sich ergiebt, daß man meint, der Turm müsse sich drehen wie ein Leuchtfeuer.

Die Glocken.

Bim ... bam ... bim ... bam ... Da ist er, er ist es, das Christkind, der kleine König!

Der Wind.

Hü ... hü ... Läutet fest, meine guten Glocken, läutet mit vollem Schwung, noch stärker! Christkind ist da, es folgt mir auf dem Fuße ... Riecht ihr diesen seinen Duft von grünen Stechpalmen, von Weihrauch, von wohlriechendem Wachs, den ich auf meinen Schwingen mitbringe?

Die Glockenklänge.

Dig däng dong ... dig däng dong ... Christkind, Christkind!

Der Wind.

Frisch zu, ihr Essen! Was steht ihr da und sperrt das Maul auf? ... Ruft mit mir Christkind! Vorwärts, ihr Dächer, vorwärts, ihr Wetterfahnen!

Die Essen.

Ui, Ui! ... Christkind, Christkind!

Die Wetterfahnen.

Kra, Kra! ... Christkind, Christkind!

Ein Dachziegel (in übergroßer Begeisterung).

Christkind, Chri ... (in seiner Freude macht er einen Sprung und fällt auf die Straße). Patatra ... beng!

Die Spatzen.

Was für ein Patsch!

Die Esse.

Nun, ihr Spatzen, sonst sagt ihr nichts? ... Jetzt ist es an der Zeit, zu zirpen.

Die Spatzen.

Piuh, piuh, piuh! Kwi, kwi, kwi ... Christkind, Christkind!

Die Esse.

Fliegt doch auf meine Schulter, da könnt ihr besser sehen.

Die Spatzen (auf dem Kamin).

Schönen Dank, Alte ... Ei, wie ist das hübsch, wie ist das hübsch ... All diese rosa, grünen und blauen Lichter, die auf den Dächern tanzen!

Die Esse.

Und dieser Zug von Körben, voller Spielsachen, Bänder, Blumen, Bonbons; der ganze Pariser Winter geht da vorbei, umringt von Vergoldung und bunten Farben.

Die Spatzen.

Was sind denn das für kleine Männer, die die Körbe tragen? Sind das lauter Christkinder?

Die Esse.

Nein doch, das sind die Kobolde.

Die Spatzen.

Wie, was? ... die ...

Die Esse.

Die Kobolde, die Hausgeister jeder Familie, die das Christkind zu allen Essen führen, wo kleine Schuhe harren.

Die Spatzen.

Und das Christkind, — wo ist denn das?

Die Esse.

Der letzte von ihnen allen ist es, der blonde Knabe mit den sanften Augen, mit den goldstrahlenden Haaren, die ihn umgeben wie verstreute Strohhalme aus seiner Krippe, mit den von der frischen Luft geröteten Wangen. Schaut, wie er schreitet... seine Füße streifen den Schnee, ohne Spuren zu hinterlassen.

Die Spatzen.

Wie schön er ist! Wie ein Bild ...

Die Esse.

St! Horcht!

III.

In diesem Augenblicke tönte eine ernste, junge Stimme, rein und hell wie Kinderlachen, durch die eisige Luft, wie sie starker Frost und Mondschein über die Höhen breitet. Das Christkind war auf einem Terrassendach stehen geblieben, und dort sprach es, sich hoch aufrichtend, umgeben von allen seinen kleinen Korbträgern, zu seinem Volke.

Das Christkind.

Guten Tag, ihr Dächer! Guten Tag, meine alten Glockentürme! Die Nacht ist so hell, daß ich euch alle sehe, rings um mich zerstreut in dem großen Paris, das ich liebe ... Ja, ja, mein Paris, ich liebe dich, weil du, das über alles lacht, noch nicht gelacht hast über das kleine Christkind, weil du an dieses glaubst, du, das sonst an nichts glaubt! ... Du siehst, ich komme auch alle Jahre. Niemals bin ich ausgeblieben ... Ich bin sogar während der Belagerung gekommen, erinnerst du dich? ... Es war damals wirklich sehr traurig. Weder Feuer noch Licht, die Essen alle kalt. Die Granaten, die über mein Haupt hin pfiffen, schlugen durch die Dächer, stürzten die Essen um ... Und dann, von den kleinen Kindern waren gar so viele nicht da! ... Ich hatte zu viele Spielsachen jenes Jahr; ich habe volle Körbe zurückgebracht ... Glücklicherweise wird mir diese Nacht nichts übrig bleiben. Man hat mir angekündigt, daß ich viele kleine Schuhe zu füllen haben würde. Ich habe auch entzückende Spielsachen bei mir, lauter französische ...

Ein Pariser Spatz.

Bravo! Ich sehe mich nicht satt an diesem Kind.

Alle Spatzen.

Piuh, piuh ... Kwi, kwi ... Es lebe das Christkind!

Ein Schwarm von Störchen (in langgestrecktem Dreieck am Himmel vorüberziehend).

Uah, uah ... Es lebe das Christkind!

Der Wind (den Schnee durcheinanderwirbelnd).

Rufe doch Christkind, du auch!

Der Schnee (sehr leise).

Ich kann nicht, aber ich streue ihm Weihrauch. Sieh die Wirbel seinen weißen Staubes, die ich um die Körbe blase, in das Haar meines Königskindes ... Wir kennen uns seit lange gegenseitig; denke doch, ich sah ihn zur Welt kommen, dort unten in seinem kleinen Stall ...

Der Wind, die Glocken, die Essen (zusammen aus Leibeskräften rufend).

Christkind, Christkind! Es lebe das Christkind!

Das Christkind.

Nicht so laut, meine Freunde, nicht so laut! Man darf nicht alle die kleinen Leute da drunten aufwecken ... Es ist so was Schönes um die Freude, die einem im Schlaf kommt, ohne daß man daran denkt ... Und jetzt, meine Herren Kobolde, kommt mit mir auf die Böschung der Dächer, wir wollen mit der Bescherung anfangen. Allein für dieses Jahr habe ich beschlossen, etwas zu probieren. Das Allerschönste, was wir haben an Spielsachen, an Goldhanswursteln, an Atlassäckchen voll gebrannter Mandeln, Pralinen, an großen Puppen mit lauter Spitzen, all das, will ich, soll in die armseligsten Schuhe fallen, in die Essen ohne Feuer, in die frostigen Dachfenster. Und dafür wollen wir in die Häuser des Glücks, auf die sammetenen Teppiche, auf die dicken Pelze alle diese kleinen Spielsachen um einen Sou werfen, die nach Harz und blankem Holze riechen.

Die Spatzen von Paris.

Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Das ist ein guter Einfall.

Die Kobolde.

Verzeih, Christkind! Bei deiner neuen Ordnung werden die Armen glücklich sein, die Reichen aber werden weinen. Und, potztausend, ein Kind, das weint, ist weder reich noch arm. Es ist ein weinendes Kind, und es giebt nichts Trübseligeres ...

Das Christkind.

Laßt nur, ich kenne das besser als ihr ... Die Armen werden außer sich sein vor Vergnügen, diese kunstvollen Spielsachen anfassen zu können, die ihnen hinter dem Schaufenster der Läden so verführerisch dünken, und deren vergoldeter Glanz den Wert als Spielzeug, den Reiz der Unterhaltung nicht erhöht. Aber ich wette, daß die reichen Kinder das eine Mal ebenso zufrieden sein werden mit ihren Hampelmännern von Bindfaden, mit den Springpuppen und all den Lockvögeln der Dreizehn-Sous-Bazare, wo sie nie hinkommen ... Also seht, so ist die Sache. Und jetzt vorwärts, und eilen wir uns! Es giebt so viele Essen in Paris, und die Nacht ist so kurz!

IV.

Dort oben die kleinen Lichter verbreiteten sich jetzt in der ganzen Runde, als hätte man auf den Schnee der Dächer alle mit Lichtern besteckten Zweige eines Weihnachtsbaumes hingeschüttet. Nicht eine einzige Esse war übersehen, von den Palästen, umgeben von Terrassen und weißbereiften Bäumen, bis zu den armseligen Dächern des Elends, die aussehen, als ob sich eines ans andre lehnen müsse, um nicht unter ihrem Gewicht einzustürzen. Bald hörte man über all den Häusern von Paris das Geklingel der Schellen, alle die verschiedenen phantastischen Geräusche aus den Spielwarenläden, das Bähen der Hammel, das Lallen der Puppen, das Rauschen von gesticktem Atlas, die Klappern, die Trompeten, die Trommler, die Räder der Postpferde, den Peitschenknall der Postillone, das Flügelrad der Windmühlen. All das rührte sich, verlor sich dann und verklang zwischen den Schornsteinen. Wo es keine Kinder gab, da ging das Christkind, geführt von seinen Kobolden, rasch vorbei, ohne sich zu täuschen; aber manchmal, gerade wenn es sich mit vollen Händen näherte, flüsterte die Esse mit ihrem schwarzen Mund: „Es ist gestorben, 's ist unnötig ... es giebt keine kleinen Schuhe mehr im Hause ... Behalte deine Spielsachen, mein Königskind. Die Mutter müßte weinen, wenn sie sähe ..."

Lange, lange noch schwebten die kleinen Lichter so umher. Da krähte plötzlich ein heiserer Hahn mitten im Dunkel, ein Streifen des Tageslichts durchbrach den Himmel, und alsbald verschwand der ganze Weihnachtszauber. Das Fest der Dächer war zu Ende, das der Häuser begann. Schon entstiegen liebliche, entzückende Laute den Essen, zugleich mit dem Rauch der angezündeten Feuer. Das war ein Jubelgeschrei, ein tolles Gelächter, kindliche Stimmen, die nun ebenfalls ausriefen: „Christkind, Christkind! Hoch das Christkind!" während über den verödeten Dächern die Sonne sich erhob, eine schöne Wintersonne, ein rosiges Kunstwerk, und ihre ersten Strahlen aussandte; sie glichen im Flimmern des Schnees Silberblättchen, Perlmutter und Goldfransen, die aus den Körben des Königskindes gefallen waren ...

Lose Blätter.

Das große Los.

Von **Emilia Pardo-Bazán.**

Aus dem Spanischen übersetzt von A. Rudolph.

Zur Zeit Godoys zählte das Vermögen der Torresnobles von Fuencar zu den bestfundierten und größten des spanischen Reiches. Politische und andre Ereignisse brachten den Ertrag herab, und ganz besonders dezimierte es die leichtsinnige und verschwenderische Lebensweise des letzten Marquis von Torresnobles, worüber man sich bei Hofe viele Geschichten erzählte.

Als der Marquis von Torresnobles sich schon den Sechzigern nahte, faßte er den Entschluß, sich auf sein Gut Fuencar zurückzuziehen, den einzigen Besitz, den er nicht verpfändet hatte. Dort befaßte er sich ausschließlich damit, seinen Körper zu pflegen, der ebenso gelitten hatte wie sein Besitz. Da der Ertrag von Fuencar ihm noch als Landedelmann ziemlich gut zu leben ermöglichte, so richtete er seinen Hausstand derart ein, daß ihm keine Bequemlichkeit mangelte. Er hielt sich einen Kaplan, der ihm an Sonn- und Festtagen die Messe las und außerdem mit ihm Karten spielte und ihm die reaktionärsten Zeitungen vorlas und erklärte; ferner einen Verwalter oder Vogt, der die Feldwirtschaft leitete; einen dicken, phlegmatischen Kutscher, der feierlich die zwei Maultiere des Wägelchens lenkte; eine würdige, stille Haushälterin in gesetztem Alter; einen Kammerdiener, den er als Ueberbleibsel und Andenken an sein leichtsinniges Leben mit aus Madrid gebracht hatte, und der sich mit seinem Herrn jetzt eines geordneten Lebenswandels befleißigte, dabei verschwiegen und pünktlich wie vorher war. Schließlich hatte er noch eine saubere Köchin, die geschickt in der Herstellung der schmackhaften, alten Nationalgerichte war, die den Gaumen kitzeln, ohne zu schaden.

So vortrefflich organisiert, funktionierte das Hauswesen wie eine gute Uhr, und der Herr freute sich täglich mehr, aus dem bewegten Meer von Madrid entronnen und in den stillen, hübschen Hafen von Fuencar eingelaufen zu sein. Seine Gesundheit erholte sich, die Verdauung und andre Thätigkeiten der gebrechlichen Hülle des Geistes kamen wieder in Ordnung. Nach einigen Monaten wurde der Marquis korpulenter, ohne an Beweglichkeit zu verlieren. Sein Rücken wurde wieder steifer, und seine gesunden Atemzüge zeigten, daß der böse Magenkrampf ihn nicht mehr plagte.

Wenn der Marquis sich wohlbefand, so ging es seiner Dienerschaft ebenfalls gut. Damit es ihr gefiele, bezahlte er sie besser wie irgend jemand in der Provinz, und außerdem beschenkte er sie bisweilen. So blieben sie zufrieden. Es gab wenig Arbeit, die Bezahlung stieg von Zeit zu Zeit, und dann kamen noch die Ueberraschungen durch Geschenke. —

Einmal im Dezember war es kälter als nötig. Das Weichbild und die ganze Umgebung von Fuencar waren mit einer eine Viertelelle hohen Schneedecke überzogen. Der Marquis fühlte sich in seinen großen Zimmern einsam und stieg häufig abends in die Küche hinab, um aus Instinkt die Gesellschaft der Menschen zu suchen. Er stellte sich an das Herdfeuer, wärmte sich die Hände, knackte mit den Fingern und lachte fast über die Geschichten, die der Vogt und der Hirte mit andalusischem Humor erzählten. Er bemerkte auch, daß die Köchin sehr schöne Augen hatte. Unter andern ländlichen Unterhaltungen, die ihm Spaß machten, vernahm er auch, daß alle seine Diener beabsichtigten, sich zusammenzuthun, um ein Zehntel in der Weihnachtslotterie zu spielen.

Am nächsten Tage frühzeitig schickte der Marquis einen Boten in die benachbarte Stadt, und bei Dunkelwerden kam der freigebige Herr in die Küche und kündigte seiner Dienerschaft an, daß er ihre Wünsche erfüllt und ein Lotterielos genommen habe, wovon er ihnen zwei Zehntel schenke. Die andern acht Zehntel behalte er selbst, um auch das Glück zu versuchen. Als man dies hörte, gab es in der Küche einen Freudenausbruch, Hochs und Dankesrufe. Nur der Hirt, ein alter, gesetzter Mann, schüttelte den Kopf und meinte, wenn man mit großen Herren spiele, verscheuche man das Glück. Dies kränkte den Marquis so, daß er ihn mit keinem Heller bei den bewußten zwei Zehnteln beteiligte.

Diese Nacht schlief der Herr nicht so gut wie früher in Fuencar. Er hatte trübe Gedanken, wie sie nur Hagestolze kennen. Die Begehrlichkeit, mit welcher die Diener von dem Gelde sprachen, welches sie gewinnen könnten, hatte ihm sehr mißfallen. „Diese Leute,“ sagte sich der Marquis, „warten nur darauf, sich den Beutel zu füllen, um mich im Stich zu lassen. Und was für Pläne haben sie! Caledonio (der Kutscher) will eine Schenke aufmachen — natürlich, um selbst den Wein zu trinken! Die einfältige Dona Rita (die Wirtschafterin) will ein Gasthaus errichten! Jacinto (der Kammerdiener) ist wohl still, aber er wirft der Pepa Blicke zu, daß ich schwören möchte, sie wollen sich heiraten. Ach was!“ sagte der Marquis, wandte sich im Bette um und deckte sich besser zu, weil es ihn im Genick fror. „Was geht mich schließlich alles das an? Das große Los gewinnen wir doch nicht. Sie mögen nur mir weiter gehorchen.“ Und bald darauf schnarchte der gute Herr.

Zwei Tage darauf fand die Ziehung statt. Jacinto, der nicht umsonst viele Jahre Kammerdiener

gewesen war, wußte es so einzurichten, daß sein Herr ihn nach der Stadt schickte, um irgend welche nötigen Sachen zu holen. Bei Einbruch der Nacht schneite es gehörig, und Jacinto war immer noch nicht zurück, obgleich er zeitig aufgebrochen war.

Die Diener waren in der Küche, wie immer, versammelt, als sie leises Pferdegetrappel auf dem frischen Schnee hörten, und bald darauf kam Jacinto wie eine Bombe zur Thür hereingefallen. Er war blaß, zitterte und sprach mit matter Stimme:

„Das große Los!“

Der Marquis befand sich gerade in seinem Arbeitszimmer, hatte die Beine in Decken gehüllt und rauchte eine Havanna, während der Kaplan die politischen Neuigkeiten aus der Zeitung vorlas. Bald wurde die Vorlesung unterbrochen, und beide lauschten auf den Lärm, der aus der Küche drang. Es schien ihnen anfangs, als ob die Leute sich zankten, aber bald hörten sie, daß es nur große, stürmische Freudenausbrüche waren. Der Marquis fühlte sich in seinem Ansehn bedroht und sandte den Kaplan nach der Küche, um sich zu erkundigen, was geschehen sei, und Ruhe zu gebieten. Nach wenigen Minuten kam der Abgesandte zurück, ließ sich auf das Polster fallen und sprach mit röchelnder Stimme: „Ich ersticke,“ riß sich den Kragen ab und zerrte an der Weste, um sie aufzumachen. Der Marquis kam ihm zu Hilfe und fächelte ihm mit der Zeitung Luft zu. Darauf kam von seinen Lippen in abgebrochenen Worten:

„Das große Los ... haben wir ge — wonnen!“

Trotz seiner Gelenkleiden eilte der Marquis mit nie gesehener Schnelligkeit nach der Küche. Als er unter die Thür trat, blieb er erstaunt über den sich ihm darbietenden, merkwürdigen Anblick stehen. Caledonio und Dona Rita tanzten und hüpften wie elektrisch gewordene Holunderkügelchen. Jacinto tanzte mit einem Stuhl, Pepa schlug mit einem Stiel an eine Pfanne und machte eine schreckliche Musik. Der Vogt lag am Boden, wälzte sich herum und schrie wie ein Besessener: „Gelobt sei die heilige Jungfrau!“ Kaum bemerkten diese Tollen den Marquis, als sie sich mit offenen Armen auf ihn stürzten. Ohne daß er es hindern konnte, hoben sie ihn in die Höhe, sangen und tanzten und warfen ihn sich wie einen Gummiball zu. Sie schleppten ihn in der ganzen Küche herum, und als sie ihn wütend sahen, ließen sie ihn auf den Boden fallen. Die Köchin hob ihn auf und tanzte mit ihm Galopp, während der Vogt ihm einen Schlauch Wein hinhielt und ihn drängte, zu trinken. Er sagte, er wäre ausgezeichnet, was er sicher wissen mußte, denn er hatte ihn allein fast ausgetrunken.

Sobald er sich losmachen konnte, flüchtete sich der Marquis nach seinem Zimmer. Er hatte üble Laune und gedachte sie an dem Kaplan auszulassen. Zu seinem großen Erstaunen traf er den Kaplan in seinen Mantel gehüllt und im Begriff, sich den Hut aufzusetzen.

„Um Gottes willen, wo wollen Sie hin?“ rief der Marquis.

„Nun, mit seiner Erlaubnis ging Don Calixto nach Sevilla, seine Familie zu besuchen und ihnen die angenehme Nachricht zu bringen. Auch wollte er selbst seinen Anteil am Zehntel einkassieren, eine Summe von einigen tausend Thalern.

„Und da verlassen Sie mich? Und die Messe?“

Da steckte der Kammerdiener seinen Kopf zur Thür herein. Wenn der Herr Marquis erlaubten, wollte er auch gehen, um seinen Anteil einzukassieren. Der Marquis erhob die Stimme und sagte, man müsse vom Teufel besessen sein, wenn man zu dieser Stunde und bei einer Viertelelle Schnee fortginge. Darauf antworteten beide, um zwölf käme der Zug an der nächsten Station vorbei, und bis dahin kämen sie schon zu Fuß, oder wie sie könnten. Schon wollte der Marquis sagen: „Jacinto bleibt da, denn ich brauche ihn,“ als sich in der Thür das rote Gesicht des Kutschers zeigte, der, ohne um Erlaubnis zu bitten, und mit unverschämter Freude sich von seinem Herrn verabschiedete, denn er ginge fort, um die Moneten zu holen.

„Und die Maultiere?“ schrie der Herr. „Und der Wagen, wer soll ihn besorgen?“

„Der, den Eure Gnaden bestellen, ich werde aber nicht mehr fahren,“ antwortete der Kutscher und drehte sich um, um Dona Rita vorbeizulassen, die nicht wie gewöhnlich, demütig, und als ob sie auf Eier trete, ankam, sondern mit aufgelöstem Haar, lebendig und lachend. Sie schwenkte ein Schlüsselbund in der Hand, das sie dem Herrn reichte.

„Wissen Sie, Euer Gnaden, der ist zur Vorratskammer, der zum Wäscheschrank, der ...“

„Der Teufel hole euch alle zusammen!“ fuhr der Marquis auf. „Jetzt soll ich selbst kochen, Speck und Bohnen herausnehmen! Gehen Sie zur ...“

Donna Rita hörte den Schluß der Verwünschung nicht, denn sie war trällernd fortgegangen. Die übrigen folgten ihr und hinterher wütend der Marquis, der sie in der Küche beinahe eingeholt hätte. Aber nach dem Hofe wagte er, der Kälte wegen, nicht zu folgen. Beim Mondschein sah der Marquis, wie sie sich entfernten. Voran ging Don Calixto, dann Caledonio mit Donna Rita am Arm und zuletzt Jacinto, dicht an eine weibliche Gestalt geschmiegt, in welcher er Pepa, die Köchin, erkannte. „Also die kleine Pepa auch!“ Der Marquis ließ seine Blicke über die verödete Küche schweifen. Er sah das ausgehende Feuer und hörte ein furchtbares Schnarchen. Am Feuer hingestreckt, schlief der Vogt seinen Rausch aus.

Am nächsten Tage bereitete der Hirt, welcher dem Glück nicht getraut hatte, für den Marquis von Torresnobles eine Brotsuppe und ein Knoblauchgericht, damit der edle Herr an dem ersten Tage, an dem er als Millionär aufwachte, etwas Warmes essen konnte.

*

Es scheint überflüssig, die prachtvolle Einrichtung zu beschreiben, die der Marquis sich in Madrid anschaffte, aber erwähnenswert ist, daß er einen Koch annahm, dessen Speisen gastronomische Meisterwerke

waren. Man vermutete, daß die Werke dieses vortrefflichen Künstlers die Krankheit erzeugten, welche den Marquis ins Grab brachte. Dennoch glaube ich, daß der Schreck und der Fall, welchen er erlitt, als seine prächtigen englischen Pferde durchgingen, der wahre Grund seines Todes war. Seinen neuen, prächtig eingerichteten Palast in der Alcalastraße hatte er nur wenige Monate bewohnen können.

Als man das Testament des Marquis öffnete, staunte man, daß er zu seinem Erben den Hirten von Fuencar ernannt hatte.

Folk-lore aus Andalusien.

Uebersetzt von Luise Ey.

Gar schwierig ist's, in allen Sachen
Den Leuten es recht und gut zu machen.
Was Peter zu weit, ist Micheln zu enge,
Hans schmält über Kürze und Kunz über Länge
Und Klas gar auf beides zu gleicher Zeit:
Kurz, keinem, keinem paßt das Kleid.

*

Wie glaubt' ich an die Reize wohl,
Die ohne Zweifel dich zieren?
Wenn ich, o Schöne, dran glauben soll,
So laß sie mich erst studieren!

*

Trau nicht, noch mißtrau ohne Grund,
Straf andrer Kinder nicht, noch Hund!
Zähme kein Füllen, verpflanz keinen Wein,
Behalte dein Weib für dich allein!

*

Uebel nenn' ich solche Leiden,
Die nicht töten, sondern quälen;
Die auf einen Streich uns töten,
Möcht' ich zu den guten zählen.

*

Warum willst du, o Herze, dich
In Ungeduld verzehren?
Weit besser: Begehren ohne Besitz
Als besitzen ohne Begehren.

Orientalische Lebensweisheit.

Arabischen Schriftquellen entnommen und übersetzt von Egmont Aladin.

Ein braver Diener, sagt Kisra, ist besser als der eigne Sohn; denn nur in dem Leben seines Herrn sieht der Diener sein Glück, der Sohn dagegen erhofft sein Glück nach dem Tode des Vaters.

*

Diener ist, wer selber viele Diener hat.
(Arabisches Sprichwort.)

*

Wenn ein Mensch, der einen Fehler begangen hat, bereuend sich dir naht, und du verzeihst ihm nicht, so ruht hinfort die Schuld auf dir.
(Mohammed Benulhazim, arabischer Dichter.)

*

Der Kalif Omar ging nachts durch die Straßen. Da hörte er aus einem Hause Gesang und Becherklirren schallen. Er stieg über die Mauer, ging leise hinein und sah im Gemach einen Mann mit einem Weibe Wein trinken. „O du Feind Gottes," rief er aus, „glaubst du, Allah wird dich beschützen, wenn du seinen Geboten ungehorsam bist?" — „Sei nicht so rasch in deinem Urteil," erwiderte der Fröhliche dem Fürsten der Gläubigen. „Wenn ich ein Gebot Gottes verletzt habe, so hast du nun gleich drei auf einmal übertreten. Denn Gott spricht im Koran: ‚Forschet nicht heimlich umher', und du bist ausgegangen bei nachtschlafender Zeit, um heimlich herumzuforschen. Ferner: ‚Gehet nicht von rückwärts in die Häuser', du aber bist sogar über die Mauer in mein Haus gestiegen, — und endlich sagt Allah: ‚Betretet nicht fremde Häuser, außer euren eignen, bis daß ihr angefragt und die Erlaubnis erhalten und die Einwohner begrüßt habt', und du hast nicht angeklopft und bist ohne Gruß hier eingetreten!" — „Ich habe unrecht gethan," sprach darauf Omar; „willst du mir verzeihen?"

*

Hoffe nicht auf Besserung eines Schuldigen, der die Entschuldigung seines Vergehens mit Gründen mischt.

*

Wer auf Ohrenbläser hört, der stopft sein Ohr mit dicken giftigen Zungen voll. (Abu-Temmâm.)

*

Der Edle ist milde bei Verteilung seiner Gunst, der Unedle hart bei seiner Wohlthätigkeit:
(Sad ben Tsâbit.)

*

„Ich kann dem Manne meine Bewunderung nicht versagen," sprach der Kalif Moavia, „der, wenn er etwas mit Gewalt erreichen könnte, es durch Beweis seines Rechts erreicht und, wenn er etwas mit Härte erzwingen könnte, durch Milde zum Ziele kommt."

Andreas Karkawitzas.

Der Verfasser der Erzählung „Ein Unglückszeichen", den Lesern dieser Zeitschrift bereits aus dem „Verfehmten" bekannt (s. „Aus fremden Zungen" 1894 Nr. 6), gehört zu den bedeutendsten Vertretern der jungen Erzählungslitteratur Griechenlands. Der erst etwa fünfunddreißig Jahre alte Schriftsteller hat sich um die Ausbildung einer national-volkstümlichen Litteratur bereits sehr verdient gemacht, indem er mit unter den ersten den reichen Rohstoff des Volkslebens für die Litteratur nutzbar gemacht, ihn künstlerisch gestaltet und psychologisch vertieft hat — kurz, er ist der Schöpfer der neugriechischen Volkserzählung, im Stoff wie in der Form. Sein zweites großes Verdienst ist, daß er in richtiger Erkenntnis des organischen Zusammenhangs zwischen sachlichem Inhalt und sprachlicher Form mit der bisher in der griechischen Prosa allein herrschenden altgriechisch-byzantinischen Kirchensprache gebrochen, die frische, kernige und

bilderreiche Volkssprache an ihre Stelle gesetzt und so den Grund zu einer wirklich nationalen Litteratursprache gelegt hat, die den Griechen bisher noch fehlt. Diese Erkenntnis hat sich aber erst allmählich in ihm vollzogen. Die erste Sammlung seiner Erzählungen (1892), welche unter anderm auch den 1888 entstandenen „Verfehmten" enthielt, war noch in der alten konventionellen Kunstsprache geschrieben; aber inzwischen hatte er diese abgeschworen, und das Vorwort dieser Sammlung ist bereits in der lebendigen sogenannten Volkssprache verfaßt. Es zeigt sich in dieser Wandlung ein Uebergang wie etwa in Italien zur Zeit und in der Person Dantes, der ja in seiner Jugend noch lateinisch schrieb, oder wie bedeutend später bei den slavischen Völkern, zum Beispiel bei den Russen seit Karamsin (geb. 1765), bei den Serben seit Obradovicz (geboren 1739) und besonders seit Vuk Karadzicz (geboren 1787), die auch erst die nationale Sprache aus dem Banne des bis dahin allmächtigen, aber erstarrten Altslavischen (das sogenannte Kirchenslavisch) befreien mußten. Dieser interessante Prozeß vollzieht sich jetzt auch bei den Griechen, und Karkawitzas ist sein eifrigster und begabtester Förderer.

Für die Beurteilung seiner litterarischen Bedeutung ist bemerkenswert, daß er keiner fremden Sprache mächtig ist, und daher fremde litterarische Einflüsse auf die Entwicklung seines Darstellungstalentes nur in beschränktem Maße einwirken konnten. Sodann ist nicht zu übersehen, daß sein Name auf slavische Abstammung weist. Bekanntlich ist der Peloponnes, aus dem Karkawitzas gebürtig ist, im Mittelalter stark slavisiert worden. Diese Thatsache stellen zwar die Griechen aus falschem Patriotismus immer noch gern in Abrede; gerade das Beispiel Karkawitzas' zeigt aber, daß sie sich der slavischen Beimischung durchaus nicht so sehr zu schämen brauchen. Jedenfalls scheint Karkawitzas' Kunst in der psychologischen Schilderung und Analyse ein slavisches Erbteil zu sein.

Seinem bürgerlichen Beruf nach ist Karkawitzas Arzt, und gewiß darf man annehmen, daß auch diese Berufsthätigkeit auf die Entwicklung seiner psychologischen Beobachtungsgabe nicht ohne günstigen Einfluß geblieben ist. Ihr verdankt er auch den Stoff zu der vorliegenden Erzählung: zwei Jahre als Schiffsarzt thätig, hatte er Gelegenheit, das an charakteristischen Eigentümlichkeiten reiche Leben der griechischen Seeleute, wie es sich in dem malerischen griechischen Inselmeere abspielt, mit eignen Augen zu studieren. Aus diesem Studium erwuchs eine Reihe erzählender Schilderungen, die als „Plaudereien vom Vorderdeck" nacheinander veröffentlicht wurden. Zu ihnen gehört auch die Erzählung: „Ein Unglückszeichen" (1895 erschienen), die ebensosehr wegen der feinen Charakteristik der Hauptfigur wie wegen der stimmungsvollen Ausmalung des landschaftlichen Hintergrundes Interesse verdient.

K. D.

Eine Namensänderung in Zolas „Paris". Jedes neue Werk, das Emile Zola erscheinen läßt, pflegt seinem Autor neben enthusiastischer Bewunderung auch eine Anzahl von Angriffen einzutragen, die der Dichter mit Resignation oder gutem Humor über sich ergehen läßt. Sein neuer Roman „Paris" scheint von dieser Regel keine Ausnahme zu machen. Zolas erbittertste und prinzipielle Gegner, die Index-Kongregation und der grimme Kritiker Ferdinand Brunetière, haben sich zwar noch nicht geäußert und werden ihr gewohntes Verdammungsurteil erst sprechen, wenn der Roman vollständig erschienen ist; aber die Klasse der argwöhnischen und ängstlichen Leute, die in den Figuren eines Romans ihre eignen Porträts zu erkennen oder ihren guten Ruf gefährdet glauben, weil ihr Name zufällig darin vorkommt, fängt bereits an, dem Autor von „Paris", kaum daß die Veröffentlichung des Romans begonnen hat, durch Rekriminationen das Leben sauer zu machen. Schon hat sich Zola in einem kürzlich mitgeteilten Gespräch mit einem Pariser Journalisten gegen die ihm gemachte Unterstellung verwahren müssen, daß er in „Paris" bestimmte zeitgenössische Persönlichkeiten habe zeichnen wollen, und jetzt hat ein Herr André Sagnier, ehemaliger Direktor der Bibliothek der republikanischen Propaganda, dagegen Einspruch erhoben, daß ein in dem Roman vorkommender Publizist, der Chefredakteur der „Voix du peuple", der in seinem Blatte sensationelle Artikel über angebliche „Skandale" veröffentlicht und von andern Personen des Romans mit wenig schmeichelhaften Bezeichnungen, wie „imbécile", „fou dangereux" und so weiter, belegt wird, seinen, Sagniers, Namen trägt. Er hat in einer Eingabe an den Polizeipräfekten, gestützt auf Entscheidungen aus den Jahren VIII und IX (!), die sofortige Umtaufung seines Namensvetters in dem Roman verlangt. Zola, der sicherlich nicht daran gedacht hat, Herrn André Sagnier nahezutreten, sondern den Namen völlig frei erfunden hatte, hat sich ohne weiteres bereit erklärt, aus dem „Sagnier" einen „Sanier" zu machen, so daß Herrn Sagniers Ehre nun wieder als gerettet gelten darf — ein Resultat, das er bei der bekannten Liebenswürdigkeit Zolas wahrscheinlich auch ohne das schwere Geschütz, dessen er sich bedient hat, erreicht hätte. Dem geplagten Autor aber ist zu wünschen, daß nun nicht auch ein Herr Sanier seinen guten Ruf durch ihn angetastet findet.

—r.

*

Zur Charakteristik Tolstojs. Ein Mitarbeiter der russischen Zeitschrift „Orlowsky Wjestnik", der kürzlich mit Tolstoj zu sprechen Gelegenheit hatte, weiß einige interessante Mitteilungen über den berühmten Dichter zu machen. In seiner Stellung zur Musik ist Tolstoj konservativer, als nach seinen litterarischen Werken und Anschauungen zu erwarten wäre. Richard Wagner ist in seinen Augen ein Dekadenter, der die Inspiration durch Verstandesthätigkeit ersetzt; er hat in seiner Musik wenig Melodie, liebt den Lärm und ist für die große Menge unverständlich. Tolstoj giebt der anspruchslosesten Volksweise den Vorzug

vor Wagners großartigster Komposition. — Für die Politik hat der Dichter ein äußerst lebendiges Interesse und spricht sich in sehr kräftigen Worten über die politischen Verhältnisse in Rußland aus. Die litterarische Thätigkeit nimmt indessen in seinen Zukunftsplänen die erste Stelle ein, und aus seiner Feder ist noch manches Werk zu erwarten, um so mehr, als er alle körperliche Arbeit und Beschäftigung, die ihm sonst bekanntlich Bedürfnis und Gewohnheit war, seit einiger Zeit hat aufgeben müssen. Sein Alter und sein Gesundheitszustand, erklärte er, erlauben ihm nicht mehr, so zu leben, wie er es nach den Naturgesetzen und nach den Vorschriften des Evangeliums für geboten erachtet.

*

Ein moderner Magier. Zu den wunderlichsten Erscheinungen des französischen Dekadententums fin de siècle gehört die originelle Persönlichkeit des Schriftstellers Joséphin Péladan (geb. 1858 zu Lyon), „Sar Péladan“ oder „Sar Merodach“ genannt. Er zeigte vielversprechende schriftstellerische Begabung, doch genügte es ihm nicht, banale Lorbeeren wie andre Leute von Talent zu pflücken. Er erhob sich über seine Kollegen in das Reich des Mystizismus, Spiritismus und Occultismus, und suchte einen esoterischen Neukatholizismus im Geiste des „diabolischen“ Dichters Barbey d'Aurévilly zu gründen. Selbstverständlich fand er, wie jeder überspannte Kopf, seine Anhänger und Bewunderer. Einst gerierte er sich als Mephistopheles und spazierte in schwarzem Sammetanzug, kurzem Beinkleid und seidenen Strümpfen einher; eine brennend rote Krawatte zierte seine Brust. Jetzt läßt er sich „Sar“ nennen und giebt sich für einen Abkömmling chaldäischer Fürsten aus. Haar und Bart hat sich der „Sar“ nach dem Muster der assyrischen Fürstenhäupter im Louvremuseum zustutzen und sich so für seine Bewunderer malen lassen. Als er sich vor zwei Jahren mit einer reichen Witwe vermählte, unterbrach er die Trauungszeremonie und setzte majestätisch, wie Napoleon auf dem bekannten Bilde von David, seiner Gattin ein diamantengeschmücktes Diadem auf das Haupt. Neuerdings hat Péladan die Künstlersekte der „Rosenkreuzer“ gegründet, die alljährlich unter seiner Leitung eine Ausstellung symbolischer und mystischer Kunstwerke, vorwiegend Gemälde, in der Rue de la Paix veranstaltet. Der Bund, „Ordre de la Rose†Croix du Temple et du Graal“, hüllt sich in allerhand mysteriöse Bräuche und Formeln, die mittelalterlichen Geheimbünden entlehnt sind; übrigens zählt er bedeutende Künstler zu seinen Mitgliedern, und seine „Salons“, das heißt die Ausstellungen dieser Vereinigung, spielen im Kunstleben von Paris eine große Rolle. Eine gewisse Beachtung hat der „Sar“ auch als Schriftsteller gewonnen, und man muß ihm, um gerecht zu sein, eine hohe poetische Begabung zuerkennen. „Le vice suprême“ und „La victoire du mari“, die er selbst zu den Werken der „Décadence latine“ zählt, sind ein wunderliches Gemisch von Sinnlichkeit, faustischer Grübelei, Beschwörungen und märchenhafter Symbolik, womit die jüngste französische Dekadenz mit Vorliebe ihre Erzeugnisse füllt. A. Br.

*

Der Geheimpolizist im englischen und französischen Roman. Charles Dickens hat den englischen Geheimpolizisten zuerst für den Roman entdeckt; sein Inspektor Bucket in „Bleakhouse“ ist der litterarische Typus, die Verkörperung von Findigkeit, Klugheit und Gewandtheit, die sich in den Dienst des Rechts und der Ordnung gestellt hat. Seitdem hat jeder Romanschreiber sich verpflichtet gefühlt, seinen letzten Vorgänger in der Schilderung des Geheimpolizisten zu überbieten, und so ist allmählich ein Ideal des Geheimpolizisten entstanden, vor dessen übermenschlicher Klugheit, vor dessen geradezu wunderbarer Kraft logischen Schließens der gewöhnliche Sterbliche in Erstaunen dasteht. Wir kennen alle den Mann, der den kleinsten Riß in einer Witwenhaube bemerkt und dann schnurstracks nach Whitechapel geht und den Mann ergreift, der allein von allen Uebelthätern gerade an dem betreffenden Stück der Witwenhaube und gerade auf die betreffende Weise Risse hervorzubringen pflegt; wir kennen den Mann, der eine Fußspur nach anatomischen Anhaltspunkten beurteilt, den Betrag der gestohlenen Lebensmittel hinzu addiert, das Ergebnis dividiert durch das Wetter zur Zeit des Einbruchs und dann unfehlbar den Namen der Kneipe herausbekommt, wo der Schuldige gerade mit seinen Kumpanen den Erlös verjubelt. Wir alle kennen diesen Mann, der mit der ganzen Bande von Verbrechern auf du und du steht, und der nur den Finger aufzuheben braucht, um jeden zum Zittern zu bringen; und wir möchten diesen Mann nicht vermissen, wenn wir eine Erzählung zur Hand nehmen, um uns einen litterarischen Genuß zu leisten. Aber nicht nur die Engländer haben dieses litterarische Bedürfnis befriedigt und das Idealbild des Geheimpolizisten geschaffen, nein, auch die Franzosen, immer überlegen an Phantasie, haben sich auf dieses Feld geworfen. Die Geheimpolizisten der französischen Erzähler erfüllen in noch höherem Grade alle Anforderungen einer idealen Vollkommenheit in ihrem Berufe. Die französische Kriminalgeschichte wird auf beiden Seiten des Kanals mit Heißhunger verschlungen; der französische Geheimpolizist des Romans ist dem englischen an Spürkraft und Fernblick weit über. Er ist zwar auch im Anfang verblüfft, aber schließlich triumphiert er über alle Schwierigkeiten und erfüllt den Leser mit dem Eindruck, daß er die Fäden in der Hand hat und die ganze Geschichte längst zu Ende hätte führen können, wenn das dem Verfasser in den Kram taugen würde. (Nach dem „London Journal“.) Ss.

☞ Um freundliche Beachtung der Ankündigung des neuen Jahrgangs auf der zweiten und dritten Seite des Umschlags wird gebeten.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Bolhoevener in Stuttgart. Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.